image
not
available


HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Bavaria.

Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern

bearbeitet

von einem Kreise bayerischer Gelehrten.

Mit einer Uebersichtskarte des diesseitigen Bayerns in 15 Blättern.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung:

Bayerische Rheinpfalz.

Mit einem Trachten-Bilde in Holzschnitt, gezeichnet von A. Wagner.

München, 1867.
Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

HERAUSGEGEBEN

AUF VERANLASSUNG UND MIT UNTERSTÜTZUNG

SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS VON BAYERN

MAXIMILIAN II.

Inhalt.

Dreizehntes Buch.

Seite.

III. Vegetationsverhältnisse
von Fr. Schultz.

IV. Die Thierwelt
von W. Medicus.

Vierzehntes Buch.
Die Rheinpfalz.

Volkskunde.

Vorwort.

Es ziemt sich wohl, diesem Schlußbande der Bavaria ein Wort der Erinnerung an den unvergeßlichen Begründer des Werkes mit auf den Weg zu geben.

König Maximilian II. war, wie wohl selten ein Fürst, von dem rastlosen Streben erfüllt, der gründlichste Kenner seines Landes und Volkes zu werden. Schon als Kronprinz ließ er zum Zwecke seiner Privatstudien das Land bereisen und sich nach genau von ihm selbst entworfenem Plane Kunde bringen über solche topische und sociale Zustände, von welchen in Büchern und Acten nichts zu finden war. Als König ließ er diese Aufzeichnungen in den mannichfachsten Richtungen erweitert fortsetzen und sammelte sich in seiner Bibliothek allmählich das seltenste und reichste handschriftliche und gedruckte Material zur bayerischen Landes- und Volkskunde.

Aber er sammelte nicht bloß, sondern er studirte auch das Gesammelte. Zahllose eigenhändige Randglossen, Fragen und Bedenken, zahllose Excerpte zeugten, daß der Fürst mit dem Fleiße eines Forschers jene Handschriften und Bücher selbständig geprüft und durchgearbeitet hatte. Er faßte solche Arbeit nicht als eine persönliche Liebhaberei, sondern als eine wichtige und allgemeine Regentenpflicht.

Allein König Maximilian wollte nicht bloß für sich aufspeichern: die Kenntniß des heimathlichen Volkslebens sollte Gemeingut, das Studium von Land und Leuten gemeine Sache werden. Und so veranlaßte und unterstützte er denn eine ganze Reihe literarischer Publicationen, in welchen allerlei Eigenart des bayerischen Landes und Volkes bald in engerem, bald in weiterem Rahmen gezeichnet war.

In diesen Kreis gehört nun auch die Bavaria. Sie sollte eine Art encyklopädischen Mittelpunktes für die nach allen Seiten abzweigenden verwandten Special-Arbeiten bilden.

Wie der Titel des Buches von dem königlichen Herren selber angegeben war, so auch die Gliederung und Oekonomie des ganzen Werkes. Schon

lange bevor zur Ausführung geschritten wurde, hatte der König die Details vielfach erwogen und mit verschiedenen sachkundigen Männern durchgesprochen und liebte es, — und mit vollstem Rechte — Idee und Grundplan der Bavaria als sein Eigenthum zu bezeichnen.

Die volle Bedeutung des Werkes liegt aber nicht bloß in dem, was es unmittelbar bietet, sondern eben so sehr in andern Schriften, die sich um dasselbe gruppirten und durch die Idee der Bavaria bei dem Könige angeregt wurden: dieses sein ursprünglichstes Project war der Keimgedanke, aus welchem er die Pläne zu so vielen andern Einzelunternehmungen entwickelte: Monographien der Kunst- und Culturgeschichte des Landes, Chroniken der Städte, naturwissenschaftliche Untersuchungen, ökonomische, sociale, medicinische, statistische Darstellungen einzelner Bezirke 2c. 2c. sollten selbständig erweiternd und ergänzend hinzutreten. Mehrere dieser Schriften sind erschienen, andere wurden begonnen, bei vielen verblieb es beim bloßen Vorhaben.

Diese ganze Literatur zusammengenommen würde dann erst die wahre „Bavaria" geworden sein, wie sie dem so gern auf das Weite und Große gerichteten Geiste des Königs vorschwebte. Aber freilich Jahrzehnte würden nicht hingereicht haben, um alle diese Projecte zu Ende zu führen. Und dennoch bildeten auch sie in ihrer Gesammtheit wiederum nur ein bescheidenes Bruchstück der großen literarisch-wissenschaftlichen Unternehmungen, welche der edle Fürst hatte beginnen und ausführen lassen!

Konnte denn aber eine so vielgliederige Kette von Special-Arbeiten auch nur über Bayerns Natur und Bewohner überhaupt jemals zu einem Abschlusse kommen? Ich glaube nicht. Je ernstlicher jede jener besonderen Aufgaben genommen wurde, um so sicherer mußte sie wieder neue Aufgaben erzeugen. Ein abschließendes Resultat konnte dabei also nicht erreicht, man konnte niemals fertig werden. Allein alle wahre Forschung wird niemals fertig, und wenn durch jene ganze Literatur einer großen idealen Bavaria eben nur der gleiche Eifer für die Kenntniß der Heimath im Volke selbst entzündet wurde, wie er in der Brust des Königs glühte, dann war dieß auch ein Resultat. Dieses Resultat aber ist nicht bloß ein Ideal geblieben, es hat sich zum Theile verwirklicht: Bayern geht heute schon gar vielen andern Staaten voran durch die individuelle und höchst vielgestaltige Pflege der Landes- und Volkskunde, wie der Landesgeschichte.

Mag man über die in so viele und verschiedenartige Hände gelegte Ausführung der Bavaria (wie der vorgedachten verwandten Specialarbeiten) urtheilen, was man will: Idee und Plan des Unternehmens wird man als das ehrende Gedächtnißmal eines Königes anerkennen müssen, dessen

treue Liebe zu seinem Volke sich darin aussprach, daß er jeden, auch den kleinsten Zug von des Volkes Art und Natur für bedeutsam genug erachtete, um erforscht, und für würdig dargestellt zu werden.

Die Charakteristik des naiven Volksgeistes, jenes flüssigen und doch mit so deutlichen Zügen ausgeprägten Wesens, welches sich in Sitte, Sage, Mundart, Tracht, Wohnung, in Bildung wie in Unbildung und Aberglauben ausspricht, sollte zum Schwerpunkte des Werkes gemacht werden, naturwissenschaftliche und topographisch ortsgeschichtliche Ausführungen sollten sich nur erläuternd und umrahmend hinzugesellen. Dieß war ein Hauptsatz des Programmes, und in jenen Sittenbildern sollte zugleich die Originalität des Buches gegründet sein, welches also weder eine Geographie noch eine vollständige historische Topographie von Bayern bieten will, wie Manche irrthümlich unterstellten.

Die größte Schwierigkeit bot dabei der „Abriß der Ortsgeschichte;" bei dem riesigen Stoffe ließ sich derselbe nicht in der ursprünglich beabsichtigten gedrängten Kürze behandeln; andererseits aber führte selbst die erweiterte Fassung doch nicht überall zu der erwünschten Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit. Die Verfasser der betreffenden Abschnitte hatten bei diesen entgegengesetzten Forderungen in der That einen harten Stand und mußten oft mehr entsagend als aus dem Vollen gebend die Feder führen. Trotz so manchem Trefflichen, was hier im Einzelnen geleistet ward, fügen sich diese Abrisse darum doch nicht durchaus organisch ins Ganze und bieten hier zu viel, dort zu wenig. So versuchte denn der Verfasser der pfälzischen Ortsgeschichte noch in diesem letzten Bande eine abweichende Form der Lösung seiner Aufgabe, indem er eine zusammenhängende politische Geschichte der Pfalz gab mit besonderer Berücksichtigung der Oertlichkeiten und einer ausgeführteren Chronik der wichtigsten Städte des Kreises.

Die Redaction hatte, wie sie schon früher aussprach, keinen weiteren Beruf, als den äußeren Rahmen und die Oekonomie des Werkes festzuhalten: der materielle Inhalt der einzelnen Abschnitte blieb überall Sache der mit den Namen für ihre Arbeit einstehenden Herren Verfasser. Es haben sich sehr gegnerische Standpunkte, sehr verschiedene Darstellungsweisen geltend gemacht, bis zum Styl und der Orthographie hinab; es ist zwischendurch der Eine in offenen Widerspruch mit dem Andern getreten, und ist gar manches historische Raisonnement entwickelt, gar manche Meinung ausgesprochen worden, welche die Redaction durchaus nicht als die ihrige unterschreiben möchte. Auch diese subjective Freiheit des Urtheils und der Kritik, die ein Jeder an sich und an der Sache übte, lag in dem Wunsche des erlauchten Begründers dieses Werkes bedingt. Nachdem ein früheres

Project, die ganze Bavaria von Einer Feder schreiben zu lassen, als unmöglich aufgegeben war, sollte keine centralisirende Dictatur der Redaction fürder walten.

Die hiedurch begründeten Vorzüge zeigen dann aber auch natürlich die Kehrseite entsprechender Mängel. Die Bavaria ist ein nach den Stoffen geordnetes Archiv der bayerischen Landes- und Volkskunde, eine Fundgrube, die mit den fortschreitenden Bänden reicher wurde, sie ist die nothwendige Vorarbeit für ein einheitliches Werk über Bayern, welches doch zuletzt nur ein Einzelner schreiben könnte, kein in sich abgerundetes literarisches Kunstgebilde.

In diesem Sinne einer so viel neues erschließenden Fundgrube haben die einzelnen Bände den Beifall der wissenschaftlichen Kritik bereits in sehr zahlreichen Organen der deutschen Presse gefunden, und wohl auch in diesem Sinne schrieb einer der ersten deutschen Geographen, Daniel, in der Vorrede zum dritten Bande seines großen Handbuches der Geographie: „Wenn alle Länder Werke wie die Bavaria aufzuweisen haben, dann muß es eine Freude sein, eine deutsche Specialgeographie zu schreiben."

Zum Schlusse erlaubt sich die Redaction noch auf ein neues Unternehmen aufmerksam zu machen, welches, obgleich ganz selbständig, doch in nahem innerem Zusammenhange mit der Bavaria steht, ja als eine Art statistischen Supplementes zu derselben aufgefaßt werden kann. Es ist dieß ein „Lexikon für Bayern", das erste umfassende Handbuch einer topographisch geordneten Statistik Bayerns, worin neben der allgemeinen Landesstatistik zugleich die politische, kirchliche, wirthschaftliche ꝛc. Statistik der Provinzen, Bezirks- und Landgerichte und endlich ein nach den Gerichtsbezirken alphabetisch geordnetes Verzeichniß aller Ortschaften, Weiler, Höfe, Mühlen mit Einwohner- und Gebäudezahl geboten werden soll. Das höchst praktische Nachschlagebuch, welches als ein fertiges Ganzes demnächst in der Verlagshandlung der Bavaria erscheinen wird, ist von einer Anzahl bayerischer Officiere nach rein amtlichen Quellen bearbeitet und im Drucke schon zum größeren Theile vollendet.

Ich sagte oben: beim Studium von Land und Leuten ruft ein Unternehmen das andere ins Leben; das „Lexikon für Bayern" mit und neben der Bavaria ist ein Beleg dieses Satzes.

München, am 5. Februar 1867.

W. H. R.

Dreizehntes Buch.

Naturwissenschaftliche Darstellung der Rheinpfalz.

I.

Die geognostischen Verhältnisse.

Von C. W. Gümbel.

Literatur.

Collin, Historia et commentation. 1766.
Derselbe, Journal d'un voy. minéral. 1777.
Derselbe, Tagebuch e. min. Reise. 1777.
Ferber, Bergm. Nachr. v. d. mineral. Gegenständen. 1776.
Suckow, Bemerk. in Crell's Ann. 1785.
Bitter, Geogn. hist. Besch. 1787.
Beroldingen, Bemerk. a. e. Reise durch die pfälz. Quecks. 1788.
Link, Mémoire d'une descript. d. l. forêt u. Mont-Tonnerre. 1800.
Faujas de St. Fond, Voyage géol. à Oberstein in d. Annal. d. Mus. hist. nat. d. Paris. 1807.
C. v. Leonhard, Ueb. Quecks. in d. Pfalz (Leonh. Zeitsch. f. Min.) 1807. S. 20.
Derselbe, Ueb. Gänge v. Kalk in d. Rheinpfalz (N. Jahrb. f. Min. ꝛc. 1837 S. 641).
Derselbe, Ueb. Eisenstein b. Schlettenbach (N. Jahrb. f. Min. ꝛc 1845)
Steininger, Geogn. Studien am Mittelrhein. 1819
Derselbe, Geogn. Gebirgskarte zw. Rhein und Maas 1822.
Derselbe, Geogn. Besch. d. Landes zw. Saar u. d. Rhein 1840. Nachtrag dazu 1841.
Voltz, Allg. Uebers. d. Min. d. Rheindep. (in Aufschneider's hist. top. Beschr. des Elsasses)
v. Rau, Pflanzenabdrücke v. St. Ingbert (Denkschrift d. Akad. d. W. in München. VII, S. 283. 1818)
Derselbe, Das Mainzer Becken in v. Leonhards Zeitschr. f. Min. 1827. S. 65 und 1828 S. 40.
Schulze, Quecksilbergruben d. Pfalz in Karsten's Arch. III. S. 36. 1820.
Derselbe, Briefl. Nachtrag
Merian, Geogn. Wanderung d. d. überrhein. Pfalz in Leonh. min. Taschenb. 1820
H. v. Meyer, Ueber den Battenberg in Karst. Arch. V. 1821. S. 62.
Ders. üb. Thierreste im Rheindiluv (N. Jahrb. 1832 S. 219).
Derselbe, Brst. v. Münsterappel (N. J. 1844: S. 431).
Derselbe, Ueber Archegosaurus (N. J. 1854. S. 431).
Nöggerath, Das Gebirge in Rheinland und Westphalen 1822—28.
Derselbe, Kritisch. Bemerk. ü. d. Steininger'sche Arb. in d. Gött. gel. Anz. 1840.
Derselbe, Ueber Achatmandelstein in Haidingers naturw. Abh. 1849. S. 4.
Derselbe. Ueber verglasten Porphyr in Verh. d. naturw. V. für Rheinl.
v. Oeynhausen, Geogn. Beob. in Nöggeraths d. Gebirge in Rheinl. Bd. IV, 146. 1822
Heinz, Not. ü. Bergw. im Rheinkreis (N. Jahrb. v. Moll 1824. S. 236 und 400).
v. Oeynhausen, Laroche u. v. Dechen, Umrisse d. Rheinl. zw. Basel und Mainz. 1825.
Schmidt, Ueber d. ältere Steink. auf der Südf. d. Hundsrucks.
Burkart, Geogn. Skizze d. Gebirgs d. Um. v. Kreuznach in Nöggeraths Rheinl. Bd. IV., S. 242 1826.
Berthier, Ueber Prod. d. Hochofens in Schönau (Karstens Arch. X, 1826, S. 284)
Boué. Gemälde v. Deutschland 1829.
v. Kobell, Min. Bemerk. ü. d. Baryt v. Stahlberg (N. Jahrb 1831 S. 127).
Derselbe. Ueber Aräoxen v. Dahn (Erdm. Journ Bd. 50 S. 496).
Kurr. Ueber d. Pechsteindorf b. Neustadt (N. Jahrb. 1833, S. 63).
Ders., Ueber Bild. d. Donnersbergs (N. Jahrb. 1835, S. 67).
Kaup u. Klipstein, Besch. d. Dinotheriums 1836.
Bronn, Ueber d. Alter d. rhein. Tertiärbild. (N. Jahrb. 1837, S. 299).
Warmholz, Ueb. Trapp u. Rothl. am S. Rande d. Hundsrücks (Karstens Arch. X, 325, 1837).
Bischof, Ueb. d. brennenden Berg (N. Jahrb. 1839, S. 514).
Ders., Bemerk. versch. Inh. (Lehrb. d. chem. Geol. 1847—1855, z. B. II, 933)
Schmitt, Geogn. v. Litermente 1839.
v. Dechen, Geogn. Uebers.-Kart. v. Deutschl. 1838.
Ders., Bemerk. ü. d. Trapp (N. Jahrb. 1846).
Ders. Briefl. Mittheil. (N. Jahrb. 1847, S. 319).
Ders., Ueber Verk. d. Quecks. in d. Pfalz (Karstens Arch. XXII, S. 375, 1848).
Ders., Ueber Kalkspath (Verh. d. naturw. Vereins f. Rheinl., VI, 1849, S. 61).
Ders., Statistik des Zollver., S. 677.

Euler u. Günther, Geogn. Karte der Pfalz.
G. Leonhard, Ueber Pseud. a. d. Rheinpfalz (N. Jahrb. 1841, S. 269).
Bernheim, Aufzählung der Min. in der Pfalz, Schulprogramm.
Theodor Gümbel, Ueber d. brenn. Berg bei Duttweiler, Schulprog., Zweib. 1841.
Hepp, Ueb. Oolith. Vhrkg. u. Calam. (Pollich. 1844. S. 15).
Verhältnisse d. Steink. in der Pfälz berg- und hüttenm. Zeitschr. Bd. IV. S. 873. 1845.
C. Wilh. Gümbel, Ueber d. geogn. Verh. d. Donnersberges (N. Jahrb. 1846).
Derselbe, Nachtrag dazu. das. 1848.
Derselbe, Ueber d. Vork. v. Quecksilbererz in der Pfalz (Verh. d. naturw. V. f. Rheinl. VII, 1850. S. 83).
Derselbe, Gebirgsdurchschnitt d. d. Rheinthals (N. Jahrb. 1853. S. 524).
Derselbe, Geogn. Uebersichtsk. v. Bayern. 1855.
A. Braun, Ueber Süßwconchylien (N. Jahrb. 1847).
Kaiser, Ueber d. Zusammensetz. d. Pfälz. Kohle (Kunst- und Gewerbebl. XXIV. S. 626).
Bergemann, Ueber d. Zusammensetz. d. Trapp. in Karsten's Arch. XXI. 1847.
Derselbe, Ueber Dechenit in Pogg. Ann. 80. S. 393.
Derselbe, Ueber Aräoxen im N. Jahrb. 1857, S. 397.
Becker, Geogn. Ueb.-Karte des Großh. Hessen. 1847.
Genth, Ueber Gliederung d. Mainzer Tert. (N. Jahrb. 1848. S. 192).
Herberger, Die jod- und bromh. Soole von Dürkheim 1851.
Rau, Studien ü. d. pfälz. Landwirthschaft. 1852.
Volz, Ueber d. geol. Verhältn. Hessens 1852.
Derselbe, Geol. Bilder a. d. Mainz. Becken. 1852.
Klipstein, Geogn. Karte d. Großh. Hessen. 1852.
Sandberger, Fritolln. Unters. ü. d. Mainzer Becken. 1853.
Derselbe, Conchylien d. Mainzer Beckens. 1864.
Jaquet, Étud. géol. s. l. houilles de Saar, Paris. 1853.
Derselbe, Note s. l. recherch. d. prolong. d. bass. de la Saar (Annal. d. Min. 5. Sér. 1857).
Hamilton, On the geol. of the Mayen. bas. (Proceed. of the geol. Soc. 1854).
Nöggerath, Max, Ueber d. Steinkohlenbergb. v. Saarbrücken (Zeitschr. berg- und hütten. v. Carnal III, 1856, S. 139).
Kenngott, Ueber Dilterit im N. Jahrb. 1857, S. 331.
Weiß, Leitfisch u. Rothl., Zeitsch. d. d. geol. Ges. 1864. S. 272.
Derselbe, Ueber d. geol. K. d. Saarb. Kohlengeb. (N. Jahrb. 1864, S. 655).
Rust, Ueber die Res. d. Bohrvers. in Dürkheim (Pollichia. 1864).
Ducker, Mielaphyr d. Nahethals (Verh. d. naturw. V. f. Rheinl. 1864. S. 47).
Weinkauf, Beitrag z. K. der Tert. bei Kreuznach (N. Jahrb. 1865. S. 171).

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Ueberblick.

Erstes Kapitel.

Bezeichnung des Gebietes.

Einleitung. Unter den verschiedenen Landestheilen des Königreichs begrüßen wir die Pfalz als einen der lieblichsten und am reichlichsten gesegneten. Schon der bloße Anblick des üppigen Rebengeländes, welches aus den unübersehbar weiten Fruchtfeldern der Rheinebene zu dem mit Kastanien umsäumten Gehänge des waldigen Gebirgs allmählich aufsteigt, mit den zahllos eingestreuten freundlichen Städtchen und schmucken Dörfern, mit den zahlreichen Schloß-ähnlichen Landhäusern und den vielen stolzen Burgruinen im Hintergrunde macht uns, wie der Wein, welchen es erzeugt, warm und freudig gestimmt. So erklärt es sich wohl von selbst, wie die Bewohner der weinreichen Vorderpfalz in ihrer freien, munteren und ansprechenden Weise, welche es dem Fremden so leicht macht, sich hier rasch heimisch zu fühlen, die leicht erregten und leicht bewegten Söhne einer freigebigen Natur nicht verkennen lassen.

Im auffallenderen Contraste damit tritt uns das dunkle Waldland, die Haardt, entgegen, welches aus den sonnigen Reben-bepflanzten Vorhügeln mit steilen Gehängen rasch ansteigend in einem breiten, gebirgigen

Striche sich der ganzen Länge nach hinter der Rheinebene anlegt. Auch das Bergland entbehrt vieler landschaftlichen Reize nicht; aber diese sind anderer Art, als jene des Vorlandes. Hier sind es die prächtigen Wälder, welche uns gastlich aufnehmen und zur beschaulichen Ruhe einladen; hier die frischen, reichbewässerten, lieblichen Wiesenthäler, die von Stelle zu Stelle von freundlichen Dörfern belebt und von einem rührigen, genügsamen Volksschlage bewohnt, zahlreich genug Lichter in den Wald werfen, um die Melancholie der Waldeseinsamkeit nicht zu mächtig werden zu lassen. Noch in den Trümmern stolze Burgen, auf hohen Felsen kühn aufgebaut, leuchten überall aus des Waldes Dunkel hervor und rufen aus dem tiefen Schatten vergangener Jahrhunderte die Erinnerungen bewegter, romantischer Zeiten wach, während ringsum die Bergköpfe und Thalgehänge, reich geschmückt mit wunderlich geformten Felsgruppen, welche, wie Riesenruinen aus gigantischen Zeiten, bald an kolossale Burgen, bald an Riesenmauern zertrümmerter Festungen erinnern, bald übermenschlichen Bauwerken gleichen und zu unzähligen Dichtungen und Sagen reichen Stoff liefern, uns die Urgeschichte des Landes in seltsamer Runenschrift erzählen.

Jenseits der waldigen Haardt breitet sich, eigentlich nur als ein Seitenzweig derselben, im Südwesten des Kreises ein plateauförmiges, von den tiefen Thalungen der Blies und ihrer Zuflüsse durchschnittenes Hügelland aus. Nicht durch großartige Anlage im Ganzen, aber durch zahlreiche kleinere, anmuthige Partheien ausgezeichnet, macht die Gegend an der Blies und um Zweibrücken einen ungemein freundlichen Eindruck. Die Fruchtbarkeit der fast ebenen Höhen, der Reichthum an Wiesen in den Thälern, die wechselnden Scenerien in Berg und Thal, in Feld und Wald, in weitem Grund und enger Schlucht, in flachen Gehängen und pittoresken Felsengruppen drücken diesem Landstrich einen besonderen landschaftlichen Zauber auf, der uns so sehr an das „Zweibrückische" fesselt.

Noch weiter endlich finden wir in dem westlichsten Theile des Kreises ein vielkuppiges Berg- und Hügelland, welches mit ähnlicher Oberflächengestaltung über das St. Wendel'sche und Birkenfeld'sche bis zum Hundsrück fortzieht, und soweit es jetzt zu Bayern gehört, als w e s t r i c h e r H i n t e r l a n d hier als Ganzes bezeichnet werden soll. Es ist dieß derjenige Theil der Pfalz, welcher als der von der Natur minder reich beschenkte gelten muß, obwohl wir auch in ihm manches anziehende landschaftliche Bild finden. Gehört ihm ja die prächtige Porphyrkuppe des Donnersberges an, welche plötzlich aus den sanften Hügelreihen des rheinischen Vorlandes hoch aufsteigend an seinem Fuße die herrlichen Kastanienwälder und Obstgärten ringsum Dannenfels trägt, während die höheren Bergtheile mit den üppigsten Buchenwäldern geschmückt sind, und auf dem Gipfel die entzückendste Fernsicht weithin über die Gauen des Rheines gewähren. Auch die Thäler der Nahe mit der stattlichen Ebernburg und dem vielgerühmten Rhein-

grafenstein, jene der Glan, der Alsenz, der Lauter erfreuen vielfach das Auge durch wechselnde Bilder. Allerdings gewähren das rauhere Klima und die geringere Fruchtbarkeit des Bodens auf den meist steilen Berggehängen in den bei weitem größeren Bezirken des Westrichs geringen Ertrag an edlerem Getreide. Doch weiß der Westricher, dem die dürftigere Beschaffenheit seines Bodens einen Zug ernster, fast schwermüthiger Stimmung aufgedrückt hat, gegenüber der freigebigeren Gunst der vorderpfälzischen Natur mit erhöhtem Fleiße und bescheidener Genügsamkeit sich zufrieden zu fühlen; auch hat er in den Schätzen der Unterwelt, die er hebt, ein Mittel gefunden, einigermaßen sich zu entschädigen und sich sein Leben behaglich und freundlich einzurichten.

Unsere Aufgabe im Folgenden wird sein, zu zeigen, in welchen Beziehungen diese verschiedenen Verhältnisse der Oberflächengestaltung des Bodens und der damit aufs engste verbundenen Rückwirkung auf das Leben und Streben, ja selbst auf die Stimmung der Bevölkerung zu der Beschaffenheit des Untergrundes, der Felsen- und Steingebilde oder überhaupt der geognostischen Eigenthümlichkeiten des festen Grundes stehen.

Allgemeine Bezeichnung des Gebiets. Die Pfalz, welche durch einen breiten Streifen badischen, hessischen und württembergischen Landes von dem Haupttheile des Königreichs getrennt wird, gehört nach ihren topischen Verhältnissen wesentlich dem mittelrheinischen Gebiete an, von welchem es einen kleinen Abschnitt auf der linken Stromseite umfaßt. Dieses mittelrheinische Gebiet, von der Stromwende bei Basel bis zur Enge bei Bingen, besteht aus zwei beiläufig parallel und fast nahezu von S. nach N. verlaufenden Bergzügen: den Schwarz- und Odenwald im Osten, die Vogesen im Westen, welche eine breite zur weiten Ebene ausgefüllte Thalrinne zwischen sich schließen. Beide Bergzüge senken sich nordwärts mehr oder minder rasch, bis sie endlich unter die Schuttmassen der Thalebene oder Vorhügel untertauchen. Von dem östlichen Gebirgszuge haben wir die letzten nördlichen Ausläufer in der zunächst vorausgehenden Abtheilung dieses Werkes (Bavaria IV. Bd., XI. Heft, S. 3) bereits in dem Aschaffenburger Gebirge, den letzten Verzweigungen des Odenwaldes, kennen gelernt und die Beziehungen angedeutet, in welchen diese und die zunächst ostwärts angeschlossenen Flötzgebilde Unterfrankens zu dem rheinischen Gesammtgebirgssystem stehen.

Indem wir jetzt zur Schilderung der nördlichen Gebirgstheile des westrheinischen Zugs gegenüber dem ostrheinischen des Odenwaldes und der Aschaffenburger Gegend, übergehen, gewinnen wir den einzigen natürlichen, engeren Anschluß, welcher zwischen einem großen Theile Nordbayerns und der Pfalz, obwohl sie sich nicht unmittelbar berühren, stehen: beide gehören demselben großen mittelrheinischen Gebiete an, von

welchem sie rechts und links des Stroms Theile seiner nördlichsten Ausbreitung bilden.

Umfang und Abgrenzung des Gebietes. Der linksseitige, mittelrheinische Gebirgszug, der natürliche südwestliche Gränzwall gegen Frankreich, erreicht in den südlichen und mittleren Theilen, welche noch ganz nach Elsaß fallen, seine massigste Ausbildung und höchste Erhebung. Hier besteht das Gebirge aus Urfelsarten: Granit, Gneiß, Syenit, dann aus Porphyr und den älteren versteinerungsführenden Schichten der devonischen und Kohlenformation mit Andeutungen des Rothliegenden. Nordwärts, bereits schon südlich von Straßburg, bei Schirmeck, verschwinden mit den Quereinschnitten des Breuschthales die Firsten älteren Gesteins unter mächtigen Sandsteinbildungen, welche an ihrer Stelle, obwohl bei stark verringerter Gesammterhebung, den Zug des Gebirgs nach Norden fortführen. Die Fortsetzung dieses Sandsteingebirgs ist es, welche als Haardt den Haupttheil der gebirgigen Pfalz ausmacht. In der Gegend des Donnersbergs endigt der ganze Gebirgszug der Vogesen in einer schmal zulaufenden Spitze.

Der Ostabfall der Vogesen wie der Haardt ist meist spaltenartig, scharf und steil; das dem Gebirge hier angeschlossene Vorland verflacht sich daher in rascher Senkung zu der großen Rheinebene, welche selbst ursprünglich eine ungeheure, breite Spalte und Bucht mitten zwischen den links- und rechtsrheinischen Gebirgen darstellte. Was nördlich von der Wieslauter bis hinab zu der Querlinie von Worms über Alzey nach Kreuznach zwischen Rhein und dem Steilrande der Haardt als hügeliges Land und weite Ebene sich ausdehnt, bildet den zweiten Haupttheil des pfälzischen Landes — die Vorderpfalz.

Auf der Westseite der Vogesen ist die Senkung sehr allmählich. Hier schließen sich in terrassenförmig fortschreitender Vertiefung bis zum Herz von Frankreich jüngere Gebirgsbildungen und Gesteinschichten an, als deren theilweise nördliche Fortsetzung das plattenförmige Gebirge um Blies und Schwarzach erscheint.

Während im Süden die Westterrassen der Vogesen ohne Störung bis zum Becken von Paris und zum Meere sich senken, taucht gegen NW. ein neues geotektonisches Element, ein uralter Continent, mit dem niederrheinischen Uebergangsgebirge (Soon-Hochwald, Hundsrück) auf, welches schon in allerältester Zeit der weiteren Entwicklung jüngerer Ablagerungen nach dieser Richtung eine Gränze setzte und bei der fast rein von SW. nach NO. gewendeten Richtung seines südlichen Randes das von S. nach N. streichende mittelrheinische Gebirge kreuzt und abschneidet.

Der durch dieses Zusammenstoßen verschiedener Gebirgssysteme entstandene, nach Süden offene und sich erweiternde Winkel, eine einst tiefe Bucht, gab der Entwicklung einer neuen Zwischenbildung günstigen Raum und so

erhob sich zwischen dem Urgebirgsriff tief im Untergrund der sandigen Haardt und dem Grauwackenfelsen des Hundsrücks ein breites bergiges und hügeliges Land, welches, aus Kohlengebirgsschichten, aus Rothliegendem, Porphyren und Melaphyren bestehend, das westricher Hinterland, den dritten Hauptheil des pfälzischen Gebiets, darstellt. Seine Abgrenzung gegen den nicht bayerischen Antheil ist eine rein zufällige und entbehrt der natürlichen Marken.

Zweites Kapitel.

Geographischer Ueberblick.

Orientirung. Nach den vorausgegangenen Andeutungen gehören die der Pfalz gegenwärtig zugetheilten Landstriche ausschließlich der mittelrheinischen Oberflächengliederung an, welche zwischen dem Nordfuße der Alpen und dem Jura aus der Gegend von Basel und Belfort bis zum rheinischen Uebergangsgebirge bei Merzig, Bingen und Friedberg streicht. Ursprünglich ein einziges ungetheiltes Ganzes wurde dieses Gebirgsmassiv erst später zerspalten und durch eine großartige Erweiterung dieser Spalte zur breiten, theilweise jetzt wieder ausgefüllten Rheinthalebene in ein östliches — Schwarzwald und Odenwald — und in ein westliches Waldgebirge — die Vogesen geschieden. Ihnen stehen in größerer Entfernung nach Osten das hercynische Gebirgssystem, das ostbayerische Grenzgebirge und der Böhmerwald, das Fichtelgebirge und der Thüringerwald, im Westen aber erst die Urgebirge der Bretagne, als gleichalterige, topisch gleichartige Glieder gegenüber, bis zu welchen beiderseitig breite, Mulden-ausfüllende Terrassenländer sich ausbreiten.

Von allen diesen Einzelgliedern umfaßt die Pfalz Theile ihrer nördlichen Ausbreitung, sowohl des Haupt- und Grundgebirgs in der Haardt, des breiten Thaleinschnittes in der Rheinebene, als auch der westlichen Mulde in dem westricher Hinterlande. Daraus ergibt sich von selbst die so deutlich ausgesprochene dreifache Hauptgliederung der zur Pfalz gehörigen Gebiete, deren Wiederschein uns schon in der Verschiedenheit der Bewohner, wie wir in der Einleitung angedeutet haben, entgegenleuchtet.

Topographische Verhältnisse.

Rheinthalung. Von Basel bis zum Bingerloch dehnt sich auf eine Länge von 45 Meilen eine doppelt geneigte, sowohl in der Richtung des Wasserabzugs nordwärts sich einsenkende, als auch gegen die Mitte zur Muldenmittellinie abdachende Ebene aus, durch welche der Rheinstrom jetzt in ziemlich seichter Vertiefung seine Furche gezogen hat. Die theilweise Ausfüllung und Einebnung dieser einst tiefen, spaltenartigen Bucht mit

Ablagerungen des Meeres im tiefsten Untergrunde, dann des süßen Wassers darüber und zu oberst mit den Schuttabsätzen ungeheurer Stromfluthen beweisen unzweideutig, daß in den jüngstvergangenen Perioden der Erdbildung sie der Reihe nach eine Meeresbucht, dann mit brakischem Wasser erfüllt, allmählich in einen Süßwassersee sich verwandelte, um endlich mächtigen Geröll-, Sand- und Schlammmassen zur Ablagerung zu dienen. Diesen jüngeren Anschwemmungsmassen verdankt die Rheinebene in der Hauptsache ihre jetzige Oberflächengestaltung und zugleich auch die große Fruchtbarkeit, welche sie auszeichnet.

Ziemlich in der Mitte von der Wasserader des Rheins durchschnitten, welcher in seichtem, bei mittlerem Wasserstande nur 10—15′ tiefem und ungefähr 1300′ breitem Bette mit einer mittleren Stromgeschwindigkeit von 5—6′ in der Secunde in zahlreichen Krümmungen langsam nach Norden fließt, erhebt sich die Rheinebene aus dem flachen alluvialen Ueberschwemmungsgebiete des Stroms sehr allmählich nach Ost und West, um endlich zuerst mit flachen Hügeln und zunächst an den Steilrändern der beiderseitigen Wallgebirge mit höheren Vorbergen aufzusteigen.

Innerhalb des linksseitigen zur Pfalz gehörigen Flachlandes, welches vom Rhein auf ungefähr 23 Stunden Länge nach Osten zu begrenzt wird und bis zum Haardtgebirge eine Breite von 4—5 Stunden gewinnt, ist das Ufer des Stroms stets niedrig und nur auf kurze Strecken, z. B. am rothen Hamm, hoch und steil abgebrochen. Ein großer Theil der Ufergegend, über 160,000 Hectares, ist daher zeitweise Ueberschwemmungen ausgesetzt, die man durch Dämme und Correctionen der endlosen Krümmungen einzuschließen und zu verhindern sucht. Durch diese Eindämmungen wird der Rhein von 1350′ Breite auf die mittlere Normalbreite von 1000′ gebracht.

Diese vielfach sumpfige, mit zahlreichen Altwässern des stets nach Osten weiter vordringenden Stroms erfüllte und mit Weiden, Buschwerk oder Gras bedeckte schmale Flußthalung bildet die erste und tiefste Stufe, die alluviale Fläche, deren höchster Punkt der Eintritt des Rheins bei Berg circa 320′,[1]) deren tiefster dessen Austritt bei Roxheim circa 230′ oder im ganzen Mittel ungefähr 300′ über dem Meeresspiegel liegt, und von der nächst höhern Stufe der eigentlichen Rheinthalebene sich durch einen Steilrand von durchschnittlich 15—20′ Höhe abgrenzt.

Die höhere oder eigentliche (diluviale) Ebene zerfällt in drei dem Stromlauf ungefähr parallele, terrassenförmig über einander gestellte Stufen.

Die tiefste, der Stromfurche zunächst angeschlossene Stufe besitzt eine Breite von ungefähr einer Wegstunde und eine mittlere Erhebung von 360′ über dem Meeresspiegel. Die Orte Niedesheim, Lambsheim, Dannstadt, Schifferstadt, Schwegenheim, Bellheim und Langenkandel bezeichnen

[1]) Wo nicht besonders anders bemerkt wird, ist hier der Pariser Fuß zu verstehen.

im allgemeinen ihre Westgrenze. Gegen Süden mit Sand und Geröll erfüllt, beherbergt sie vorherrschend Waldungen, während gegen Norden der reiche Lehmboden den Zwecken des Ackerbaues dient.

Die zweite oder Mittelstufe, wechselnd zwischen $1^1/_2$—3 Stunden breit, ist vorherrschend Getreideland und die eigentliche Kornkammer der Pfalz. Ihre Westgrenze zieht von Dirmstein im Norden über Freinsheim, Dürkheim und von da ostwärts vorspringend über Meckenheim, Mußbach nach Neustadt und weiter ungefähr mit der Hauptstraße nach Landau und Weissenburg fort. Im Mittel mag ihre Erhebung über dem Meere 440′ betragen. Sie läßt sich noch quer abtheilen in das Oberland, südlich von der Queich und in das Unterland, von dieser bis zum Eis reichend.

Die dritte obere Stufe umfaßt das Hügelland, welches an dem Rand der Haardt sich emporzieht. Es ist vorherrschend mit Reben bepflanzt und der Hauptträger des pfälzischen Weinbaues. Im Süden beginnt der schmale Streifen, der im Gegensatze zu dem reinen Sandgebirge der Haardt aus mannichfachen Gebirgsarten, theils aus Buntsandstein und Muschelkalk, fleckenweise auch aus Keuper und Lias, theils aus jüngerem tertiärem Mergel und Süßwasserkalk aufgebaut ist, im Süden bei Weissenburg und zieht über Bergzabern gegen Landau. Hier bis zu einer Breite von $^3/_4$ Stunden erweitert, zieht sich derselbe gegen Neustadt und Dürkheim wieder allmählich zu einer schmalen Hügelzone zusammen, um sich erst nordwärts von Dürkheim wieder aufs neue zu erweitern, da wo der nördliche Abbruch der Haardt den kalkigen Hügeln Raum gibt, bis zum Rande des westricher Hinterlandes vorzudringen. Hier erreicht dieses Vorland, das sich über die N. Grenze der Pfalz bis Mainz und Kreuznach erweitert, die größte Breite, verliert aber damit seine Bedeutung als ausschließliches Rebenland, indem sein Boden zugleich und meist vorwaltend zum Getreidebau benützt wird.

In diesen höheren Theilen des Rheinthales erheben sich schon Höhenpunkte bis zu 839′ (Kl. Kalmit bei Landau), 750′ (Stachelbusch bei Frankweiler), 700′ (Fuchsmantel bei Dürkheim), 983′ (Gerstenberg bei Quirnheim), 902′ (Wartthurmhöhe bei Albisheim), so daß im ganzen die mittlere Höhe dieser Stufe wohl 650′ erreichen mag, mithin jene der mittleren Stufe um 200′ überragt.

Diese mittlere Erhebung, welche das Hügelland über die Region der kalten Thalnebel erhebt, dann die Abdachung nach Osten, welche den ersten wärmenden Strahlen der Sonne den freien Zutritt gestattet, der hohe Gebirgswall gegen Westen, welcher alle kalten Nord- und Westwinde abhält, die erhöhte Lage und rasche Abdachung des Gebirgs, welche das den Boden erkältende Grundwasser schon oberhalb der Region der Vorhügel zu Tag zu treten gestattet, der leicht zu erwärmende und Wärme haltende Mischlingsboden, alle diese natürlichen Verhältnisse wirken zusammen in diesem

Striche, vorzugsweise aber in dem Theile zwischen Eis und Queich, deren Höhenlage dem erwähnten Mittel am nächsten kommt, den nie ermüdenden Fleiß des Winzers mit reichlichem Segen zu belohnen.

Das Haardtgebirge. Das hohe waldige Bergland westwärts von der Rheinebene wird nach Westen von der Einbuchtung begrenzt, welche von St. Ingbert weg über Neuhäusel, Homburg, dem Landstuhler Gebrüche entlang, weiter über Kaiserslautern, Eselsfürth, Alsenborn, Neuhemsbach, Börstadt nach Göllheim verläuft. Nach Süden bezeichnet die Grenze der Pfalz zugleich auch die Grenze der Haardt, da hier eine natürliche Scheidelinie fehlt und die Haardt sich als unmittelbare Fortsetzung der Vogesen darstellt. Nordwärts wird es von dem vordringenden Rand des älteren Gebirgs zwischen Donnersberg und Grünstadt schief abgeschnitten.

Das Gebirgsganze wird, wie die Berge und Felsen, die es zusammensetzen, von S—N. Linien beherrscht, welche mehrfach in die Richtung von SW. nach NO. abgelenkt werden. Diese Ablenkung bewirkt, daß die Gesammtrichtung und der steile Ostrand nicht rein von S. nach N. streichen, sondern mehrmals absatzweise nach O. verschoben, von SSW. nach NNO. gewendet zu sein scheinen, obwohl diese Richtung als geotektonische Linie in der Oberflächengestaltung nicht weiter sich bemerkbar macht.

Die Haardt in ihrer jetzigen Gestalt ist das Erzeugniß großartiger Umgestaltungen, welche durch Zerspaltungen, Hebungen und Ausspülungen in unendlich langen Zeiträumen aus einer früher tiefer liegenden, flachen und mildgeformten Hügelreihe ein hohes, tiefdurchfurchtes, wildzerschnittenes Bergland schuf.

In der ursprünglichen Anlage noch als Ganzes sammt den Vogesen mit den rechtsrheinischen Gebirgen des Schwarz- und Odenwalds verbunden, war dieses große Sandsteingebirge, entsprechend den alten Uferrändern, an die es sich anlehnte, von SW. nach NO. ausgestreckt und von vielen, auf diese Richtung senkrecht stehenden Spalten, die Uranlage der meisten Querthäler, durchschnitten. Mit dem Einbruche der großen Rheinthalspalte begann die Herrschaft der S—N. Schnittlinien, die Zertrümmerung des Gebirgsstocks und seine allmähliche Erhebung. Ein Blick auf eine Uebersichtskarte der Rheinländer lehrt, daß diese Zerspaltung, deren Wirkung wir am klarsten in der Richtung der Steilränder gegen die jetzige Rheinthalfläche wahrnehmen können, von Süden her auf der Ostseite die Vogesen von Schlettstadt und tiefer dann über Zabern und Buxweiler bis gegen Weinburg in einer fast rein von S. nach N. laufenden Linie abgeschnitten hat. Von Weinburg an lenkt eine alte vorgebildete SW—NO. Linie den Rand mit einem Vorsprung nach O. ab und erst innerhalb der Pfalz gewinnt die S—N.-Richtung wieder die Herrschaft, welche nur mehr zwischen Annweiler und Neustadt stellenweise durch Verrückungen nach NO. geschwächt erscheint.

Diese richtungbestimmenden Linien aber, obwohl da und dort abge-

lenkt und unterbrochen, enden nicht mit dem Punkte, an dem eine ältere Oberflächenform ihre Herrschaft sich erhalten hat, sondern setzen darüber hinaus oft weiter fort und drücken sich in dem Verlaufe kleiner secundärer Hebungen und Senkungen aus, welche die Züge der einzelnen Bergrücken, die Lage der Wasserscheiden und das Netz der Thalungen bedingen. So läßt sich die erwähnte S—N.-Spalte von Schlettstadt bis Weinburg in ihrer nördlichen Fortsetzung noch deutlich in der geotektonischen Linie erkennen, welche bei Pirmasens in die Pfalz tritt und z. Th. als Höhenlinie und Wassertheiler, z. Th. in N—S.-Thalstrecken erkennbar, durch die Haardt fortzieht. Eine zweite solche S—N.-Linie berührt die Pfalz an der Wegelburg bei Rothweiler und setzt als richtunggebendes Princip durch das ganze nördliche Gebirge. Eine dritte verläuft über die Frankenweide und drückt sich selbst weit außerhalb des Sandgebirgs in der langen Spalte des Alsenzthales aus, wie denn ja auch der Ostabbruch der Haardt selbst durch eine weitgreifende S—N.-Spalte bestimmt wird.

Behalten wir im Auge, daß die älteren Längenrichtungen im Grundgebirge der Haardt, in dem krystallinischen Fundamente, von SW. nach NO. ziehen, daß mit diesen senkrecht zu ihnen stehende (SO—NW.) Spalten sich verbinden, und daß beide den späteren S—N.-Spalten, denen sich wiederum rechtwinkliche O—W.-Linien anschließen, in allen Theilen des Gebirgs begegnen, sie durchschneiden und ablenken, so können uns in jedem einzelnen Falle leicht sowohl die mannichfachen Richtungen der Höhenzüge, der Bergketten und Thalungen, wie insbesondere die reihenweise Anordnung und die Längenerstreckung der vielen pittoresken Felsmauern, der Ueberreste der ursprünglich ganzen, durch die doppelten Zerspaltungen zuerst nach gewissen Richtungen zerschnittenen und nun nach der Gesammterhebung des Gebirgs durch Erosion abgenagten als festere Masse übrig bleibenden Sandsteinfelsen aus dieser durch Kreuzung der geotektonischen Linien klar werden.

Die Haardt tritt in einer Breite von ungefähr 10 Meilen zwischen Saargemünd und Weissenburg in die Pfalz herein, verschmälert sich jedoch nach N. bis zu ihrem Querabbruche bei Göllheim allmählich, so daß ihre Breite zwischen Landstuhl und Neustadt nur mehr 7 Meilen, die Länge des Querabbruchs selbst nur 2 Meilen beträgt. Nehmen wir die mittlere Höhe ihres Ostfußes derjenigen des hügeligen Vorlandes gleich zu 640′ und stellen wir dieser die mittlere Höhe der NW.-Begrenzung zwischen St. Ingbert und Göllheim zu 720′ gegenüber, so ergibt sich eine sehr geringe Ueberhöhung der letzteren, während in Vergleichung mit der mittleren Höhenlage der ganzen Rheinthalung (c. 400′) der NW.-Fuß der Haardt über 300′ höher liegt.

Die mittlere Höhe des ganzen Gebirgs kann zu etwa 1000′ angeschlagen werden, d. h. Thal und Berge in der Haardt ausgeglichen, entstände eine Felsmasse über der Gesammtfläche, welche jetzt das Gebirge einnimmt, von ungefähr 1000′ Meereshöhe.

Der eigentliche Gebirgsrücken und die wasserscheidenden Kämme beginnen mit dem Erlenkopf bei Pirmasenz und ziehen von da über Ketterighof (1422'), Rappenfels bei Lemberg, Grafenstein bei Merzalben zur Frankenweide mit dem Eschkopf (1884') bei Johanneskreuz und zum Heiligenberg bei Hochspeyer, um von da sehr rasch sich gegen Alsenborn, den Stumpfwald und Stauf einzusenken und bei Göllheim zu erlöschen. Obwohl dieser Höhenzug so ziemlich die Mitte des ganzen Gebirgs einhält und es sich schon deßhalb erwarten ließe, daß er auch die höchsten Erhebungen in sich schlöße, sind, auffallend genug, diese weit häufiger in der Nähe des Ostrandes: Gr. Kalmit 2096', Schänzel 1898', Teufelsberg 1856', Rehberg 1781', Wegelburg 1767', Hohberg am Drachenfels 1763', Dorstenberg 1722', Weinbith 1711', Hohenberg 1710', Rahnfels 1572', Peterskopf 1530' ꝛc. gestellt, so daß hierdurch der große Contrast, der überhaupt zwischen dem Waldgebirge und der Ebene besteht, wesentlich verstärkt wird. Nimmt man hierzu die vielen und wasserreichen Thaleinschnitte, welche das ganze Haardtgebirge durchschneidend sich gegen die Ebene hin zu immer tieferen Furchen erweitern, so ergeben sich als unmittelbare Folgen die Mannichfaltigkeit und der Wechsel in der Oberflächengestaltung, welche in Verbindung mit den vielen, pittoresken, burgruinen-ähnlichen Felsgebilden an den steilen Gehängen und auf den einzelnen Bergrücken das Haardtgebirge so sehr auszeichnen. Wir dürfen nur das Dahner- und Annweiler-Thal nennen, um an einzelne Beispiele unter den zahlreichen ähnlichen zu erinnern.

Die Thäler des eigentlichen Waldgebirgs, in den weichen, der Zerstörung leicht zugänglichen Sandstein tief eingenagt, sind meist eng, aber dennoch wasserreich. Die relative Höhe der Berggipfel über die benachbarten Thalsohlen übersteigt daher hier oft 1000 und mehr Fuß.[1])

In den SW.-Theilen der Haardt, wo eine Muschelkalkplatte dem Sandstein aufliegt, konnte die Abnagung nicht in gleicher Weise wirken; die Thäler sind hier minder tief, breiter und wiesenreicher. Die höchsten Höhen der breiten Bergkuppen gehen hier kaum über 1310',[2]) während die tiefsten Punkte der Thalungen nicht unter 600' herabreichen.[3]) Die mittlere Höhe dieses Kalk- und Sandstein-Gebirgs mag sich auf 800' stellen, also um 200' geringer als jene des ganzen Gebirgs.

Diese Verhältnisse, welche neben der abweichenden mehr plattenförmigen Oberflächengestaltung, der minder hohen Erhebung und der geringeren relativen Höhendifferenz zwischen Berg und Thal auch in der hauptsächlichen

[1]) Weidenthal 642', Drachenfels 1763', Albersweiler 514', Hohenberg 1710', Bundenthal 575', Wegelberg 1767'.

[2]) Pirmasenz 1215'; Bärenhütt 1124'; Knappenhübel 1245'; Kontwiger Signal 1147'; G. Kahlenberg 1220'; Eichelchen bei Martinshöhe 1311'; Käßhofer Schanze 1222';

[3]) Zweibrücken 669'; Neuhornbach 674', Blieskastel 624'.

Benützung des Bodens zu landwirthschaftlichen Zwecken gegenüber den großen Waldflächen des Hauptgebirgs wesentliche Verschiedenheiten hervorrufen helfen, begründen eine weitere Trennung des Haardtgebirges als Ganzes in die Waldhaardt, den eigentlichen waldigen und rein sandigen Hauptgebirgstheil und in die westricher Haardt (Bliesgegend), welche das aus Muschelkalk und Sandstein zugleich bestehende Gebiet der Blies und ihrer Zuflüsse (Gegend von Pirmasenz, Zweibrücken, Sickinger Höh und Bliesgau) umfaßt.

Wir gelangen endlich zum dritten Haupttheil der Pfalz, W. und NW. von der die Haardt angrenzenden Niederung zwischen St. Ingbert und Gollheim, welche einer passenden allgemeinen Bezeichnung entbehrt, und gewöhnlich mit den anstoßenden preußischen und birkenfeldischen Landestheilen bis zum Fuße des Soon- und Hochwaldes (unpassend) als pfälzisch-saarbrückisches Kohlengebirge unterschieden wird. Für den bayerischen Antheil an diesem Vorlande des rheinischen Uebergangsgebirgs (Soonwald, Hundsrück ꝛc.) bringen wir hier den Namen westricher Hinterland in Vorschlag.[1])

So mannichfach und wechselnd wie die Gesteinsarten, welche den Untergrund dieses ungefähr 18 St. langen und 5 St. breiten Landstrichs ausmachen, ist auch seine Oberflächengestaltung. Es ist ein Haufwerk von Einzel-Bergen, -Hügeln und Rücken, welche scheinbar ohne inneren Zusammenhang sich aneinander reihen und nur durch eine gleiche von SW. nach NO. verlaufende Ausdehnung und Richtungslinie eine natürliche Verwandtschaft unter sich verrathen. Als eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Berg- und Hügellandes muß hervorgehoben werden, daß es seiner ganzen Länge nach von keinem wasser-scheidenden Höhenrücken durchzogen, sondern von fast allen größeren Gewässern quer durchbrochen wird, bis sich die Bäche in den Längenthälern des Glans (theilweise) und der Nahe zusammenfinden. Die Quellpunkte dieser Bäche liegen daher in der SO.-Scheidefläche gegen die Haardt oder derselben wenigstens benachbart, so daß diese Grenzfläche die Bedeutung einer Hochebene gewinnt. Nur ein kleiner Theil in der SW. Ecke sendet sein Wasser nach der Blies zu.

Dieses Durchbrechen zahlreicher Bäche quer durch die Hügelreihen trägt nicht wenig zu dem zerrissenen und zerstückelten Aussehen des westricher Hinterlandes bei. Viele tiefe enge Thäler, von hohen steilen Gehängen eingeschlossen, trennen die einzelnen Bergköpfe und Rücken, welche aus

[1]) Die Bezeichnung Westrich läßt sich nach geschichtlichen Momenten nicht weiter festhalten. Der Thatbestand, wie er jetzt ist und die jetzt im Munde des Volks gebräuchliche Verwendung dieses Namens macht es nothwendig und läßt es gerechtfertigt erscheinen in der versuchten Weise den Namen Westrich in der westricher Haardt und in dem westricher Hinterlande zu erhalten.

Schieferthon und Sandstein des Kohlengebirgs, hauptsächlich aber den nächst jüngeren Flötzgebilden (postcarbonische Schichten) aufgebaut, meist abgerundet und gewölbt, selten von einzelnen Felsen gekrönt sind. Nur wo Melaphyr und Porphyr um die Herrschaft mit den Flötzschichten streiten, erscheinen hohe, oft felsige Bergkegel, schmale Steinrippen und wildzackige Felsgruppen, und schluchtenartige enge Thäler haben in solchen Gegenden ihre Rinne in dem festen Gestein ausgenagt (Erzweiler Thal).

Die mittlere Höhe dieses Landstrichs mag 900′ Fuß nicht übersteigen, obwohl hier die höchsten Berge der ganzen Pfalz, aber vereinzelt, wie die majestätische Porphyrkuppe des Donnersbergs (2127′) mit seiner prächtigen Fernsicht über die dicht anstoßende Rheinfläche, auftauchen. Die bemerkenswerthesten Höhenpunkte sind: die Porphyrkuppe des Königsbergs 2014′, der Potzberg 1738′, der Hermannsberg bei Wolfstein 1621′, der Höcherberg 1511′, Hahnenkopf 1595′, Lichtyoferkopf bei Kusel 1509′, der Schneeberg 1471′, Eisenhut bei Rockenhausen 1482′, Euleukopf bei Dunzweiler 1448′, Steinerne Mann bei Kusel 1421′, der Stahlberg 1366′, Kehrberg bei Marth 1358′, der Sattel bei Niederkirchen 1357′, der Roßberg 1345′, der Lemberg 1301′, die Konkener Wart 1275′, der Wartberg bei Kirchheim 1187′, der Kuhberg bei Stauf 1141′ u. A.

Daran reihen sich als Thalpunkte: Alsenzmündung in die Nahe 360′, Odenbach 425′, Lauterecken 441′, Hachenbach 481′, Mühlbach am Glan 612′, Gimsbach 633′, Glanmünchweiler 688′, Waldmohr 800′, Dielkirchen 515′, Rockenhausen 578′, Winnweiler 720′, Langmeil 738′, Marnheim 575′, Dreisen 701′, Göllheim 754′, Kirchheimbolanden 827′, Dannenfels 1150′, Obermoschel 504′, Kusel 691′, St. Julian 506′, Hundheim 590′, Wolfstein 564′, Miesau 760′, Altenkirchen 875′, Homburg 714′, St. Ingbert 683′, Mundloch des tiefen Stollen A. 748′, Nullpunkt des Pegels der Saar in Saarbrücken 562′.

Im Süden von dem Bliesthal sind es nur die Berge NW. von St. Ingbert, welche, aus älteren, echten Kohlengebirgsschichten aufgebaut, bloß mit einem kleinen östlichen Vorsprung Bayern berühren, während mehr nördlich bei M. Bexbach ein ebenfalls nur schmaler Streifen des Kohlengebirgs zur Pfalz gehört. Alles Uebrige besteht aus jüngeren Gesteinen, namentlich aus Rothliegendem und sogenannten jüngeren Kohlenschichten, welche man neuerdings von der ächten Steinkohlenformation abgetrennt hat, weßhalb für diesen bei weitem größeren Theil des westricher Hinterlandes wohl nicht mehr die Benennung: Pfälzisch-saarbrückisches Kohlengebirge fortgeführt werden kann.

Nur am Saume gegen das Haardtgebirg betheiligt sich auch noch der bunte Sandstein an der Zusammensetzung dieses Landstrichs. Hier finden wir die am wenigsten zertheilten Vorberge längs des ganzen SO.-

Randes im Anschlusse an das Haardtgebirge, während diesem zunächst, namentlich am östlichen Fuße des Donnersbergs bei Winnweiler, zahlreiche, auffallend regelmäßig kegelförmige Einzelberge und -Hügel aus den weichen Schichten des Röthelschiefers sich aneinander schließen. Tiefer im Gebirge brechen dann die zahlreichen grünen Felsmassen des sog. Melaphyrs in vielen Gangzügen und Kuppen hervor und bringen in Verbindung mit den mächtigen Porphyrkuppen des Donnersbergs, des Kirchheimer Waldes, der Bamburg, der Ebernburg, des Lembergs, des Bauwaldes, des Hermannsberges und des Königsbergs bei Wolfstein in die Eintönigkeit der abgerundeten, langgezogenen, aus tiefen Thaleinschnitten rasch aufsteigenden Flötzberge einige Mannichfaltigkeit und Abwechslung. Erst jenseits der Gränze unserer Pfalz gewinnt der Melaphyr bei Baumholden, St. Wendel, Birkenfeld und Kirn eine mächtig geschlossene Ausbreitung und bildet mit Porphyr und den Conglomeraten des Rothliegenden bei Oberstein jene wildromantische, hochgelegene, rauhe Landschaft, voll unzähliger Felsgruppen, durch deren Gestein sich die Nahe bis Sobernheim ein enges schluchtenähnliches Thal mit pittoresken Parthieen gebrochen hat. Nur zwischen Sobernheim und der Ebernburg berührt dieses Nahethal die Pfalz und nur bei Kusel bieten das Lichtenberger-, Erzweiler- und Steinalp-Thal in der großen Melaphyrmasse, die sich gegen Baumholden zieht, ähnliche wilde, felsige Schluchtenthäler.

Wasserverhältnisse und Thalungen. Alle Gewässer der Pfalz fließen direct oder indirect dem Rheine zu; die Pfalz gehört mithin ihren hydrographischen Verhältnissen nach ganz und ausschließlich dem rheinischen Systeme an. Im Osten bis zur wasser-scheidenden Höhe des Haardtgebirgs, welche vom Erlenkopf bei Eppenbrunn bis zur Alsenz-Quelle in der Längenrichtung des Gebirgs fortzieht, von da an aber nördlich ablenkt, am Donnersberg ihren Knotenpunkt erreicht und zwischen Wies und Selz bei Orbis die Gränzen unseres Landes verläßt, ziehen sich alle Gewässer in zahlreichen kleinen Bächen und Flüßchen direct zum Rhein in mehr oder weniger querlaufender W—O.-Richtung, während der Rhein, dem Hauptzug des Gebirgs parallel, als Längenthal von S. nach N. seinen Lauf nimmt.

Innerhalb der Haardt sind es die hier herrschenden Spaltungs- und Bruchlinien in SW—NO., NW—SO., und selbst von S. nach N., welche die Thalrinnen aus ihrer allgemeinen Senkungsrichtung nach O. vielfach herausdrängen und in oft merkwürdig winkeligen Biegungen einlenken. Ein auffallendes Beispiel ist die Wieslauter, der südlichste Wasserzug, welche, in ihrem oberen Lauf fast rein von N. nach S. gewendet, bei Weiler in scharfem Winkel umbiegt, um im rein W—O.-Lauf den Rhein zu erreichen. Aehnlicher Wechsel des Zickzacklaufs wiederholt sich an der Queich, dem Speyer-Rehbach, der Isenach, dem Leininger, Eisbach, der Pfrimm u. a. Alle diese Bäche ergießen sich unmittelbar in den Hauptstrom.

Einen größeren Wassersammler, der erst durch die Saar und Mosel mit dem Rhein verbunden ist, stellt die Blies vor. Sie hat ihren Ursprung in dem Hinterländer Gebirge in der nächsten Nähe der Nahe-Quellen und nimmt nach ihrem Eintritt in die Pfalz bei M. Berbach in einem weiten, schwachgeneigten, von Ueberschwemmungen heimgesuchten Thale eine außerordentlich große Zahl der Bäche des Buntsandstein- und Muschelkalkgebirges auf. Das ganze SW.-Haardtgebirge auf der W.-Abdachung, welches wir als westricher Haardt abgegrenzt haben, bis zu einer Querwasserscheide vom Höcherberg über Eichelscheid zur Sickinger Höhe und bis Danzenberg, wo nahe bei den Quellen der Lauter und des Speyerbachs die wasserscheidende Linie heranzieht, sendet seine Gewässer ausschließlich zur Blies. Da in diesem großen Wassergebiete die wasserreichen Bäche: „Alben" im Unterlaufe in nur wenigen Hauptbächen sich sammeln, so bewirkt diese massenhafte Vereinigung bei plötzlichem, außergewöhnlich starkem Regen oder Schneeabgange häufig Ueberschwemmungen in den unteren flachgeneigten, das Wasser rückstauenden Hauptthälern, z. B. bei Zweibrücken.

Ein weiteres Hauptwassergebiet ist jenes des Glans und der Nahe. In diese fällt alles Wasser des westricher Hinterlandes N. der Blieswasserscheide und der NW.-Haardtabdachung von der Lauterquelle nordwärts. Vorzüglich ist es der Glan, welcher, am Höcherberg entspringend, das NW. Gebiet der Pfalz fast seiner ganzen Länge nach von SW. nach NO. durchschneidet. Viele Bäche kommen ihm namentlich von der rechten Seite zu, welche in Querthälern das Gebirge durchziehen, wie der Mohr-, Reichen-, Thalbach, die Lauter, der Adenbach. Im Süden ziehen sich der Kohl- und Ohmbach von der linken Seite bei.

Im Norden endlich sind noch die in S—N.-Richtung das Land durchbrechenden Thäler der Alsenz und Appel, welche unmittelbar zum Nahethale sich niederziehen, hervorzuheben, während die Nahe selbst nur auf eine kurze Strecke die Pfalz als Gränzfluß bespült.

Zweiter Abschnitt.

Uebersicht der geognostischen Verhältnisse.

Drittes Kapitel.

Allgemeine Orientirung.

Vorkommende Formationen. Wie die Haardt topisch die unmittelbare Fortsetzung der Vogesen und das Gegengebirge zum Odenwalde darstellt, so entspricht auch die Natur der Felsarten, aus welchen sie aufgebaut ist, dieser ihrer geographischen Stellung. Der Kern

des Gebirgs, das was in dem tiefsten Innern gleichsam das Gerippe ausmacht, an und auf welches erst die mächtigen Massen des rothen Sandsteins abgesetzt sind, besteht aus denselben krystallinischen Felsarten der ältesten Formationen, wie die Vogesen und die rechtsrheinischen Urgebirge. Es sind dieß Gneiß- und Granitbildungen, welche die Wissenschaft z. Th. als die ältesten aller Gesteine der festen Erdrinde erkannt hat. Diese Felsmassen bilden in den Vogesen im Süden das Hauptmassiv, nordwärts aber senken sie sich ein und werden von Buntsandstein bedeckt und großentheils verhüllt, so daß sie nur selten, und hauptsächlich nur in den tiefsten Thaleinschnitten, zu Tage treten. Die Granite und Gneiße, welche in den tiefen Einschnitten der Queich bei Albersweiler in ähnlicher Weise wie in dem benachbarten Elsaß im Schwarzbache bei Jägerthal entblößt sind und auch bei Rhodt, Edenkoben vorkommen, selbst in Spuren bis Battenberg verfolgt werden können, sind die Ueberreste jenes Urgebirgs, welches als Kern in der Tiefe die Grundlage des Sandsteingebirgs des Haardtgebirgs ausmacht.

An diese ältesten Gebirgsarten schließen sich zunächst jüngere Schiefergebilde der Uebergangsformation, wie sie gleichfalls am Rheinthalrande in den Einschnitten der Wieslauter mit Melaphyr-ähnlichem Gestein bei Weiler unfern Weissenburg, in ziemlicher Verbreitung im Neustadter Thale bekannt und selbst im Tiefsten des Bohrlochs bei Dürkheim angetroffen wurden. Es sind Schollen eines vielleicht großentheils zerstörten Flötzgebirgs, das sich zunächst auf jenes Urgebirge abgesetzt hat. Dazu gesellen sich in einzelnen Ausbrüchen Melaphyr (Germanshof, Silz, Waldhambach, Marburg 2c.) und Porphyr (Silberthal).

Diesem Kerngebirge der Haardt steht ein älteres Gebirgsfundament gegenüber, an welches sich der weitere Ausbau unseres Landes in seinen westlichen Theilen anlehnen konnte. Der hohe Bergrücken im Hundsrück, Hoch- und Soonwalde besteht aus ähnlichem Uebergangs-Thonschiefer und Grauwacken-Gestein, wie ein Theil des Untergrundes der Haardt. Denken wir uns in der Vorstellung alle jüngeren und späteren Auf- und Anlagerungen als nicht vorhanden vor, so erhalten wir in den ältesten Granit- und Gneißbildungen sammt den ihnen aufgesetzten Thonschiefer- und Grauwacken-Gesteinen der Haardt einerseits und den Uebergangsformationsgliedern des Hundsrücks andererseits das jetzt unkenntlich versteckte Felsgerippe zweier Gebirgszüge in ihren ersten Umrissen und Anlagen. Zwischen beiden war damals eine breite Bucht eingetieft, welche, jetzt von den Bergen und Hügeln des westricher Hinterlandes besetzt, in jenen früheren Bildungszeiten die günstigste Stelle zur Ablagerung von Flötzschichten der sog. Kohleuformation und zur späteren Ausfüllung durch Schutt, Geröll und Schlamm (Rothliegendes) darbot. In den oberen südlichen Theilen dieser Bucht waren die Verhältnisse besonders geeignet, an den flachen, weiten Ufergeländen

eine üppige, massenhafte, von der damals allgemein erhöhten Temperatur, vielleicht auch von reichlicher Zufuhr an Nahrungsstoffen begünstigte Sumpfvegetation entstehen zu lassen und durch deren Umänderung eine mächtige Torf-ähnliche Lage zu erzeugen, welche zeitweise überschwemmt und von Schlamm und Schutt bedeckt sich periodenweise mehrfach erneuerte. Durch die weitere Umbildung dieser Pflanzenstoffe unter der Schlamm- und Schuttdecke, die nach und nach zu Schieferthon und Sandstein sich consolidirte, entstanden endlich die Massen, welche wir Steinkohlen nennen; die einzelnen periodenweise übereinander entstehenden torfähnlichen Lagen stellen die verschiedenen Steinkohlenflötze dar. Die Pfalz besitzt bei St. Ingbert und Bexbach schmale Streifen dieses ächten Steinkohlengebirgs voll von Steinkohlenflötzen.

Während nun in anderen Gegenden der Erde in Folge großartiger unterirdischer Reactionen, mit denen das Empordringen von Porphyr und Melaphyr verbunden war, nur grober Schutt, Geröll und eisenschüssiger Schlamm als Material für den Weiterbau der festen Erdrinde zu den Meeresbuchten geführt wurden und das Schichtensystem sich absetzte, welches man jetzt in seinem festgewordenen Gestein als postcarbonische Dyasschichten oder Rothliegendes bezeichnet, erhielten sich in der geschützten Bucht zwischen den Gebirgsrippen der Haardt und dem rheinischen Uebergangsgebirge die Bedingungen, unter denen früher das Material zur Steinkohlenflötzbildung entstand, länger, als in vielen anderen Gebieten, und so wurde eine Reihe von Ablagerungen eigenthümlicher Art in unserer Bucht erzeugt, welche die Mitte hält zwischen Kohlengebirge und gewöhnlichem Rothliegenden — die Schichten des sog. jüngeren Kohlengebirgs. Es sind z. Th. rothgefärbte Sandsteine, röthliche Conglomerate, zwischen welchen graue, dem Kohlenschiefer ähnliche Lagen von Sandstein und, was das Wichtigste ist, eine Menge weniger mächtige Flötze von mageren, aber sehr brauchbaren Steinkohlen, stellenweise auch von grauem Kalk und von Thoneisenstein eingeschlossen sind. Dieses Schichtensystem oberhalb des Steinkohlen-reichen Gebirgs von St. Ingbert und Bexbach, welches mit dem rothen Sandstein des Höcherbergs beginnt und über den größten Theil des westricher Hinterlandes verbreitet ist, zählte man früher noch zur eigentlichen ächten Steinkohlenformation und unterschied es als jüngere, flötzarme Abtheilung derselben. Neuere Vergleichungen mit gleichzeitigen Ablagerungen in anderen Gegenden Europa's haben gelehrt, daß trotz der Einschaltung ansehnlicher Steinkohlenflötze diese Gebilde einer jüngeren Bildungszeit angehören, und der Zeit ihrer Entstehung nach dem entsprechen, was man sonst als untere Abtheilung der postcarbonischen, Dyas- oder Formation des Rothliegenden und Zechsteins bezeichnet. Um dieser allgemeineren Auffassung gerecht zu werden, müssen wir diese Gesteine in der Pfalz gleichfalls von der ächten Steinkohlenbildung

unterscheiden und trennen. Wir fassen sie daher hier mit den postcarbonischen Ablagerungen zusammen und bezeichnen sie als das Ueberkohlengebirge.

Erst in den auf diesen jüngeren, kohlenführenden Schichten aufgesetzten, intensiv rothen Conglomeraten und rothen Schiefern mit kleinen grünen Flecken erkennt man deutlicher die Schichten, welche man in engem Sinne als Rothliegendes zu bezeichnen pflegt. Solche jüngere Gesteine ziehen sich neben den älteren in einen schmalen Streifen von Waldmohr über Winnweiler zum Donnersberg, wo sie eine große Ausbreitung erlangen, bis in die Gegend von Kreuznach. Aehnliche Glieder begleiten auch die Thalungen der Nahe von Oberstein her.

Aber nicht bloß im Gebiete der sog. Kohlenmulde zwischen Haardt und rheinischem Uebergangsgebirge sind diese jüngeren Gesteine des Rothliegenden abgelagert, sondern sie wurden auch über dem Kerngebirge der Haardt in mächtigen Massen abgesetzt und erscheinen daher in allen tieferen Thaleinschnitten des Haardtgebirgs über dem Granit, Gneiß oder Thonschiefer und unter der großartig entwickelten Buntsandsteinbildung, oft auch als tiefstes Gebirgsglied in dem Eis-, Isenach-, Speyerbach-, Queich-, Klingbach- und im Lauter-Einschnitte. Sie reichen von hier einerseits unter der Buntsandsteindecke bis zum westricher Hinterlande, setzen aber auch andererseits über die Rheinthalebene fort, wie die Entblößungen des Rothliegenden bei Nierstein und seine mächtige Verbreitung im Odenwalde und bei Aschaffenburg beweist. In der Pfalz schließen die obersten Schichten des Rothliegenden unmittelbar an die tiefsten des Buntsandsteins; es fehlen hier alle kalkigen Zwischenlagen, der sog. Zechstein, wie er in der Aschaffenburger Gegend noch mächtig entwickelt ist und spurweise selbst noch im Schloßgraben bei Heidelberg getroffen wird.

Außer diesen regelmäßig geschichteten Sedimentgesteinen begegnet man im westricher Hinterlande überaus zahlreichen Gesteinsmassen, welche in unregelmäßigem Verbande mit den geschichteten Gesteinen stehen, an denselben quer abstoßen, oder sie durchbrechen. Es sind dieß Eruptivmassen, deren Hauptrepräsentanten der lichtfarbige Porphyr und der grünliche Melaphyr sind. Ihnen gesellt sich noch der Basalt zu, welcher jedoch nur an einem Punkte in der Pfalz (bei Forst) das ältere Gestein durchbrochen hat.

Mit diesen Eruptionsgesteinen sind stellenweise plattenförmige, oft blasige und poröse, meist schichtenweise gelagerte Gebilde verbunden, deren Zusammensetzung aus mehr oder weniger scharfkantigen Gesteinsbrocken der Porphyre und Melaphyre und aus zerriebenem, der vulkanischen Asche ähnlichem Material die Vermuthung rechtfertigt, daß wir dem vulkanischen Tuff entsprechende Gesteinsarten vor uns haben. Bei den Porphyren sind die diese begleitenden tuffähnlichen Massen häufig unter dem Einflusse des

Wassers so vollständig verarbeitet und lagerweise ausgebreitet, daß man ein porphyrartiges Gestein in Flötzen ausgebildet findet. Dieß ist der sog. Thonstein, der neben den Porphyrconglomeraten ein wesentliches Glied des Rothliegenden ausmacht. Bei dem Melaphyr hat sich in diesen Nebenproducten der Eruptionen der Charakter der ächten Tuffe mehr erhalten; sie erscheinen bald mehr conglomeratartig, bald mehr breccienähnlich, seltener in thonsteinähnlichen Lagen, wenn sie unter dem Einflusse des Wassers abgesetzt wurden. Auf analoge Weise verhält es sich mit dem Basalttuff.

Innerhalb der Haardt ist der Aufbau des Gebirgs über dem Rothliegenden in ungemein mächtigen Sandsteinmassen fortgesetzt bis zur höchsten Firste. Diese Hauptgesteinsmasse der Haardt besteht aus röthlichem, buntgestreiftem Sandstein (daher Buntsandstein genannt). In einer Vorterrasse gegen die Rheinebene und in der breiten Bucht der westricher Haardt gehen diese Sandsteine in ein mehr thoniges und mergeliges Schichtensystem, den sog. Röth über, welchem eine mächtige jetzt vielfach durchschnittene Platte versteinerungsreichen Kalks, des sog. Muschelkalks, aufgesetzt ist. Auch am Rheinthalrande begleitet ein schmaler Streifen dieses Kalks in verstürzter Lagerung den älteren Buntsandstein.

Wir gelangen so zu denjenigen Bildungen, welche wesentlich der Thalung des Rheins angehören. Hierher rechnen wir die kleinen Flecke von Keuper und Lias, welche nur am Queichthalrande vorkommen. Sie sind die letzten Ausläufer des im Elsaß bis Wörth reichenden und jenseits des Rheinthales bei Langenbrücken aus SO. vordringenden süddeutschen und elsäßigen Juragebiets. Die Hauptablagerungen der Rheinthalausfüllung gehören weit jüngeren Formationen der tertiären und quartären Periode an, zu welchen sich als letzte Anschüttungsmassen Sand, Geröll und Schlamm der Ueberschwemmungen und einige Neubildungen — Torf und Kalktuff — die sog. Novärgebilde als Schlußglieder gesellen.

Unter den Tertiärbildungen sind es nur die sog. oligocäne, miocäne und pliocäne Stufe, welche einen wesentlichen Beitrag zu der Zusammensetzung der Rheinthalausfüllung geliefert haben, während alttertiäre sog. eocäne Ablagerungen vielleicht nur in der einzigen merkwürdigen Bildung am Battenberg vertreten sind.

Die Oligocäntertiär-Gebilde in Form von grobem Sand und Schutt voll Meeresconchylien (sog. Meeressand von Alsey), von septarienführendem graugelbem Thon (bei Kreuznach) mit halbbrackischem Charakter und von rein brackischem grüngrauem Thon mit Cyrenen — sog. Cyrenenmergel — lehnen sich meist unmittelbar an das ältere Gebirge oder bedecken dasselbe fleckenweise. Weit mächtiger ausgebreitet sind die nächst jüngeren ächten Miocänablagerungen. Hierher gehören die an dem kl. Kalmit bei Landau in mächtigen Felsen aufgethürmten tuffartigen

Kalke mit Landschnecken — sog. Landschneckenkalke, und die außerhalb unseres engeren Gebiets, z. B. bei Oppenheim, fleckenweise gelagerten sog. Cerithienkalke, gelblich weiße, oft mürbe Kalke und Sandkalke voll *Corbicula* (Corbiculaschichten Sandbergers) und sandig thonige Schichten mit Braunkohlenbildungen. Das am weitesten ausgedehnte Glied jedoch ist der erst auf diese älteren Schichten folgende gelblichweiße und schmutziggelbe Kalk voll kleiner Schneckchen, (Litorinellen) — der sog. Litorinellenkalk — dessen Gestein die hügeligen Theile vor dem Donnersberge bis Grünstadt, Göllheim und Marnheim ausmacht. Ein schmutzig gelbgrüner Sandstein und sandige Thone mit Blätterabdrücken — der sog. Blättersandstein von Laubenheim — schließt eine zweite Braunkohlenbildung ein.

An vielen Orten des benachbarten Rheinhessens liegt auf dem Litorinellenkalk und sandigen Thon ein Geröll und Kiesschicht, deren Bestandtheile oft durch Eisenoxyd verkittet sind und, z. B. bei Eppelsheim, zahlreiche Wirbelthierreste, unter andern Knochen des merkwürdigen *Dinotherium*, beherbergen. Aehnliche sandige Ablagerungen im Rheinthale entsprechen der jüngsten sog. pliocänen Tertiärstufe.

Die mit der Tertiärzeit immer weiter fortschreitende Entwässerung der rheinischen Bucht hatte die Folge, daß bereits in den jüngsten tertiären Schichten hauptsächlich Ablagerungen des fluthenden Wassers, Sand und Gerölle, abgesetzt wurden. In der nachfolgenden quartären oder diluvialen Zeit sind es ganz besonders diese Fluthererzeugnisse — Schutt, Geröll und Schlamm, welche die übriggebliebenen Vertiefungen einzuebnen begannen.

Vorzüglich gehören hierher, vielleicht theilweise noch zu den oben erwähnten jüngsten Tertiärablagerungen, die mächtigen durch Eisenoxyd verkitteten Schutt- und Geröllmassen, welche im Bienwalde die Unterlage des Waldbodens ausmachen und dadurch besondere Wichtigkeit erlangen, daß sie ihrer Festigkeit wegen den Pfahlwurzeln der Bäume nicht in die Tiefe einzudringen gestatten und dem fröhlichen Gedeihen des Waldes feindlich entgegenstehen. An anderen Stellen enthält das Diluvialgeröll Knochen vom Mammuth *(Elephas primigenius)*, vom Rhinoceros *(Rhinoceros tichorhinus)* und vom Riesenhirsche *(Cervus euryceros)*. Daran reiht sich zunächst eine jüngste sandige Braunkohlenbildung, wie sie stellenweise an den Hochufern des Rheins bloßgelegt ist.

Eine besondere Art Schutt und Sand aus Auflockerung alpiner Gesteine stammend, besteht aus Molassesand, Rollstücken von Granit, Gneiß und Hornblendegestein, und umschließt zuweilen auch helle Bergkrystalle als abgeschliffene Geschiebe — die sog. Rheinkiesel. — Ueberdieß erlangt diese Schuttmasse große Bedeutung durch das Vorkommen von kleinen Goldblättchen und Körnchen, welche durch Abschlämmen oder Seifen gewonnen werden können — daher diese Trümmermassen Goldseifengebirge genannt werden.

Ein viel werthvolleres und nachhaltigeres, wenn auch nur indirect Gold gebendes Erzlager, ist jener unansehnliche gelbbraune Lehm, welcher, unter dem Namen Löß bekannt, als oberste Lage weitaus den größten Theil der Rheinfläche bedeckt und zugleich durch großen Reichthum an pflanzennährenden Stoffen wie durch Tiefgründigkeit ausgezeichnet, dem ebenen Lande seine vielgerühmte Fruchtbarkeit verleiht. Der Löß ist daher ein wahres, bei vernünftiger Bewirthschaftung des aus ihm entstandenen Ackerbodens fast unerschöpfliches Goldlager, welches, wie die Sedimente großer Flüsse, in sich die feinsten zerriebenen Theile von feldspath- und kalkhaltigen Gesteinen der Alpen vereinigend, während einer plötzlich einbrechenden Hochfluthperiode abgesetzt wurde.

Nur rein localer Natur sind die Ablagerungen von Eisenerzen, namentlich von sog. Bohnerzen.

Endlich gelangen wir zu den Bildungen, wie sie zwar schon in sehr alter, vorhistorischer Zeit entstanden sind, aber in ganz gleicher Art und Beschaffenheit ununterbrochen auch heute noch unter unseren Augen sich erzeugen. Es sind dieß die sog. Novärgebilde, deren Hauptrepräsentant das sog. Alluvium ist, Aufschüttungsmassen, Geröll, Sand und Schlamm, wie sie jedes fließende Wasser, jeder Fluß und Bach, besonders bei Hochwasser absetzt. Es gibt kein Thal, welches diese letzten, ausebnenden Ablagerungen nicht in mehr oder weniger ausgedehnter Weise aufzuzeigen hätte.

Zu den Novärgebilden gehören dann noch der Torf, von welchem in der Pfalz viele weite, flache Eintiefungen erfüllt sind, und der Kalktuff, ein nur an wenigen Stellen bekannter Absatz aus kalkhaltigen Quellen.

Wir werden nun nach diesem Ueberblicke in den folgenden Kapiteln eine etwas ausführlichere Schilderung der einzelnen Gebilde, soweit es uns der hiefür gestattete Raum erlaubt, zu geben versuchen und zwar nach folgendem Schema.

I. **Grundgebirge.**
   1) Urgebirgsfelsarten (Granit und Gneiß),
   2) Uebergangsformation (Thonschiefer und Grauwacke).
II. **Steinkohlenformation.**
   3) Productives Steinkohlengebirge.
III. **Postcarbonische Formation.**
   4) Ueberkohlengebirge,
   5) Rotbliegendes,
   6) Eruptivgesteine (Porphyr, Melaphyr).
IV. **Triasgebilde.** (Mit jurassischen Schichten.)
   7) Buntsandstein,
   8) Muschelkalk,
   9) Keuper (mit Lias).

V. **Tertiärbildungen.**
10) Battenbergerschichten (? eocän),
11) Oligocänschichten (Meeressand von Alzei und Cyrenenmergel),
12) Neogenschichten (miocäne und pliocäne Ablagerungen):
a) Braunkohlenbildung,
b) Landschnecken und Cerithienkalk,
c) Corbiculaschichten,
d) Litorinellenkalk,
e) Blättersandstein,
f) Dinotheriensand.
13) Basalt und Basalttuff.

VI. **Quartäre Gebilde.**
14) Geröll und Schutt (Diluvium),
15) Seifenwerke,
16) Braunkohlenablagerungen,
17) Bohnerze,
18) Löß.

VII. **Novärgebilde.**
19) Alluvium,
20) Kalktuff,
21) Torf und
22) Vegetationserde.

Dritter Abschnitt.

Specielle geognostische Beschreibung.

Viertes Kapitel.

Grund und Urgebirge der Haardt.

Urgebirge. Die im tiefen Untergrunde des Haardtgebirgs gelagerten und nur an wenigen tiefen Thaleinschnitten entblößten Urgebirgsgesteine gehören denjenigen Abänderungen von Gneiß und Granit an, wie sie in den südlichen Vogesen und im Schwarz- und Odenwald sich vorfinden.

Der Gneiß ist bis jetzt nur in den großen Steinbrüchen bei Albersweiler aufgeschlossen. Er bildet dort, mit feinkörnigem Granit innig verbunden, Felsmassen von großer Härte. Seine Bestandtheile sind röthlicher Orthoklas, weißlicher Oligoklas, grünlicher und bräunlicher Glimmer nebst

Quarz — **bunter Gneiß.** Die Lagerung ist sehr verworren durch starke Biegungen und gangartiges Eingreifen der Granite.

Granit erscheint in der Pfalz in mehreren Formen. Zunächst wie der Gneiß zusammengesetzt, ihm sehr ähnlich, röthlich gefärbt, feinkörnig (bunter Granit) wird er neben dem Gneiß bei Albersweiler gefunden und als vorzüglicher Pflasterstein und Straßenbeschotterungsmaterial in großen Steinbrüchen gewonnen.

Eine zweite Form des Granits nähert sich der Varietät, welche man porphyrartig zu nennen pflegt. In ziemlich aufgelockertem sandartigem Zustande, grobkörnig mit einzeln eingestreuten Feldspathkrystallen, breitet sich dieser Granit am Fuße der Haardt bei Weiher, an der Ludwigshöhe und weiter bis gegen St. Martin aus. Die überaus sorgfältige Cultur des Bodens verhindert, den ganzen Verbreitungsbezirk genau festzustellen.

Auch in dünnen gangartigen Adern als dichtes röthliches und weißes großkrystallinisches Gestein, sog. **Pegmatit**, findet sich der Granit sowohl in den Steinbrüchen von Albersweiler, als an der Weiherer Mühle bei Rhodt.

Es ist nicht zu zweifeln, daß Granit und Gneiß unterhalb des Sandsteins noch an vielen Stellen am Fuße des Haardtgebirgs zu Tag treten. Dieß deuten zahlreiche Fragmente, die man da und dort zerstreut findet, wie bei der Maxburg, im Silberthale und bei Battenberg, an, aber solche kleine Parthieen werden sehr leicht durch Abschwemmungsmassen, Sand und Schutt verhüllt, so daß sie dem Auge verborgen bleiben. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß man überall innerhalb der Haardt, wenn man nur tief genug graben würde, auf das Urgebirgsgerippe, auf granit- und gneißähnliches Gestein stoßen würde.

Uebergangsgebirgsschichten. Als die älteren **versteinerungführenden** Gesteine sind in den eigentlichen Vogesen Thonschiefer und Grauwacken verbreitet, welche der **carbonischen Uebergangsformation** zuzutheilen sind. Die analogen Bildungen in der Pfalz, welche in der Fortsetzung jener des Vogesengebirgs als zunächst jüngere Gebilde das Urgebirgsgestein bedecken, sind in den tiefen Einschnitten der Wieslauter bei Weiler im Süden aufgeschlossen. Schmutzig bräunliche oder grünlich graue, dünnschichtige, stark veränderte und nach allen Richtungen bis ins kleinste zerklüftete Lagen von Thonschiefer und Grauwacke enthalten zu dürftige Spuren von organischen Einflüssen, um über das specielle Alter genügenden Aufschluß zu geben. Mehrere Melaphyrgänge durchsetzen diese Uebergangsschichten. Weiter nordwärts finden wir am Fuße der Haardt ihre Spuren wieder an den Melaphyrkuppen bei Silz und Waldhambach, auch an der größeren Gneißinsel bei Albersweiler, bestimmter jedoch tritt das Gestein erst wieder in den Steinbrüchen der Maxburg als stark veränderte Grauwacke

und in ähnlicher Beschaffenheit mächtig verbreitet im Anfang des Neustadter Thales auf.

Diese Uebergangsschichten auf beiden Seiten des Neustadter Thales sind vorherrschend aus rothem oder rothgrauem Thonschiefer und aus grobkörniger, sehr dichter mit dem Thonschiefer wechsellagernder Grauwacke, welche, gleichfalls röthlich gefärbt, manchem Eruptivgestein ähnlich sieht, zusammengesetzt. Man nennt in der Gegend diese häufig als Straßenmaterial verwendete sehr harte Grauwacke „Rollenstein," von welcher die Eisenbahneinschnitte längs einer großen Strecke eine reiche Schichtenfolge aufgeschlossen haben. Sie zeigt die vielfachen Störungen, welche das Gestein in feiner Lagerung erlitten hat. In dem begleitenden Thonschiefer fand ich zwar zahlreiche Pflanzenreste (*Cyclopteris* und viele Algen in dünnen, schmalen Bändern schlangenähnlich gewunden), aber ihre Formen sind nicht bestimmt und scharf genug ausgeprägt, um daraus auf das specielle Alter[1]) der Schichten schließen und zuverlässig entscheiden zu können, ob diese Gebilde, wie vermuthlich, der jüngsten sog. carbonischen Uebergangsformation zugetheilt werden dürfen.

Daß ähnliche Gebilde der Uebergangsperiode in der Unterlage des Sandsteins der Haardt noch an vielen anderen Stellen vorkommen, hat neuerlichst die Tiefbohrung der Saline Dürkheim bewiesen, indem man hier in einer Tiefe von 1001 (bayer.) Fuß auf ganz dasselbe Gebirge, auf Thonschiefer und Grauwacken, stieß, wie wir so eben aus dem Neustadter Thal kennen gelernt haben. Man bohrte 7 Fuß tief in diese ganz unerwartet in der Tiefe gelagerten Uebergangsgesteine. Damit sind die Aufschlüsse über die ältesten Sedimentgebilde des Haardtgebirgs erschöpft.

Fünftes Kapitel.

Steinkohlengebirge.

In der Reihenfolge des regelmäßigen und vollständigen Aufbaues der Erdrinde aus allen Gliedern, welche überhaupt vorkommen, folgt zunächst auf die so eben erwähnte Thonschiefer- und Grauwackenbildung das Steinkohlengebirge. Wir dürften deßhalb auch im Untergrunde der Haardt unter der Buntsandsteindecke Steinkohlengebirge über dem daselbst nachgewiesenen Thonschiefer und der Grauwacken erwarten. Dieß findet aber nach allen bisherigen Erfahrungen nicht statt; das Haardtgebirge beherbergt keine Steinkohlenschichten.

[1]) Hier kann es sich natürlich nur um die Unterscheidung der drei großen Uebergangsformationen, der silurischen, devonischen und carbonischen, handeln.

Wir wissen, daß diese dagegen als Muttergestein der sog. Saarkohlen in der Blies- und Saargegend reichlich entwickelt sind. Zahlreiche Bergwerke fördern die in Flötzen zwischen Kohlenschiefer und Kohlensandstein eingelagerten Steinkohlen dieses Reviers, deren Menge man bis zur abbaunützlichen Sohle auf 5 Milliarden Centner[1]) geschätzt hat. Die Steinkohlenflötze sind in mehreren Gruppen enger aneinander geschlossen und darnach unterscheidet man 1) den kohlenreichsten liegenden Zug, der auf eine Länge von drei Stunden durch die Gruben Bexbach, Wellesweiler, König, Heinitz, Sulzbach-Altenwald, St. Ingbert und Duttweiler aufgeschlossen und auf ungefähr 40 bauwürdigen im Ganzen 15—18 Lachter mächtigen Steinkohlenflötzen bebaut wird; 2) die erste mittlere Flötzparthie, auf welchen die Gruben Friedrichsthal (z. Th.), von der Heydt (z. Th.) und Jägerfreude liegt, mit 20 im Ganzen über 8 Lachter mächtigen Flötzen; 3) die zweite mittlere Flötzparthie mit den Gruben Rußhütte, Malstatt, von der Heydt (z. Th.), Prinz Wilhelm, Gerhard, Quierschied (z. Th.), Friedrichsthal und Reden, mit ungefähr 11 bauwürdigen Flötzen von 6 Lachter mächtigen Flammkohlen, und 4) die hangende Flötzparthie mit etwa 12 bauwürdigen, im Ganzen 7 Lachter mächtigen Steinkohlenflötzen der Gruben Geislautern, Hostenbach und Kronprinz.

Dieses im Ganzen engbegrenzte Kohlengebirge von ca. 4 Quadratmeilen Flächeninhalt reicht nur in zwei kleinen Theilen in das Gebiet der Pfalz, wie es jetzt politisch abgegrenzt ist, herein, nämlich nur in dem Kohlenfelde von St. Ingbert und Mittelbexbach. Die Unterlage dieses Kohlengebirgs, auf welcher es in der größten Tiefe aufruht, kennen wir nicht; denn nach Osten, wo nach der Lagerung diese Basis der Kohlengebirgsschichten erwartet werden dürfte, ist dasselbe nach dem Aufschlusse des tiefsten Stollens an dem Rischbache bei St. Ingbert an einer Spalte plötzlich abgebrochen, an welcher sich nur wenige Fuß mächtiges Rothliegendes in sehr verwirrter Lagerung heraushebt, um dann sofort dem Buntsandstein ganz das Feld zu räumen. Eine Reihe von Bohrlöchern, welche längs der östlichen Grenze des Kohlengebirgs von dem Rischbache[2]) bei St. Ingbert an,

[1]) Bis zu einer Teufe von 500 Lachter unter den Saarstollen würde der Vorrath bei einer jährlichen Förderung von 50 Millionen Zentner auf 3000 Jahre ausreichen.

[2]) Das Bohrloch in dem Rischbache bei St. Ingbert nahe dem Mundloch des Gegenstollens durchteufte vom Tag nieder (in Metermaaß) wechselnde Lagen von Buntsandstein 31,5; rothen Schieferthon und Sand 12,98; rothen Sandstein mit Concretionen 49,90; weißlichen Sdst. (= Sandstein) 29,28; r. (= rothen) Schl. (= Schieferletten) 8,65; r. Sdst. mit Quarzgeschieben 34,57; weißlichen Sdst. 5,43; rl. (= röthlichen) Sdst. 28,24; dunkelr. Sdst. 2,00, mit welchen die Formation des Buntsandsteins in einer Gesammtmächtigkeit von 202,55 Meter abschließt. Darunter beginnen die Schichten des obern Rothliegenden r. Sdst. und gr. g. Sch. (= grünlichgrauer Schieferthon) 16,24; g. gr. Sdst. mit Glimmer 20,14; r. Sdst.

am Elmersberg, am Geierneſt bei Haſel, am Letſchweiher bei Neuhäuſel, bei Limbach, und an drei Stellen bei Bexbach, bis zu ſehr bedeutender Tiefe abgeſtoßen wurden, haben gelehrt, daß auf dieſer Seite das Steinkohlengebirge, an mehreren mit dem Streichen der liegenden Kohlengebirgsſchichten faſt parallelen Spalten niedergezogen, oſtwärts ſich immer tiefer einſenkt, weßhalb keine Hoffnung übrig geblieben iſt, nach dieſer Richtung hin bauwürdige Kohlenflötze in einer die Gewinnung lohnenden Teufe aufzuſchließen.

2,97; Rſch. (= Röthelſchiefer) 11,76; r. Sdſt. 3,60; Rſch. z. Th. ſandig 8,51; r. Sdſt. 1,25; Rſch. 2,10; r. Sdſt. mit Schwefelkies 1,62; Rſch. 2,57; r. Sdſt. 5,52; r. Sdſt. mit g. Sch. 4,85; r. und w. (= weißer) Sdſt. 2,76; r. S. 7,36; g. r. Sch. 15,85; rth. Sdſt. 4,56; g. Sdſt. 3,33; r. Sdſt 0,90; g. Sdſt. 3,58; Rſch. 8,38; r. Sdſt. mit r. und g. Sch. 1,33; Rſch. 1,04; g. u. rth. Sch. 2,29; Rſch. 3,69; desgl. mit Sdſt. 15,90; r. Sdſt. u. Sch. 6,93; r. Sdſt. 0,90; r. u. g. Sch. 22,40; g. Sch. 2,13; grünfleckiger Rſch. 39,93; r. grobkörniger Sdſt. 8,05; weißlich g. Sdſt. 0,30; r. Sdſt. 3,14; g. ſandiger Sch. 2,02; rth. g. Sdſt. mit Glimmer 7,18; rth. Sch. 11,34; desgl. mit Sdſt. 0,76; das Rothliegende im Ganzen 255,51 Meter mächtig. Das darunterliegende Geſtein gehört der Kohlenformation an: g. Sdſt. 8,31; g. und rth. Sch. 3,31, g. Sdſt. 3,48; desgl. mit Sch. 1,70; g. Kſch. (= Kohlenſchiefer) 7,57; desgl. mit Sdſt. 12,44; hellg. Sch. mit vielem Glimmer 2,04; g. und ſchwarzer Kſch. 4,25 im Tiefſten des Bohrloch, deſſen Geſammttiefe 504,16 Meter beträgt.

Das Bohrloch bei Haſſel, weit von der Grenze des Kohlengebirgs SO. von St. Ingbert angeſetzt, durchteufte mit 276,0 Meter nur Buntſandſtein, ohne tieferliegende Gebirgsſchichten zu erreichen. Weiter NO. von St. Ingbert wurde das Bohrloch bei Neuhäuſel mit 376,56 Meter niedergebracht. Man durchbohrte bis 182,46 M. Buntſandſtein, ähnlich wie bei St. Ingbert. Das tieferliegende Geſtein gehört dem Rothliegenden an, und beſteht aus wechſelndgelagertem rth. Sdſt., rth. und weißlichg. Sdſt. und Rſch., denen ſich von 246,57 M. an g. Sch. in ſchwachen öfters wiederkehrenden Schichten beigeſellt. Bei 288,90 M. Teufe fanden ſich in aſchgrauem Schieferthon Abdrücke von Farrn. Es ſcheint dadurch das tiefere Rothliegende (das ſog. flötzarme Kohlengebirge) erreicht worden zu ſein; bis zum eigentlichen Kohlengebirge iſt man jedoch hier nicht vorgedrungen.

Bei Limbach erreichte das Bohrloch 222,06 Meter Teufe und gelangte bei 188 M. unter den Buntſandſtein in das Rothliegende, ohne dieſes zu durchſinken. In dem Bohrloche zunächſt S. am Bahnhofe von M. Bexbach erreicht der Buntſandſtein 96,17 M. mit unten feſten, bald grobkörnig r., bald hellgelben, Quarzgeröll führenden Schichten. Unter 96,17 beginnt das Rothliegende: Rſch. 1,93; feſter grobkörniger Sdſt. 4,37; Rſch. 2,44; darunter Melaphyrmandelſtein 10,09; Rſch. 0,92; r. Sdſt. 6,97; r. Schieferletten und Thonſtein 7,97; Melaphyr. z. Th. feſt, z. Th. Mandelſtein mit Kalkſpathausfüllung 36,01; Rſch. 1,62; r. Sdſt. mit Rſch. wechſelnd 11,70; r. Sdſt. 5,93; Sch. 14,89; r. Sdſt. mit dolomitiſchen Zwiſchenlagen 15,09; gr. g. Sch. 1,52; rth. w. Sdſt. 12,84; g. Sch. 2,13; rth. Sdſt. 0,61; bei dieſer Tiefe von 233,26 M. beginnt das Kohlengebirge: g. Sch. 0,26; g. Sdſt. 12,84; Kohlenſch. 3,68, g. ſandiger Schieferletten 1,96; braunrother thoniger Sdſt. 2,30; g. Sch. 2,07, rth. g. Sdſt. 3,58; w. g. Sdſt. 26,82; g. Sch. 1,01; g. Sdſt. mit Schwefelkies 2,12; g. Sch. 1,44; Sdſt. mit Zwiſchenlagen von Sch. 8,41;

Zieht man von Merlebach in Lothringen über Malstatt bei Saarbrücken den Gegenstollen bei St. Ingbert, die Eisenbahnbrücke bei Wellesweiler 150—180 Meter S. von den Bexbacher Schächten nach dem Klemloche bei Frankenholz eine Linie, so zeigt diese ungefähr die Richtung, in welcher das Kohlengebirge in der Tiefe abgebrochen erscheint.

Gegen N. und NW. zwischen Frankenholz und Gennweiler einerseits und zwischen diesem Ort und Schwalbach nahe am Saarthale bei Saarlouis ist das Kohlengebirge stellenweise von den nächst jüngeren Schichten der postcarbonischen Formation regelmäßig bedeckt und begrenzt; häufig trennen aber auch längs dieser Grenze Verwerfungsspalten, wie der große streichende Wellesweiler Hauptsprung und der rothe Sprung der M. Bexbacher Grube, sowie eine Reihe bald streichender, bald quer verlaufender Spalten die flötzreichen Schichten von den flötzleeren oder dem sog. rothen Gebirge, welches die Basis des sog. flötzarmen Kohlengebirge oder der tiefsten Schichten der postcarbonischen Formation ausmacht und auf welches erst weiter im Hangenden die jüngeren schwachen Kohlenflötze der Pfalz folgen. Also auch nordwärts von Bexbach ist die Fortsetzung des Kohlengebirgs unregelmäßig und gestört.

Gegen S. und SW. legt sich eine mächtige Decke von Buntsandstein, welcher bereits in mehreren inselartigen Parthieen weiter nordwärts innerhalb des Kohlengebirgs auftritt, auf das allmählich in dieser Richtung sich niederziehende kohlenführende Schichtensystem. Letzteres setzt wenigstens noch 2 Meilen über den letzten Punkt, wo es zu Tag ausstreicht, unter dem Buntsandstein fort. Zahlreiche, selbst bis zu 600 Meter Tiefe, abgestoßene Bohrversuche (über 40) im Moseldepartement haben gelehrt, daß das Kohlen-

g. thoniger Sdst. 11,26; schwarzgrauer Sch. 5,31; g. Sdst. 28,76; g. sandiger Sch. 26,96; w. g. Sdst. 9,55; sand. Sch. 17,61; w. g. Sdst. 5,75; sand. Sch. 0,12; w. g. Sdst. 22,16; Kohlenschiefer 4,07; Kohlensandstein 5,70; quarzreicher Sdst. mit Schwefelkies 3,87. Die ganze Tiefe beträgt 440,87 Meter.

Ein zweites Bohrloch auf der W. Seite des Hirschbergs von 413,46 Meter Tiefe erreichte mit 93,53 unter dem Buntsandstein das obere Rothliegende, welches auch hier aus wechselnden Lagen von rothem Sandstein und Röthelschiefer besteht. Mit 154,40 M. stieß man auf ein melaphyrähnliches Gestein von 3,27 M. Mächtigkeit. Unter diesem folgt das Ueberkohlengebirge (flötzarmes Kohlengebirge) bis zum Tiefsten der Bohrung mit wechselnden Lagen von g. Sdst., g. u. schwarzem Sch. und rth. Sdst.; zwischen welchen bei 273,48 ein Kalkflötz von 1,45 M. wie das obere Kalkflötz bei Breitenbach und bei 331,04 ein weißes, kalkiges Gestein eingelagert ist. Es ist zweifelhaft, ob hier das ächte Steinkohlengebirge erreicht wurde. Ein 3tes Bohrloch, aus dem Lichtloch des Stollen G. in den Rollsbach abgestoßen, wurde mit Einrechnung der Schachttiefe auf 247,99 Meter abgeteuft. Die oberen Schichten bis 113,17 gehören rothgefärbtem Schieferthon und Sandstein der postcarbonischen Formation an, die tiefern bestehen aus einem Schichtensystem von wechselnd grauem Schieferthon und Sandstein mit einzelnen Kohlenstreifchen ohne bedeutende Mächtigkeit.

gebirge im S. zwar in der Tiefe vorhanden ist, aber nur wenig mächtige Kohlenflötze beherbergt. Auch hier scheinen die kohlenreicheren Schichten durch Verwerfungsspalten in unbenützbare Tiefe hinabgezogen zu sein.

Dieses so eng begrenzte Kohlengebirge, dessen Gesammtmächtigkeit sich auf ca. 3200 Meter belaufen mag, ist aus sehr vielen einzelnen Gesteinsschichten, hauptsächlich aus Schieferthon, Sandstein und Steinkohle aufgebaut; untergeordnet kommen Conglomerate, besonders in den liegenderen Schichten, ferner Eisenstein in Form von thonigem Sphärosiderit, feinkörnigem Spatheisenstein, Roth- und Brauneisenstein, endlich noch Thonstein hinzu. Kalkflötze fehlen in der Pfalz. Vorherrschend ist der sog. Kohlenschiefer, ein mehr oder weniger grauer bis schwarzer, z. Th. kohliger, z. Th. mit Pflanzenabdrücken erfüllter fester Schieferthon, der häufig Kohlenstreifchen zwischen sich faßt und in der Regel das Dach der Kohlenflötze ausmacht. Zuweilen ist dieser Schiefer so kohlenreich, daß er in schwarzen Mulm zerfällt — Kohlenmulm —, oder auch weich, so daß er bei eindringendem Wasser sich in eine plastische Thonmasse verwandelt — sog. Kohlenletten. Den grauen, meist fein bis mittelkörnigen Sandstein nennt man gewöhnlich Kohlensandstein, der durch Aufnahme grober abgerundeter Quarzgeschiebe (weißer Kiesel, schwarzer Lydite und dichter Grauwacke) in Kohlenconglomerat übergeht. Die Conglomerate halten selten auf weiten Strecken an, sondern gehen meist in Sandstein über. Der Eisenstein bildet am häufigsten große knollige Concretionen von thonigem Sphärosiderit oder Thoneisenstein, welche gelegentlich bei dem Abbau der Kohle mitgewonnen, aber auch hie und da selbstständig gegraben werden. Diese Erze sowie die seltenen Rotheisenerze liefern Material für die benachbarten Eisenhochöfen.

Thonsteine sind nur in zwei Flötzlagen bekannt. Derjenige, welcher zwischen den Flötzen Nr. 33 und 34 in St. Ingbert austritt, ist weithin im Streichenden zu verfolgen. In der Grube Wellesweiler besitzt eine Thonsteinlage nahezu dieselbe Zusammensetzung [1]), wie der englische feuerfeste Thon. Eine zweite Lage begleitet das Flötz Nr. 7 von Rothhell.

Die Steinkohle dieses Kohlengebirgs ist eine meist fette Schieferkohle, welche sich durch ihre große Festigkeit auszeichnet, so daß sie in großen Stücken gewonnen werden kann und verhältnißmäßig wenig Kohlenklein (ca. 40 % Grieskohle) liefert. In der Regel bestehen die einzelnen Flötze aus vielfach wechselnden Lagen von pechartig glänzender Fettkohle und von weniger fetter, mattschimmernder Kohle. Je nach dem Vorherrschen der einen oder andern Varietät unterscheidet man die sog. Schmied-

[1]) $\dddot{Si}$ (chemisch gebunden) = 38,05; $\dddot{Si}$ als Quarzsand = 11,50; $\dddot{\text{Æl}}$ = 35,19; $\dddot{Fe}$ = 0,31; $\dot{Ca}$ = 0,45; $\dot{Mg}$ = 0.31; $\dot{Ka}$ = 1,13; Schwefel-Spur; Verlust (Wasser u. Kohle) = 13,70 nach Bischof.

kohle (Kohle I. Qual.), ausgezeichnete Fettkohle für Schmiedfeuerung, Coaks- und Gasbereitung ꝛc. und sog. Hausbrandkohle (Kohle II. Qual.), weniger fette Kohle für gewöhnliche Ofen-, Herd- und Locomotivfeuerung, für Puddlings- und Glashüttenbetrieb. Im St. Ingberter Grubenfelde liefern viele Flötze Kohlen der ersten Art, während in der Bexbacher Grube mit Ausnahme eines einzigen Flötzes etwas fetterer Kohle nur Hausbrand-, Sinter- und Flammkohle vorkommen. Anthracitische Faserkohlen (sog. anth. Holzkohle) sind häufig fleckenweise beigemengt, auch zeigen sich in einzelnen Flötztheilen Kohlen, welche der Cannel- und z. Th. der Rußkohle ähnliche Beschaffenheit besitzen.

Häufig ist die Steinkohle weißscheckig, d. h. sie ist auf den zahlreichen, sie durchziehenden, feinen Klüften von dünnen Blättchen weißen Dolomits, dem sich Schwefelkies und Bleiglanz zuweilen beigesellen, bedeckt. Auch tritt häufig der Fall ein, daß die Kohlenflötze durch Schiefermittel in mehrere Bänke getheilt sind. Da diese beim Abbauen nicht ganz rein ausgehalten werden können, beeinträchtigen sie die Reinheit der Förderung in vielen Fällen. [1])

Die Steinkohle hat folgende Zusammensetzung:

	St. Ingberter Fettkohle.	Bexbacher Hausbrandkohle.
Kohlenstoff	80,53	81,32
Sauerstoff	11,91	14,37
Wasserstoff	5,06	3,21
Stickstoff	0,02	—
Asche	2,48	1,10
	100,00	100,00
Spec. Gewicht	1,260	1,280

Die St. Ingberter Kohle liefert in einem Gemenge von Fett- und Hausbrandkohlen ein vorzügliches Material zur Coaksbereitung und liefert 62—68 % sehr reiner, fast schwefelfreier Coaks mit 5—8 % Asche. Eben

[1]) Eigenthümliche, aber bloß örtliche Abänderungen der Steinkohlen begreift man unter der Bezeichnung versteinerte und angebrannte Kohlen. Unter ersteren versteht man eine sehr feste (steinharte) durch Beimengung von Dolomit, Kalk-Braun-Spath oder Schwefelkies stark verunreinigte Kohle, welche sich nicht mehr schrämen läßt und unbrauchbar ist. Bei der angebrannten Kohle, welche gewöhnlich da sich findet, wo Sandstein als Dachgestein vorkommt, ist in Folge einer ähnlichen Verunreinigung die Kohle so fest mit ihrem Nebengestein verwachsen, daß sie sich nicht regelmäßig davon ablöst. Irisirende Kohle pflegt stellenweise in den Fettkohlenflötzen vorzukommen. Milder, leicht zu bearbeitender, kohliger Schiefer oder thonige Kohle, welche in der Regel eine Lage in den Kohlenflötzen bilden, erlangen wegen ihrer leichten Bearbeitung mittelst der Schrämhaue für die leichte und wohlfeile Gewinnung der Kohle große technische Wichtigkeit. Sie sind dem Kohlenbergmann als Schramschiefer und Schramkohle eine willkommene Erscheinung.

so reichlich ist das Ausbringen an Gas, indem ein Centner Gaskohle 500 Kubikfuß Leuchtgas liefert.

Die einzelnen Flötze behalten nicht auf allen Punkten ihrer Verbreitung dieselbe Beschaffenheit bei, sondern wechseln sowohl in Bezug auf Mächtigkeit, Beschaffenheit, als in Bezug auf das Verhalten der Zwischenmittel. Manche Flötze werden nach dieser oder jener Richtung schwächer oder stärker, wie z. B. das Flötz Nr. 33 der St. Ingberter Grube, welches im O.-Felde völlig unbauwürdig ist, während das Flötz Nr. 36½ erst gegen O. eine bauwürdige Mächtigkeit gewinnt. Ebenso häufig wechselt die Beschaffenheit der Kohle, so daß z. B. die Flötze Nr. 33 und 37 der N. Abtheilung und Nr. 15 der S. Abtheilung von St. Ingbert wegen schlechter Kohle in manchen Flötztheilen nicht abgebaut werden können. Die Kohlen des Flötzes Nr. 30 sind im Ostfelde erster Qualität, sie werden westlich zweiter Qualität. Auch die Mächtigkeit der Zwischenmittel unterliegt großer Veränderlichkeit; sie verstärken sich bald, bald verschwächen sie sich, es legen sich neue ein oder vorhandene keilen sich aus. Das Bergmittel zwischen zwei Flötzen der St. Ingberter Grube bei Flötz 30 ist nach W. 1½ Meter, östlich nur ½ M. stark und ebenso verschwächt es sich auf Flötz Nr. 24 ostwärts bis zu ½ Meter. Das interessanteste Beispiel jedoch bietet das sog. Blücherflötz der preußischen Gruben, welches den Flötzen Nr. 19 und 20 der St. Ingberter Grube entspricht. Auf der preußischen Grube ist das Zwischenmittel sehr gering, nur 1 Zoll dick, so daß die zwei Bänke als ein Flötz von 1 M. Mächtigkeit erscheinen, während nach NO. das Zwischenmittel zusehends wächst und die zwei Bänke in zwei Flötze scheidet.

Die zwei Kohlenfelder der Pfalz, das St. Ingberter und M. Bexbacher, umfassen in ihren nutzbaren Theilen ungefähr $^1/_{12}$ Quadratmeile; davon treffen auf das erstere ca. 420,000 □ Lachter (1 L. = 2 Meter); sie liegen auf dem erwähnten kohlenreichsten liegendsten Flötzzuge, von welchem der von St. Ingbert bis zur preußischen Grenze durchgetriebene Stollen A die tiefsten liegendsten Glieder unmittelbar neben der Gebirgsscheide gegen den vorliegenden Buntsandstein durchschnitten hat.

Im St. Ingberter Felde streichen die Gebirgsschichten ziemlich regelmäßig bis gegen den NO. vorliegenden Elmersberg, wo eine Reihe durchziehender Verwerfungsspalten große Verwirrung in der Lagerung hervorgerufen hat, in St. 5,3 und fallen in St. 11,3 mit 35⁰ Grad nach NW., in der südlichen Rothheller Parthie um einige Grad stärker, erst mit 37⁰ und nahe an der Grenze gegen den Buntsandstein mit 40⁰. Im Streichenden treten die nördlicheren Flötze aus der nach SW. unmittelbar angeschlossenen preuß. Grube Duttweiler direct in das St. Ingberter Feld ein und verlassen dasselbe in NO.-Richtung, um wieder in dem Grubenfelde am Sulzbach-Altenwald fortzusetzen; nach der Tiefe zu jedoch senken sie sich allmählich gegen das Nachbargebiet ein und fallen über das bayerische Gebiet

hinaus. Auch durch Verwerfungen ist unser Feld wenig beunruhigt. Nahe jenseits der Südgrenze zieht ein Sprung dem Grenzbache parallel, welcher die Schichten auf 112 Meter ins Hangende wirft, während gegen NO. der einzige größere Sprung des St. Ingberter Feldes, der jedoch nicht über die Flötze 28 und 30 reicht und im Flötz Nr. 37 nur als ein kleiner Sattel sich zeigt, das Schichtensystem nur um Geringes wieder ins Liegende rückt.

Das durch den Grubenbau bei St. Ingbert aufgeschlossene Kohlengebirge schließt 59 mächtigere größtentheils abbauwürdige und durch besondere Nummern bezeichnete, sowie über 100 schwache, technisch werthlose Kohlenflötze in sich. Die bauwürdigen Flötze weisen eine Gesammtkohlenmächtigkeit von 1050 Lachterzollen (1 L.-Zoll = 2,5 Centimeter; 1 Lachter = 2 Meter) und bis zu 500 Lachter Teufe einen Kohlenvorrath von 1000 Millionen Centnern auf. Nach den früheren, in obern Teufen geführten, getrennten Grubenbauten in der Rothhell und in der Schnappbach hat man die sämmtlichen Kohlenflötze in zwei Abtheilungen geschieden, in die südliche oder Rothheller Abtheilung mit dem Flötz Nr. 1 bis mit 20 und in die nördliche Abtheilung mit 37 nummerirten Haupt- und einigen Nebenflötzen (z. B. $36^1/_2$; $37^1/_2$). Beide Abtheilungen sind durch ein fast flötzleeres, mächtiges Bergmittel getrennt, während unter dem ersten liegendsten Flötz der südl. Abtheilung also als Liegendes des ganzen Kohlengebirgs wieder ein sehr mächtiger, flötzleerer Schichtencomplex bis zur Grenze gegen den Buntsandstein folgt.

Die nummerirten Flötze der nördlichen Abtheilung sind alle ganz oder theilweise bauwürdig. Die wichtigsten darunter sind folgende: Das Flötz Nr. 30 mit durchschn. 56″ Kohle ($^6/_{10}$ I. Qual. und $^4/_{10}$ II. Qual.) liefert per □ Lachter 137 Ctr. Kohle; Nr. 23 mit 51″ vorzüglicher Kohle giebt p. □ L. 123 Ctr. Kohle; Nr. 22 mit 44″ K.; Nr. 5 mit vielen Zwischenmitteln und 50″ K.; Nr. 24 mit 48″ K.; Nr. 1 mit 46″ K.; Nr. 20 mit 27″ K.; und das Flötz Nr. 31 mit 19″ Kohle; sie liefern fast ausschließlich sehr gute Fett- und Gaskohle (sog. Schmiedkohle oder Kohle I. Qualität), während die Flötze Nr. 13 mit 42″ K.; Nr. 37 mit 40″ K.; Nr. 7 mit 40″ K.; Nr. 34 mit 34″ K.; Nr. 33 mit 30″ K. nur Kohle geringerer Güte (Kohle II. Qualität) schütten.

In der südlichen Rothheller Abtheilung werden nur die Flötze Nr. 10 mit 51″ K.; Nr. 12 mit 24″ K.; Nr. 15 mit 20″ K. und Nr. 17 mit 24″ Kohle abgebaut; ihre Kohlen sind z. Th. fett, aber schwierig rein zu gewinnen, nur von Flötz 10 und 12 gehören sie z. Th. zur I. Qualität. Auch die Flötze 11 und 13 sind versuchsweise in Angriff genommen worden.

Noch bemerken wir in dieser Abtheilung als ganz besonders geartet, das Flötz Nr. 7, dessen Kohle offenbar in Folge der Einwirkung eines jetzt

zu Thonstein zersetzten, das Flötz begleitenden Melaphyrs[1]), in eine Anthracitmasse verwandelt wurde. Diese Kohle enthält kein Bitumen mehr und läßt durch die galvanische Probe, da sie leitend sich verhält, erkennen, daß sie einem hohen Grad von Hitze ausgesetzt war; sie besitzt zugleich die Eigenthümlichkeit im Feuer in zahllose, kleine Stückchen zu zerspringen.

In der Nähe des St. Ingberter Grubenfeldes befindet sich auch der sog. brennende Berg bei Duttweiler: ein unterirdisch in Brand gerathenes Steinkohlenflötz (Nr. 13 oder Blücherflötz), bei dessen unter gehemmtem Zutritt der Luft erfolgter Zersetzung bedeutende Wärme und verschiedene Producte, Salmiak, Alaun, Schwefel und Wasserdämpfe[2]) erzeugt werden. In einer künstlichen, früher behufs Gewinnung des alaunhaltigen Gesteins gegrabenen Vertiefung, die das Ansehen eines eingesunkenen Kraters angenommen hat, brechen sich an einer hohen, zerklüfteten und zerrissenen Felswand rothgebrannten Schiefers zahlreiche Dampfsäulchen zischend Bahn und verleihen der ganzen Erscheinung ein vulkanisches Aussehen, welches durch die gelbe und weiße Ueberrindung der Klüfte mit Schwefel, Salmiak und Alaun, sowie durch die theilweise Frittung des Kohlenschiefers zu sog. Porzellanjaspis noch sehr verstärkt wird.

Die Schichten, welche die Steinkohlenflötze begleiten und einschließen, namentlich die Kohlenschiefer, sind ungemein reich an pflanzlichen verkohlten Ueberresten. Man trifft nicht selten noch 10—15′ lange plattgedrückte Stämme von Sigillarien so gut erhalten, daß sie wohl der Vermuthung Raum geben, sie seien an Ort und Stelle gewachsen und im Alter umgestürzt hier im Schlamm begraben worden, während die Kohle, wie nicht zu zweifeln ist, aus mächtigem Pflanzenmoder oder einer torfähnlichen Masse ihren Ursprung nahm. Die häufigsten und wichtigsten dieser Pflanzeneinschlüsse, die ich bei St. Ingbert gefunden habe, sind: *Calamites Cisti; C. approximatus; C. cannaeformis; Equisetites infundibuliformis; Asterophyllites longifolius; A. equisetifolius; A. grandis; Annularia longifolia; Sphenophyllum saxifragaefolium; Sphenopteris cristata; S. obtusiloba; Hymenophyllites obtusilobus; Neuropteris tenuifolia; Alethopteris Grandini; Cyatheites arcuta; C. dentatus; C. Miltoni; C. plumosus; C. unitus; Cyclopteris trichomanoides; C. obliqua; Sigillaria elongata; S. coarctata; S. Knorri; S. cyclostigma; S. Deutschiana; S. mammillaris; S. notata; S. Polleriana; S. rhomboidea; Stigmaria ficoides; Cordaites borussifolius* u. A.

---

1) Ein mit diesem Thonstein unmittelbar in Verbindung stehendes Gestein ganz in der Nähe am Nauweiler Hof besitzt noch den Charakter des unveränderten Melaphyrs.

2) Diese Wasserdämpfe führen die aus der Zersetzung entstandenen Producte mit sich in die Höhe und setzen sie an der Wand, wo sie zu Tage treten, als weiße und gelbe Krusten ab.

Die Gewinnung der Steinkohle bei St. Ingbert begann ungefähr erst seit 1730 damit, daß einzelne Bauern von St. Ingbert hier und da im benachbarten Walde mittelst „Tagröschen" wenige Kohlen für den Bedarf der umwohnenden Schmiede herausgruben, und die Kohlen als fast werthlos etwa gegen eine Fuhr Rüben umtauschten. Dieß waren die Gruben der sogenannten Stammbauern. Die Güte der Kohle verschaffte ihr bald einen ausgebreiteten Ruf; daher legte der Graf von der Leyen in Blieskastel, welcher die Vogtei St. Ingbert sammt Wald als churtrier'sches Lehen erhalten hatte, erst neben den Stammbauern Steinkohlengruben an und fand es vortheilhaft, kraft seines Lehnrechtes die Bauern als nicht Berechtigte nach und nach zu vertreiben und sich in Besitz sämmtlicher Gruben zu setzen. Die französische Occupation der Rheinlande hob alle Lehnsrechte auf und zog die Steinkohlengruben als Staatsgut ein. Die St. Ingberter Gruben waren während dieser Zeit verpachtet, gingen aber nach der Besitzergreifung Bayerns an das Aerar über.

Nachdem die Flötze, soweit sie durch Tagstollen aufgeschlossen werden können, fast ganz abgebaut sind, geschieht jetzt die Gewinnung der Kohle unter der tiefsten Stollensohle A 46 L. oder 92 Meter unter diesem Stollen, mittelst Tiefbau und Schachtförderung, so zwar, daß zur Sicherung ein Pfeiler von 16 Lachter zunächst unterhalb der Stollensohle nicht abgebaut wird mithin nur ein 30 L. (= 60 M.) hoher Kohlenpfeiler zum Abbau kommt. Die jährliche Förderung betrug in den letzten Jahren meist über zwei Millionen Centner Steinkohlen.

Die ärarialische Grube M. Bexbach baut auf einem muldenförmig gebrochenen System von Kohlenflötzen, welche der eben beschriebenen ältesten Parthie des liegenden Flötzzugs bei St. Ingbert unzweifelhaft sich auflagern und auch gegen die Flötzzone der Wellesweiler Grube noch im Hangenden auftreten.

In der oberen Teufe erscheinen vermöge der muldenförmigen Lagerung die Flötze auf zwei getrennte Gruppen vertheilt, auf jene des Weiherwaldes mit einem Streichen in St. 4,8 und S. W. Einfallen unter 10—15°, und auf jene des Ziegelhütterschlags mit einem Streichen in St. 11,4 und östlichen Einfallen unter 18°. Nach der Tiefe zu sind die sich zusammenneigenden Flötze durch eine Muldenwendung verbunden, deren Westflügel sich an die mehrfachen Sättel der tiefer gelagerten Wellesweiler Kohlenflötze anlehnt. Ihre Lagerung ist durch zahlreiche verwerfende Sprünge sehr beunruhigt, so daß die Flötze in viele einzelne Theile zerstückelt sind. Gegen Norden werden sie von einem Hauptsprunge, welcher das sogenannte rothe Gebirge des Höcherbergs hereinbringt, völlig abgeschnitten, und ebenso enden sie in ihrer Erstreckung nach S. und SW. an einer Reihe von Verwerfungsspalten, durch welche hier das Buntsandsteingebirge vorgeschoben ist.

In diesem sehr kleinen Felde von durchschnittlich kaum mehr als 200 L. Breite sind 14 mächtigere Kohlenflötze mit einer Gesammtkohlenmächtigkeit von 350 Zoll bekannt. Sie liefern jetzt jährlich gegen 40,000 Ctr. Kohle. In den oberen Bauen waren die Flötze, ehe man ihre Identität erkannt hatte, auf beiden Flügeln besonders bezeichnet [1]). Unter denselben folgen in größerer Teufe wohl noch eine Reihe der liegenderen Wellesweiler Flötze, welche gegen die bayerische Grenze einschließen und in die Pfalz übertreten.

Die Bexbacher Steinkohle ist eine magere, gute Hausbrandkohle, sog. Sinter oder Flammkohle. Die bemerkenswerthesten Steinkohlenflötze sind: Nr. 6 (11) mit 40″ Kohle und per □ Lachter 96 Centner Schüttung, Nr. 3 (8) mit 40″ K. und 95 Ctr. Schüttung, Nr. 5 mit 22″ K., Nr. 4 mit 20″ K. und Nr. 7 mit 19″ Kohle. Die begleitenden Gesteinsschichten sind denen im St. Ingberter Felde sehr ähnlich, nur sind die thonigen Sphärosiderite selten oder fehlen ganz, und der Kohlenschiefer ist weit ärmer an Pflanzeneinschlüssen, als in den St. Ingberter Gruben.

Nachdem die Steinkohlenflötze in den oberen Teufen mittelst Stollen fast ganz abgebaut sind, wurde auch hier eine Tiefbauanlage, ähnlich wie bei St. Ingbert, mit zwei Schächten und 4 Querschlägen bis zu einer Gesammttiefe von 100 Lachtern hergestellt. Unter dem vierten Querschlage und dem Schachttiefsten traf man einige ziemlich mächtige neue Steinkohlenflötze. Eine eigenthümliche mit der benachbarten Wellesweiler Grube gemeinschaftliche gefährliche Erscheinung sind in den M. Bexbacher Gruben die sog. schlagenden Wetter (explodirendes Gemisch von Grubengas und atmosphär. Luft), welche sich mit zunehmender Teufe zu vermehren scheinen. Sie machen in Verbindung mit den vielen Verwerfungen diesen Bergbau schwierig, gefährlich und kostspielig.

Von der Fortsetzung der Bexbacher Flötze nach NO. kennt man nur Spuren, welche im Klemmloch bei Frankenholz aufgeschlossen wurden, sich jedoch in der Nähe der hier durchziehenden Verwerfungsspalte nicht abbauwürdig gelagert erweisen. Mit diesen Schichten endet überhaupt das ächte ältere Steinkohlengebirge nordwärts.

Sechstes Kapitel.

Postcarbonische Formation.

Ueberkohlengebirge, Rothliegendes und Zechstein.

Mit der großen Verwerfungsspalte in N. und NO. der M. Bexbacher Grube endet zwar das eigentliche flötzreiche Steinkohlengebirge, nicht aber

[1]) Die Flötze des Weiherwaldes wurden bezeichnet als Nr. 1, 2, 2½, 3, 4, 5, 5½, 6, 6½, 7 u. 8; im Ziegelhütterschlage entsprechen denselben die Flötze Nr. 6 (1), 7 (2), 7½ (2½), 8 (3), 9, 10, 11 (6), 12 u. 13 (7). Man kannte schon 5 Flötze im Weiherwalde, ehe man das erste im Ziegelhütterschlag entdeckte, das man für ein neues hielt und deßhalb mit Nr. 6 bezeichnete, obwohl es dem Flötz Nr. 1 entspricht.

die Steinkohlenflötze beherbergenden Gesteinsschichten. Jenseits des aus röthlichem Sandstein (sog. rothes Gebirge) zusammengesetzten Höcherbergs folgt vielmehr eine neue Reihe von z. Th. sehr schöne Steinkohlenflötze führenden, wie das ächte Kohlengebirge graugefärbten Flötzschichten, welche man wegen ihres geringeren Reichthums an Steinkohlen flötzarmes und wegen ihrer Lage als Hangendes über dem kohlenreichen Schichtencomplex das obere Kohlengebirge zu nennen pflegt.

Die petrographischen Verhältnisse dieser zweifelsohne jüngeren Schichtenbildung sind, abgesehen von öfters eingeschlossenen, rothgefärbten Zwischenlagen jenen des älteren Steinkohlengebirgs so ähnlich, daß diese Bezeichnungsweise um so mehr gerechtfertigt erschien, als sich auch hier, wie in den älteren Schichten, zahlreiche, nutzbare Steinkohlenflötze vorfinden.

Erst neuere vergleichende Untersuchungen haben festgestellt, daß die in diesem sog. oberen Kohlengebirge der Pfalz eingeschlossenen organischen Ueberreste[1]) unzweideutig auf ein gleiches Alter dieser Ablagerung mit jenen hinweisen, welche man anderwärts als Basis des Rothliegenden (Südseite des Riesengebirgs, bei Löwenberg, Wettin, Autun, Rhone Hill &c.) und zu diesem selbst gehörig betrachtet. Die Trennung dieser ungemein mächtigen Schichten vom ächten Steinkohlengebirge ist unbedingt gerechtfertigt; ob es aber naturgemäßer sei, sie mit allen andern gleichzeitigen Ablagerungen anderer Oertlichkeiten bei der Steinkohlenformation zu belassen, oder sie mit dem Rothliegenden in eine größere Abtheilung zusammen zu fassen, ist noch nicht völlig sicher gestellt. Dieß kann nur durch eine sorgfältige Vergleichung der pflanzlichen Ueberreste beider Schichtensysteme, welche zur Zeit in der jüngeren Bildung noch nicht umfassend genug gesammelt sind, entschieden werden. Wir betrachten deßhalb die wegen der Analogie mit andern Ablagerungen auch hier befolgte Zuzählung dieses kohlenführenden Gebirgs zur Formation des Rothliegenden nur als eine vorläufige.

Ueberblickt man indeß die zur Zeit aus diesen Schichten bekannt gewordenen Pflanzenreste und vergleicht ihre Arten mit jenen des ächten Steinkohlengebirgs oder des Rothliegenden, so läßt sich nicht verkennen, daß wenigstens noch in den tieferen Regionen, welche dem ächten Kohlengebirge zunächst aufgelagert sind, eine große Uebereinstimmung der Flora mit der des Kohlengebirgs fortbesteht, und daß erst allmählich nach Oben eine Annäherung an die Flora des Rothliegenden in den höheren Lagen hervorzutreten beginnt. Aus den tiefsten Parthien des fraglichen Schichtencomplexes kenne ich noch zahlreiche Exemplare von *Sigillaria Brongniarti*, *S. elliptica* (Altenkirchen), ferner *Stigmaria* (Grube bei Breitenbach, Altenkirchen und Goddelhausen), *Sphenophyllum oblongifolium* (Bedesbach,

[1]) Besonders *Xenocanthus Decheni*, *Acanthodes gracilis*, *Palaeoniscus wratislaviensis*, *Estheria tenella*.

Brücken), *Cyatheites arborescens* (Michaelsgrube), *C. oreopteroides* (daselbst und Bedesbach), *C. confertus* (Grube im Bruderwald), *Alethopteris aquilina* (Goddelhausen), *A. longifolius* (Bedesbach), *A. Pluckeneti* (Brücken), *Neuropteris pinnatifida* (Altenwald bei Quirnbach), *Asterophyllites grandis* (Goddelhausen).

Alle diese Formen sind fast ausschließlich identisch mit solchen des ächten Kohlengebirgs, während in den oberen gleichfalls noch Kohlen führenden Flötzschichten dagegen die *Sigillarien* und *Stigmarien* fehlen und den ächten Kohlenpflanzen, wie *Annularia longifolia* (Altenbamberg), *Sphenophyllum emarginatum* (Remigiusberg), *Sphenopteris formosa* (St. Julian), *Alethopteris aquilina* (Odenbach) bereits Arten des ächten Rothliegenden sich beigesellen: *Hymenophyllites semialatus* (Altenbamberg), *Odontopteris obtusiloba* (Remigiusberg), *Calamites gigas* (St. Julian). *Walchia piniformis* und *filiciformis* (Feil Bingert und Jakobsweiler) kenne ich nur aus ächtem Rothliegenden.

Es scheinen demnach die tieferen Schichten sich enger dem ächten Kohlengebirge, die höheren enger dem Rothliegenden anzuschließen, so daß wir eine Mittelstufe zwischen beiden vor uns haben, die keineswegs identisch mit dem ist, was man als unteres Rothliegende zu bezeichnen pflegt (Walchiensandstein [1]). Wir können diese Schichten deshalb auch nicht unteres Rothliegendes nennen, sondern schlagen dafür die Bezeichnung Supracarbon-Schichten oder Ueber-Kohlengebirge vor. Erst über dem Ueberkohlengebirge folgt und liegt das wahre Rothliegende, welches sich in die zwei großen Abtheilungen des unteren und oberen Rothliegenden theilt.

Ueberkohlengebirge der Pfalz.

(Schichten des *Acanthodes gracilis*.)

Das Charakteristische dieses über dem ächten Kohlengebirge unmittelbar auftretenden, überaus reich gegliederten und wohl gegen zwei geogr. Meilen breiten Schichtencomplexes besteht in der Vereinigung gewisser Eigenthümlichkeiten des Kohlengebirgs und des Rothliegenden. Mit dem ersteren hat es das Vorherrschen graugefärbter Schieferthone und Sandsteine (Ueberkohlenschiefer und Sandstein), die Einlagerung bauwürdiger Flötze von gering (5—12") mächtigen, mageren, zum Hausbrand und Kalkbrennen tauglichen Steinkohlen und die Gleichheit einiger Arten der eingeschlossenen Pflanzen gemeinschaftlich, während dazwischen eingefügte Partbieen nach Gesteinsbeschaffenheit und intensiv rother Färbung auf's lebhafteste an Rothliegendes erinnern und den Uebergang in dieses vermitteln. Eigenthümlich sind ihm die Einlagerung regelmäßiger Kalkflötze (stellenweise auch Thon-

[1]) Siehe Geinitz: „Dyas," S. 240.

eisenstein), welche oft auch die Steinkohlenflötze begleiten, und nicht sehr häufig Thierreste[1]) beherbergen, namentlich: *Archegosaurus Decheni* (Niederkirchen), *Acanthodes gracilis* (Ruthweiler), *Amblypterus* in mehreren Arten (Altenkirchen, Frohnhofen, St. Julian), *Estheria tenella* (Schiefer des Seelbergs) und überaus häufig *Anthracosia (Unio) carbonaria* im Dache eines weitverbreiteten Kohlenflötzes (Niederstaufenbach, Bossebach, St. Julian, Seedell am Donnersberg). Außerdem enthalten die Brandschiefer von Münsterappel und Niederkirchen prächtige und zahlreiche Fischreste, deren Körper in Kohle verwandelt und am ersten Ort noch mit Zinnober bedeckt ist.

Die Schichtenreihe beginnt zu tiefst mit dem sogenannten rothen Gebirge des Höcherbergs über den Berbacher Kohlenflötzen. Wir nennen diese Stufe die Höchener Schichten. Sie bestehen meist aus rothem und blaurothem oder gelblichem, mittelgrobkörnigem Sandstein und Conglomeraten, welche oft dem Buntsandstein äußerlich sehr ähnlich werden und dadurch große Bedeutung gewinnen, daß sie vorzugsweise das Muttergestein der pfälzischen Quecksilbererze sind. Bei Berbach reicht diese Abtheilung bis gegen Breitenbach, wo sie unter die gleichförmig aufgelagerten grauen Kohlen- und Kalkflötze umschließenden Schieferthonschichten der zweiten Stufe untertauchen, wie ein beim Steigerhaus von Breitenbach gegrabener Brunnen thatsächlich erwiesen hat. Diesem Sandsteine entspricht auch die Bildung des quecksilberreichen Potzberges, welche sich, wie analoge Schichten rings um den Königsberg bei Wolfstein und am Hermannsberg, als inselartige Kuppe aus den jüngeren Flötzlagen heraushebt. Weiter nach Norden entsprechen die Hornsteinbildungen und die thonsteinreichen Schichten des Moschellandsbergs, Seelbergs und des Stahlbergs, der grobe Sandstein des Schneebergs und die kieseligen Gesteine des Koppelbergs bei Orbis, welche fast sämmtlich Quecksilbergänge in sich schließen, derselben Sandsteinbildung.

Auf diese unterste Stufe folgt eine Reihe meist grauer, nur streifenweise bunter (roth, grün und grau) Schieferthone und Sandsteinschiefer in einer Mächt.gkeit von beiläufig 1800 Lachter. Sie ist durch zehn bis zwölf kleine Kohlenflötze und zwei besonders auffallende Kalkflötze ausgezeichnet. Unter den Kohlenflötzen befindet sich nur ein einziges bauwürdiges von 5—12" Mächtigkeit, das sogenannte Breitenbacher oder Hausbrandflötz, welches fast unmittelbar dem rothen Sandstein des Höcherbergs aufliegt.

---

[1]) In der Nachbarschaft, im Birkenfeldischen und St. Wendel'schen, finden sich in gleichem Niveau: *Archegosaurus Decheni* und *latirostris* (Lebach), *Saurichnites lacertoides* (Birkenfeld), *Amplypterus macropterus*, *A. eurypteroides*, *A. latus*, *A. lateralis* (Lebach, Berschweiler), *Palaeoniscus wratislariensis* (Birkenfeld), *Acanthodes gracilis* oder *Bronni* (Lebach, Berschweiler), *Xenocanthus Decheni* (Lebach), *Blattina Lebachensis* und *gracilis* (Lebach), *Uronectes fimbriatus* (Lebach, Schwarzenbach), *Estheria tenella* (Lebach, Wiebelskirchen), *Leaia Bäntschiana* (Wiebelskirchen).

Dieses meist in drei kleine Bänke getheilte Flötz führt magere, aber für Hausbrand geeignete Schwarzkohle von schieferigem Gefüge. Die mit vorkommenden Pflanzenreste, darunter *Sigillarien* und *Stigmarien*, erinnern lebhaft an die Vegetation des ächten Steinkohlengebirgs.

In Folge vielfacher Krümmungen und Verwerfungen ist der Verlauf dieses weitverbreiteten Flötzes ein unregelmäßiger, öfters unterbrochener, welcher in Folge der vielen, behufs der Gewinnung der Kohlen darauf angesetzten Bergbaue sich gleichwohl an vielen Orten feststellen läßt. Bei der geringen Mächtigkeit der Kohlen geschieht die Gewinnung derselben mittelst des sogenannten Strebebaues, einer Art Krummhölzerarbeit. Es bauen darauf die Gruben Augustus bei Breitenbach, Maximilian in Altenkirchen, die bei Brücken und Steinbach, dann von jenen am Potzberg die im Kleeb, bei Godbelshausen, Remigiusberg, Karlsgrube bei Bedesbach, am Königsberg die Michaelsgrube beim Rückweilerhof und Neuer Muth bei Wolfstein. Dieses Flötz lieferte in den letzten Jahren auf den verschiedenen Gruben jährlich gegen 150,000 Ctr. Kohlen.

Die etwa 450 Lachter über dem Kohlenflötze meist im buntgefärbten Schiefer eingelagerten zwei Kalkflötze von dh. 1 L. Mächtigkeit streichen gleichfalls an vielen Orten zu Tag und werden vielfach zum Kalkbrennen und als Straßenmaterial gewonnen. Man trifft sie z. B. bei Frohnhofen, Börsborn, Matzenbach, Eschweiler und fortlaufend am W. Gehänge des Remigiusberges bei Haschbach, Rammelsbach (z. Th. unterirdisch abgebaut), bei Altenglan, dann auf dem Gegenflügel zu Friedelhausen und Fockenberg, in zwei fast zusammenschließenden Ringen um den Hermannsberg und Königsberg (große Steinbrüche bei Wolfstein). Wahrscheinlich gehören hierher auch das Kalkflötz vom Kreuzhof bei Niederkirchen und die fischreichen bit. Schiefer von Niederkirchen und Münsterappel. Der Kalk enthält häufig Fischreste und knollige Concretionen, die man irrthümlich für Spongiten (*Spongites rugosus*) angesehen hat.

Wir fassen diese Schichtenreihe vom Höcherberger Rothsandstein bis über das Hauptkalkflötz als zweite Stufe des Ueberkohlengebirgs unter der Bezeichnung Breitenbacher Schichten zusammen.

Die dritte Stufe ist gleichfalls aus grauem Schieferthon zusammengesetzt, zwischen welchem wieder mehrere Kohlenflötze auftreten; doch beginnen hier roth und buntgefärbte Zwischenlagen schon häufiger sich einzustellen. Die Schichten sind besonders durch das Auftreten eines bauwürdigen Kohlenflötzes an der Basis dieser Abtheilung gekennzeichnet. Dasselbe führt im Dach zahllose Einschlüsse einer kleinen Muschel: *Anthracosia (Unio) carbonaria*, besonders im Flötze, welches bei N. Staufenbach durch Bergbau aufgeschlossen ist. Wir nennen daher dieses Flötz das N. Staufenbacher oder Muschelkohlenflötz; es wird bei einer Mächtigkeit von 5—8″ auf zahlreichen Gruben bebaut, z. B. auf der Georgszeche bei N. Staufen-

bach, Johannesgrube bei Bossebach, auf der Haschbacher Grube bei Steinbach, im Karstrech und Altenwald, am Fromberg, im Flur, am Berg, auf der Hub und am Schindelberg, sämmtlich in der Nähe von Hüffler mit einer Gesammtförderung von ungefähr 15,000 Ctr. im Jahre.

Zu demselben Flötzzuge sind wahrscheinlich auch die schwachen Flötze bei Saal, Bubach, Krottelbach, Ehweiler, Bledesbach, Diedelkopf, Blaubach und Ulmet, sowie gewisse Kohlen- und Schieferthonschichten, welche am Rande des Donnersbergs in der Mordhammer und Seedell zahlreiche *Anthracosien* enthalten, zu rechnen, die man mehrfach abzubauen versucht hat.

Wir können diese Staufenbacher Stufe nach Oben passend an einem dritten bauwürdigen Kohlenflötz abschließen, welches bei einer Mächtigkeit von 5—10" die Eigenthümlichkeit besitzt, ein Kalkflötz unmittelbar zum Dach zu besitzen. Dieses Odenbacher oder Kalkkohlenflötz ist durch zahlreiche Gruben in Angriff genommen. Die ärarischen Gruben von Odenbach und Roth fördern jährlich daraus ungefähr 40,000 Ctr., die Privatgruben zusammen über 60,000 Ctr.; zu letzteren gehören die Gruben bei Adenbach (Lorenzgrube, Ludwigsgrube, Jakobsgrube), bei Reiselbach (Pfarrwiese und Hollerbach), Johannes bei Gangloff, zahlreiche Gruben bei Wolfstein, Einöllen, Hefersweiler, Rölsberg, Rathskirchen, Reipoltskirchen, Kronnenberg, Lohnweiler, Lauterecken, Nerzweiler und Hundheim.

Nördlich schließen sich die Flötzspuren bei Bisterschied, vielleicht auch das Flötz bei Feil Bingert, südlich jenes bei St. Julian im Schloßgraben und Wehrbach an. Zu derselben Schichtenzone, wenn auch nicht zu demselben Flötze möchten die Flötze bei Hoof und bei Selchenbach mit den Gruben bei Hoof, am Kreuz, im Leimgraben und die Ostergrube zu zählen sein, obwohl ihnen die Kalkdecke fehlt.

Dieser Dachkalk wird häufig selbst zugleich mit der Kohle gewonnen. Er enthält Fischreste und geht durch Aufnahme von kohlensaurem Eisenoxydul stellenweise in eine Art Thoneisenstein — vielleicht Stellvertreter des Lebacher Thoneisensteins — über. Auch hier findet man die wulstigen, spongitenähnlichen Concretionen und röhrenförmigen Wülste, welche Phryganeengehäusen ähnlich sind.

Obwohl auch die Gesteine dieser, der sog. Oderbacher Stufe, noch vorherrschend graue Färbung besitzen, mengen sich hier schon häufig rothe Zwischenschichten ein; es zeigen sich röthliche, feldspathhaltige Sandsteinschiefer als Vermittler eines Ueberganges in das aufliegende untere Rothliegende mit *Walchien*, wie es sich bei Feil Bingert einstellt.

Rothliegendes.

In der Gegend von Feil Bingert gegen Kreuznach, rings um den Donnersberg und von da längs der Ostgrenze des Ueberkohlengebirgs über

Schweißweiler, Heiligenmoschel, Schallodenbach gegen das Lauterthal bei Sulzbach legt sich in gleichförmiger Lagerung die nunmehr fast ausschließlich tief eisenroth gefärbte Sedimentbildung auf, welche den Typus des gewöhnlichen Rothliegenden vollständig an sich trägt. In den tieferen Lagen herrschen rothe, arkoseartige Sandsteine, rothe, grüngefleckte Schiefertbone, die sog. Röthelschiefer, mit stellenweise mächtigen Zwischenschichten von weißem Thonstein oder kieselreichem bunten Hornsteinschiefer [1]) und Kieselconglomerat, welches stellenweise durch Porphyrconglomerate, Thon und Hornsteinbreccie ersetzt wird, vor. Diese Gesteinslagen machen das untere Rothliegende aus, während nach oben Röthelschiefer und schiefrige Sandsteine die Oberhand gewinnen und das obere Rothliegende darstellen.

Bemerkenswerth ist noch das Vorkommen einiger Lagen von schieferigem, kieselreichem, blaß grünlich grauem Kalk am Ostfuße des Donnersbergs, welche bei Jakobsweiler Fischreste, *Estheria tenella*, *Cyprideen* und *Algen* neben *Walchia piniformis* enthalten. Außerdem trifft man im Thonstein bei Dannenfels *Calamites infractus*, und in Sandsteinschichten bei Feil Bingert dieselbe Art mit zahlreichen *Walchien*.

Einer besonderen Erwähnung verdient Porphyrconglomerat oder -Breccie am Fuße des Donnersbergs, wo diese Einlagerung stellenweise zu ungeheuer mächtigen Massen plötzlich anschwillt, um an benachbarten Orten wieder fast völlig zu verschwinden. Dasselbe verhält sich wie eine kolossale, fast nicht geschichtete, hier stellenweise hochaufgehäufte, dort rasch verschwindende Schuttmasse, welche aus den durch Fluthen wenig bewegten Porphyrtrümmern erzeugt und durch Kiesel und zerriebene Porphyrsubstanz mehr oder weniger fest verkittet an die Massen des Porphyrs sich anlehnt. Großartige Zerspaltung und die Abnagung vieler Jahrtausende haben bei diesem massigen Gestein jene pittoresken Felsformen hervorgerufen, welche wir in dem düsteren Falkensteiner Thälchen und in den großartigen Felsengruppen bei Hochstein zu bewundern Veranlassung finden.

In der oberen Abtheilung unseres Rothliegenden begegnet man in den sog. Erzlöchern auf der Fohlenweide bei Göllheim einer Einlagerung von Kupferglanz und Kupferkies, welche in kleinen etwa nußgroßen Knöllchen Flötzlagen im Röthelschiefer ausmachen. Diese Erzführung erinnert an den großen Reichthum an Kupfer, welche das obere Rothliegende anderer Gegenden (Kupferschiefer) auszeichnet. Uralte Baue mittelst runder Schächte beweisen, daß man schon frühzeitig diese Erze auszubeuten versuchte, ohne jedoch, wie auch neuere Untersuchungen ergaben, einen bleibenden Bergbau begründen zu können. Aehnliche Erze wurden unter gleichen Verhältnissen auch bei Altleiningen in alter Zeit abgebaut.

[1]) Schönes buntstreifiges Gestein dieser Art wurde früher als Jaspis unsern Falkenstein am Fuchshof gegraben und geschliffen.

Der schmale Streifen von Rothliegendem am Ostrande des westricher Hinterlandes[1]) zieht sich vom Lauterthal, bis wohin wir ihn verfolgt haben, weiter bis in die Gegend von Waldmohr, ist aber in dieser seiner süd-westlichen Verbreitung meist ungleichförmig an das ältere Gebirge angelehnt, während das Gestein gegen Osten von Buntsandstein überdeckt wird, und nur in einzelnen tiefen Einschnitten, namentlich am Rheinthalrande, wieder bloßgelegt erscheint. Sehr deutlich läßt sich dieses Verhältniß in der Nähe des Donnersbergs verfolgen, wo das Rothliegende bis gegen Otterberg, Münchweiler, Sippersfeld und Eisenberg überall das Taggestein ausmacht, gegen Ramsen von der Buntsandsteininsel des Stauferbergs überlagert, erst im Eisthale wieder zu Tag ausstreicht. Dasselbe setzt aber nicht bloß unter der ganzen Buntsandsteindecke, welche das Haardtgebirge bildet, fort, wie die Einschnitte der Isenach bei Dürkheim, das Neustadter Thal bis Lindenberg und Silberthal, das Ausgehende mächtiger Conglomerate über dem Granite von Albersweiler bis gegen Annweiler und in den Thalungen von Waldhambach und Silz beweisen, sondern zieht sich auch, wie ich zuerst nachgewiesen habe, unter den tertiären Ablagerungen durch das Rheinthal. Die Röthelschiefer bei Nierstein gehören hierher; sie deuten auf die Verbindung des Rothliegenden vom linken Rheinufer mit jenem vom Odenwalde und im Spessart.

Dieses Auftreten des Rothliegenden am Rheinthalrande hat ein hohes wissenschaftliches Interesse, weil es die lange schwebende Frage, ob der sog. Vogesensandstein, die tiefste Lage unseres Buntsandsteins, als Stellvertreter des Rothliegenden angesehen werden dürfe, zur Entscheidung bringt. Die Identität der Bildung im Haardtgebirge, im Odenwalde und Spessart läßt erkennen, daß die unmittelbare Unterlage des Zechsteins, wo derselbe noch entwickelt ist — im Spessart — dasselbe Gestein ist, welches unserem Rothliegenden in der Haardt entspricht, und daß das Gestein unmittelbar über dem Zechstein ganz genau übereinstimmt mit den Schichten, die wir in dem Gebirge links vom Rheine Vogesensandstein nennen. Man kann die Zechsteinzwischenlage vom Spessart aus südwärts durch den Odenwald verfolgen; sie läßt sich als handhohe dolomitische Kalkschicht noch bestimmt im Schloßgraben bei Heidelberg nachweisen. Sorgfältige Untersuchungen in den schön entblößten Profilen am Tunnel des Neustadter Thals lehren die gleiche kalkige Zwischenlage auch hier noch als Trennungshorizont zwischen Rothliegendem im Liegenden und Vogesensandstein im Hangenden kennen.

Auf diese unansehnliche Grenzschicht beschränken sich die einzigen Spuren vom Vorhandensein des Zechsteins in unserem Gebiete.

---

[1]) Eine sehr große Verbreitung gewinnt das Rothliegende in den westlichen Theilen unseres Ueberkohlengebirgs außerhalb der Pfalz zwischen Kreuznach, Sobernheim, Kirn und Birkenfeld.

Porphyr und Melaphyr.

Im Gebiete des ächten Steinkohlengebirgs, weit häufiger aber in jenem des Ueberkohlengebirgs und im Rothliegenden, verbinden sich mit den normalen Sedimentgebilden die abnormen Felsmassen des Porphyrs und Melaphyrs.

Der Porphyr der Pfalz ist ausschließlich Feldsteinporphyr[1]), welcher aus dichter Feldsteingrundmasse mit Beimengungen von Orthoklaskryställchen, einzelnen Blättchen schwarzen Glimmers und von Quarzkörnchen besteht. Seine Farbe ist gelblich oder röthlich weiß; er ist meist stark zerklüftet und zerfällt daher leicht in kleine Bruchstücke, welche in großen Schutthalden die steilen Gehänge der Porphyrberge überdecken. Die Kluftflächen sind häufig mit einer oft stahlblauen Manganrinde oder mit Dendriten von Mangan überzogen, auch mit Pholerit und Steinmark, in welche Substanz oft der Feldspath übergegangen ist, bedeckt. An einzelnen Punkten, z. B. bei Halgarten, nimmt der Porphyr eine schieferähnliche Struktur an und geht in sog. Porphyrschiefer über. Im Kirchheimer Walde (Todtmannsweg) und am Hermannsberg findet man drusigen Porphyr, dessen Hohlräume mit Quarzkrystallen ausgekleidet sind.

Die mächtigste Phorphyrkuppe ist jene des Donnersbergs, welcher sich drei kleinere Parthieen zwischen Bastenhaus, Kirchheim und Kriegsfeld und eine vierte am Koppelberg bei Orbis anschließen. Diese mächtigste Porphyrmasse führt mehrfach Kupfer-, Silber- und Kobaltgänge, welche in den jetzt verlassenen Gruben bei Imsbach: Catharina, grüner Löwe, Hecht- und Reichgeschiebe in den Jahren 1720—1730 noch monatlich 50 Ctr. Kupfer und 12 Pfd. Silber als Ausbeute geliefert haben sollen. Sehr reiche Rotheisenerzgänge werden auch jetzt noch im Langenthal bei Imsbach abgebaut.

Eine zweite Gruppe von Porphyrbergen erhebt sich südlich von Kreuznach bei Altenbamberg, welche mit jener der Ebernburg und Rheingrafenstein unmittelbar zusammenhängt. Ganz in der Nähe finden wir dann noch die Phorphyrkuppe des Lembergs und des Bauwaldes unfern Feil-Bingert. Auch dieser Porphyr umschließt bei Rheingrafenstein Kupfererzgänge und im Lemberg die Quecksilbergänge des Schmieden- und Martinzugs.

Eine dritte Gruppe umfaßt den Königsberg bei Wolfstein, den Hermannsberg und die kleine Gruppe am Potschberg bei Jettenbach. Fünf Hauptgänge von Quecksilbererz durchziehen den Porphyr des Königsbergs mit sechszehn in alter Zeit zum Theil sehr ergiebigen, jetzt sämmtlich verlassenen Zechen.

[1]) Nach Bischofs Analyse bestehend aus 81,05 $\ddot{\text{Si}}$; 11,49 $\dddot{\text{Al}}$; 2,28 Fe; 0,40 $\dot{\text{Ca}}$; 0,40 $\dot{\text{Mg}}$: 2,07 $\dot{\text{Ka}}$; 2,56 $\dot{\text{Na}}$ und 0,93 Glühverlust.

Das isolirte Vorkommen eines granitähnlichen Porphyrs im Silberthale bei Dürkheim ist besonders bemerkenswerth, weil dasselbe neben dem Rothliegenden für die Fortsetzung der Gebirgsverhältnisse, wie wir solche im westricher Hinterlande sehen, unter der Decke des Buntsandsteins der Haardt einen neuen Beweis liefert [1]).

Was die Beziehung dieses stets in rundlichen Kuppen ausgebildeten Porphyrs zu den umgebenden Flötzschichten anbelangt, so weisen einerseits das steile, allseitige Abfallen der Schichtgesteine von diesen Porphyrkuppen, das Ueberschieben einzelner Theile der Porphyrkuppen über das Schiefergebirge (Reißberg), andererseits der Einschluß sehr veränderter Schieferthone in der Porphyrteigmasse (Altenbamberg) und das durchgreifende Verwachsensein des Porphyrs mit sehr verändertem Kohlenschiefer (Seedell bei Marienthal), dann aber auch der Einschluß einzelner Porphyrrollstücke in den Conglomeraten des Ueberkohlengebirgs (Alte Burg bei Wolfstein) und das massenhafte Vorkommen von Porphyrstücken in den Conglomeraten des ächten Rothliegenden darauf hin, daß die ohne Zweifel eruptive Bildung des Porphyrs der Hauptsache nach in die Zeit der Entstehung der tieferen Stufen des Ueberkohlengebirgs fällt, deren Schichten zum Theil schon von dem Porphyr durchbrochen wurden. Diesem ersten Stadium scheint ein zweites Ereigniß gefolgt zu sein, welches mit dem Beginn der Bildung des untern Rothliegenden eintrat und in einem weiteren Emporschieben der schon festgewordenen Porphyrmasse bestanden zu haben scheint.

Mit der Bildung der Porphyre stehen die Thonsteine, die wir als normale Einlagerungen in den Flötzschichten kennen gelernt haben, in nächster Beziehung. Sie dürften als im Wasser verarbeitete Porphyrmassen anzusehen sein, welche vielleicht nach Art der vulkanischen Tuffe bei den Eruptionen des Porphyr's in's Meer geriethen und durch dieses mit verändertem Gehalte [2]) (alkaliärmer) sedimentirt wurden. Die Mitwirkung des Wassers bei Entstehung dieser Thonsteine documentirt sich ebensowohl durch die Schichtung, als durch den Einschluß von organischen Resten.

Weit umfangreicher nach Vorkommen und Beschaffenheit ist in Vergleichung mit dem Porphyr jene Gesteinsgruppe, welche unter der allgemeinen Bezeichnung Melaphyr (Grünstein, Trapp, oft fälschlich auch Diorit genannt) zusammengefaßt werden darf, so lange die unzweifelhafte geologische Verwandtschaft aller dieser allerdings sehr verschieden aussehenden Felsarten unseres Gebiets nicht durch den bestimmten Nachweis einer verschiedenartigen Zusammensetzung aufgehoben oder zerstört wird.

---

[1]) Ausgedehnteren Porphyrbergen begegnet man innerhalb des hierher gehörigen Gebirgszugs in der Umgegend von Birkenfeld neben Rothliegendem.

[2]) Nach Bischof besteht der Thonstein von Dannenfels aus 85,65 $\dddot{Si}$; 10,58 $\dddot{\overline{Al}}$; 1,03 $\dot{Fe}$; 0,35 $\dot{Mg}$; 0,52 Alkalien und 1,87 Glühverlust; er enthält mithin in Vergleichung mit Porphyr weit weniger Alkalien.

Unter Melaphyr versteht man ein mehr oder weniger feinkrystallinisches Aggregat von Labrador und einem noch nicht sicher bestimmten Silicat (Augit oder Hornblende), denen etwas Magnet- oder Titaneisen beigemengt ist. Zuweilen ist das Gestein vollständig aphanitisch, zuweilen aber auch grobkörnig und öfters mit porphyrartigen Krystalleinsprengungen versehen. Frisches Gestein zeigt sich schwarz, grünlich grau, selten röthlich, zersetztes aber schmutzig gelbbraun gefärbt. Meist massig ausgebildet kommt das Gestein auch an vielen Orten mit kugeliger und seltener plattenförmiger Absonderung vor.

Mit dieser Hauptform sind nun sehr häufig Mandelsteine verbunden, Felsmassen voll Blasenräumen, von oft schlackigem Aussehen und mit einer Grundmasse, welche häufig, abweichend von jener des Melaphyrs, aus bräunlichem oder rothem Eisenthon besteht. Es ist dieß die sog. Eisenwacke. Die Blasenräume sind ganz oder theilweise mit Grünerde, Achat (die schönsten bei Oberstein), Amethyst, Kalkspath und Zeolithen erfüllt; seltener bemerkt man auch Kügelchen von Asphalt (Golddell bei Dannenfels) und Graphit (Körborn bei Kusel). Außerdem finden sich auf Klüften und eingesprengt verschiedenartige Quarzausscheidungen, viele Zeolithe[1], Kalkspath, Braunspath, Flußspath (Reichgeschiebe am Donnersberg) Eisenglanz, Rotheisenstein, Asphalt (Bastenhaus), Graphit (bei Kusel), gediegenes Kupfer mit Prehnit (Reichenbach) und Rubellan (Fuchshof bei Marienthal).

Bei dem ungemein häufigen Vorkommen dieses Gesteins in zahlreichen Einzelpartieen, von welchen jede gewisse Eigenthümlichkeiten in der petrographischen Beschaffenheit aufzuweisen hat, ist es hier bei dieser nur kurz skizzirten Uebersicht unthunlich, weiter auf die verschiedenen Modificationen verschiedener Fundstellen einzugehen. Wir müssen uns beschränken, einige der merkwürdigsten Abänderungen anzuführen. Zu diesen gehört das grobkrystallinische Gestein, das auf dem Sattel bei Niederkirchen schmale Gänge im gewöhnlichen Melaphyr bildet; es besteht aus rothem Oligoklas, grüner Hornblende und Titan- oder Magneteisen. Dieser Modification schließt sich sich nach petrographischer Beschaffenheit unmittelbar das mehr feinkörnige Gestein von Remigiusberg, von Körborn bei Kusel und von Duchroth an der Nahe an. Es läßt sich als syenitischer Melaphyr bezeichnen.

Eine zweite auffallende Varietät ist dicht, aphanitisch, von pechartigem Glanze und basaltähnlich; sie enthält selbst Ausscheidungen von Olivin. Man findet dieses Gestein am Weisselberg unfern Reichweiler, an mehreren Punkten

[1] Als Fundort vieler Mineralien dieser Art ist besonders der Sattelberg bei Niederkirchen zu nennen, welcher neben Prehnit, Analzim, Datolith, Leonhardit, Laumontit u. A. mehrere Pseudomorphosen und eigenthümliche in kugelige Massen ausgebildete Kalkspäthe beherbergt.

bei Baumholder und St. Wendel, auch im pfälzischen Gebiete am Hermannskopf — basaltischer Melaphyr. Im Gegensatze mit diesen dichten Abänderungen stehen gewisse grobkörnige Melaphyre mit deutlich ausgeschiedenen Einsprengungen von weißem Feldspath — porphyrartiger Melaphyr — wie er nicht selten neben und mit feinkörnigen oder dichten aphanitischen Modificationen auftaucht.

Mit den Melaphyren und ihren Mandelsteinen sind fast überall Trümmer- und Tuffmassen verbunden, welche alle mehr oder weniger deutlich unter Mitwirkung des Wassers entstanden sind. Sie lassen sich als dem Schalstein analoge Gebilde ansehen, deren Material bei der Eruption des Melaphyr an die Oberfläche gebracht und in geschichteten Massen während der Bildung der Sedimente zwischen diesen abgesetzt wurde. Man trifft sie hauptsächlich in der Nähe größerer Melaphyrpartbieen.

Der Melaphyr wird am häufigsten in gangförmig das Schichtgestein durchbrechenden Massen von einigen bis zu mehreren hundert Fuß Mächtigkeit gefunden. Das durchbrochene Nebengestein zeigt sich oft völlig unverändert, aber oft hat es auch eine Umänderung in eine hornsteinharte, porzellanjaspisartige Substanz erlitten. Doch auch in Lagen, welche zwischen den Flötzschichten auf größere Strecken gleichförmig eingeschlossen sind, tritt der Melaphyr auf. Es sind dieß die sog. Lagergänge, Einschiebungen und Decken zwischen und auf dem geschichteten Gestein, welche an einzelnen Stellen durch einen plötzlichen Uebergang in wahre Gänge die eruptive Natur ihres Materials verrathen (Alsenzthal bei Mannweiler und an andern Orten).

Melaphyrgänge durchsetzen schon das ächte Steinkohlengebirge, wie z. B. das syenitische Gestein vom Nauweilerhof, welches durch die Grube von St. Ingbert durchsetzt und hier das Flötz Nr. 7 (s. Abth.), wie erwähnt, in Anthracit verwandelt hat und selbst in eine Art Thonstein umgebildet wurde. Auch bei den Bohrversuchen unfern Berbach stieß man auf Melaphyr. Die tiefsten Kohlenflötze des Ueberkohlengebirgs, wie jene bei Breitenbach, werden mehrfach von Melaphyrgängen durchschnitten und von diesen Schichten an durchziehen Gänge und Lagergänge dieses Gesteins den ganzen hinteren Westrich, soweit das postcarbonische Gebiet reicht, in so großer Anzahl, daß es hier unthunlich ist, diese Punkte einzeln namhaft zu machen.

Es ist nach unseren Andeutungen über die Verbreitung des Rothliegenden bis zum Westrande des Rheinthales wohl nicht auffallend, daß auch hier Melaphyr an mehreren Punkten zum Vorschein kommt, z. B. bei Weiler, Silz, Waldhambach, Münchweiler, Hambach u. s. w.

Der Melaphyr liefert in gewissen Varietäten einen vorzüglichen Pflasterstein und ein sehr vortreffliches Material für Straßenbeschotterung. Die Orte seines Auftretens sind daher selbst vom ökonomischen Standpunkte nicht ohne Wichtigkeit.

Es ist hier der geeignete Ort, einige Worte über den einst so blühenden Quecksilberbergbau der Pfalz anzuschließen, obwohl derselbe heute fast alle Bedeutung verloren hat[1]). Die Quecksilbererze kommen in der Pfalz mit Schwerspath, Schwefelkies, Eisenkiesel und Asphalt auf meist mit Letten (zersetztem Thon) erfüllten Gängen und von diesen sich abzweigenden Trümmern oder Klüften innerhalb des schon erwähnten, oft grobkörnigen kaolinhaltigen Höcherberg-Sandsteines, in gewissen steinmarkreichen Thonsteinen und in dem aus diesen oder aus schiefrigem Gestein entstandenen, kieselschieferähnlichen Hornfels des Ueberkohlengebirgs, ebenso auch im Porphyr und nur ausnahmsweise im Melaphyr vor. In den Schichten des eigentlichen Rothliegenden scheinen sie zu fehlen. Als Seltenheit wurden Erze am Forstberge bei Münsterappel, wo der Zinnober, wie bereits erwähnt, die Schuppen eingeschlossener Fische bedeckt, auch flötzweise angetroffen. Dieß deutet auf ein ähnliches Verhältniß, wie es auf manchen Gängen sich einstellt, wenn sie durchtränkbare Schichten durchschneiden, auf welchen die Erze sich flötzweise ausbreiten können (sog. Flötzarbeit). Wo dagegen dichter Schiefer sich anlegt, erscheint in der Regel die Erzführung abgeschnitten oder doch vermindert. Das technisch wichtigste Erz ist der Zinnober, der am häufigsten auf allen Gängen vorkommt. Alle übrigen Quecksilbererze sind nur Seltenheiten, welche etwa noch mit Ausnahme des gediegenen Quecksilbers sämmtlich nicht häufig genug sich finden, um technisch verwendet zu werden, wie das Amalgam, das Hornquecksilber und das Quecksilberfahlerz. Es ist eine durchgängige, traurige Erfahrung, daß auf unsern Quecksilbererzgängen schon in nicht sehr beträchtlicher Teufe die Erzführung nachläßt und endlich aufhört. Daher kommt es, daß manche Werke schon beim Beginn in höchster Blüthe standen und nach kurzer Zeit wieder in Verfall geriethen. Es ist dieß mit dem pfälzischen Quecksilberbergbau auch im Ganzen der Fall, indem zur Zeit nur mehr eine einzige Zeche im Betrieb steht, nämlich der Dreikönigszug am Potzberg. Hier bestanden im Jahre 1788 noch 23 z. Th. sehr ergiebige Werke, die bereits 1800 bis auf 13 auflässig geworden waren.

Ein zweiter höchst wichtiger Erzpunkt war der Moschellandsberg mit zwei Hauptgängen, dem Gottesgaber- und Speyerer Gang, welch' letzterer besonders durch seinen Reichthum an großen krystallisirten Amalgamen und an Hornerz glänzte; in der Tiefe führen sie statt Zinnober nur Schwefelkies. Der benachbarte Seelberg zeichnet sich durch das Vorkommen von Fahlerz und Bleiglanz aus. In ganz gleichem, stark verändertem Thonstein- und Hornfelsgebirge setzten auch die Erzgänge des Stahlbergs

[1]) Von den fünf in den letzten Jahren noch verliehenen Zechen ist z. Z. nur mehr eine, der Dreikönigszug am Potzberg, mit 29 Arbeitern bebaut, und liefert gegen 50 Centner Quecksilber im Jahre.

mit dem angeschlossenen Steinkreuze und Roßwald, dann die Mörsfelder Werke z. Th. in Melaphyr auf, ebenso im Spitzberge bei Kriegsfeld, die Orbiser Werke und die von Münsterappel, während im Porphyr nur die fünf Hauptgänge des Königsbergs und die zwei Gänge des Lembergs die bloß bis 10—15⁰ Teufe Erz führten, bekannt sind.

Siebentes Kapitel.

Triasbildungen.

Buntsandsteinformation.

Die innerhalb des Haardtgebirgs so mächtigen rothen Sandsteinmassen der Trias stoßen gegen NW. in abweichend unregelmäßiger Lagerung an dem Gebiete des Kohlengebirgs und Rothliegenden ab. Dagegen baut sich am Westrande des Rheinthals über dem dort in den Thaleinschnitten bloßgelegten Rothliegenden das ganze Schichtengebäude des Buntsandsteins in Schicht für Schicht zu verfolgender Vollständigkeit auf, welche nur dadurch scheinbar gestört ist, daß dort durch die große Verwerfungsspalte zuweilen die ältesten und jüngsten Glieder unmittelbar nebeneinander gestellt erscheinen.

Die Gesteine, welche wir hier als die ältesten und tiefsten Glieder der Buntsandsteinformation erkennen, bestehen, wie die schönen Profile bei Albersweiler, an der Rippburg und am ersten Tunnel bei Neustadt zeigen, unmittelbar über dem Rothliegenden aus dünngeschichtetem, intensiv rothem, oft grüngeflecktem Sandsteinschiefer voll rother Thongallen, welchem nach Oben mächtige Lagen eines gelblich weißen, festen, als Baustein verwendbaren Sandsteines folgen. Wenn man von der Rheinthalfläche das ansteigende Gebirge betrachtet, so fällt Jedem der lange weißliche Streifen längs des Gebirgsfußes auf, welcher das Rebengelände von der Waldregion scheidet. Derselbe besteht aus den Felsen und Schutthalden zahlreicher Steinbrüche in diesem gelblich weißen Sandstein, welchen das Auge bei Bergzabern, Frankweiler, Rodt, Neustadt, Haardt, Königsbach, Dürkheim u. s. w. begegnet. Dieser Sandstein, den wir durch die Bezeichnung Haardter Sandstein kenntlich machen wollen, entspricht genau dem weißen Heigenbrücker Sandstein des Spessarts (Bavar. IV, 1. S. 29) und bildet mit der in der Pfalz mehr sandigen als thonigen Schieferunterlage — Leberschiefer des Spessarts — das untere Stockwerk der Buntsandsteinformation der Haardt.

Die Mächtigkeit dieses Stockwerks mag hundert Fuß kaum viel übersteigen, und der Streifen, in welchem es zu Tag ausstreicht, überschreitet die Breite des Gebirgsrandes nicht. Im Westen sind entsprechende Glieder nicht erkennbar.

Die Hauptmasse des Haardtgebirgs von dieser schmalen Randzone bis zum hinteren Westrich besteht einförmig aus bald mehr fein-, bald mehr grob-

körnigem, röthlichem, streifenweise gelblich weißem, selten grünlich gefärbtem Sandsteine voll rother Thongallen und schwarzer Manganputzen, durch deren Auswitterung das Gestein ein löcheriges und poröses Aussehen gewinnt. Einzelne Schichten führen Rollstücke von weißem Quarz und dunkler Grauwacke. Zumeist ist der Sand dieses Sandsteins nur locker durch eisenreichen Thon gebunden, daher der Stein in vielen Bänken leicht in Sand sich auflöst. Doch gibt es auch Lagen mit sehr fest verkitteten Körnern[1]) und solche, bei denen Eisenoxyd reichlich als Bindemittel auftritt — der sogenannte Sandeisenstein, ein vorzügliches Pflastermaterial (Kaiserslautern). Es ist dieß der Hauptbuntsandstein oder der Vogesensandstein, welcher etwa durchschnittlich 1600′ Mächtigkeit erreicht.

Eine Eigenthümlichkeit dieses Sandsteins in einzelnen Lagen, wie am sog. Kugelfelsen bei Pirmasenz, sind die kugelförmigen Absonderungen, welche wie Kanonenkugeln in den Felsen stecken, und die zur Schichtfläche schiefgeneigte Streifung der Bänke, welche unter der Bezeichnung Anwachsstreifung bekannt ist und durch eine Art Wellenschlag erzeugt zu sein scheint.

Die Felsen des Vogesensandsteins sind von vielen meist in bestimmten[2]) Richtungen verlaufenden Klüften durchschnitten, welche der zerstörenden Einwirkung der Atmosphärilien Zugänge oft bis in das Innere des Gebirges eröffnen. Diese Zerklüftung in Verbindung mit der wechselnden, bald leichteren bald schwierigeren Zerstörbarkeit der einzelnen Lagen und Partheien des Sandsteins trug hauptsächlich dazu bei, jene pittoresken Felsformen zu erzeugen, welche mit Recht die Bewunderung aller Naturfreunde auf sich ziehen. Die vielen Ueberreste von Burgen und Klöstern, welche diese Urruinen der Vorzeit schmücken, erscheinen daher gleichsam nur als Fortsetzung des von der Natur begonnenen Baues.

Diese Naturwüchsigkeit der zahlreichen Burgruinen eben ist es, durch welche die Felsenthäler der Haardt im Annweiler-, Dahner-, Neustadter-, Elmsteiner-,

---

[1]) Dem Hauptbuntsandstein, wenn er aus Steinbrüchen gewonnen wird, ist als Baumaterial, welches der freien Luft ausgesetzt ist, nicht recht zu trauen. Dagegen können die sog. Findlinge, Felsstücke, welche sich aus den verwitternden Massen herausgeschält haben, und durch die Einwirkung der Atmosphärilien durch Jahrhunderte hindurch benagt wurden, sehr gut zu jeder Art von Bau verwendet werden,

[2]) Wenn wir die in pittoresken Gruppen aufragenden Sandsteinfelsen näher betrachten so kann es uns nicht entgehen, daß dieselben sehr häufig nur Theile eines weit über Bergrücken, Thalgehänge und Thäler fortziehenden, schmalen und hohen Felsenriffs sind, welche, maueråhnlich von zwei parallelen Kluftflächen begrenzt, dadurch sich aus den ringsabgewitterten und zerstörten Sandsteinmassen erhalten haben, daß irgend ein vorstehender, festerer Felstheil die dahinten stehenden Parthieen vor dem Andrang der abnagenden Fluthen geschützt hat. Unter den Richtungen, in welchen die Felsen regelmäßig zerspalten sind, finden sich fast ausschließlich nur solche von N. nach S., von O. nach W., von SO. nach NW. und von NO. nach SW. verlaufende, entsprechend den großen geotektonischen Linien, welche den Zug des Gebirgs im großen Ganzen beherrschen.

Dürkheimer und Leiningerthale einen so befriedigenden Eindruck auf uns machen.

Im Gebiete des Vogesensandsteins ist das Aufsetzen einiger Mineralgänge von Interesse. Auf einem ungemein weitstreichenden Gange, der schon im Elsaß im Katzenthale beginnt, wurden früher vorzüglich Grünbleierz und Bleiglanz bei Erlenbach unfern Dahn gewonnen [1]) und die Brauneisenerzgänge der Petronell bei Bergzabern und jene von Schlettenbach und Rothweiler liefern und lieferten vorzügliche (etwas Zink und Mangan haltige) Eisenerze zum Hochofen in Schönau. Auch bei Trippstadt und an den Erzhäusern bei Kaiserslautern sind Einlagerungen von Eisenerz bekannt.

Das dritte obere Stockwerk, das eigentliche Buntsandsteingebirge oder Röth, kommt in der Pfalz in zwei getrennten Verbreitungsgebieten vor. In dem einen erfüllt der Röth eine muldenförmige Eintiefung des Vogesensandsteins der Bliesgegend und im Zweibrück'schen mit normaler Lagerung; in dem zweiten Distrikte zieht er sich als ganz schmaler Streifen an dem Ostfuße der Haardt von Weißenburg bis Grünstadt mit meist steil aufgerichteten Schichten fort, welche in Folge einer Gebirgsverrückung in abweichender Lagerung an den höheren Vogesensandstein sich anlehnen.

Obwohl schon an sich in der Niveauverschiedenheit und in der Gesteinsbeschaffenheit die Trennuug zwischen dem Vogesensandstein und dem Röth ausgesprochen ist, so läßt doch dieses Verhalten beider Stockwerke, welches sich auf eine zwischen der Bildung beider eingetretene Dislokation gründet, deutlicher als in vielen anderen Gegenden die Natürlichkeit und Nothwendigkeit ihrer Scheidung wahrnehmen.

Der Röth besteht aus thonigen und mergeligen, oft dünngeschichteten und grell buntgefärbten, vorherrschend rothen, grüngesprengelten Sandstein- und Schieferthonbänken. Die Sandsteine sind durch das reichere Bindemittel zum Theil zu einem vorzüglichen Bausteine ausgebildet. Nach oben wechseln Thon- und Mergellagen mit braungelbem Dolomite, welcher dem Wellendolomite Frankens (siehe: Bavar. IV, 1. S. 28) entspricht. Da diese dolomitischen, oft an Thierresten [2]) reichen Schichten mit typischem Röthsandstein wechsellagern und von Schichten bedeckt werden, welche die charakteristischen

---

[1]) An einigen Punkten dieses Gangzugs bricht der Dechenit oder Aräoxen, ein arsen- und vanadinsaures Blei- und Zinkoxyd von nicht wesentlich verschiedener Zusammensetzung.

[2]) Im Steinbruche von Bubenhausen bei Zweibrücken findet man: ***Natica Gaillardoti; N. pulla; Myophoria vulgaris; Gervillia socialis***; ***G. costata; Modiola hirudiniformis; Myoconcha gastrochæna; Anaplophora musculoides; Lingula tenuissima; Estheria minuta; Nothosaurus Schimperi; Placodus impressus; Acrodus Brauni*** u. A.

Pflanzen [1]) des Buntsandsteins in sich schließen, so kann es keinem Zweifel unterstellt werden, daß diese sog. Wellendolomite noch dem Röth selbst zugezählt werden müssen. In dem berühmten Bubenhauser Steinbruche liegen an einer Stelle folgende Schichten unter einander (von oben nach unten gezählt):

1. Kalkiger Sandstein (zu oberst) . . . . 3′ m.
2. Fester Bausandstein . . . . 6′ „
3. Thoniger Sandstein voll *Estheria minuta* und zahlreicher Pflanzen der bezeichneten Art . . . . 1′ „
4. Zwei Bänke Bausandstein, jede zu 1½′ M., voll *Calamites arenaceus* und Voltzien . . . . 3′ „
5. Brauner dolomitischer Sandstein, erfüllt von Muschelresten der vorhin aufgeführten Arten . . . . 2′ „
6. Thoniger Sandstein als Sohlgestein . . . . 3′ „

Sehr bemerkenswerth sind auch die Wellenschläge, Furchungen und Eintrocknungsrisse, Erscheinungen, welche für die Entstehung dieser dünnen Platten am Strande und innerhalb des Bereiches von Ebbe und Fluth sprechen. Auch Andeutungen von Kupfererzen (Galgenberg bei Zweibrücken) fehlen nicht.

Die Gesammtmächtigkeit dieses obersten Stockwerkes mag 150—200′ betragen.

Muschelkalk.

Der Muschelkalk begleitet stets die obersten Schichten des Buntsandsteines und wird daher ebensowohl in großer Verbreitung auf den plattenförmigen Bergen der Blies- und Zweibrücker Gegend, deren Höhen er ausmacht, als auch in schmalen vielfach unterbrochenen Streifen am Ostfuße der Haardt von Weißenburg bis Grünstadt angetroffen.

Im Bliesgebiete erreicht der Muschelkalk eine Mächtigkeit von 150 bis 300′, und gliedert sich hier ähnlich wie in dem ostrheinischen Gebiete (siehe: Bavaria, IV, 1. S. 31), nur daß in der Pfalz der Wellenkalk weniger bemerkbar hervortritt. In den tiefsten Schichten über dem Röth lagern zunächst großkrystallinische, oft luckige dolomitische Gesteine von bräunlicher und gelblicher Farbe. Sie wechseln mit dünnen oft wellig unebenen Bänken grünlichgrauen Mergels (Grenzdolomit des Wellenkalks) in einer Mächtigkeit von stellenweise 60′; darüber breitet sich dann eine Reihe in dünnen, oft welligen Bänken abgetheilten, grauen, dichten, muschelförmig brechenden Kalks mit Mergelzwischenlagen aus, als Repräsentanten des Wellenkalks (25—30′ m.).

[1]) *Calamites arenaceus; Albertia elliptica; Voltzia heterophylla; V. acutifolia; Palaeoxyris regularis; Schitzoneura paradoxa; Neuropteris elegans* und *Pecopteris Sulziana* kommen alle in den Steinbrüchen um Zweibrücken, hauptsächlich im Bubenhauser Steinbruch, vor.

Die mergeligen, oft dolomitischen, gelben großluckigen Gesteine, welche sich über diesen Kalk einstellen und vielfach in graugelbem Mergel eingebettet liegen, bezeichnen die Region des mittleren Muschelkalks. Die Felsart des westpfälzischen Muschelkalkgebiets macht aber den Hauptmuschelkalk aus, welcher hier alle Höhen in reichlichen Massen überdeckt. Seine meist sehr festen, dünnbankigen Kalkschichten liefern einen guten Pflasterstein und Material für Straßenbeschotterung und zum Kalkbrennen, daher sie in zahlreichen Steinbrüchen ausgebeutet werden. Zwischen den Kalkbänken sind thonige Mergellagen eingefügt, welche durch ihre Verwitterung einen zähen schweren Ackerboden (sog. Höhboden) erzeugen. Die leicht in Bruchstücke zerfallenden Kalke sind diesem Boden oft in übergroßer Anzahl beigemengt und bilden dadurch weite unfruchtbare Steinfelder. Hier ist es wo oft Pflugräder große Exemplare von *Ceratides nodosus* und eine Menge charakteristischer Thierformen ausgewittert gefunden werden: *Nautilus bidorsatus, Pemphyx Suerii* (Bärenhütt), *Pecten discites* und *Eucrinus liliiformis*. Sie gehören den sog. Ceratiten- und Crinoiden-Schichten an. Auch Knollen von schwarzem Hornstein fehlen hier nicht; Mächtigkeit gegen 250′.

Nach oben schließen Lagen weichen, bröckeligen Dolomits und durch Verwitterung gelbbraunen Mergels, deren Zersetzung einer fruchtbaren Ackerkrume das Dasein gibt, die Formation hier ab.

Am Rheinthalrande ist der Muschelkalk weniger deutlich in seinen einzelnen Gliedern aufgeschlossen. Auch erschweren hier die vielfachen Schichtenstörungen und die unregelmäßigen, oft steilen Aufrichtungen der Lagen das Erkennen der einzelnen Abtheilungen sehr. Am häufigsten tritt uns der Hauptmuschelkalk entgegen, der nicht nur in zahlreichen Fragmenten über die Gehänge sich ausbreitet, sondern auch durch Steinbrüche mehrfach aufgeschlossen ist, von Weißenburg an längs des Gebirgsfußes über Bergzabern bis Klingenmünster. In den flachen Gehängen des Queichthals, rechts und links desselben, breitet sich der Muschelkalk weiter aus, um zwischen Siebeldingen und St. Johann dem dort auftauchenden Keuper zur Basis zu dienen. Nordwärts streicht er erst wieder an der Haardt bei Neustadt zu Tag und führt hier zahlreiche Ceratiten und Kronen von *Eucrinus liliiformis*. Die letzten nördlichen Spuren fand ich über Röth in einem Steinbruche bei Mertesheim unfern Grünstadt (Encriniten-Schicht).

Noch haben wir die zahlreichen Gypsstöcke, welche in der Bliesgegend bei Biesingen, Ormesheim, Herbitzheim, Breitfurt und Altaltheim ausgebeutet werden, zu nennen. Sie sind nicht von Steinsalzeinlagerungen begleitet, obwohl man hier und da innerhalb des Kalkgebirgs ganz schwache Salzquellen kennt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die reicheren Soolquellen [1]) der Saline Dürkheim ihren Salzgehalt aus einem in der Tiefe des

[1]) Solche Salzquellen werden angegeben bei Kröppen bei Herbitzheim und zu Wolfersheim bei Breitfurt. Auch innerhalb des Westricher Hinterlandes, also im

Rheinthals gelegenen, hochüberdeckten Salzstocke der Muschelkalkformation beziehen.

Keuper- und (anhangsweise) **Liasformation.**

Nur innerhalb eines sehr beschränkten Gebietes wurden erst in neuerer Zeit jüngere Triasgebilde und Liasschichten von mir in der Pfalz nachgewiesen, nämlich in der Queichthalbucht bei Siebeldingen unfern Landau. Diese Ablagerung ist wohl die letzte westliche Abzweigung einer von Osten zwischen Odenwald und Schwarzwald aus Schwaben herüberreichenden Zunge, zu welcher jenseits des Rheins die Jurasenkung bei Langenbrück einen Theil ausmacht.

Der Keuper bei Landau besteht aus feinkörnigem, grüngrauem und gelbem Sandstein, feldspathhaltiger gröberer Arkose und aus grünlich grauem Schieferthon, weißlichem Steinmergel und buntfarbigem Lettenschiefer. In schwach geneigten oft wellig gebogenen Lagen bildet er neben und auf dem Muschelkalk flache Hügel zwischen Arzheim und Birkweiler, dann zwischen Siebeldingen, St. Johann und dem Geilweilerhof. Ein putzenförmig abgesetztes $\frac{1}{2}'-1\frac{1}{2}'$ m. Flötz von kohligem Mulm mit Zwischenlagen von Keuperkohle gab S. von Siebeldingen zu Versuchsbauen Veranlassung, welche kein günstiges Resultat lieferten. Mit dieser mulmigen Kohle kommen Ueberreste von *Equisetites* vor; auch ist bemerkenswerth, daß man in einem alten Bergbau hier kupfererzhaltige Schiefer vom Ansehen des Uebergangthonschiefers zu Tage förderte; vermuthlich war man hier bis zur Unterlage des Keupers vorgedrungen. Auf Klüften des Keupersandsteins in der sog. Kästendell trifft man auch Asphalt in dünnem Anfluge.

Die Liasschichten sind zur Zeit nur in Gesteinsbrocken bekannt, welche beim Umarbeiten der Weinberge W. von der Ziegelhütte bei Siebeldingen herausgegraben wurden. Diese Stücke bestehen aus grauem, fleckigem, mergeligem Kalk voll Versteinerungen: *Ammonites Johnstoni; A. geometricus; Belemnites acutus; Gryphæa arcuata; Rhynchonella belemnitica; Rh. variabilis; Unicardium cardioides* und *Pentacrinus tuberculatus*, welche es nicht zweifelhaft erscheinen lassen, daß wir hier den unteren Lias, hauptsächlich den Gryphäenkalk, vor uns haben. Der mittlere Lias ist bis jetzt hier noch nicht nachgewiesen; dagegen ist der obere Lias durch den charakteristischen Monotiskalk sicher erkennbar.

Jüngere Gesteinsbildungen als die liasischen fehlen bis zu den Schichten der Tertiärformation in der Pfalz gänzlich.

Gebiete des Ueberkohlengebirgs und Porphyrs, kennt man zahlreiche Salzquellen, welche wohl ihren Salzgehalt, ähnlich wie die Soolquellen bei Kreuznach, durch Auslaugung der gewöhnlichen Gebirgsmassen beziehen: bei Ebernburg, Eisenbach, St. Julian, Odernheim und Niederhausen. Die reichste ist zweifelsohne die schwefelwasserstoffhaltige Salzquelle von Diedelkopf bei Kusel, welche in früherer Zeit gradirt und versotten wurde; die Saline lieferte jährlich gegen 500 Malter Kochsalz.

Achtes Kapitel.

Tertiärbildungen.

Wir betrachten hier zuerst jene eigenthümlichen, durch keine organischen Einschlüsse näher bestimmten Ablagerungen von Sand, Gelberde, Brauneisenstein und Quarzmassen in der Nähe des Battenbergs und um Neuleiningen unfern Grünstadt, welche man unter der Bezeichnung Battenberger-Schichten zusammenfassen kann. Es läßt sich vermuthen, daß sie den Bildungen von Kandern im Alter nahe stehen und demnach zu der unteroligocänen oder eocänen Formation gehören, wenn sie nicht etwa, wie das Vorkommen von Schwerspathmassen anzeigen könnte, den gleichfalls Barytausscheidungen enthaltenden meerischen Ablagerungen des sog. Alzeyer Meeressandsteins im Alter gleich kommen.

Diese Gebilde liegen jedoch hoch über dem Niveau, welches sonst die benachbarten oligocänen Ablagerungen in der Nachbarschaft einzunehmen pflegen, und bestehen aus mächtigen Lagen ziemlich lockeren gelblichen Sandes und Sandsteins, die sich vom Battenberg bis gegen Grünstadt erstrecken. Am Battenberge umschließen diese Sande mehr oder weniger aufrecht stehende Sinterröhren von Sandeisenstein, welche dadurch entstanden zu sein scheinen, daß eisenhaltiges Wasser über dem bereits abgelagerten Sand sich ausbreitete, und in den lockern Sand eindringend eine Art hohler Stalaktiten erzeugte. Eine ähnliche, aber kalkige Bildung in Zapfen- und Federbusch-ähnlichen Formen bemerkt man in den Sandlagen bei Neuleiningen. Ueber dem Sand liegen feiner, gelber Eisenocker und ockerige Thone mit knolligen, oft im Innern hohlen oder einen losen Kern umschließenden Concretionen von Brauneisenstein — sog. Adlersteine. Der Ocker liefert eine schöne gelbe Farberde, die durch Brennen ins Rothe übergeführt wird. Die ockerführenden Lagen bilden daher den Gegenstand der Gewinnung von sog. Battenberger Farberde, welche mittelst Schlämmen aus den roh gegrabenen Erdmassen dargestellt wird. In diesem ockerhaltigen Thon liegen auch die berühmten knolligen Concretionen von Faserbaryt und die hohlen Knollen mit Barytkrystallen im Innern. Diesen Ablagerungen schließen sich dem Süßwasserquarz gleiche feste Gesteine auf der Höhe zwischen Neuleiningen und Tiefenbach an.

In nächster Nähe dieser eigenthümlichen Bildungen und bis gegen Lautersheim ausgedehnt lagert auch eine technische sehr wichtige Erdart, welche, unter dem Namen Grünstadter-Erde bekannt, als Kapselthon und für Darstellung einer Art Fayence vielfache Verwendung findet. Man gewinnt jährlich über 60,000 Ctr. in unterirdischen Gruben, besonders bei Hettenleidenheim.

Erst in den muschelreichen Sand- und Geröllablagerungen, welche theils an dem Fuße der Haardt sich anlehnen, theils im Nahethalgebiete

bis auf die Höhen des hinterweſtricher Gebirgs bei Feil Bingert und Ebernburg emporreichen, gewinnen wir Anhaltspunkte, das Alter dieſer Tertiärſchichten feſtzuſtellen. Es ſind dieß die tiefſten Lager der Ausfüllung im rheiniſchen oder Mainzer Tertiärbecken, deren Geſammtglieder wir nach den vorzüglichen Forſchungen Sandberger's in folgender Weiſe ordnen:

Bedeckung: Diluvium.

Tertiärſchichten:

I. Pliocäne: 1) Dinotheriumſand von Eppelsheim;

II. Miocäne:
2) oberer Blätterſandſtein von Laubenheim;
3) Litorinellenkalk;
4) Corbicula-Schichten von Weißenau;
5) Cerithienkalk und Landſchneckenkalk;
6) Unterer Blätterſandſtein vom Münzenberg;

III. Oligocäne:
obern 7) Cyrenenmergel, brackiſche Schichten;
mittel 8) Septarienthon und
9) Meeresſandſtein von Alzey, bei dem letzteren ſtellenweiſe vertreten durch chenopusreiche Schichten, grünen Meeresthon, Meeresſandſtein und Septarienthon;
untern 10) Süßwaſſerkalk von Burweiler.

Von dieſen verſchiedenen Schichten ſind innerhalb des pfälziſchen Antheils an dem ſog. Mainzer-Becken, auch abgeſehen von den Battenberger-Schichten und dem Grünſtadter Pfeifenthon, die meiſten aufgefunden worden.

Ein ſicheres Aequivalent des Burweiler Süßwaſſerkalks kennt man zur Zeit hier noch nicht, doch ſtellt ſich der tiefe Meeresſandſtein, ſo genannt wegen ſeiner vorwaltend ſandigen Beſchaffenheit und wegen der Einſchlüſſe von Meeresthierreſten, an vielen Orten ein, ſchon bei Eſchbach am Fuße des Schloßbergs, bei Leinweiler und Ranſchbach. Hier umſchließen die lockeren mit abgerollten Geſteinsbrocken erfüllten Sande die charakteriſtiſchen Meeresthiere: *Ostrea callifera, Pecten pictus, Pectunculus aboratus* und Haifiſchzähne. Dieſelbe Schicht kehrt wieder am Rande des Selzthales bei Mauchenheim unfern Kirchheim, wohin ſie ſich von der typiſchen Lokalität bei Weinheim unfern Alzey heraufzieht. Zahlreiche Flecke bei Ebernburg und Feil Bingert beſtehen aus gleichen Ablagerungen, welche ſich durch die reicheingebetteten Auſterſchalen leicht bemerkbar machen; ſie umſchließen hier in der Nähe herum häufig auch Barytconcretionen.

Von dem Vorhandenſein des eigentlichen Septarienthons, des grünen Meeresthons und der Chenopusſchichten haben wir in der Pfalz keine ſichere Andeutungen, wenn nicht die grünen Thone hierher gehören, welche, erfüllt mit Haifiſchzähnen, die Spalten des Ueberkohlenſandſteins im Selzthale ausfüllen.

Dagegen gewinnt der von dem häufigen Einschluß einer Brackwassermuschel, der *Cyrena subarata*, genannte brackische Cyrenenmergel eine weite Verbreitung. Zu ihm gehört der grüne Thon, den man beim Brunnengraben bei Ilbesheim am Fuße der Kl. Kalmit als wasserhaltende Schicht erreicht hat, und dem die Schwefelwasserstoff-haltigen Quellen bei Landau- und Edenkoben ihren Ursprung verdanken. Auch unterhalb des Dorfes Haardt wird derselbe Mergel in mehreren Gruben zu Tag gefördert. Am Rande des Zellerthales erscheint er als Unterlage des jüngeren Kalkgebirgs weit verbreitet.

Auch die Miocän-Tertiärablagerungen fehlen in der Pfalz nicht. Am kenntlichsten und hervorragendsten ist die über dem Cyrenenmergel von Ilbesheim sich hochaufthürmende Kalkmasse der Kl. Kalmit, der aus sog. Landschneckenkalke, dem tiefsten Gliede dieser jüngeren Tertiärabtheilung, besteht. Dieses weiße oder gelblichweiße, z. Th. erdigweiche, z. Th. harte, selten dolomitische Kalkgestein enthält nämlich in seinen horizontalgelagerten, oft in kleine Brocken und Knollen zerrissenen und durch Kalksubstanz wieder verkitteten Bänken zahlreiche Landschnecken, besonders Helix-Arten; daher sein Namen. Neben diesen Einschlüssen der Ueberreste von Landthieren erscheinen aber auch solche des Meeres: *Cerithium Rahtii*, *C. plicatum var. pustulatum*, *Perna Sandbergeri*, wodurch ein Uebergang in den sog. Cerithienkalk angezeigt wird. Einzelne Lagen dieses Kalkes besitzen eine unregelmäßig oolithische Structur und hier und da finden sich Knollen schwarzen Hornsteins beigemengt.

Derselben Bildung gehört wahrscheinlich auch ein Theil der Kalkmassen an, welcher innerhalb der Festungswerke von Landau angetroffen wird. Eine mächtige Felsmasse zwischen Neustadt a/H. und Dorf Haardt, die durch einen Steinbruch aufgeschlossen ist, besteht aus z. Th. oolithischem Cerithienkalke voll *Cerithium plicatum v. pustulatum*, *C. Rahtii* und *Cytherea incrassata*. Diese Kalkbildung zieht sich von dieser Stelle am Gebirgsrande über Haardt (am hinteren Dorf mit *Cyclostoma bisulcatum*, *Glandina Sandbergeri* und vielen *Helices*) und Königsbach, ist aber immer nur in abgerissenen kleinen Partien entwickelt. Am Fuße des Battenbergs ist der Kalk erfüllt von *Mytilus Faujasii* und breitet sich von hier über den nördlichen Kalkhügel zwischen Eis und Salz in den tiefsten Stellen aus.

Von fast gleichzeitiger Entstehung mögen auch die sandigen und thonigen Schichten sein, welche tiefer abwärts in der Rheinthalebene durch das Vorkommen von Braunkohlen und Lignit ausgezeichnet sind. Eine ausgedehnte Parthie liefert meist erdige, wenig brauchbare Braunkohle in der Gegend von Haßlach bis Geinsheim und Hanhofen. Ebenso scheinen die Braunkohlen und Lignite, welche bei Dürkheim, Lamsheim, Freinsheim gegen Grünstadt flötzweise ausgebreitet lagern, und mehrfach durch Bohr-

versuche[1]) aufgeschlossen wurden, nicht in der erforderlichen Qualität und Quantität vorhanden zu sein, um eine rentable und großartige Gewinnung möglich zu machen.

Bei Kirchheim in der Bucht gegen Orbis wurden bei Gelegenheit einer Stollenanlage von dem sog. Hirtenwiesenthälchen nach den Quecksilbergängen des Koppelbergs ebenfalls Lagen von bituminösem Thon, aber mit nur schwachen Andeutungen von Braunkohlen, aufgefunden. Spätere Bohruntersuchungen haben nur weißen Sand, weißen Thon, schwarzen Letten und grauen Thon bis zu 36′ Tiefe ohne ein eigentliches Braunkohlenflötz angetroffen.

Am verbreitetsten unter allen Tertiärablagerungen im Rheinthale ist der sog. Litorinellenkalk mit der ihm untergeordneten Corbiculabank. Diese dem Landschneckenkalk äußerlich sehr ähnliche Kalkbildung hat ihren Namen von dem ungemein häufigen Einschluß kleiner am Meeresufer lebender Schnecken, der *Litorinella acuta*. Sie beginnt im Süden in der Gegend von Landau, bei Frankweiler und Gleisweiler, und taucht von da nordwärts an vielen Stellen zwischen Edenkoben, Forst, Dürkheim und Grünstadt in kleinen Parthieen auf, um dann nordwärts des Eis- und Salzthales bis Göllheim, Marnheim und Mauchenheim das hier ausgebreitete Hügelland fast ausschließlich zusammenzusetzen. In den Thalrändern, an der Sohle derselben, streicht häufig die Corbiculabank, ein Haufwerk von *Corbicula Faujasii*, z. B. am Albisheimerhof und bei Marnheim aus, während die oberen Lagen des gelben, luckigporösen, oft oolithähnlichen Litorinellenkalkes (auch mit *Tichogonia Brardi* und einzelnen *Helices*) die höheren Theile der Hügel ausmachen. Zahlreiche Steinbrüche auf diesen Kalkschichten liefern das Material vorzüglich zum Kalkbrennen und auch zur Straßenbeschotterung.

Wir haben von den obersten Gliedern der Tertiärformation nur noch vorübergehend einer Braunkohlenbildung und des pliocänen knochenreichen Sandes von Eppelsheim zu gedenken, weil Gebilde von vollständig gleicher Art bis jetzt in der Pfalz nicht sicher nachgewiesen sind. Vielleicht ist hierher der schöne weiße Sand von Albisheim zu rechnen, welcher ein werthvolles und gesuchtes Material für Glasfabriken liefert.

Bohnerzähnlicher Raseneisenstein findet sich nur unter sehr undeutlichen Verhältnissen auf einem kleinen Fleck im Bienwalde.

An die geschichteten Tertiärablagerungen reiht sich nach der Zeit seiner Entstehung auch der Basalt, ein eruptives Massengestein, an. Wir kennen

[1]) Bohrversuche bei Erpolsheim schlossen von oben nach unten gezählt folgende Schichten auf: Ackererde und Löß 4—5′; Triebsand von weißer, rother und gelblicher Farbe mit thonigen Lagen 16—30′; bituminöse graue Thone 2—4′; erdige Braunkohle 4—5′; schwarzer kohliger Letten 3—6′; schwarzer und grauer loser Sand 1—10′; grauer Sand und thoniger Sand 6—30′.

ihn in der Pfalz nur von einem Ausbruchspunkte, am Pechsteinkopfe bei Forst. In dem großen, behufs Gewinnung von Straßenbeschotterungs-material angelegten Steinbruche erheben sich die schlanken Säulen, in welche der Basalt zerspalten ist, dicht gedrängt neben einander in bewunderungswürdiger Schönheit. Stellenweise verschmilzt der Basalt in ein massiges, nicht regelmäßig zerklüftetes Gestein, welches von mächtigen Tuffmassen überdeckt wird. Dieser Basalt hat den Buntsandstein, dessen Schichten nach allen Richtungen zertrümmert, verrückt und theilweise zusammengestürzt sind, und durch zahlreiche große Rutschflächen die erlittene Störung unzweideutig an den Tag legen, durchbrochen und bildet eine Gangmasse in demselben, welche sich oben kuppenförmig ausbreitet. Auch ein Theil des Muschelkalks ist von dieser Eruption berührt worden; man trifft nicht nur zahlreiche Fragmente desselben im Tuff eingeschlossen, sondern ein kleiner Schichtencomplex des Muschelkalks wurde direct vom Basalt zerstückelt, verschoben und materiell verändert. Man benützt den Schutt und die Abfälle des Basaltes sehr vortheilhaft zum Auffüllen der benachbarten Weinberge.

Neuntes Kapitel.

Quartäre und noväre Formation.

Diluvium und Alluvium.

Die Rheinthalfläche ist vielfach von älterem Schutt — Sand und Geröll — erfüllt, welche weit über dem höchsten Niveau des jetzigen Hochwasserstandes angehäuft sind. Es ist bemerkenswerth, daß in dem groben Gerölle nicht bloß Rollstücke aus den benachbarten Bergen, sondern auch Gesteine der Alpen zahlreich vertreten sind.

In dem Bienwalde bildet dieses durch ein eisenschüssiges Bindemittel verkittete Geröll die Unterlage einer mit nur seichtem Waldboden bedeckten Fläche, welche, da die Pfahlwurzeln der Bäume durch diesen festen Untergrund nicht durchzudringen vermögen, dem Gedeihen des Waldes nicht günstig erscheint.

Manche Lagen enthalten von den Alpen beigeschwemmtes Gold in feinen Körnchen und Blättchen. Von den Fluthen des Rheins wieder aufgewühlt und geläutert setzen sich solche sandige Lagen in den Alluvionen des Rheins wieder ab, und gestatten dann die Gewinnung des Goldes, mittelst Wascharbeit in den sog. Seifenwerken. Zur Zeit ist die Ausbeute an Waschgold kaum nennenswerth (sie betrug 1862 nur etwa $^3/_{10}$ Zollpfund).

Einzelne Thierknochen von *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Bos priscus*, *Ursus spelaeus* und *Cervus euryceros*, welche in diesem Schutt begraben und aufbewahrt liegen, geben ihm den Charakter der diluvialen Zeit.

Von größter Wichtigkeit für die Agricultur der ganzen Rheinthalfläche ist das eigenthümliche gelbbraune Mergelgebilde, welches über jenem Schutte lagert und unter dem Namen Löß bekannt ist.

Der Löß überdeckt oft in großer Mächtigkeit als fast ungeschichtete Masse bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 300 Fuß über dem Rheinspiegel weite Flächen und Gehänge, und ist wegen seiner großen Fruchtbarkeit der größte Segen für die Rheinthalgegenden. Ihm verdanken diese zum großen Theil die Fülle ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse.

Der Löß ist einer großen Schlammablagerung zu vergleichen, welche eine gewaltige plötzliche Ueberschwemmung zur Zeit des Transportes der erratischen Blöcke innerhalb der von den Alpengewässern berührten Gegenden erzeugte. Er vereinigt daher die Nahrungsstoffe der aus weiten Kreisen weggeschwemmten Vegetationserde einer vorhergehenden Zeitperiode in sich. Viele tiefeinschneidende Hohlwege in der vorderen Pfalz gestatten eine Einsicht in die Lagerung dieser fruchtbaren Erdschicht, welche, wie aus einem Guße entstanden, nur schwache Spuren von Schichtung als Zeichen mehrfach wiederkehrender Ueberfluthung an sich trägt, dagegen zum Beweise ihrer Entstehung aus den weggeschwemmten Theilchen früherer Vegetationserde eine große Menge Landschnecken [1]) und Knochen von Landthieren [2]) umschließt. Nur selten stößt man auf mehr sandige und kalkige Zwischenlagen, welche, wie bei Wolmersheim, Süßwasserschnecken *(Planorbis* und *Limnæus)* enthalten. Eine fast nirgends fehlende Erscheinung dagegen ist das Vorkommen kartoffelähnlich geformter, meist hohler, zuweilen selbst mit einem losen Kern erfüllter Kalkknollen, die sog. Lößkindchen.

Zu den jüngsten geognostischen Erzeugnissen an der Erdoberfläche gehören die Alluvionen, welche jedes Flußthal, in besonders großartigem Maßstabe das Rheinthal, in den tiefsten Lagen auszufüllen pflegen. Sie sind das Erzeugniß des jetzt noch fließenden Gewässers, welches die mitgeschwemmten Erdtheile da oder dort wieder absetzt, und bestehen daher aus den Abschwemmungsmassen des von den zuströmenden Bächen berührten Wassergebietes. Innerhalb des Haardtgebirgs sind es großartig aufgehäufte Sandmassen, welche als Zersetzungsproduct des Buntsandsteins die Oberfläche bedecken und leicht von dem Regenwasser in die Thäler eingeschwemmt werden können; in der Bliesgegend dagegen führen die Gewässer kalkigen Schlamm von den Höhen herab, der als äußerst fruchtbares Erdreich in den Thälern abgesetzt wird.

---

1) Meist noch lebend vorkommende nur in einzelnen Arten als Varietäten von lebenden verschiedene Landschneckenspecies, darunter als die häufigsten *Succinea oblonga* var. *elongata; Pupa muscorum; Helix hispida* v. *costata; H. arbustorum; Clausilia parvula* u. A.

2) *Elephas primigenius* (häufig z. B. bei Germersheim, Speyer rc.); *Rhinoceros tichorhinus* (Neustadt a/H.); *Ursus spelæus* (Neustadt); *Equus adamiticus* (Speyer); *Cervus elephas* (das.); *C. capreolus* (das. *Bos priscus* (Rheindurchstich).

In der Gegend von Zweibrücken häuft sich in Folge oft wiederkehrender Ueberschwemmungen dieser Absatz in mächtigen Massen, welche eine merkliche Erhöhung der Thalsohle bewirken, auf.

Durch Zersetzung aller an der Oberfläche lagernden Erdmassen und durch die Vermengung mit organischen faulenden Stoffen entstehen dann die verschiedenen Bodenarten (Acker- und Waldboden), von welchen wir als die durch ihre Verbreitung in der Pfalz bemerkenswerthesten den Sandboden des Haardtgebirgs, aus der Zersetzung des Buntsandsteins entstanden, den Lößboden der Rheinebene, den Höhenboden, aus zersetztem Muschelkalkmergel in der Bliesgegend gebildet, und den sandigen Lehmboden des westricher Hinterlandes, Zersetzungsproduct der thonigen und sandigen Glieder des Ueberkohlengebirgs und des Rothliegenden, hervorheben wollen. Sie gehen durch vielfache Vermengungen in einander nahe verwandte Bodenarten über, auf deren Verhältnisse näher einzugehen hier der Raum fehlt.

Kalktuffbildungen finden sich nur wenige an quellreichen Punkten des Muschelkalkgebiets. Ausgezeichnet durch die zahlreichen, das Klima regulirenden Waldungen, besitzt die Pfalz außer ihren Mineralkohlen auch noch reiche Brennstoffniederlagen in den großen Torffeldern, von welchen besonders das sog. Gebrüch in der Niederung zwischen Haardt und dem westricher Hinterlande von Königsbruch N. von Homburg bis Lichtenbruch bei Kaiserslautern 7 St. lang und durchschnittlich $^3/_8$ Stunden breit, hervorzuheben ist. Der Torf wird hier an vielen Punkten gestochen. Außerdem findet man Torfflächen bei N. Bexbach und Beeden S. vom Gebrüch, dann bei Mehlingen N. davon, ferner im Rheinthale bei Maudach N. von Mutterstadt, bei Waldsee nördlich von Speyer, zwischen Berbelroth und Winden und endlich noch im Bienwalde.

Begünstigt durch ein mildes Klima, durch Fruchtbarkeit des Bodens und durch reichliche Bewässerung, von allen Seiten offen und leicht zugänglich und durch die mächtige Stromader des herrlichen Rheins leicht in Verbindung gesetzt mit den Knotenpunkten der Entwicklung menschlicher Kultur, war die Pfalz frühzeitig, selbst schon in der vorhistorischen Zeit, von uralten Volksstämmen bewohnt, deren dürftig erhaltene Spuren wir erst jetzt sorgfältiger zu verfolgen begonnen haben. Die ersten zuverlässigen historischen Nachrichten führen uns schon mitten in die Kämpfe der Völkerfluthungen, welche alte schwächere Geschlechter wegschwemmen, um neuen, kräftigeren gedeihliche Wohnsitze zu bereiten.

So erkennen wir auch hier wieder den Zusammenhang, welcher die Menschen von der Beschaffenheit der Scholle abhängig macht, auf welcher sie leben.

II.

Die klimatischen Verhältnisse der Rheinpfalz.

Von Ph. Carl.

Vorbemerkung.

Wenn schon bei der Betrachtung der klimatischen Verhältnisse der sieben bereits behandelten Kreise unseres Königreichs das vorliegende Beobachtungsmaterial als unzureichend zur genaueren Charakteristik der einzelnen Klimate sich erwiesen hat, so ist dieser Umstand noch weit mehr bei dem gegenwärtig zu behandelnden Kreise hervorzuheben. Es ist zwar eine gar nicht so unbeträchtliche Menge von Beobachtungen, von den königl. Gerichtsärzten angestellt, an der Sternwarte bei München deponirt; allein die meisten dieser Beobachtungsreihen sind zu kurz um Resultate daraus ableiten zu können, dabei ist ferner in der Regel bloß an einer einzigen Stunde des Tages — und selbst diese ist an den einzelnen Tagen ganz verschieden gewählt, je nachdem es die anderweitigen Geschäfte der Beobachter zuließen — der Stand der meteorologischen Instrumente aufgezeichnet. Für mehrere dieser Beobachtungsreihen vom Jahre 1841 sind die Mittelwerthe der Differenzen des Barometer- und Thermometerstandes mit München aus je zehn Beobachtungen bereits in Lamont's Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus (Jahrgang 1842, III. Heft) abgeleitet; ferner sind im I. Bande der Annalen der Münchner Sternwarte die Monatmittel der sehr sorgfältigen dreijährigen Beobachtungsreihe 1843—1845 (die Beobachtungen wurden um 7 Uhr, 2 Uhr und 9 Uhr angestellt) von Prof. Faber in Kaiserslautern bekannt gemacht worden.

Erstes Kapitel.

Temperatur-Verhältnisse.

Den jährlichen Gang der Temperatur für mehrere Orte der Rheinpfalz und einige nahegelegene Punkte gibt die folgende Tabelle, welche ganz so eingerichtet ist wie die erste der bei den fränkischen Kreisen gegebenen Temperatur-Tafeln.

Temperatur-Tafel.
Reaumur'sche Grade.

Stationen.	Höhe in Pariser Fuß	Anzahl der Beobachtungsjahre.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Jahre.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats
Bergzabern . .	509	1 (1841)	0,11	0,09	6,51	7,86	14,84	13,54	13,29	15,07	13,79	9,13	4,92	4,21	1,47	9,74	13,97	9,28	8,61	14,96
Karlsruhe . . .	325	52	−0,14	1,97	4,37	8,36	12,41	14,45	15,83	15,41	12,56	8,33	4,21	1,58	1,14	8,45	13,23	8,38	8,30	15,97
Edenkoben . . .	—	1 (1841)	0,55	2,35	6, 7	9,24	13,07	14,50	15,85	13,97	12,80	8,65	4,83	3,67	2,19	9,66	15,44	8,77	9,01	15,42
Frankenthal . .	—	1 (1841)	0,03	−0,91	5,94	8,97	14,94	13,43	14,12	14,34	13,50	9,22	4,77	4,06	1,06	9,95	14,08	9,16	8,55	15,63
Heidelberg .	313	14	−0,17	1,97	5,23	9,35	12,90	14,90	16,31	15,50	12,71	8,63	4,30	2,09	1,30	9,16	13,57	8,56	8,65	16,48
Kaiserslautern .	705	3	0,53	0,60	2,11	7,91	9,93	13,67	14,05	12,79	11,01	7,37	3,52	0,14	0,22	6,65	13,50	7,30	6,92	14,05
Landau	455	1 (1841)	0,90	0,05	6,41	8,88	15,68	13,40	14,30	15,06	13,63	8,81	4,42	3,93	1,63	10,32	11,25	8,96	8,79	15,63
Mannheim . .	—	8	0,59	1,60	3,62	8,31	12,22	13,65	16,36	15,23	13,23	7,71	3,00	−0,01	0,72	8,05	13,75	7,98	8,12	16,40
München, Sternwarte .	1673	16	−2,32	−0,86	1,33	5,90	10,16	12,77	13,55	13,19	10,02	6,64	1,76	−1,25	−1,48	5,79	13,17	6,14	3,91	15,87

Den für Edenkoben, Bergzabern, Frankenthal und Landau abgeleiteten Zahlen ist übrigens nur geringes Gewicht beizulegen; denn einmal sind sie bloß aus einjährigen Beobachtungen gezogen und dann liegen den Monatmitteln für Bergzabern und Frankenthal bloß je 30, denen für Landau je 50 Beobachtungen zu Grunde. Ich habe dabei nämlich die Differenzen mit München benützt, welche Lamont in den Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus gegeben hat, und an den Mitteln hieraus das betreffende Monatmittel für München (vom Jahre 1841) angebracht.

Zweites Kapitel.

Wind-Verhältnisse.

Die Beobachtungen der Windrichtung in Frankenthal sind im Folgenden wieder ebenso wie bei den fränkischen Kreisen bearbeitet; es geben nämlich die den acht Hauptpunkten der Windrose beigefügten Zahlen an, wie oft der Wind aus der betreffenden Richtung geweht hat.

Frankenthal.

	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.
Januar	47	40	47	43	44	72	67	37
Februar	90	66	30	35	13	71	45	43
März	68	65	40	23	24	87	86	38
April	70	89	84	28	25	75	36	26
Mai	126	68	59	28	6	78	43	36
Juni	83	79	50	33	9	82	50	35
Juli	72	34	38	32	13	105	71	69
August	59	77	37	42	20	86	73	41
September	53	156	45	46	50	28	37	33
October	46	51	33	23	72	122	63	29
November	29	55	59	40	24	115	36	27
December	52	82	33	33	27	98	49	35
Frühling	264	222	183	79	55	240	165	100
Sommer	214	190	125	107	42	273	194	145
Herbst	128	262	137	109	146	265	136	89
Winter	189	188	110	111	84	241	161	115
Summe	795	862	555	406	327	1019	656	449

Man sieht sogleich, daß die Südwestrichtung und die ihr diametral gegenüberliegende Nordostrichtung die vorherrschenden sind.

Nimmt man nun die Zahlen für die östlichen (NO., O. und SO.), ferner die westlichen (NW., W. und SW.) zusammen und vergleicht sie mit

den Zahlen für den reinen Nord und den reinen Süd, so zeigt sich folgendes Verhältniß:

Oestliche Winde 1823; westliche Winde 2124; rein Nord 795; rein Süd 327.

Nimmt man ferner die nördlichen (NO., N., NW.) und die südlichen (SO., S., SW.) Richtungen zusammen und vergleicht sie mit den Zahlen für den reinen Ost- und Westwind, so ergibt sich:

Nördliche Winde 2106; südliche Winde 1752; rein Ost 555; rein West 656.

Drittes Kapitel.

Hydrometeore.

Die Quantität des verdunsteten Wassers wurde zur Zeit des Bestehens der Societas Palatina in Mannheim beobachtet. Ich habe die Mittelwerthe für die einzelnen Jahreszeiten bereits bei den fränkischen Kreisen angeführt; dieselben zeigen, daß die Verdunstung einen der Temperatur analogen Gang befolgt, nämlich am größten im Sommer und am geringsten im Winter ist. Vergleichungen mit anderen Orten lassen sich wegen Mangels an Beobachtungsmaterial nicht anstellen.

Das Gleiche gilt bezüglich der relativen Feuchtigkeit der Luft; die Monatmittel der Mannheimer Hygrometer-Beobachtungen sind gleichfalls schon bei den fränkischen Kreisen angeführt.

Dagegen wurde der Dunstdruck mittelst des August'schen Psychrometers von Faber in Kaiserslautern drei Jahre hindurch täglich dreimal aufgezeichnet; die hieraus abgeleiteten Monatmittel sind die folgenden:

	Kaiserslautern. (Pariser Linien.) '''	München. '''		Kaiserslautern. (Pariser Linien.) '''	München. '''
Januar	2,00	1,74	October	4,01	3,17
Februar	1,95	1,86	November	3,03	2,27
März	2,16	2,03	December	2,12	1,86
April	3,29	2,59			
Mai	3,98	3,52	Frühling	3,14	2,71
Juni	5,45	4,43	Sommer	5,53	4,65
Juli	5,76	4,77	Herbst	3,94	3,09
August	5,39	4,75	Winter	2,02	1,82
September	4,78	3,83	Jahr	3,66	3,07

Der Grad der Bewölkung wurde nach der Scala der Mannheimer Societät ebenfalls von Faber in Kaiserslautern beobachtet; ich habe hieraus folgende Mittelwerthe gezogen:

	Kaiserslautern.	München.		Kaiserslautern.	München.
Januar	2,2	3,2	Juli	1,9	2,6
Februar	2,2	3,2	August	1,8	2,6
März	2,0	2,8	September	1,6	2,4
April	1,5	2,7	October	2,3	2,8
Mai	2,1	2,8	November	1,8	3,1
Juni	1,9	2,7	December	1,5	3,2

	Kaiserslautern.	München.
Frühling	1,87	2,8
Sommer	1,87	2,6
Herbst	1,90	2,9
Winter	1,97	3,2
Jahr	1,90	2,8

Diese Zahlen zeigen, daß, während in München im Mittel fast drei Viertel des Himmelsgewölbes von Wolken bedeckt werden, in der Pfalz nicht einmal ganz die Hälfte überzogen ist; also ein noch günstigeres Verhältniß wie bei den fränkischen Stationen.

Ordnet man die Beobachtungen von Kaiserslautern nach den Beobachtungsstunden, so erhält man:

	7 Uhr Morgens	2 Uhr Mittags	9 Uhr Abends
Januar	2,2	2,7	2,2
Februar	2,4	2,4	1,7
März	1,8	2,2	1,5
April	1,6	1,8	1,2
Mai	1,9	2,4	1,8
Juni	1,8	2,3	1,3
Juli	2,1	2,2	1,6
August	1,9	2,2	1,4
September	1,9	1,8	1,2
October	2,4	2,7	2,0
November	1,8	2,1	1,4
December	1,5	1,7	1,2
Frühling	1,8	2,1	1,5
Sommer	1,9	2,2	1,4
Herbst	2,1	2,2	1,5
Winter	2,0	2,3	1,7
Jahr	1,9	2,2	1,5

Daß der Nebel im Allgemeinen eine rein locale Erscheinung ist, tritt auch hier wieder hervor; die aus den Beobachtungen abgeleiteten Mittelwerthe sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt:

	Frankenthal.	Kaiserslautern.	München.
Januar	2,0	3,3	17
Februar	0,7	1,3	9
März	0,2	2,3	4
April	0,3	4,3	2
Mai	0,2	2,3	1
Juni	0,2	2,0	1
Juli	0,2	1,7	1
August	0,3	4,0	2
September . . .	0,3	6,0	7
October	1,2	5,7	13
November . . .	0,8	4,7	17
December	3,2	2,0	20
Frühling	0,7	8,9	7
Sommer	0,7	7,7	4
Herbst	2,3	16,4	37
Winter.	5,9	6,6	46
Jahr	9,6	39,6	94

In den Frankenthaler Beobachtungen findet sich sehr häufig „nebelig“ notirt, was jedoch bei den vorstehenden Zahlen nicht berücksichtigt ist; ferner kommt die Bemerkung: „Höhenrauch“ so häufig vor, daß darunter wohl jede Trübung der Atmosphäre zu verstehen ist.

Beobachtungen der Regenmenge habe ich für die Rheinpfalz nicht vorgefunden; ich muß mich deßhalb hier begnügen, die Zahlenwerthe für einige benachbarte Orte zusammenzustellen, die ich aus Dove's „Klimatologischen Beiträgen“ entnommen habe.

Höhe des meteorischen Wassers in Par. Linien.

Ort	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr
Carlsruhe . . .	21,22	20,56	22,45	21,05	28,01	28,90	34,71	30,19	27,30	23,51	29,36	28,06	69,84	71,51	93,70	80,17	315,22
Heidelberg . . .	19,02	17,68	22,61	17,65	30,75	34,07	30,26	29,54	26,93	24,38	29,52	24,45	61,15	71,01	93,97	80,83	306,96
Kreuznach . . .	17,38	10,89	11,61	17,18	27,40	32,35	27,81	26,10	16,84	16,60	18,96	12,44	40,71	56,19	86,26	52,40	235,56
Mannheim . . .	14,45	14,44	15,79	21,44	23,71	28,26	35,11	30,90	24,03	19,94	17,27	14,17	43,06	60,94	93,37	61,24	258,60
München . . .	16,71	18,93	15,23	29,44	39,14	56,86	48,43	46,94	26,11	31,26	23,72	12,04	46,68	83,81	152,23	81,09	363,81
Neunkirchen . . .	27,32	9,00	15,34	23,12	39,02	36,97	32,95	30,61	19,89	28,80	21,55	13,76	50,08	67,48	100,53	70,24	288,33

Was den Niederschlag des Hagels betrifft, so hat Dr. Hettinger in Frankenthal innerhalb der fünf Jahre 1842—1846 aufgezeichnet:

Den eigentlichen Hagel (Schlossen) im Mai 4mal, im Juni 1mal, im Juli 1mal.

Graupeln oder Kieseln im December 2mal, im Januar 1mal, im Februar 1mal.

In Bezug auf die letztern Erscheinungen scheinen übrigens die Aufzeichnungen nicht ganz vollständig zu sein.

Auch in Kaiserslautern scheinen nicht alle Fälle notirt worden zu sein in den drei Jahren 1843—1845 ereigneten sich nach dem mir vorliegenden Manuscripte im März 3, April 5, Mai 4, Juni 3, Juli 1, August 1 Hagel- und Graupel-Fälle.

Viertes Kapitel.

Elektrische Entladungen.

In der folgenden Tabelle sind die Mittelwerthe für die Häufigkeit der Gewittererscheinungen zusammengestellt; es ist dazu jedoch zu bemerken, daß die Anzahl der benützten Beobachtungsjahre viel zu gering ist, um einigermaßen sichere Zahlen zu erhalten.

	Frankenthal	Kaisers-lautern.	Mannheim.	München.
Januar . . .	0,0	0,0	0,2	0,0
Februar . . .	0,0	0,0	0,2	0,0
März	0,0	0,0	0,3	0,4
April	1,0	2,0	1,3	1,2
Mai	1,5	3,0	2,9	3,0
Juni	1,8	4,0	4,2	4,3
Juli	2,5	3,3	4,3	4,1
August	2,4	2,0	4,9	4,2
September . . .	1,4	1,3	1,6	1,3
October . . .	0,0	0,3	0,5	0,3
November . . .	0,0	0,0	0,2	0,06
December . . .	0,0	0,0	0,2	0,0
Frühling . . .	2,5	5,0	4,5	4,6
Sommer . . .	6,7	9,3	13,4	12,6
Herbst	1,4	1,6	2,3	1,66
Winter	0,0	0,0	0,6	0,0
Jahr	10,6	15,9	20,8	18,86

Für Frankenthal hat Dr. Hettinger sehr richtig bemerkt, wenn ein Gewitter bloß in der Ferne (z. B. im N. oder S.) gesehen wurde; diese Gewitter sind bei den vorstehenden Zahlen nicht berücksichtigt worden. Es wäre überhaupt sehr zu wünschen, daß die einzelnen Beobachter bei den Gewittererscheinungen genau angeben würden, wenn ein Gewitter den Beobachtungsort wirklich berührt, ferner wenn es bloß nördlich oder südlich vorüberzieht oder im Westen oder Osten ausbricht.

Schluß-Betrachtung.

Werfen wir schließlich einen allgemeinen Blick auf unsere Kenntnisse der klimatischen Verhältnisse unseres Vaterlandes, so müssen wir uns gestehen, daß in dieser Hinsicht noch sehr vieles zu leisten ist. Ein Fortschritt hierin hängt ab von dem systematischen Zusammenwirken vereinter Kräfte!

Selbst bei denjenigen Orten, von denen wir längere Beobachtungsreihen besitzen, können wir nicht behaupten, daß die aus den Beobachtungen abgeleiteten mittleren Werthe auch schon die wahren sind. Nimmt man nämlich [1]) die Regensburger Beobachtungen der Jahre 1785 bis 1834 und berechnet man daraus die fünfjährigen, zehnjährigen und zwanzigjährigen Jahresmittel, nimmt man dann ferner das Mittel aus den gesammten fünfzigjährigen Beobachtungen, nämlich 6⁰92 als die wahre mittlere Jahrestemperatur für Regensburg, so zeigt sich, daß

aus 5 Jahrgängen gezogene Jahresmittel um 0⁰,88,
„ 10 „ „ „ „ 0⁰,68,
„ 20 „ „ „ „ 0⁰,30

vom wahren Werthe abweichen können.

Hieraus läßt sich ohne Bedenken folgern, daß wir für ganz wenige Orte der Erde überhaupt die mittlere Jahrestemperatur bis auf einen halben Réaumur'schen Grad genau kennen; daß dann aber die Monatmittel, bei welchen bloß der zwölfte Theil von Beobachtungen zu Grunde gelegt werden kann, in diesem Verhältnisse noch an Genauigkeit abnehmen müssen, dieß bedarf wohl kaum eines Beleges durch Zahlenangaben.

Hoffen wir, daß bei dem regen Eifer, welcher in der Neuzeit der Physik der Erde allerorts zugewendet wird, auch Bayern da nicht zurückbleiben werde, wo es sich um die Erforschung so interessanter und zugleich so wichtiger Fragen handelt.

---

[1]) Lamont, Astronomischer Kalender für 1851 S. 196.

III.

Vegetationsverhältnisse.

Von Fr. Schultz.

Literatur.

Hieronymus Bock, Kreutterbuch, Straßburg 1565. — J. A. Pollich, Historia plantarum in Palatinatu electorali sponte nascentium, 3 Bände, Mannheim 1776—1777. — G. L. Köler, Descriptio graminum in Gallia et Germania nascentium, Frankfurt a. M. 1802. — W. D. J. Koch et J. B. Ziz, Catalogus plantarum quas in ditione Florae Palatinatus legerunt, Phanerogamia, Mainz 1814. — J. H. Dierbach, Flora Heidelbergensis, Heidelberg 1819. — F. G. L. Succow, Flora Mannhemiensis, Mannheim 1821. — F. C. Mertens und W. D. J. Koch, Deutschlands Flora, 3 Bände, Frankfurt a. M. 1823 bis 1831. — Dasselbe Werk, fortgesetzt von W. D. J. Koch, vierter und fünfter Band, Frankfurt 1833—1839. — W. D. J. Koch, Synopsis der deutschen und Schweizer Flora, Frankfurt a. M. 1838. — Desselben Taschenbuch der deutschen und Schweizer Flora, Leipzig 1844. — Desselben Synopsis Florae germanicae et helveticae, editio secunda, 3 Thle., Leipzig 1853 bis 1855. — Fr. Schultz, Abhandlungen über Pfälzer Pflanzen, in der Flora oder Regensburger botanischen Zeitung, von 1827—1862 und in den Jahresberichten der Pollichia von 1845—1861. — Desselben Beitrag zur Kenntniß der deutschen Orobanchen, München 1829. — Desselben Flora Galliae et Germaniae exsiccata und Archives de la Flore de France et d'Allemagne, Bitsch und Zweibrücken 1836—1852. — Desselben Flora der Pfalz, Speyer 1845 (es wurde ohne des Verfassers Vorwissen 1846 auf den Titel gedruckt). — Desselben Herbarium normale und Archives de Flore, Weissenburg a. d. Lauter 1854—1861. — C. Petif, Enumeratio plantarum in ditione Flore Palatinatus sponte crescentium, Zweibrücken 1830. — G. F. Schnittspahn, Flora der phanerogamischen Gewächse des Großherzogth. Hessen, Darmstadt 1839. — C. König, Der botanische Führer durch die Rheinpfalz, Mannheim 1841. — J. Ch. Döll, Rheinische Flora, Frankfurt a. M. 1843. — C. H. Schultz-Bipontinus, Abhandl. über Pfälzer Pflanzen in den Jahresberichten der Pollichia von 1843 bis 1861. — Georg Fr. Koch, Pflanzenverzeichnisse und Notizen in diesen Jahresberichten von 1844 bis 1861. — Bischoff, Verzeichniß der Gefäßkryptogamen, Lebermoose, Characeen und Algen. — Bruch, der Laubmoose, Hepp, der Flechten, und Würschmidt der Pilze, welche in dem Gebiete der Pollichia vorkommen, im Jahresbericht der Pollichia von 1844. — Löhr, Taschenbuch der Flora von Trier und Luxemburg, Trier 1844. — Th. Gümbel, Die Moosflora der Pfalz, im Jahresberichte der Pollichia von 1857. — Ph. Wirtgen, Flora der preußischen Rheinprovinz und der zunächst angränzenden Gegenden, Bonn 1857. — P. J. Müller, Versuch einer monographischen Darstellung d. gallo-germanischen Arten der Gattung Rubus, im Jahresberichte der Pollichia von 1858. — W. P. Schimper, Synopsis muscorum europaeorum, Stuttgart 1860.

Erster Abschnitt.

Grenzen, Orographie, geognostische Beschaffenheit des Bodens, Gewässer, Höhen, Klima und allgemeine Physiognomie der Pflanzendecke.

Erstes Kapitel.

Grenzen.

Der erste Bearbeiter einer Flora der Pfalz, Pollich, dehnte das Gebiet derselben über die damalige Churpfalz und die dazwischen liegenden Gegenden aus. Seine Forschungen giengen daher nördlich bis Bacharach und Frank-

furt, östlich bis zum Odenwald, aber südlich nur bis Neustadt a. d. H. und Germersheim. Die bayerische Pfalz, auf deren Gebiet ich mich beschränke, hat aber andere Grenzen, die ich jedoch an einigen Punkten wegen des geognostischen und phytostatischen Zusammenhanges um eine oder zwei deutsche Meilen überschreite. Im Osten bildet der Rhein von Lauterburg bis Worms die Grenze, im Nordosten zieht dieselbe von Worms über Alzei nach Kreuznach, im Nordwesten von da an der Nahe bis Sobernheim und durch die Gegenden auf dem linken Ufer des Glans zwischen Cusel und St. Wendel an die Blies nach Neunkirchen und zur Saar nach Saarbrücken, die Westgrenze bildet das Saarthal bis Saargemünd und die Südgrenze geht von da in gerader Linie nach Osten über Bitsch und Weissenburg nach Lauterburg. Das Gebiet der bayerischen Pfalz umfaßt im Süden einen großen Landstrich, der von Pollich nicht erforscht wurde, nämlich die Gegenden von Edenkoben, Landau, Annweiler, Dahn, Bergzabern, Kandel und dem Bienwald.

Zweites Kapitel.

Orographie und geognostische Beschaffenheit des Bodens.

Die Pfalz kann man in vier Hauptregionen eintheilen, nämlich das Rheinthal, welches vom Ufer des Rheins bis zum Fuße des Gebirgs zwei bis zwei und eine halbe deutsche Meile breit ist, das Vogesensandsteingebirge (für welches ich den Ausdruck Vogesias gebrauche), welches in seinem Hauptzuge drei bis vier Meilen breit ist, und von welchem ein schmaler Arm nach Westen zieht, das Zweibrücker Triasbecken, welches von der Grenze der Vogesias bis zur Saar vier und eine halbe Meile mißt und das Kohleugebirge mit seinem Rande von Rothliegendem, welches im Norden der Vogesias liegt und mit den inselartig darin aufsteigenden Melaphyren und Porphyren den nordwestlicheu und zum größten Theil auch den nördlicheu Theil der Pfalz bildet. Es hat von der Saar bis zum Mainzer Tertiärbecken eine Ausdehnung von neun Meilen.

Das Rheinthal, welches größtentheils eine Fläche bildet, die an einigen Orten fast bis zum Fuße der steilen Abhänge der Vogesen reicht, sich an andern erhöht und Hügel oder höhere Ebenen bildet, besteht längs dem Rheine aus einem meist kalkhaltigen Alluvium, welches sich an den meisten Stellen bis zu einer halben Meile vom Rheine entfernt. Der übrige Theil besteht auf großen Strecken nur aus Quarzsand, der die Vegetation mit der Vogesias gemein hat, wie ein großer Theil des Bienwalds, oder aus Lehm und Letten. Von Neustadt und Speyer abwärts nimmt der Boden an Kalkgehalt zu und hat oft ganz die Vegetation des Tertiärkalks. Dieser geht auch im Rheinthale selbst an einigen Stellen zu Tage, namentlich zu Bichelberg im Bienwald und zu Berghausen bei Speyer. Er erstreckt sich auch von den Hügeln herab in die Ebene bis Landau, bei Neustadt längs

dem Rehbach bis unterhalb Haßloch, ferner (aus der Vegetation zu schließen) von der Gegend zwischen Schifferstadt, Dannstadt und Mutterstadt bis Fußgönnheim und Eppstein, von den Hügeln bei Kallstadt bis gegen Lambsheim, von Grünstadt, Göllheim und Kirchheimbolanden, bis Pfeddersheim, Niederflörsheim, Alzei und Mainz. Bei Wolmesheim, Arzheim und Frankweiler unfern Landau, Kallstadt, Battenberg, Quirnheim, Kindenheim, Albisheim u. s. w. erhebt sich der Tertiärkalk schon zu Hügeln und Bergen, sowie in der Gegend von Kreuznach, wo er sich an die Porphyre, Melaphyre und das Kohlengebirg anschließt. Salzboden gibt es im Rheinthal an den Salinen bei Dürkheim.

Vom Rheinthale aus bemerkt man eine fast parallel mit dem Rheine von Süden nach Norden ziehende Gebirgskette von steilen oft sehr verschieden geformten Bergen. Dieß ist das Haardtgebirge oder der nördliche Theil der Vogesen, welches von der französischen Gränze bis zum Fuße des Donnersbergs die Pfalz durchschneidet. Es besteht aus Vogesias (Vogesensandstein) und ist im Westen ausschließlich von der Trias des Zweibrücker Beckens, und zwar von dem untersten Gliede derselben, dem Buntsandstein, begrenzt. Es bildet hier die Wasserscheide zwischen der Saar und dem Rheine, und die Buntsandsteinbegrenzung beginnt auf der Wasserscheide selbst im Dorfe Saarrheinsberg (südlich von Bitsch), entfernt sich hierauf von der Wasserscheide jemehr man nach Norden kommt, und zieht westlich von Bitsch dann über Hilst, Erlenbrunn, Waldfischbach, Schopp zur Hohnecker Mühle, wo sie sich westwärts wendet und der Richtung des schmalen Armes der Vogesias folgt, welcher sich von Kaiserslautern über Landstuhl und Homburg bis zur Landesgrenze bei Saarbrücken ausdehnt. Die südliche Grenze der Vogesias gegen die Trias läuft hier südlich von Landstuhl über Lamsborn und Kirrberg bis zum Schwarzenacker, von wo das Bliesthal bis Lauzkirchen die Grenze bildet, und dann über Niederwürzbach und Senkscheidt bis zur Saar. Im Norden ist die Vogesias vom Kohlengebirge begrenzt, und zwar von St. Ingbert über Neunkirchen und Waldmoor bis Kübelberg, dann vom Rothliegenden bei Schönenberg, Katzenbach, Rodenbach, Otterbach, Lohnsfeld, Sippersfeld und Ramsen, im Osten von den tertiären Schichten des Mainzer Beckens bei Eisenberg. Von hier aus nach Süden erhebt sich die Vogesias zu höheren Bergen, an deren Fuß das Rheinthal liegt, und sie ist hier vom Tertiärkalk begrenzt, von Battenberg über Leistadt, Dürkheim, Forst, wo Basalt aufgestiegen ist, Königsbach, Neustadt, St. Martin, Weiher und Frankweiler, von Keuper bei Albersweiler und Ramsbach, und von Muschelkalk bei Gleishorbach und von Bergzabern bis Weissenburg. Zwischen Neustadt und Haardt befindet sich auch ein Steinbruch von Muschelkalk, die Stelle ist aber so klein, daß sie keinen Einfluß auf die Vegetation hat. An vielen Stellen bedeckt auch das Quaternäre des Rheinthals die am östlichen Fuße der Vogesensandsteinberge

befindlichen Tertiär- und Triasschichten, und bildet so die Grenze der Vogesias, z. B. bei Hambach, Edenkoben und Klingenmünster. Buntsandstein geht überhaupt am östlichen Fuße der Vogesias wenig zu Tage, jedoch findet er sich im Lauterthale bei Bobenthal und St. German, als schmaler Streifen bei Schweigen, in einigen Steinbrüchen an der Haardt, bei Neuleiningen und im Eisbachthal. Dagegen geht besonders am Ausgang der Thäler (gegen die Rheinfläche) an vielen Orten Rothliegendes zu Tage, z. B. von Silz bis Klingenmünster, von Waldhambach bis zum Ausgange des Thales bei Leinsweiler, von Annweiler, Gräfenhausen und dem Vogelstock bis Albersweiler, zwischen Burrweiler und Weiher, bei der Ludwigshöhe, zwischen Lambrecht, dem Silberthale und dem Wolfsburgtunnel und bei Grethen. Aus dem Rothliegenden tritt Melaphyr hervor bei Silz und Waldhambach, Granit bei Albersweiler und Porphyr im Silberthal. Am Fuße der Vogesiasberge geht auch Granit zu Tage im Windsteiner Thale zwischen Weissenburg und Niederbrunn, bei Burrweiler und der Ludwigshöhe. Uebergangsschiefer geht zu Tage bei Weiler, unweit Weissenburg und am Fuße des Noletbergs bei Neustadt. Bei Birkweiler unfern Landau liegt am Fuße der Vogesias auch Lias, die Stelle ist aber so klein, daß sie keinen Einfluß auf die Vegetation zeigt, wie auch bei Weissenburg, wo sie vom Löß überlagert ist.

Die Vogesias besteht aus Bergen mit langen, schmalen Rücken, auf denen sich hier und da, besonders gegen das Rheinthal hin, einzelne Gipfel in Kegelform mit breiter Basis erheben, und aus engen Thälern, wovon einige kein Wasser haben, während in anderen starke Quellen entspringen. Die meisten Berge sind nicht steil, aber in einigen Gegenden, wie z. B. um Dahn und Steinbach, ragen steile, oft senkrechte Felsen hervor, welche hier und da allein stehen und wie die Wartthürme alter Schlösser aussehen. Wo die Vogesias Flächen bildet, wie bei Kaiserslautern und von da bis Homburg und Neuhäusel, oder zwischen Bitsch und Eppenbrunn, bei Gravenweiher, Ludwigswinkel u. s. w., da befinden sich Torflager. Das größte derselben ist das Landstuhler Gebrüch; kleinere Torflager befinden sich im ganzen Gebirge, besonders westlich der Wasserscheide und um Dahn.

Die Wasserscheide der Vogesen theilt die Pfalz in zwei fast gleiche Hälften, die westliche und östliche. Sie liegt, von Süden nach Norden gehend, zwischen Bitsch und Egelshardt, Eppenbrunn und Ludwigswinkel, Leimen und dem Wellbachthal, Trippstadt und dem Speyerbrunn, Lautern und Hochspeyer, Sippersfeld und Ramsen. Hier erreichen die Vogesen ihren nördlichsten Punkt, und ein anderes Gebirg, welches sich etwa eine Meile nördlich von letztgenannten Orten mit dem Porphyr des Donnersbergs erhebt, bildet bis Oberwiesen und Orbis die Wasserscheide zwischen Nahe und Rhein und verflacht sich dann mit den tertiären Schichten des Mainzer Beckens. Von der Vogesiaswasserscheide zwischen Kaiserslautern

und Hohnecken zieht ein Vogesenarm nach Westen, welcher die Wasserscheide zwischen dem Zweibrücker Becken und dem Glangebiet bildet bis zum Karlsberge bei Homburg, wo sich die Wasserscheide zwischen Blies und Glan im Königsgebrüche senkt, nach Norden wendet und sich bei Höchen an's Kohlengebirge anschließt, welches sich hier mit dem Höcherberge erhebt. Jenseits der Blies setzt sich dieser schmale Arm der Vogesias bis zur Saar fort und bildet zu Senkscheidt die Wasserscheide zwischen Blies und Saar. Diesen Arm bezeichne ich mit dem Namen Vogesias des Westrichs.

Das Zweibrücker Triasbecken, auch Westrich genannt, dessen Grenzen bei der Vogesias angegeben sind, besteht aus Bergen von Buntsandstein mit meist flachen, langen und ziemlich breiten Rücken, welche wenig steile Abhänge haben und von verhältnißmäßig breiten Thälern durchzogen sind, wo überall Bäche fließen. Ein Theil dieser Berge ist mit einer mehr oder weniger lehmhaltigen Schichte bedeckt, auf anderen lagert der Muschelkalk, nämlich bei Harsberg, Saalstadt und Herschberg, zwischen Schmidshausen, Winterbach, Maßweiler, Koutwig und Ober-Auerbach, zwischen Mörsbach und Zweibrücken, zwischen Höh-Eischweiler, Zweibrücken, Mauschbach und Bottenbach, zwischen Hornbach, Dietrichingen und Nußweiler, zwischen Kleinredrichingen, Brenschelbach, Hornbach, Mittelbach, Altheim, Hengstbach, Wattweiler, Breitfurth, Biesingen, Ober-Würzbach, Fechingen und der Grenze, welche er bei Rheinheim, Gailbach und Utweiler überschreitet und sich bis zur Keuperformation Lotharingens erstreckt. Im Bickenalbthale, schon von Altheim aus, und im Bliesthale, von Bliesthalheim aus nach Süden, überdeckt der Muschelkalk ganz und gar den Buntsandstein, so daß nichts davon zu Tage geht. Aus der oberen Schichte des Muschelkalks, welche sich von Böckweiler bis zur Grenze erstreckt, geht auch Gyps zu Tage. In den Thälern hat sich aus Muschelkalk, Lehm und Sand ein fruchtbares, besonders den Wiesen günstiges Alluvium gebildet.

Ein kleineres Triasbecken, das Lembacher, befindet sich an der südöstlichen Grenze der Vogesias, welche es an den dem Pfälzer Gebiete zunächst gelegenen Punkten bei nachbenannten Orten berührt: beim Austritt des Windsteiner Bachs aus der Vogesias, unweit Jägerthal, des Sauerbachs, oberhalb Lembach, zwischen Wingen und Bobenthal, bei Klimbach, wo es durch einen kleinen Arm der Vogesias vom Rheinthal getrennt ist.

Die vierte Region, das Kohlengebirge, besteht aus sehr verschiedenen Elementen. Die Grenze des Rothliegenden gegen die Vogesias ist oben angegeben. Dasselbe grenzt an den Tertiärkalk des Mainzer Beckens bei Göllheim, Kirchheimbolanden und Mauchenheim, ans Kohlengebirge bei Orbis, Rupertsecken, Olsbrücken, Reichenbach und Kübelberg. Das Rothliegende besteht auf dieser Strecke aus Thälern und niedrigen Bergen, aus denen hier und da mehr oder weniger lange, meist schmale Melaphyrkuppen zu

Tage gehen, welche oft sehr steile Felsen zeigen, die eine eigenthümliche Vegetation haben. Zwischen Imsbach, Steinbach, Dannenfels, Marienthal und Falkenstein tritt die gewaltige Porphyrmasse des Donnersbergs hervor, welche an vielen Punkten, besonders im Wildsteiner Thale, in oft thurmähnliche Felswände abgeschnitten ist. Von da gegen Kirchheimbolanden erhebt sich eine ähnliche, jedoch weniger hohe Porphyrmasse, aus deren Abhängen auch sehr steile Felsmassen emporragen. Die Südgrenze des Kohlengebirgs gegen die Vogesias ist bereits angegeben; nach Nordwesten reicht dasselbe weit über die Grenzen der Pfalz hinaus und im Norden ist es (auf preußischem Gebiete) vom Rothliegenden begrenzt, welches sich von Sobernheim an der Nahe über Weinsheim bis Kreuznach erstreckt, von wo aus die Nahe zwischen dem Rothliegenden und den tertiären Schichten des Mainzer Beckens die Grenze bildet. Im Nordosten grenzt das Kohlengebirge an den Tertiärkalk bei Fürfeld und Wendelsheim. Kohlenschiefer wechselt darin mit Kohlensandstein, Kohlenkalk aber findet sich nur an wenigen Orten. Es besteht meist aus nicht sehr hohen und nicht steilen Bergen, mehr oder weniger wellenförmigen oder flachen Landstrichen und oft ziemlich weiten Thälern, in denen ein guter Wiesenboden ist. Die darin auftauchenden Melaphyre und Porphyre bilden aber oft sehr steile Felskuppen. Unter den Melaphyren, z. B. die Felskuppen am Weiselberg bei Oberkirchen, der Burg Lichtenberg und dem Remigiusberg am Glanufer bei Kusel, das große Melaphyrgebirge, durch welches das Steinalbthal bei Rathsweiler ins Glanthal dringt, die vielen Melaphyrkuppen bei Niederkirchen, Dörrmoschel, Schweisweiler, Dielkirchen, Obermoschel, Mörsfeld u. s. w.; die Melaphyrberge an der Nahe bei Staudernheim und Oberhausen. Die bedeutendsten Porphyrberge, die aus dem Kohlengebirge aufsteigen, sind der Hermannsberg und Königsberg bei Wolfstein, der des Bauwalds zwischen Obermoschel und Hallgarten, der Lemberg an der Nahe zwischen Duchroth und Bingert. Die bedeutendste Porphyrmasse des ganzen Gebiets aber ist die, welche sich zwischen Altenbamberg, Ebernburg, Kreuznach und Freilaubersheim befindet und im Süden und Westen vom Kohlengebirge, im Norden und Osten aber vom Rothliegenden und Tertiärkalk begrenzt wird. Von Altenbamberg bis Ebernburg wird sie von der Alsenz, von Treisen aber bis in die Nähe von Kreuznach von der Nahe durchschnitten, an der sie die hohen und senkrechten Felswände des Rothenfelsens, des Rheingrafensteins und der Gans bildet. Was diesen Felsmassen einen besonderen Reichthum an merkwürdigen Pflanzen verleiht, das ist ihre theilweise Begrenzung von Tertiärkalk, der sogar noch mitten in diesen Porphyrmassen auftritt, so daß sich hier der größte Theil der Tertiärkalkvegetation mit der des Porphyrs vereinigt findet. Es finden sich noch tertiäre Schichten in der Kohlenformation zwischen Niederhausen und Sobernheim, und bei Fürfeld, Wonsheim und Wöllstein tauchen große Porphyrmassen mitten im Tertiärkalk auf.

Drittes Kapitel.

Gewässer.

Der Rhein, der einzige Strom der Pfalz, macht so viele Krümmungen, daß man meint, er habe Mühe, das schöne Land zu verlassen, und sein jetziger Lauf, großentheils das Werk vieler Rectificationen, ist meist sehr verschieden von seinem früheren Bette. Die Stellen, wo sich dieses befindet, werden Altrhein genannt, und sind z. Th. bis über eine halbe Meile von seinem jetzigen Laufe entfernt. Die meisten dieser Altrheine sind bereits völlig ausgetrocknet und angebaut, in einigen befindet sich aber noch Wasser. Die dem Rheine unmittelbar zufließenden Bäche und Flüsse entspringen in verschiedenen Regionen; einige im Rheinthal selbst oder in den benachbarten Tertiärkalkhügeln und den Vorbergen der Vogesias, andere am östlichen Fuße der Wasserscheide. Mehrere der letzteren durchziehen gleich nach ihrem Ursprunge im mittlern Gebirge weite Becken oder Hochebenen, welche Torflager enthalten, und wo sich früher Fischweiher befanden, welche jedoch fast alle ausgetrocknet und urbar gemacht worden sind. So der Windsteiner Bach, welcher südlich von Eppenbrunn entspringt und durch den großen Gravenweiher floß, dann weiter unten, wo die Berge höher sind, am Fuße des Windsteiner Schloßberges über Granitfelsen sprudelt, die Sauer oder Saarbach bei Ludwigswinkel und Fischbach, die Lauter, deren erste Zuflüsse durch z. Th. flache und torfhaltige Sandgegenden kommen, die sich aber dann unterhalb Dahn durch steile Felsenberge drängt, bei Weißenburg in's Rheinthal tritt und bei Lauterburg in den Rhein fließt. Diese hier genannten Bäche fließen in der Vogesias von Nordwest nach Südost, und ziehen dann ostwärts nach dem Rhein. Die Queich, welche bei Rinnthal den von Norden, dem Eschkopf, kommenden Wellbach aufnimmt, fließt dann nach Osten, bildet bei Annweiler, wo Rothliegendes zu Tage geht, ein schönes, fruchtbares Thal, drängt sich bei Albersweiler durch Granit und tritt dann in's Rheinthal. Der Speyerbach und die Isenach, wovon ersterer zu Neustadt und der andere zu Dürkheim in's Rheinthal tritt, fließen auch von Westen nach Osten, die Eck aber über Alt- und Neuleiningen nach Nordosten, sowie der Eisbach. Die Pfrimm entspringt am Rande der Vogesias, fließt erst über Rothliegendes und wendet sich dann durch den Tertiärkalk dem Rheine zu, nachdem sie kleine vom Donnersberg und Kirchheimbolanden kommende Zuflüsse erhalten.

Die Nahe entspringt außerhalb der Pfalz, tritt bei Sobernheim in's Gebiet, wo sie über Rothliegendes läuft und den Melaphyr berührt, nimmt unterhalb Odernheim, im Kohlengebirge, den Glan auf. Von hier bis Kreuznach ist das Nahethal bald enger, bald weiter, je nach der geognostischen Beschaffenheit des Bodens, der bald aus einem fruchtbaren Alluvium, bald aus Trümmern der verschiedenen Felsarten des Kohlengebirgs

Rothliegendem, Melaphyr und Porphyr, besteht. Bei Kreuznach erweitert sich das Thal bis auf eine Breite von mehr als einer halben Meile. In diesem weiten, auf dem linken Naheufer auf tertiären Schichten befindlichen Thale nimmt die Nahe den auf Melaphyr oberhalb Oberwiesen entspringenden Wiesbach auf. Bei Ebernburg ergießt sich die Alsenz in die Nahe. Sie entspringt in der Vogesias bei Alsenborn, fließt durch's Rothliegende bis Winnweiler, dann abwechselnd durch Melaphyr und Kohlengebirge und zuletzt durch Porphyr. Mit Ausnahme einiger steilen Felswände ist das Alsenzthal fruchtbar und angebaut. Der Odenbach entspringt im Rothliegenden, fließt durch das Kohlengebirge, bei Niederkirchen durch Melaphyr und dann in den Glan. Die Lauter entspringt eine halbe Meile südöstlich von Kaiserslautern aus starken Quellen in der Vogesias. Die Torfmoore, tiefe Sümpfe und Fischweiher, welche sie auf der Vogesiasebene bei dieser Stadt durchfloß, in welchen Pflanzen wuchsen, die sonst nirgends in der Pfalz gefunden wurden (wie *Charex chordorrhiza*), sind nun alle ausgetrocknet. Sie tritt bei Otterbach in's Rothliegende und von Olsbrücken in's Kohlengebirge, durch welches sie ihren Weg fortsetzt und bei Lauterecken in den Glan mündet. Die Vogesiasebene, welche von Kaiserslautern bis Homburg, ja bis Neuhäusel und der Geiskirche, fünf Meilen lang und oft über eine Meile breit, von Rodenbach bis Kübelberg längs dem Rothliegenden, bis Waldmoor längs dem Kohlengebirge und dann neben Vogesiashügeln hinzieht, bei Limbach die Blies überschreitet und zwischen Neuhäusel und Rohrbach endet, scheint ein großer See gewesen zu sein, von dem noch Ueberbleibsel, namentlich ein See von etwa einer Meile Umfang im Landstuhler Gebrüch, auf Karten aus dem vorigen Jahrhundert zu sehen sind. Die Wasser des großen Sees müssen einerseits mit dem Glan nach Norden, anderseits mit der Blies nach Süden abgeflossen sein. Auf der ganzen Strecke finden sich Torflager, welche eine eigenthümliche Vegetation hatten, die durch das zerstörende statt conservative Verfahren in den Torfstechereien der Pfalz schon z. Th. verschwunden sind und bald ganz verschwinden werden. Im Landstuhler Gebrüch entspringen mehrere Zuflüsse des Glans, wie der Mohrbach, die sich dann durch Rothliegendes nach dem Kohlengebirge wenden. Die Alsenz, Lauter und die Zuflüsse des Glans ziehen von Süden nach Norden. Der Glan entspringt im Kohlengebirge, kommt bei Waldmoor in die Vogesiasebene, nimmt die Wasser des Torfmoors östlich von Homburg mit, und wendet sich dann durch's Rothliegende und Kohlengebirge nach Norden, nachdem er noch mehrere aus dem Kohlengebirge kommende Bäche aufgenommen. Bei Altenglan mündet der uas dem Westen des Kohlengebirgs kommende Kuselbach in denselben, und bei Rathsweiler der aus den Melaphyrbergen kommende Steinalbbach. Das Glanthal und seine Nebenthäler sind ziemlich breit und haben ein sehr fruchtbares Alluvium.

Die Blies, welche in die Saar mündet, entspringt im Kohlengebirge, fließt zu Neunkirchen auf Kohlenschiefer, tritt bei Bexbach in die Vogesias, dann in ein weites Thal, überschreitet bei Limbach die Torfgegend der Vogesiasebene, fließt dann beim Schwarzenacker unter der Vogesias des Klosterbergs und Kirkeler Walds durch, zwischen Einöd und Lauzkirchen durch das breite Wiesenthal, die Bierbacher Aue. Von Einöd an ist das Bliesthal schon auf dem linken und von Blieskastel an auch auf dem rechten Ufer der Blies von den Abhängen des Buntsandsteins begränzt, von Bliesthalheim an aber bis zur Mündung in die Saar von Muschelkalk. Unterhalb Einöd, in der Bierbacher Aue, ergießt sich der von Zweibrücken kommende Schwarzbach in die Blies. Derselbe entsteht aus zwei Bächen, die sich im breiten Thale zu Zweibrücken vereinigen. Die Bäche, aus welchen dieselben zusammenkommen, entspringen zum Theil auf der Wasserscheide der Vogesias, zum Theil in der Trias. Der, welcher den weitesten Lauf macht, entspringt oberhalb des Dorfes Mölschbach, eine Meile südlich von Kaiserslautern, treibt daselbst eine Mühle, verliert sich dann auf einer weiten Strecke im Sand, und vereinigt sich, nachdem er wieder zu Wasser gekommen, auf der kleinen Vogesiasebene der Breitenau mit dem von Hohnecken kommenden Bache, worauf er von Norden nach Süden fließt, und zur Linken die Vogesias, zur Rechten den Buntsandstein zur Begleitung hat, bis Thaleischweiler, von wo er bis Zweibrücken zwischen Buntsandsteinabhängen durch ein ziemlich breites Thal fließt. Alle Bäche, welche er auf diesem Laufe am linken Ufer aufnimmt, entspringen auf der Wasserscheide der Vogesias, die auf dem rechten Ufer aber auf Buntsandstein. Von Thaleischweiler bis Zweibrücken kommen alle Zuflüsse aus der Trias. Zu Zweibrücken mündet in diesen Bach, welcher Erbach heißt, ein von Süden kommender Bach, der aus der Vereinigung der Bickenalb mit der Horn entsteht. Die Bickenalb entspringt im Muschelkalk und tritt erst unterhalb Altheim zwischen die Buntsandsteinabhänge, die Horn dagegen entsteht bei Hornbach durch die Vereinigung der Schwalb und der Trualb. Erstere entspringt auf der Wasserscheide an der Grenze des Buntsandsteins und der Vogesias, berührt unweit Bitsch die Torfgegend der Vogesiasebene, die andere, welche im Buntsandstein entspringt, nimmt bei Waldhausen die aus den Torfmooren der Vogesiasebene von Bitsch, Haspelscheidt und Eppenbrunn kommenden Bäche auf. Bei Lauzkirchen mündet der Würzbach in die Blies, welcher in der Vogesias des Westrichs zu Senkscheid entspringt und die Wasser des Würzbacher und Kirkeler Weihers, die aus der Torfgegend des westlichen Endes der Vogesiasebene kommen, aufnimmt, bei Habkirchen aber ein Bach, der im Muschelkalk entspringt und nur über Muschelkalk fließt. Der bei Spiesen im Kohlengebirge entspringende Bach fließt durch die Vogesias über St. Ingbert direct nach der Saar, nachdem er die Trias auf einer kurzen Strecke berührt hat.

Viertes Kapitel.

Höhen und Klima.

Die absolute Höhe über der Meeresfläche bedingt in der Pfalz viel weniger die Verschiedenheit der Vegetation als die Lage im Gebirge, oder, außerhalb desselben die Oeffnung der Thäler, besonders nach Norden oder Süden, die Lage höherer Berge im Süden oder im Norden, und vor Allem die geognostische Beschaffenheit des Bodens. Die wenigst hohen Lagen befinden sich im Rheinthale, und die höchsten im Kohlengebirge und der Vogesias [1]).

Die Blüthezeit der meisten Pflanzen beginnt im Rheinthale vierzehn Tage früher, und in den Vogesiasebenen acht Tage später als in den Thälern des Zweibrücker Beckens. Ebenso verhält es sich mit der Erntezeit der Feldfrüchte. Der Weinstock, welcher im Rheinthale den besten Wein Deutschlands liefert, kann in den Triasthälern, mit Ausnahme der unteren Bliesgegend, nicht zur Weinbereitung gezogen werden und gedeiht in den Vogesiasebenen gar nicht. Erst im Alsenz-, unteren Glan- und Nahethal wächst wieder guter Wein. Die wärmste Gegend der Pfalz ist das Rheinthal von Neustadt bis Dürkheim, denn da wächst nicht nur der beste Wein, sondern der Mandelbaum gedeiht auch gut. In den ersten Tagen des März, wenn diese Gegend mit den Blüthen des Mandel-, Aprikosen- und Pfirsichbaumes prangt, zeigt sich in der weiter oben gelegenen Gegend des Rheinthals von der Queich bis zur Lauter noch kein Obstbaum in Blüthe. Die Zwetschgen reifen auch hier acht Tage früher als bei Landau, vierzehn Tage früher als bei Zweibrücken und vier Wochen früher als bei Kaiserslautern. Unter den in der Pfalz wildwachsenden Pflanzen blühen am ersten *Alnus incana* im Februar, *A. glutinosa*, *Corylus avellana*, *Daphne Mezereum* und *Leucoium vernum* in den ersten Tagen des März, *Gagea saxatilis*, *Anemone vernalis* (letztere jedoch auch oft noch Ende April) und *A. Hepatica* Mitte März, *Carex humilis*, *C. montana* und *C. digitata*, *Anemone Pulsatilla* und *Corydalis solida* Ende März.

Die kältesten Gegenden der Pfalz sind die Vogesiasebenen zwischen Kaiserslautern und Homburg, nicht nur wegen der absoluten Höhe, sondern hauptsächlich weil der Süden von den Bergen gedeckt ist und alle Thäler nach Norden geöffnet sind. Hier halten auch häufig und lange kalte Nebel. Ein Gleiches findet auch aus denselben Gründen statt in der Gegend von Bitsch. Die Vogesiasebenen um Ludwigswinkel und die Thäler längs der Wasserscheide gehören ebenfalls zu den kältesten Punkten. Es gefriert in allen diesen Gegenden meist vier Wochen früher als in der übrigen Pfalz, der Schnee

[1]) Die Höhenverhältnisse der Pfalz sind im zweiten Kapitel des geognostischen Theiles bereits ausführlich angegeben, worauf wir darum den Leser an dieser Stelle, zur Vermeidung von Wiederholungen, einfach verweisen. Die Red.

bleibt länger liegen, und es ist nicht selten, daß in der Mitte des Sommers Bohnen und Kartoffeln erfrieren.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Physiognomie der Pflanzendecke.

Außer der geognostischen Beschaffenheit des Bodens, die besonders bedingend zu sein scheint, der Höhe und Lage nach einer andern Himmelsgegend, der Feuchtigkeit oder Trockenheit des Bodens, ist es vor Allem der mehr oder minder im Naturzustande befindliche oder durch Cultur veränderte Boden, welcher die Beschaffenheit der Pflanzendecke bedingt. Es gibt in der Pfalz keine Gegend mehr, wo die ursprüngliche Vegetation nicht schon theilweise zerstört wäre, und in den meisten ist sie es schon ganz. Sie ist vorzugsweise erhalten an Felsen, welche noch nicht durch Steinbrüche angegriffen sind, in Wäldern, z. Th. auf Wiesen und im Wasser.

Der größte Theil des Rheinthals besteht aus Ackerfeld, in welchem alle Saatfrüchte gebaut werden, vorzüglich aber Waizen *(Triticum)* und Reps (Kohl), die besonders auf lehm- und kalkhaltigem Boden gut gedeihen. Kartoffel werden überall gebaut, gedeihen aber besonders auf Quarzsand; Tabak besonders in der Nachbarschaft des Rheins, Runkelrüben überall, Rüben in fast allen Aeckern gleich nach der Ernte des Getreides. Auch Hanf wird im Rheinthal viel gebaut, Flachs aber mehr im Gebirge. An einigen Orten werden auch Gemüse im Großen und als Handelsartikel gebaut, z. B. Spargel zu Weißenheim am Sande. Auch die Obstzucht, welche überall besteht, wird an einigen Orten im Großen betrieben, vorzüglich Zwetschken; Kirschen besonders zu Weißenheim am Sande. Nußbäume werden fast überall, besonders an Straßen, gezogen.

Die Wiesen haben sich in neuerer Zeit sehr vermindert, da man viele in Ackerland umgeschaffen hat. In vielen hat man durch Rasenstechen oder Umarbeiten die ursprüngliche Vegetation entweder ganz oder z. Theil zerstört und meist durch eine weniger gute oder schlechte verdrängt. Da nun besonders in trockenen Jahren häufig Futtermangel entsteht, so hat der Futterbau, besonders der des Klee's *(Trifolium pratense)*, Ewigen-Klee's *(Medicago sativa)* und der Esparsette *(Onobrychis sativa)*, zugenommen. Die s. g. Hartwiesen auf dem kalkhaltigen Dilluvium zwischen Deidesheim, Frankenthal, Mutterstadt und Haßloch haben eine ganz eigenthümliche Vegetation, die jedoch in neuester Zeit durch das oben erwähnte Verfahren an den meisten Orten schon zerstört worden ist. Torfwiesen giebt es nur wenige, da der Torfboden mit wenigen Ausnahmen in Ackerland umgeschaffen worden ist. Doch wäre an manchen Orten eine regelmäßige Torfcultur vortheilhafter gewesen als kostspielig und mühsam erhaltenes schlechtes Ackerland.

Im südlichen Theile hat das Rheinthal in den tiefer gelegenen Flächen noch sehr ausgedehnte Waldungen, z. B. der Bienwald zwischen Weissen-

burg, Lauterburg und Kandel, der Wald zwischen Rohrbach und Rheinzabern, zwischen Vornheim und Germersheim und zwischen Lachen, Speyer, Schifferstadt und Haßloch. Diese Waldungen bestehen auf sumpfigem Boden besonders aus Erlen *(Alnus glutinosa)*, auf gutem Boden aus Eichen *(Quercus pedunculata)*, auf schlechterem, besonders sandigem Boden aus Kiefern *(Pinus silvestris)*, selten aus Buchen, die jedoch an einer Stelle des Bienwalds Bestände bilden. Unterhalb Speyer und bis Worms gibt es keine Buchen mehr, und es finden sich nur hier und da Hainbuchen *(Carpinus petulus)* unter den Eichen.

An den Rheinufern und auf den Rheininseln haben die „Rheinwaldungen" und „Rheinwiesen" eine ganz eigenthümliche Vegetation, von der weiter unten die Rede sein wird, sowie von den Pflanzen der Altwasser des Rheins.

In der Hügelgegend hoch an den Bergen hinauf, oft bis zu 700 Fuß, oder auch weit in die Ebene hinabreichend, ist fast alles Land zum Weinbau benutzt, und zwar ohne Unterbrechung von der französischen bis zur hessischen Gränze. Auch die früher mit Wachholder bewachsenen Tertiärkalkfelsen und Berge, nördlich von Dürkheim, wo zur Zeit die merkwürdigsten einheimischen Pflanzen gefunden wurden *(„in collibus juniperinis" Pollich)* sind nach und nach zu Weinbergen umgearbeitet worden, sowie Sumpfwiesen in der Ebene zwischen Ruppertsberg und Musbach, wo noch vor vierzig Jahren *Chlora perfoliata, Ophrys apifera* und andere seltene Pflanzen in Menge wuchsen. In den meisten Gegenden des Pfälzer Rheinthals gedeiht der Wein gut, in einigen aber, besonders auf lehmigem, die Feuchtigkeit besonders haltenden Boden, kann nur in sehr trockenen und warmen Jahren ein trinkbarer Wein gewonnen werden. Die besten Lagen sind die Hügel von Neustadt bis unterhalb Dürkheim, wo Lößgerölle, Vogesensandstein und Tertiärkalk abwechseln. In der Gegend von Deidesheim verbessert man diesen Boden noch mit von Forst beigeführten Basaltsteinen.

Die Abhänge der Vorberge sind besonders pflanzenreich, da wo tertiäre Schichten oberhalb der Weinberge oder des bebauten Landes noch eine, wenn auch kleine Strecke in den Wald hinaufreichen, so daß der Boden nicht ganz aus purem Vogesensandstein besteht. Solche pflanzenreiche Strecken finden sich besonders von Neustadt bis Grünstadt. Aber auch in diesen Gegenden hat der Pflanzenreichthum in den letzten Jahren sehr abgenommen und nimmt immer noch ab, weil mit dem Streuwerk nicht nur die Pflanzen, sondern auch der Boden zur Düngung der Weinberge fortgeschleppt wird, so daß nur mehr der kahle Sand oder Felsen übrig bleibt. Dieß hat auch für den Waldbestand schon verderbliche Folgen gehabt, die immer noch zunehmen, so daß da, wo früher die schönsten Laubwälder waren, jetzt nur noch kümmerlich Kiefern gedeihen. Auch durch gänzliches Abtreiben der Wälder (statt succesives Ausforsten) und durch das Hacken für neue Waldsaaten an steilen Abhängen wird der Boden verdorben. Ist er so aufgehackt und

entblößt, so dorrt er bei trocknem Wetter ganz aus und bei Regen wird er vom Wasser herabgeschwemmt und entfernt.

Die Vorberge der Vogesias und z. Th. auch hier und da die Hügelregion tertiärer Schichten sind längs dem ganzen Haardtgebirge von Weissenburg bis unterhalb Dürkheim mit Kastanienwäldern bepflanzt, welche an den meisten Orten sehr gut gedeihen und oft eine halbe Meile weit in's Gebirge selbst hineinreichen. Buchen sieht man hier aber fast gar keine, wohl aber Eichen, seltener Birken, und hier und da Hainbuchen, Aspen, Haselsträucher, sowie an feuchten Orten, an den Bächen Erlen. Aber schon in den Kastanienwäldern oder am oberen Rande derselben beginnen die Kiefern, welche zum größten Theile den Wald des östlichen Theils der Vogesias bilden. Diese ist ein Waldland und mit Ausnahme der Hauptthäler und seltner andrer Punkte so mit Wald bedeckt, daß, wenn man mitten im Gebirge einen hohen Berggipfel besteigt, man ringsumher nur Wald erblickt. Auf einigen z. Th. ausgedehnten Strecken, besonders der Ebenen, gab es früher große baumlose Strecken mit Sand, Heide oder Torfmoor. Diese sind aber alle entweder mit Wald bepflanzt oder urbar gemacht worden. Je weiter man nach Westen kommt, je mehr nehmen die Laubhölzer zu, und auf dem Arm der Vogesias, welcher sich vom Bliesthale bei Zweibrücken bis zur Saar bei Saarbrücken erstreckt und mit dem „Kirkeler Wald" beginnt, gab es früher nur Laub- und zwar meist Buchenwälder. Die wenigen Nadelwälder, welche man da erblickt, sind angepflanzt. Schöne Laubwälder, besonders auch Buchen finden sich auch im südlichen Theile des Gebiets. Die Tanne *(Pinus Abies Duroi)* bildet in der Vogesias nur an zwei Orten ursprüngliche Bestände, nämlich westlich von Bergzabern und im Surbachthale bei der Tannenbrücke. Fichten und Lerchen kommen nur angebaut vor. Wo in der Vogesias kein Wald ist, da sind entweder Wiesen, wie in den Hauptthälern, oder sehr gut gebaute Felder. Doch gedeihen in dieser Gebirgsart nicht alle Saatfrüchte, und Weizen und Reps nur auf besserem Boden lehmiger Schichten. Gut gedeihen Korn, Hafer und Kartoffeln. In's Queichthal reicht die Vegetation des Rheinthals theilweise bis Annweiler und Gräfenhausen, und es wird daselbst ein vorzüglicher rother Wein gebaut.

Im Zweibrücker Triasbecken gibt es keine großen Wälder und der größte Theil dieser Region ist gebautes Land. Die Wälder bestehen fast alle aus Laubholz, besonders Buchen, auch Eichen. Viele sind mit Birken, Aspen und Hainbuchen gemischt. Von Nadelholz finden sich nur kleine Culturen. Die Wiesen sind sehr gut, besonders auf dem Muschelkalk und auf dem Alluvium der größeren Thäler, welches aus einem Gemisch von Kalk, Lehm und Sand besteht. Die Phanerogamenflora ist auf den meist aus Ackerland bestehenden mehr oder weniger lehmigen und sandigen Flächen der Buntsandsteinberge sehr arm, desto reicher aber auf dem Muschel-

kalk. Die Moosflora war früher an den steinigen Abhängen der Buntsandsteinberge, besonders da wo dieselben auf der Höhe mit Muschelkalk überlagert sind, sehr reich, ist aber durch das Entfernen der Felsen und Steine in neuerer Zeit ärmer geworden. Im Zweibrücker Triasbecken gedeihen alle Feldfrüchte und der Weizen besonders gut auf dem Muschelkalk. Obst aller Art wird auch im Großen gezogen, und gedeiht besonders um Zweibrücken und in den unteren Bliesgegenden. Aprikosen und Pfirsiche werden aber nur hier und da in Gärten gezogen, Mandelbäume gibt es gar nicht und Weinberge nur im untern Bliesthal an den Abhängen der Muschelkalkberge. Früher wurden auch einige Weinberge bei Zweibrücken bemerkt, sie sind aber jetzt mit Kartoffeln, einem der Hauptproducte des Westrichs, bepflanzt.

Sowie die Trias ist auch die Region des Kohlengebirgs kein Waldland, sondern größtentheils als Ackerland bebaut, in welchem alle Saatfrüchte gedeihen. Im unteren Theile des Glan-, Alsenz- und Nahethals wächst sogar ein vorzüglicher Wein, und die Obstbaumzucht ist in vielen Gegenden sehr ergiebig. Die Wiesen, besonders in den oft ziemlich breiten Thälern, sind sehr gut, und am Glan vielleicht noch besser als in den trefflichen Lagen des Zweibrücker- und Bliesthals. Die Wälder bestehen meist aus Laubholz, und an den Melaphyrbergen und Porphyrbergen, besonders am Lemberg und Donnersberg, gibt es schöne Buchenwälder. Der Gipfel des Donnersbergs ist angebaut, und es gedeihen daselbst vorzüglich Kartoffeln. Am östlichen Abhang des Donnersbergs, zu Dannenfels, gibt es auch Kastanienwälder mit sehr alten Kastanienbäumen. Das Nadelholz, meist Anpflanzungen neuerer Zeit, besteht nur aus Kiefern, und die Tanne *(Pinus abies)* mag wohl nur an den Bergen bei Lauterecken, wo sie schon Pollich angegeben, ursprünglich einheimisch sein. Wie der Buntsandstein ist auch die Kohlenformation nicht reich an eigenthümlichen Phanerogamen, aber an den Felsen und Bergen des Rothliegenden und besonders des Melaphyrs und Porphyrs hat Flora ihr Füllhorn reichlich ausgegossen. Da wo sich zwei Florengebiete begegnen, wie im unteren Nahethale zwischen Sobernheim und Kreuznach, wo vom Kohlengebirge aus Melaphyr und Porphyr, und vom Mainzer Becken aus Tertiärkalk sich begegnen und nebeneinander auftreten, ist die reichste Flora.

Zweiter Abschnitt.

Zusammensetzung der Flora.

Erstes Kapitel.

Es ist schon früher ausgesprochen worden, daß die Grenzen der Florengebiete vorzüglich durch Flüsse oder Ströme bedingt werden. Dieß bestätigt

sich auch in der Pfalz, wo der Rhein die Flora von der des gegenüberliegenden badischen und hessischen Gebietes trennt. In diesem finden sich nachbenannte, in der bayerischen Pfalz nicht vorkommende Gefäßpflanzen: *Ranunculus lanuginosus*, *Viola mirabilis*, *Linum perenne*, *Elatine hydropiper*, *E. triandra*, *E. Alsinastrum*, *Geranium palustre*, *Trifolium spadiceum*, *Vicia dumetorum*, *Galium rotundifolium*, *Buphthalmum salicifolium*, *Phyteuma spicatum*, *Symphytum bulbosum*, *Lindernia pyxidaria*, *Salvia verticillata*, *Galeopsis pubescens*, *Pinguicula vulgaris*, *Kochia arenaria* (diese auf dem linken Rheinufer zwischen Mainz und Bingen häufig), *Thesium montanum*, *Parietaria diffusa* (auf dem linken Rheinufer bei Bingen), *Alnus-incano-glutinosa*, *Salix cinereo-aurita*, *Potamogeton densus*, *Cypripedium Calceolus*, *Aceras anthropophora*, *Galanthus nivalis*, *Allium carinatum*, *Juncus filiformis*, *Cladium Mariscus*, *Carex ligerina*, *C. axillaris*, *Chamagrostis minima* (diese auf dem linken Rheinufer bei Mainz häufig, fand sich einmal sporadisch bei Frankenthal), *Deschampsia caespitosa & setifolia*, *Eragrostis pilosa*, *Struthiopteris germanica*.

Außerhalb des Gebietes, zwischen Mainz und Bingen, wachsen auch auf dem linken Rheinufer *Gypsophila fastigiata*, *Onosma arenarium*, *Armeria plantaginea*, *Poa brevifolia (P. alpina* var.) und mehrere andere merkwürdige Pflanzen.

In den genannten Gebieten des rechten Rheinufers fehlen aber nachbenannte in der Pfalz auf dem linken Rheinufer gefundene Gefäßpflanzen: *Thalictrum pratense*, Wiesen des Saarthals, *T. sylvaticum*, Vogesiaswälder am nördlichen Fuße der Berge bei Kaiserslautern, *T. Jacquinianum* und *T. majus*, tertiäre Schichten, bei Dürkheim selten, häufiger zwischen Mainz und Bingen, *Anemone vernalis*, Heideboden des Waldlandes der Vogesiasebenen und Berge des Mittelzugs zwischen Bitsch, Ludwigswinkel und Hochspeyer (findet sich in der Ebene nicht unter 800′, steigt aber an den Bergen nur bis zu 1600′ über dem Meere). Das Vorkommen dieser nordischen und Alpenpflanze in der Pfalz erscheint um so unerklärlicher als sie außerdem in den Vogesen nirgends wächst. Sie ist besonders verbreitet in den Föhrenwäldern bei Eppenbrunn und Ludwigswinkel. Bei Hochspeyer, wo ich sie noch vor zwanzig Jahren mit *Arctostophylos officinalis* in Menge gesehen, konnte ich voriges Jahr keine Spur mehr von diesen beiden Pflanzen finden. Sie scheinen durch in trockenen Sommern gemachte Waldculturen ausgedorrt und verschwunden zu sein. *Adonis vernalis*, durch unnützen Sammeleifer bei Dürkheim ausgerottet, findet sich noch einzeln auf tertiären Schichten im Diluvium des Rheinthals bei Schifferstadt und häufig in Föhrenwäldern zwischen Mainz und Bingen. *Ranunculus hederaceus*, in fast ausgetrockneten Pfützen, an Quellen und Teichen auf der Nordwestgrenze der Vogesias, dem Buntsandstein, Melaphyr und Por-

phyr zerstreut; auf dem Diluvium des Rheinthals nur bei Speyer. *Ranunculus Petiveri*, in stehendem Wasser bei den Dürkheimer Salinen. *Papaver hybridum*, im unteren Glan- und Nahegebiet und im Rheinthale von Bingen bis Forst und Speyer zerstreut, selten und wohl nicht ursprünglich einheimisch. *Glaucium corniculatum*, Tertiärkalk und Diluvium, ehedem bei Zell an der Pfrimm und zwischen Maxdorf und Oggersheim unter der Saat. *Hypecoum pendulum*, kalkhaltiges Diluvium des Rheinthals bei Ellerstadt, auf Aeckern mit *Adonis flammea*. *Arabis Turrita*, Phorphyr- und Melaphyrfelsen am Donnersberg und im Nahethal. *Erysmum crepidifolium*, Rothliegendes, Porphyr und Melaphyr des Nahethals von Kreuznach bis Sobernheim, besonders an Felsen. *Thlaspi alpestre*, Porphyr und Melaphyr am Donnersberg, Nahe- und Glangegend. *Hutschinsia petraea*, Tertiärkalkfelsen bei Kallstadt. *Drossera oborata*, Torfsümpfe der Vogesiasebene bei Limbach und des Rheinthals zwischen Bergzabern und Kandel. *D. intermedia*, Torfsümpfe der Vogesiasebenen, sowie des Quarzdiluviums der Bienwaldgegend. *Polygala calcarea*, Wälder und Bergwiesen des Muschelkalks um Zweibrücken, sowie in der Saar- und der unteren Bliesgegend. Diese auf allen Kalkformationen Frankreichs gemeine Pflanze scheint hier ihren westlichsten Standort zu haben. *Spergula marina*, nasse Wiesen auf Salzboden im Saargebiet und an den Salinen von Dürkheim und Kreuznach. *Cerastium anomalum*, bei den Salinen von Dürkheim und im ausgetrockneten Altrhein zwischen Speyer und Worms an verschiedenen Stellen. Bleibt zuweilen während zwanzig Jahren aus und erscheint dann wieder in zahlloser Menge. *Acer monspessulanum*, Felsboden des Porphyrs und Melaphyrs, im Nahethalgebiet und am Donnersberg häufig, Tertiärkalk zwischen Grünstadt und Kallstadt selten. *Geranium sylvaticum*, Gebirgswälder, Rothliegendes und Porphyr des Nahethals, Mittelzug der Vogesias, auf der Ostseite der Wasserscheide vom Jägerthal bei Dürkheim und Waldleiningen bis Ludwigswinkel und Eppenbrunn. *G. lucidum*, Porphyrfelsen am Donnersberg und im Nahethal. *Vicia gracilis*, Muschelkalk des Zweibrücker Beckens und Kalkdiluvium des Rheinthals von Speyer bis Mainz. *V. cassubica*, früher häufig, nun sehr selten an den bewaldeten Abhängen zwischen Neustadt und Grünstadt auf der Grenze des Vogesensandsteins und der tertiären Schichten, meist mit *V. ternuifolia* und *Inula hirta*. *Potentilla collina*, an Dämmen und auf trockenen Wiesen im Rheintal von Oggersheim bis Worms häufig; *P. Schultzii*, mit der vorhergehenden, aber selten und nicht so verbreitet. Diese beiden Pflanzen, welche in Polen häufig vorkommen, scheinen hier ihren westlichsten Standort zu haben. *P. leucopolitana*, Raine, Dämme und trockene Wiesen auf dem Diluvium des Rheinthals bei Weissenburg, Landau, Edenkoben und Germersheim. *P. opaca*, äußerst selten auf Tertiärkalkfelsen zwischen Dürkheim und Grünstadt, häufig auf dem Sande zwischen Mainz und Bingen. *Po-*

tentilla micrantha, Felsen auf Melaphyr, Rothliegendem und Porphyr, Niederalben bei Kusel, Nahethal bei Oberstein und am Lemberg. *Epilobium Lamyii*, selten an Weinbergsmauern bei Weissenburg, häufiger an Melaphyrfelsen bei Klingemünster, auf Porphyr am Lemberg und auf ungebauten Stellen des Diluviums im Rheinthal zwischen Bergzabern und Kandel. *Circaea intermedia*, an Waldbächen auf Melaphyr im Steinalbthal bei Kusel, Buntsandstein bei Zweibrücken und im Dahnerthal oberhalb Weissenburg. *Myriophyllum alterniflorum*, stehende und fließende Wasser der Vogesias und Trias des Bliesgebiets, des Dahner Thals bis Weissenburg und des Windsteiner Thals, wo auch auf Granit. *Illecebrum verticillatum*, feuchte, sandige und torfhaltige Triften und Pfützen auf der Vogesiasebene an der Südwestgrenze bis Bitsch. *Saxifraga Aizoon*, Rothliegendes, Melaphyr und Porphyr des Nahethals auf steilen Felsen. *S. caespitosa & sponhemica*, Melaphyrfelsen des Steinalb- und Nahethals, immer auf der Winterseite der Thäler wie vorige. *Trinia glauca*, Felsen und Sandboden tertiärer Schichten von Bingen bis Kallstadt, vereinzelt auf Tertiärkalkfelsen bei Arzheim unfern Landau und im Nahethal bei Sobernheim. *Bunium verticillatum*, auf Wiesen des etwas torfhaltigen Bodens auf dem Diluvium des Rheinthals zwischen Weissenburg und Schaidt, aber in solcher Menge, daß diese große Ebene zur Blüthezeit ganz weiß aussieht. Ist wohl der östlichste Standort dieser im westlichen Frankreich gemeinen Sumpfpflanze, welche weder im Elsaß noch in Lothringen zu finden ist. *Bupleurum tenuissimum*, Rheinthal von Dürkheim bis Friesenheim. *Foeniculum officinale*, Fruchtfelder des Rheinthals zwischen Meckenheim und Haßloch. *Seseli Hypomarathrum*, Felsabhänge der Porphyrberge des Nahethals bei Ebernburg und Kreuznach. *Peucedanum Chabraei*, in Menge auf den Wiesen des Saar- und des unteren Bliesthals; seltener im Nahethal bei Sobernheim. *Caucalis muricata*, Saatfelder im Rheinthal bei Maxdorf. *Galium Aparine & tenerum*, unter den Felsen der höchsten Vogesiasberge bei Eppenbrunn zwischen 1200 und 1500 Fuß. Diese Alpenpflanze wurde außerdem nur auf den höchsten Alpen der Schweiz gefunden. *G. glauco-mollugo*, auf Rothliegendem bei Neustadt. *Inula germanica*, Tertiärkalkgestein von Dürkheim bis Bingen und Rothliegendes bis Kreuznach. *I. hirta*, Waldränder auf Porphyr und Rothliegendem bei Kreuznach, Tertiärkalk bei Bingen, Oppenheim und Leistadt, Grenze des Tertiärkalks und der Vogesias am Haardtgebirge von Wachenheim bis Königsbach, Diluvium des Rheinthals bei Speyer. *Cirsium acauli-oleraceum (C. bipontinum)*, Wiesen auf Alluvium bei Zweibrücken und auf Muschelkalk bei Bitscher-Rohrbach, *C. medium*, Triften und Felsen auf Tertiärkalk bei Landau, Mainz und Bingen, Diluvium des Rheinthals bei Maxdorf und Mutterstadt. *Scorzonera humilis*, feuchte Wiesen auf dem Muschelkalk des Westrichs bei Bitscher-Rohrbach, Diluvium des Rheinthals von Forst und Maxdorf bis

Worms und Alzei, wo auch auf Tertiärkalk; Nahethal bei Kreuznach. *S. purpurea*, Tertiärkalk und Sand von Zell und Oppenheim bis Bingen; bei Dürkheim wurde sie ausgerottet. *Lactuca virosa*, Rothliegendes, Melaphyr und Porphyr des Glan- und Nahethals, Donnersberg, Tertiärkalk und Rand der Vogesias von Bingen bis Neustadt, in Felsklüften und Steinbrüchen. *L. perennis*, Rothliegendes bei Neustadt, und Tertiärkalk von da bis Bingen, Porphyr, Melaphyr und Rothliegendes auf Felsen des Nahe- und Glanthals. *Pilosella officinarum Auricula (Hieracium Pilosello-Auricula)*, Vogesias zwischen Bitsch und Eppenbrunn einzeln, Diluvium des Rheinthals, zwischen Bergzabern und Kandel häufiger. *P. auriculo-officinarum*, Weinbergsmauern bei Deidesheim und Raine bei Landau. *P. officinarum-praealta (Hieracium Pilosello-praealtum)*, Vogesias am Bitscher Festungsberge und an der Frankensteiner Schloßruine einzeln. *P. praealto-officinarum*, zwischen Muschelkalksteinen in Weinbergen bei Weissenburg. *P. Pelleteriana*, Rand der Vogesias und Tertiärkalk von der Wolfsburg bei Neustadt bis Grünstadt, von Oppenheim bis Nierstein und Kreuznach; Porphyr am Donnersberge und bei Kreuznach, an Felsen und in trockenen Wäldern. *P. fallacina (Hieracium)*, Tertiärkalk und Rand der Vogesias von Deidesheim bis Bingen. Die damit verwechselte *P. Villarsii (Hieracium)*, welche im Elsaß, besonders bei Straßburg, und im Badischen, vorzüglich bei Baden, gemein ist, kommt auch an Rheindämmen bei Wörth und Rheinzabern vor. *P. Rothiana*, auf der Grenze der Vogesias und des Tertiärkalks bei Deidesheim und Wachenheim. *Hieracium Schmidtii*, Porphyrfelsen am Donnersberg und bei Kreuznach. *H. praecox*, Wälder der Vogesiasvorberge, des Rothliegenden und Basalts vom Dahner Thal bis Grünstadt. *H. Pollichiae*, Wälder an den Vorbergen der Vogesias und am Rande des Tertiärkalks von Königsbach bis Deidesheim. *H. arenarium*, unterste Schichte der Vogesias bei Deidesheim. *Jasione perennis*, Wälder, Haiden und Felsen, Porphyr am Donnersberg, Vogesias von Göllheim und Kaiserslautern über Annweiler und Dahn bis Bitsch (fehlt zwischen Bergzabern, Dahn und Weissenburg) und auf dem Quarzdiluvium des Bienwalds bis in die Nähe des Rheins, in Menge. *Campanula Hostii*, Wälder der Vogesias von Bitsch, Steinbach und Bobenthal bis Elmstein und Trippstadt, von 900 bis 2100 Fuß. *Wahlenbergia hederacea*, zwischen *Sphagnum*, in den Waldsümpfen der Vogesias um Kaiserslautern, sowohl an, nach Norden, der Lauter als, nach Süden, dem Zweibrücker Becken zufließenden Wässerchen, doch nirgends weiter als eine Meile von der Stadt entfernt und nur zwischen 800 bis 1100 Fuß über der Meeresfläche. *Vaccinium uliginosum*, sumpfige Wälder und Torfmoore der Vogesiasebenen. *V. oxycoccos*, deßgleichen und bis zu 1300 Fuß an den Bergen; auch im Rheinthal auf dem Torfboden des Quarzdiluviums bei Weissenburg. *Andromeda poli-*

folia, sumpfigste Wälder der Torfmoore auf den Vogesiasebenen von Homburg bis Kaiserslautern und von Bitsch bis Ludwigswinkel, bei 780 bis 810 Fuß. *Pyrola media*, Wälder der Vogesias bei Kaiserslautern. *Chlora perfoliata*, kalk- und lehmhaltiges Diluvium des Rheinthals von Germersheim und Ruppertsberg bis Mainz; früher häufig, nun aber durch Umarbeiten der Wiesen an den meisten Stellen verschwunden. *Gentiana utriculosa* hatte an denselben Stellen gleiches Schicksal, namentlich auf Wiesen bei Forst; findet sich aber noch zwischen Schifferstadt und Eppstein. *Cynoglosum montanum*, Gebirgswälder, Porphyr am Donnersberg, Melaphyr im Steinalbthal. *Scrophularia vernalis*, unter Felsschluchten in den Waldungen auf den höchsten Gipfeln der Vogesias zwischen Eppenbrunn und Ludwigswinkel, 1500 Fuß hoch, mit *Galium tenerum*. *Digitalis lutea*, Melaphyrberge von Oberkirchen und Birkenfeld bis Kusel; *var. media (Dig. med. (D. ambiguolutea)*, mit voriger ehedem bei Kusel, nun nur noch zwischen Niederalben, Baumholder, Wieselbach und Grummbach. *D. purpureo-lutea (D. purpurascens)* mit *D. purpurea* und *D. lutea*, früher bei Kusel (wo sie ausgerottet wurde), jetzt noch von Oberkirchen bis Baumholder, Kirchenbollenbach und Grummbach. *Orobanche Teucrii*, auf Muschelkalkhügeln bei Zweibrücken, früher ziemlich häufig, nun in jungem Waldaufwuchse erstickt und verschwunden; auf Melaphyr bei Martinstein an der Nahe. *O. major (O. stigmatodes)*, an Ackerrändern auf Muschelkalk zwischen Zweibrücken und Bitsch. *O. Picridis*, steinige Muschelkalkberge zwischen Zweibrücken und Medelsheim in Feldern. *Rhinanthus major & subexalatus*, Sandfelder der Vogesiasebenen auf der Westseite der Wasserscheide. *Mentha arvensi-rotundifolia*, Diluvium des Rheinthals zwischen Weissenburg und Schaidt; sehr selten. *M. Maximilianea*, auf Löß und Gerölle über tertiären Schichten bei Weissenburg häufig. Hier wurde diese schöne Pflanze zuerst gefunden, und von mir unterschieden, beschrieben und nach der nahen Marbahn benannt. Sie wurde später auch im südwestlichen Frankreich und in den Pyrenäen gefunden. *M. Wohlwerthiana*, auf Wiesen, in Hecken und an Weidengebüschen auf dem Diluvium des Rheinthals bei Altenstadt selten und im Thale nordwestlich von Schaidt häufig. Diese große Pflanze wurde hier zuerst und später auch im südwestlichen Frankreich bis zum Fuße der Pyrenäen gefunden. *Stachys alpina*, in Wäldern auf Muschelkalkbergen, früher bei Neuhornbach, nun nur mehr einzeln zwischen Bitsch und Rohrbach. *Scutellaria hastifolia*, kalkhaltiges Diluvium des Rheinthals bei Schifferstadt und von Oppenheim bis Bingen. *S. minor*, Diluvium des Rheinthals von Gerolsheim und Frankenthal bis Erpolsheim und Oggersheim, selten, durch den ganzen Bienwald bis Weissenburg und in die Waldthäler der Vogesias hinein bis Lembach, Steinbach, Bobenthal und Rechtenbach häufig, besonders auf Sumpfwiesen. *Ajuga pyramidalis*, nur in den Föhrenwäldern der Vogesias bei Kaiserslautern und auf Por-

phyr bei Kreuznach. *Teucrium montanum*, Muschelkalkberge bei Zweibrücken gegen Pirmasens, auch bei Enzheim. *Utricularia intermedia*, nur in den stehenden Wassern der Torfgegenden zwischen Kaiserslautern und St. Ingbert; ist an den meisten Stellen bereits mit dem Wasser verschwunden. *Androsace elongata*, Porphyr und Melaphyr des Nahethals bei Thalböckelheim und Niederhausen an der Nahe, Tertiärkalk bei Bingen. *A. maxima*, kalkhaltiges Diluvium des Rheinthals von Ellerstadt, Fußgönnheim und Oggersheim bis Bosenheim im Nahethal, wie auch auf Rothliegendem bei Bretzenheim. *Glaux maritima*, Diluvium des Rheinthals von den Salinen bei Dürkheim bis Oggersheim und Frankenthal. *Atriplex rosea*, Diluvium des Rheinthals und Tertiärkalk von Frankenthal bis Mainz. *Rumex maximus*, auf feuchten Wiesen und an Wassergräben der Triasthäler bei Zweibrücken, Saarbrücken und Forbach. *Daphne Cneorum*, Haiden, Föhren- und Birkenwälder (*Betula pubescens* und *B. alba*) der Vogesiasebenen von Bitsch, Waldeck und Obersteinbach bis Kaiserslautern; steigt nicht hoch an den Bergen hinan, am höchsten bei Mölschbach und Eppenbrunn, bis zu 1100 Fuß; Quarzdiluvium des Rheinthals bei Speyer. *Thesium alpinum*, Wälder und Haiden der Vogesias, von der Wasserscheide des Mittelzugs bei Bitsch bis Kaiserslautern und Göllheim und bis Weissenburg, sowie bis zum Fuße des Haardtgebirgs in seiner ganzen Ausdehnung; Quarzdilluvium des Rheinthals im Bienwald. Steigt an den höchsten Bergen bis zum Gipfel. *Euphorbia amygdaloides*, Wälder und Bachufer auf dem nördlichen Rande der Vogesias gegen das Rothliegende, von Kaiserslautern bis Otterbach und Neuhemsbach. *E. falcata*, kalkhaltiges Diluvium des Rheinthals von Rödersheim, Assenheim und Speyer bis Bingen und in's Nahethal bis Kreuznach. *Ulmus montana*, Wälder auf Porphyr am Donnersberg. *Scheuchzeria palustris*, Torfsümpfe, besonders mit *Sphagnum*, auf den Vogesiasebenen zwischen Kaiserslautern und St. Ingbert, wo sie jedoch schon meist wegcultivirt ist, und von Bitsch bis Eppenbrunn und Ludwigswinkel. *Triglochin maritimum*, Diluvium des Rheinthals von den Salinen bei Dürkheim bis Frankenthal, bei Oppenheim und auf dem Salzboden der Saargegend. *Potamogeton polygonifolius*, sehr häufig im stehenden und fließenden Wasser der Torfgegenden, auf den Vogesiasebenen, sowie auf dem Quarzdiluvium des Rheinthals bei Weissenburg und im Bienwald. *P. rufescenti-natans (P. spathulatus Koch)*, Bäche in den Sümpfen ausgetrockneter Weiher auf der Vogesiasebene bei Kaiserslautern und Linnbach; ist in neuerer Zeit beinahe verschwunden und gelangt wegen Austrocknung und Ableitung der Bäche selten mehr zum Blühen. *Calla palustris*, Torfsümpfe der Vogesias von Kaiserslautern, Trippstadt und Schopp bis Saarbrücken, und von Bitsch bis Eppenbrunn, Neunhofen und Ludwigswinkel, auch um stehende Wasser im Bliesthal bei Zweibrücken. Ist bereits in den meisten Orten wegcultivirt wie die nach-

folgende. *Malaxis paludosa*, nur im *Sphagnum* der Vogesiassümpfe, an denselben Orten wie die vorhergehende. *Epipactis viridiflora*, Wälder der Trias bei Zweibrücken und Bitsch. *Gladiolus palustris*, Sumpfwiesen, Diluvium des Rheinthals von Forst und Schifferstadt bis Eppstein; ist bereits an den meisten Stellen wegcultivirt. *Convallaria verticillata*, Gebirgswälder, Schiefer, Melaphyr, Porphyr und Rothliegendes im Nahegebiet und am Donnersberg, auf Trocknem, Steinigem und Vogesias von Trippstadt und Elmstein bis Bitsch auf sumpfigem Boden. *Fritillaria Meleagris*, Wiesen auf dem Diluvium des Rheinthals bei Neustadt und Wachenheim, wo auch auf Basalt am Fuße des Gebirgs; ob ursprünglich einheimisch? *Gagea saxatilis*, Tertiärkalkfelsen bei Kallstadt, wo sie durch junge Sammler ausgerottet wurde; Schiefer, Porphyr und Melaphyr, Nahethal von Bingen bis Kirn, Alsenzthal, Bauwald zwischen Dannenfels und Kirchheimbolanden, meist an und auf trocknen Felsen, und oft mit *G. arvensis*, welche acht bis vierzehn Tage später zu blühen beginnt. *Juncus atratus*, Sumpfwiesen des Rheinthals bei Schifferstadt. *J. Kochii (J. nigritellus Koch, nec Don)*, Waldsümpfe auf der Vogesias vom Humberg bei Kaiserslautern bis Trippstadt und dem Johanniskreuz am Ursprung der nach dem Zweibrücker Becken fließenden Bäche, von 1000 bis 1600 Fuß, in den kältesten Lagen der Pfalz. *J. tenuis*, sandige Triften auf der untersten Schichte der Vogesias zwischen St. Johann und Gleisweiler; nun fast ganz wegcultivirt. Diese Pflanze, welche in Nordamerika sehr verbreitet ist, aber in Europa nur an wenigen Orten vorkommt, scheint in der Pfalz nicht ursprünglich einheimisch zu sein. *Heleocharis ovata*, ganz oder halb ausgetrocknete Pfützen und Teiche auf der Vogesias von Bitsch bis Niederbrunn und von Saarbrücken bis Kaiserslautern häufig, selten auf dem Diluvium des Rheinthals bei Dürkheim, Haßloch und Speyer. *Scirpus radicans*, halbausgetrocknete Teiche und Torfgruben der Vogesiasebenen des Bliesgebiets und zwischen Eppenbrunn und Haspelscheidt, sowie bei Bitsch. *Eriophorum vaginatum*, Torfmoore der Vogesias, im Westen der Wasserscheide auf den Ebenen bei 760 bis 800 Fuß, im Osten an wenigen Orten und bei 1100 Fuß. Ist an den meisten Orten schon wegcultivirt und wurde im Rheinthal bei Forst wohl nur irrthümlich angegeben. *Carex leporina & argyroglochin*, an feuchten oder nassen, sehr schattigen Stellen in Wäldern. *C. canescens*, Sumpf- und Torfboden im Rheinthal, an der Lauter, bei Forst, Speyer u. s. w., Nahethal bei Kreuznach, Vogesias und Trias. *C. hordeistichos*, zwischen Simsen *(Juncus glaucus)* an Acker-, Weg- und Grabenrändern der tertiären Hügelgegend bei Wörstadt und Alzey, und wohl bis Grünstadt. *Alopecurus utriculatus*, feuchte Wiesen auf dem Keuper (bunte Mergel) und dem Alluvium des Saargebiets häufig, und früher sporadisch bis Zweibrücken. *Phleum arenarium*, Flugsand bei Speyer und Mainz. *Sesleria coerulea*, Schiefer, Porphyr und Melaphyrfelsen des Nahe-

thals von Kreuznach bis Oberstein. *Arrhenatherum bulbosum,* Aecker auf etwas lehmigen Schichten der Buntsandsteinberge zwischen Bitsch und Zweibrücken. *Ventenata dubia (Avena tenuis),* Kohlenkalk, Porphyr, Melaphyr und Rothliegendes, auf trocknen Wiesen, steinigen Triften und lichten Waldplätzen im Nahegebiet und am Donnersberg, Basalt bei Forst. *Melica ciliata,* Tertiärkalk von Neustadt über Grünstadt bis Bingen, Porphyr und Melaphyr am Donnersberge und im Nahe- und Glanthal bis Kusel. *M. nebrodensis,* Tertiärkalk zwischen Dürkheim und Grünstadt selten, Porphyr und Melaphyr im Nahe- und Glanthal häufig. *Poa sudetica,* Wälder, Rothliegendes, Melaphyr und Porphyr im Nahethal, am Donnersberg, bei Kirchheimbolanden, Vogesias, Rothliegendes und Schiefer an den Vorbergen der Vogesias im Dürkheimer Thal und von Annweiler bis Weissenburg und Bobenthal, Quarzdiluvium des Rheinthals im Bienwald von der Lauter bis Wörth am Rhein. *Elymus europaeus,* Wälder auf dem Porphyr des Donnersbergs. *Hordeum secalinum,* Wiesen auf kalkig-lehmigem Diluvium im Rheinthal zwischen Weissenburg und Bergzabern, bei Speyer und Dürkheim; Muschelkalk und Alluvium des Blies- und Saargebiets, Alluvium im Glanthal. *Equisetum umbrosum,* feuchte Waldstellen auf Porphyr und Kohlenschiefer im Nahegebiet am Fuße des Lembergs bei Duchroth. *Asplenium laceolatum,* Ritzen der Vogesiasfelsen in den Wäldern zwischen Steinbach und Ludwigswinkel.

Da seit Pollich nur Namensverzeichnisse, aber keine Arbeiten über die Verbreitung der Pilze, Algen, Flechten, Characeen und Lebermoose der Pfalz erschienen sind, so kann nur die Verbreitung der Gefäßpflanzen und Laubmoose ausführlich behandelt werden. Die Zahl der bis jetzt im Gebiete gefundenen einheimischen Arten von Gefäßpflanzen beläuft sich auf 1507, darunter 46 Kryptogamen; die der Laubmoose auf 311, Lebermoose 89, Characeen 12, Flechten 106, Algen 36, Pilze 680.

In allen Regionen verbreitet ohne besondere Rücksicht auf die geognostische Beschaffenheit des Bodens sind nachbenannte Gefäßpflanzen und Moose.

Auf ungebauten, seltener gebauten Boden, Wald, Hecken und Wiesen: *Anemone nemorosa, Ranunculus acris,* gemeine Wiesenpflanze; *R. sylvaticus,* Wald; *R. repens, R. bulbosus; Aquilegia vulgaris,* in allen Regionen, aber nicht überall; *Chelidonium majus,* meist auf Schutt; *Barbarea vulgaris,* meist an Ufern; *Turritis glabra,* meist auf Sand; *Cardamine pratensis, Sisymbrium Alliaria,* meist an Hecken; *Allysum calycinum,* oft auch in gebautem Land; *Draba verna, Thlaspi Bursa pastoris,* meist an Wegen; *Helianthemum vulgare,* auf allen Formationen, aber in einigen Gegenden ganz fehlend; *Viola sylvatica, Polygala vulgaris; Dianthus prolifer,* Sand und steinige Abhänge; *Saponaria officinalis,* trockene Ufer und Raine; *Silene inflata, S. pratensis, Lychnis flos-Cuculi, Sagina*

procumbens; *S. apetala*, meist auf Aeckern; *Spergula rubra*, meist auf Sand; *Moehringia trinervia*, *Arenaria serpyllifolia*; *Holosteum umbellatum*, meist auf Sandboden, *Stellaria media*, auch gebauter Boden; *Stellaria Holostea*, in Gebüschen; *S. graminea*; *Cerastium viscosum*, oft in gebautem Lande; *C. vulgatum*; *C. arvense*, meist auf Sand, fehlt in einigen Gegenden; *Linum catharticum*, *Hypericum perforatum*, *H. humifusum*, *H. quadrangulum*, *H. pulchrum*, Wälder und Haiden, besonders häufig auf der Vogesias; *H. montanum*, nicht überall und nicht häufig; *Acer campestre*, fehlt im Mittelzuge der Vogesias; *Geranium columbinum*, *G. Robertianum*; *Oxalis acetosella*, besonders häufig im Waldgebirge der Vogesias; *Evonymus europaeus*, fehlt im Mittelzuge der Vogesias; *Sarothamnus scoparius*, besonders häufig in der Vogesias und Trias; *Genista tinctoria*, *G. sagittalis*; *Ononis arvensis*, auch in Aeckern; *Anthyllis vulneraria*, *Medicago falcata* und *M. sativa*, Kalk und Lehm liebend; *M. lupulina*, *Melilotus officinalis*, *Trifolium pratense*, *T. medium*; *T. montanum*, häufig auf Vogesias und Kalk, nicht auf Buntsandstein; *T. repens*, *T. aureum*, *T. procumbens*, *Lotus corniculatus*, *Astragalus glycyphyllos*; *Vicia hirsuta* und *V. tretasperma*, auch unter der Saat; *V. cracea*, *V. sepium*; *Lathyrus macrorhizus*, in Wäldern; *Prunus spinosa*; *P. avium*, Wälder aller Formationen, zerstreut und in mehreren Gegenden fehlend; *Spiraea Ulmaria*, *Geum urbanum*; *Rubus idaeus*, besonders häufig in der Vogesias; *R. speciosus*. Es sind in neuester Zeit in der Pfalz 112 Arten *Rubus* unterschieden worden; da aber die meisten nur an wenigen Orten beobachtet wurden, so kann noch nicht bestimmt werden, über welche Formationen sie verbreitet sind. *Fragaria vesca*; *Potentilla anserina*, überall wo Gänse weiden; *P. argentea*, besonders auf Quarzsand; *P. reptans*, besonders an feuchten Gräben; *P. Tormentilla*, besonders in Wäldern und auf Haiden; *P. verna*; *P. Fragariastrum*, fehlt im Mittelzuge der Vogesias; *Agrimonia Eupatoria*, *Rosa dumetorum*, *R. sepium*, *R. canina*, *R. rubiginosa*, *R. tomentosa*, *Alchemilla vulgaris*; *A. arvensis*, meist in gebautem Land; *Poterium Sanguisorba*, *Crataegus Oxyacantha*, *C. monogyna*; *Epilobium hirsutum*, an Bächen und Gräben; *E. montanum*; *E. parviflorum*, an feuchten Orten; *E. roseum*, auch *E. tetragonum*, meist auf Lehm oder Kalk. Die vielen Bastarde, welche sich in dieser Gattung finden, übergehe ich; *Circaea Lutetiana*; *Bryonia dioica*, in Zäunen; *Scleranthus annuus*, meist auf gebautem Boden; *Sedum acre*, Felsen und Sand; *Ribes Grossularia*; *Saxifraga tridactylites*, auf Sand und Mauern aller Formationen; *Aegopodium Podagraria*, meist Gartenunkraut; *Bunium Carvi*, meist auf Wiesen; *Pimpinella magna*, *P. saxifraga*; *Silaus pratensis*, Wiesen; *Angelica sylvestris*, *Heracleum spondylium*, *Daucus Carota*, *Torilis Anthriscus*, *Anthriscus sylvestris*, *Chaerophyllum temulum*; *Hedera Helix*, fehlt meist

in der Vogesias; *Cornus sanguinea; Viscum album*, fast nur auf Obstbäumen, sehr selten auf Eichen; *Adoxa moschatellina*, fehlt in der reinen Vogesias; *Sambucus Ebulus*, Kalk und Lehm liebend; *S. nigra*, sehr zerstreut und vielleicht nicht ursprünglich einheimisch; *Viburnus Opulus, Lonicera Periclymenum, Asperula odorata*, in Wäldern häufig, aber in manchen Gegenden fehlend; *Galium Aparine*, fast überall; var. *β Vaillantii*, unter der Saat, *γ spurium*, nur unter dem Flachs; *G. verum, G. Mollugo, G. erectum, G. sylvaticum, G. sylvestre, Valeriana officinalis, V. dioica, Valerianella olitoria, V. carinata*, diese beiden auch in gebautem Lande, besonders Weinbergen, und als Salat benutzt, im Rheinthale Wingertsalat, im Westriche Mäusöhrchen oder Lämmerweide genannt. *Knautia arvensis, Scabiosa succisa, S. columbaria, Eupatorium cannabinum; Tussilago Farfara*, fast nur auf Lehm- und Kalkboden; *Bellis perennis, Solidago Virga aurea; Inula Conyza*, besonders auf Lehm und Kalk; *Omalotheca sylvatica (Gnaphalium), Gnaphalium uliginosum α Linnaei* und *β pilulare; Artemisia vulgaris*, meist Schuttpflanze; *Achillea Ptarmica, A. millefolium; Anthemis arvensis*, auch in gebautem Land, sowie *Maruta Cotula*, die jedoch gemeiner ist; *Tripleurospermum inodorum*, meist in gebautem Land; *Tanacetum Leucanthemum, T. vulgare; Senecio vulgaris*, meist in gebautem Lande; *S. viscosus*, meist in Steinbrüchen; *J. Jacobaea, Cirsium lanceolatum, C. palustre, C. oleraceum*, fast überall, besonders in der Trias, selten Vogesias; *C. palustri-oleraceum*, Rheinthal bei Weissenburg; *C. oleraceo-palustre*, Weissenburg, Speyer, Landau, Annweiler, Kaiserslautern, Bitsch; *C. arvense, Carduus crispus*, fehlt bei Deidesheim, Dürkheim u. s. w., wo Rheinthal abwärts *C. acanthoides* beginnt; *Onopordon acanthium*, meist nur auf Schutt, fehlt in vielen Gegenden, sowie *Lappa major* und *Lappa minor; Carlina vulgaris; Serratula tinctoria*, gemein auf Kalk und Vogesias, scheint auf Buntsandstein zu fehlen; *Centaurea Jacea, C. nigra*, besonders häufig auf Vogesias, kommt auch auf Kalk vor; *C. Scabiosa, Lapsana communis, Thrincia hirta, Leontodon autumnalis, L. hispidus; Tragopogon pratensis*, sehr zerstreut; *Hypochœris glabra*, meist in gebautem Lande auf Lehm mit Sand; *H. radicata; Taraxacum officinale*, überall, besonders im Westrich, als Salat und Gemüse benützt; *Lactuca muralis; Sonchus laevis*, meist in gebautem Lande; *S. asper; S. arvensis*, in gebautem Lande; *Crepis virens, Brachyderea biennis, Pilosella officinalis, P. Auricula, Hieracium murorum, H. vulgatum, H. tridentatum, H. boreale, H. umbellatum, Phyteuma nigrum, Campanula rotundifolia, C. Trachelium, C. Rapunculus, C. persicifolia, C. glomerata, Pyrola minor, Monotropa hypopithys, Ligustrum vulgare*, fehlt im größten Theile der Vogesias; *Vinca minor, Erythraea Centaureum, E. pulchella, Convolvulus sepium; C. arvensis*, meist in gebautem Lande; *Cuscuta Epithy-*

mum, *Lycopsis arvensis*, in gebautem Lande; *Symphytum officinale*, *Echium vulgare*, *Myosotis palustris*, *M. intermedia*, *Solanum Dulcamara*, *Verbascum Thapsus*, *V. Lychnitis*, selten auf Kalk, meist auf Quarz; *V. nigrum*, fehlt um Weissenburg. Die vielen Bastarde von *Verbascum* übergehe ich. *Scrophularia nodosa*, *Linaria minor*, *L. vulgaris*, *Veronica Chamaedrys*, *V. officinalis*, *V. serpyllifolia*, *V. arventis*, *Melampyrum pratense*, *Pedicularis sylvatica*, *Rhinanthus minor*, *R. major*, *Euphrasia officinalis*, *E. nemorosa*, *Mentha aquatica*, *M. sativa*, *M. arvensis*, *Lycopus europaeus*; *Salvia pratensis*, besonders auf Kalk und Lehm; *Origanum vulgare*, *Thymus Chamaedrys*, *Calamintha acinos*, *C. Clinopodium*, *Glecoma hederacea*; *Lamium amplexicaule* und *L. purpureum*, auf gebautem Boden; *L. album*, *L. Galeobdolon*, *Galeopsis Tetrahit*, *Stachys sylvatica*, *S. palustris*, *Betonica officinalis a hirta*; *Ballota foetida*, meist Schuttpflanze; *Prunella vulgaris*, *Ajuga reptans*, *A. generensis*, diese auf allen Formationen häufige Pflanze fehlt jedoch in einigen Gegenden, z. B. um Weißenburg und von da bis Bergzabern gänzlich; *Verbena officinalis*, *Lysimachia Nummularia*, *Centunculus minimus*, *Primula elatior*, *P. officinalis*, *Plantago major*, *P. media*, *P. lanceolata*, *Rumex conglomeratus*, *R. sanguineus*, *R. obtusifolius*, *R. crispus*, *R. acetosa*; *Polygonum Bistorta*, feuchte Wiesen in allen Regionen, aber nicht überall; *P. lapathifolium*, meist Schuttpflanze; *P. Persicaria*, meist Ackerpflanze; *P. mite*, mehr auf Kalk und Lehm als auf Quarz; *P. hydropiper*, mehr auf Quarz; *P. aviculare*, *P. Convolvulus*, *P. dumetorum*. Ich übergehe die Bastarde. *Daphne Mezereum*, Wälder aller Regionen, doch nicht überall, fehlt in Sand- und Haidegegenden; *Euphorbia helioscopia*, *E. Cyparissias*, *E. Peplus*, *Urtica dioica*, *Humulus Lupulus*, Hopfen, wird hier und da im Großen gebaut; *Fagus sylvatica*, *Quercus Robur*; *Corylus avellana*, fehlt in Sand- und Haidegegenden und im Mittelzuge der Vogesias; *Carpinus Betulus*; *Salix viminalis*, hauptsächlich an Flußufern; *S. Caprea*, *S. aurita*, *Populus tremula*, *Betula alba*, *Alnus glutinosa*, *Pinus sylvestris*, *Arum maculatum*, *Orchis morio*, *O. maculata*, *O. latifolia*, *O. conopsea*, *Listera ovata*, *Neottia Nidus avis*, *Paris quadrifolia*, *Ornithogalum umbellatum*, auf allen Formationen, doch an wenigen Orten und vielleicht nur verwildert, besonders in Weinbergen; *Gagea arvensis*, *Allium vineale*, *A. oleraceum*; *Muscari comosum*, meist nur in gebautem Lande, besonders Weinbergen, kommt bei Neustadt in Wäldern auf Rothliegendem vor; *Colchicum autumnale*, *Iuncus conglomeratus*, *I. effusus*, *I. glaucus*, *I. compressus*, *I. bufonius*, *Luzula pilosa*, *L. albida*, *L. campestris*, *L. multiflora*, *Scirpus setaceus*, *Carex disticha*, *C. vulpina*, *C. muricata*, *C. remota*, *C. leporina*, *C. vulgaris*, *C. praecox*, *C. panicea*; *C. glauca*, Lehm und Kalk liebend; *C. pallescens*, *C. sylvatica*, *C. hirta*, *Panicum Grus-galli*, *Phalaris arundinacea*,

Anthoxanthum odoratum, *Alopecurus pratensis*, *Phleum pratense*, *Agrostis alba*, *A. vulgaris*, *Calamagrostis Epigeos*, *Milium effusum*, *Koeleria cristata*, *Deschampria caespitosa*, *D. flexuosa*; *Holcus lanatus*, eines der gemeinsten Gräser, welches im Rheinthal in die Stelle der durch Rasenstechen zerstörten Vegetation der Wiesen tritt; ist längst verblüht und abgedörrt, wenn die bessern Futterpflanzen anfangen zu blühen, und daher nicht empfehlenswerth; *H. mollis*, mehr auf Aeckern, besonders Sandboden; *Arrenatherum elatius*, *Avena pubescens*, *Trisetum flavescens*, *Danthonia decumbens*, *Melica uniflora*, *Briza media*, *Coa annua*, *C. nemoralis*, *C. trivialis*, *C. pratensis*, *C. compressa*, *Mollinia coerulea*, *Dactylis glomerata*, *Cynosurus cristatus*, *Festuca tenuifolia*; *F. ovina*, viel seltener als die vorhergehende; *F. duriuscula*, *F. rubra*, *F. gigantea*, *F. elatior (F. pratensis)*, eins der besten Wiesengräser; *Brachypodium sylvaticum*, *Bromus racemosus*, in guten Wiesen; *B. mollis*, *B. sterilis*; *B. tectorum*, gewöhnlich auf Quarzsand, kommt selten auch auf Muschelkalk vor und fehlt im Zweibrücker Triasbecken; *Agropyrum repens*; *Hordeum murinum*, meist auf Schutt; *Lolium perenne*, ein beliebtes Wiesengras; *Nardus stricta*, vielleicht nicht auf Kalk, wohl aber noch auf Mergel, wächst besonders auf Triften und Haiden des Sand- und Torfbodens; *Equisetum arvense*, *E. palustre*, *Polypodium vulgare*, *Polystichum Filia mas*, *Pystopteris fragilis*, *Asplenium Filix foemina*, *A. Ruta muraria*, *A. Trichomanes*, *Hypnum triquetrum*; *H. splendens*, am häufigsten in den Wäldern der Vogesias; *H. purum*; *H. Schreberi*, am häufigsten in der Vogesias; *H. cuspidatum*, *H. cupressiforme*, *H. rugosum*, *H. uncinatum*, *Amblystegium ripariam*, *A. irriguum*, *A. serpens*; *Clagiothecium sylvaticum*, vorzüglich in der Vogesias; *C. denticulatum*, *Thamnium alopecurum*, *Rhynchostegium murale*, *R. confertum*, *Eurhynchium Stokesii*, *E. praelongum*, *E. striatum*, *E. myosuroides*, *Brachythecium plumosum*, *B. populeum*, *B. rutabulum*, *B. relutionum*, *B. salebrosum*, *Camptothecium lutescens*, *Homalothecium sericeum*, *Isothecium myurum*, *Cylaisia polyantha*, *Clatygyrium repens*, *Thuidium abietinum*, *T. tamariscinum*, *Anomodon viticulosus*, *Leskea polycarpa*, *Antitrichia curtipendula*, *Leucodon sciuroides*, *Homalia trichomanoides*; *Neckera complanata*; *N. crispa*, beide besonders häufig an Buchen in der Vogesias; *Fontinalis antipiretica*, besonders an Quellen in der Vogesias, mit Frucht aber nur in der Nahe und Weißlauter; *Diphyscium foliosum*, besonders auf Sandstein; *Atrichum undulatum*; *Bartramia pomiformis*, *Mnium punctatum*, besonders in der Vogesias; *M. undulatum*, *M. cuspidatum*, *Bryum pseudotriquetrum*, *B. capillare*, *B. argenteum*, *B. caespititium*, *B. atropurpureum*, *Webera albicans*, *W. nutans*, *Leptobryum pyriforme*, *Encalypta vulgaris*, *Orthotrichum Lyellii*, *O. leiocarpum*, *O. diaphanum*, *O. stramineum*, *O. speciosum*, *O. patens*,

O. fastigiatum, O. affine, O. tenellum, O. fallax, O. pumilum, O. obtusifolium, O. anomalum, Ulota crispula, U. crispa, U. Bruchii, U. Ludwigii, Hedwigia ciliata, Racomitrium heterostichum, Grimmia pulvinata, G. apocarpa, Barbula laevipila, B. subulata, B. muralis, B. Hornchuchiana, B. fallax, B. unguiculata, Leptotrichum homomallum, Ceratadon purpureus, Didymodon rubellus, Anacalypta lanceolata, Pottia truncata, Fissidens incurvus, F. bryoides, Dicranum scoparium, Dicranella heteromala, Dla. varia, Weissia viridula, Gymnostomum microstomum, Systegium crispum, Phaseum cuspidatum, Ephemerum serratum. Die hier genannten Moose wachsen, wie überall, zum Theil auf der Erde, zum Theil an Bäumen, auf trockenem oder auf nassem Boden, ja einige selbst im Wasser.

Auf sumpfigem oder nassem Boden finden sich nachbenannte, in allen Regionen verbreitete Gefäßpflanzen: *Ranunculus flammula, R. sceleratus, Caltha palustris, Nasturtium palustre, Cardamine amara, Stellaria uliginosa, Malachium aquaticum, Hypericum tetrapterum, Lotus uliginosus; Comarum palustre,* vorzüglich auf Torfboden; *Epilobium palustre,* mehrere schon aufgeführte Arten von *Ep.* wachsen auch oft am Wasser oder auf Sumpfboden, jedoch nicht immer; *Lythrum salicaria, Peplis Portula; Helosciadium nodiflorum,* meist im Wasser; *Berula angustifolia,* ebenfalls; *Oenanthe fistulosa, Galium uliginosum, G. palustre, G. elongatum, Bidens tripartita, B. cernua, Taraxacum salinum (T. palustre), Menyanthes trifoliata; Myosotis lingulata,* in stehendem Wasser oder an fast ausgetrockneten Stellen; *Scrophularia Ehrharti,* fehlt im südlichen Theile des Mittelzugs der Vogesias; *Veronica Anagallis, V. Beccabunga, Pedicularis palustris, Scutellaria galericulata, Lysimachia vulgaris; Rumex hydrolapatum,* meist im Wasser; *Polygonum amphibium, Alisma plantago, Sparganium ramosum, S. simplex,* meist im Wasser; *Iris Pseud-Acorus, Iuncus lampocarpus, Heleocharis palustris, Scirpus sylvaticus, S. compressus, Eriphorum latifolium, E. angustifolium; Carex paniculata, C. stellulata, C. elongata, C. acuta, C. flava, C. ampullacea, C. vesicaria, C. paludosa, Phragmites communis; Glyzeria spectabilis,* meist im Wasser; *G. fluitans,* mehr auf Quarzsand; *G. plicata,* mehr auf Kalk und Lehm; *Catabrosa aquatica, Equisetum palustre* und *limosum.*

Im Wasser (eigentliche Wasserpflanzen) sind folgende: *Ranunculus aquatilis,* fehlt im südlichen Theile des Mittelzugs der Vogesias; *Nymphaea alba, Nasturtium fontanum, Callitriche,* vier Arten, welche noch genauer zu bestimmen sind, *Utricularia vulgaris, Potamogeton natans, P. crispus, P. pusillus, Lemna trisulca, L. polyrrhiza, L. minor; Typha latifolia,* in allen Regionen, aber nicht überall; *Acorus Calamus* war in den stehenden Wassern aller Regionen einheimisch geworden, ist aber

durch Austrocknung an den meisten Orten wieder verschwunden; *Scirpus lacustris*.

Viele Pflanzen aller Regionen finden sich beinahe ausschließlich in Saatfeldern und sind wohl meist ausländischen Ursprungs, wie: ***Myosurus minimus***, auch in ausgetrockneten Gräben; *Ranunculus arvensis; Papaver Argemone*, meist auf Sandboden; *P. Rhoeas* und *P. dubium*, mehr auf Lehm- und Kalkboden; ***Fumaria officinalis***, in einigen Gegenden fehlend; ***Erysimum cheiranthoides***, *Sinapis arvensis; Camelina foetida*, nur im Flachs; *Thlaspi arvense, Ruphanus Ruphanistrum*, ; *Viola tricolor β arvensis* und *γ minima*, auch auf ungebautem Boden; *Gypsophila muralis, G. Vaccaria, Silene noctiflora, Lychnis Githago, Spergula arvensis*, meist auf Sand; *Vicia sativa*, im Großen gebaut (Wicke) und oft verwildert; *Aethusa Cynapium, Sherardia arvensis, Galium Aparine β Vaillantii, γ spurium*, nur im Flachs; *Valerianella dentata, Filago germanica, F. canescens; F. arvensis*, fast nur auf Sandboden; *Centaurea Cyanus; Cuscuta Epilinum*, nur im Flachs; *Antirrhinum Orontium; Veronica agrestis, V. didyma, V. opaca*, ob diese drei in allen Regionen vorkommen ist noch zu ermitteln; *V. hederifolia; Orobanche ramosa*, auf Hanf, seltener auf Tabak und Wälschkorn; *Euphrasia Odontites, Anagallis arvensis; Mercurialis annua*, oft ganze Weinberge voll; *Setaria viridis, S. glauca, Agrostis spica venti; Avena strigosa*, im Hafer; *Av. fatua; Bromus grossus*, im Weizen; *B. secalinus*, im Korn; *B. Billotii*, in der Wintergerste; *Lolium linicolum*, im Flachs; *L. temulentum*.

Andere wachsen hauptsächlich in der Nähe menschlicher Wohnungen, an Wegen, auf Ruinen, Schutt, wie: *Sisymbrium officinale* und *S. Sophia*, an vielen Orten, doch nicht überall; *Malva sylvestris*, an wenigen Orten; *M. rotundifolia; Lepidium ruderale*, zerstreut im Rhein-, Nahe- und Glanthal; *Geranium pusillum* und *G. molle*, fast überall; *Geranium pyrenaicum*, zerstreut im Rheinthal, auch bei Baumholder und Zweibrücken; *Portulaca oleracea*, an wenigen Orten; *Anthriscus vulgaris*, nur zwischen Dürkheim, Speyer, Bingen und Kreuznach; *Conium maculatum*, an wenigen Orten und selten, häufig aber auf Kohlenschiefer im Alsenzthale; *Xanthium strumarium*, zwischen Speyer und Mainz, bei Kreuznach und Kaiserslautern; *Asperugo procumbens*, Burgruinen bei Annweiler, Modenbacher Hof bei Burrweiler, Mainz, Kreuznach, Meisenheim; *Hyoscyamus niger*, Kirkel, Homburg, Burgruinen bei Annweiler, Nahe- und Glangebiet; *Solanum nigrum* und dessen Abarten; *Nepeta Cataria*, sehr zerstreut; *Marubium vulgare*, im Rheintal von Mudenheim abwärts, im Kohlengebirge an wenigen Orten, bei Kaiserslautern, bei Zweibrücken auf Buntsandstein, vielleicht ursprünglich einheimisch, doch selten; *Leonurus Cardiaca*, sehr zerstreut; *Amaranthus sylvestris*, Rhein-

thal bei Speyer, Mutterstadt, Oggersheim und Gönnheim; *A. Blitum*, fast überall; *A. retroflexus*, Rheinthal, auch auf Aeckern; *Chenopodium hybridum; C. urbicum*, selten, bei Forst, Dürkheim, Worms; *β intermedium*, Kaiserslautern; *C. murale; C. album*, auch auf Aeckern; *C. opulifolium*, Rheinthal und in's Nahethal bis Kreuznach, Zweibrücken; *C. polyspermum*, auch auf Aeckern; *C. Vulvaria*, fehlt im südlichen Theile des Mittelzugs der Vogesias, ist besonders häufig im Nahethal, im Gestein an der Nahe und auf öden Feldern; *C. glaucum*, Rheinthal und Hauptthäler; *Blitum Bonus Henricus* und *B. rubrum*, in allen Regionen, doch nicht überall; *Atriplex patula*, auch auf Aeckern; *A. hastata*, nicht überall, und die var. *salina* nur an den Salinen; *Urtica urens*.

In der Pfalz eingewandert und zum Theil als Gartenflüchtlinge zu betrachten sind: *Corydalis lutea*, auf Mauern, Pirmasens; *Cheiranthus Cheiri*, Mauern im Rheinthal von Neustadt bis Bingen und das Nahe- und Glanthal bis Kirn und Meisenheim; *Nasturtium Armoracia*, Meerrettig; *Silene gallica*, bei Limbach mit *Pulicaria vulgaris* und bei Kaiserslautern; *Lychnis Coronaria*, Burgruinen auf den Vorbergen der Vogesias um Annweiler, bei Neustadt und Dürkheim; *Vitis vinifera*, Weinrebe in den Rheinwaldungen zwischen Speyer und Ludwigshafen, schon vor mehr als 300 Jahren beobachtet, ist ein Ueberbleibsel römischer Ansiedlung, wie das zunächst gelegene Dorf Altripp (alta ripa); *Oxalis stricta; Ulex europaeus*, bei Homburg und Zweibrücken, ist Ueberbleibsel herzoglicher Anlagen; *Prunus insititia; P. Cerasus*, auf Felsen an wenigen Orten; *Potentilla recta*, ehedem bei Würzbach, an Hecken; *Rosa cinnamomea*, an Wegen bei Zweibrücken und Bitsch; *Mespilus germanica*, am Haardtgebirge bei Gimmeldingen, Seebach und auf der Limburg; *Oenothera biennis; Sempervivum tectorum* und *S. sobuliferum*, auf Mauern, letzteres bei Dürkheim; *Ribes rubrum*, Kaiserslautern, Hochspeyer, Frankenstein; *Lonicera Caprifolium*, bei Speyer und Neustadt; *Rubia tinctorum*, schon von Pollich bei Speyer beobachtet; *Valerianella incrassata (V. eriocarpa)*, Gartenflüchtling bei Zweibrücken; *Stenactis heterophylla*, Rheinthal, Tertiärkalkhügel zu Weissenburg, Rothliegendes und Vogesiasberge bei Gräfenhausen und Annweiler, wie mehrere *Aster*, die ich übergehe, aus Amerika stammend; *Erigeron canadensis*, besonders auf Sandboden sehr verbreitet, soll durch Ludwigs XIV. Mordbrennerbanden in die Pfalz gekommen sein, und heißt daher Franzosenstengel; *Artemisia Absinthium*, Burgruinen bei Kreuznach, Frankenstein u. s. w., steinige Stellen bei Bitsch, Kaiserslautern u. s. w.; *Tanacetum Parthenium; Centaurea solstitialis*, kommt zuweilen mit Kleesamen *(Medicago sativa)* aus dem Süden Europa's, verschwindet aber nach dem ersten Jahre wieder, weil die Samen nicht reifen; *Helminthia echioides*, findet sich zuweilen bei Landau und Weissenburg; *Crepis setosa*, am Rhein von Speyer bis Ludwigshafen, durch Grassamen aus

7 *

dem Süden beigebracht, sowie *Brachyderea nicaensis*, die auch an Rheindämmen bei Lauterburg vorkommt; *Cuscuta Trifolii*, vor etwa 15 Jahren mit Kleesamen eingebracht, und bei Bitsch, Zweibrücken, Deidesheim und Frankenthal beobachtet, sowie *C. racemosa* var. *Chiliana*, welche aber nur bei Dürkheim und Deidesheim beobachtet wurde; *Borago officinalis; Datura Stramonium; Antirrhinum majus*, auf alten Mauern; *Mentha viridis*, in Gärten, besonders um Dörfer, als „Pfeffermünze“ gebaut, findet sich an Bächen und Hecken im Nahegebiet und bei Zweibrücken, sowie die var. *crispata* bei Contwig, Bitsch, Kaiserslautern, bei Oppenheim und jenseits der Nahe; *M. Pauliana*, wie *M. viridis*, doch seltener, zu Weissenburg und an Gräben im Dorfe Schweigen; *M. adspersa*, sehr selten, zu Zweibrücken und Altenstadt; *Lysimachia punctata*, am Queichufer unterhalb Annweiler; *Blitum virgatum*, Kreuznach, Meisenheim, Ruinen des Karlsbergs bei Homburg; *Parietaria erecta*, an Zäunen bei Speyer, Deidesheim und Seebach bei Dürkheim; *Setaria verticillata*, Gärten und Weinberge, fehlt im Triasbecken und der Vogesias, wo sie nur bei Kaiserslautern vorkommt; *Lolium italicum*, auf Culturwiesen; *Elymus arenarius*, zur Befestigung des Flugsands zu Herzogs Zeiten bei Homburg und vor 30 Jahren von mir bei Bitsch mit bestem Erfolg angepflanzt und nun verwildert.

Drittes Kapitel.

Pflanzen welche nur auf bestimmtem Boden oder gewissen Formationen vorkommen. Der Kürze wegen gebrauche ich folgende Abkürzungen: P, Porphyr; M, Melaphyr; S, Schiefer; K, Kohlengebirge; KS, Kohlenschiefer; KK, Kohlenkalk; R, Rothliegendes; V, Vogesias; BS, Buntsandstein; MK, Muschelkalk; Ts, Trias; Tr, tertiäre Schichten; TK, Tertiärkalk; D, Diluvium; A, Alluvium; KD, kalkhaltiges Diluvium; QD, Quarzdiluvium; KL, Kaiserslautern; Zw, Zweibrücken; Wg, Weissenburg; DB, Donnersberg; RhTh, Rheinthal; NTh, Nahethal.

Auf allen Formationen, mit Ausschluß der V und des QD, finden sich: *Clematis Vitalba*, als Ausnahme auch am Rande der V; *Ranunculus Ficaria*, die var. *α divergens* fast überall, die var. *β incumbens* nur auf kalkhaltigem Boden bei Wg; *R. auricomus; Viola hirta; V. odorata; Polygala comosa; Dianthus Armeria; Silene diurna; Hypericum hirsutum; Rubus caesius; Rosa repens; Sedum album*, Felsen und Mauern, fehlt in vielen Gegenden; *Viburnum Lantana; Galium Cruciata; Pulicaria dysenterica; Senecio erucifolius*, besonders auf Kalk und Lehm; *Cirsium oleraceum*, fast überall, aber in der V nur als Ausnahme bei Annweiler und bei Bitsch; *Centaurea amara*, besonders auf Kalk; *Cichorium Intybus*, wird im Großen gebaut, wächst aber auch an vielen Orten wild, besonders auf Kalk; *Pieris hieracioides*, in der V nur

auf lehmhaltigem Boden; *Campanula rapunculoides*, besonders auf Aeckern des Kalkbodens; *Euphrasia serotina*, auf ungebautem, feuchtem und nassem Boden; *Lamium maculatum*; *Galeopsis angustifolia*; *Convallaria multiflora*, in Wäldern fast überall, aber in der B nur als Ausnahme.

Unter der Saat wachsen: *Erucastrum Pollichii*, auch an ungebauten Orten, an Wegen; *Falcaria Rivini*, besonders auf Kalk, in der B nur bei KL auf Lehm; sowie *Bunium Bulbocastanum*; *Valeriana Auricula.*

In allen Regionen, aber nur auf Kalk- und Lehmboden, finden sich: *Geranium dissectum*, meist auf gebautem Boden; *Erodium Cicutarium*; *Trifolium fragiferum*; *Coronilla varia*, *Erigeron serotinus*; *Carex tomentosa*; *Alopecurus geniculatus*; *Bromus pratensis (B. commutatus)*, Brachäcker und trockenere Wiesen; *B. erectus*. — Unter der Saat wachsen; *Delphinium Consolida*; *Fumaria Vaillantii*; *Bupleurum rotundifolium*, auch auf P und M; *Caucalis daucoides*, *Turgenia latifolia*, *Scandix Pecten Veneris*, *Lithospermum arvense*, *Linaria Elatine*, *Melampyrum arvense*, *Anagallis coerulea*, *Euphorbia platyphylla*, *E. exigua*, *Alopecurus agrestis*. — Nur im Wasser wächst auf solchem Boden *Ranunculus trichophyllus.*

Auf allen Formationen, aber nicht auf Kalk und nicht auf der Trias, wachsen: *Convallaria majalis* und *Majanthemum bifolium.*

In allen Regionen und auf allen Formationen, mit Ausnahme des Kalks und Lehms, finden sich: *Arabis Thaliana*, besonders auf sandigen Aeckern; *Viola Riviniana*, Wälder; *Impatiens noli-tangere*, nasse Felsen und schattige Bachufer in Wäldern; *Trifolium arvense*, besonders Sandfelder; *Epilobium obscurum*, an sumpfigen, feuchten und trocknen Orten, selbst an Felsen und Mauern; *Herniaria glabra*, besonders auf Sand; *Scleranthus perennis*, *Saxifraga granulata*; *Chrysosplenium alternifolium*, an Quellen, Bächen, nassen Waldplätzen; *Filago minima*; *Jasione montana*, besonders auf Sand, die var. *β major* nur auf P bei Kronenburg an der Nahe; *Calluna vulgaris*, die gemeine Haide bedeckt große Strecken, besonders auf der B; *Myosotis hispida*, *M. versicolor*, beide meist auf Sandfeldern; *Verbascum thapsiforme*; *Veronica triphyllos*, Aecker, meist auf Sand; *Teucrium scorodonia*, *Rumex acetosella*, *Polygonum minus*, besonders auf Quarzsand; *Gagea pratensis* var. *β arvensis*, davon finden sich auch Uebergänge in *α spathacea* auf BS-Felsen und trockenen Wiesen bei Zw; *Cyperus flavescens*, auf nassem Sand; *Vulpia Pseudo-myurus*, ungebaute Orte; *Pteris aquilina*; *Bartramia pomiformis*; *Pleuridium alternifolium*, Kleeäcker der Ebenen und Niederungen; *P. subulatum*, Wälder, Haiden, Triften; *Marchantia polymorpha*, feuchte Orte, Felsen und Mauern.

In allen Regionen, mit Ausnahme des Ts-Beckens: *Reseda luteola*;

Dianthus carthusianorum, *Genista pilosa*, besonders häufig auf V; *Sorbus aucuparia.*

In allen Regionen, mit Ausnahme des Kalks, Kalk- und Lehm-D und VS: *Vaccinium Myrtillus*, Heidelbeere, erfüllt ganze Wälder, besonders auf V.

In allen Regionen, mit Ausnahme des VS: *Genista tinctoria*; *G. germanica*, besonders auf V, sehr selten auf MK; *Pastinaca sativa*, fast überall, doch selten auf V.

Auf jedem Sandboden: *Cerastium semidecandrum.*

Auf V, VS und D: *Teesdalia nudicaulis*, Sand; *Viola canina*, Sandboden häufig, selten auf Lehm uber VS; *Sagina depressa*, Ebenen und Hügel, selten auch auf S in Aeckern; *Cerastium pollens*, Sand häufig, sehr selten auf MK; *Erodium pimpinellaefolium*, *Ornithopus perpusillus*; *Sedum villosum*, auf feuchten und sumpfigen Stellen; *Selinum carvifolia*, *Erigeron acris*, *Arnoseris minima*, *Myosotis stricta*; *Eriophorum gracile*, in Sümpfen und stehendem Wasser; *Carex teretiuscula*, Sümpfe, auch auf Lehm- und Kalk-D bei Wg; *Leersia oryzoides*, in stehendem Wasser; *Aira praecox*, auch auf R.

Auf V, R und QD: *Drosera rotundifolia*, sowohl in Torfsümpfen als an V-Felsen; *Viola palustris*, *Polygala depressa*; *Stellaria glauca*, an und im stehenden Wasser; *Prunus Padus*; *Pulicaria vulgaris*, häufig aber auf V nur bei Annweiler, KL und Limbach; *Gnaphalium luteoalbum*; *Senecio sylvaticus*; *Veronica scutellata*, an und in stehenden Wassern; *Juncus sylvaticus* und *J. supinus*, Sumpf und Wasser; *Carex pulicaris*, Erlengebrüche und Sumpfwiesen bei Wg und im westlichen Bienwald; V bei Hochspeyer, Trippstadt und Reißkirchen, R bei Daunenfels am DV; *C. Oederi*; *C. Pseudo-cyperus*, RhTh zerstreut von Wg und dem Bienwald bis Germersheim, Forst und Dürkheim, V bei Würzbach, KL, Sembach, R im obern RTb; *Agrostis canina*, fast nur auf Torf; *Equisetum sylvaticum*, *Sphagnum cymbifolium*, *S. fimbriatum* und *S. acutifolium*, nicht nur auf Torfmooren, sondern auch im Waldgebirge besonders an der Nordseite der Berge und Felsen. In der Pfalz wächst kein *Sphagnum* auf Kalk, und selbst in der ganzen Trias nicht einmal auf Sand. *Polytrichum commune*, *P. piliferum*; *Fissidens adianthoides*, überall mit *Carex pulicaris*.

Auf der V des Gebirgs und dem QD des Rhth: *Drosera longifolia*, Torfsümpfe bei Limbach im Bliesgebiet, KL und zwischen Bergzabern und Kandel; *Parnassia palustris*, fehlt im Zweibrücker Triasbecken, sowie auf der Südwestseite der V jenseits KL und Obersteinbach; *Dianthus deltoides*, Sand, Triften, Wälder, Felsen, sporadisch auch auf VS bei Zw; *D. superbus*, sumpfiger und kaum feuchter Boden, fehlt im Triasbecken und reicht im Westen nur bis KL und Bitsch; *Sagina nodosa*, RhTh, V

nur bei Dürkheim und KL; *Spergula Morisonii*, Sand in Nadelwäldern der Ebenen und der Hügel am Haardtgebirge, reicht nach Westen bis KL, Homburg, Würzbach, Blieskastel und Dahn; *S. pendandra*, Hügel bei Bitsch, Zw, Königsbach, Deidesheim und Forst, RhTh zwischen Bergzabern und Kandel; *Alsine viscosa*, bei Bitsch, Wg und zwischen Bergzabern und Kandel; *Elatine hexandra*, zwischen KL und Landstuhl, zwischen Homburg und St. Ingbert, bei Bitsch, im Windsteiner Thal, bei Speyer, Frankenthal und Worms; *Radiola linoides*, fast überall, auch auf A im Bliesthal bei Zw; *Vicia angustifolia; V. lathyroides*, fast überall, im NTh bei Kreuznach auch auf P; *Agrimonia odorata*, Gebirgsthäler bei Steinbach und Dahn, RhTh im Bienwald bei Wg; *Sanguisorba officinalis*, RhTh, Nebenthäler desselben und NTh, V nur bei KL und Bitsch; *Montia minor*, Ebenen; *Hydrocotyle vulgaris; Cicuta virosa*, in stehendem Wasser; *Phellandrium aquaticum*, zerstreut in stehenden Wassern des RhTh, V nur in Weihern bei Haspelscheidt, Stürtzelbrunn und Gravenweiher; *Peucedanum palustre; Galium boreale*, häufig auf Wiesen im RhTh, V nur im Mittelzug, wo bis auf die Felsen der höchsten Berge; *Gnaphalium arenarium*, Flugsand; *Taraxacum glaucescens*, Ebene und Hügel; *Pyrola chlorantha*, RhTh bei Schifferstadt, V bei Elmstein, KL und Wachenheim, in Föhrenwäldern; *P. secunda*, bei Schifferstadt und KL; *Ilex aquifolium*, Bienwald und von Weißenburg bis Eppenbrunn und Bergzabern, auch bei Mölschbach und Waldleiningen; *Villarsia nymphoides*, Altwasser des Rheins von Speyer bis Worms, V nur südwestlich von KL, am Ursprung der nach Zw fließenden Bäche; *Gentiana pneumonanthe*, meist auf Torfboden, V nur auf den Ebenen und nicht über 900 Fuß, als Ausnahme auf Basalt bei Forst; *Limosella aquatica*, im Wasser auf Schlamm und Lehm RhTh, V nur zwischen Zw, Homburg und St. Ingbert, als Ausnahme auf Melaphyr bei Baumholder; *Orobanche Rapum*, zwischen Rechtenbach und Bobenthal in Gebirgsthälern, RhTh im Bienwald bei Wg selten; *Thymus serphyllum*, *Galeopsis bifida*; *Utricularia minor*, Torfsümpfe; *Salix repens*, RhTh, V nur auf Ebenen, nicht über 900 Fuß; *S. aurita-repens (S. ambigua)*, KL, Bitsch, Wg, Maxdorf und Ellerstadt; *Betula davurica (B. pubescens)*, V fast überall, besonders auf der Westseite, RhTh im Bienwald, bei Speyer und Maxdorf, auch auf MK bei Zw, aber hier wohl nur angepflanzt; *Hydrocharis morsus ranae*, RhTh, V nur im Surbachthal; *Potamogeton fluitans*, Germersheim, Salinen bei Kreuznach, Blies, *γ spathulatus*, Dambach, Willgartswiesen; *Pot. rufescens*, V nur in den Ebenen und Thälern, auch im Bliesthal und bis Zw, RhTh fast überall; *P. obtusifolius*, von Frankenthal bis Speyer und zwischen Steinbach und Niederbrunn; *Sparganium minimum*, von Kandel und Bergzabern bis Bingen hier und da in stehenden Wassern und Sümpfen, Torfmoore der V; *Orchis incarnata*, Sumpfwiesen; *Juncus capitatus*,

feuchter Sand zwischen Wg und Kandel, von Speyer und Haßloch bis Worms, bei Bitsch, KL und Limbach, sporadisch auf BS bei Zw; *Juncus squarrosus*, Torf- und Sandboden, V gemein, RhTh bei Wg und im Bienwald häufig, bei Speyer selten; *Rhychospora alba*, V fast überall, RhTh bei Wg und im Bienwald; *Heleocharis acicularis*, Ebenen von Speyer bis Oppenheim, von KL bis Saarbrücken und im Bliesthal; *Carex Davalliana*, vom nordwestlichen Rande des Bienwalds und der Gegend zwischen Bergzabern und Kandel bis Friedelsheim, Oggersheim und Speyer, V nur bei KL; *C. stricta*, RhTh, V nur in stehenden Wassern; *C. limosa*, V-Ebenen nur bis zu 900 Fuß, von KL und Trippstadt bis gegen St. Ingbert und von Bitsch und Neunhofen bis Ludwigswinkel, RhTh zwischen Bergzabern und Kandel, bei Neustadt und Germersheim; *C. filiformis*, RhTh im Bienwald an der Lauter, zwischen Bergzabern und Kandel und bei Speyer, V-Ebenen von KL bis Saarbrücken und von Bitsch bis Ludwigswinkel; *Carex ericetorum*, RhTh von Speyer bis Ellerstadt, V von Neustadt bis Göllheim, um KL, bei Homburg und von Bitsch bis Eppenbrunn in sandigen Nadelwäldern; *Panicum glabrum*, *Alopecurus fulvus*, *Corynephorus canescens*; *Pilularia globulifera*, zwischen Neustadt und Speyer, auch bei KL; *Lycopodium inundatum*, V fast überall, RhTh bei Wg, Meckenheim und Maxdorf; *Botrychium Lunaria*, V fast überall, RhTh an wenigen Orten, β *matricariaefolium*, V bei Bitsch, RhTh bei Schleithal; *Osmunda regalis*, V an vielen Orten, RhTh bei Wg und im Bienwald; *Polystichum Thelipteris*, RhTh von Wg bis Wachenheim, V bei Weissenburg, Neunhofen, Niederbrunn und Saarbrücken; *Sphagnum rigidum*, Heideboden und Triften, Bitsch, Zw, Wg und Bienwald; *Climacium dendroides*, fast überall, mit Frucht auf Sumpfwiesen; *Buxbaumi aphylla*, Föhrenwälder; *Polytrichum gracile*, Torfmoore bei Kirkel, Landstuhl und Bitsch auf V, RhTh bei Winden; *Meesia tristicha*, Torfsümpfe der V zwischen Homburg und Landstuhl, RhTh bei Winden; *Leucobryum glaucum*, Wälder; *Pleuridium nitidum*, V bei Zw und Bitsch, RhTh bei Wg.

Auf V, D und A: *Aracium paludosum*, RhTh und Nebenthäler, NTh, Bliesthal, V bei KL, Wilgartswiesen, Dahn und Eppenbrunn.

Auf V und BS: *Cardamine sylvatica*, im Gebirge und hier und da auf Steinen an Bächen, die in die Ebene fließen; *Spiraea Aruncus*, besonders im Westrich, wo auch sporadisch auf MK; *Chrysosplenium alternifolium*; *Hylocomium longirostre*, Zw, Dahn; *Atrichum angustatum*, BS bei Zw, V ausgetrocknete Weiher zwischen Bitsch und Eppenbrunn; *Philonotis fontana*, *Bartramia ithyphylla*; *Mnium rostratum*, Zw, Bitsch; *Bryum pallens*, Zw, KL, Bitsch; *Grimmia trichophylla*, Zw, Dahn, Bergzabern; *Barbula vinealis*, Zw, Neustadt; *Dicranella rufescens*, Zw, St. German, Böllenborn; *Reboulea hemisphaerica*, Zw, Bitsch,

Eppenbrunn, wo sie bis auf die Felsen der höchsten Berge vorkommt; *Fegatella conica*, an Felsen, Quellen und Gräben.

Auf B: *Circaea alpina*, an sumpfigen Waldhalden des Mittelzugs von Mölschbach und KL bis Stürzelbrunn bei Bitsch und im Westrich bei Kirkel und Würzbach; *Doronicum Pardalianches*, höchste Felskuppen im Waldgebirge zwischen Dürkheim und KL; *Hieracium gothicum*, im *Sphagnum* der Wiesen und Wälder bei Bitsch und KL; *Arctostaphyllos officinalis*, zerstreut in den Föhrenwäldern des Mittelzugs auf der Ostseite der Wasserscheide von Eusserthal und Elmstein bis Hochspeyer und Dürkheim; *Erica carnea*, Föhrenwälder im Frankenecker Thal bei Neustadt, wo sie von Kunstgärtnern ausgerottet wurde; *Pyrola uniflora*, Wälder bei KL und Wachenheim; auch b. Speyer; *Rhinanthus angustifolius*, nur auf der Westseite der Wasserscheide gegen Bitsch, in den Föhrenwälden der B-Ebene und auf der Nordseite steiniger Hügel; *Betonica officinalis β glabrescens*, nur westlich der Wasserscheide bei KL und Bitsch; *Lysimachia thyrsiflora*, stehende Wasser bei KL, Espelsteng, Jägersburg, Kirkel und Würzbach; *Goodyera repens*, Wälder bei Queidersbach und KL; *Rhynchospora fusca*, stehende Wasser und Torfmoore von KL bis Saarbrücken und von Bitsch bis Ludwigswinkel; *Carex pauciflora*, Torfmoore zwischen KL und Spesbach; *C. chordorrhiza*, ehedem an einem Weiher bei KL; *C. cyperoides*, ehedem im Limbacher Weiher; *Lycopodium Chamaecyparissus*, Wälder und Heiden; *Polystichum Oreopteris*, Wälder; *Sphagnum subsecundum*, Torfmoore der Ebenen bei Bitsch, Eppenbrunn, Zw und KL, *β contortum*, im Wasser derselben bei Bitsch und Zw; *S. molluscum*, Torfmoor bei Homburg; *S. squarrosum*, Torfmoor bei Neuhäusel, Homburg, Dahn, Erlenwäldchen bei Rechtenbach und Bergzabern; *S. cuspidatum*, stehendes Wasser in Torfmooren bei Bitsch, Eppenbrunn, Dahn und Homburg; *Hylocomium loreum*, im ganzen südlichen und südwestlichen Theile des Gebirgs in Wäldern und an Felsen; *Hypnum stramineum*, Sumpfwiesen bei Kirkel; *H. cordifolium*, am Kirkeler und Würzbacher Weiher; *H. crista castrensis*, Föhrenwälder bei KL, Neustadt, Erfweiler, Ludwigswinkel und Gravenweiher; *H. nemorosum* und *H. pratense*, ehedem bei KL; *H. fluitans*, Torfsümpfe, Homburg, Landstuhl, Bitsch; *H. exanulatum*, Sumpfwiesen bei Kirkel; *H. aduncum*, Sümpfe, KL, Dahn; *H. polygonum*, Kirkeler Weiher; *H. stellatum*, Torfmoor, Landstuhl, KL; *Amblystegium curvipes*, Kirkel; *A. Kochii*, ehedem bei KL; *Plagiothecium silesiacum*, Felswände, Waldboden, bei Kirkel, Dahn, Erlenbach und Bobenthal; *Pterygophyllum lucens*, an kleinen Waldbächen höherer Berge bei KL, Eppenbrunn, Dahn, Wg; *Neckera pumila*, an Buchen bei Saarbrücken, St. Ingbert und von Bitsch bis Niederbrunn, Pirmasens und Wz, an Weißtannen bei Bergzabern und (cultivirten) Fichten bei Neuhäusel; *N. pennata*, an Buchen bei KL, Kirkel, Bitsch, Mutterhausen und Eppenbrunn; *Buxbaumia indusiata*,

ehedem bei KL; *Polytrichum strictum* und *P. juniperinum*, Torfmoore bei Bitsch, KL, Homburg und Kirkel; *Atrichum tenellum*, nasser Sand in Torfmooren und an Teichen bei KL, Limbach, Bitsch und Haspelscheidt; *Bartramia Oederi*, Wälder zwischen Pirmasens und Dahn; *B. Halleriana*, Waldboden bei Bobenthal; *Meesia uliginosa*, nasse Felswände bei Bitsch; *Bryum intermedium*, Zw, Bitsch, KL; *B. calophyllum*, ehedem am Neuhäuseler Weiher; *B. lacustre*, ausgetrocknete Weiher und nasser Sand bei Würzbach, Neuhäusel und im Bliesthal bei Bierbach; *Webera annotina*, Limbach; *W. elongata*, Felsen und Wald; *Entostodon ericetorum*, Kastanienw. auf der Haardt bei Neustadt; *Splachum ampullaceum*, ehedem im Sumpf am Haspelscheidter Weiher zwischen Bitsch und der Grenze; *Schistostega osmundacea*, in einer Felshöhle bei Erlenbach, *Encalypta streptocarpa*, Felsen bei Bitsch und zwischen St. German und Rechtenbach; *Orthotrichum leucomitrium*, Zw, Dahn, Bergzabern; *O. Braunii*, Zw, Bobenthal, Bergzabern, Dürkheim; *Amphoridium Mougeotii*, an Felswänden im Walde bei Kirkel und bei Bitsch; *Ptychomitrium polyphyllum*, auf dem Bobenthaler Knopf; *Seligeria pusilla*, Höhlen in mit *Reboullia* bewachsenen Felsen bei Bitsch; *Campylobus turfaceus*, auf Torf, bei Neuhäusel, Bitsch und Eppenbrunn; *C. fragilis*, an Felsen bei Kirkel, Bitsch, Obersteinbach, Dahn und Bobenthal; *Dicranadontium longirostre*, *Dicranum undulatum*; *D. spurium*, Nadelwälder und Heiden von KL bis Dahn, Bitsch und Wg; *D. fulvum*, Dürkheim, Frankenstein; *D. flagellare*, Kirkel; *D. montanum*, an den Wurzeln alter Waldbäume, doch ohne Frucht; *Dicranella cerviculata*, auf Torf, bei Landstuhl, Homburg und Bitsch; *Trematodon ambiguus*, auf Schlamm und nassem Sand und Torfboden an Weihern bei Limbach, Haspelscheidt, Grabenweiher; *Cynodontium Bruntoni*, Felsen von Göllheim bis Bitsch, Steinbach und Bergzabern; *Weissia fugax*, ebendaselbst; *Sporledera palustris* mit *Trematodon ambiguus*; *Preissia commutata*, an Felsen bei Bitsch; *Nitella flexilis*, stehende und langsam fließende Wasser; *N. gracilis*, deßgleichen in den Torfgegenden bei Bitsch und zwischen St. Ingbert und KL; *Bartrachospermum moniliforme*, an Steinen in den Bächen der Torfsümpfe bei Bitsch und Eppenbrunn.

Auf BS: *Ulmus effusa*, Zw, ehedem in Wäldern, jetzt nur noch in Alleen; *Polypodium Robertianum*, Steinbrüche bei Zw, Mauern bei Deidesheim; *Rhynchostegium megapolitanum*, Zw. Die nachbenannten auf BS bei Zw vorkommenden Moose wachsen meist an den Abhängen der Berge, welche oben mit MK bedeckt sind; es finden sich daher auch Kalk liebende dabei: *Rhychostegium Teesdalii*, *R. tenellum*, *Eurhynchium piliferum*, *E. strigosum*; *Brachythecium rivulare*, *B. campestre*, *Camptothecium nitens*, *Heterocladium dimorphum*; *Cryphaea heteromalla*, an Fichten und Pappeln, welche angepflanzt sind; *Philonotis marchica*, an

Quellen und kleinen Wasserrinnen; *Mnium stellare, M. serratum, M. affine, Bryum turbinatum, B. obconicum, B. Funkii, B. marginatum, B. pendulum, Tetrodontium Brownianum, Orthotrichum Sturmii, Ulota Drummondii, Grimmia orbicularis,* obgleich die Mauern, an denen dieß Moos gefunden wurde, aus BS gebaut sind, so wächst es doch nur auf dem Kalkbewurfe derselben; *G. conferta, Didymodon luridus, Brachyodus trichodes; Campylostelium saxicola,* an einer Stelle bei Zw und an einem Steine bei St. German, im Dahner Thal; *Seligeria recurvata,* Zw und Bobenthal; *Campilobus flexuosus,* auf feuchten Felsen bei Zw; *Dicranella curvata; Dichodontium pellucidum, Cynodontium polycarpum* und *Gynostomum tenue,* alle bei Zw; *G. rostellatum* auf Lehm bei Zw.

Auf V, VS und R: *Lycopodium clavatum,* Wälder und Heiden; *Pogonatum urnigerum; Aulacomnium androgynum,* an Felsen und alten Baumwurzeln; *Webera cruda,* an Hohlwegen in Wäldern und auf der Unterfläche von Felsvorsprüngen und Steinen, selten bei Rechtenbach in der V an der oberen Nahe und bei Zw; *Tetraphis pellucida,* an feuchten Felsen in Wäldern; *Racomitrium canescens,* Heiden und Felsen; *Leptotrichum tortile,* an feuchten Abhängen bei Bitsch, Zw und am Donnersberg, *β pusillum,* auf nassem Sand an einem Weiher zwischen Bitsch und Eppenbrunn.

Auf V und R: *Galium saxatile,* besonders auf Torfboden in Wäldern, auf Wiesen und Felsen von St. Ingbert bis KL und Trippstadt häufig, selten bei Bitsch, häufig im Gebirge Winterhauch gegen die Nahe; *Polystichum cristatum,* ehedem an einem Weiher bei KL, Sumpf bei Sobernheim; *P. spinulosum α vulgare* und *β dilatatum,* Gebirgswälder, *γ muticum,* bei Bobenthal und Dahn; *Polytrichum formosum,* Gebirgswälder; *P. aloides,* auch besonders an Hohlwegen; *Meesia longiseta,* Sümpfe bei Homburg, Landstuhl, Dahn und Dannenfels; *Mnium hornum,* Wälder, Felsen an Quellen; *Bryum erythrocarpum,* feuchte Triften bei Zw und Dannenfels.

Auf V, R und D: *Rosa pomifera,* Waldränder bei Annweiler, am Bienwald und bei Mardorf; *Pyrola umbellata,* Föhrenwälder bei KL, Göllheim und Schifferstadt.

Auf V, VS und P: *Hypnum molluscum,* Wälder bei Neustadt, Zw und am Donnersberg; *H. chrysophyllum,* Felsen, Wälder, Bitsch, Neustadt, Zw, DV; *Bryum binum,* nasse Felsen, Torfboden, KL, Bitsch, Zw, DV; *B. inclinatum,* Felswände, Mauern, Bitsch, Dahn, Zw, DV.

Auf V, VS, R, P und M: *Silene nutans,* Felsen, Wälder; *Viscaria purpurea,* trockne Wiesen, Triften, lichte Waldstellen, Felsen, besonders in der V; *Stellaria nemorum,* nasse Felsen, Waldbäche; *Sedum purpurascens,* Felsboden; *Sambucus racemosa,* Felsen und Waldbäche; *Senecio Fuchsii,* Gebirgswälder, Waldbäche, sporadisch auch auf A im RhTh; *Cephalanthera Xiphophyllum,* Gebirgswälder im Westrich und von Wg bis Ann-

weiler und Ramberg, DB, Nahegebiet; *Polypodium Phegopteris* und *P. Dryopteris*, Felsen in Wäldern; *Hylocomium squarrosum*, Bergwiesen, Abhänge.

Auf B, BS, R und K: *Montia rivularis*, kleine Bäche und Gräben an Quellen.

Auf B, BS, P, M und D: *Cerastium erectum*, auf feuchten Stellen der Triften und Felsen, B nur bei KL, BS bei Zw, P und M im Nahegebiet, D des RhTh bei Wg, Bergzabern und Kandel.

Auf B, BS, R, K, P und M: *Malva moschata*, im Gebirge sehr verbreitet an Felsen, Wald- und Feldrändern, selten im RhTh.

Auf B, BS, M und D: *Linaria arvensis*, steinige und sandige, ungebaute und gebaute Orte der Hügel und Ebene, sehr zerstreut und an vielen Orten fehlend.

Auf B, BS, R und D: *Stachys arvensis*, Aecker, besonders auf lehmigem Boden bei Wg, Annweiler, KL, Bitsch, Zw und Saarbrücken.

Auf B, BS, S und P: *Euphorbia dulcis β purpurata*, Waldränder von Niederbrunn bis Wg und Bobenthal, Kreuznach.

Auf B, BS, R, K und D: *Vulpia sciuroides*, ungebaute Orte, öde Felder, Wegränder.

Auf B, BS, K und D: *Filago gallica*, Aecker auf lehmigem Boden bei Bitsch, Zw, Saarbrücken, Moorlautern und Meisenheim, im RhTh bei Meckenheim; *Archidium alternifolium*, feuchte Stellen auf Triften, Felsen, an Teichrändern, auf Brachfeldern und an Waldwegen bei Zw, Saarbrücken, Bitsch, Dahner Thal bei St. German, Wg, Kandel und Bergzabern.

Auf B, BS, R, K, D und A: *Oenanthe peucedanifolia*, feuchte Wiesen.

Auf B, BS, R, K und P: *Campanula cerficaria*, Wälder und Bergschluchten bei KL, Gimmeldingen, Zw, bei Gräfenhausen unfern Annweiler, zwischen Langmeil und Berstadt, zwischen Ottweiler und St. Wendel, bei Kreuznach und Oberhausen und im Dahner Thal bei Bobenthal.

Auf B, R, P und M: *Arabis arenosa*, Felsen und Gebirgswälder von Bitsch bis Niederbrunn, Frankenstein und Neustadt, NTh; *Acer Pseudoplatanus*, Gebirgswälder, sehr zerstreut; *A. platanoides*, noch seltner und nicht auf der Westseite des Mittelzugs der B; *Aronia rotundifolia*, Felsen und steinige Abhänge, DB, NTh, selten und nur am Rand der B bei Dernbach und Dürkheim; *Sorbus Aria*, steinige Abhänge und Felsen der Gebirgswälder auf der Wasserscheide und Ostseite der B, am DB und im NTh; *Centaurea montana*, Wälder der B-Thäler auf der Ostseite der Wasserscheide, von Bitsch bis Wg, KL und Grünstadt, DB, Nahegebirge; *Digitalis ambigua*, Felsboden der Gebirgswälder bei Annweiler und südwestlich von Dahn, DB, Nahegebiet; *Orchis virescens*, Gebirgswälder bei Annweiler, Kreuznach und im Steinalbthal bei Kusel; *Calamagrostis arun-*

dinacea, Felsboden der Gebirgswälder von Bitsch bis Niederbrunn und über Dahn bis KL, am DB und im NTh; *Festuca sylvatica*, Gebirgswälder, besonders Felsschluchten, von Bitsch bis Bergzabern und Mölschbach, von Otterberg bis Neustadt, am D Bund bei Kreuznach; *Lycopodium selago*, auf der Nordseite der Felsen, besonders an feuchten Stellen in der ganzen V, NTh oberhalb Kirn; *Grammitis Ceterach*, sonnige Felsen, selten und nur am Rand der V bei Dürkheim, häufig im NTh; *Aspidium lobatum*, Felsen in Wäldern, DB, NTh, selten auch bei KL? *Asplenium adianthum nigrum*, Felsen, steinige Waldabhänge; *Blechnum spicans*, Felsen, sumpfige Stellen in Wäldern; *Orthotrichum cupulatum*, Felsen bei Homburg, Kusel und im NTh.

Auf V, K und P: *Lysimachia nemorum*, feuchte und sumpfige Stellen in Wäldern von Wg bis Bitsch und Trippstadt und Mölschbach, von Saarbrücken bis Waldmoor und bei Kreuznach.

Auf V, P und D: *Silene Armeria*, Felsen und Sand zwischen Dahn und Annweiler, und bei Kreuznach, RhTh bei Meckenheim, Haßloch und Schifferstadt in Feldern; *Tylia sylvestris*, Wälder zwischen Niederbrunn und Bitsch, bei KL, Wolfstein und im Bienwald.

Auf V, R, Granit, P und M: *Orchis sambucina*, lichte Waldplätze, Heiden, Bergwiesen und Felsen, bei Bitsch selten, häufig am Fuße des Gebirgs und dessen Abhängen von Klingenmünster bis Neustadt, am DB, bei Kirchheimboland und Kreuznach.

Auf V, P, M, R, D und A: *Ranunculus platanifolius*, Felsen, Wälder, Ufer der Waldbäche, Nahegegenden, DB, Vorberge und Thäler des Haardtgebirgs von Weiher und dem Holmbach bis Annweiler und Waldrohrbach, einzeln an der Lauter im Bienwald; *Aconitum Lycoctonum*, nasse Felsen, Wälder und Erlenbrüche, Nahegebiet, DB, KL, Annweiler, Dahn, Moorboden des Bienwalds in Menge; *Cardamine impatiens*, Felsen, Wälder, Ufer, in der Vogesias sehr zerstreut, DB, Nahegebiet, Rheinufer; *C. hirsuta*, gebauter und ungebauter Boden, V sehr selten, DB, Nahegebiet, häufig im RhTh und am Gebirge von Neustadt bis Wg, wo auch in Weinbergen auf K; *Sinapis Cheiranthus*, Felsen, steinige Hügel und Sand, NTh, Mittelzug und westliche V, RhTh; *Rhamnus Frangula*, *Epilobium angustifolium*; *Sedum reflexum*, Felsen und Sand; *Arnica montana*, Wälder, Haiden und Wiesen, besonders auf Torfboden häufig; *Pulmonaria officinalis*, Wälder und Bachufer, Sobernheim, Lauterecken, Drachenfels, Hambach, Bienwald; *P. tuberosa*, Felsen, Wälder, Bergwiesen, von Bitsch und KL bis Wg und Grünstadt, Nahegebiet, DB, Bienwald; *Myosotis sylvatica*, Wälder von Eppenbrunn und Stürtzelbrunn bis KL und Dürkheim, Steinalbthal, NTh, Bienwald; *Verbascum phlomoides*, Sand und ungebaute Orte bei Speyer, KL und im NTh; *Veronica verna*, Sandfelder, Waldränder, *β major* P- und M-Felsen; *Orobanche Epithy-*

mum, lichte Waldplätze, Felsen, Triften, Nahegebiet, B von Annweiler bis Bitsch und Niederbrunn, RhTh von Speyer und Ellerstadt bis Eppstein; *Galeopsis cannabina (G. ochroleuca)*, ungebaute Orte, lichte Waldränder und Sandfelder.

Auf B, Basalt, P und M: *Senecio spathulaefolius*, steinige Waldplätze zwischen Eppenbrunn und Ludwigswinkel, Basalt bei Forst, Nahegebiet, Kusel.

Auf B und P: *Laserpitium latifolium*, Felsboden in Bergwäldern, Mittelzug der B, DB, sowie *Lilium Martagon*, welches bei Bitsch bis in die Heide der Nadelwälder auf die Ebene vorkommt; *Brachytecium albicans*, Triften, Waldränder; *Thuidium delicatulum*, Gebirgswälder, Bobenthal, Dahn, Eppenbrunn, Homburg, DB; *Bryum pallescens*, Felsen, Bitsch, DB; *Didymodon cylindricus*, Felsen in Wäldern bei Dahn, KL, DB.

Auf B und M: *Vaccinium vitis idaea*, Nadelwälder und Torfmoor, von Landstuhl bis Altleiningen und über Neustadt bis KL und Elmstein, vereinzelt bei Bitsch, auf M bei Baumholder.

Auf B, M, P, R, S und D: *Trifolium striatum*, trockne Triften und Feldränder, Oberkirchen bei Kusel, Bingen, Kreuznach, Homburg, Bitsch, Wg.

Auf B, P und D: *Lathyrus vernus*, Wälder im Gebirge bei Bitsch, Eussertthal, Edenkoben, KL, DB, RhTh bei Speyer; *Bryum roseum*, Wälder bei Bitsch, Wg, Deidesheim, am DB und am Rhein bei Wörth.

Auf B, K, R, P und M: *Prenanthes purpurea*, Gebirgswälder; *Digitalis purpurea*, Wälder, Felsen und Felder von Saarbrücken durch's K und den Rand der B bis Neuhäusel und dann durch's ganze K, den P und M mitbegriffen, bis Kreuznach, auch am Rand der B bei Dürkheim und Neustadt.

Auf B und K: ***Pinus abies*** (Weißtanne), davon finden sich ursprüngliche Bestände im Surbachthal (bei der Tannenbrücke), bei Bergzabern und Lautereden.

Auf B, K, R und Quarz-D: *Carex pilulifera*, Wälder, Heiden; *Aulacomnium palustre*, Sümpfe.

Auf B, R, S, P, M und D: *Carex digitata*, Wälder, Vorberge und Thäler der B vom Dahner Thal bis Neustadt, KL und Grünstadt, DB, Kirchheimboland, NTh.

Auf B, P, M, D und A: *Artemisia campestris*, ungebaute Orte, steinige Hügel und Sand, RhTh und NTh, B bei KL, Homburg und Bitsch; *Fraxinus excelsior*, selten in Wäldern, bei Eppenbrunn, Landstuhl, im NTh, bei Kusel, Speyer und Ludwigshafen.

Auf B, R und Quarz-D: *Knautia sylvatica*, Wälder, Winterhauch im Nahegebiet, Mittelzug der B von Weidenthal und Waldleiningen bis Bitsch, Haardtgebirg von Neuleiningen bis Gleisweiler, Bienwald, Speyer.

Auf BS und R: *Physocomitrium sphaericum*, Lehm und Schlamm, bei Zw und Dannenfels.

Auf BS, R und D: *Dicranella Schreberi*, an feuchten Abhängen und Gräben, Zw, Dannenfels, Landau.

Auf BS und P: *Rhynchostegium depressum*, an Steinen in Wäldern, bei Zw, DB; *Brachyteceum glareosum*, Raine, steinige Abhänge daselbst; *Barbula convoluta*, Felsen, Mauern, Wald.

Auf BS, Granit und A: *Equisetum hiemale*, B nur in einer Schlucht bei Kontwig selten, Granit im Windsteiner Thal, RhTh an den Ufern des Rheins häufig.

Auf BS und D: *Panicum sanguinale*, Zw, RhTh in gebautem Land, *β ciliare*, von Germersheim und Wachenheim bis Bingen; *Gymnostomum squarrosum*, Kleeäcker auf feuchtem, lehmigem Boden, Zw, Wg.

Auf BS, P und D: *Rhynchostegium rusciforme*, an Steinen in kleinen Bächen, Zw, am DB und Wg, Bitsch und Deidesheim.

Auf BS, R, KS, M, P und Basalt: *Epilobium lanceolatum*, Zw und Deidesheim selten, DB, Nahegebiet, M bei Klingenmünster, B bei Forst.

Auf BS und M: *Barbula latifolia*, Bäume, Ufer, Zw, Kusel.

Auf BS, M, P und D: *Polycnemum arvense*, hauptsächlich auf Sand- und Kiesfeldern, Zw, Nahegebiet, DB, Wg, Schweighofen, Meckenheim.

Auf BS und KS: *Weissia cirrhata*, an Steinen in waldigen Thalschluchten bei Zw und am brennenden Berg bei St. Ingbert.

Auf BS, R, D und A: *Cuscuta europaea*, an Hecken um Zw und im RhTh von Dürkheim und Ludwigshafen bis Bingen, auf Wicken in Aeckern zwischen KL und dem DB; *Phascum bryoides*, Klee- und Brachäcker auf lehmigem Boden bei Zw, Dannenfels und Landau.

Auf BS, DM und P: *Epilobium Lamyi*, in Kastanienwäldern bei Schweigen, bei Wg, ungebauten Orten und Baumgärten zwischen Kandel und Bergzabern, M-Felsen bei Klingenmünster, P-Felsen im Walde am Lemberg.

Auf P: *Thalictrum pubescens*, Felsen, steinige Bergabhänge, NTh am Rothenfels; *Dentaria bulbifera*, Wälder, NTh am Lemberg und bei Kreuznach; *Dianthus caesius*, Felsen, NTh bei Ebernburg, Rheingrafenstein; *Gagea pratensis* var. *spathacea*, lichte Waldstellen und Felsen bei Kreuznach; *Luzula Forsteri*, Wald, im NTh auf dem Lemberg; *Amblystegium subtile*, an Ahornbäumen am DB; *Eurhynchium crassinervium* und *E. velutinoides, Pterigynandrum filiforme, Anomodon attenuatus, A. longifolius, Leskea nervosa, Bryum alpinum, Dicranum longifolium, Ulota Hutschinsiae, Grimmia montana*, alle am DB; *Barbula tortuosa*, Felsen bei Wolfstein; *Gymnostomum tortile*, Felsen am DB.

Auf P und M: *Alyssum montanum*, Felsen des NTh von Kreuznach bis Ebernheim; *Prunus Mahaleb*, Felsen und steinige Bergabhänge in Wäldern, Nahe-, Glan- und untere Lautergegend, sporadisch auf TK im

RhTh bei Zell; *Sorbus domestica*, im NTh, aber wohl nicht ursprünglich wild; *Sedum Fabaria?* Felsen auf dem Lemberg und bei Baumholder; *Calamintha officinalis*, Gebüsche im NTh bei Kreuznach; *Racomitrium lanuginosum*, Felsen vom DB bis Kusel; *Grimmia commutata*, Felsen, DB, Wolfstein, Kusel; *G. leucophaea*, Felsen, DB, Kusel und sporadisch auf Sandstein bei Neuleiningen; *G. ovata*, Felsen des Königstuhls auf dem höchsten Punkte des DB und der Pfalz und von da über Wolfstein bis Kusel; *Eucalypta ciliata*, Felsen, DB, Kusel, NTh.

Auf P, M und R: *Biscutella laevigata*, Felsen, NTh; *Isatis tinctoria*, Felsen im NTh, auch auf A im RhTh, aber nur verwildert; *Vicia pisiformis*, bewaldete, steinige Bergabhänge, Glan- und NTh, DB, Neustadt, wo auch am Rande der V; *Seseli Libanotis*, Felsen und bewaldete Abhänge, im Nahegebiet, Steinalbthal, Grumbach, Oberstein, Sobernheim; *Orthotrichum rupestre*, DB, Kusel, NTh; *Grimmia Schultzii*, DB, Wolfstein, Kusel; *Cinclidatus fontinaloides*, an Felsen in der Nahe.

Auf P, M, R und D: *Draba muralis*, Felsen und steinige Abhänge im NTh und am DB, Kiesgruben am Rande eines Wäldchens im RhTh bei Ellerstadt.

Auf P, M und Uebergangs-S: *Barbula ruralis*, Felsen, DB, Kusel, Wg, hier auch auf Sandsteinmauern.

Auf P, M, D und A: *Tragopogon minor*, NTh bei Kreuznach, DB, RhTh bei Frankenthal.

Auf P, M, R und S: *Rumex scutatus*, NTh, Wolfstein.

Auf P, KS und A: *Lathraea squamaria*, auf der Wurzel von *Alnus glutinosa* an Waldbächen bei Kreuznach, St. Ingbert am DB und am Rheinufer bei Roxheim.

Auf P und D: *Ribes nigrum*, DB, RhTh bei Speyer und Haßloch.

Auf M: *Tilia platyphylla*, Remigiusberg bei Kusel; *Grimmia sphaerica*, Felsen zwischen KL und Kusel bei Erzenhausen.

Auf M und R: *Epilobium collinum*, Felsen, Steinalbthal, Oberstein, Fuß des DB; *Dipsacus pilosus*, Felsen, Wälder, Bachufer, Steinalbthal, Oberstein, Merxheim, früher auch auf BS bei Zw.

Auf R: *Vicia lutea*, Otterbach bei KL; *Orthotrichum rivulare*, Felsen an der Nahe.

Auf R, D und A: *Veronica acinifolia*, gebauter und ungebauter Boden, Rüdesheim bei Kreuznach, Albersweiler bei Annweiler, Burrweiler bei Landau; *Iris sibirica*, Sumpfwiesen auf kalkhaltigem D im RhTh von Togrim und Deidesheim bis Bingen und in's NTh bis Kreuznach, R am Fuße des DB, ehedem sporadisch bei KL; *Orchis ustulata*, feuchte Wiesen, NTh, RhTh, Saarthal: *Carex maxima*, Wälder und feuchte Gebüsche bei Annweiler, Dernbach und Albersweiler selten, bei Wg und im Bienwald

häufig; *Physcomitrella patens*, Wiesen auf Teichschlamm bei Dannenfels, Zweibrücken.

Auf Kohlenschiefer: *Leptotrichum pallidum*, am brennenden Berg bei St. Ingbert

Auf KS und A: *Rumex aquaticus*, in der Blies, an Gräben bei Zw, in der Queich bei Landau.

Auf KS, D und A: *Matricaria Chamomilla*, RhTh und nächste Nebenthäler, Nahe- und Glangebiet, Saarthal, sporadisch bei Zw.

Auf B, P, M, R, MK, TK und D: *Geranium sanguineum*, Wälder Felsen, Raine, fehlt im Triasbecken, beginnt auf der B erst bei Bitsch und geht von da ostwärts bis zum Bienwald, erreicht bei Eppenbrunn und Leinen die Wasserscheide und findet sich im ganzen Haardtgebirge und bis Bingen, dann am DB und im NTh; *Rhamnus cathartica*, Vorberge der B von Annweiler bis Grünstadt, RhTh von Ludwigshafen bis Worms, Nahegebiet, Otterbach bei KL, Zw; *Juniperus communis*, Wälder und Triften von Bitsch bis Bobenthal, Dahn und KL zerstreut, bei Zw, von Landau bis Bingen, Nahegebiet, Bienwald; *Orchis ustulata*, Naturwiesen, Annweiler, Burrweiler, KL, Nahegebiet, TK von Landau bis Göllheim, RhTh, vereinzelt im Westrich.

Auf B, P, M, und TK: *Carex montana*, Wälder und Bergwiesen, Zw, Wg, Haardt von Neustadt bis Forst, Mittelzug der B von Bitsch und Obersteinbach bis Alsenborn und Frankenstein, Kreuznach.

Auf B, P, MK, TK und D: *Anemone Pulsatilla*, Felsen, Wälder, Heiden und Triften, Mittelzug der B von Bitsch bis KL, Haardtgebirg von Landau bis Grünstadt, MK bei Zw, TK und sandiges D des RhTh, P im NTh; *Avena pratensis*, trockne Wälder, Heiden und Triften, B-Sand von Bitsch bis KL, MK bei Zw, TK von Neustadt bis Bingen, P bei Kreuznach, sandiges D bei Wg, im Bienwald und bei Speyer.

Auf B, P, M, MK, TK und D: *Vincetoxicum officinale*, Wälder, Gebüsche, B am Haardtgebirge von Grünstadt bis Wg, bei KL, Eppenbrunn und Ludwigswinkel, Nahegebiet, RhTh am Rheinufer bei Frankenthal und Worms; *Mercurialis perennis*, Wälder und Gebüsche, Vorberge und Thäler der B bei Bobenthal, Annweiler, Waldhambach und bis gegen Neustadt, DB und Nahegebiet, MK bei Wg und im Blies- und Saargebiet, TK bei Kallstadt, RhTh im Bienwald.

Auf B, P, Granit, TK, D und selten MK: *Cerastium brachypetalum*, Felsen, Raine, B fast überall, P NTh bei Kreuznach und am DB, Granit im Windsteiner Thal, TK am Haardtgebirg, D sehr zerstreut, MK nur im Saargebiet; *Cynoglossum officinale*, steinige Orte und Raine, Trifels, KL, Karlsberg bei Homburg, Albersweiler, RhTh von Landau bis Bingen, NTh, unteres Bliesthal.

Auf B, P, M, R, TK und D: *Trifolium alpestre*, Felsen, Wälder,

selten Wiesen, fehlt im Triasbecken, ist häufig im Nahegebiet von Kusel bis Kreuznach und am DB, T am Fuße des Gebirgs, B des Haardtgebirgs bis KL, Wg und Bitsch, RhTh nur auf Wiesen bei Schifferstadt; *Tanacetum corymbosum*, Felsen, Wälder, Rand der B von Grünstadt bis Klingenmünster, T von Bingen bis Landau, RhTh von Speyer bis Bingen, DB, NTh; *Stachys recta*, trockne Felsen, Wälder, Rand der B von Landau bis Bingen, DB, NTh, sporadisch bei KL und Zw. D. Rth. bei Schifferstadt.

Auf B, P, M, MK, D und A: *Sanicula europaea*, schattige Wälder, sehr zerstreut und an vielen Orten fehlend; *Veronica montana*, feuchte Stellen in Wäldern, von St. Jngbert bis Zw, bei Bitsch, Eppenbrunn, KL, Hornbach, Blieskastel, am DB und im Bienwald; *Bromus asper*, Wälder und Gebüsche, KL, DB, NTh, Zw, Wg, Rheinwaldungen.

Auf B, P, M, KK, und TK: *Lathyrus niger*, Wälder, B zwischen Eppenbrunn und Ludwigswinkel, Grenze der B und des TK von Neustadt bis Grünstadt, P und M am DB und bei Kreuznach.

Auf B, P, T und D: *Peucedanum Oreoselinum*, Wälder, Heiden und Triften von Bitsch bis KL, Wg und Grünstadt, RhTh im Bienwald und von Speyer bis Oppenheim, Nahegegend.

Auf B, P, M, R, MK und D: *Orchis mascula*, Wälder von Bitsch bis Wg, Elmstein, Bergzabern und Dürkheim, MK des Westrichs, Nahegebiet, RhTh selten, von Speyer bis Dürkheim; *O. bifolia*, Wälder, Heiden, Urwiesen, B überall, sowie P, M, R und D, MK bei Zw; *Epipactis latifolia*, Wälder zerstreut; *E. atrorubens*, ehedem auf einem MK-Berge bei Zw, findet sich nur mehr bei Mainz in Föhrenwäldern auf T.

Auf B, P, TK, D und A: *Pilosella praealta*, Felsen, Waldränder, Raine, Mauern, RhTh überall, Haardtgebirg (sporadisch auf MK bei Wg), KL, Homburg, Bitsch, unteres Nahethal; *Veronica Teucrium*, trockne Wiesen, Waldränder, Felsen, selten auf B bei Hartenburg, KL, Bitsch, RhTh von Lauterburg bis Bingen (nicht bei Wg), am Gebirg von Landau bis Kreuznach und am DB, Wiesen des Saar- und unteren Bliesthals; *β brachysepala*, T bei Landau.

Auf B, P, M, TK und D: *Echinospermum Lappula*, ungebaute steinige und sandige Orte, B wohl nur sporadisch im Thale zwischen Dürkheim und Frankenstein, T von Kallstadt, Alzei und Worms bis Bingen, und ins Nahethal bis Sobernheim.

Auf B, P, M, K, MK und TK: *Atropa Belladonna*, Wälder von St. Jngbert bis Zw, bei KL, Frankenstein, Annweiler, Bobenthal, DB, Lauterecken, Neuhorbach, Büchelberg im Bienwald.

Auf B, P, R, MK, D, TK und A: *Orobanche Galii*, steinige Orte, Raine, am Gebirge von Landau bis Neustadt, der B bei KL und Homburg, NTh bei Kreuznach, RhTh bei Lauterburg, Oggersheim und Eppstein, sporadisch auf MK bei Wg.

Auf V, P, M, S, TK und D: *Orobanche coerulea*, steinige und sandige Orte, trockne Wiesen und Brachfelder, Bitsch, Mölschbach bei KL, Klingemünster, Kreuznach, Martinstein, Wg, Landau, Dürkheim, Speyer.

Auf V, P, M, S, MK, D und A: *Melampyrum cristatum*, Wälder und Urwiesen von Annweiler bis Neustadt und bei KL, Kreuznach, Bingen, RhTh aufwärts bis Speyer und Forst, MK im Saargebiet.

Auf V, P, S, TK und D: *Thesium intermedium*, Wälder, Heiden, zwischen Bitsch, Homburg, Wg und Grünstadt, RhTh im Bienwald und bei Friesenheim, Hügel von Gerolsheim und Grünstadt bis Bingen und Kreuznach.

Auf V, P, M und MK: *Carex virens* und *β divulsa (C. div.)*, Wälder bei Bitsch, Eppenbrunn, Bobenthal, Rechtenbach, Zw, Kusel und am DB.

Auf V, P, M, Granit, MK und D: *Melica nutans*, Wälder, RhTh, Vorberge und Thäler der V von Neustadt bis Wg, Granit im Windsteiner Thal, P und M im NTh, MK bei Hornbach.

Auf V, P, M, S, VS und TK: *Agropyrum caninum*, Wälder und Gebüsche von Edenkoben bis Dürkheim, DB, Nahegebiet, TK bei Alzei, VS bei Zw.

Auf V, P, K, S und M: *Actaea spicata*, Gebüsche bei Neustadt, KL, Edenkoben, Annweiler, Dahn, Stürzelbrunn, auch im Nahegebiet, am DB und an einer Stelle auf MK bei Zw.

Auf V, P, MK und D: *Spiranthes autumnalis*, Waldwiesen, KL, Dahner Thal, Steinbach, Zw, Neuhornbach, Bitscher Rohrbach und im RhTh bei Wg.

Auf V, P, KK, TK und D: *Cirsium acaule*, Felsen, Waldränder, Raine und Wiesen, Rand der V bei Bitsch und Wachenheim, Westricher Trias, Glanthal bei Meisenheim, NTh Berge bei Kreuznach, Hügel bei Landau, Dürkheim und Bingen, RhTh bei Speyer und Marxdorf.

Auf V, P, M, R und TK: *Convallaria Polygonatum*, Felsen, trockne Bergwälder, fehlt auf der Trias, und westlich von KL und Bitsch, auch auf der V; *Anthericum Liliago*, Felsen, Heiden und trockne Wälder.

Auf V, R, MK und D: *Pyrola rotundifolia*, Wälder selten, Annweiler, Bitsch, Zw, Ramstein bei KL, RhTh bei Speyer und Schifferstadt.

Auf V, VS, MK, K und D: *Rumex acutus*, Wiesen, Bitsch, Homburg, Zw, Kusel, Kreuznach, Dürkheim, Speyer.

Auf V, VS, TK und D: *Aristolochia Clematitis*, trockne ungebaute Orte, Homburg, Zw, sehr selten (zwischen Zw und Bitsch auch auf MK sporadisch), T von Landau bis Grünstadt, RhTh von Landau bis Speyer; *Carex paradoxa*, Sumpfwiesen, RhTh von Wg und dem Bienwald bis Forst und Maudach, Queichthal bei Annweiler, T bei Arzheim, V zwischen Rechtenbach und Bobenthal, Triasthal zu Zw.

Auf V, KS, TK, MK und D: *Orchis viridis*, Wiesen, Waldränder,

RhTh, einige Thäler und Vorberge der V, Nahegebiet, besonders häufig um Kusel, MK des Saargebiets.

Auf V, M, R, MK und TK: *Cephalanthera rubra*, Wälder von KL bis Eppenbrunn, Klingemünster und Edenkoben selten, MK bei Zw und Lembach, Nahegebiet.

Auf V, R, KS, MK, D und A: *Allium ursinum*, feuchte Wälder und Gebüsche bei KL und Annweiler, Bliesgegend auf MK, NTh, RhTh im Bienwald häufig, besonders an Bachufern, und bei Landau, Rheinwaldungen.

Auf V, VS, R, MK, D: *Bromus arvensis*, ungebaute Orte besonders auf Lehmboden, Zw Triasbecken, Bitsch, Otterbach bei KL, Nahegebiet, Wg.

Auf V, R, MK und D: *Carex polyrrhiza*, Wälder und feuchte Waldwiesen.

Auf V, VS, MK und A: *Senecio aquaticus*, nasse Wiesen im Westrich und bei Germersheim.

Auf V, R, T, D und A: *Chaerophyllum aureum*, Wiesen, V im Dürkheimer Thal; T Alzei, RhTh von Königsbach und Germersheim abwärts, NTh.

Auf V, MK und D: *Ophioglossum vulgatum*, Waldwiesen, KL, Zw, Blies- und Saargebiet, RhTh bei Wg, Dürkheim und Roxheim.

Auf V, T und D: *Potentilla alba*, Nadelwälder, Gebüsche, KL, Altleiningen, Battenberg und zwischen Neustadt und Speyer; *Achyrophorus maculatus*, Wälder und Heiden, Mittelzug der V von Bitsch bis KL, Haardtgebirg von Neustadt bis Grünstadt, RhTh bei Speyer, T bei Bingen und Kreuznach; *Chondrilla latifolia*, Raine und Sand bei Bitsch und zwischen Dürkheim und Oggersheim.

Auf V, VS, MK, P, M, KS, R und D: *Xantophthalmum segetum*, Saatfelder auf Lehmboden bei KL und Zw selten, im Nahegebiet häufig und von da das RhTh hinauf bis Dürkheim und Speyer.

Auf V, VS, R, T, D und A: *Chondrilla juncea*, ungebaute Orte, sehr zerstreut und an vielen Orten fehlend.

Auf V, P, M, R und T: *Lactuca Scariola*, Felsen, waldige Abhänge, Steinbrüche, ungebaute Orte im Nahegebiet, Haardt, von Grünstadt bis Annweiler und KL, vereinzelt bei Bitsch.

Auf V und MK: *Rubus saxatilis*, Gebirgswälder bei Zw, Hornbach, Bitsch, Eppenbrunn, Ludwigswinkel, KL und Neustadt.

Auf V, P, MK, KK, T, D und A: *Anemone ranunculoides*, feuchte Wälder und Wiesen, Rand der V auf mit Lehm gemischtem Boden bei Würzbach, P, M, KK und R im Glan- und NTh, DV, RhTh im Bienwald, bei Speyer, Saarthal, T in Weinbergen bei Landau und Edenkoben; *Corydalis cava*, feuchte Wälder, Hecken und Wiesenränder, Glan- und NTh von Kusel bis Kreuznach, Rand der V bei Würzbach und Moorlautern, RhTh bei Speyer, Weinberge auf T bei Landau.

Auf B, P, M und KK: *Sorbus torminalis*, Wälder, Neustadt nur am Rande der B, Kreuznach, Meisenheim, Lauterecken.

Auf BS, MK und D: *Filago spathulata*, Aecker, Trias des Westrichs, RhTh; *Festuca elatiori-perennis (F. loliacea)*, gute Wiesen.

Auf BS, S, R, MK, TK und D: *Sphaerangium muticum*, Waldränder, Kleeäcker.

Auf BS, MK, KK, TK, P und M: *Corydalis solida*, Felsen, Waldränder, Hecken, Zw, Bliesthal, Nahegebiet, DB, Kallstadt, Dürkheim, Neustadt.

Auf BS und MK: *Barbula aloides*, Felsen und Steine bei Zw und Rimschweiler häufig, selten auf MK bei Wg, Mauern zwischen KL und Otterberg; *B. ambigua*, Felsen, Steine und sandig-lehmige Schichten bei Zw und Rimschweiler häufig, MK bei Wg und Bergzabern selten.

Auf BS, MK und TK: *Barbula rigida*, Mauern, Felsen und lehmige Schichten auf denselben bei Zw und Rimschweiler, MK bei Wg und Bergzabern, TK von Landau bis Grünstadt.

Auf BS, P, M, T und D: *Mentha rotundifolia*, ungebaute Orte, Raine und Ufer, im RhTh von Wg bis Worms, NTh von Kreuznach bis Martinstein, BS bei Zweibrücken; *M. nemorosa*, RhTh und Nebenthäler, NTh, Zw; *M. sylvestris*, RhTh von Landau bis Bingen, Nahegebiet. Ich übergehe die Bastarde aus diesen Arten.

Auf P, M, R, KK, TK, D und A: *Lepidium graminifolium*, ungebaute Orte, RhTh von Landau bis Bingen und ins NTh und Glanthal bis Sobernheim und Meisenheim; *Tragopogon major*, ungebaute Orte, Glan- und NTh von Meisenheim bis Bingen und ins RhTh bis Neustadt und Speyer.

Auf P, M, MK und TK: *Rubus tomentosus*, Felsen, Wälder am Gebirg von Wg bis Grünstadt, DB, Nahegebiet.

Auf P, M, R, KK und TK: *Helleborus foetidus*, Hügel von Dürkheim bis Bingen, Gebirge und steinige Thäler von Kusel bis Kreuznach und Kirchheimboland; *Dictamnus Fraxinella*, Felsen und Wälder am Rand der B von Neustadt bis Grünstadt selten, häufiger am DB, im NTh und bei Meisenheim.

Auf P, M, R, KK, MK und TK: *Rosa spinosissima*, Raine, Felsen, Waldränder, Nahegebiet, DB, RhTh Hügel von Bingen bis Neustadt, bis in die Vorberge der B, selten bei Zw auf M.

Auf P, M, R und TK: *Potentilla rupestris*, Felsen, Waldränder, NTh, DB und sporadisch am Rand der B bei Forst; *Ribes alpinum*, Waldränder, Gebüsche, Felsen, Glan- und Nahegebiet, DB, Rand der B von Grünstadt bis Wachenheim und bei Weiher; *Achillea nobilis*, Felsen und Wälder, Glan- und NTh, Rand der B von Grünstadt bis Neustadt, M bei Klingenmünster; *Thesium pratense*, Hügel und Wiesen, Grünstadt, NTh von Kreuznach bis Oberstein.

Auf P, M, R, KS, MK, TK und D: *Trifolium ochroleucum*, Wiesen, Waldränder, Nahegebiet, RhTh, MK des Blies- und Saargebiets, sporadisch am Rand der V; *Eryngium campestre*, Raine, Bergabhänge, Alsenzthal, NTh, RhTh von Bingen bis Landau, MK des Saar- und unteren Bliesgebiets.

Auf P, R und TK: *Trifolium rubens*, Waldränder, NTh, DV, Rand der V von Grünstadt bis Annweiler.

Auf P, R, TK und Basalt: *Vicia tenuifolia*, Waldränder, NTh von Kreuznach bis Bingen, am Fuß des Gebirgs und Rand der V von Kirchheimboland bis Neustadt.

Auf P, M, TK, D und A: *Medicago minima*, Raine, NTh bei Kreuznach, RhTh von Bingen bis Neustadt; *Potentilla incana*, RhTh am Rhein von Rheinzabern bis Bingen, und am Gebirge von Neustadt bis Bingen, bei Kirchheimboland und im NTh von Bingen bis Kirn; *Veronica spicata*, Felsen und sandige Wälder, DV, Alsenz- und NTh, Rand der V von Grünstadt bis Neustadt; *Orobanche arenaria*, Felsen und Sand, NTh von Kirn bis Kreuznach, RhTh von Bingen bis Dürkheim; *Polycnemum majus*, Felder bei Rheingönnheim, DV, NTh von Kreuznach bis Martinstein; *Atriplex tatarica*, Raine, ungebaute Orte, RhTh von Speyer und Dürkheim bis Bingen und ins NTh bis Sobernheim; *Poa bulbosa*, sandige Triften und steinige Hügel, RhTh von Germersheim und Neustadt bis Bingen und ins NTh und Glanthal bis Lauterecken; *Stipa capillata*, Felsen und Sandhügel, RhTh von Dürkheim und Oggersheim bis Bingen und ins NTh bis Kirn; *S. pennata*, ähnliche Orte zwischen Dürkheim und Herxheim, bei Nierstein, zwischen Mainz und Bingen, NTh bei Norheim, Martinstein und Oberstein.

Auf P, M, KK und MK: *Lithospermum purpureo-coeruleum*, Felsen und Wälder, DV, Alsenzthal, NTh bei Kreuznach und Kirn, Glanthal bei Meisenheim, MK im Saarthal.

Auf P und TK: *Thlaspi montanum*, steinige Hügel, Felsen an bewaldeten Bergen, ehedem bei Kallstadt, nun nur mehr auf dem Lemberg im NTh.

Auf P, TK und D: *Arabis hirsuta*, Felsen, Raine, trockne Wiesen, NTh, DV, RhTh von Bingen bis Neustadt und Speyer, sowohl in der Ebene als an den Abhängen des Gebirgs und bis zum Rand der V, auch sporadisch auf der V selbst bei Wilgartswiesen; *Alsine tenuifolia*, Felsen, gebaute und ungebaute Felder, Nahegebiet, DV, RhTh, sporadisch auch auf V am Rand der Straße von Bergzabern nach Dahn; *Seseli coloratum*, lichte Waldstellen, trockne Hügel, NTh, NTh Hügel und Ebene von Bingen bis Speyer, Iggelheim und Wachenheim, daselbst bis zum Rand der V trockne Wiesen, RhTh von Marxdorf und Ludwigshafen bis Bingen, Hügel der V; *Cirsium tuberosum*, Triften und Wiesen, NTh, DV, RhTh;

C. tuberoso-oleraceum, RhTh; *Orobanche rubens*, Felsen, Hügel und trockene Wiesen von Wachenheim bis ins NTh bei Kreuznach; *Cynodon Dactylon*, Raine, ungebaute Orte, Hügel und Mauern, NTh von Kreuznach bis Bingen und ins RhTh bis Neustadt und Speyer.

Auf P, M und KK: *Arabis brassicaeformis*, Felsen in Gebirgswäldern, DB, Nahe- und Glanthal bis Sobernheim und Lauterecken.

Auf P, M, N, TK und D: *Peucedanum Cervaria*, Wälder, Raine, trockne Wiesen, Kreuznach, DB, RhTh von Bingen bis Speyer, Rand der B von Grünstadt bis Neustadt; *Aster Linosyris*, Felsen, Raine, lichte Waldstellen, NTh, DB, RhTh Hügel von Bingen bis Neustadt, Ebene zwischen Speyer, Ludwigshafen, Dirmstein und Freinsheim; *Tragopogon major*, ungebaute Orte und Felsen, Nahegebiet, DB, RhTh von Bingen bis Neustadt und Speyer; *Heliotropium europaeum*, gebaute und ungebaute Orte, NTh von Kirn bis Kreuznach, RhTh von Bingen bis Grünstadt, Schifferstadt und Mundenheim; *Veronica praecox*, Aecker und Weinberge bei Kreuznach, RhTh von Bingen bis Bergzabern, Kandel und Wörth; *Andropogon Ischaemum*, Raine, NTh von Oberstein bis Bingen, RhTh.

Auf P, N und TK: *Arabis auriculata*, Felsen und steinige Hügel, NTh von Kreuznach bis Laubenheim, RhTh von Alzei und Zell bis Dürkheim; *Iris germanica*, Felsen, NTh von Oberstein bis Bingen, Eisbachthal bei Grünstadt, bei Dürkheim auf Mauern angepflanzt.

Auf P, M. N, MK, TK und D: *Anemone sylvestris*, Felsen, Gebüsche, Waldränder, Naturwiesen, NTh von Odernheim bis Bingen und das RhTh hinauf bis Landau und Speyer, Rand der B zwischen Neustadt und Grünstadt, MK bei Ensheim und ehedem bei Wg, wo sie ein Gärtner ausgerottet hat; *Adonis aestivalis*, Saatfelder fast überall, fehlt aber in einigen Gegenden ganz, wie bei Wg und Bergzabern; *Reseda lutea*, ungebaute Orte, NTh und Hügel von Landau bis Bingen, Glan und NTh, MK um Zw; *Geranium rotundifolium*, Felsen, gebaute und ungebaute Hügel, RhTh am Fuß des Gebirgs, Alsenz- und NTh; *Hypocrepis comosa*, lichte Wälder, Wiesen, RhTh und Hügel von Speyer und Neustadt bis Bingen, NTh, Zw; *Lathyrus tuberosus*, Aecker, RhTh, Nahegebiet, Zw, Blies- und Saargebiet; *L. sylvestris*, Waldränder, Hecken, Raine, auf allen genannten Formationen, aber auf D nur bei Speyer; *Bupleurum falcatum*, Waldränder, Raine, Felsen, NTh, RhTh, Westrich; *Carduus nutans*, Raine, Brachfelder Nahegebiet, RhTh, Zw, Bliesgebiet; *Stachys germanica*, Raine und Brachfelder, RhTh von Speyer und Iggelheim abwärts, Hügel bei Frankweiler und zwischen Dürkheim und Grünstadt, Nahegebiet, MK des Westrichs; *Prunella grandiflora*, Felsen, lichte Waldstellen, trockne Wiesen, RhTh bei Schifferstadt, Hügel von Deidesheim bis Bingen, DB, Kreuznach, MK bei Zw; *P. alba*, Waldränder, Felsen, RhTh bei Speyer, Hügel von Neustadt bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, MK bei

Blieskastel; *Ajuga Chamepithys*, Felder, RhTh von Schifferstadt bis Bingen, und ins NTh bis Sobernheim, Hügel bei Landau, MK bei Zw; *Teucrium Botrys*, ungebaute Orte, selten am Rhein (nur an Dämmen), Hügel bei Landau und Grünstadt, DB, Nahegebiet von Kreuznach bis Sobernheim und dem Steinalbthal; *Globularia vulgaris*, trockne Wiesen und Felsen, RhTh bei Marxdorf und Eppstein, Hügel von Dürkheim bis Bingen und ins NTh bis Martinstein; *Allium rotundum*, Raine, Aecker, Weinberge von Frankenthal bis Bingen, von Wg bis Landau und von Dürkheim bis Bingen, Alsenzthal, NTh, Glanthal; *A. sphaerocephalum*, Felsen, Waldabhänge, Sandfelder, RhTh von Speyer und Dürkheim bis Bingen, DB, Alsenzthal, Kreuznach; *Muscari neglectum*, Felsen und Weinberge im Rh- und NTh; *M. botryoides*, trockne Wiesen und Kleeäcker, RhTh von Maudach und Marxdorf bis Bingen, NTh und sporadisch bei Zw.

Auf P, M, R, MK und TK: *Iberis amara*, Felder, RhTh von Landau bis Bingen, Nahegebiet, Westrich; *Wibelia foetida*, ungebaute und steinige Orte; *Teucrium Chamaedrys*, Wälder, Felsen, Hügel im Gebiet und bei Neustadt auch am Rand der B; *Brachypodium pinnatum*, Wälder, Hügel, RhTh, NTh, Zw, Bliesgebiet.

Auf P, MK, TK und D: *Thlaspi perfoliatum*, gebaute und ungebaute Orte, doch nur wo der Boden kalkhaltig ist; *Linum tenuifolium*, Raine, Waldränder, RhTh und ins NTh bis Sobernheim, Westrich bei Zw; *Malva Alcea*, Raine, Waldränder, RhTh, NTh, Zw, Bliesgebiet; *Sedum boloniense*, Waldränder, Raine, Felsen, Mauern, RhTh, NTh, Saarthal.

Auf P, M, KK und D: *Lactuca saligna*, Glan- und Nahethal von Kusel und Norheim bis Bingen und von da im kalkhaltigen Diluvium des Rheinthales bis Ludwigshafen und Dürkheim.

Auf P, M, MK, TK und D: *Stellera Passerina*, steinige und sandige Felder auf kalkhaltigem Boden, RhTh von Dürkheim und Oggersheim bes Bingen und ins NTh bis Norheim, MK des Westrichs.

Auf P, M, KS, MK und D: *Asarum europaeum*, Wälder und Gebüsche bei Kreuznach, Rockenhausen, Zw, Wg, sumpfige Erlenwälder des RhTh im Bienwald häufig, Speyer.

Auf P, M, R, S, MK, TK und D: *Asperula cynanchica*, Waldränder, trockne Wiesen am und im Gebirge, auf der Ebene zwischen Schifferstadt und Schauernheim.

Auf P, MK und A: *Pyrus communis* und *P. Malus*, Wälder selten, DB, Bliesgauberge, Rheinwaldungen.

Auf P, M, KK und TK: *Cotoneaster vulgaris*, Felsen und waldige Bergabhänge, Glan- und NTh von Meisenheim bis Kreuznach, DB, Niederingelheim; *Phleum asperum*, gebaute und ungebaute Hügel, Glan- und

NTh von Meisenheim und Martinstein bis Bingen, RhTh, Oppenheim, Nierstein.

Auf P, M, KS, KK, MK, TK und A: *Scilla bifolia*, Felsen, Wälder, Wiesen, von Saarbrücken durch die Region des K bis Kreuznach, TK am Rand der V bei Battenberg, Rheinufer von Oppenheim bis Germersheim, MK bei Hornbach und im Bliesgebiet.

Auf P, M, MK und A: *Gagea lutea*, Wälder, Hecken, Wiesenränder, Nahegebiet, Wg, Saargemünd.

Auf P, TK und Sand: *Carex supina*, Felsen und steile Abhänge im NTh bei Ebernburg und Kreuznach, T bei Ingelheim und Mainz und felsige Hügel zwischen Grünstadt und Dürkheim; *C. humilis*, Felsen, dürre Triften, Raine und Waldränder, NTh von Kirn bis Kreuznach und Kirchheimboland, sowie von da dem RhTh entlang bis Dürkheim.

Auf P, M, R, KK und TK: *Galium glaucum*, Felsen und Waldränder; Glan- und NTh von Meisenheim und Sobernheim bis Bingen und am Rand der V bis hinauf nach Neustadt.

Auf P, R, KK, MK, TK und D: *Inula salicina*, Wälder und Wiesen.

Auf P, M, Granit, KK und MK: *Fragaria magna*, Wälder, Kreuznach, Sobernheim, Meisenheim, Kusel, Zw, und vereinzelt auf Granit bei der Ludwigshöhe.

Auf P, R, MK, TK und D: *Aster Amellus*, lichte Waldstellen, Hügel, NTh von Kreuznach bis Bingen, Rand der V von Grünstadt bis Wg, RhTh bei Maxdorf und Rheingönnheim, Triasbecken.

Auf P, M, KS, R, TK, D und A: *Ranunculus Philonotis*, Aecker, RhTh, Nahegebiet.

Auf P, M, R, Basalt, TK und D: *Bromus patulus*, Felsen, Hügel und Felder, NTh, RhTh von Bingen bis Neustadt und Speyer.

Auf P, M, KK, MK, TK, und A: *Orchis fusca*, Wälder und Gebüsche, Glanthal bei Meisenheim, Alsenzthal bei Altenbamberg, NTh bei Ebernburg, MK bei Zw und vereinzelt bei Wg, häufig am Rhein bei Lauterburg.

Auf P, R, KS, TK und D: *Berberis vulgaris*, Wälder und Gebüsche, sehr zerstreut, Nahegebiet, RhTh, im Gebirg bei Annweiler.

Auf M, MK, TK, A: *Linaria spuria*.

Auf R, TK und D: *Euphrasia lutea*, lichte Wälder und Hügel, Rand der V von Neustadt bis Grünstadt und ins NTh bis Kreuznach; *Bromus inermis*, ungebaute Orte, Hügel und Wiesen im RhTh von Neustadt und Mutterstadt bis Bingen, NTh.

Auf R, Kalk und D: *Equisetum Telmateja*, feuchte Aecker, Wiesen, Wälder und Ufer bei Wg, Bienwald, bei Neustadt und im NTh.

Auf R und MK: *Rosa hybrida*, lichte Wälder, Standebühl, Zw.

Auf R, MK und D: *Lathyrus hirsutus*, Aecker bei Sambach und Otterbach unfern KL, Westrich, RhTh.

Auf R, MK, TK und D: *Lathyrus Nissolia*, ungebaute Orte und Saatfelder, Otterbach bei KL, Lange Meil, Kirchheimbolanb, Bergzabern und Wg; *Orlaya grandiflora*, RhTh bei Edenkoben, Lambsheim, Dürkheim und von da bis Bingen und ins NTh, Saar- und unteres Bliesgebiet; *Podospermum laciniatum*, gebaute und ungebaute Orte, NTh und Hügel von Neustadt bis Bingen und ins NTh bis Sobernheim, sporadisch auch bei Zw auf MK; *Specularia hybrida*, Rheinthal bei Grünstadt und Göllheim, Nahethal bei Langenlohnsheim, Saargegend bei Saargemünd; *S. Speculum*, Rheinthal bei Scheibenhardt, Kandel 2c., TK bei Annweiler, Landau, Alzei 2c., Kreuznach, Otterbach bei KL, Bitsch.

Auf R, MK, D und A: *Dipsacus sylvestris*, Raine, Gräben, Bachufer, NTh, RhTh, Westrich, auch sporadisch bei KL, *Petasites officinalis*, kleine Bäche, Ufer, NThbei Kreuznach, Thal zwischen Hirschhorn und Rodenbach, Queichufer bei Godramstein, kleine Bäche im Blies- und Saargebiet.

Auf R, MK, TK, D und A: *Ulmus campestris*, Wälder und Gebüsche sehr zerstreut, auch am Rheinufer; *Triglochin palustre*, sumpfige Orte.

Auf R, TK und Basalt: *Rosa collina*, lichte Wälder und Hügel am Rande der V von Neustadt bis Grünstadt.

Auf R und TK: *Inula germanica*, Felsen und Raine von Dürkheim über Grünstadt, Alzei und Oppenheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach.

Auf R, KK und MK: *Torilis helvetica*, Aecker, Nahegebiet, unteres Bliesgebiet.

Auf K, MK, TK und D: *Epipactis palustris*, Wälder und Wiesen, auch Sumpf, RhTh, NTh, Westrich.

Auf MK: *Rosa obtusifolia*, Hügel bei Wg; *Hypnum filicinum*, Zw; *Philonotis calcarea*, sumpfige Bergwiesen im Blies- und Saargebiet; *Orthotrichum pallens*, Beckweiler bei Zw; *Orthotrichum gymnostomum*, Zw in Wäldern auf *Populus tremula*; *Barbula inclinata*, *B. gracilis*, *Anacalypta caespitosa*, *Pottia minutula*, *Weissia mucrunata*, alle bei Zw.

Auf MK und A: *Ephemerella recurrifolia* und *Ephemerum stenophyllum*, Waldwege und Wiesenschlamm bei Zw.

Auf MK, TK, D und A: *Senebiera Coronopus*, ungebaute Orte, Wege, Ufer, nicht überall; *Polygala amara β parriflora (P. austriaca* und *P. uliginosa)*, Wälder und Wiesen, Zw, Blies- und Saargebiet, NTh, RhTh; *Tetragonololus siliquosus*, Gräben, feuchte Wiesen, RhTh von Landau und Speyer bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, Altheim bei Zw; *Cirsium eriophorum*, ungebaute Orte, auf Bergen bei Ensheim im

Saargebiet, Hügel bei Landau, Alzei und Bingen, RhTh von Speyer und Bühl bis Mainz; *Tragopogon orientalis*, Wiesen, Blies- und Saargebiet, NTh, RhTh; *Physalis Alkekingi*, Rheinthal von Rheinzabern bis Speyer, MK bei Wg, Blies- und Bickenalbgebiet, TK von Dürkheim bis Bingen; *Euphorbia stricta*, Raine, Hecken, Ufer, Saarthal, NTh, RhTh; *Salix cinerea; Potamogeton lucens*, stehende Wasser am Rhein und ins NTh bis Kreuznach, Saargebiet; *Orchis militaris*, Wiesen, Hecken, Wälder, RhTh von Lauterburg und Landau bis Bingen; *Juncus obtusiflorus*, Sümpfe, RhTh, NTh, Saargebiet bis auf die M-Berge; *Cyperus fuscus*, nasse Stellen, RhTh, NTh, Saargebiet, Schwolbthal; *Heleocharis uniglumis*, sumpfige Stellen auf Wiesen, RhTh, Zw, Saargebiet; *Carex ornithopoda*, Bergwälder bei Zw und Saarbrücken, Hügel bei Oppenheim, Rheinufer bei Lauterburg; *C. distans*, feuchte Stellen auf Wiesen und an Ufern kleiner Bäche fast überall in genannten Formationen und sporadisch bei KL; *Festuca arundinacea*, Rhein-, Saar- und Bliesufer und an kleinen Bächen und Rinnwässern auf den Kalkbergen.

Auf MK, TK und D: *Lathyrus Aphaca*, Aecker, RhTh und südwestlicher Rand des Triasbeckens; *Fragaria collina*, Waldränder, Raine, trockne Wiesen, RhTh, NTh und südwestlicher Rand des Triasbeckens von Zw; *Galium tricorne*, MK des Beckens von Zw, RhTh von Speyer und Neustadt und Hügel von Dürkheim bis Bingen und Kreuznach; *Crepis taraxacifolia*, gebaute und ungebaute Orte, Weinberge von Edenkoben bis Wg; *Gentiana cruciata*, Waldränder, trockne Wiesen, Berge des Blies- und Saargebiets selten, Hügel bei Landau und Kreuznach, RhTh von Speyer, Schifferstadt und Maxdorf bis Frankenthal; *Stachys annua*, Aecker, Zw und Bliesgebiet, Kreuznach, RhTh von Bingen bis Neustadt und Speyer; *Orchis pyramidalis*, Wiesen auf kalkhaltigem Boden bei Mechtersheim, Speyer und Schifferstadt, selten in Wäldern auf Bergen bei Zw und Ensheim; *O. odoratissima*, Bergwälder zwischen Zw, Pirmasens und Hornbach, Wiesen im RhTh von Haßloch und Speyer bis Forst und Erpolsheim auf kalkhaltigem Boden, Hügel bei Grünstadt; *Ophrys muscifera*, Bergwälder bei Zw, selten auf Hügeln bei Wg, am Rande der V von Landau bis Grünstadt und Wiesen im RhTh von Neustadt und Speyer bis Forst, Maxdorf und Lambsheim; *O. aranifera*, ehedem auf Bergen bei Zw und nur noch selten auf Hügeln bei Landau, Leistadt und Altenbamberg, sowie auf Wiesen im RhTh von Schifferstadt und Forst bis Maxdorf und Frankenthal; *O. arachnites*, Bergwälder bei Zw selten, Hügel bei Landau und am Rande der Vogesias zwischen Königsbach und Wachenheim selten, Wiesen des RhTh von Speyer bis Forst und Eppstein; *O. apifera*, Bergwälder bei Zweibrücken und Saarbrücken, Hügel bei Landau, Wiesen im RhTh von Schifferstadt und Ruppertsberg bis Forst, Ungstein und Eppstein; *Anthericum ramosum*, Wälder, Hügel und trockne Wiesen, RhTh von

Dürkheim und Marxdorf bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, Hügel bei Landau, Berge bei Zw und sporadisch auf B im Thale zwischen Dürkheim und Frankenstein; *Carex fulva*, Sumpfwiesen, RhTh, ins Queichthal bis Annweiler und ins NTh bis Kreuznach, Bergwiesen des Blies- und Saargebiets; *C. xanthocarpa (C. fulvo-flava)* mit voriger.

Auf KK, MK, TK und Dil: *Malva hirsuta*, ungebaute Orte und Brachfelder bei Zw und im Bliesgebiet, bei Meisenheim und Obermoschel, im RhTh von Bingen bis Dürkheim und Speyer zerstreut und bei Wg; *Gentiana ciliata*, Waldränder, Hügel, Raine, Meisenheim, Kreuznach, und von da ins RhTh bis Oppenheim, bei Landau, Bergzabern, Wg, zwischen Speyer, Ludwigshafen, Oggersheim und Frankenthal; *Herminium Monorchis*, Wiesen und lichte Waldplätze, RhTh zwischen Frankenthal, Oggersheim und Dürkheim, Hügel bei Ingelheim und Dürkheim, Wolfstein, Zw; *Cephalanthera grandiflora*, Wälder, RhTh bei Speyer, Hügel bei Landau, Kreuznach und Oberhausen im NTh, Wolfstein, Zw und Lembach.

Auf KK, TK und MK: *Erysimum orientale*, Aecker, RhTh von Landau bis Mainz, NTh und Glanthal, Triasbecken von Zw; *Loroglossum hircinum*, lichte Waldstellen, Hecken und ungebaute Hügel, Glanthal bei Meisenheim, Rand der B von Grünstadt bis Neustadt vereinzelt, Landau selten bei Wg.

Auf MK und TK: *Thalictrum minus*, steinige Hügel im NTh von Neustadt bis Bingen, Westrich bei Zw; *Onobrychis sativa*, Waldränder, Raine, Zw, RhTh; *Asperula arvensis*, Aecker auf MK-Bergen zu Böckweiler bei Zw, RhTh bei Burrweiler, Dürkheim und von da bis Bingen und Kreuznach; *Intybus praemorsus*, Fuß des Haardgebirgs von Weissenburg bis Forst, Berge des Zweibrücker Beckens; *Leptotrichum flexicaule*, Zw, Dürkheim; *Anacalypta Starkeana*, Zw, Landau; *Pottia cavifolia*. Zw, Wg, Bergzabern, Landau, Neustadt; *Fissidens taxifolius*, Zw, Wg, Landau; *Phascum curvicollum*, Zw, Landau, Neustadt.

Auf TK, D und A: *Diplotaxis tenuifolia*, ungebaute Orte, RhTh von Landau bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *D. muralis*, gebaute und ungebaute Orte, Felder, RhTh von Ruppertsberg, Schifferstadt und Ludwigshafen bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *Silene conica*, steinige Hügel, Raine und Sand, RhTh von Rheinzabern, Speyer und Dürkheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *S. otites*, an denselben Orten, geht aber am Gebirge noch aufwärts bis Forst; *Ononis campestris*, lichte Waldplätze, Triften und ungebaute Orte im RhTh und ins NTh bis Kreuznach; *Anthyllis Dillenii*, Dürkheim, Mainz, Kreuznach; ? *Melilotus macrorhiza*, Wiesen, Ufer, Gräben, Rh- und NTh; *Peucedanum alsaticum*, lichte Waldstellen, Hügel, RhTh von Germersheim, Landau und Dürkheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, doch nicht überall, ist häufig an vielen Stellen der Rheinufer, z. B. bei Speyer; *Chaerophyllum*

bulbosum, Hecken, RhTh von Speyer und Deidesheim bis Bingen und ins NTh und Glanthal bis Sobernheim und Meisenheim, auch im Saarthal; *Galium Wirtgenii*, Wiesen, RhTh in zahlloser Menge, geht ins Queichthal bis Albersweiler, auf die Hügel bis Wachenheim und Dürkheim und ins NTh; *Euphorbia Gerardiana*, trockner und sandiger Boden, Hügel, Triften, Nadelwälder im RhTh von Neustadt und Speyer bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *E. Esula*, feuchte Wiesen, Wälder und Dämme am Rhein von Speyer bis Bingen und ins Nahethal bis Kreuznach, Hügel bei Alzei; *Sclerochloa dura*, auf festem Boden an und in Wegen und auf Dämmen, Rh- und NTh von Oggersheim über Worms und Alzei bis Sobernheim.

Auf TK und D: *Potentilla opaca*, Felsen und Sand tertiärer Schichten unterhalb Dürkheim gegen Grünstadt, doch meist schon ausgerottet, durch Wegbrechen der Felsen, häufiger zwischen Mainz und Bingen; *Calendula arvensis*, gebaute und ungebaute Orte, Weinberge, RhTh von Burrweiler bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *Carduus acanthoides*, ungebaute Orte, RhTh von Speyer und Deidesheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *Artemisia pontica*, ungebaute Orte von Kreuznach und Mainz bis Alzei, Worms und Frankenthal.

Auf TK und A: *Microbryum Floerkeanum*, feuchte Stellen bei Landau und auf Schlamm an Ufern bei Zw.

Auf KK und D: *Phoecasium pulchrum*, gebaute und ungebaute Orte, RhTh bei Speyer, Glanthal von Odernheim, bis Odenbach, Obermoschel.

Auf KK, TK und D: *Nigella arvensis*, Felder, Glan- und NTh von Meisenheim bis Bingen und ins RhTh bis Mainz und Edenkoben; *Fumaria parviflora*, Felder, Glan- und NTh, RhTh von Bingen bis Grünstadt, Dürkheim, Worms und Ludwigshafen; *Tulipa sylvestris*, Rheinthal bei Speyer, TK bei Alzei und Kreuznach, KK bei Meisenheim.

Auf Kalkbewurf der Mauern: *Grimmia crinita*, Neustadt, Worms.

In Ziehbrunnen an nassen Steinen: *Scolopendrium officinarum*, Biesingen, Lichtenberg, Dürkheim.

D und A: *Thalictrum flavum*, feuchte Wiesen und Ufergebüsche an der Saar, Nahe und dem Rhein, auch im RhTh selbst von Dürkheim abwärts; *Ranunculus circinatus*, Altwasser des Rheins von Speyer abwärts, NTh, Saarthal; *R. fluitans*, Flüsse und größere Bäche; *Nuphar luteum*, stehende und fließende Wasser, am Rhein, im Nahegebiet, im Glan bis ins Torfmoor der B Ebene, und in der Saar; *Nasturtium amphibium*, sowohl in Wasser als in ausgetrockneten Pfützen, Rh-, N-, Glan- und Saarthal, sporadisch auch bei KL, an ähnlichen Orten und auf Wiesen in denselben Gegenden und im Bliesthal bis Zw; *Alyssum incanum*, an Rainen, Wegen, Ufern und Dämmen, RhTh von Germersheim bis Bingen

und ins NTh bis Kreuznach, Queichthal bei Annweiler; *Geranium pratense*, Wiesen und Dämme, RhTh von Edenkoben und Maudach bis Worms, NTh bei Kreuznach; *Myriophyllum verticillatum*, stehende Wasser, Rh-, N-, Blies- und Saarthal; *M. spicatum*, stehende und fließende Wasser, Rh-, N-, Lauter-, Blies- und Dahnerthal; *Ceratophyllum demersum*, stehende und langsam fließende Wasser, RhTh und Nebenthäler, Blies- und Saarthal; *Lythrum hyssopifolia*, feuchte ungebaute Orte, RhTh von Speyer und Neustadt bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, selten und an wenigen Stellen; *Helosciadium repens*, niedrige, stehende und sehr langsam fließende Wasser, ausgetrocknete Pfützen und Gräben, RhTh und ins NTh bis Kreuznach; *Sium latifolium*, stehende Wasser, Gräben, RhTh von Speyer bis Bingen und ins NTh bis Sobernheim; *Inula britannica*, feuchte Wiesen, Ufer, am Rhein von Germersheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *Centaurea maculosa*, Raine von Neustadt und Speyer bis Bingen und Kreuznach; *Lithospermum officinale*, ungebaute Orte, lichte Waldplätze, Ufer, am Rheinufer überall und im RhTh von Neustadt an bis Bingen und ins NTh bis Niederhausen und ins Glanthal bis Meisenheim; *Mentha Pulagium*, ausgetrocknete Pfützen, Triften, Rh- und NTh; *Stachis sylvatico-palustris*, an Gräben bei Wg sehr selten; *S. palustri-sylvatica*, an kleinen Bächen und Gräben, Wg, Meisenheim; *Hottonia palustris*, stehende Wasser, Rheinthal von Wg bis Bingen, Nahethal bei Kreuznach, Saarthal bei Saarbrücken; *Samolus Valerandi*, Rheinthal von Schaidt bis Bingen, Salzboden der Saargegend; *Rumex maritimus*, Pfützen, Ufer, RhTh von Speyer und Dürkheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *Salix fragilis*, Ufer, RhTh, Glanthal, Kusel; *S. alba*, RhTh; *S. amygdalina*, Ufer, Rh-, N- und Glanthal, Kusel; *S. purpurea*, Ufer, Rh- und NTh; *S. purpureo-viminalis (S. hippophaefolia)*, Ufer, RhTh, Nahegebiet; *S. viminali-capraea (S. acuminata)*, Ufer KL und zwischen KL und Kusel; *Populus nigra*, Ufer, RhTh von Speyerdorf und Speyer bis Worms, NTh bei Kreuznach, Glanthal bei Rathsweiler; *Alnus incana*, Rheinufer von Lauterburg bis Worms, kleines Thal bei Wachenheim, NTh bei Kreuznach; *Sagittaria sagittifolia*, stehende Wasser, RhTh von Germersheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, Saarthal; *Butomus umbellatus*, stehende Wasser, RhTh, ins NTh bis Kreuznach, Alsenzthal, Saar- und Bliesthal bis Zw; *Potamogeton gramineus*, stehende Wasser, RhTh von Ludwigshafen bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach; *P. perfoliatus*, stehende und fließende Wasser bei Speyer, Oppenheim und im Saarthal; *P. pectinatus*, von Germersheim und Dürkheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, auch in der Saar; *Zanichellia brachystemon*, stehende Wasser, RhTh von Speyer und Oggersheim bis Bingen und ins NTh bis Kreuznach, im Saargebiet auf Salzboden: *Juncus Gerardi*, feuchte Wiesen und Triften, von den Dürkheimer Salinen

bis zum Rhein, Salinen bei Kreuznach; *Scirpus lacustris β Tabernaemontani*, stehende Wasser, ausgetrocknete Pfützen, Ufer, am Rhein, bei Dürkheim und Kreuznach; *S. maritimus*, Saar-, Nahe- nnd Rheinufer, auch um Salinen; *Carex riparia*, Rheinthal von Speyer und Neustadt bis Bingen, ins Nahethal bis Kreuznach, Saargebiet bei Zweibrücken und Saarbrücken; *Poa palustris*, sumpfige Wälder und Wiesen, auch Ufer, von Wg und Lauterburg bis Bingen und ins NTh bis Sobernheim; *Glyzeria distans*, ungebaute Orte, Triften und Wiesen, von den Salinen bei Dürkheim bis Worms, Salinen bei Kreuznach, Salzboden der Saargegend; *Webera carnea*, Zw, Landau, Germersheim; *Gymnostomum rostellatum*, Zw.

Auf A: *Corrigiola littoralis*, im Steingerölle und Flußkies an der Nahe; *Lappa tomentosa*, Ufer kleiner Bäche am Fuße der MK-Berge bei Zw, Rheinufer bei Ludwigshafen; *Veronica spuria*, Rheinufer von Speyer bis Bingen und von da an den Nahe- und Glanufern bis Meisenheim.

Ausschließlich im Rheinthal wachsen:

Auf T: *Anemone Hepatica*, Wälder und Gebüsche am Rand der V bei Dürkheim und Grünstadt (am DV bei Falkenstein in neuerer Zeit nicht wiedergefunden); *Alsine Jacquini*, gebauter und ungebauter Boden, steinige Hügel und Sand von Dürkheim bis Ingelheim; *Veronica prostrata*, Felsenhügel und sandige Nadelwälder von Dürkheim bis Bingen; *Sphaerangium triquetrum*, an Rainen bei Landau.

Auf T und D: *Adonis flammea*, Aecker von Neustadt bis Mainz (sporadisch auf MK bei Zw; *Neslia paniculata*, auf Aecker von Speyer bis Mainz, an wenigen Stellen; *Viola arenaria*, Felsen und sandige Nadelwälder, Dürkheim, Maxdorf und zwischen Mainz und Bingen; *Cerastium obscurum*, Felsen auf Bergen bei Landau und Hügeln zwischen Kallstadt und Alzei, RhTh von Neustadt und Ludwigshafen, an ungebauten Orten, Rainen, Dämmen und trocknen Wiesen, bis Bingen; *Trifolium hybridum*, Wiesen von Wörth und Neustadt bis Bingen; *Astragalus Cicer*, Felder und Raine von Speyer bis Mainz (sporadisch auf MK-Bergen und Gyps bei Zw); *Rosa gallica*, Wälder und Raine, vereinzelt am Rand der V von Neustadt bis Grünstadt, Ebene zwischen Speyer, Oggersheim, Schifferstadt und Haßloch; *Sedum maximum*, Raine, Waldränder, Ebene, Hügel von Landau bis Grünstadt; *Oenanthe Lachenalii*, Sumpfwiesen von Haßloch und Speyer bis Alzei und Mainz; *Peucedanum officinale*, Wiesen und Waldränder von Lauterburg und Landau bis Bingen; *Galium parisiense*, Hügel und Aecker von Kallstadt, Freinsheim und Weissenheim am S bis Bingen; *Scabiosa suaveolens*, Wälder und Hügel bei Speyer, Maxdorf und Mainz und am Rand der V von Neustadt bis Grünstadt; *Crepis tectorum*, Aecker und Raine von Bingen bis Bergzabern, Kandel und Wörth; *Pilosella praealta* var. *hirsutissima*, Waldränder, Felsen und

Raine, Rand der B von Neustadt bis Dürkheim, Ebene bei Speyer; *Allium Scorodoprasum*, von Speyer bis Bingen und zwischen Alzei und Niederulm; *Koeleria glauca*, Hügel und Sand bei Dürkheim, Maxdorf und Ellerstadt.

Auf D: *Astragalus Hypoglottis*, sandige Raine und trockne Wiesen von Speyer und Dürkheim bis Mainz; *Lathyrus palustris*, Sumpfwiesen von Wörth, Schifferstadt und Deidesheim bis Mainz; *Geum rivale*, Sumpfwiesen bei Speyer und Ungstein selten; *Cnidium venosum*, feuchte Wälder und Wiesen von Haßloch, Iggelheim und Speyer bis Ergolsheim, Lambsheim und Eppstein; *Laserpitium pruthenicum*, Wälder und Wiesen von Speyer und Otterstadt, bis Iggelheim, Schifferstadt und Böhl; *Galium nitidum*, Wälder: *Senecio pratensis*, feuchte Wiesen; *Jurinea cyanoides*, Sand, besonders in Nadelwäldern von Dürkheim und Speyer bis Bingen; *Centaurea Calcitrapa*, ungebaute Orte von Speyer und Ellerstadt bis Bingen; *Campanula patula*, Wälder und Wiesen der Ebene von Kandel bis Wörth und Rheinzabern sehr häufig; *Chlora perfoliata*, Wiesen bei Maxdorf, *Gentiana utriculosa*, Wiesen von Schifferstadt bis Mainz; *Mentha palatina*, Aecker und Gräben auf Lehmboden zwischen Wg und Schaidt; *Armeria vulgaris*, Rheinthal bei Ellerstadt, Fuß des Gebirgs bei Dürkheim; *Plantago arenaria*, Sand von Speyer bis Ellerstadt; *Euphorbia palustris*, Sümpfe am Rhein und von Landau bis Bingen; *Chenopodium ficifolium*, ungebaute Orte und Dämme von Speyer und Maxdorf bis Bingen; *Orchis palustris*, Sumpfwiesen und „Hartwiesen" von Landau bis Bingen zerstreut, aber nach und nach wegcultivirt; *Spiranthes aestivalis*, Sumpfwiesen bei Speyer und früher auch bei Dürkheim; *Sturmia Loeselii*, Sumpfwiesen und Erlenbrücher, auch Torfmoore, Wg, Bienwaldgegend, zwischen Bergzabern und Kandel und bei Maudach, an vielen Stellen bereits wegcultivirt; *Iris squalens*, Speyer, Oppenheim; *Ornithogalum nutans*, Weinberge, Aecker, Ruppertsberg, Deidesheim, Speyer; *Tofieldia palustris*, Hartwiesen von Speyer und Haßloch bis Erpolsheim, bei Deidesheim wegcultivirt; *Schoenus nigricans*, sumpfige Hartwiesen von Schifferstadt und Dürkheim bis Mainz, der Cultur weichend und bei Forst bereits wegcultivirt; *Scirpus pauciflorus*, Sumpfwiesen zwischen Bergzabern und Kandel und von Speyer über Dürkheim bis Oppenheim; *Carex dioica*, Sumpfwiesen und Erlenbrücher, Wg, nordwestlicher Rand des Bienwaldes, und zwischen Bergzabern und Kandel; *C. lepidocarpa*, an ähnlichen Orten zwischen Bergzabern und Kandel; *Eurhychium androgynum*, nasse Stellen im Offenbacher Walde bei Landau

Auf D und A: *Thalictrum Nesleri β angustifolium (T. galioides)*, Wiesen, lichte Stellen der Rheinwaldungen von Speyer bis Frankenthal; *Ranunculus Lingua*, stehende Wasser, auf der Ebene fast überall, sporadisch auch bei KL; *Arabis Gerardi*, Wiesen und Rheinwaldungen von Jogrim bis Fußgönheim und Worms; *Erysimum hieracifolium β vir-*

gatum, zwischen Mundenheim und Ludwigshafen; *Brassica nigra*, Rheinufer zwischen Speyer und Bingen; *Lepidium Draba*, Ackerränder, zerstreut von Speyer bis Grünstadt und Mainz; *Rapistrum rugosum*, Saatfelder am Rhein; *Viola Schultzii*, ehedem auf Torfwiesen bei Maudach; *V. persicifolia*, Pfützen in Wäldern und Wiesen auf der Ebene von Wg bis Mainz zerstreut; *V. pumila*, Wiesen der Rheinwaldungen von Germersheim bis Mainz und Hartwiesen zwischen Ruppertsberg und Maxdorf; *V. elatior*, Rheinwaldungen von Germersheim bis Oppenheim, ehedem auch auf Hartwiesen bei Forst; *V. tricolor* var. *α*, Bienwald bei Kandel; *Cucubalus bacciferus*, Rheinufer von Ludwigshafen bis Oppenheim; *Stellaria Elisabethae*, feuchte, schattige Waldstrecken im Bienwald mit *Veronica montana*; *Malva Althaea*, selten und zerstreut an Wiesengräben von Landau bis Bingen; *Medicago polycarpa*, Aecker von Ludwigshafen bis Worms zerstreut; *Melilotus alba*, Aecker; *Lotus tenuis*, feuchte Wiesen; *Potentilla supina*, feuchte ungebaute Orte, Pfützen um Städte und Dörfer, sporadisch auch zu KL; *Isnardia palustris*, stehendes Wasser, ausgetrocknete Gräben; *Trapa natans*, Altwasser des Rheins; *Hippuris vulgaris*, stehende Wasser von Wörth und Dürkheim bis Mainz; *Cerathophyllum submersum*, stehende Wasser von Germersheim bis Lambsheim und Flomersheim; *Polycarpum tetraphyllum*, gebaute und ungebaute Orte, Wegränder, Wg, Speyer, Haßloch, Schifferstadt und Darmstadt; *Dipsacus laciniapus*, Ufer, Gräben, von Altripp, Oggersheim und Maxdorf bis Oppenheim; *Senecio paludosus*, Sümpfe und stehende Wasser am Rhein und in der benachbarten Ebene; *Pilosella pratensis*, Rheindämme, Rheinwaldungen und Wiesen von Rheinzabern über Oggersheim bis Mainz; *Chlora serotina*, ausgetrocknete Pfützen und Ufer von Wörth und Deidesheim bis Mainz; *Gratiola officinalis*, Pfützen und Gräben von Wg bis Bingen zerstreut; *Verbascum Blattaria*, ungebaute und feuchte Orte, Triften, Grabenränder von Landau und Germersheim bis Worms; *Orobanche procera*, Aecker und Kleefelder von Speyer bis Worms; *Salsola Kali*, Sandfelder, Speyer, Ellerstadt, Ludwigshafen, Mainz; *Rumex palustris*, Pfützen und Ufer von Speyer bis Worms; *Populus alba*, Rheinwaldungen von Germersheim bis Mainz; *P. canescens*, von Frankenthal bis Mainz; *Potamogeton Hornemanni*, stehende Wasser und breite Gräben zwischen Schifferstadt und Schauernheim; *P. acutifolius*, von Speyer bis Mainz; *Najas major* und *N. minor*, Altwasser des Rheins von Mundenheim bis Worms; *Lemna gibba*, stehende Wasser von Lambsheim bis Frankenthal; *Typha angustifolia*, stehende Wasser von Ludwigshafen bis Worms; *T. minima*, ausgetrockneter Sumpf bei Schifferstadt; *Leucoium vernum*, Wälder, Erlenbrücher und Waldwiesen, Bienwald, Rheinwaldungen unterhalb Speyer, Rheininsel bei Worms, Aecker bei Heßheim; *Asparagus officinalis*, Wiesen von Dürkheim bis Worms; *Allium acutangulum*, trockne und sumpfige

Wiesen von Landau und Germersheim bis Bingen; *Muscari racemosum*, Mechtersheim bei Speyer; *Juncus alpinus*, schlechte Wiesen und Triften am Rheinufer und in der Ebene von Lauterburg und Haßloch bis Frankenthal; *Carex brizoides*, Rheinwaldungen von Lauterburg bis Rheinzabern, besonders an steilen Ufern; *Carex strigosa*, feuchte Wälder, Bienwald, Kandel, Rheinzabern, Landau; *Eragrostis megastachya*, Kiesgruben bei Speyer; *E. poaeoides*, sandige Aecker bei Speyer; *Equisetum ramosum*, Triften und sandige Stellen in Nadelwäldern von Haßloch und Speyer bis Bingen; *Marsilea quadrifolia* und *Salvinia natans*, stehende Wasser bei Germersheim.

Nur an den Rheinufern und wahrscheinlich aus höheren Gegenden herabgeschwemmt: *Myricaria germanica*, abwärts nur bis Ludwigshafen; *Erigeron Droebachensis*, ebenfalls; *Scrophularia Balbisii*, Wörth; *S. canina*, Rheinkies, abwärts nur bis Speyer; *Hippophae rhamnoides*, abwärts nur bis Pforz, sowie *Salix daphnoides* und *S. incana*; *S. nigricans*, abwärts bis Ludwigshafen; *Scirpus supinus*, früher im Rheinkies bei Ludwigshafen; *S. Duvalii*; *S. Pollichii*, von Speyer bis Mainz; *Calamagrostis littorea*; *Equisetum variegatum*, Rheinkies von Ludwigshafen bis Worms; *E. trachyodon*, von Maudach bis Ludwigshafen; *Ephemerum cohaerens*, Ludwigshafen.

Im Großen gebaute Pflanzen.

Alle in der Pfalz gebauten Pflanzen aufzuführen, erlaubt der für diese Vegetationsverhältnisse gestattete Raum nicht; auch wäre dieß passender für eine Statistik der Landwirthschaft und des Gartenbaues. Die nur in Gärten, sowie die bloß als Zierpflanzen gebauten Gewächse übergehe ich daher ganz. Die am meisten gebauten Pflanzen sind: *Papaver somniferum L.* Mohn, Magsamen, meist nur in Gärten, in einigen Gegenden aber, wie im Rheinthal, besonders um Landau, im Felde und im Großen. *Raphanus sativus L.* Rettig, fast nur in Gärten. *Sinapis alba L.* Senf, hier und da im Felde, besonders im Rheinthal. *Brassica oleracea L.* Im Großen im Felde, besonders als Weißkraut, Kappes, seltner als Wirsching, Kohlrabe und Rothkraut, in Gärten aber in vielen andern Abarten. *B. Napus L.* Oehlkohl. *α oleifera*, Reps, wird überall, und in manchen Gegenden, z. B. im Rheinthal, besonders um Landau und auf dem lehm- und kalkhaltigen Boden der Trias, so im Großen gebaut wie die Hauptgetreidearten. *β esculenta*, Erdkohlrabe, Bodenkohlrabe, wird in Gärten und im Felde gebaut, doch nicht häufig. *B. Rapa, L.* Rübenkohl. *α oleifera*, Winter- und Sommerreps, wird hier und da gebaut. *β rapifera*, weiße Rübe, wird überall im Großen gebaut, und namentlich gleich nach der Ernte in fast allen Getreidefeldern. *Linum usitatissimum L.* Lein, Flachs, besonders im Westrich und im Gebirge, seltner im Rhein-

thal. *Trifolium incarnatum L.* Incarnatklee, hier und da auf unfruchtbarem Sandboden. *T. pratense L.* Klee, wird überall im Großen gebaut, und ist bereits da, wo man alle Wiesen zerstört hat, fast das einzige Viehfutter, wie der folgende. *Medicago sativa L.* Ewiger Klee, wird fast ebenso häufig gebaut als der vorhergehende, und in einigen Gegenden noch häufiger. *Vicia sativa L.* Wicke, fast überall im Großen. *Ervum Lens L.* Linse, wird nur in wenigen Gegenden gebaut, besonders auf Lehm und Kalk. *Pisum sativum L.* Erbse, überall, doch mehr in Gärten als im Felde. *Onobrychis sativa Lam.* Esparsette, wird in wenigen Gegenden gebaut, doch hier und da häufig auf Kalkboden und im Rheinthal, z. B. zwischen Dürkheim und Ludwigshafen, Grünstadt und Frankenthal. *Amygdalus communis L.* Mandelbaum, nur in den wärmeren Lagen des Rheinthals, besonders in Weinbergen und an Wegen der Hügelregion am Haardtgebirge, häufig um Neustadt und von da bis Dürkheim. *Persica vulgaris Mill.* Pfirsich, hier und da mit dem Mandelbaum, außerdem in Gärten. *Prunus armeniaca L.* Apricosenbaum, häufig mit dem Mandelbaum, außerdem in Gärten. *P. insititia L.* Pflaumenbaum, einige Abarten, wie die zahme Schlehe (Damastpflaum) und der gemeine Pflaumenbaum werden auch im Felde, andere aber, wie die Mirabelle und die Reineclaude, nur in Gärten gezogen. *P. domestica L.* Zwetschen- oder Quetschenbaum, wird in der ganzen Pfalz nicht nur in Gärten, sondern auch im Großen, im Felde gezogen. *P. avium L.* Kirschenbaum, außer der kleinen Schwarzkirsche (Waldkirsche), welche auch in Wäldern wächst, werden eine Menge größere Abarten nicht nur in Gärten, sondern auch im Felde gezogen, in einigen Gegenden auch im Großen. *P. Cerasus L.* Sauerkirsche und Weichsel, in Gärten und in einigen wärmeren Gegenden auch im Felde und in Weinbergen. *Pyrus communis L.* Birnbaum, in Gärten und im Felde, in vielen Abarten. *P. Malus L.* Apfelbaum, deßgleichen sehr häufig. *Cucurbita Pepo L.* Kürbis, Flesche, nicht häufig in Gärten und selten im Felde. *Cucumis sativus L.* Gurke, Gukumere, in Gärten und selten im Felde. *Daucus Carota L.* Gelbrübe, in Gärten überall, auch im Felde und in vielen Gegenden selbst im Großen, besonders im Rheinthal, z. B. zwischen Dürkheim und Ludwigshafen. *Rubia tinctoria L.* Röthe, Krapp, im Großen gebaut, doch vor 30 Jahren mehr als jetzt, z. B. um Zweibrücken, wo der Krappbau, als verderblich, sich sehr vermindert hat *Dipsacus Fullonum Mill.* Kardendistel, wird hier und da um Orte gebaut wo Tuchfabriken sind. *Hellianthus annuus L.* Sonnenblume, in Gärten und selten im Felde. *H. tuberosus L.* Topinambur, Erdapfel, wird immer mehr im Großen gebaut. *Madia sativa Mol.* Der Bau dieser Oelpflanze hat, als unnütz, beinahe ganz aufgehört. *Cichorium Intybus L.* Cichorie, wird besonders in neuester Zeit wieder häufig im Großen gebaut, besonders in der untern Bliesgegend. *C. Endivia L.* Endivie, in Gärten, selten

9*

im Felde. *Lactuca sativa L.* Salat, deßgleichen. *Scorzonera hispanica L.* Schwarzwurzel, deßgleichen. *Solanum tuberosum L.* Kartoffel, Grundbirn, in größter Menge überall. *Nicotiana Tabacum L.* Tabak, im Rheinthal, besonders um Speyer, in Menge, in andern Gegenden wenig oder gar nicht. *Beta vulgaris L.* Runkelrübe. *α Cicla.* Magold, in Gärten. *β rapacea K.* Dickrübe, Rummel, Zuckerrübe, in Gärten und immer häufiger in Feldern (zur Zuckerfabrication), so daß in manchen Gegenden wegen dem Bau dieser Rübe schon alle guten Wiesen zerstört wurden, z. B. bei Frankenthal. *Spinacea inermis Mönch.* Spinat, Benetsch, in Gärten und in einigen Gegenden des Rheinthals auch im Felde im Großen. *Polygonum Fagopyrum L.* Buchweizen, Heidekorn, wird in den unfruchtbaren Sandgegenden häufig gebaut. *L. tataricum L.* Deßgleichen. *Canabis sativa L.* Hanf Ueberall, aber besonders häufig im Rheinthal. *Morus alba L.* Weißer Maulbeerbaum, wird in einigen Gegenden (zur Seidenzucht) gebaut, aber sehr wenig. *M. nigra L.* Schwarzer Maulbeerbaum, hier und da in Gärten wegen der Frucht. *Iuglans regia L.* Nußbaum, wird sehr viel gezogen, besonders auf Kalkboden und im Rheinthal. *Castanea vulgaris Lam.* Kastanie, Keste, Wälder am Haardtgebirge, Rand der B, TK und Löß, östlicher Abhang des DB auf P und R. *Salix alba L.*, *S. amygdalina L.*, *S. purpurea L.*, *S. rubra Huds.*, Weiden, Wilchen, werden zur Befestigung der Ufer und im Großen zum Aufbinden der Reben in den Weingegenden, vorzüglich im Rheinthal, gepflanzt. *Asparagus officinalis L.* Spargel, in Gärten fast überall und im Felde im Großen, vorzüglich im Rheinthal, namentlich zwischen Dürkheim und Frankenthal. *Allium sativum L.* Knoblauch in Gärten und hier und da im Felde. *A. Cepa L.* Zwiebel, deßgleichen, doch häufiger. *Zea Mays L.* Welschkorn, hier und da in Gärten und im Felde, m, Rheinthal an vielen Orten im Großen. *Panicum miliaceum L.* Hirse, früher häufiger, jetzt nicht mehr viel im Felde gebaut. *Avena sativa L.* Hafer wird fast überall gebaut, in Menge aber auf dem Muschelkalk des Blies- und Saargebiets und in der Vogesias. *Triticum vulgare Vill.* Weizen, wird überall gebaut, sehr häufig und wohl die Hälfte des Feldes einnehmend im Rheinthal, sowie auf dem Kalk- und Lehmboden der andern Regionen, aber wenig oder gar nicht auf der Vogesias und auf purem Quarzsand. *T. spelta L.* Spelz, Dinkel, auf demselben Boden wie der Weizen, doch seltner und an viel weniger Orten gebaut. *Secale cereale L.* Roggen, Korn, wird überall gebaut, häufig und nebst Hafer fast einzig in der Vogesias und auf Quarzsand, seltner und oft gar nicht auf dem Weizenboden. *Hordeum vulgare L.* Gerste, Sommer- und Wintergerste, fast überall gebaut. *H. hexastichum L.* Sechszeilige Gerste. Seltner als vorige gebaut. *H. distichum L.* Zweizeilige Sommergerste, in einigen Gegenden häufig, in anderen gar nicht gebaut.

IV.

Die Thierwelt.

Von Dr. W. Medicus.

Literatur.

Zweiter Jahresbericht der Pollichia, eines naturwissenschaftl. Vereins der bayerischen Pfalz. Enthaltend ein Verzeichniß der in dem Gebiete der Pollichia vorkommenden Naturgegenstände: Säugethiere und Vögel, bearbeitet von Spannagel, mit Zusätzen von Bruch und Würschmitt; Käfer (445 Arten) von Spannagel.

Bertram, Fr., Lepidoptera-Fauna der Pfalz: Besonderer Abdruck aus dem 16 und 17. Jahresbericht d. Pollichia. Neustadt a. H. 1859.

Spannagel, Verzeichniß der Fische der bayer. Rheinpfalz. Besonderer Abdruck wie vorhin.

Dr. W. Medicus, Verzeichniß der in der Pfalz vorkommenden Käfer (1846 Arten). Besonderer Abdruck aus dem 20. u. 21. Jahresbericht der Pollichia. Neustadt a. H. 1863.

Indem sich die Schilderung der pfälzischen Thierwelt so viel als möglich an die „Thierwelt Ober- und Niederbayerns" im I. Bande der Bavaria anlehnt, wird dadurch Einheit in der Namengebung erzielt, und eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen Kreise von Bayern erleichtert, auf der andern Seite auch jede überflüssige Wiederholung erspart, so daß diese Darstellung sich häufig mit der Aufzählung von Namen begnügen kann. Das Gebiet, auf welches die Beobachtungen sich erstrecken, ist einfach dasjenige der Pfalz nach ihren politischen Grenzen als Kreis von Bayern, abgesehen von allen natürlichen Begrenzungen durch Gebirgs- und Flußsysteme, ein Gebiet, welches die im Jahre 1843 gegründete naturwissenschaftliche Gesellschaft „Pollichia," der wir zu ihrem hohen Verdienste das bisher vorhandene Material fast ausschließlich verdanken, zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht hat. Eine genaue Zählung der vorkommenden Thierarten aus den sämmtlichen Classen kann von einem Theile Bayerns, welcher für keine Hochschule das Beobachtungsfeld bildet, wohl noch weniger erwartet werden als von den rechtsrheinischen Kreisen im Allgemeinen. Die Summe der bisher beobachteten Wirbelthiere beträgt 366, wozu bis zur Stunde noch ungefähr 1850 Käferarten und 1200 Schmetterlinge aufgezeichnet sind.

Erstes Kapitel.

Säugethiere.

Die Zahl der in der Pfalz wildlebenden Säugethiere gibt der zweite Jahresbericht der „Pollichia“ auf 47 an; nehmen wir dazu noch zwei seitdem gefundene Fledermäuse, den Damhirsch und sieben Hausthiere, so erhalten wir die Gesammtzahl von 57, und fehlen uns also dem südlichen Bayern gegenüber nur die fünf Alpenbewohner, während dagegen die Pfalz den Hamster und wahrscheinlich noch eine Fledermaus mehr besitzt. Unter der angegebenen Zahl befinden sich 14 Handflügler, 7 Insectenfresser, 12 Raubthiere, 15 Nagethiere, 1 Dickhäuter, 6 Wiederkäuer und 2 Einhufer.

Unter den Handflüglern gehören zur Familie der Blattnasen die große und kleine Hufeisennase (*Rhinolophus ferrum equinum* und *hipposiderus*); zur Familie der Vespertilionen die übrigen zwölf Arten, welche sich unter vier Geschlechter oder Gattungen vertheilen. Aus der Gattung *Vespertilio* finden sich das Mausohr oder die gemeine Fledermaus (*V. murinus*), die großöhrige Fledermaus (*V. Bechsteinii*), die Bart- oder schnurrbärtige Fledermaus (*V. mystacinus*) und die gemeine Wasserfledermaus (*V. Daubentonii*). Die viel seltenere gewimperte Fledermaus (*V. Nattereri*) ist in neuerer Zeit von Dr. Koch (aus Dillenburg) bei Mannheim beobachtet worden, wird also der Analogie nach ohne Zweifel auch in der Pfalz vorkommen. Aus dem Untergeschlechte *Vesperugo* sind anzuführen: die Speckmaus oder frühfliegende Fledermaus (*V. noctula*), die Zwergfledermaus (*V. pipistrellus*), die zweifarbige Fledermaus (*V. discolor*), die spätfliegende Fledermaus (*V. serotinus*); endlich die rauhhäutige Fledermaus (*V. Nathusii*), welche im Verzeichnisse der Pollichia noch fehlt, ist durch Dr. Kochs Bemühungen jetzt ebenfalls in der Pfalz aufgefunden worden. Auch *V. Leisleri* findet sich nach demselben Beobachter in den Nachbarländern, also wahrscheinlich auch in der Pfalz selbst. Außerdem treffen wir noch aus zwei verschiedenen Geschlechtern die langöhrige Fledermaus (*Plecotus auritus*) und die breitöhrige Fledermaus (*Synotus barbastellus*).

Von Insectenfressern kommen vor der gemeine Igel und der Maulwurf, letzterer auch in silbergrauen und weißen Spielarten; aus der Gattung der Spitzmäuse die Hausspitzmaus (*Sorex araneus*), die Wasserspitzmaus (*S. fodiens*), die gemeine Spitzmaus (*S. vulgaris s. tetragonurus*), die Zwerg- und Feldspitzmaus (*S. pygmaeus* und *leucodon*).

Raubthiere. Zuweilen, jedoch sehr selten, verirrt sich noch ein Wolf aus den Ardennen, dem Hochwalde des Hundsrück oder den französischen Vogesen in die Pfalz, wo er denn auch gewöhnlich erlegt wird.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind in der Pfalz 4 Wölfe geschossen worden, im Jahre 1848 noch merkwürdiger Weise 3 auf einmal, als ob damals im benachbarten Frankreich die Jagdpolizei vernachlässigt worden wäre. Hinwieder ist der Fuchs zum Verdrusse der Jäger überall verbreitet und macht seine Stänkereien; dazu der Haushund. Die Wildkatze ist in der Pfalz nicht ganz so selten wie in den übrigen Kreisen Bayerns; das naturhistorische Museum in Kaiserslautern hat 4 Exemplare davon aufzuweisen, und erst im vorigen Jahre (1862) ist wieder eine in der Nähe der Stadt geschossen worden. Von der Hauskatze findet sich, was mit dem Vorigen zusammenzuhängen scheint, in Kaiserslautern eine Race verbreitet, welche in Farbe und Habitus mehr als gewöhnlich an die wilde erinnert, so daß man geneigt werden könnte, doch wieder unsere wilde Art als das Stammthier der Hauskatze anzusehen. Der Edelmarder, auch Buchmarder genannt, findet sich in den tiefern Waldungen, der Hausmarder in der Nähe der Ortschaften, sogar noch bei Kaiserslautern und in Ruinen, dann der Iltiß, das große und kleine Wiesel; nicht minder der Dachs. Die gemeine Fischotter kommt sowohl an der Lauter, dem Glan und der Nahe als auch den Bächen im pfälzischen Vogesengebirge und am Rheine vor.

Nagethiere. Aus dem Geschlechte der Mäuse und Ratten treffen wir die Wanderratte (*Mus decumanus*), welche auch hier die Hausratte (*M. rattus*) verdrängt zu haben scheint; wenigstens ist mir bisher nur die erstere zu Gesichte gekommen. Selbstverständlich fehlt die Hausmaus nicht; eben so wenig die Waldmaus (*M. sylvaticus*) und die Zwergmaus (*M. minutus s. soricinus*). Aus der Gattung der Wühlmäuse ist die Feldmaus (*Arvicola arvalis*) in einigen Gegenden der Pfalz eine fast alljährliche Landplage; dazu kommt die durch ihre amphibische Lebensweise merkwürdige Wasserratte oder Schärrmaus (*A. amphibius s. terrestris*). Eine Eigenthümlichkeit der Pfalz ist nun der Hamster (*Cricetus vulgaris*), hier auch Kornmaus genannt, welcher sich bei Speyer und in der ganzen pfälzischen Ebene, doch nur vereinzelt, findet, im Westrich, wie bei Kaiserslautern, höchst selten. Der Siebenschläfer (*Glis esculentus s. Myoxus glis*) ist mir aus der Umgegend von Kaiserslautern bekannt; noch häufiger ist aber daselbst der Gartenschläfer (*Eliomys quercinus s. Myoxus nitela*), welcher hier Haselmaus genannt wird und als ein Merkmal des milden Klima's der Pfalz gelten darf. Sonst findet sich auch die eigentliche oder kleine Haselmaus (*Muscardinus avellanarius*). Sehr stark ist die Verbreitung des Feldhasen in der Rheinebene, weit geringer, aber immer noch erheblich, in den Gebirgswaldungen. Das wilde Kaninchen findet sich in großer Menge in den Sandhügeln und Kiefernwäldchen an dem nördlichen Abhange des Feuerbergs auf der Straße von Dürkheim nach Mardorf, wohin, wie man noch

weiß, vor Jahren mehrere Paare versetzt wurden; außerdem in geringerer Anzahl auch bei Zell und Eisenberg. Alle Waldungen belebt das muntere Eichhörnchen oder Eichhäschen; gezähmt wird das Meerschweinchen gehalten.

Wiederkäuer, Einhufer und Dickhäuter. Der Edelhirsch findet sich äußerst selten als Wechselwild; im Jahre 1860 ist noch ein Gabler im Hohenecker Revier geschossen worden. Einige Stück Damhirsche hält Freih. v. Gienanth seit ein paar Jahren in einem Parke bei Trippstadt. Rehe finden sich in den Gebirgswaldungen wie in denen der Rheinebene fast überall in erheblicher Zahl, und ist nach dem Zeugniß der königlichen Forstverwaltung der Rehstand am vorzüglichsten in der Pfalz unter allen acht Kreisen in Folge der strengen Handhabung des Verbots des Gaisenschießens, sowie der gesetzlichen Bestimmung, wonach die Feldjagdbesitzer und Pächter zum Erlegen von Rehwild nicht befugt sind. Im Vorbeigehen sind hier das Rind, das Schaf und die Ziege zu nennen; ebenso die beiden Einhufer: das Pferd und der Esel, welcher hier häufiger zum Lasttragen sowohl als auch zum Ziehen gebraucht wird wie in Südbayern. Der einzige europäische Dickhäuter, das Schwein, findet sich noch manchmal als Wechselwild, wie sich erst seit vorigem Jahr (1862) wieder einige Stück zwischen den Revieren Hoheneckken und Johanniskreuz herumtreiben, auch eines in letzterem Revier erlegt worden ist, und gegenwärtig (Herbst 1863) ein Rudel bei St. Martin; die im Westrich verbreitete Race des Hausschweins hat einen nur schwach geringelten Schweif und schmutzig weiße Farbe.

Zweites Kapitel.

Vögel.

Man heißt gewöhnlich Zugvögel alle diejenigen, welche ihren Sommeraufenthalt während des Winters mit einem wärmeren vertauschen, ganz abgesehen davon, ob sie sich im Sommer bei uns oder noch weiter nördlich aufhalten, so daß allerdings die meisten den Sommer bei uns zubringen, während es aber auch nordische Zugvögel gibt, welche im Winter bei uns verweilen oder im Früh- und Spätjahre durchpassiren. Im I. Bande dieses Werks sind jedoch mit dem Namen Zugvögel diejenigen belegt, welche, wie zuletzt gesagt, nur im Frühjahre und Herbst auf ihren Zügen bei uns durchkommen, hier kurze Zeit verbleiben und dann nach Norden und Süden ziehen. Da aber hierbei dem Worte Zugvögel eine ganz ungewöhnliche Bedeutung unterlegt wird, auf der andern Seite auch sehr genaue Beobachtungen über den Unterschied zwischen Zugvögeln in diesem Sinne und Brutvögeln erforderlich sind, so wird im Nachfolgenden der Ausdruck Zugvögel wie gewöhnlich als Gegensatz von Stand-, auch Strichvögeln, verstan-

den werden. Die Standvögel bleiben nämlich das ganze Jahr da, wo sie geboren sind, und die Strichvögel durchstreifen, wenn ihnen die Nahrung ausgeht, größere Bezirke, ohne jedoch einige Breitegrade zu überschreiten, z. B. manche Raubvögel, Enten u. s. w.

Im Ganzen zählt man in der Pfalz 252 Vögel, nämlich 97 Singvögel, 6 Schreivögel, 9 Klettervögel, 30 Raubvögel, 4 Tauben, 8 Hühner, 50 Sumpfvögel und 48 Schwimmvögel.

Singvögel. Aus der Familie der Drosseln kommen in der Pfalz vor: die Amsel (*T. merula*), ein Standvogel, die Singdrossel (*T. musicus*), sehr häufig als Stubenvogel gehalten, die Misteldrossel oder der Schnärrer (*T. viscivorus*), die Ringdrossel (*T. torquatus*) und die Steindrossel oder der Steinröthel (*T. saxatilis*). Aus dem Norden kommen auf dem Zuge der Krammetsvogel (*T. pilaris*) und die Rothdrossel (*T. iliacus*). Die Blauamsel kommt aus dem Süden nicht bis hieher, dagegen findet sich die Wasseramsel (*Cinclus aquaticus*), im Ganzen mehr den Gebirgen angehörig, auch hier ein.

Die Nachtigall (*Lusciola luscinia*) ist in der vordern Pfalz und noch einem Theile des Westrichs einheimisch; sogar in der verhältnißmäßig rauhen Umgebung Kaiserslauterns ist sie am untern Ende der Stadt seit einigen Jahren eingebürgert worden durch die unverdrossenen Bemühungen des verstorbenen Rentners Böcking, welcher in seinem Garten zu Anfang des Lauterthales alljährlich so lange Pärchen einsetzte, bis sie endlich blieben; ein Versuch, welcher doch schwerlich gelungen wäre, wenn nicht weiter unterhalb an der Lauter, wie in Wolfstein, sich von jeher Nachtigallen angesiedelt hätten. In diesem Frühjahre (1863) hat sich nun noch eine in der auf einer andern Seite der Stadt befindlichen Bahnhofanlage eingenistet, war aber trotz aller angewandten Sorgfalt leider nicht zu erhalten. Die Sprosser-Nachtigall dringt nicht so weit nach Westen vor. Rothkehlchen (*L. rubecula*), Haus- und Gartenrothschwänzchen (*L. tithys* und *phoenicurus*) begleiten überall den Menschen, doch werden die letzteren jetzt manchmal als Bienenfeinde von eifrigen Imkern geschossen. Weiter sind zu nennen das Blaukehlchen (*L. suecica*), ebenso die Steinschmätzer, nämlich der graue Steinschmätzer (*Saxicola oenanthe*), das Braun- und Schwarzkehlchen (*S. rubetra* und *rubicola*). Von den Grasmücken brüten auch hier die Dorngrasmücke (*Sylvia cinerea*), die Weißmücke oder das Müllerchen (*S. curruca*), die Gartengrasmücke (*S. hortensis*), etwas seltener das Schwarzplättchen (*S. atricapilla*); nicht minder findet sich die Sperbergrasmücke (*S. nisoria*). Ebenso die unansehnlich gefärbten: Rohrdrossel (*Salicaria turdoides*), Teichrohrsänger (*S. arundinacea*), Binsen- und Sumpfrohrsänger (*S. aquatica* und *palustris*), Heuschrecken- und Schilfrohrsänger (*S. locustella* und *phragmitis*). Unter den Laubvögeln sind einheimisch

der Spötter (*Ficedula hypolais*), der Weidensänger (*F. rufa*) und der Fitisvogel (*F. trochilus*). Der Zaunkönig (*Troglodytes parvulus*) ist ein Standvogel. Aus der Familie der bachstelzenartigen Vögel finden sich die 4 Pieperarten: der Baumpieper (*Anthus arboreus*), der Wiesen- und Brachpieper (*A. pratensis* und *campestris*) und der Wasser- oder Bergpieper (*A. spinoletta s. aquaticus*), der letzte als Standvogel; dann die graue Bachstelze (*Motacilla boarula s. sulfurea*), auch als Standvogel, während die weiße und gelbe Bachstelze (*M. alba* und *flava*), wovon eine im alten Epheu meines Gartens gebrütet, im Winter fortzuziehen pflegen.

Die drei Arten der Schwalbe sind so gemein wie überall, nämlich die Haus-, Rauch- und Uferschwalbe (*Hirundo urbica, rustica* und *riparia*); aus derselben Familie kommen dazu der Halsbandfliegenschnäpper (*Muscicapa collaris s. albicollis*), der Trauer- u. gefleckte Fliegenschnäpper (*M. atricapilla* und *grisola*). Auch der Seidenschwanz (*Bombycilla garrula*) erscheint im Winter als Zugvogel aus den nordischen Ländern. Merkwürdig, daß er im „Bayerischen" auch Böheimerl genannt wird; hier in der Pfalz heißt man so oder Böhemer den Bergfink; in beiden Fällen gilt also Böhmen als das fabelhafte Vaterland eines plötzlich in Schaaren erscheinenden fremden Vogels.

Von den Würgern finden sich alle vier Arten, der große, kleine, rothköpfige Würger (*Lanius excubitor, minor* und *ruficeps*) und der Neuntödter oder Dorndreher (*L. collurio*). Der letztere gibt, wie sein Name sagt, ein auffallendes Beispiel dazu, wie grausam die Thiere unter einander verfahren. In diesem Sommer fand ich einige Insecten von einem solchen Neunmörder an einer wilden Rosenhecke angespießt, darunter einen Roßkäfer, von welchem nichts übrig war, als der Kopf und die äußere Hülle des ganz ausgehöhlten Bruststückes, und dennoch bewegte dieser Stummel eines Thieres fortwährend die einzig noch daran befindlichen Vorderbeine!

Aus der Familie der Baumläufer ist nicht nur der gemeine Baumläufer wie überall verbreitet, sondern auch der in den Hochalpen nistende, herrlich gefärbte Mauerläufer oder Mauerspecht (*Tichodroma muraria*) ist schon in der Pfalz gesehen worden.

Aus der Gruppe der Meisen finden sich sehr verbreitet die Gold- und Feuerhähnchen (*Regulus flavi- et ignicapillus*) und unterbrechen freundlich durch ihre Lebhaftigkeit die Winterstille der Kaiserslauterer Waldungen. Auch findet sich der Kleiber oder die Spechtmeise, Blauspecht (*Sitta europaea*); ferner sämmtliche eigentliche Meisen, nämlich die Kohlmeise (*Parus major*), die Schwarz-, Sumpf-, Blau- und Schopfmeise (*P. ater, palustris, coeruleus* und *cristatus*), die Schweifmeise (*P. caudatus*), von ihrem langen Schweife auch der Pfannenstiel genannt. Auch

die **Bartmeise** (*Calamophilus biarmicus*) findet sich aus dem Norden ein, und zwar meines Wissens hier häufiger als im südlichen Bayern. Die Beutelmeise dringt nicht so weit westlich und nördlich vor.

Aus der Gruppe der **Finken** haben wir die bekannten und zahlreichen Vertreter. Der Name Fink erinnert mich an die Eigenthümlichkeit der Pfälzer Mundart, alle einsylbigen Namen von Vögeln und sogar noch von Thieren anderer Classen weiblich zu machen, man sagt: die Fink, die Spatz, dann abgekürzt die Rab, aber auch die Frosch u. s. w.

Der **Kernbeißer** (*Coccothraustes vulgaris*) wird hier auch Kirschknäpper genannt. Der **Grünling** oder **Grünfink** (*Fringilla chloris*) und der **Hänfling** (*Fr. cannabina*) sind vielfach verbreitet, noch mehr aber der schöne, bunte **Distelfink** oder Stieglitz (*Fr. carduelis*), an welchem der Schöpfer nach der bekannten Fabel die Reste der Farbentöpfchen aufgebraucht hat. Der **Citronenzeisig** (*Fr. citrinella*) fehlt auch der Pfalz nicht. Der **Buchfink** versteht sich von selbst; im Herbste erscheint der **Zeisig** (*Fr. spinus*), der **Birken**= oder **Meerzeisig** (*Fr. linaria*) und der **Gägler** (*Fr. montifringilla*). Der letztere, auch Berg=, Stock= oder Mistfink und ausdrücklich böhmischer Fink genannt, ist in der ganzen Pfalz unter dem Namen **Böhemer** bekannt, wovon es aber auch Schreibarten Böhämer, Behemer und dgl. gibt, und bildet eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit des Landes. Schon am ersten Abend, welchen ich in der Pfalz bei meiner Hieherversetzung zubrachte, hörte ich diesen mir damals völlig neuen Vogelnamen und zwar mit der Bemerkung, daß die Böhemer ungeschickter oder betrügerischer Weise öfters mit den Krammetsvögeln verwechselt würden. Daß mir die Schreibart Böhemer die richtige scheint, habe ich schon oben bei dem Seidenschwanz begründet. Uebrigens wie es mit den meisten solchen von Ländern entlehnten Bezeichnungen zu gehen pflegt, daß sie nur in einem bestimmten Umkreise gelten, so heißen auch die Franzosen in Weißenburg, deren Jagdbezirke mit dem Hauptböhemerlande bei Bergzabern zusammengrenzen, den Vogel schon wieder nach einem andern Vaterlande pinçon d'Ardennes. Diese nordischen Zugvögel also, welche in jedem Winter auch in der Kaiserslauterer Umgegend einzeln anzutreffen sind, erscheinen in manchen Jahren, besonders sog. Büchelmastjahren, wo die Buchen sehr gut tragen, bei Bergzabern zur Zeit des Herbstes und Vorwinters in ungeheuren Schaaren, die nach den Versicherungen glaubwürdiger Personen manchmal so stark und dicht sind, daß dadurch das Sonnenlicht geschwächt wird. Das letzte große Vogeljahr war das in so vielen Beziehungen reiche und merkwürdige Jahr 1811; seitdem sind die Flüge immer schwächer geworden. Doch wird auch aus den dreißiger Jahren eines gerühmt und war nach langer Unterbrechung das abgelaufene (1862) wieder einmal ein besseres Vogeljahr, daher auch die Böhemerjagd im vorigen Spätherbste sehr lebhaft. Diese Jagd ist ganz eigenthümlich; die

Vögel, welche sich des Nachts auf den Aesten und Zweigen der Weißtannen dicht neben einander niedergelassen haben, werden beim Scheine von Kienfackeln mit Blasrohren herabgeschossen. Die dazu üblichen, ungewöhnlich langen Blasrohre bilden ein Wahrzeichen von Bergzabern; statt mit Vogeldunst schießt man mit Kugeln von Thon, welche sich die Schützen mittelst eines eigenen kleinen Werkzeugs anfertigen. Die Vögel werden im Schlafe überrumpelt, und es gilt jedes Geräusch zu vermeiden, damit sie nicht erwachen; daher auch diese stille Jagd ohne Pulver. Gute Schützen, so versichert man von verschiedner Seite, hätten in guten Jahren hundert und noch mehr Dutzend Böhemer geschossen. Die geräuschlose Jagd, von welcher also alle überlebenden gar nichts inne werden, scheint auch ein Grund zu seyn, warum sich die Vögel gerade in dieser Gegend von Deutschland in einem so kleinen Bezirke von Jahr zu Jahr, wenn auch mit Unterbrechungen, immer wieder einfinden, während Jäger behaupten, daß sie in Gegenden, wo man sie einmal mit Pulver und Blei schießt, nicht wiederkommen. Sie sind nicht größer als die Buchfinken, haben auch eine ähnliche, doch minder schöne Färbung, erscheinen wie viele andere Vögel im Herbst besonders fett und werden, gebraten, wegen ihres nicht unangenehmen bitterlichen Geschmacks als Leckerbissen verzehrt. Es ist auffallend, daß die Naturforscher im übrigen Deutschland dieser merkwürdigen Erscheinung noch so wenig Acht geschenkt haben, während in der Pfalz dieser Vogel und dessen eigenthümliche Jagd so volksthümlich sind, daß aus ihrem Namen ein eigner sprüchwörtlicher Ausdruck entstanden ist. In jedem pfälzischen Wirthshause groß oder klein, wenn Abends einzelne solide Gäste nach Hause gehen, laden die Uebrigbleibenden sich gegenseitig ein, zu „böhemern,“ d. h. zusammenzurücken und die Lücken wieder auszufüllen. Diese höchst eigenthümliche Wortbildung fußt auf der Behauptung der Böhemerschützen, daß die Vögel, wenn einer aus ihrer Reihe herausgeschossen wird und die Nachbarn die entstandene Lücke durch die Kälte wahrnehmen, auf den Zweigen zusammenrückten, um sich wieder warm zu machen, und zwar Alles das im Schlafe. Nun habe ich vorigen Winter eigens Erkundigungen über diesen Punct in Bergzabern eingezogen, und man hat mir erwiedert, daß in diesem außerordentlichen, nämlich ausnahmsweise gelinden Winter selbst die Böhemer nicht böhemern; allein bei kaltem Wetter und viel Schnee sei dieß der Fall, so behaupten die Bergzaberer steif und fest. A. Becker in seiner „Pfalz und Pfälzer“ gibt eine ausführliche Beschreibung von der Böhemerjagd.

Aus der Finkengruppe kommt ferner der nordische **Berghänfling** (*Fr. flavirostris*) ebenfalls Winters in die Pfalz und der **Waldsperling** (*Fr. petronia*) Sommers aus dem Süden. Der **Gimpel** oder **Dompfaff** (*Pyrrhula rubicilla s. vulgaris*) ist sehr häufig, selten der **Girlitz** (*P. serinus*). In den Nadelholzwaldungen trifft man die zwei deutschen Arten

von Kreuzschnäbeln, den großschnäbeligen (*Loxia pityopsittacus*) und den kleinschnäbeligen (*L. curvirostra*). Die Spatzen, der Haus- und Feldsperling (*Passer domesticus* und *montanus*), sind so frech wie überall. Mit ihnen mischt sich im Winter der Goldammer oder Aemmerling (*Emberiza citrinella*). Andere Arten aus derselben Gattung sind der Zippammer (*E. cia*) und der Zaunammer (*E. cirlus*). Der dem Süden angehörige Gartenammer ist noch nicht beobachtet worden. Brutvögel sind jedenfalls der Grauammer (*E. miliaria*) und das maulfertige Vorbild des Scheltens, der Rohrspatz, Rohrsperling oder Rohrammer (*E. schoeniclus*). Auch der nordische Schneeammer (*Plectrophanes nivalis*) läßt sich im Winter sehen. — Ueberall singt ihr schmetternd Lied die Feldlerche (*Alauda arvensis*) und neben ihr die Baumlerche (*A. arborea*); die Haubenlerche (*A. cristata*) kommt in Kaiserslautern Winters bis in die Stadt, wo sie schrittweise herumtrippelt.

In der Umgebung der nämlichen Stadt, z. B. bei Dansenberg, und anderwärts findet sich auch der gemeine Staar (*Sturnus vulgaris*). Die Goldamsel (*Oriolus galbula*) ist als Kirschpfingstvogel in Obstgärten ein ungebetener Gast. Der Nußhäher (*Garrulus glandarius*), der mir immer wie ein maskirter Rabe vorkommt, ist bei Kaiserslautern in jedem Walde zu treffen, eben so verbreitet sind die diebischen Elstern (*Pica caudata*) und die Krähen (*Corvus corone*), welche hier allgemein Raben heißen und im Winter, namentlich bei Schnee, bis hart an die Stadt kommen. Um diese Zeit läßt sich auch am häufigsten mit ihnen auf Bäumen und Wiesen die Nebelkrähe (*C. cornix*) nieder, welche im Norden Europas noch Zugvogel ist. Dagegen sieht man dann keine einzige Saatkrähe (*C. frugilegus*), welche also in der Pfalz, wenigstens im Westrich, ebenfalls noch kein Standvogel ist. Die Dohlen (*C. monedula*) kreisen krächzend um den Dom in Speyer, aber in Kaiserslautern, das keine hohen Kirchthürme hat, gibt es keine, wo hingegen der eigentliche oder Kolkrabe (*C. corax*) sich wieder, wenn auch nicht häufig findet, ebenso der Nußhäher (*Nucifraga caryocatactes*).

Von Schreivögeln hat die Pfalz den Eisvogel (*Alcedo ispida*), dann den Ziegenmelker oder die Nachtschwalbe (*Caprimulgus europaeus*), welcher schon im Alterthum in dem falschen Verdachte stand, daß er den Ziegen die Euter aussauge, und hier Nachtramme genannt wird; die Thurmschwalbe oder den Mauersegler (*Cypselus apus*), den Wiedehopf oder Kothhahn (*Upupa epops*) und den seltneren Blauhäher oder die Mandelkrähe (*Coracias garrula*). Der Bienenfresser (*Merops apiaster*) ist im Verzeichniß der Pollichia nicht als Inländer genannt, dagegen besitzt ihn die von der Kreisgewerbsschule angekaufte Sammlung des verstorbenen Domcapitulars Würschmitt, welche beinahe durchgängig nur pfälzische Vögel enthält.

Auch die Klettervögel sind dieselben wie in Südbayern, mit Ausnahme des in der Pfalz noch nicht beobachteten weißrückigen Spechtes. Der Kukuk stellt auch hier das Orakel heirathslustiger Mädchen und den Todespropheten vor. Die übrigen Spechtarten finden sich sämmtlich, und zwar der Schwarzspecht (*Picus martius*), der Grün- und Grauspecht (*P. viridis* und *canus*), der große, mittlere und kleine Buntspecht (*P. major, medius* und *minor*). Mit dem dreizehigen Specht (*P. tridactylus*) verhält es sich wie oben mit dem Bienenfresser. Dagegen findet sich unbestritten der Wendehals (*Yunx torquilla*).

Raubvögel. Nachtraubvögel besitzt die Pfalz: den Uhu, Auf oder Schuhu (*Bubo maximus*), die Waldohreule (*Aegolius otus*) und Sumpfohreule (*Ae. brachyotus*), den Waldkauz oder die Nachteule (*Ulula aluco*), dann die Schleiereule (*Strix flammea*). In eine Untergattung mit der Zwergeule oder dem Todtenvogel (*Surnia passerina*) gehört die bei Südbayern nicht aufgeführte, also eine pfälzische Eigenthümlichkeit bildende Sperbereule (*S. nisoria*); sie gehört dem Norden an, kommt zu uns nur auf dem Zuge und zwar nicht alle Jahre, ernährt sich von Insecten und Mäusen und geht nur selten einmal an junge Vögel. Die Sammlung der Pollichia in Dürkheim hat ein inländisches Exemplar davon aufzuweisen. Außerdem findet sich noch der auch im südlichen Bayern eine Seltenheit bildende rauhfüßige Waldkauz (*Nyctale dasypus*). An der Spitze der Jagdraubvögel steht der Königsadler (*Aquila imperialis*), welcher in der Fauna Südbayerns wohl als mit dem Steinadler zusammenfallend angesehen und auch im Verzeichnisse der Pollichia nicht erwähnt wird; davon besitzt das Kaiserslauterer Museum ein stattliches Exemplar mit ausgebreiteten Flügeln, welches einige Stunden von da auf dem Dauborner Hofe geschossen wurde. Dazu kommt der eigentliche Steinadler (*A. chrysaëtos s. fulva*) und der seltne Schreiadler (*A. naevia*), dann der Seeadler (*Haliaëtos albicilla*) und der Fischadler (*Pandion haliaëtos*). Während nun der Zwergadler aus dem Süden in der Pfalz gänzlich fehlt, ist wieder eine merkwürdige pfälzische Erscheinung der Schlangenadler oder Natternadler (*Circaëtos brachydactylus*), sogar als Brutvogel. Man weiß es nicht ganz bestimmt, ob er seinen Namen verdient, man glaubt, er nähre sich hauptsächlich von Schlangen und anderen Amphibien. Er ist gutmüthig, wird auch wohl gefangen gehalten, hat einen trägen Flug, nistet auf hohen Bäumen und legt 2—3 ganz weiße Eier, etwas dicker als Truthühnereier. Die Pollichia besitzt ein pfälzisches Exemplar. — Von den eigentlichen Falken begegnen wir dem Baum- und Wanderfalken (*F. subbuteo* und *peregrinus*), seltner dem Blaufalken (*F. aesalon*), wieder häufiger dem Thurmfalken (*F. tinnunculus*). In der Pfalz findet sich aber auch der kleine Thurmfalke, Röthelfalke oder Röthelweih (*F. tinnunculoides s. cenchris*), welcher dem eigent-

lichen Thurmfalken ähnlich, aber kleiner ist und gelblichweiße Krallen hat. Dieser zeigt sich nur selten einmal in Deutschland und gehört dem südlichen Europa an; er führt eine ähnliche Lebensweise, nistet in Mauerlöchern und Felsenritzen und legt etwas kleinere, kugelrunde Eier. In der Sammlung der Pollichia ist auch diese Art vertreten. Hier wäre auch der isländische oder Jagdfalke (*F. islandicus*) einzuschalten, da man ihn als Hausthier ansehen kann. — Habichte und Milane haben wir die nämlichen wie das südliche Bayern, den Taubenhabicht (*Astur palumbarius*), den Sperber (*A. nisus*), welchen letzteren die Würschmitt'sche Sammlung in zwei Arten oder Unterarten trennt, indem sie einen eigenen *nisus major* aufstellt, dann die Gabelweihe (*Milvus rufus*), welche hier zu Land wegen des gabelförmigen Schweifes auch Scheerhabicht genannt wird, und den seltenen schwarzbraunen Milan (*M. ater*). Weiter findet sich der Wespenfalke (*Pernis apivorus*), der gemeine Buffart (*Buteo communis*), Mäusegeier genannt, und der rauhfüßige Buffart oder Nebelgeier (*B. lagopus*), letzterer als Standvogel; endlich die drei Arten von Weihen: die Kornweihe (*Circus cyaneus*), die Wiesenweihe (*C. cineraceus*), und die Rohrweihe (*C. aeruginosus s. rufus*). Unter letztern ist die Wiesenweihe am seltensten, jedoch in der Sammlung der Pollichia vorhanden.

Von Tauben haben wir die überall verbreiteten Arten, die Ringeltaube, die Holz- und Turteltaube, dazu dann die Haustaube.

Hühner. Von den Waldhühnern hat die Pfalz die stattlichste Art aufzuweisen, nämlich das Auerhuhn (*Tetrao urogallus*). Zu Johanniskreuz, wo ein gastliches Forsthaus mitten im Walde steht, hat der König-Pfalzgraf Max II. der Jagd auf die falzenden Auerhähne gepflogen. Hingegen fehlt nach bestimmten und wiederholten Angaben der k. Forstverwaltung der Birk- oder Spielhahn in der Pfalz gänzlich, während die Pollichia denselben in ihrem Verzeichnisse aufführt und sogar ein einheimisches Exemplar besitzen will. Das Haselhuhn (*T. bonasia*) kommt vor, und als gemeinstes Federwild das Repphuhn oder Rebhuhn (*Perdix cinerea*), wovon vor ein Paar Tagen eines in meinem Hofe durch einen Holzmacher gefangen wurde; nicht minder verbreitet ist der einzige Zugvogel unter den Hühnern, die Wachtel (*P. coturnix*). Der Fasan (*Phasianus colchicus*) findet sich in den Rheinauen, obwohl gegenwärtig nirgends eine Fasanerie besteht. Hausgeflügel bilden das Haushuhn, der Pfau, das Truthuhn und nicht gerade selten, auch noch im Westrich, das Perlhuhn.

Sumpfvögel. In sehr kalten Wintern findet sich der oder die große Trappe (*Otis tarda*) in der Rheinebene als Strichvogel ein; dieser außerordentlich große Vogel, dessen Männchen eine Länge von 3½′ erreicht, ist in andern Gegenden Deutschlands, namentlich in Sachsen, Brut- und Standvogel. Sowohl das Kaiserslauterer Museum, als auch die

Sammlung der Pollichia besitzen einheimische Exemplare. Auch die kleine Trappe (*O. tetrax*) läßt sich zuweilen sehen, und die Kaiserslauterer Sammlung besitzt dieselbe; nicht minder Exemplare von einheimischen Kranichen (*Grus cinerea*), welche meistens nur durchziehen, doch auf dem sog. Gebrüch, dem Torfmoor bei Landstuhl, auch brüten. Ueberall verbreitet ist der graue oder Fischreiher (*Ardea cinerea*), etwas seltner die große und kleine Rohrdommel (*A. stellaris* und *minuta*) und der Nachtrabe (*A. nycticorax*). Der Rallenreiher (*A. comata s. ralloides*) stellt sich auch in der Gegend von Kaiserslautern ein, und der Purpurreiher (*A. purpurea*) ist ebenfalls schon gesehen worden. Sowohl der weiße Storch (*Ciconia alba*) als auch verhältnißmäßig der schwarze (*C. nigra*) sind häufig. Einer der Thürme der alten Stadtmauer von Kaiserslautern heißt allgemein der Storchenthurm, in der Volkssprache Storkenthurm, und wurde bis vor wenig Jahren regelmäßig von einem Storchenpaar besucht, welches dort nistete; das zunehmende Geräusch der mit erstaunlicher Schnelle wachsenden Industriestadt wird sie wohl jetzt für immer fern halten. Der grüne oder sichelschnäbelige Ibis (*Ibis falcinellus*), welcher mehr dem Süden und Südosten von Europa angehört, ist in der Pfalz nicht ganz so außerordentlich selten wie in Südbayern. Von den schnepfenartigen Vögeln wird der große Brachvogel oder die Sichelschnepfe (*Numenius arquata*) häufig getroffen, selten der kleine oder Regenbrachvogel (*N. phaeopus*). Auch die vier Arten von Schnepfen locken die Jäger auf den Schnepfenstrich, nämlich die Waldschnepfe (*Scolopax major*), die große Moosschnepfe (*Ascalopax major s. Scolopax media*), die große und kleine Becassine (*A. gallinago* und *gallinula*). Der auf dem Durchzuge beobachtete Kampfhahn (*Machetes pugnax*) brütet auch in der Pfalz. An ihn reihen sich als mehr oder weniger seltene Zugvögel: der rothbraune oder aschgraue Strandläufer (*Tringa cinerea s. canutus*, letzteres die Benennung des Vogels im Winterkleide), der Zwerg- und kleine Strandläufer (*Tr. Temmingkii* und *minuta*); aus der Gattung Sumpftreter nicht nur der rostrothe (*Limosa rufa*), sondern auch der schwarzschwänzige oder die Pfuhlschnepfe (*L. melanura*), welche für Südbayern nicht genannt ist, wovon aber das Kaiserslauterer Museum ein vor wenigen Jahren in der Umgegend geschossenes Exemplar besitzt; der Steindreher (*Strepsilas interpres*), der Austernleser (*Haematopus ostralegus*), der Strandreiter (*Himantopus atropterus*), alle drei zwar im Verzeichnisse der Pollichia nicht aufgeführt, aber in der Würschmitt'schen Sammlung vertreten, und der Wassersäbler (*Recurvirostra avocetta*). Häufigere Zugvögel sind der bogenschnäbelige Strandläufer (*Tringa subcarinata*), der hellbraune, schwarzbraune und Bruchwasserläufer (*Totanus glottis, fuscus* u. *glareola*).

Brutvögel sind der punktirte Wasserläufer (*T. ochropus*), das Rothfüßchen (*T. calidris*) und die Uferlerche (*Actitis hypolencos*), dann der kleine Regenpfeifer (*Aegialites minor*). Von derselben, früher vereinigten Gattung Regenpfeifer finden sich noch der gemeine Halsbandregenpfeifer (*Charadrius hiaticula*), der Erdbrachvogel (*Oedicnemus crepitans*), und häufiger der Goldregenpfeifer (*Ch. pluvialis*); der Mornell (*Ch. morinellus*), am seltensten der weißstirnige Regenpfeifer (*Aegialites cantianus* s. *Charadrius albifrons*). Der Kiebitz (*Vanellus cristatus*) brütet häufig im Landstuhler Torfgebrüch und anderwärts; selten findet sich auf dem Zuge der graue oder schwarzbäuchige Kiebitz (*Squatarola helvetica* s. *Vanellus melanogaster*) und die Wadschwalbe (*Glareola austriaca* s. *torquata*), welche letztere wenigstens die Würschmitt'sche Sammlung besitzt.

Eine noch größere der Pfalz angehörige Seltenheit ist der isabellfarbige oder europäische Rennvogel (*Cursor[ius] isabellinus*) welcher seine eigentliche Heimath in Africa hat und sehr schnell läuft. — Von den rallenartigen Stelzläufern erscheinen der Wachtelkönig (*Crex pratensis*), das Bläßhuhn (*Fulica atra*) und die Wasserralle (*Rallus aquaticus*) als mehr oder minder häufige Brutvögel, besonders aber das grünfüßige Rohrhuhn (*Gallinula chloropus*) ist z. B. an den Weihern um Kaiserslautern ganz gemein; viel seltner das gefleckte und das kleine Rohrhuhn (*G. porzana* und *pusilla*). — Die beiden Silberreiher, der Sumpfläufer, der Teichwasserläufer, der graue Wassertreter, sämmtlich auch im jenseitigen Bayern große Seltenheiten, sind in der Pfalz bisher nicht gesehen worden, dagegen wie oben gesagt, der schwarzschwänzige Sumpftreter und der Rennvogel.

Schwimmvögel. Zu den Brutvögeln aus dieser Ordnung gehört als eine der gemeinsten Arten der kleine Taucher (*Podiceps minor*), auch der gehäubte (*P. cristatus*); seltner sind der graukehlige, gehörnte und geöhrte Taucher (*P. subcristatus, cornutus* und *auritus*). Im Winter kommen aus dem Norden junge Thiere vom rothkehligen und schwarzkehligen Seetaucher (*Colymbus septentrionalis* und *arcticus*) und dem Eistaucher (*C. glacialis*), eben so von dem Kormoran oder der Scharbe (*Phalacrocorax carbo*). Die Lachmöve (*Larus ridibundus*) ist in der Pfalz nicht so häufig als an den Seen bei München, von denen aus sie täglich an die Mövenbrücke im englischen Garten fliegt, jedoch bleibt sie auch hier nebst der gemeinen Seeschwalbe (*Sterna hirundo*) die Hauptvertreterinn der Mövenfamilie. Seltene Arten sind die dreizehige und Sturmmöve (*L. tridactylus* und *canus*), dann die Silber- und Häringsmöve (*L. argentatus* und *fuscus*); die Mantelmöve ist noch nicht beobachtet worden, dagegen die schwarzköpfige (*L. melanocephalus*), vorausgesetzt daß die letztere nicht bloß

eine Abänderung der Lachmöve ist. Von Seeschwalben findet sich nur noch die kleine (*St. minuta*), ferner zuweilen die gemeine und die Felsenraubmöve (*Lestris parasitica* und *pomarina*), beide in der Würschmitt'schen Sammlung vertreten. Dazu kommt noch als große Seltenheit der kleine Sturmvogel oder die Sturmschwalbe (*Thalassidroma pelagica*).

Unter den entenartigen Vögeln wird der Höckerschwan (*Cygnus olor*) hie und da zahm gehalten, und in sehr kalten Wintern findet sich der Singschwan (*C. musicus*) auf den offenen Gewässern ein. Außer der grauen Gans (*Anser cinereus*) im wilden und zahmen Zustande erscheint auch hier die Saat- oder Schneegans (*A. segetum*) als Vorbote des Winters; seltner verirrt sich zu uns die Ringelgans (*A. bernicla* s. *torquatus*). Auch von der Bläßgans (*A. albifrons*) und der weißwangigen (*A. leucopsis*) besitzt die Würschmitt'sche Sammlung schöne Exemplare. Von den Enten ist die zum Hausthier gewordene Stock- oder Wildente (*Anas boschas*) selbstverständlich die gemeinste, die Bisamente (*A. moschata*) wird auch bei Kaiserslautern, Speyer u. s. w. gezüchtet. Daran reihen sich nach der Häufigkeit des Vorkommens die Knäckente (*A. querquedula*) und die Krickente (*A. crecca*), dann als häufigere oder seltenere Zugvögel die Tafelente (*A. ferina*), die Berg-, Reiher-, Schellente (*A. marila, fuligula, clangula*), die weißäugige (*A. nyraca s. leucophthalmos*), die Schnatter-, Pfeif- und Spießente (*A. strepera, penelope* und *acuta*), dann die Löffel-, Kolben-, Sammt-, Brand-, Trauer- und Eisente (*A. clypeata, rufina, fusca, tadorna, nigra* u. *glacialis*). Nur die Kragenente von den südbayerischen Arten ist noch nicht beobachtet worden. Auch die drei Arten von Säger besuchen im Winter die Pfalz, der langschnäbelige (*Mergus serrator*) seltener, der große und kleine Säger (*M. merganser* und *albellus*) häufiger.

Von den für Südbayern aufgezählten Vögeln fehlen außer den ausschließlichen Alpenbewohnern bisher folgende, fast sämmtlich auch dort seltene: Naumannsche Drossel, Blauamsel, Sprosser, Berglaubvogel, Beutelmeise, Gartenammer, Hakengimpel, weißflügeliger Kreuzschnabel, Rosenamsel, weißrückiger Specht, Zwergadler, Birkhuhn, Silberreiher, Teichwasserläufer, grauer Wassertreter, Mantelmöve, englische und schwarze Seeschwalbe, schwarzschnäbeliger Schwan und Zwerggans. Dagegen besitzt die Pfalz die Sperbereule, den Königs- und Schlangenadler, den Röthelfalken, den schwarzschwänzigen Sumpftreter, Rennvogel und die schwarzköpfige Möve.

Drittes Kapitel.

Reptilien und Amphibien.

Indem wir den im 1. Bande aufgestellten Unterschied beibehalten zwischen Reptilien oder kriechenden Thieren als solchen, die keine Verwandlung zu bestehen haben und Zeitlebens durch Lungen athmen, und

Amphibien als solchen, welche nach dem Kriechen aus dem Eie fischartig organisirt durch Kiemen athmen und später eine Metamorphose erleiden, haben wir von Reptilien in diesem Sinne die nämlichen vier Arten aufzuzählen, wie in Ober- und Niederbayern, nämlich drei eigentliche Eidechsenarten und die fußlose, äußerlich ganz als Schlange erscheinende Blindschleiche (*Anguis fragilis*). Das Museum in Kaiserslautern besitzt davon ein Exemplar, welches laut Zeugniß des einsendenden Bezirksarztes aus dem Leibe einer Frau abgegangen ist. Die drei Arten von Eidechsen sind die gemeine (*Lacerta agilis*), die lebendgebärende (*Zootoca crocea*) und die auch hier seltenste grüne Eidechse (*L. viridis*). Daß die in der Pfalz ebenfalls vorkommende Mauereidechse (*L. muralis*) für das südliche Bayern nicht eigens angeführt ist, rührt wahrscheinlich nur daher, daß der Verfasser der dortigen Fauna sie nicht als eigne Art gelten läßt, sondern für identisch mit der gemeinen hält. Für diese Mauereidechse gibt auch Döbner in seinem Handbuche der Zoologie an, daß er sie in der Pfalz am sog. brennenden Berge bei Duttweiler gesehen habe; dabei ist aber nebenher zu bemerken, daß der brennende Berg schon über der preußischen Grenze liegt. Von eigentlichen Schlangen sind in der Pfalz bisher nur zwei ungiftige Arten beobachtet worden, während sich die giftige Kupferotter noch nirgends gezeigt hat. Es sind dieß die Ringelnatter (*Coluber natrix*) und die glatte Natter (*C. laevis*), und zwar ist die zweite nach meinen Beobachtungen die häufigere; ich habe sie in Kaiserslautern, Deidesheim und Bergzabern, also im Westrich, am untern und obern Gebirg gefunden, während mir persönlich die erstere noch nirgends begegnet ist. Die Ordnung der Schildkröten hat keine Vertreterin.

Amphibien. Die Pfalz besitzt den gefleckten Landsalamander (*Salamandra maculosa*), das Vorbild des fabelhaften Geschlechtes, und die drei Arten von Wassersalamandern, welche schon ein Paar Schritte von der Stadt Kaiserslautern in den Bächelchen und Wässerungsgräben zu finden sind, einladender Weise auch in dem von solchen Zuflüssen gespeisten städtischen Badeweiher, nämlich der große Wassersalamander (*Triton cristatus*), der Brunnensalamander oder Feuermolch (*Tr. igneus* s. *alpestris*) und der Teichsalamander (*Tr. palustris, punctatus* s. *taeniatus*); den letztern sieht man auch nicht selten auf den sandigen Wegen langsam herumkriechen. Von den Amphibien, die keine Schwänze haben, spielt auch hier der Laubfrosch (*Hyla arborea*) die Rolle des Wetterpropheten. Wenn die neuerlich aufgestellten zwei Arten von Landfröschen sich halten lassen, nämlich der breitschnauzige (*Rana platyrrhinus*) und der spitzschnauzige (*R. oxyrrhinus*), so besitzt auch die Pfalz beide, wozu noch der grüne Frosch (*R. esculenta*) kommt; von allen Arten werden die Schenkel zu Markte gebracht und gegessen. Daß die Frösche hier zu Land weiblichen Geschlechtes sind, ist oben bei den Vögeln bemerkt worden. Häufig sind

ferner die einen Uebergang zu den Kröten bildende Feuerkröte oder Unke (***Bombinator igneus***), die graue Kröte (***Bufo cinereus***) und wenigstens bei Kaiserslautern die Kreuzkröte (***B. calamita***). Eine weitere eigentliche Krötenart ist nicht beobachtet worden, wohl aber die ebenfalls in der Mitte stehende Wasser- oder Knoblauchkröte (***Pelobates fuscus***). Eine Eigenthümlichkeit der Pfalz, überhaupt der Rheingegenden, bildet die Bruttröte oder der Fesselfrosch (***Alytes obstetricans***), welche schon bei Kaiserslautern vorkommt und auch dem Verzeichniß der Pollichia noch anzufügen ist. Sie bildet die dritte Uebergangsform zwischen Fröschen und Kröten und gleicht von oben betrachtet einer Unke, ist nur etwas heller, unten ist sie schmutzig weiß mit grauen Flecken, beinahe so, wie die Unken werden, wenn man sie in Weingeist aufbewahrt. Sie macht sich besonders merkwürdig dadurch, daß das Männchen die Eier oder den Laich, welche in einem häutigen Schlauche stecken, um die Hinterschenkel schlingt, sich dann in die Erde vergräbt und daraus erst wieder hervorkommt, um ins Wasser zu gehen, sobald die jungen Kaulquappen im Begriffe sind auszuschlüpfen. — Einen unentbehrlichen Beitrag liefern die „Krotten", wie man in hiesiger Mundart statt Kröten sagt, zum Register der pfälzischen Scheltworte, merkwürdiger Weise ausschließlich für das weibliche Geschlecht in Anwendung und oft halb zärtlich gemeint für ganz kleine oder kaum erwachsene Mädchen.

Wir haben also in der Pfalz 20 Arten aus dieser Classe; während außer dem schwarzen Alpensalamander die Kupfernatter, die gelbliche Natter und die veränderliche Kröte fehlen, besitzt die Pfalz die Brutkröte und die Mauereidechse.

Viertes Kapitel.

Fische.

Die Pfalz ist viel ärmer an Wasser als irgend ein anderer Kreis Bayerns, und so herrliche Gegenden, die sich mit jeder anderen in Bayern messen, sie auch bietet, so ist es doch ein Mangel, daß sie weder größere Flüsse noch Seen besitzt. Die Pfalz hat keine großen Flüsse und keine großen Städte; dieser doppelte Mangel gibt ihr einen eigenthümlichen Charakter in geographisch-naturgeschichtlicher und in socialer Beziehung. Außer dem Rhein, welcher für eine Strecke von 18 Stunden die östliche Grenze des Landes bildet, und der nur 3 Stunden die nordwestliche Grenze berührenden Nahe, verdient wohl kein pfälzisches Gewässer den Namen eines Flusses, als die im Südwesten des Kreises fließende Blies, deren Lauf zwar auch nicht mehr als 18—20 Stunden beträgt, welche aber doch eine Tiefe von 20 Fuß und hie und da eine Breite von 50 Fuß erreicht. Seen finden sich wie gesagt gar keine, dagegen eine Anzahl größerer

und kleinerer Weiher, welche häufig noch den alterthümlichen Namen Woog führen, als Vogelwoog, Eiswoog u. s. w. Aus dem Mangel des Wassers entspringt eine Armuth an Fischen, so daß die Zahl der pfälzischen Arten bisher nur 37 beträgt. Darunter befinden sich aber die 2 als in Südbayern fehlend hervorgehobenen, nämlich der wohlschmeckende Aal und der Stichling, beide sehr verbreitet, besonders letzterer. 33 Arten gehören den Gräthenfischen, 4 den Knorpelfischen an.

A. Gräthenfische. Barsche. Nur von 2 Arten ist das Vorkommen mit Bestimmtheit nachgewiesen, nämlich von dem Flußbarsch, Bürschling oder Bürstling (*Perca fluviatilis*), welcher in allen fließenden und stehenden Gewässern des Gebietes ziemlich verbreitet vorkommt, und dem Kaul- oder Rotzbarsch (*Acerina cernua*), welcher sich in der Alsenz, Blies, im Glan und im Rheine bei Speyer findet.

Panzerwanger. Die zwei einzigen in diese Familie gehörigen Süßwasserfische heißen die Groppe, Koppe, der Kropffisch oder Kaulkopf (*Cottus gobio*), welche in der Isenach, dem Glan und den Bächen des Westrichs angetroffen wird, und der Stichling (*Gasterosteus aculeatus*), welcher in Bächen, Gräben und stehenden, auch sumpfigen Wassern des ganzen Gebietes sehr gemein ist. Dieser letztere hat auf dem Rücken statt der ersten Flosse drei unverbundene starke Stacheln, welche ihn gegen Angriffe von Feinden schützen. Merkwürdig macht sich das Fischelchen dadurch, daß die Rogner hier ausnahmsweise Sorge für ihre Brut zeigen; wenn sie den Laich absetzen wollen, so wühlen sie, indem sie sich im Kreise drehen, mit ihren Sporen den Sand auf, so daß ein mit einem Graben eingefaßtes Hügelchen entsteht, in dessen Mitte sie ein Lager von Wurzelfasern für die Eier bereiten.

Karpfen. Wir haben in dieser Familie die Gattung Karpfen mit ihren Untergattungen und die Gattung Schmerle. Aus ersterer ist der gemeine Karpfen (*Cyprinus carpio*) vor Allem von bedeutender Größe im Rheine, besonders dem Altrheine, anzutreffen, dann in der Blies, dem Glan und sonst den größern Bächen, endlich als Teichkarpfen. Auch die Spielart desselben, der Spiegelkarpfen (*C. rex cyprinorum*), welche in Franken so häufig vorkommt, ist in der Pfalz schon beobachtet worden, wieder in Blies und Glan. Die Karausche (*Carassius vulgaris*) ist bisher im Rhein bei Speyer und in der untern Isenach gefunden worden. Die kleine Karausche, der Giebel oder Halbgareis (*C. gibelio*) bewohnt gewöhnlich stehende Gewässer, scheint aber, wie der vorige, nicht sehr verbreitet zu seyn. Hier ist auch der Goldkarpfen oder das Goldfischchen (*C. auratus*) einzuschalten, welcher ursprünglich japanesische und chinesische Fisch in einem kleinen Weiher bei Heltersberg (Kanton Waldfischbach) eigens gezogen wird. Der kleine Bitterling (*Rhodeus amarus*) findet sich im reinen Flußwasser des Rheines. Der Gründling, Kreß-

ling oder die Grundel (*Gobio vulgaris*) ist sehr gemein, vorzüglich im Rheine und dessen Nebengewässern, dem Glan, der Blies und den Bächen bei Zweibrücken, der Isenach und deren Teichen. Die Barbe (*Barbus fluviatilis*) findet sich in der Alsenz, Blies, dem Glan u. a. Bächen des Westrichs, dann im Rheine. Die Schleihe (*Tinca chrysitis*) ist über das ganze Gebiet häufig verbreitet, besonders in den Teichen des Dürkheimer Thales in einer wahren Unzahl vorhanden, außerdem in den Altwassern des Rheines. Von denjenigen Arten, welche zusammen unter dem Namen Brachsen gehen, treffen wir in der Pfalz den Güster oder Blick (*Blicca argyroleuca*) im Rheine, und den echten Brachsen, Bresem oder Blei (*Abramis brama*) in den Altwassern des Rheins bei Oggersheim und anderwärts, im Hauptstrom und den Zuflüssen des Rheins, in der Blies und dem Glan. Von den Lauben ist in der Pfalz bisher nachgewiesen nur die gemeine Laube, Alben (*Alburnus lucidus*), auch Schneider, Ukelei und Weißfisch genannt, welche Namen aber in verschiedenen Gegenden auch für andere Arten gebraucht werden; im Rhein, Glan u. s. w. In den nämlichen Gewässern findet sich die Plötze oder das Rothauge (*Scardinius erythrophthalmus*). Noch häufiger trifft man in der Blies, im Rhein und seinen Nebenwassern die ähnliche Rothfeder oder den Rothflosser, welcher ebenfalls Rothauge genannt wird (*Leuciscus rutilus*). Wieder eine andere Untergattung bildet der Schwarznörfling oder Gängling (*Idus melanotuss. Cyprinus idus et jeses*), auch Göse, Aland, Eltze u. s. w. genannt, welcher mit Sicherheit bisher im Rheine nachgewiesen ist; ebenso die Pfrille oder Ellritze (*Phoxinus laevis*). Zu einer weiteren Untergattung gehören der Döbel (*Squalius dobula*), auch Mienen, Möne oder Dickfisch genannt, welcher in der Alsenz, Blies, dem Glan und Rheine verbreitet ist, und während die Haselarten bisher nicht beobachtet worden sind, der Weißfisch (*Squ. leuciscus*), auch wieder Lauben genannt, welcher in Deutschland namentlich dem Rheine angehört und außerdem hier auch der Blies. Die letzte Untergattung und Art heißt endlich die Nase (*Chondrostoma nasus*), noch eine der mehrfachen Arten, welche Weißfische heißen, fälschlich auch Makrele genannt; sie wird ganz in denselben Gewässern gefangen, wie der vorige. — Aus der Gattung Schmerle kommen alle 3 Arten auch in der Pfalz vor, nämlich die oder das Wettergrundel, Bißgurre, Wetterfisch oder Schlammbeißer (*Cobitis fossilis*), welche in einigen Teichen bei Dürkheim, in der Blies und dem Rhein an Stellen mit schlammigem Grunde gefunden wird; das oder die Dorngrundel, Steinschmerle, der Steinbeißer (*C. taenia*), welche an steinigen Stellen des Rheins und seiner Zuflüsse, sowie der Blies u. s. w. erscheint; und drittens die oder das Bartgrundel oder Grundelchen, gemeiner Schmerl, Schmerling (*C. barbatula*), welche nicht selten in den Gebirgsbächen, auch bei Kaiserslautern, ihr munteres Wesen treibt.

Lachse. Die Forelle, ausdrücklich gemeine oder Steinforelle genannt (*Salar Ausonii*), gehört auch hier vorzüglich den Gebirgsbächen an, obgleich diese den Alpenbächen an Klarheit sehr nachstehen, so bei Kaiserslautern, wo sie durch die Abwasser der Fabriken vielfach verschwunden ist, und überhaupt besonders im westlichen Theile des Gebirgs, auch in etwas größern Gewässern, wie Queich, Glan, Blies, und gedeiht namentlich in einem aus der Isenach gebildeten Teiche bei Dürkheim. Viel seltener tritt, soviel bisher bekannt ist, die Aesche (*Thymallus vexillifer*) auf und ist mit Sicherheit nur im Schwarzbache, wo sich die Moosalb mit demselben vereinigt, zwischen Waldfischbach und Burgalben ermittelt. Sonst finden sich aus dieser Familie nur noch zwei Arten, nämlich die Lachs- oder Seeforelle (*Fario Marsilii*), welche aus der Nordsee in den Rhein und seine Zuflüsse bis in die Gebirgsbäche aufsteigt, und der Lachs (*Salmo salar*) selbst, welcher ebenfalls zur Laichzeit Sommers in großer Zahl in den Rhein gelangt, aber nicht in die kleinen Nebengewässer, höchstens noch in die Nahe.

Aus den Familien Hechte und Schellfische besitzt die Pfalz, wie Südbayern, nur je eine Art; aus der ersteren den gemeinen Hecht (*Esox lucius*), welcher in allen größeren Gewässern des Gebiets, Flüssen, Weihern und Teichen nicht selten ist und vom Rheine angefangen bis zu den Bächen des Westrichs vorkommt. Aus der andern Familie findet sich die Rutte, Aalrutte oder Aalraupe (*Lota vulgaris*) auf ähnliche Weise verbreitet in der Blies, dem Glan, Rhein u. s. w. Die Welse haben in den pfälzischen Gewässern keinen Vertreter, dagegen die Familie der Häringe in der gemeinen Alse (*Clupea alosa* s. *Alosa vulgaris*), welche im südlichen Bayern fehlt und ein Seefisch ist, zur Laichzeit aber im April und Mai in den Rhein aufsteigt, wo sie sogar bis Basel gelangt. Sie wird wie der Silberlachs auch Maifisch genannt. Ebenso vertritt die Familie Aale der gemeine Aal (*Anguilla fluviatilis*), welcher in den meisten Gewässern der Pfalz und zwar vorzugsweise in Flüssen und Teichen mit schlammigem Grunde vorkommt, häufig in der Blies und den Altrheinen, seltner in der Alsenz u. a. Daß der Sandaal oder Tobiasfisch in der westlichen Pfalz gefunden worden sey, wie eine Angabe lautet, muß wohl auf einer Verwechselung beruhen, da dieser Fisch noch nirgends als an den Ufern des Meeres vorgekommen ist.

B. Knorpelfische. Aus der Familie der Rundmäuler hat die Pfalz wieder einen ihr eigenthümlichen Seefisch aufzuweisen, nämlich die große Lamprete (*Petromyzon marinus*), welche im Frühjahr aus dem Meere in dem Rhein aufsteigt, selten bis in die Blies, auch früher schon einige Mal im Glan gefangen wurde. In dieselbe Gattung gehören das große Neunauge oder die Flußpricke (*P. fluviatilis*), welches ebenfalls im Rheine und Glan, hie und da auch in den westlichen Gebirgs-

bächen vorkommt, und das kleine Neunauge oder die kleine Pricke (*P. Planeri*), welches nur den Bächen, u. a. bei Kaiserslautern, und auch davon gebildeten Teichen, wie dem Isenachteiche, angehört. Daß die Uhle oder der gemeine Querder (*Ammocoetes branchialis*) in der Pfalz zu finden sey, ist nach der Analogie benachbarter Gebiete anzunehmen, aber noch nicht mit Sicherheit ermittelt.

Vergleichen wir am Schlusse noch einmal die Fische der Pfalz mit denen des südbayerischen Donaugebietes, so tritt hier ein ausgesprochenerer Unterschied hervor als bei einer der drei vorausgehenden Thierclassen; die pfälzische Fischfauna ist allerdings im Allgemeinen bedeutend ärmer, dagegen außer durch Aal und Stichling auch durch drei Seefische, nämlich Lachs, Alse und Lamprete, charakterisirt.

Fünftes Kapitel.

Gliederthiere.

Insecten. Käfer. Nach dem im neuesten Jahresberichte der Pollichia (1863 von Dr. W. Medicus) aufgestellten Verzeichnisse sind in der Pfalz bisher zwischen 1800 und 1900 Käferarten beobachtet. Am artenreichsten erscheint auch hier die Familie der Rüsselkäfer (*Curculionida*) mit über 300 Arten, worunter der schwarze Kornwurm (*Sitophilus granarius*) und der rothe Kornwurm (*Apion frumentarium*), der Erbsenkäfer (*Bruchus Pisi*), der große braune Rüsselkäfer (*Pissodes Pini*), der kleine braune Rüsselkäfer (*P. notatus*), auch *Hylobius Abietis* u. A., wovon die letzten drei für die Nadelhölzer besonders schädlich werden. Aus der Familie der Raubkäfer (*Staphylini*) sind kaum 160 Arten bisher bekannt, doch erscheinen gerade hier die Beobachtungen noch mangelhafter, von Laubkäfern (*Carabida*) gegen 200 Arten, so daß bisher die Familie der Chrysomelinen einige Arten mehr zählt, in welcher außer dem Erdfloh (*Haltica oleracea*) auch der Pappelblattkäfer (*Chrysomela Populi*), Aspenblattkäfer (*Chr. Tremulae*) und der Erlenblattkäfer (*Agelastica Alni*) als in der Pfalz vorzugsweise und zwar in forstlicher Hinsicht schädliche namhaft zu machen sind. Die Familie Bockkäfer (*Cerambycida*) kommt mit 86 Arten der Zahl des südlichen Bayerns am nächsten, und in ihr sind der große Eichenbockkäfer (*Cerambyx heros*), sowie der große Pappelbockkäfer (*Saperda carcharias*) wie vorhin hervorzuheben. Noch einige Arten mehr umfaßt nach den bisherigen Beobachtungen die Familie der Lamellicornien oder Scarabäen, aus welcher jedes Kind den Maikäfer kennt. Aus der Familie der Schnellkäfer (*Elaterida*) sind gegen 70 Arten bekannt und noch einige mehr Wasserkäfer (*Dytisci*). Folgen die Nestkäfer (*Nitidulae*), Telephoren, Coccionerliden (Blattlauskäfer und Marien- oder Herrgottskäfer), die Fischkäfer (*Hydrophili*), Kryptophagen, Stutz-

käfer (*Histrida*), Stinkkäfer (*Silphida*), die Prachtkäfer (*Buprestida*), worunter der Buchenprachtkäfer (*Agrilus nocivus s. viridis*) in der Pfalz vorzugsweise schädlich auftritt, die Anobien mit dem Pochkäfer oder der Todtenuhr (*Anobium pertinax*), die Malachien, Lathridien und Dermestiden; die Knäuelkäfer (*Anisotomida*), welche in dem pfälzischen Käferverzeichnisse mit den Silphiden oder Stinkkäfern vereinigt sind, die Borkenkäfer (*Bostrichida*) mit dem berüchtigten *Bostrichus typographus*, die Spindelkäfer (*Mordellida*), Lilienkäfer (*Donaciae*), Pillenkäfer (*Byrrhi*), Baumtödter (*Hylesina*), Oedemeren, Tastkäfer (*Pselaphi*), Cistelen, Serropalpen oder Melandryen, Ptinen (Holzbohrer), Phalacrien, Colydien, Cucujen (Plattkäfer), Cyphonen oder Dascilliden, Cleriden, Tenebrionen (mit dem Mehlwurm), Scydmäniden, Mycetophagen, Anthiciden, Rhinosimen oder Salpingiden, Elmiden, Canthariden oder Meloiden mit dem Vesicatorkäfer (*Cantharis s. Lytta vesicatoria*) und den Oelkäfern (*Meloë*), Sandkäfer (*Cicindelae*), Opatriden, Ptilien oder Trichopterygiden, Scaphidien, Gyrinen oder Tummelkäfer, Lymexyliden oder Werftbohrer, Lycoperdinen oder Endomychiden, Diaperiden, Blapiden, Helopiden (welche letzteren auch zu den Tenebrionen gezogen werden können), Pyrrhochroen, Parmen (zu denen man jetzt auch die bisherigen Elmiden rechnet), Heteroceriden, Georysiden, Clavigeriden, Sphärien, Throsciden und Lagrien. Von den für das südliche Bayern aufgezählten Familien fehlen also in der Pfalz bisher nur 2, die Rhysoden und Clypeastriden, welche auch dort bloß aus einzelnen Arten bestehen; dagegen finden sich in der Pfalz Eucnemiden, Lyciden, Apatiden, Erotyliden, Rhipiphoriden u. a., welche aber nach der im I. Bande gebrauchten Eintheilung vielleicht anderswo untergebracht seyn können.

Schmetterlinge sind in der Pfalz bisher an 1200 Arten beobachtet worden, nämlich gegen 90 Tagfalter, 12 Dickkopffalter (*Hesperioidea*), 18 Abendfalter (*Sphingoidea*), 30 Widderhörnchen (*Zygaenida*), einige Holzspinner (*Hepiolida*), über 100 Spinner (*Bombycida*), über 270 Arten von Eulen (*Noctuida*), 220 Spanner (*Geometrida*), über 80 Crambinen, über 130 Blattwickler (*Tortricina*), gegen 200 Motten (*Tineida*) und ein Dutzend Federmotten (*Pterophorida*); dazu einige Arten von Zünslern (*Pyralida*), Röhrenträgern (*Canephorida*), Aluciten und MikropterygiNen. Die Seidenzucht hat in der Pfalz noch wenig Verbreitung; doch wird sie zum Zwecke einer größern Verallgemeinerung zu Kaiserslautern sowohl versuchsweise im kgl. Schullehrerseminar, als auch bis zur Verarbeitung der Seide im Zuchthause betrieben, und liefert letzteres nach dem Urtheil eines Crefelder Seidenfabricanten so preiswürdige Foulards, als die rheinpreußischen

Fabriken. So gemeinschädlich wie überall sind nun der Kohlweißling (*Pieris Brassicae*) und der Heckenweißling (*P. Crataegi*), nicht minder die Raupen des Kiefernspinners (*Gastropacha Pini*), der Nonne (*Psilura monacha*), der Kieferneule (*Trachea piniperda*), des Stammspinners oder Schwammspinners (*Liparis dispar*), des Ringelspinners (*Gastropacha neustria*) und des Goldafterspinners (*Porthesia chrysorrhoea*). Dazu fügen wir für die Pfalz als weit verbreitet noch von den Abendfaltern den Kiefernschwärmer (*Sphinx Pinastri*); dann richten auch die Processionsraupe (*Gastropacha s. Cnethocampa processionea*) und die Raupe des Buchen- oder Wallnußspinners (*Orgyia pudibunda*), welche von einem Büschel rother Haare auf dem letzten Leibesringe auch Rothschwanz genannt wird, von Zeit zu Zeit Verheerungen an, indem sie oft auf sehr ausgedehnten Flächen, erstere hauptsächlich an Eichen, letztere an Buchen, jede Belaubung beseitigen. Die Processionsraupe zeigt sich namentlich öfter bei Speyer; der Rothschwanz ist in den Jahren 1847 und 1848 aufgetreten und hat in der Umgegend von Kaiserslautern zuletzt in den Jahren 1859 und 1860 große Buchenwaldungen ganz entblättert; indessen da sein Erscheinen schon in das Ende des Sommers fällt, so dürfte der den Bäumen zugehende Schaden doch nicht allzu hoch anzuschlagen seyn. Auch von einer Vergiftung der Atmosphäre durch den Haarstaub der Raupen, wie Döbner in seiner Zoologie sie angibt, ist mir weder aus eigner Erfahrung, noch durch fremden Bericht etwas bekannt geworden. Dagegen war eine merkwürdige Erscheinung, daß die Vögel sich aus den entlaubten Regionen zurückzogen, so daß die Oede durch die Stille noch gesteigert wurde. Die in den Wald getriebenen Schweine fraßen im Spätjahre und theilweise im folgenden Frühling die Puppen auf. Die Pfalz bezeichnet die Südgrenze eines so massenhaften Austretens dieser Raupe. Außerdem sind hier der Kiefernspanner (*Fidonia piniaria*) und der Kieferntriebwickler (*Coccyx buoliana*), aus der Familie der Blattwickler, ebenfalls wegen ihrer schädlichen Raupen, als in der an Kiefernwaldungen so reichen Pfalz verbreitet einzuschalten. Die Kornmotte (*Tinea granella*), als Raupe weißer Kornwurm genannt, die Pelz- und Tuchmotte (*T. pellionella* und *biselliella*) sind so gemein wie überall.

Was nun die übrigen Ordnungen der Insecten und weiter die noch fehlenden Thierclassen angeht, so sind die Beobachtungen über das Vorkommen in der Pfalz bisher so mangelhaft, daß wir uns darauf beschränken, zum Schlusse noch zwei Insecten anderer Ordnungen anzuführen, welche in forstlicher und auch landwirthschaftlicher Hinsicht am meisten Schaden thun. Es sind dieß die Maulwurfsgrille oder Werre (*Gryllotalpa vulgaris*) und die kleine oder gemeine Kiefernblattwespe (*Lophyrus Pini*), deren Afterraupen im Spätsommer 1854 am ganzen Gebirg von Berg-

zabern bis Dürkheim und weiterhin, in Büscheln an den Zweigspitzen beisammensitzend, die Kiefern von ihren Nadeln entblößt haben.

Nachtrag von Anfang 1866.

Im Jahre 1865 zeigte sich eine bisher gewöhnlich nur im Norden Europa's in solcher Weise aufgetretene Grasraupe, nämlich *Episema graminis*, in den Gemarkungen der Dörfer Ober- und Niedermiesau (bei Landstuhl) in solcher Menge, daß 30 bis 50 Tagwerke von den Raupen ganz kahl gefressen wurden und gar keinen Heuertrag lieferten. Die Raupen erschienen im Monate Mai, und der ganze Umkreis ihrer Verbreitung betrug ein paar hundert Tagwerke. Mit Ende Juni und Anfang Juli verschwanden sie allmählich, indem sie sich einpuppten, und da inzwischen tüchtiger Regen eingetreten war, so erhielt man von denselben Wiesen doch noch eine Ernte an Grummet oder Ohmet.

Am Morgen des 21. Juli desselben Jahres fand man in den Straßen der Stadt Kaiserslautern ganze Haufen von todten Eintagsfliegen oder dem sogen. Uferaas *(Ephemera horaria s. albipennis)*, besonders um die Gaslaternen herum, wo sie offenbar der Lichtschein angelockt hatte. Die Leute redeten seltsamer Weise von Ausfliegen des Korns und dazu von weißen Kornwürmern! Da dieser Netzflügler gewöhnlich erst im August erscheint, so mag die hohe Temperatur der vorangegangenen Tage dieses heißen Sommers das etwas frühere Auftreten wohl hinreichend erklären.

Vierzehntes Buch.

Die Rheinpfalz.

Statistische Einleitung.

Die Pfalz wird zum Unterschiede von der im Donaugebiete gelegenen Oberpfalz wohl auch die „Rheinpfalz“ und zum Unterschiede von den an Baden, Hessen und Preußen gefallenen Gebietsfragmenten der alten Kurpfalz die „bayerische Rheinpfalz“ genannt. Denn wenn auch nicht amtlich, so ist doch im Volksmunde der Name Pfalz auch bei jenen Landstrichen des ehemaligen Kurfürstenthumes noch immer im Brauch. Nach der Analogie von Rheinhessen und Rheinpreußen nennt man die Pfalz „Rheinbayern“, wogegen man dann die ältern Kreise des jenseitigen bayerischen Landes als „Altbayern“ bezeichnet. Von 1817 bis 1837 führte die Pfalz den Namen des „Rheinkreises.“

Sie liegt geographisch getrennt von der übrigen Hauptmasse des Königreiches. Ihre Ostgränze, dem Stromlauf des Rheines folgend, stößt an Baden und Hessen-Darmstadt, die Nordgränze an Hessen und Rhein-Preußen, die Westgränze an preußisches und hessen-homburgisches Gebiet (Meissenheim) und die Südgränze an Frankreich.

Fluß und Berg gliedern die Pfalz von Ost nach West in drei Hauptgruppen der Bodenplastik, welchen drei Abstufungen der Volksart und der Bodencultur entsprechen: Rheinebene, Bergland und Hügelland.

Die Rheinebene zeigt in sich wieder einen dreifach abgestuften Charakter. Da der Fluß auf seinem 10 Meilen langen Gränzlaufe hier noch aus vielfach verschlungenen Armen und Altwassern mit Inseln und Landzungen besteht, und das Ufer nur wenig über dem Wasserspiegel sich erhebt, so bildete sich zunächst ein Ueberschwemmungsgebiet, welches mitunter bis auf eine Stunde Wegs ins Land hineinzieht. Außer Speyer, Ludwigshafen und Germersheim liegen nur wenige Ortschaften hart am Flusse. Dann aber folgt die stark bevölkerte mittlere Ebene, im Süden vom Bienwalde bedeckt, bei Speyer sandig und trocken, bei Frankenthal von vielen kleinen Gewässern durchschnitten, ein äußerst dankbarer Boden für den

Ackerbau, der sich mitunter zur gartenmäßigen Feldcultur steigert. Wo sich diese Ebene hierauf sanft ansteigend zu den Vorhügeln der Hart erhebt, da beginnt die eigentliche Herrschaft des Weinstockes, und Städte und stadtähnliche Dörfer, eng geschaart in langem Straßenzuge, schließen die Westgränze der Ebene (der Vorderpfalz) gegen das aufsteigende Gebirge ab.

Der Rhein bietet während seines Laufes längs der bayerischen Pfalz noch entschieden jene oberrheinische Landschaftsnatur, die sich weder durch plastische Schönheit der Ufer, wie von Mainz bis Bonn, noch durch die imposante Wasserfülle, wie theilweise weiter abwärts, auszeichnet, wohl aber durch das üppige, oft wild verwachsene Grün seiner Inseln und Auen. Seine Breite beträgt zwischen Mannheim und Ludwigshafen nur 385 Schritte (dagegen bei Eltville im Rheingau 1025, bei Bonn 1000) und die mittlere Tiefe ebendaselbst 12 Fuß.

Die Nebenflüßchen, welche auf der pfälzischen Strecke in den Rhein münden, sind nur unbedeutende Gewässer. Von Süden nach Norden vorgehend, erwähnen wir zuerst die Lauter, als eines Gränzbaches, der, bei Merzalben entspringend, die beiden kleinen französischen Festungen Weißenburg und Lauterburg berührt und bei Neuburg in den Rhein fällt. Dann die drei in den vielverzweigten Wasserfäden ihrer Zuflüsse ein ganzes Netz bildenden Bäche Otterbach, Erlbach und Klingenbach, deren Quellen zwischen Ober-Otterbach und Klingenmünster ziemlich weit auseinander liegen, während die Mündungen beinahe zusammenfallen. Ferner die Queich, welche im Gebirg das schöne Annweiler Thal durchfließt, in der Ebene durch ihre Verbindung der beiden Festungen Landau und Germersheim eine militärisch wichtige Linie bezeichnet. Sie ist wohl der wasserreichste von den auf pfälzischem Boden unmittelbar in den Rhein mündenden Nebenflüßchen. Die Speyer entspringt bei Speyerbrunn unfern Johanniskreuz und theilt sich, aus den Bergen tretend, bei Neustadt in zwei Bäche, Rehbach und Speyerbach. Die Isenach kommt nach längerem Gebirgslaufe aus dem Dürkheimer Thal in die Ebene und speist unweit ihrer Mündung hauptsächlich den Kanal, welcher Frankenthal mit dem Rhein verbindet.

Das Bergland wird in seiner größten Masse durch die nördlichen Ausläufer der Vogesen — die Hart — gebildet, dann im Norden unseres Kreises durch den Donnersberg mit den umlagernden Höhengruppen. Der Ostrand der Hart fällt steil gegen die Ebene ab, im Westen dagegen gehen die Berge allmählich in sanftere Hügelformen über. Das Innere des Hartgebirges ist zum großen Theile mit Wald bedeckt und weit sparsamer besiedelt als die Vorderpfalz. Wenn aber auch der Ackerbau hier nicht mit jenem glänzenden Erfolge betrieben werden kann, wie auf den gesegneten Fluren der Rheinebene, so zieht dafür die Industrie immer mächtiger in die Thäler des Berglandes ein, und an der westlichen Pforte desselben, wo

sich die Berge gegen die Landstuhler Niederung und die Hügelzone öffnen, liegt Kaiserslautern, die industrielle Hauptstadt der Pfalz.

Das Hügelland erscheint im Südostwinkel als felsiges Hochplateau mit zahlreichen tiefen Thaleinschnitten, dann weiter westwärts bei Zweibrücken als ein von breiten Wiesenthälern durchzogener eigentlicher Hügelboden; in der Mitte, zwischen Homburg und Kaiserslautern, werden die Höhenzüge durch die Moorniederung des Landstuhler Bruches unterbrochen, um sich weiter nordwestwärts im Glangebiete zu Hügelwellen wieder fortzusetzen. Gegen Nordosten schließen dann tief eingefurchte Hochrücken das Ganze ab, einigermaßen eine Parallele zu jenem Hochplateau des Südostens, obgleich durch günstigere Bodenverhältnisse vor jenen weit bevorzugt. Während die Rheinebene vorwiegend Ackerbauland ist, der Saum der Hart Weinland, das Innere der Hart Waldland, wechseln in der Hügelzone Wälder und Felder, Ackerbau und Viehzucht, und auch die Industrie hat durch die Steinkohlenschätze hier eine reiche Stätte gefunden.

Die Wasseradern, welche gegen Osten von der Hart zum Rheine fließen, haben wir schon erwähnt. Aus dem eigentlichen Berglande wendet sich nur ein Flüßchen direct gegen Süden: die Sur oder Saarbach, deren Quellengebiet oberhalb Ludwigswinkel der Pfalz angehört, der ganze übrige Lauf dagegen dem Elsaß. Sie mündet unweit Selz in den Rhein. Als ethnographische Scheidelinie der Franken und Allemannen hat der Bach einen historischen Namen.

Die Gewässer des Hügelgebietes theilen sich in zwei Gruppen: in Nebenflüsse der Saar und mittelst dieser der Mosel, und in die Flüßchen des Nahegebietes. Die Linie des Landstuhler Bruches deutet die Wasserscheide dieser beiden Gruppen an. Das wichtigste Nebengewässer der Saar ist die Blies, welche im Preußischen bei St. Wendel entspringt, den äußersten südwestlichen Gränzflügel der Pfalz durchschneidet und bei Saargemünd in die Saar fällt. Die wichtigsten Nebenbäche, Schwarzbach, Steinalb, Wallalb, Rodalb, Hornalb fließen ihr auf bayerischem Boden von der linken Seite zu. Die Nahe berührt nur kurz und in abspringenden Linien die Nordgränze der Pfalz, während ihr wichtigster pfälzischer Nebenfluß, der Glan, von seinen Quellen bei Waldmohr bis zur Mündung bei Odernheim fast ganz dem bayerisch-pfälzischen Gebiete angehört und einer weitgedehnten und eigenthümlichen Landschaft Charakter und Namen gibt. Außerdem gehört noch die Alfenz hieher, bei Alsenborn entspringend, bei der Ebernburg mündend, und die Appel, als das einzige nennenswerthe Gewässer, dessen Quellen der Donnersberg speist.

Die beigehefteten zwei Haupttabellen*) geben Ausweis über den Flächen-

*) Die sämmtlichen Tabellen sind von M. Siebert ausgearbeitet.

inhalt und die Verwaltungs- und Gerichtseintheilung des Kreises, dann über die Siedelung der Bewohner und die Dichtigkeit der Bevölkerung.

Städte gibt es 24: Annweiler, Bergzabern, Cusel, Dürkheim, Edenkoben, Frankenthal, Germersheim, Grünstadt, Homburg, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Landau, Landstuhl, Lauterecken, Ludwigshafen, Neustadt a/H., Obermoschel, Oggersheim, Otterberg, Pirmasens, St. Ingbert, Speier, Wachenheim, Zweibrücken. Märkte 9: Alsenz, Blieskastel, Dirmstein, Freinsheim, Langenkandel, Laumersheim, Rockenhausen, Winnweiler, Wolfstein. Die magistratische Verfassung der Städte und Märkte in den Regierungsbezirken diesseit des Rheins, sowie die Classification der Städte besteht nicht in der Pfalz.

Bevölkerungsstand und Dichtigkeit der Bevölkerung.

Zählung vom Jahre	Familienzahl.	Zu- oder Abnahme nach		Seelenzahl.	Zu- oder Abnahme nach		Seelen auf die □ Meile.
		Familien.	Procent.		Seelen.	Procent.	
1818	95842	—	—	446168	—	—	4124
1827	101887	6045	6,31	517081	70913	15,89	4780
1830	106603	4716	4,62	537858	20777	4,02	4972
1834	115663	9060	8,50	554932	17074	3,17	5130
1837	116476	813	0,70	565345	10413	1,88	5226
1840	120603	4127	3,54	579120	13775	2,43	5353
1843	123231	2628	2,18	595193	16073	2,77	5502
1846	125198	1967	1,60	608470	13277	2,23	5625
1849	125660	462	0,37	616370	7900	1,30	5697
1852	126812	1152	0,92	611476	—4894	—0,79	5652
1855	127838	1026	0,81	587334	—24142	—3,95	5429
1858	131285	3447	2,70	595129	7795	1,33	5501
1861	135371	4086	3,11	608069	12940	2,17	5621
1864	145994	10623	7,85	625157	17088	2,81	5779
Zunahme v. 1818–1864	—	50152	52,33	—	178989	40,12	—

Nach der Zählung von 1864 betrug die Civilbevölkerung 145,434 Familien, 609,780 Seelen, die Militärbevölkerung 560 Familien, 15377 Seelen. In den angehefteten Haupttafeln und der folgenden Tafel „Bevölkerung nach Alter und Geschlecht" mußte der Vergleichbarkeit mit den vorhergehenden Regierungsbezirken wegen die Bevölkerung nach dem Stande von 1861 beibehalten werden.

Verwaltungs-districte.		…len. auf eine Quad.-meile.	Zahl der Gebäude. Privatgebäude	öffentl. Gebäude.	im Ganzen.	hierunter sind Wohnh.	Einwohner auf ein Wohnhaus.
Bezirksämter:							
Bergzabern	Be	4664	14788	233	15021	7133	5,54
Frankenthal	Fr	8408	14663	248	14911	6970	6,42
Germersheim	Ge	6602	20944	290	21234	8281	6,82
Homburg	Ho	4547	10807	255	11062	7347	6,20
Kaiserslautern	Ka	4565	12913	233	13146	8137	6,61
Kirchheim	Ki	4657	17506	325	17831	8390	5,97
Kusel	Ku	5020	9885	298	10183	6369	6,20
Landau	La	10237	23281	285	23566	9784	6,72
Neustadt a/H.	Ne	6655	20411	267	20678	9788	6,64
Pirmasens	Pi	2892	7551	206	7757	6281	6,31
Speyer	Sp	8625	14347	295	14642	6924	7,67
Zweibrücken	Zw	5878	10235	219	10454	7745	7,08
		5621	177331	3154	180485	93149	6,63

[E]inwohnerzahl.		Seelen.		Zahl der Gebäude.				Treffen Einwohner auf ein Wohnhaus.
[F]amil.	Seelen.	auf 1000 Tagw.	auf eine Quadr. meile.	Privat-gebäude.	öffent. Gebäude.	im Ganzen.	hierunt. sind Wohnh.	
6485	28459	392	6310	9311	123	9434	4377	6,50
4697	20614	519	8346	6674	103	6777	3128	6,59
5436	24116	525	8462	7989	145	8134	3842	6,28
6201	27253	514	8258	8056	135	8191	3699	7,37
8980	36565	431	6952	11100	144	11244	5411	6,76
5378	25875	561	9047	6291	160	6451	3225	8,02
7177	162882	476	7665	49421	810	50231	23682	6,88
2318	10137	268	4314	3690	67	3757	1623	6,25
5677	28001	271	4355	5690	90	5780	3849	7,27
3454	14366	287	4619	5294	94	5388	2303	6,24
4028	17777	303	4884	3817	119	3936	2717	6,54
2036	9690	342	5506	2887	85	2972	1610	6,02
3422	14909	319	5141	5130	96	5226	2540	5,87
2764	12778	299	4822	3247	64	3311	2008	6,36
2546	10650	277	4456	3392	68	3460	1924	5,54
2741	13041	299	4812	3976	79	4055	2280	5,72
2682	12038	302	4874	3181	94	3275	2042	5,90
[3]1668	143387	293	4715	40304	856	41160	22896	6,26
3409	15430	191	3074	4219	96	4315	2643	5,84
5813	24078	433	6979	10569	137	10706	4490	5,36
6173	26295	531	8565	9728	116	9844	4059	6,47
5761	29143	550	8858	9147	134	9281	3645	8,00
6638	27373	322	5194	11797	156	11953	4636	5,90
8316	39424	731	11768	13553	169	13722	5725	6,89
36110	161743	428	6897	59013	808	59821	25198	6,42
5791	23991	396	6364	4253	86	4339	3382	7,09
1998	9667	134	2158	1684	66	1750	1591	6,08
2127	10400	286	4602	2530	65	2595	1556	6,68
2302	10028	251	4044	2336	67	2403	1752	5,72
3926	18302	275	4431	4183	89	4272	2992	6,12
4044	19985	236	3807	3703	80	3783	3028	6,60
2196	9996	156	2512	2164	60	2224	1662	6,01
3560	16863	289	4645	4094	101	4195	2799	6,02
4472	20825	418	6739	3646	66	3712	2611	7,98
30416	140057	263	4244	28593	680	29273	21373	6,55
35371	608069	349	5621	177331	3154	180485	93149	6,53

Bevölkerung nach Alter und Geschlecht.

Zählung vom Jahre	Ueber vierzehn Jahre alt			Unter vierzehn Jahren			Gesammtbevölkerung		
	Männer und Jünglinge	Frauen und Jungfrauen	im Ganzen.	Knaben.	Mädchen	im Ganzen	männliche	weibliche	Total
1834	178992	185712	364704	96332	93896	190228	275324	279608	554932
1843	190544	198070	388614	103765	102814	206579	294309	300884	595193
1855	191237	198888	390125	98731	98478	197209	289968	297366	587334
1861	204488	207968	412456	97650	97963	195613	302138	305931	608069
	Auf 10000 Einwohner trafen hiervon:								
1834	3226	3346	6572	1736	1692	3428	4962	5038	10000
1843	3201	3328	6529	1743	1728	3471	4944	5056	10000
1855	3256	3386	6642	1681	1677	3358	4937	5063	10000
1861	3363	3420	6783	1606	1611	3217	4969	5031	10000

Bevölkerung nach Familienverhältnissen. (Ohne Militär.)

Zählung vom Jahre	Familien.	Beisammen lebende Ehepaare.	Verwittwete		Unverheirathete über vierzehn Jahre	
			männlich.	weiblich.	männlich.	weiblich.
1840	120407	93187	9234	18476	74231	80591
1852	126619	96931	10027	18458	75133	85318
	Hievon trafen auf 10000 Seelen:					
1840	2108	1632	162	323	1300	1411
1852	2123	1625	168	310	1260	1430

Zählung vom Jahre	Kinder unter vierzehn Jahren						Getrennt lebende Ehegatten und Geschiedene		Ungetraut beisammen lebende Paare.
	eheliche			uneheliche					
	männl.	weibl.	im Ganzen.	männl.	weibl.	im Ganzen.	männl.	weibl.	
1840	96996	94944	191940	3702	3973	7675	340	644	816
1852	101455	100961	202416	4124	4405	8529	446	880	696
	Hievon trafen A. auf 10000 Seelen:						B. auf 10000 Ehepaare:		
1840	1697	1662	3359	65	70	135	36	69	88
1852	1701	1692	3393	69	74	143	46	91	72

Anmerkung für diese und die beiden folgenden Tafeln. Die Bevölkerung nach Familien- und Religionsverhältnissen, sowie nach Erwerbständen wurde seit 1852 nicht erhoben. Neuere Angaben können deßhalb nicht gemacht werden.

Bevölkerung nach den Religionsverhältnissen (für das Militär nur von 1852.)

Zählung vom Jahre	Katholiken		Protestanten		Reformirte		Mennoniten, Wiedertäufer, Griechen		Nicht-Christen	
	Familien	Seelen.	Familien	Seelen.	Familien	Seelen.	Familien	Seelen	Familien	Seelen.
1818 . . .	—	188314	—	224409	—	18641	—	2782	—	10470
1840 . . .	50460	241176	66256	311225	—	—	593	3340	3098	15396
1852 Civil	52982	252394	69869	325077	—	—	682	3384	3136	15606
1852 Militär	214	11903	75	3182	1	4	—	15	3	30
Trafen auf 10000 Familien, resp. Seelen										
1818 . . .	—	4235	—	5047	—	419	—	63	—	236
1840 . . .	4191	4223	5503	5449	—	—	49	58	257	270
1852 Civil	4180	4231	5518	5450	—	—	54	57	248	262
1852 Militär	7304	7865	2560	2102	34	3	—	10	102	20

Bevölkerung nach Erwerbständen.

Zählung vom Jahre	Landwirthschaftl. Bevölkerung		Gewerbliche Bevölkerung		Von Renten, höhern Diensten, Wissensch. u. Kunst Lebende		Militär		Conscribirte Arme.	
	Familien	Seelen.	Familien	Seelen.	Familien	Seelen.	Familien	Seelen.	Familien	Seelen.
1840	83922	395936	27345	135823	4854	22907	196	7983	4286	16471
1852	86642	407908	27391	135828	5959	28001	293	15134	6627	24724
Trafen auf 10000 Familien, resp. Seelen der Gesammtbevölkerung.										
1840	6959	6837	2267	2345	402	396	16	138	356	284
1852	6827	6670	2158	2221	470	458	23	247	522	404

Geburten.

Periode von	Durchschnittliche Seelenzahl.	Durchschnitt der Geburten im Ganzen.	der männl.	der weiblich.	Durchschnitt der ehelich Geborenen. im Ganzen.	männlich	weiblich.	Durchschnitt der unehelich Geborenen. im Ganzen.	männlich	weiblich.	Mehrbetrag der Geburten gegen die Sterbfälle.
1817/18—1825/26	474534	18968	9743	9225	17220	8869	8351	1748	874	874	7582
1826/27—1834/35	534888	20912	10726	10186	18922	9723	9199	1990	1003	987	7099
1835/36—1842/43	572940	23956	12272	11684	21961	11263	10698	1995	1009	986	7719
1843/44—1850/51	607909	23989	12309	11680	21975	11295	10680	2014	1014	1000	8629
1851/52—1855/56	602271	19849	10206	9643	18053	9273	8780	1796	933	863	4757
1856/57—1861/62	598143	21306	10905	10401	19004	9747	9257	2302	1158	1144	6807
		Kommen auf 10000 Seelen:	Kommen auf 10000 Geburten:								Auf 10,000 Fälle:
1817/18—1825/26	—	400	5137	4863	9078	4676	4402	922	461	461	4997
1826/27—1834/35	—	391	5129	4871	9048	4649	4399	952	480	472	3395
1835/36—1842/43	—	418	5123	4877	9167	4701	4466	833	421	412	3222
1843/44—1850/51	—	395	5131	4869	9160	4708	4452	840	423	417	3597
1851/52—1855/56	—	330	5142	4858	9095	4672	4423	905	470	435	2397
1856/57—1861/62	—	356	5118	4882	8920	4575	4345	1080	543	537	3195

Trauungen.

Periode von	Durchschnitt aller Trauungen.	Religion der Getrauten: Katholiken.	Protestanten, Reformirte.	Anderer christlicher Confessionen.	Gemischter Confession.	Nicht christl. Religion.	Alter der Getrauten: unter 20 Jahren männl.	weibl.	von 20—25 Jahren männl.	weibl.	von 25—30 Jahren männl.	weibl.	von 30—40 Jahren männl.	weibl.	von 40—60 Jahren männl.	weibl.	über 60 Jahre männl.	weibl.
1826/27—1834/35	4677	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1835/36—1842/43	4583	1812	2217	21	419	114	21	414	1236	1926	1997	1409	1037	707	272	124	20	3
1843/44—1850/51	4488	1755	2216	23	402	92	13	383	1111	1856	1981	1436	1078	680	289	131	16	2
1851/52—1855/56	3460	1302	1745	16	315	82	10	312	735	1404	1522	1072	908	548	270	122	15	2
1856/57—1861/62	4383	1734	2115	18	435	81	8	339	860	1816	2067	1393	1076	677	352	156	20	2
	Trafen auf 10000 Seelen:	Auf 10000 Trauungen kamen:					Auf 10000 Trauungen kamen:											
1826/27—1834/35	87	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1835/36—1842/43	80	3954	4837	46	914	249	46	903	2697	4202	4357	3074	2263	1543	593	271	44	7
1843/44—1850/51	74	3910	4938	51	896	205	29	853	2475	4136	4414	3200	2402	1515	644	292	36	4
1851/52—1855/56	57	3763	5043	46	911	237	29	902	2124	4058	4399	3098	2624	1584	780	352	44	6
1856/57—1861/62	73	3956	4825	41	993	185	18	773	1962	4143	4716	3178	2455	1545	803	356	46	5

Aus der ersten Periode fehlen die Angaben über die Religion und das Alter der Getrauten

Sterbfälle nach dem Verhältniß zur Seelenzahl, mit Ausscheidung nach Geschlecht, Kindern und Erwachsenen.

Periode	Durchschnittliche Seelenzahl.	Durchschnitt aller Sterbfälle.			Hievon waren unter 14 Jahren							Personen über 14 Jahre.		
		im Ganzen.	männlichen Geschlechts	weiblichen Geschlechts	im Ganzen.	Knaben.	Mädchen.	von den Knaben		von den Mädchen		im Ganzen.	männlich.	weiblich.
								eheliche.	uneheliche.	eheliche.	uneheliche.			
$18^{17}/_{18}$—$18^{25}/_{26}$	474534	11386	5799	5587	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
$18^{26}/_{27}$—$18^{34}/_{35}$	534888	13813	7001	6812	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
$18^{35}/_{36}$—$18^{42}/_{43}$	572940	16237	8304	7933	8919	4722	4197	4315	407	3822	375	7318	3582	3736
$18^{43}/_{44}$—$18^{50}/_{51}$	607909	15360	7818	7542	8373	4459	3914	4092	367	3559	355	6987	3359	3628
$18^{51}/_{52}$—$18^{55}/_{56}$	602271	15092	7676	7416	7272	3878	3394	3485	393	3030	364	7820	3798	4022
$18^{56}/_{57}$—$18^{61}/_{62}$	598143	14499	7327	7172	7449	3986	3463	3529	457	3045	418	7050	3341	3709
		Auf 10000 Seelen kamen	Auf 10000 Sterbfälle kamen		Auf 10000 Sterbfälle kamen:									
$18^{17}/_{18}$—$18^{25}/_{26}$	—	240	5093	4907	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
$18^{26}/_{27}$—$18^{34}/_{35}$	—	258	5068	4932	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
$18^{35}/_{36}$—$18^{42}/_{43}$	—	283	5114	4886	5493	2908	2585	2657	251	2354	231	4507	2206	2301
$18^{43}/_{44}$—$18^{50}/_{51}$	—	253	5090	4910	5451	2903	2548	2664	239	2317	231	4549	2187	2362
$18^{51}/_{52}$—$18^{55}/_{56}$	—	251	5086	4914	4818	2569	2249	2309	260	2008	241	5182	2517	2665
$18^{56}/_{57}$—$18^{61}/_{62}$	—	242	5053	4947	5138	2749	2389	2434	315	2100	289	4862	2304	2558

In den Perioden von $18^{17}/_{18}$—$18^{34}/_{35}$ fehlt die Ausscheidung der Sterbfälle nach Kindern und Erwachsenen.

Sterbfälle nach Geschlecht und Alter.

Periode von	Geschlecht der Gestorbenen	Durchschnitt der Sterbfälle	Hievon starben im Alter von 0—1 Jahr	1—5	5—10	10—20	20—30	30—40	40—50	50—60	60—70	70—80	80—90	90-100	über 100
				Jahren.											
1817/18—1825/26	männlich	5799	1945	986	337	285	279	251	315	410	489	371	131		
" "	weiblich	5587	1519	944	333	287	301	352	348	437	547	394	125		
1826/27—1834/35	männlich	7001	2391	1021	333	338	437	319	388	529	597	476	172		
" "	weiblich	6812	1928	1040	348	348	426	404	436	538	665	516	163		
1835/36—1842/43	männlich	8304	2956	1330	311	346	486	451	439	588	689	516	180	11	1
" "	weiblich	7933	2358	1361	339	334	477	521	471	627	714	547	167	16	1
1843/44—1850/51	männlich	7818	2927	1142	276	294	401	390	488	501	667	539	178	15	-
" "	weiblich	7542	2371	1139	286	289	414	482	480	559	761	564	181	15	1
1851/52—1855/56	männlich	7676	2423	1033	295	312	384	378	560	715	708	651	203	14	-
" "	weiblich	7416	1926	1039	303	304	375	485	572	671	851	685	190	14	1
1856/57—1861/62	männlich	7327	2739	917	231	277	353	314	452	658	631	556	187	12	-
" "	weiblich	7173	2202	919	235	279	376	422	459	659	763	658	184	17	-
			Auf 10000 Sterbfälle kamen:												
1817/18—1825/26	männlich	—	3354	1700	581	492	481	433	543	707	843	640	226		
" "	weiblich	—	2719	1689	596	514	539	630	623	782	979	705	224		
1826/27—1834/35	männlich	—	3416	1458	476	483	624	456	554	755	853	680	245		
" "	weiblich	—	2830	1527	511	511	625	593	640	790	976	758	239		
1835/36—1842/43	männlich	—	3560	1602	374	417	585	543	529	708	830	621	217	13	1
" "	weiblich	—	2972	1716	427	421	601	657	594	790	900	690	211	20	1
1843/44—1850/51	männlich	—	3744	1461	353	376	513	499	624	641	853	689	228	19	-
" "	weiblich	—	3144	1510	379	383	549	639	637	741	1009	748	240	20	1
1851/52—1855/56	männlich	—	3157	1346	384	407	500	492	730	932	922	848	264	18	-
" "	weiblich	—	2597	1401	409	410	506	654	771	905	1147	924	256	19	1
1856/57—1861/62	männlich	—	3738	1252	315	378	482	429	617	898	861	759	255	16	-
" "	weiblich	—	3070	1281	328	389	524	588	640	919	1064	917	256	24	-

Ein- und Auswanderungen.

Periode von	Durchschnitt der Seelenzahl	Durchschnitt der Einwanderungen: Zahl der Eingewanderten.	Importirtes Vermögen.	Von diesem treffen auf den Kopf.	Auf 10000 Seelen treffen Eingewanderte.	Durchschnitt der Auswanderungen: Zahl der Ausgewanderten.	Exportirtes Vermögen.	Von diesem treffen auf den Kopf.	Auf 10000 Seelen treffen Ausgewanderte.
			fl.	fl.			fl.	fl.	
$18^{11}/_{12}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—
$18^{24}/_{25}-18^{34}/_{35}$	528427	259	225268	870	4,68	1064	373726	351	20,14
$18^{35}/_{36}-18^{42}/_{43}$	572940	351	218348	622	6,13	2258	585189	259	39,41
$18^{43}/_{44}-18^{50}/_{51}$	607909	296	335039	1132	4,87	5370	920053	171	88,33
$18^{51}/_{52}-18^{55}/_{56}$	602271	218	295393	1355	3,62	6577	1343952	204	109,20
$18^{56}/_{57}-18^{61}/_{62}$	598143	241	286169	1187	4,03	1925	518757	269	32,18

Ein- und Auswanderungen von und nach andern Kreisen unterliegen keiner Aufzeichnung.

Von der ersten Periode sind keine Erhebungen vorhanden, da die Pfalz zu jener Zeit der Krone Bayern noch nicht angehörte.

Land- und forstwirthschaftliche Statistik.

A. Verwendung und Vertheilung des Bodens im Allgemeinen.

Verwendung des Bodens.	Areal.	Durchschnittlicher Besitz: einer Familie der Gesammt-Bevölkerung	einer Familie der landwirthschaftlichen Bevölkerung.	Procente des Gesammt-Areals.
	Tagwerke.	Tagwerke.	Tagwerke.	
Gesammt-Areal	1742134	13,73	20,40	100
Hievon kommt auf:				
Haus- und Hofräume	8978	0,07	0,10	0,52
landwirthschaftlich benütztes Areal	991799	7,81	11,45	56,93
Waldung	660840	5,21	7,63	37,93
Straßen und Wege	37858	0,30	0,43	2,17
Flüsse, Seen und Gewässer . .	14703	0,11	0,17	0,84
Felsen und Oedungen	27956	0,22	0,32	1,61

B. Vertheilung des land- und forstwirthschaftlich benützten Bodens nach Areal und Procenten.

Vortrag.	Gesammt-Flächen-Inhalt.	Hievon sind im Besitze			
		von Privaten		von Gemeinden Stiftungen und Corporationen.	des Staates.
		Zahl der Besitzer.	Areal.		
	Tagwerke.		Tagwerke.	Tagwerke.	Tagwerke.
Landwirthschaftlich benütztes Areal	991799	108376	920090	67377	4332
Forstwirthschaftlich benütztes Areal	660840	17378	85972	248786	326082
	Procente:	Größe eines Besitzes i. Tagwerken.	Procente des ganzen Areals:		
vom landwirthschaftlich benützten Areal	100	8,49	92,77	6,79	0,44
vom forstwirthschaftlich benützten Areal	100	4,95	13,01	37,65	49,34

C. Verwendung des landwirthschaftlich benützten Areals.

Verwendung.	Flächeninhalt. Tagwerke.	Procente.
auf Aecker	807302	81,40
„ Wiesen	158229	15,95
„ Viehweiden	14290	1,44
„ Gartenbau	11978	1,21
Die Aecker werden verwendet:		
zum Anbau von Kornfrüchten	429733	53,23
„ „ „ Kartoffeln	145741	18,05
zu reiner Brache	58922	7,30
zum Anbau von Handelsgewächsen . . .	68486	8,48
„ Futterbau	86832	10,76
„ Rübenbau	17588	2,18

D. Anbau und Ertrag des land- und forstwirthschaftlich benützten Areals.

Bezeichnung des Anbaues.	Areal.	Ertrag eines Mitteljahres	
	Tagwerke.	im Ganzen.	auf einem Tagwerk.
mit Kornfrüchten	429733	1432701 Schäffel	3,33 Schäffel
„ Kartoffeln	145741	2210945 „	15,24 „
„ Handelsgewächsen . . .	68486	verschieden nach der Gattung.	
„ Futterkräutern auf Aeckern	86832	2313101 Ctr.	26,64 Ctr.
„ Rüben	17588	2039423 „	115,95 „
auf Wiesen	158229	3673054 „	23,21 „
in Waldungen	660840	230516 Klafter.	0,35 Klafter.

E. Anbau und Ertrag des Getraidebodens.

Bezeichnung der Gattung.	Anbau.	Ertrag eines Mitteljahres		Procente nach Verhältniß	
		im Ganzen.	auf einem Tagwerk.	des Anbaues.	des Ertrags.
	Tagwerke.	Schäffel.	Schäffel.		
Waizen	64703	174343	2,69	15,06	12,17
Roggen	130022	341873	2,63	30,26	23,86
Dinkel	78179	376725	4,82	18,19	26,29
Gerste	60908	193548	3,17	14,17	13,51
Haber	78494	307822	3,92	18,27	21,48
Hülsenfrüchte . . .	13736	26734	1,94	3,20	1,87
Mais	2024	6959	3,42	0,47	0,49
Buchwaizen	790	2242	2,84	0,18	0,16
Hirse	877	2455	2,80	0,20	0,17

F. Anbau und Ertrag von Handelsgewächsen.

Gattung.	Anbau.	Ertrag eines Mitteljahres	
	Tagwerke.	im Ganzen.	auf einem Tagwerk.
Wein	30231	585595 Eimer	19,37 Eimer
Hopfen	91	427 Ctr.	4,69 Ctr.
Flachs und Hanf . . .	6748	20796 „	3,08 „
hiezu Lein- und Hanfsamen	—	8329 Schäffel	1,23 Schäffel
Tabak	11000	104092 Ctr.	9,46 Ctr.
Oelsamen	17050	42642 Schäffel	2,50 Schäffel
andere Handelsgewächse . .	3366	—	—

G. Viehstand,
nebst Angabe des Verhältnisses zur Bevölkerung und zum Areal.

Gattung.	1854.			1863.		
	Zahl.	Treffen Stücke auf 1000 Seelen.	Treffen Stücke auf 1000 Tagwerke.	Zahl.	Treffen Stücke auf 1000 Seelen.	Treffen Stücke auf 1000 Tagwerke.
Pferde	31939	52	18	33875	56	19
Rindvieh (im Ganzen)	197353	323	113	222543	366	128
Kühe allein	112199	184	64	122079	201	70
Schafe	47012	77	27	62479	103	36
Schweine	41804	68	24	68595	113	39
Ziegen	20673	34	12	31924	53	18
Bienenstöcke	20929	34	12	21074	35	12

I.

Volkskunde.

Erster Abschnitt.

Geschichts- und Kunstdenkmale.

Von J. Sighart.

Erstes Kapitel.

Werke der Römerzeit.

Literatur.

Die Literatur ist sehr umfassend. Hervorragend scheinen die Schriften:

König: Beschreibung der römischen Denkmäler im Rheinkreise.

Lehne: Röm. Alterthümer der Gauen des Donnersberges.

Leesch: Antiquarische Wanderungen.

Dazu die Untersuchungen von Stichaner, Hefner, (röm. Bayern), Lehmann u. a.

Die Pfalz am Rheine ist klassischer Boden, wie keine andere Region des Königreichs Bayern. Schon vor der christlichen Zeitrechnung wurden ja diese gesegneten Gauen am linken Rheinufer, welche von Galliern und und Germanen bewohnt waren, von den siegreichen Heeren der Römer überflutet und in eine römische Provinz verwandelt, welche man Obergermanien (Germania prima) nannte. Es war der Napoleon des Römerreiches, der glorreiche Julius Cäsar selbst, der unter dem Scheine der Befreiung vom Joche des Ariovistus den umliegenden Völkerstämmen das Joch der Römerherrschaft aufhalste. Hier saßen zunächst die Nemeter, die in Speier ihre von Konstantin Chlorus erneute Capitale hatten, und die Wangionen, die gegen Worms und Mainz sich ausdehnten. Von da an blieb die Pfalz zum Theil unter Römerherrschaft, bis Chlodewig der Frankenkönig durch die Schlacht bei Zülpich derselben für immer ein Ende machte.

Es läßt sich ahnen, daß das Land während dieser vierhundertjährigen Fremdherrschaft größten Theils romanisirt wurde. Straßen und Städte wurden von den Römern in Menge angelegt, römische Religionsübung, Recht und Sitte wurde überall eingeführt, römische Colonisten ließen sich nieder, aus ausgedienten Soldaten bildete sich hier am Rheine eine Art von Militärgränze

Tausend Monumente, Ruinen und Fragmente erinnern uns an die Römerzeit noch heut zu Tage in den Orten der Pfalz, besonders in den fruchtbaren Regionen der sonnigen Weinpfalz, wo die Römer auch die ersten, noch in der Pfalz als Römer bezeichneten Reben (278) anpflanzten. Noch glaubt man Trümmer eines Jupitertempels in Eisenberg, Reste von Heiligthümern der Venus in Reinheim und in Blieskastel zu erblicken, Trümmer von menschlichen Wohnungen aus jenen Tagen aber in Sausenheim, Aschbach und Hesersweiler; die Töpferwerkstätten sammt den Brennöfen in Rheinzabern aber lassen keinen Zweifel aufkommen an ihrem römischen Ursprung.

Die beweglichen Monumente selbst, Statuen, Reliefs, Inschriften und Münzen, sind größtentheils nach Speier in die reiche Sammlung (am Domfriedhofe) gebracht worden, einige auch nach Mannheim und München. Nur hie und das hat ein für die Antiken begeisterter Gutsbesitzer ein aufgefundene Bildwerk der Art nicht abgegeben, sondern in seinem Garten oder an einer Ecke seines Hauses mit Stolz anzubringen gewußt. So ist in Iggelheim noch eine Ara mit Reliefs der vier Gottheiten Juno, Victoria, Mars und Vulkan, dann eine Ara mit palmentragenden Genien, ebenso eine Ara in Rheinzabern; am Retscherhof zu Speier sieht man einen Votivstein, der dem Jupiter und der Juno von einem frommen Ehepaare (Vecinius Similis et Superinia Decumilla) geweiht ward; in Neustadt (a. d. H.) einen Stein, der dem Mercurius Tourenus (Localgottheit) gewidmet war. In Deidesheim hat Gnatus Vindonius sogar dem Schutzgeist (!) des Gottes Mars einen Stein gesetzt, in Altrip dem Genius der Beneficiarier (Veteranen), und in Roßberg haben die Pfälzer jener Zeit schon damals ein Werk gehabt, was man in der ganzen übrigen Welt nicht hatte, einen Altar zu Ehren des Mercurius und seiner Mutter Maja. Nirgends findet sich sonst diese Göttin in solcher Verehrung.

Reliefs mit Götterbildern findet man noch in Hilst und im Dorfe Bierbach (Hercules mit dem Löwen und mit dem Cerberus). Die andern meist nach Speier versetzten Statuen und Reliefs zeigen, daß in den Tagen der Römerherrschaft der ganze Götterhimmel Rom's sich auch in der Pfalz niedergelassen; man hatte die Götterbilder des Jupiter, der Juno, der Pallas, des Mars, des Mercur, der Venus, des Amor, des Hercules, der Penaten, Faunen und Amoretten. Besonders schien Mercur hohe Verehrung gehabt zu haben als Gott des Handels und der Kunstfertigkeit, was für die Pfälzer bedeutsam ist.

Einzelne Profanbilder sind noch eingemauert in Oberstaufenbach, Bierbach, Dudenhofen, Blieskastel und in Schwarzenacker (ein Adler trägt das Brustbild eines Mannes zum Hkmmel).

Grabdenkmäler, Platten mit Inschriften, zum Gedächtniß Verstorbener, sind noch ziemlich zahlreich in der Pfalz. Es interessiren uns hier besonders die Namen der Verstorbenen. Diese lehren nämlich: es waren großentheils Celten oder Eingewanderte, Fremde, welche hier solche Denkmäler erhielten. So sieht man in Landstuhl noch einen solchen Gedenkstein, den ein gewisser Magissa seinen Eltern Cacirus Geddo und Billicedis gesetzt hat; in Limbach eine Tafel, welche Seneconius Seisserus den Manen seines Sohnes Marinus und seiner Gattin Belatulla geweiht hat; in Blieskastel die Platte, durch welche Primanius Ingenuus Pottus seine verstorbene Gemahlin Sementina Gabrilla gefeiert hat. Andere Gedenksteine sind außer Speier noch in Oberstaufenbach (Jaso), in Rheinzabern, in Becherbach, in Heiligenstein (Dombrinius Sacer) u. a. a. O.

Fragmente von Ehrendenkmälern findet man noch in Hohenburg, Cusel, Neustadt, St. Medard, Altripp und Speier.

In Bezug auf die Thonfabrikate, die aus Rheinzabern hervorgiengen und in Menge in Speier zu sehen sind, bemerke ich, daß sie (Lampen, Krüge) hohe Zierlichkeit zeigen, und die Namen der Formschneider (Amynt) und der Töpfer uns sogar verkünden. Es hießen die bedeutendsten Töpfer jener Zeit in Rheinzabern: Costillius, Vatalis und Peppo, welche schwerlich geahnt haben, daß man ihre Namen noch nach sechzehn Jahrhunderten nennen werde. —

Von den kleinen Schmucksachen aus Metall nenne ich nur den schönen Broncering aus Rheinzabern mit dem einfachsten aller Minnelieder: Amo te. Ama me! —

So mahnen in der Pfalz noch Hunderte von großen und kleineren Werken an die Tage der langen Römerherrschaft.

Zweites Kapitel.

Werke der byzantinisch-romanischen Periode.

Frühzeitig war der himmlische Same des christlichen Glaubens an die Ufer des Rheines getragen worden, bald erblühten da einzelne Christengemeinden. Auch die Regionen der Pfalz waren mit diesen Elementen der Welterneuerung wohl schon in der Römerzeit beglückt worden. Aber erst als das Gedränge der Völkerwanderung vorübergegangen war, als die fränkischen und karolingischen Könige über diese Gauen auch herrschten, und die Wirksamkeit der Heilsboten, der Bischöfe und Klöster, mit großer Freigebigkeit unterstützten, begann ein geordnetes staatliches und kirchliches Leben.

Damit war auch erst die Möglichkeit gegeben, daß auch Kunst und Wissenschaft sich erhoben und Schöpfungen ihrer Thätigkeit uns hinterließen.

Aus der früheren karolingisch-byzantinischen Kunstepoche hat sich in Folge der vielen und großen Zerstörungen und Plünderungen, welche die Pfalz, diese Völkerstraße, so oft heimsuchten, daselbst gar kein Monument erhalten. Das Museum zu Berlin besitzt noch ein Jagdhorn aus Elfenbein, welches aus dem Domschatze zu Speier stammt, und einst, wie man sagt, dem Kaiser Karl dem Großen eigen gewesen, wofür auch der Styl der angebrachten Reliefs spricht. Von Werken der byzantinischen Kunst haben wir nur mehr Nachrichten; so von einer goldenen Altartafel, welche der griechische Kaiser dem Dome von Speier schenkte. Als aber mit Ablauf des ersten christlichen Jahrtausends der romanische Styl in den Künsten sich ausgebildet, und als das Haus der Salier, das in der Rheinpfalz seinen Stammsitz hatte, dem deutschen Reiche große Kaiser gab, da wurde die ganze Pfalz auch in eine großartige Kunstbewegung fortgerissen, Klöster und Kirchen entstanden in Fülle; zu ihrem Schmuck und ihrer Verherrlichung wurden alle Künste aufgeboten. Zwar scheint der Stamm der Pfälzer bei seiner vorwiegend praktischen Begabung weder in alter noch in neuer Zeit bedeutende Künstler aus sich selbst hervorgebracht zu haben. Aber mit scharfem Auge wußten sie doch immer die rechten Leute in der Fremde zu finden, und für ihre Gauen und Bauten zu gewinnen. So holten sie sich in dieser Zeit zu ihren Hauptbauten den Abt Poppo von Stablo, den Bischof Otto von Bamberg, den Benno von Osnabrück und Reginbald von Augsburg.

Was den Charakter der Bauten betrifft, die in dieser Zeit die Pfalz erstehen sah, so zeichnen sie sich durch Einfachheit, durch ein hohes Gefühl für Symmetrie, durch Großartigkeit nnd Solidität aus. Es scheint, daß die Nähe und das Studium der antiken Monumente diese Wirkung hervorgebracht hat. Auch ist noch hinzuweisen auf das herrliche Material, welches die Pfalz dem Architekten bietet in dem rothen Sandstein, der den Bauten ein wundermildes, lebendiges, rosiges Ansehen verleiht, und besonders bei Hochspeier gebrochen wird.

In Bezug auf die Entwicklung der romanischen Architektur bemerke ich, daß die Flachdecke lange scheint herrschend gewesen zu seyn bei Kloster- und Pfarrkirchen, bis c. 1200 überall das Gewölbe zum Sieg gelangte. Daß man aber auch frühzeitig den Gewölbebau hier gekannt und geübt, zeigt der Dom von Speier, dessen Anlage schon auf ein Gewölbe berechnet scheint. Die Anwendung der Kreuzschiffe, mehrerer Thürme und Kuppeln beweist die auch schon damals hervorragende Neigung der Pfälzer zum Außerordentlichen, Seltsamen, Prachtvollen, zu dem, womit man vor aller Welt mit Recht zu prunken vermag.

Nun zähle ich die Hauptbauten der Zeit auf, wovon sich wenigstens Theile erhalten haben.[1])

Voran steht die Benedictinerkirche der Limburg bei Dürkheim, welche an der Stelle des alten Stammhauses der Salier von Kaiser Konrad 1030 begründet und von seinem Sohne Heinrich III. um 1046 vollendet wurde. Noch steht auf unvergleichlicher Höhe das alte Kreuzschiff und ein Thurm im Westen, noch sieht man die Krypta und einige Theile der Schiffe. Freilich ist jetzt die Kirche eine Ruine, aber eine der schönsten in Deutschland! Noch kann man mit Leichtigkeit sich den ganzen Prachtbau ergänzen. Der Chor war viereckig und abgeschlossen gegen das Kreuzschiff, damit die sittenstrengen Mönche von Clugny getrennt von den Weltmenschen ganz dem Lobe Gottes leben konnten. Das ausladende Kreuzschiff hat zwei Altarnischen gegen Osten, und um die Monotonie zu brechen, zieht sich eine hohe Nischenanlage im Innern des ganzen Schiffes herum. Unterhalb ist eine geräumige Krypta, welche Kreuzgewölbe und Würfelsäulen zeigt. Dasselbe Würfelcapitäl und attische Sockel besaßen alle 20 Säulen (20 F. hoch) des Hauptschiffes. Alle obern Räume waren mit einer Flachdecke geschlossen. Am westlichen Eingang war ein Atrium mit zwei Thürmen angebracht. Die Fenster sind bereits von bedeutender Größe und Anzahl, der ganze Schmuck der Außenwände beschränkt sich auf einen Rundbogenfries mit Lisenen, der sich um das Querschiff herumzieht. So ist der Bau einfach, strenge, groß, prunklos wie der Orden, für den er gebaut ward.

Die Limburg ist aber an Berühmtheit und Glanz weit übertroffen worden durch den gleichzeitigen Bau des Domes von Speier, der bis zum heutigen Tag sich erhalten hat.

Wie lange sich der Bau dieses herrlichen Domes hinzog, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich wurde vom Kaiser Konrad II. der Grundstein im Jahre 1030 gelegt. Die Fortsetzung und Vollendung des Ganzen aber geschah durch die Kaiserin Gisela, durch Heinrich III. und Heinrich IV. bis ungefähr 1104 hin. Die großen Brände von 1137 und 1159 scheinen an der Gestalt des ganzen Domes keine wesentliche Aenderung mehr bewirkt zu haben. —

Nun zur kurzen Schilderung dieses Riesenbaues! Der Speirer Dom ist eines der großartigsten Muster einer romanischen Pfeilerbasilika, er hat drei Schiffe, Kreuzgewölbe, eine kolossale Krypta, ein Querschiff, an welches sich gegen Westen der Königschor mit den Gräbern der Fürsten anschließt, zwei Kuppelthürme, dann vier Eckthürme und eine grandiose doppelt gewölbte Vorhalle. Eine Saulengallerie (Triforium) umgibt den Bau von

[1]) Die ausführlichere Schilderung dieser Kunstschöpfungen der Pfalz findet man in meiner Geschichte der bildenden Künste in Bayern, Vieles auch in der Palatina von Blaul, bei Schnaase, Kugler, Riehl, Remling, Becker, Hohn u. A.

außen, die Fenster des Transepts sind reich decorirt. Schon den Raumverhältnissen nach gehört dieser Dom zu den größten Bauten der christlichen Welt. Die Grundfläche beträgt über 68,143 Quadratfuß, die Länge 429 F., die Höhe des Mittelschiffes 99 F., die der Seitenschiffe 42,6 F. Der Flächeninhalt der Krypta allein mit ihren 18 Säulen, 30 Halbsäulen nnd 8 Dreiviertelsäulen, einst mit Sechseckfenstern gegen den Chor zu, enthält 8400 Quadratfuß und Raum für 1500 Menschen! So macht dieser Dom in seiner hehren Größe, seiner Strenge, Einfachheit, Solidität und seinem himmelaufstrebenden Gepräge einen fast unvergleichlichen Eindruck; er war das würdige Grab der deutschen Kaiser! — Noch ist zu bemerken, daß an den Dom im Norden die schöne Afracapelle für die Reliquie dieser Heiligen von Kaiser Heinrich IV. zwischen 1097 und 1103 mit antikisirenden Säulen und Affen an den Kapitälen (ob der hl. Afra!) gebaut wurde, die Doppelcapelle im Süden aber zu Ehren des hl. Emmeran und der hl. Katharina um 1090. Letztere (Obertheil) fiel 1822, ist aber 1857 neugebaut worden. Um diesen Hauptbau der Zeit schaarte sich in der Pfalz bald eine Reihe von Kirchen und Klosterbauten, im einfacheren oder reicheren Styl der Zeit.

Von der romanischen Kirche zu Dissibodenberg (geweiht 1112) stehen nur mehr die Grundmauern mit dem antikprofilirten Sockel.

Ebenso ist die Capelle des Haardtschlößchens zu Neustadt (11. Jahrhundert) zur profanirten Ruine geworden. Sie hat noch die Absis mit Zickzackbändern, an den Wänden Rundbogenblenden mit engen Fensterchen, im Westen eine Empore mit Trapezpfeilern, und im Aeußern der Absis Halbsäulen mit Rundbogenblenden, wie am Dome zu Speier zu sehen sind.

Alle andern Kirchenbauten der Periode zeigen bereits den späteren, reicheren, üppigen Styl des Romanismus, ja manche haben durch Aufnahme gothischer Elemente schon den Charakter des Uebergangsstyles.

Ohne die Formen des Uebergangsstyles sind noch die Kirchen zu Hönningen (Dürkheim), zu Eisenberg, zu Weilerbach (Flachdecke), am Remigiusberg, zu Klingenmünster, und die Doppelcapelle auf dem Trifels, wo die beiden nur durch eine Mittelöffnung verbundenen Theile schon Kreuzgewölbe, reichere Friese und eine erkerartige Absis haben. Im dritten nun ruinösen Stockwerke, scheint es, waren die Reichskleinodien verwahrt.

Massive Thürme der Epoche (12. Jahrhundert) sind noch zu sehen in Reinheim, in Heßheim, Kolgenstein, Albisheim, Rodenbach, Walsheim, Großbundenbach, Aschbach und Freinsheim.

Weitaus die Mehrzahl der romanischen Bauten der Pfalz stammt aber aus der Uebergangsepoche. Gewölbebau und Gurtenanwendung findet sich

bereits allenthalben, der Spitzbogen drängt sich mitten in die Rundbögen ein bei Fenstern, Thüren und Travéen.

Die Stiftskirche in Frankenthal, zuerst begründet von Ekbert von Dalberg um 1119, später aber erst ausgebaut (nach 1200), ist leider Ruine. Noch lassen das prachtvolle Portal mit Rundbogentympanon, trefflichen Säulen, deren Kapitäle Adler und Blätterformen enthalten, und die Gewölbeansätze der Vorhalle mit spitzbogigen Wulsten den Charakter und die ehemalige Herrlichkeit dieses Baues ahnen.

In Rothenkirchen ist das zweischiffige Refectorium (?) noch erhalten mit Säulen, deren Kapitäle noch an die korinthische Form mahnen, und mit schönen Kreuzgewölben (v. c. 1250). Leider ist der köstliche Bau jetzt in ein Refectorium und Dormitorium für Kühe verwandelt von einem praktischen Pfälzer.

Von der Klosterkirche zu Seebach steht noch der Chor und das Querschiff mit Kuppelthurm. Der Chor schließt geradlinig und hat ein Spitzbogengewölbe mit wulstartigen Gurten. Des Kreuzschiffes einer Flügel ist hier in das Schulhaus verwandelt, der Chor dient als Kirche der Pfarrei, die überflüssigen Schiffe aber wurden abgebrochen.

Weit großartiger ist die Klosterkirche von Enkenbach, mitten im Flugsande des armen Westrichs sich erhebend und zum Theil verschüttet. Einfach in der Anlage mit drei Schiffen, dem Transept und geradlinigem Chore, ist die Kirche hochinteressant und glänzend in ihren Details. Von außen zieht sich durchaus ein Rundbogenfries sammt Lisenen und Vorsatzsteinen um den Bau, die Fenster sind zweigetheilt, im Langschiffe sogar in drei Theile gegliedert. Im Innern haben wir Pfeiler mit Blätterkapitälen, zwischen zwei Pfeilern prangt aber stets ein Säulchen, das einen Spitzbogenaufbau gegen das Seitenschiff sendet. Alle Räume sind im Spitzbogen gewölbt mit derben Scheidegurten und rundlichen Rippen, die auf Hornconsolen aufsitzen. Höchst zierlich, reingeschnitten und geistreich ist das Portal im Westen. Es zeigt Löwen und Basilisken auf den wundersam geschmückten Säulen, im Giebelbilde aber zwischen Weinreben das Gotteslamm, zu welchem links die unreinen Thiere, rechts aber Tauben emporklettern. Ohne Zweifel sollte das Bild symbolisch an das Gericht mahnen, das sonst an der Westwand der Kirchen prangte; Christus erscheint als Lamm in der Mitte, die Reinen sind zu seiner Rechten, die Unreinen zu seiner Linken aufgestellt. Dieser hochinteressante Kirchenbau scheint nach 1265 vollendet, wo noch ein Ablaß zu seinem Ausbau vom Bischof von Worms ausgeschrieben wurde.

Von demselben Meister stammt wohl die großartige Klosterkirche von Otterberg. Sie ist gleichfalls dreischiffig, hat ein Transept und einen Chor, der statt der Absis einen seltsamen achteckigen Vorbau zeigt. Im Innern treffen wir im Hauptschiffe und Chore spitzbogige Gewölbe mit

Wulstrippen und Hörnchen, die auf Pfeilern aufsitzen. Zwischen zwei Pfeilern ist auch hier eine stützende Säule eingeschoben. In den Seitenschiffen trifft man Kreuzgewölbe ohne Rippen, was ein Beweis höheren Alters ist. Im Aeußern haben sich bereits die Strebepfeiler der Gothik eingestellt, zweitheilige Fenster mit Umrahmung durchbrechen die Wände. Die Façade mit drei Thüren hat in der Mitte noch ein Rundbogenportal mit Knoten an den Säulen und Kleeblattbogen im Tympanon, oberhalb eine herrliche Rosette mit 24 Blättern, wie auch eine kleinere Rosette ober dem Portal des Transepts prangt.

Der Bau dieser höchstoriginellen Cisterzienserkirche scheint um 1225 der Hauptsache nach vollendet.

Wenig beachtet, aber gleichfalls anziehend, ist die Klosterkirche zu Eussersthal. Sie steht in der Nähe des Trifels; die Mönche dieses Klosters waren Burgkapläne auf dem Trifels und mußten die Kleinodien des deutschen Reiches dort bewahren. Der Bau geschah zwischen 1200 und 1250, wo noch Sammlungen für den Kirchenbau geschahen. Jetzt steht nur noch der Chor und das Querschiff. Der Chor schließt geradlinig, und hat unten drei, oberhalb ein zweigliedriges Fenster mit Säulendecoration. Das Transept hat gegen Osten noch ein Schiff mit Pultdach. Ringsum stehen bereits abgestufte Strebepfeiler, um das Gewölbe des Innern zu stützen. Dieses ist bereits mit schwergelaibten Gurten durchzogen und sitzt auf schönen Halbsäulen und Consolen auf. Der Eindruck des ganzen Baues ist noch jetzt wohlthuend; es ist ein elegantes, originelles und solides Werk zugleich.

Von kleineren Werken der Periode nenne ich noch das Altpörtel, den Heidenthurm, einige Theile des Retschers und das Judenbad in Speier. Das letztere liegt neben der alten Synagoge, und besteht aus drei gewölbten Räumen; der erste ist viereckig mit Nischen, der zweite liegt 13′ tiefer und hat ein zierliches Portal mit Flechtwerk im Giebel, dann steigt man in das eigentliche Bad hinab, welches das Bassin, eine Nische und romanische Säulchen zum Tragen des Gewölbes hat. — Das sind die bedeutenderen Reste der romanischen Architektur in der Pfalz.

Ueber die plastischen Arbeiten der Periode haben wir wenige Bemerkungen vorzubringen. Denn nur ganz vereinzelte Werke der Zeit haben sich erhalten. Beschreibungen von Kunstarbeiten, die einst in den Kirchen der Pfalz, besonders in Speier und auf der Limburg, vorhanden waren, sind noch viele bewahrt, aber die wirklichen Objecte sind in Folge der Religionsstürme und der Plünderungen in den vielen argen Kriegen, welche die schöne Pfalz heimgesucht, fast insgesammt zerstört oder verschleudert worden.

Wir sehen nur aus den decorativen Gebilden an den genannten Kirchen, daß es tüchtige Meister in der Pfalz gab, welche den Meißel zu

führen verstanden, wie Wenige. Man denke nur an die Ornamentik der Fenster und Kapitäle in Speier, des Portals in Enkenbach, der Consolen und Kapitäle in Otterberg und Eusserstbal, der Tragmännchen in Neustadt u. s. f.

Von Metallarbeiten der Epoche weiß ich nur zwei Kirchengeräthe zu erwähnen. Und diese sollen früher nicht in unsrer Pfalz gewesen seyn, sondern aus Mainz stammen. Das eine ist ein Weihwassergefäß von Messing im Domschatze zu Speier. Es hat die Form eines kleinen Schäffels, das in zwei Hälften getheilt ist. Oben sieht man die vier Evangelisten, die mit den Köpfen ihrer Embleme geschmückt sind (wie in Altenstadt), eine bizarre später verbotene Auffassung! Der Untertheil zeigt Kampfscenen, Ritter, welche mit Löwen und Drachen streiten, wohl ein Symbol des christlichen Lebens. Das andere, gleichfalls in Speier befindliche Geräth, ist ein großes Crucifix von Silber, mit Emails ausgelegt und köstlichen Ornamenten übersät. Es stammt bereits aus der Epoche des Ueberganges.

Noch weniger wissen wir von dem Zustande der Malerei in der Pfalz aus dieser Periode. Die Gebilde dieser Kunst sind zu geistig, zu gebrechlich und vergänglich, als daß sie in den fürchterlichen Stürmen, welche diese Gauen stets von Neuem durchtosten, sich zu erhalten vermocht hätten. Auch der strenge bilderhassende Calvinismus, der in vielen Gebieten der Pfalz die Herrschaft erlangte, mag als eine Ursache genannt seyn, weßhalb so wenig Bildwerk in der Pfalz aufzutreiben ist.

Wandgemälde und Tafelbilder der romanischen Zeit sind mir gar nicht bekannt geworden in diesen Gegenden. Die Miniaturgemälde der Pfalz aber wurden theils nach München gebracht, theils nach Heidelberg; theils kamen sie mit der Heidelberger Bibliothek nach Rom, wo sie jetzt im Vatican gezeigt werden. Darunter finden sich auch einige Codices dieser Zeit, so eine Bibel des alten Testamentes mit vielen Bildern, wohl noch aus dem 11. Jahrhunderte, und ein Band Reden des hl. Augustin, welchem ein celtisches Crucifix vorgesetzt ist, ein völlig verzerrtes Christusbild mit Adlern auf dem Balken des Kreuzes, ein Bild, welches einer der irischen Missionäre (Pirmin?) schon in die Pfalz gebracht haben kann. —

Drittes Kapitel.

Werke der Gothik.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts zog die gothische Architektur auch in die Städte unserer Rheinpfalz ein. Und zwar scheinen auch hier die Bettelmönche die Fahne dieser Bauweise voran getragen zu haben; ihren strengen, einfachen Sitten schien die einfache, herbe Gothik der ersten Zeit am Meisten zuzusagen. Die ersten kamen aus Metz herüber, also aus dem heutigen Frankreich, wo die Gothik ja sich zuerst entfaltet hatte.

Der Charakter der Gothik in der Pfalz entspricht den übrigen Bauwerken dieses Styles in den Nachbarländern. Nur muß ich bemerken, daß keine Bauwerke ersten Ranges auf diesem Gebiete mehr entstanden. Die höchste Glanzzeit des kirchlich-politischen Lebens der Pfalz war ja vorüber. Denn wenn auch noch bedeutende Kirchenfürsten hier hausten, wenn auch große weltliche Fürsten, ja selbst ein deutscher König, Ruprecht von der Pfalz, hier in der Periode regierten, so zerfleischten doch beständige Fehden zwischen Bürgern und Herren das Land, und die Geldmittel waren meist so beschränkt, daß an einen kolossalen Kirchenbau nicht zu denken war. Wir finden daher mit Ausnahme etwa von Kaiserslautern in der Pfalz nur kleinere Kirchenbauten der Gothik, manchmal aber in hoher Eleganz und geschmackvoll ausgeführt.

Daß wir auch hier zwei Gruppen von gothischen Bauten zu unterscheiden haben, die Bauwerke der frühern, aufblühenden Gothik, und die Werke der Verfallzeit, brauche ich wohl nicht mehr hervorzuheben.

Zur ersten Gruppe rechne ich folgende Bauten: Den Chor der Dominikanerkirche in Speier, jetzt als Seminariumskapelle verwendet, während die Schiffe abgebrochen sind. Die Kirche ist 1308 geweiht von Bischof Heinrich II., hat kräftige Kreuzrippen und Halbsäulchen, und Fenster mit dem einfachen Maßwerk des Kreises, wie wir es bei den ältesten französischen Bauten immer finden. Ringsum stehen Strebepfeiler ohne Verjüngung. Daran schließt sich der Chor der Augustinerkirche in Speier sammt dem Kreuzgang, erbaut 1265, jetzt profanirt und neuerdings fast ganz zerstört.

Dann ist zu nennen der Bau der Stiftskirche in Landau. Sie war gleichfalls für Augustiner gebaut nach 1281, einst drei- jetzt fünfschiffig, mit eingezogenem Chore, Rundsäulen und Kreuzgurten in den Seitenschiffen. Von herber Schönheit sind die Gestalten im Giebel des Westportals, zierlich der Dachreuter, der in der Zeit der Revolution die Jakobinermütze erhalten.

Bedeutend ist die Kirche zu Neustadt an der Haardt. Die Schiffe scheinen schon im dreizehnten Jahrhundert entstanden mit Rundsäulen, Kreuzgewölben und Kämpfern, wie in Landau. Der Chor kam Ende des 14. Jahrhunderts, wohl durch den König Ruprecht von der Pfalz, hinzu, mit schönen Streben und Fenstern; als Baumeister wird ein Meister Marx genannt, die zwei Thürme wurden im sechzehnten Jahrhundert angefügt.

Der wichtigste Bau der Gothik in der Pfalz ist die Stiftskirche zu Kaiserslautern, nach 1288 neuaufgeführt. Der Chor hat noch romanisirende Formen in den Gurten, Schlußsteinen und Consolen; aber die Fenster mit dem Maßwerk des Dreiblattes sind bereits ganz im Geiste der Gothik gehalten. Die 3 Schiffe bilden eine Hallenkirche mit Sechseckpfeilern, Diensten und Kreuzgurten. In den Seitenschiffen sind zwei Fenster übereinander angebracht, über welche einst ein schützender Wimberg gebaut

war. Die Rosetten über den Portalen sowie die drei stattlichen Thürme (ein Mittelthurm über dem Triumphbogen und zwei Thürme im Westen) machen diese einstige Norbertinerkirche zur reichsten Schöpfung der Gothik in der Pfalz.

Als Anhang zu diesem Prachtbau kann die nahe Franziskanerkirche daselbst betrachtet werden. Sie ist schon in Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begonnen, gegen 1300 etwa vollendet. Sie ist zweischiffig und mit dem Chorhaupte nach Süden geneigt, was durch das Terrain bedingt scheint, jetzt flachgedeckt in den Schiffen, einst aber gewölbt. Die Fenster sind dreitheilig, bloß mit gothischen Nasen geziert.

Auch die Hauptkirche in Dürkheim mit drei Schiffen, niedern Nebenschiffen, mit Fenstern, die wieder das französische Maßwerk des Kreises zeigen und kräftig gehaltenem Portal im Süden, gehört noch in diese Epoche.

Man sieht, bisher war die Gothik nur in den Städten heimisch gewesen, wie ja die Bettelmönche auch zunächst zur Bekehrung der sitten- und glaubenslos gewordenen Stadtbewohner berufen waren. Im nächsten Zeitraume verbreitet sich aber die Gothik auch über die ländlichen Bezirke; Landkirchen und Wohnhäuser werden in ihrem Geiste erneuert.

Zu den Werken der reicheren oder schon im Verfall begriffenen Gothik, welche an Nüchternheit oder Decorationsfülle unterzugehen droht, rechne ich die Kirche von St. Lamprecht, von Dominikanernonnen im 14. Jahrhundert gebaut. Sie ist einschiffig, ohne Säulen, aber mit herrlichen Maßwerkfenstern, Consolen und Schlußsteinen ausgestattet. Im Westen ist die Empore für die Nonnen noch zu schauen. Das Ganze ist ein köstlicher, schlanker, rosiger Bau.

Noch bedeutender ist die nach 1407 gebaute Augustinerkirche in Landau (profanirt, Eigenthum des deutschen Bundes). Auch sie ist dreischiffig, hat niedere Seitenschiffe, Rundsäulen, Kreuzrippen mit schönen Schlußsteinen, einen eingezogenen Chor und einen zierlichen durchbrochenen Dachreuter im Westen. Kleinere Bauten dieser Epoche sind noch die Katharinenkirche in Landau (profanirt), der Chor in Weiher, der Chor in Weissenheim und viele Details an Kirchen und Rathhäusern der Zeit.

Bereits vom Verfalle der Gothik zeigt die Gottesackerkirche in Speier mit zierlichen Streben und Rippen im Chor, während das Schiff flachgedeckt ist, und besonders die Alexanderkirche in Zweibrücken, vom Pfalzgrafen Alexander nach glücklicher Rückkehr aus dem heiligen Lande i. J. 1496 erbaut. Es ist eine dreischiffige Hallenkirche mit gleichhohem aber eingezogenem Chore, der dreiseitig abschließt. Höchst interessant ist das Gewölbe des Chores, das mit decorativen Rippen bedeckt ist, und herabhängendes Maßwerk hat, wie wir in Nürnberg und Amberg gesehen. Die Gewölbe der Schiffe sind bei einer Beschießung der Stadt herabgefallen.

Dagegen führen um die Seitenschiffe Gallerien mit schönen Maßwerkbrüstungen. Ueberall sind Säulen ohne Kapitäl angewendet. Am Aeußern der stattlichen, aus gelbem Sandstein ausgeführten Kirche erfreuen uns die beiden Thürme zur Seite des Chores mit langen phantastischen Wasserspeiern und durchbrochenen Helmen. Auch das Portal im Norden mit seinem Vor- und Nischenbau verdient ob seiner Originalität unsere Beachtung. —

Kleinere Bauten und Fragmente aus spätgothischer Zeit sind noch in Menge vorhanden. Ich nenne die Kirche zu Rosenthal mit herrlichem durchbrochenem Thurme, den Chor von Marienthal (1478), den Kreuzgang und den Thurm (1515) der Limburg, den Chor zu St. Martin (bei Maikammer) mit rhombenförmigen Rippen und kräftigen Schlußsteinen, die Chöre zu Burweiler, zu Wachenheim, Sausenheim und Neuleiningen. Die Kirchen zu Rohrbach, Dahn, Bundenthal, Ulmet, Kandel, Reinheim, St. Arnoald, Sobernheim, Oberstein, Blieskastel und Landstuhl (Gottesackerkirche); dann noch zahllose Thürme der Gothik, so in Hainfeld, Gleisweiler, Frankenweiler u. a. a. O.

Von den großartigen Burgbauten der Zeit, welche die gesegnete Pfalz einst besessen, stehen fast nur mehr Ruinen, so von der Madenburg, Kropfburg, Landeck, Frankenstein.

Desto mehr hat sich der Rathhausbau in der Pfalz entwickelt. Die Pfalz hat seit langem eine lebendige, bewegliche, an der Politik sich regsam betheiligende Bürgerschaft. Das Rathhaus bildet daher oft den Mittelpunkt in den Städten und stadtähnlichen Dörfern der Pfalz. Die bedeutenderen Rathhäuser der Gothik sind in Ottersberg, Elbesheim, Oggersheim, Billigheim und Freinsheim erhalten.

Noch übrigt auch von den Werken der decorativen Gothik, von Kleinbauten derselben, zu sprechen. Auf diesem Gebiete hat die Zerstörung arg gehaust. Wir haben nur mehr zu nennen zwei gothische Altäre, zu Dernbach und zu Maikammer, zwei Sakramentshäuschen, nämlich in St. Martin und Eisenberg, und zwei Predigtkanzeln, nämlich zu Neustadt (1540) und zu Burweiler; endlich noch Taufsteine in Landau (1506), in Burweiler und Sausenheim, wo vier Löwen die Schale tragen, die zwölf Apostel aber diese rings umgeben. Fragt man endlich noch, wie lange die Gothik Stand gehalten gegen den Andrang der Renaissance in der Pfalz, so wissen wir keinen sicheren Bescheid zu geben. Doch scheint es, daß man nach einer Inschrift der Limburg noch i. J. 1550 an diesen Bauten im spätgothischen Style gebaut hat. Es würde dieser Umstand beweisen, daß die Pfälzer trotz ihrer Vorliebe für Veränderungen doch bei Kirchenbauten zähe am alten, nationalen Baustyle festgehalten haben. — Betrachten wir nun die Sculptur dieser Periode in der Pfalz.

Es sind uns wenige Werke der Art erhalten. Von allen Provinzen

Bayern's ist die Pfalz am ärmsten an Bildwerken. Die Gründe dieser Erscheinung, die religiösen und politischen Stürme nämlich, haben wir oben schon angedeutet.

Von Steinsculpturen stehen die Grabmäler obenan. An Alter und Interesse überragt alle der Grabstein des Kaisers Rudolph von Habsburg, jetzt in der Krypta zu Speier, eine ehrwürdige, lange, betende Gestalt im Fürstenornate, stehend auf zwei Löwen. Merkwürdig sind die ganz individuellen Züge dieses Porträts, selbst die Runzeln der Stirne sind angegeben. Die Sage erzählt, der Steinmetz sei dem Kaiser öfter nachgereist und habe auf dem fertigen Grabsteine die neuen Veränderungen im Antlitz des Kaisers stets nachgetragen.

Daran schließen sich die beiden herrlichen Denksteine des Königs Ruprecht von der Pfalz und seiner Gemahlin im Chore zu Neustadt (c. 1400). Sie sind im Königsornate dargestellt und in Farben gefaßt. Es scheint, da auch zu Heidelberg in der Heiliggeistkirche der Grabstein des Königs Rupert sich findet, daß dieser Fürst noch bei seinen Lebzeiten diese Steine hier anbringen ließ in dem Chore, den er gegründet, daß er aber selbst vor seinem Tode noch seinen Entschluß änderte und sich in Heidelberg begraben ließ. Dann trifft man noch schöne Grabmonumente der Gothik in Neuleiningen, Dürkheim, St. Martin (Dalberg), Landstuhl (Sickingen) und anderwärts.

Einzelne Statuen, Gruppen und Reliefs von Stein sind noch hie und da anzutreffen. So sieht man an der Außenwand des Domes von Speier eine tiefempfundene Verkündigung und eine Kreuzschleppung, einen Oelberg an der Kirchhofkapelle und die Ueberreste des weltberühmten großen Oelbergs in dem Garten, der den Dom umgibt. Es wurde letzteres Werk begonnen i. J. 1509 und kostete dem Domkapitel 3000 fl. Als Meister werden genannt Hanns von Heilbronn und die Brüder Lorenz und Hanns Glaser von Mainz. Die Reliefs im Tympanon der Pfarrkirche von Landau habe ich schon oben angeführt.

Holzfiguren, ziemlich handwerksmäßig und ohne besondern Werth, sind noch in Neuleiningen (Christus und 12 Apostel), in Laubenheim, in Heßheim, in Landau und St. Martin. Das gothische Altärchen zu Dernbach hat im Schrein noch die stattliche Figur des hl. Valentinus.

Ein Chorgestühl der gothischen Kunst fand ich nur im Chore zu Neustadt an der Haardt. Auch von Metallsachen, die am meisten von der Plünderung heimgesucht sind, haben sich wenige Reliquien erhalten. Frankenthal und Bosweiler haben noch Cylindermonstranzen der Zeit, das Frauenkloster zu Speier besitzt noch einen Kelch mit Emails (1480), Bosweiler und Neuleiningen haben noch gothische Ciborien. Das sind nur Brosamen von den reichbesetzten Tafeln, welche einst die Pfalz in ihren Kirchenschätzen besessen! —

Auch was sich von Gemälden der Periode gerettet hat, ist wenig und von geringer Bedeutung. Doch erhellt aus den vorhandenen Resten, daß die Pfalz ihren Bedarf an Malereien, wie es scheint, theils vom benachbarten Schwaben, theils vom Niederrhein bezogen hat. Denn das Gepräge dieser Schulen tragen die erhaltenen Malereien. Von Wandgemälden haben sich, soviel ich weiß, nur zwei gerettet, und zwar in Winkeln, wohin die Bilderstürmer nicht gedrungen. Das eine findet sich in der Vorhalle der Kirche in Neustadt und stellt musicirende Engel vor, die um Christi Haupt versammelt sind (c. 1500), das andere in Hainfeld, wo man wieder Engel, das Haupt Christi und die evangelischen Embleme erblickt. Spuren von Wandmalereien zeigen auch die Kirchen von St. Lamprecht und von Hönningen.

Bedeutender sind die Tafelgemälde der Pfalz.

Das älteste Gebilde der Art sind die Bilder in Zell,[1]) Scenen aus dem Leben des seligen Philipp von Zell vorstellend, noch milde, idealistische Malereien der älteren Weise. Alle andern tragen das realistische Gepräge an sich.

Dahin gehören die Malereien am Flügelaltar in Maikammer. Er zeigt die Kreuzigung in der Mitte, dann die Kreuzschleppung und Kreuzabnahme auf den Innenseiten der Klappen, die Geißelung auf der Rückseite des Mittelstückes und die beiden christlichen Aerzte Kosmas und Damian an den Außenseiten. Diese Malereien, durchaus auf Goldgrund ausgeführt, mahnen in ihrer Genrehaftigkeit, im Costume, und in ihrem Naturalismus an die Niederlande, an die Schule des Roger von Weyden etwa, und können um 1512 entstanden seyn.

Ein zweiter Altar oder doch Altartheil der Zeit findet sich in Königsbach. Das Bild enthält gleichfalls die Scene der Kreuzigung in einer thurmreichen Stadt, die zwischen Bergen liegt. Christus hängt mit fliegendem Lendentuche zwischen den beiden Schächern, unten stehen die trauernden Frauen, eine Menge Volkes drängt sich heran, Soldaten zu Pferd und zu Fuß füllen den Raum, im Vordergrunde sitzen die Spieler um die Gewänder des Herrn, ein bewegtes, charakteristisches Bild mit guter Färbung. Auch dieses Bild (von c. 1520) scheint mir vom Niederrhein hieher gebracht zu seyn.

Den größten Kunstwerth haben die drei Flügelbilder, welche aus einer Landkirche der Pfalz in den Dom zu Speier gebracht worden. Sie stellen die Verkündigung, Geburt und Anbetung vor und deuten auf die schwäbische Schule, etwa auf Zeitbloom. Ein einzelnes frisches Bild (Christus erscheint der Magdalena) findet man noch im Schulhause zu Studernheim bei Frankenthal. — Die Reste von Glasmalereien, welche die Pfalz noch besitzt, sind kaum der Erwähnung werth. Sie finden sich in St. Lamprecht (Engel) und in Neuleiningen (15 Bildchen).

---

[1]) Die Originale sind jetzt in den Besitz des Hrn. Pf. Lehmann übergegangen.

Von Nadelmalereien hat noch der Dom von Speier einige kostbare Reliquien, nämlich ein Meßgewand mit dem Bilde der Kreuzigung, zwei Dalmatiken mit den Bildern der Apostel, und ein Antependium, ebenfalls mit trefflichen Stickereien des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viertes Kapitel.

Werke der Renaissance, des Rokoko und der Neuzeit.

Daß in unsere Pfalz der Geist der Renaissance frühzeitig eingewandert sey, läßt sich erwarten. War ja doch der Boden der Pfalz von den Resten antiker Kunst erfüllt, wie in keiner andern Provinz; war ja doch die Erinnerung an die Antike, an ihr Gefühl für Maß und Symmetrie in der Kunst der Pfalz nie erloschen. Dazu kam, daß die Fürsten der Pfalz frühzeitig mit ganzer Seele den humanistischen Bestrebungen anhiengen. Zu diesen gehörte aber auch die Vorliebe für die antike Bauweise, Kunst und Literatur.

In Bezug auf Baukunst ist übrigens zu bemerken, daß jetzt die weltlichen Bauten weitaus die Oberhand gewinnen; besonders in großer Anzahl entstehen Burgen und Rathhäuser, wogegen das Bedürfniß und der Eifer für Kirchenbauten seit der Reformation bedeutend abgenommen hat. Man hatte an den aus der katholischen Zeit überkommenen Kirchenbauten genug.

Der Hauptbau der bayrischen Fürsten jener Zeit steht leider nicht mehr auf bayrischem Gebiete. Es ist das Heidelberger Schloß. Sein Friedrichsbau (1601 — 1607) und der englische Bau zeigen das Gepräge der Renaissance in solcher Vollkommenheit, daß der Volksmund erzählt, Michel Angelo selbst habe den Plan zu diesem Bauwerke gemacht. Den vorhandenen Burgen der Pfalz wurden neue Flügel angefügt, einzelne auch nach den Bauernkriegen ganz neu gebaut. Herrliche Ueberreste solcher Renaissancebauten sieht man noch an den Ruinen der Kropfsburg, der Madenburg und anderwärts. Die besten Rathhäuser dieses Styles möchten in Freinsheim und Bergzabern erhalten seyn. Sie haben Säulenbalkone, von wo aus die Verkündung von Beschlüssen und Gesetzen geschehen konnte, sowie schöne Hausteinportale mit Löwen oder Athleten als Trägern. Auch Privathäuser mit dem Gepräge der Renaissance findet man vielfach in den Dörfern der Pfalz. Von den größeren öffentlichen Gebäuden ist das Casimirianum zu nennen, ein Gymnasium, das Churfürst Casimir i. J. 1572 zu Neustadt gründete und mit ehemaligen Gütern der Klöster fundirte.

Treffliche Schöpfungen der Sculptur der Zeit sind wieder Adelsgräber in Marienthal, Dürkheim und Landstuhl. Gerade für Porträtmo-

numente der Art war die realistisch individualisirende Manier der Renaissancekunst ganz geeignet. Sonst verdient noch die große Christusstatue in Ramsen, und das Singpult zu Bosweiler, das Engel und die vier Evangelisten in derber Schnitzerei zeigt, hohe Beachtung. — Von Erzeugnissen des Erzgusses mögen die Epitaphien am Boden der Kirche zu Neustadt genannt seyn.

Mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat sich auch in der Pfalz die einfachere, strenge, pathetische Kunst der Renaissance in die freiere, üppige, ja leichtsinnigere Weise des Rokoko aufgelöst. Die Pfalz war um so eher diesem Geschicke preisgegeben, als sie ja von den benachbarten Franzosen unter ihrem großen Ludwig XIV. mit Krieg überzogen, ausgeplündert und anfangs zum Theil, später ganz annexirt wurde. Von da an ist französischer Einfluß in der Pfalz in Bezug auf Sitte, Recht, Kunst und Literatur immer mächtig geblieben.

In der Baukunst hat das achtzehnte Jahrhundert bekanntlich vor allem Residenzbauten geliefert, die an das bewunderte Schloß in Versailles erinnern sollten, und dann Kasernen und Festungen. Derart sind auch die Hauptbauten der Zeit in der Pfalz.

Als Muster von Residenzbauten des Rokoko können hier gelten, da die Mannheimer Residenz nicht mehr zu Bayern zählt, die Residenz sammt Kirche in Zweibrücken, dann das Exercierhaus in Pirmasens, das ruinose Schloß in Bergzabern und in Blieskastel. Als Muster eines Festungsbaues der Zeit mag Landau angeführt seyn, das, nachdem die Stadt durch den Nymweger Frieden an Frankreich gekommen (1680), durch den berühmten Vauban nach 1686 als eigentliche Festung aufgeführt wurde.

Von Kirchen, welche in diesem Style damals erstanden, nenne ich nur die evangelische Kirche in Speier (1719), die katholische Kirche in Oggersheim, welche über eine Nachahmung des hl. Hauses von Loretto gebaut ist und nun von Minoriten bedient wird; die Kirchen in Frankenthal und Grünstadt.

Von Werken der Sculptur dieser Zeit sind wenige erhalten. Es entstanden überhaupt wenige. Die reformirten Gegenden der Pfalz ließen den Gebrauch der Bilder nicht zu. Das beste Werk der Epoche mag das große Madonnenbild von Stein seyn, das an der Façade des Speierer Domes (c. 1770) aufgestellt war und jetzt in der obern Vorhalle prangt, wohl nach dem Muster eines alten Gnadenbildes des Domes entworfen, ein Bild von hoher Würde, Grazie und vollendeter Technik. Noch verdienen Erwähnung die Bilder an den Kanzeln zu Reinheim, zu Breitenstein, viele Grabmäler (am Dome zu Speier, in Neustadt u. a. O.), und die Denkmäler auf Adolph von Nassau bei Göllheim (er fiel hier 1298) und auf den preußischen General Pfau, der bei Edenkoben i. J. 1794 fiel. Von bedeutenderen Malereien der Zeit weiß ich nichts anzuführen.

Nachdem die Pfalz durch den Wiener Congreß und die beiden Pariser Friedensschlüsse i. J. 1816 wieder an Bayern gefallen war, bedurfte sie einiger Jahrzehnte, um die furchtbaren Wunden zu heilen, welche der lange Krieg diesem Gränzlande vor allen geschlagen. Bald erschwang sie sich aber wieder zu hoher Blüthe der landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse, bald sah sie auch Werke einer besseren wiedererstandenen Kunst in ihren Gauen sich erheben. Voran steht der Dom von Speier. Derselbe war nach der vandalischen Beschießung durch die Franzosen i. J. 1689 durch den berühmten Balthasar Neumann restaurirt worden, wenn auch solid und mit Verständniß (die letzten 5 Gewölbjoche baute er neu), doch im Geiste und Geschmacke des blühendsten Rokokos. Vor der Façade führte er zwei ägyptische Pyramiden auf. Später war das Innere öfters überweißt und bemalt worden, das Aeußere aber war seit der französischen Zerstörung Speiers (1796) argen Schäden anheimgefallen. Durch die Großherzigkeit und den hohen Kunstsinn der Könige Ludwig I. und Max II. aber wurde der Dom von Speier von seinen Bauschäden befreit, der entstellenden Zopfanbauten und Zierden entbunden und im reinen romanischen Style hergestellt. Die Herstellung des Innern geschah vom Jahre 1845 an. Das Aeußere erhielt, nachdem schon zur Wendung der Bauschäden vom Jahre 1817 an große Summen gespendet waren, zwischen 1854—58 nach dem Entwurfe des badischen Baudirectors Dr. Hübsch die jetzige Gestalt. Die abgeschossenen Thürme wurden wieder aufgebaut, ebenso die Glockenkuppel über der Façade, die Vorhalle sammt Oberraum (durch die Municicenz des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich flossen hiezu 52,000 fl.); die Façade selbst mit Radfenster und Portal wurde in farbigen Steinen und mit Statuenschmuck hergestellt (der Herzog von Nassau spendete hiezu 7200 fl.), und endlich die Katharinenkapelle neugebaut (1857). So prangt der Dom, abgesehen von der Chorbedachung und der Form der Ostkuppel, wieder im Gewande des alten romanischen Styles; und zwar als eines der großartigsten vollendetsten Werke dieser Bauweise in der ganzen christlichen Welt.

Eine Fülle anderer Kirchen erstand bald ringsum im Lande nach dem Vorbilde oder doch im Style des Domes. So wurden kürzlich die beiden Kirchen von Ludwigshafen gebaut, die katholische dreischiffige Pfarrkirche im romanischen Basilikenstyl vom selben Baudirector Hübsch, die protestantische in dem gothisch-eklektischen Style, den wir in München in neuester Zeit angewendet sehen, die neue Kirche in Homburg von Voit u. a. Auch die Plastik fand im Dome zu Speier wieder Gelegenheit, ihre Thätigkeit in würdiger Weise zu entfalten.

Da der Kaiserchor im Innern, wo einst die Leichen der deutschen Kaiser und ihrer Familienglieder (10) begraben, aber durch die Franzosen zum Theil beraubt und beschädigt waren, wieder hergestellt worden war,

wurden hier zwei herrliche Steindenkmäler errichtet. Das eine stellt vor den Kaiser **Adolph von Nassau**, in voller Rüstung, in betender Stellung, vom Herzoge Wilhelm von Nassau 1824 gestiftet, nach Klenze's Plänen vom Bildhauer Ohnmacht ausgeführt. Das andre, auf König Ludwigs Betrieb von Schwanthaler ausgeführt, zeigt den thronenden **Kaiser Rudolph von Habsburg** in hoher charakteristischer Schönheit (1843). Die neuen Altäre sind von Bürklein entworfen und von Viotti ausgeführt, die Bilder des Hauptaltars aber aus der Meisterhand Neun's hervorgangen. Derselbe Künstler hat auch die Bilder der Evangelisten und die symbolischen Thiere am Portale ausgeführt, während Hopfgarten das große Haupt Christi, Gasser in Wien aber die Patrone des Domes, Maria, Michael, Johannes B., Stephanus und Bernhard, Fernkorn mit Dietrich und Pitz aber die Kaiserstatuen und Reliefs der Vorhalle gemeißelt hat.

Endlich hat die moderne religiöse **Malerei** gerade in diesem Dome zu **Speier** Werke hervorgebracht, die zu ihren schönsten Schöpfungen gehören. Joh. **Schraudolph** aus Oberstorf im Allgäu hat, vereint mit seinem Bruder Claudius, mit den Malern Andreas Mayr, Mösl, Wurm, Spät, Süßmayr, Koch, Bentele, Mader und Baumann, die figurale Ausschmückung des Domes al Fresko in einer Weise vollbracht, welche die Sinnigkeit und Innigkeit der mittelalterlichen Meister mit der Formenschönheit und Lebensfülle der Neuzeit zu vereinigen scheinen. Diese Meister malten von 1846—1854. In Bezug auf die dargestellten Objecte bemerke ich nur, daß im Hauptchore die Seligkeit der hl. Jungfrau dargestellt ist und die Chöre der Heiligen erscheinen, die der Wonne bei Gott sich nun erfreuen. Im Querschiffe finden wir das Leben der beiden Hauptpatrone, des hl. Bernhard und des Papstes Stephan, angebracht, zu ihrer Seite Einzelnheilige, welche die verschiedenen Seiten des durch Gott geheiligten Lebens der Menschen sinnbilden. An den Wänden der Kuppel, die sich über dem Altare erhebt, erblicken wir das Lamm Gottes, dann die Vorbilder des Opfers, und die Propheten und Evangelisten, die von ihm geschrieben haben. Endlich an den Wänden des Hauptschiffes finden wir die ganze Geschichte der Erlösung und Mariä, vom Sündenfalle durch alle Vorbilder hindurch bis zur Sendung des heiligen Geistes in unübertrefflicher Sinnigkeit und Farbenpracht vor uns entfaltet.

Ueber dem Portale hat der Maler J. Schraudolph als Tympanonbild nochmal die Gottesmutter und die Patrone des Domes, zu ihren Füßen aber sich selbst dargestellt als Votanten mit der Inschrift: Ex Voto. Joh. Schraudolf 1853.[1])

Die decorative Bemalung des Domes hat, gleichfalls mit künstlerischem

---

[1]) Vom selben Meister ist auch noch in der Waisenhauscapelle zu Landstuhl ein treffliches Altargemälde (St. Nikolaus).

Gefühle, Maler Schwarzmann ausgeführt. So steht der Dom von Speier, neu und würdig geziert durch die drei bildenden Künste in der Gegenwart, wahrhaft da als ein Kunst- und Geschichtsdenkmal der Pfalz, dem schwerlich an Bedeutsamkeit ein zweites im deutschen Vaterlande an die Seite gesetzt werden mag, und mit welchem wir am besten diese Umschau schließen können.

Zweiter Abschnitt.

Haus und Wohnung.

Von Ludwig Schandein.

Erstes Kapitel.

Vorbemerkungen.

Anlage und Aufbau der Wohnung und mit ihr die häusliche Einrichtungsweise bietet ebensowohl ein erläuterndes Bild von eines Volkes Lebenscultur, als Mundart, Sage und Sitte, oder als sonst ein geistiges Zeugniß. Das Haus ist fest und auf die Dauer gebaut, es steht für Generationen, und gewinnt darum für die Entwickelungsstufen des Volksgeistes — monumentale Bedeutung. Aus Grund- und Aufriß des Hauses, aus Stellung und Bestimmung der Räume, aus seiner ganzen innern und äußern Structur ersieht sich nicht nur der wirthschaftliche Geist seiner Bewohner, es spiegelt sich auch die jeweilige Geschmacksneigung der Zeit. Eine durchgreifende Umgestaltung der Bauart beurkundet daher den bereits schon vollzogenen Umschwung der Denkart. Ja schon der Wechsel des gewohnten Baumaterials deutet auf umgearteten Sinn. So wird uns der Hausbau des Volkes zum letzten, zugleich auch beharrlichsten Schutzwerk gegen die Strömung der Zeit.

Dieses Schutzwerk ist in der Pfalz längst untergraben. Alle Dinge sind in Fluß und Bewegung gesetzt, viele gehen in dieser Strömung zu Grunde. Kaum ein pfälzisches Dorf, und in diesem nur selten ein Haus, was seine ursprüngliche Eigengestalt noch bewahrt hätte. Allerorten, selbst in den vereinsamten Winkeln des Westrichs, durchwuchert die Mannichfalt des Neuen den einheitlichen Typus des Alten. Wollte man also von pfälzischer Eigenbauart ein vollentsprechendes Bild, so hätte man sich zurückzuversetzen mindestens um ein ganzes Jahrhundert, überhaupt zurück in die Zeit, wo die bewegenden Kräfte des Volksthumes in noch ungebrochener Thätigkeit walten. Denn der heutige Pfälzer baut nimmer nach land- oder ortsgiltiger

Regel: unbekümmert um den Eindruck des Ganzen baut jeder zunächst nach eigenem Bedürfniß, nach Willkür und Laune, baut aber zweckmäßig bequem, zumeist glattweg und schnell, dazu möglichst wohlfeil. Und dennoch erscheint das pfälzische Dorf und das pfälzische Haus — auch neueren Ursprungs — nicht so ganz ohne bestimmtes Gepräge. Eben das praktische Wesen des Pfälzers kommt darin entschieden zur Geltung. Der Ausgestaltung unserer Volksarchitektur jedoch bis in das feinste Detail zu folgen, erlaubt nicht der knappgestattete Raum. Ist unser Volksbauwesen auch hier nur im allgemeinen zu schildern. Mancherlei hieher zielende Winke und Anregungen finden sich in W. H. Riehl's Buche „die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild." —

Der natürlichen Entwickelung der Wohnweise gemäß käme zunächst in Betracht — die Wohnung der fahrenden Leute, sozusagen die fahrendgefahrene Wohnung. Doch der Schäferkarren des Westrichs ist allenthalben derselbe, ebenso der „Schnorrantenwagen" des Matzenbergs — (Karlsbergs bei Altleiningen). Die Köhlerhütte des Waldes gleicht dem Fischerhause des Rheines, den zerstreuten Matzenberghäuschen die Erzhütten bei Kaiserslautern, selbst das westricher Taglöhnerhaus steht nicht viel ab vom Hause des taglöhnernden Winzers. Die Hütte der Armuth ist allerorten sich gleich, nicht bloß in der Pfalz. Hier wie dort dieselbe Beschränkung, derselbe nothdürftige Hausrath. Ein Stübchen, wenn es hochgeht mit Kammer und Küche — die zerbrochenen Fensterscheiben nicht selten mit Holzspänen oder mit Lumpen verstopft — ein Ställchen für die einzige Kuh oder für einige Geißen, darüber Speicher und Heustall, das Dach hin und wieder mit Stroh oder mit Ginster gedeckt, ein Gärtchen mit Hecken umzäunt: — das alles ist so ziemlich der ganze Besitz unserer Armuth, wenn nicht noch Wohn- und Schlafstube in Einem zugleich auch als Küche, Keller und Stallung benützt wird. Endlich dürfte der westricher „Klein- oder Kühbauer" häuslich sich kaum unterscheiden vom „Hackel- oder Gukkäsbauern" des ostpfälzischen Flachlands.

Gleichermaßen entzieht sich unserer nähern Betrachtung das Prunk- und Prachtgebäude des Reichthums. Das „goldene" Weinland vor der Hart zeigt solcher eine reichliche Auswahl: lauter freistehende Wohnsitze mit weiten, vergitterten Höfen und prächtigen Gärten, mitunter Landhäuser und Villen, welche die fürstlichen Behausungen früherer Zeit weitaus an innerem Glanz überbieten. Der reiche Mann in der Pfalz — ob auch noch Bürger, aber schwerer von „Gewicht" als mancher altadelige Graf — baut einmal nach eigenem Behagen und nach eigenem Geschmack, gleichviel ob der Styl seines Hauses landläufig oder nicht, ob zu der Umgebung sein Bauwerk auch paßt: im Gegentheil, wenn es nur als etwas Neues, in seiner Art Einziges dasteht, wenn es auch noch nach außen frappirt.

Auch die Einzelhöfe der Groß- und Kleinbauern bleiben hier ununter-

sucht. Hat ja der pfälzische Bauernhof weder die kultur- und rechtsgeschichtliche Bedeutung des etwa westfälischen oder norddeutschen Hofes, noch überhaupt eine eigenthümliche Bauart. Unser Hof erscheint vielmehr als ein vereinzeltes Anwesen des Dorfes und gehört auch politisch zu der in der Regel ihm nächsten Gemeinde, und als „Gemeinde" hat das pfälzische Dorf sich schon frühzeitig entwickelt. Der volle Begriff und das richtige Bild von der pfälzischen Wohnung, soweit dieß die angedeuteten Umstände erlauben, dürfte indessen sich dann erst gestalten, wenn die erste Grundlage der Wohnung erläutert sein wird, nämlich:

Zweites Kapitel.

Der Grundriß des Dorfes.

Wie dem Holzbau das Balkengestell, so gibt dem Dorfe der Grundriß bestimmte Gestalt. Nicht aber als habe das Dorf sich nach dem Grundriß gerichtet, sondern mit Entstehung und Erweiterung des Dorfes entsteht und wächst auch sein Grundriß. Unsere älteren Dörfer sind allmählich gewachsen, neben ortsgeschichtlichen Nachweisen wird dieß auch sprachlich bestätigt. Aus den vielen nur ein einziges Beispiel. Der Name der Stadt Edenkoben bei Landau — vorderpfälzisch „Eddekoffe, E-idekoffe," westr. „Ede- und Erekòwe", urkundlich Cod. Laurisham. im Jahre 769 „in Zotingower marca, in Zotingowe" — heißt ursprünglich nichts anders als „zu Otto's Höfen", und hat sich die heutige mundartliche Lautung ganz streng nach dem Lautgesetze entwickelt. Also die älteren Ortschaften. Die jüngeren sind mehr gemacht, d. h. nach Bauplan und amtlicher Vorschrift. Dort also Straßenlinien, krumm und gerade und von jeglicher Richtung, hier die Durchkreuzung des rechten Winkels, und demgemäß nur Häuserquadrate. Die moderne Ortsanlage bietet dem culturgeschichtlichen Forscher weniger Reiz und weniger Stoff, es sei denn, daß am Hause selbst sich ein neueigener Baustyl entfalte als der architektonische Ausdruck vom wirklichen Geiste des Volkes. Der naturwüchsige Grundriß hingegen deutet so vieles, was selbst die Ortsgeschichte verschweigt.

Der Grundriß des Dorfes erhält seine Sondergestalt zunächst von der Gestaltung des Bodens. Dieser ist nun so mannichfaltig entwickelt, daß unsere Pfalz auch in dieser Hinsicht gleichsam als Augapfelbild Deutschlands sich darstellt. Das Bergland zeigt Höhen von 1000 bis über 2000 Fuß, darunter Bergkegel, Bergkuppeln und vielerlei andere Formen, Hochebenen verschiedenen Umfangs und kahl oder bewaldet; dann Hügel („Hewel") in hoch und niedergehenden Wellen, auch hie und da, namentlich im Süden — selbst großartige Felsenpartien. Zwischen den Höhen bald kürzer bald weiter gewundene Thäler, dann Thalweiten, Thalengen, Thalkessel und kleine „Dellen." In diesen Vertiefungen nur kleinere Flüsse, oder vielmehr Bäche

und Bächlein; hin und wieder zeigt sich ein „Wog“ oder Weiher, nirgends ein wirklicher See, ebensowenig große fallende Wasser. Der freien Entfaltung des Ortsgrundrisses tritt also hier die reichgegliederte Bodenplastik zumeist hindernd entgegen. Nicht so das vorderpfälzische Land, welches großentheils, nur mit Ausnahme des Südens, flach wie eine Tafel daliegt, ohne merkliche Anschwellung, das Ganze von nur wenigen Wäldern bedeckt, von nur wenigen Wasserfäden durchzogen, der Boden trocken und fest, in der Nähe des Stromes bisweilen noch sumpfig. Und hier, auf dieser duldsamen Fläche kann sich der Grundriß des Ortes nach allen Seiten frei und ungehindert entfalten.

Nun neigt der Pfälzer einmal zur Siedelung im Thale — und dann zum geschlossenen Häuserverband. Das wurzelt so ganz in seinem geselligen, praktischen Wesen. Selbst im bergigen Westrich liegen die Dörfer im Thale, selten am Bergesabhang, noch seltener ganz auf der Höhe. Höhenlage wie zerstreute Häusergruppirung bedeuten eines Dorfes Verarmung, und beides findet sich zumal und zumeist auch auf den unwirthsamen südlichen Strichen. Allein auch besondere Umstände sind es, welche eine solche Siedelung bedingen, und besondere, welche dieselbe beschützen. Die wenigen Höhendörfer sind erst in den letzten Jahrhunderten entstanden, wie Hilst, Höchen, dann Eulenbis u. s. w., und war es in der Regel ein alter, nun aber eingegangener Verkehrsweg, der zur Siedelung verlockt hat, ein verwüstender Krieg, der zum Wohnungswechsel getrieben, oder war es das bloße Experiment eines gebietenden Herrn. Pirmasenz ist die einzige hochgelegene Stadt in der Pfalz, die ehemalige Residenz und Soldatenkolonie des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Auf unergiebigen Boden gestellt gedeiht diese Anlage erst in neuester Zeit und zwar mit dem in's Große getriebenen weltbekannten Pantoffelverschleuß. „Das Schlappemensch vun Bermesenz, das laft noch iwig die derkisch Grenz!“ ist ein bekanntes Wort. Die Höhendörfer der Vorderpfalz, wie Hart bei Neustadt, Neuleiningen bei Grünstadt u. a. kehren ihr Gesicht nach dem gesegneten, mit ihnen engverbundenen ostpfälzischen Flachland, ihre Lage wird darum auch völlig neutral.

Von zerstreuter Häusergruppirung ein merkwürdiges Beispiel ist der dem Dorfe Altleiningen eingemeindete Karlsberg — „Matzenberg“ ist der Neckname, mit dem auch anderswo unansehnliche Stadttheile getauft werden — eine Ausnahmserscheinung inmitten der Pfalz. Ueber den breiten, mehr als eine Stunde umfassenden Bergrücken hin liegen weit auseinander, bald einzeln bald gruppenweise, wie völlig verzettelt diese winzigen Häuslein, eigentlich nur Absteig- und Winterquartiere ihrer Besitzer, denn der Matzenberger, der pfälzische Savoyarde, lebt einzig vom Handel mit den geringfügigsten Dingen, und kehrt wieder heim aus der weiten Welt noch ebenso arm als er hinauszog. Diese Häuslein in ihrer äußerst engen

Beschränkung bieten ein rührendes Bild von der Genügsamkeit der unstäten Bewohner. Ob es in wirthschaftlicher Beziehung nicht besser, der magere Boden trüge noch seinen Wald wie vor 150 Jahren? — Ein anderes Beispiel sind die sogenannten Erzhütten, eine Wegstunde von Kaiserslautern entfernt, bei gleicher Zerstreuung und gleich armseliger Einrichtung arbeiten aber die Insassen im Taglohn oder in den nächsten Fabriken. — Fast einem ähnlichen Schicksal, wenn auch nicht durch die nämliche Gruppirung bedingt, verfielen die sogenannten „Straßen- oder Fuhrmannsdörfer", wie Vogelbach u. a. an der großen Kaiserstraße von Mainz nach Paris. Seit die pfälzische Eisenbahn den sehr bedeutenden Steinkohlentransport aus den Saarbrücker Kohlenwerken an sich genommen, kann nur eine neue Erwerbsquelle diese Dörfer vor Untergang schützen, und sie hat sich gefunden in der Schweinszucht und einigen andern Artikeln.

Die enggeschlossene Häuserzeile erscheint vorwiegend im vorderpfälzischen Dorfe, insbesondere in jenen der Hart. Dörfer indessen, welche ihrer ganzen Anlage nach schon von jeher ein stadtmäßiges Aussehen tragen: Haus an Haus, nett, sauber, freundlich, selbst stattlich und prächtig, durchgängig gepflasterte Straßen — im ganzen der Eindruck behaglichsten Wohlstandes. Diese Dörfer haben kaum ihres Gleichen weder in der Pfalz noch im übrigen Deutschland, welchem sie um ein ganzes Jahrhundert voraus geeilt waren. Das erklärt sich aus der geschichtlichen Nachwirkung der städtischen Römer — im Gegensatz zu den bäuerlichen Alamannen und Franken.

Grund- und Umriß der Dörfer sind unendlich verschieden, es liegt dieß zum Theil im individualisirenden Zuge des Pfälzers. Wir sehen Liniennetze von Straßen, dann wieder vereinzelte Fäden. In letzterer Hinsicht erscheinen als wunderliche Beispiele die sogenannten „sieben langen Dörfer" der südöstlichen Pfalz: unabsehbare Häuseralleen, worunter Langenkandel — freilich jetzt Stadt — fast eine volle Wegstunde hinausläuft. Das begreift sich erst dann, so man weiß, daß diese Ortschaften sich instinctiv angesetzt haben dem einzig möglichen Verkehrsweg nach dem Elsaß, nämlich den beiden Uferrändern eines vorgeschichtlichen Sees, auf dessen Boden sich heute der Bienwald in einem Umfange von 36,000 Tagwerk erhebt. Diesen langen Dörfern stehen auf der Sandfläche des Gaues gegenüber die „sechs breiten Dörfer", alle mehr oder minder in Quadratform gebaut. Mit seinen fast 6000 Seelen ist darunter — wie Langenkandel angeblich das längste — Haßloch das größte deutsche Dorf. In die Länge gestreckt sind auch die jüngeren „Straßendörfer" an der Kaiserchaussee, wie z. B. Langenmeil u. a., selbst das schöne Höhendorf Hart bei Neustadt hat nur eine, aber um so längere Seite. Auf viele andere, immerhin sehr interessante Ortsfigurationen ist hier nicht näher einzugehen.

Gewiß aber hebt diese Vielgestaltigkeit der Dörferanlage die malerische

Schönheit des Landes. Gepriesen ist der landschaftliche Charakter der Pfalz, wohl mehr in den ausgehobenen kleineren Bildern, als im Großen und Ganzen. Schon das gebirgige Westrich in seinem ewigen Wechsel von Wald und Wiese, von Felsen und Feld, birgt eine Fülle der schätzbarsten Bilder — vom erhabenen Ernste bis zur idyllischen Anmuth. Dazu nun die belebende Häuserstaffage. Und erst das Dorf vor der Hart in seiner gartengleichen Umgebung, ja selbst das Dorf in seinem ansprechenden Innern! Mit jeder Wendung der Gasse ein überraschendes Bild: altes Bauwerk und neues in reizender Mischung, dann wieder ein offener Hof, ein rauschender Brunnen, Blumenflor an den Fenstern und in den Gärten, üppiges Baumwerk hinter den Mauern — alles das bringt den Genuß eines harmonisch vollendeten Bildes. Viele Dörferpartien sind in ihrer Art unübertroffen und einzig.

Drittes Kapitel.

Bauart und Einrichtung des Hauses auf dem Lande.

Den Grundriß des Dorfes gestaltet zunächst die Plastik des Bodens, seine innere Beschaffenheit aber, oder vielmehr die Art seiner Producte wird die Bauart des Hauses bestimmen. Allerdings wirkt auch auf den Hausbau des Volkes Stammeigenheit, seine Geschichte, die Hauptrichtung seines Verkehrs. Eine Wahrnehmung, welche gleichwohl nicht durchschnittlich zutrifft in einer so stark rationalisirten Provinz.

Der pfälzische Hausbau — wohl etwas früherer Zeit — unterscheidet zwischen Westrich und Ostpfalz. Dieser Grundunterschied beruht auf der Gruppirung der wirthschaftlichen Räume: im Osten ist jedes gesondert, im Westen ist alles beisammen. Das Westrich hat vorwiegend Wald, Wiese und Ackerland mit der „nationalen“ Kartoffel; die Ostpfalz bringt Wein, Getreide, Tabak u. s. w. Obst und Gemüse ist so ziemlich auf beide vertheilt. Das Volk unterscheidet „westricher Grumbeereland“ und „pfälzisches Weinland.“ Beide Nebengebiete sind natürlich in sich wieder vielfältig geartet. Wir halten uns aber an den Grundunterschied, indem wir der sprachlichen Gliederung gemäß auch die Bauart des Hauses bestimmen. Es erscheint demnach das Haus:

des vorderpfälzischen Flachlandes; — des entschiedenen Weinlandes; — des Oberlandes. Diesem gegenüber
das westricher Haus überhaupt mit seinen Abarten im Süden und im nördlichen Uebergangsland.

I. Vorderpfälzischer Hausbau. Das Flachland — der Gau. — Als erste Augenfälligkeit zeigt das einfache Gaudorf die lange Häuserzeile mit der Gibelseite nach vorn. Allerdings ein etwas eintöniger Anblick, doch wieder belebt durch die Liebe des Volkes zum Grünen. Be-

trachten wir ein echtes Bauernhaus in einem der noch echtesten Dörfer im „Gä“ — in Haßloch. Der „Gäbauer,“ wenn er einigermaßen zu Wohlstand gekommen, legt auf sein Wohnhaus das meiste Gewicht, während im Westrich die wirthschaftlichen Räume die Hauptsache bilden. Hier zu Lande, namentlich in Haßloch, Iggelheim, Böhl, Schifferstadt, Weingarten, Westheim, Gommersheim, Meckenheim, Lachen u. s. w. steht nun ganz wie im jenseitigen Baden jeder bauliche Theil für sich gesondert und ist wieder jeder besonders überdacht, so daß das ganze Besitzthum eine vom Nachbarn und von der Straße abgesperrte Hofraite bildet. Eine Erscheinung, ganz im Widerspruche mit dem sonst so leutseligen Wesen des Pfälzers, jedoch erklärbar vielleicht durch die Eintönigkeit des offenen Flachlandes, indem man im Abschluß der Wohnung eine Art von Ersatz sucht. Jedes Haus hat seinen geschlossenen Hof; fehlt das Hofthor, so gilt dieß als ein Zeichen der Armuth. Im vollständigen Anwesen eines richtigen „Gäbauern“ zeigen sich nun folgende Theile:

das größere Wohnhaus,
das kleinere oder Vorbehaltshaus,
die verschiedenen Nebengebäude — Stallung und Scheuer,
der Hofraum, und
Garten und Acker.

Links steht das Wohnhaus, in der Mitte die Einfahrt zum Hofe, rechter Hand das Vorbehaltshaus — oder umgekehrt. Die Giebelseite steht vorn, um so leichter begreiflich, als die ganze Liegenschaft von der Straße querab sich in die Länge erstreckt, und als man gerne des Hauses größeren Theil der Sonne zuwendet. Ein Haus mit der Langseite nach vorne steht hier „überzwerg,“ während im Westrich dieß das richtige wäre.

Vor allem zeichnet das **Wohnhaus** sich aus durch Größe und Höhe. „Je größer das Haus, desto reicher der Mann!“ Darum muß es auch zweistöckig seyn, d. h. ein Unter- und ein Obergeschoß haben, indem in der Pfalz als erster Stock schon das Erdgeschoß gilt. Auf diesen zwei Stöcken ruht ein hohes, zweistöckiges Dach. Wer es zu zwei Stöcken nicht bringt, sucht seinem Hause ein besseres Aussehen zu geben durch eine Kniewand, so erscheint es doch anderthalbstöckig; denn ein einstöckiges Häuschen gilt wieder als Wahrzeichen der Armuth. Jeder Stock zählt mindestens ein gedoppeltes Fensterpaar und daneben ein einzelnes. Der dritte Stock im Dache hat zwei, und der oberste Stock unter der Dachspitze ein einziges Fenster; alle sind mit Läden versehen. Auffallend an vielen Häusern etwas älteren Datums erscheint auf der Straßenseite die geringe Zahl wie die Kleinheit der Fenster. Nicht daß der Insasse vor der größeren Fülle des Lichtes erschrecke, nein — der einfache Grund war die Furcht vor deren Versteuerung an den Staat. Seit diese aufgehoben, baut jeder nach seinem eigenen „Stiwel“ (Styl), so einfach aber als möglich: kein Rundbogen an Thür

oder Fenster, wenn das viereckige billiger steht, jeder Zierrath ist dem Gaubauern werthlos und ohne praktischen Nutzen. Indessen gewährt es, und zumal in sonnigen Tagen, einen freundlichen Anblick, diese schmucklosen, und in dieser Schmucklosigkeit so sehr anmuthenden Giebelreihen mit den blanken Fenstern aus üppiger Umgrünung herausleuchten zu sehen.[1] — Das zumeist rechtwinklige Dach ist mit glatten, seltener mit Hohlziegeln gedeckt, häufig als Walbe zurückgelegt und hat keinen weiten Vorsprung. So reich die Gegend an Getreide, so arm an Steinen und Holz. Selbstverständlich ist die Bauart eine gemischte. Der Sockel des Hauses wird aus Sand- oder Backsteinen gemauert. Darauf ruht das Balkengestell (Gerippe, Gerüste), an älteren Bauten aus Eichenholz, dessen durchaus nicht gespart ist. Die Zwischenfächer, mannichfaltig in ihren Figuren, werden „ausgestückt und ausgelehmt," — „über Holz gemacht," d. h. mit Stückhölzern und gegen den Rhein mit Klebruthen durchspreizt, diese mit Strohlehm umwickelt und das ganze Gefach von außen mit Lehm überstrichen; nicht selten ist es auch mit getrockneten Lehmsteinen und namentlich in neuerer Zeit mit Back- und Sandsteinen ausgemauert. Zur Frühjahrs- und Herbstkirchweihe wird die Wand weiß übertüncht, das Gebälke behält seine Naturfarbe.

Nur des Vornehmen oder ein öffentliches Haus trägt durchgehends einen Anstrich von Oelfarbe oder Tünche. An neueren Häusern besteht das untere Stockwerk ganz aus Back- oder Sandsteinen.

Neben der Giebelseite führt eine kleine Thüre, die „Nadelöhre," zuweilen auch im Einfahrtsthor angebracht, zur mehrstufigen Steintreppe des dachlosen Eingangs, der in die Mitte von des Hauses Langseite gelegt ist. Der geplattete Hausgang hat links die Wohnstubenthüre, hinten die der Küche und rechts die hölzerne Stiege in den zweiten Stock, von welcher man auch einige Staffeln abwärts, wenn man die nebenangebrachte Thüre nicht vorzieht, in die Hinterstube gelangt. Die Wohnstube ist sehr geräumig, der Boden gedielt und mit weißem Sande bestreut, die Wände hellfarbig bemalt und hie und da mit modernen Lithographien behangen, bei bessern Leuten glänzt auch ein ererbtes Familienbildniß in goldenem Rahmen. Die Hauptfenster, mit Vorhängen versehen, gehen auf die Straße, ein kleineres an der Langseite in die Einfahrt, dem gegenüber in der Wandecke nicht selten ein „Guckerl" — ein kleines Guckloch — um, wenn es nicht durch die offengelassene Ladenspalte geschieht, unbemerkt auf die Straße zu lugen. —

[1] Ein ähnlicher Genuß wird aber neuerdings durch die Nüchternheit der Bewohner völlig zerstört, indem man die schönen großen Nußbaumalleen auf beiden Seiten der Landstraße umhaut in dem Vorurtheile, als entzögen sie dem Boden die Nahrung. Mit demselben Unrechte hatte man früher die Bergabhänge der Hart ihres Waldes entblößt, demzufolge die Gewitter unaufhaltsam Steine und Sand herabflößten und Weinberge und Felder verheerten. Heute aber wird der Wald mit besonderer Sorgfalt gepflegt.

Neben der Wohnstube, durch eine „spanische Wand," d. i. einen hölzernen Verschlag, abgetrennt liegt der einfenstrige Alkoven, als Kinder- und als elterliche Schlafkammer. Die Scheidewand bildet auch häufig ein mächtiger Schrank; in gleicher Linie nebenan eine Oeffnung mit Vorhang von der Breite des Bettes, hinter ihr das hochaufgebaute Bett mit seinem Umhang; zwischen Schrank und dem eigentlichen Alkoven die Kammerthüre, zuweilen mit Bücherbrett. Als Gesimse trägt die spanische Wand gewöhnlich durchbrochenes Schnitzwerk. — Vor dem Bette steht der Ofen, in älterer Zeit aus Thon, später aus Eisen und sehr groß, jetzt aber ersetzt durch ein kleines Steinkohlenöflein mit Platte, darauf eine sogenannte „Trumm," eine blecherner Kasten mit Thüre vorn in das Zimmer und hinten in die Küche, um hier das Fressen für's Vieh bequem herauszunehmen. Um den Ofen herum die Ofenstange zum Trocknen der täglichen Wäsche. In den Wandecken stehen Eckschränke, worauf Krüge mit Inschriften zur Erinnerung an verstorbene Verwandten; über der Thüre und hoch an den Wänden sind kleinere Schränke befestigt von dunkel polirtem Obstbaumholze. Sonstige Möbel der große Familientisch mit Brodschublade und die Kommode mit Pult; an den Fensternischen erhöhete Tritte. — Die Küche mit ihrem kleinen Fenster gegen des Nachbars Wand ist meistentheils dunkel. Darin stehen — wenn es im Hausgang sich nicht prächtiger ausnehmen sollte — der Glasschrank mit großem Vorrath von Zinn und Porzellan und sonstigen Tischgeräthen, früher der große steinerne Kochherd, neuerdings aber der Eisenherd mit der „Brille," sehr häufig der Backofen, dessen Hinterwand außer der Mauer in den „Winkel" (westr. Reil), den langen schmalen Raum zwischen den beiden Häusern, hineingeht. Neben der Küche ist ein kleiner Keller für die Nothdurft der Küche. Manche Küchen haben auch einen fließenden Brunnen. Die Hinterstube wird als Winterwohn- oder als Vorbehaltsstube benützt, und hat in ungeschmälerter Ausdehnung einen Alkoven wie die Wohnstube selbst. Bei dem Mittelbauer ist sie Alten- oder Vorbehaltsstube. — Bei zweistöckigen Häusern gleicht das obere Stockwerk ganz dem untern. Die Stiege führt dann zum Speicher, und die große Oberstube, ebenfalls durch eine Wand von der Kammer geschieden, ist die „Staatsstube." Auf des Hauses hinterer Seite, unten und oben, sind häufig geplattete „Nebenkammern" zur Aufbewahrung verschiedener Haus- und Eßutensilien; deßgleichen die Gesindestuben. — Die ein- oder anderthalbstöckigen Häuser haben vorn unter dem Dache eine „Oberstube" und links und rechts eine Dachkammer, der hintere Haupttheil und der Raum über der Oberstube ist dann Speicher. — Der Speicher, hauptsächlich zum Tabaktrocknen verwendet, ist sehr geräumig und nicht durch eine Zwischenwand in Unter- und Oberspeicher getrennt; dazu sind sämmtliche Sparren von unten bis zur Firste mit eisernen und hölzernen Nägeln versehen, an welchen die „Bandelier" (Tabakbüschel) aufgehängt werden. Auch

sind in den Giebelwänden durch Läden verschließbare Oeffnungen, im Dache noch „Gauken" (Zuglöcher), oder werden mit Sperrhölzern die Ziegeln aufgestellt. Bis zur Firste sind die Häuser mehrentheils vierstöckig, die des Mittelbauern drei- oder dritthalbstöckig. Bietet das zweite Stockwerk nicht hinlänglich Raum zum Schütten der ausgedroschenen Frucht, so kommt sie auf den Speicherboden, welcher gedielt oder geplattet und für jede Fruchtgattung durch besondere Bretterwände abgetheilt ist. Auf der Vorderspitze des Daches steht zuweilen eine Windfahne mit dem Gewerbzeichen des Hauseigenthümers — wofern es nicht schon am Schlußsteine des Hofportales sich findet — z. B. ein Rad, Pflug, Winzermesser u. s. w., sowie auch die Namenszeichen des Hauserbauers und Umbauers. Name, Jahrzahl, sogar ein frommes oder ein heiteres Sprüchlein ist auch in den über den Straßenfenstern quer hinlaufenden Balken eingeschnitten. Die auf die Straße hinaus gerichteten Wirthsschilde (Nasenschilde) mit ihren geheimnißvollen Thieren oder sonstigen Zeichen und Schnörkeln verlieren sich, an deren Statt eine angestrichene Tafel mit dem früheren Wappen oder bloß mit dem Namen des Wirthes. Bierhäuser haben das ✡, und die sogenannten „Heckenwirthschaften" eine hervorstehende Kiefernhecke. — Des Hauses Langseite liegt in der Regel gegen die Sonne, ist durchgehends mit einem oder mehreren Rebstöcken bepflanzt, welche unter der Wohnstube oder im Keller wurzeln, an der Wand zu einem Spalier emporgezogen werden und oben auf Latten und Stangen über den ganzen Hof sich ausbreiten eine schattige Laube bilden. Ebenso an der Straßenseite. Gewöhnlich ist darunter eine Bank angebracht zum Ausruhen nach gethaner Tagesarbeit. Ein solcher Rebstock, oft so alt wie das Haus und so dick wie ein Baum, zählt in guten Weinjahren über 1000 große schwarze (Malvasier-) Trauben, — „Gänsfüßer oder Gänses," so daß die Haßlocher mit Recht sagen können, bei ihnen wachse mehr Wein am Hause als im Weinland im Wingert.

Der Hauptwohnung gegenüber liegt das kleinere Vorbehaltshaus für die Großeltern nach Abgabe des Gutes, oder für ältere ledige Verwandten; es dient auch zur Werkstätte für Wagner, Schmiede und dgl. oder hat darin jeder Bauer seine Schneidbank mit Werkzeug, um sich nöthigenfalls die kleineren Haus- und Ackergeräthe selbst herzustellen. Das Vorbehaltshaus, meistens nur einstöckig und schmal, enthält außer Wohnstube mit oder ohne Alkoven und kleiner Küche höchstens noch eine Kammer; das Dach ist niedrig.

Hinter diesen beiden Wohnhäusern liegen die übrigen Nebengebäude, entweder den Hof ganz einrahmend, oder zu diesem Behufe noch durch eine Mauer ergänzt.

Unmittelbar und längs hinter dem Wohnhaus, aber schmäler als dieses — der Viehstand ist gering — liegen die Ställe für die Pferde, dann für das Rindvieh, nebenan der Futterstall, eine Art Keller zur Aufbewahrung

des Grünfutters im Sommer, oder der Dickrüben und Rüben, wenn diese nicht im Felde in Löcher eingemacht sind. Ueber der Stallung liegen der Heustall und die Spreukammer, beide zugänglich vom zweiten Stocke des Hauses. Das Einsetzen des Heues geschieht durch die Gauken oder durch Oeffnungen in der Kniewand. Ueber der „Reffe" sind im Heuboden Löcher zum Hinabstecken des Heues. Von der Spreukammer geht eine Röhre mit Schieber zum Roßtroge im Pferdestall. Hintenan schließen sich die Schweinställe und die für das Geflügel; der Taubenschlag ist auf dem Wohnhause selbst.

Dem Vorbehaltshause schließt sich die Waschküche an, worin ein eingemauerter Kessel zum Waschen und zum Kochen für's Vieh; der Backofen, wenn er nicht schon in der Küche befindlich; dessen Schornstein dient zum Dörren des Fleisches, da die neuen Steinkohlenkamine hiezu nicht tauglich; der „Schopp" (Schuppen), auf Pfosten ruhend und außer der Bedachung für den Pump- oder Schöpfbrunnen noch Raum bietend für das Holz, welches nur nach Bedarf „rärän" (klein) gemacht wird, und geeigneten Platz zum Trocknen des Tabaks. Unter dem Schuppen oder unter eigenem Dache (dem Kelterhause) ist auch die Kelter, welche trotz des geringen Weinbaues doch allenthalben zu finden, früher von starkem Eichenholze, heute aber durch die eiserne Schraubenkelter ersetzt.

Quer hinter dem Hofe, der Straße parallel und die ganze Hofraite abschließend, liegt die Scheuer — die Tenne in der Mitte, hüben und drüben die „Barren," zum Frucht- und Strohsetzen verwendet, und damit er sein Gewicht nicht verliere, zum Zusammenschlagen des Tabaks, während die eigentliche Fermentation in trockenen Zimmern oder auf dem Speicher geschieht. Ueber diesen Räumen noch häufig die „Obertenn" und der „Katzenlauf." (Diese Eintheilung gilt so ziemlich für die ganze Pfalz.) Dann folgt der Weinkeller, nicht tief, auch nicht gewölbt, da der meiste Wein im Hause selbst consumirt wird. Neben der Scheuer auch öfters ein Stall unter gemeinsamem Dache.

Alle diese verschiedenen Bauten umschließen den geräumigen und in der Regel gepflasterten Hof. Das Hofthor bilden entweder steinerne Thorsäulen mit Rundbogen oder hölzerne Pfosten, diese bei besonders fruchtreichem Boden auch durch einen Querbalken verbunden, der mit einem Dächlein (Sattel) versehen, oder auch ungesattelt und dann mit eisernen Staketen besetzt ist. Gleich nach der Durchfahrt wird das Thor wieder geschlossen; zu dessen Oeffnung klappert der Fuhrmann in einiger Entfernung. Am hintern Ende des Hofes, dem Stalle zunächst, liegt die meist ausgemauerte „Mistkaut" (Dunggrube), in welche eine Pflasterrinne den „Pful" (die Mistjauche) sowie das Regen- oder das Brunnenwasser leitet. Daneben der stets reinlich gehaltene Abtritt, der nirgends fehlen darf.

Hinter der Scheuer liegt der Pflanzgarten, auch Acker und Wiesenfeld.

Ungeachtet des vorwiegend ökonomischen Sinnes pflegt man hier auch Blumenbeete, Rebenlauben und anderen Blumenzierrath. Aus dem Garten führt in eine andere Gasse oder hinaus in das Feld ein „Faulpfad," zumeist nur benützt, um vor dem Nachbarn „unbeschrauen" seine Geschäfte abthun zu können.

Soweit die Wohnung des „gemachten Mannes" im Gau. Die Hofraite des Mittelbauern ist ebenso eingerichtet, nur kleiner, und fehlt namentlich das Vorbehaltshäuschen, das durch die Hinterstube ersetzt wird. Der Ställe sind zwei und ist kleiner die Scheuer. Auf des Anwesens einer Hälfte steht Haus und Stallung, die andere bildet den Hof; quer steht die Scheuer wie dort. —

Das Weinland — Winzerhaus. Seine Zone ist das entschiedene Weinland, welches etwa oberhalb Neuleiningens anhebt und längs der Harthügelkette in einer Breite von einer oder anderthalb Stunden hinaufzieht bis in die Gegend von Landau. Das ist der „gesegnete Gottesgarten" der Pfalz mit seinem südlichmilden, herzerheiternden Klima. Hier reift an sonnigen Hügeln — vorab zwischen Ungstein und Neustadt — der Ruhm und Preis des Landes und seine „goldene" Wonne, und hier in dieser wundervollen Umgebung erheben sich auch die stolzen Wohnsitze des „Adels vom Wein." Betrachten wir diese Weinorte etwas näher.

Schon der äußere Anblick hat einen eigenen Reiz, liege die Ortschaft am Abhang, am Fuße der Hart, oder am Einschnitt des Thales. Hinten die anmuthig geformte Bergwand der Hart mit ihren halbzerfallenen Ruinen und anderseits wieder die prachtvolle Aussicht. Die Häuserstaffage gewinnt noch an Schönheit und Leben: statt der veralteten Kirchthürme in ihren geschmacklosen Formen erheben sich — zum Zeugniß des kirchlichen Sinnes — vielerorts neue aus Sandstein, weiß oder roth, hoch und schlank aufgebaut, viereckig mit spitzgegiebelten Wänden; daraus steigt der achtkantige, nur langsam sich zuspitzende, schiefergedeckte Helm in die Luft, oben blinkt das goldene Kreuz; — oder sieht man selbst reingothische Thürme in durchbrochener Steinmetzenarbeit, wie der an der neuen Kirche zu Neustadt, oder der an der alten Johanniskirche zu Dürkheim. Eine wohlthuende Unterbrechung in dem eintönigen Häusergewirr. Die Bevölkerung ist hier überwiegend katholisch. Darum zeigt sich vor dem Orte das malerische „Bildhäusel," vorn zwei überdachte hölzerne Pfeiler, in der Mauer des Häuschens eine verglaste Nische mit Heiligenbildern, und oben im Giebel eine Madonna; vor dem Häuschen ein steinernes Crucifix und ein Betstuhl. Wo das Bildhäuschen fehlt, steht eine kleine Kapelle, ein Crucifix oder ein Muttergottesbild. Feld- und Wegkreuze finden sich häufig. Auch im Innern des Dorfes zeigen sich an Wänden oder Ecken der Häuser mehrfältig Nischen mit Heiligenbildern oder mit dem Schutzpatrone des Ortes. Malerisch ist die Gruppirung der Häuser, namentlich am Gebirg über Neustadt hinaus,

malerisch durch den Wechsel von alten Herrschaftsgebäuden aus Sandstein mit bürgerlichem Holzbau der älteren Zeit und mit dem modernen Steinbau, der allmählich fast allen Volksschichten gemeinsam. Die Dörfer St. Martin, Rhodt, Weiher, dann selbst Ober-, Mittel- und Unterhambach u. s. w. zeigen uns noch echte, nicht immer verkünstelte Muster des älteren Steinbaues, Häuser mit malerischen Erkern, auch sonst mit kunstreicher Steinmetzenarbeit reichlich verziert. Das Höbendorf Hart, zunächst Neustadt, zeigt selbst einen alten, dreihundertjährigen Holzbau auf einer Mauer ruhend, die Schauseite gegiebelt und mit großem, vorspringendem Erker; in der Umgebung von Baumwerk, Mauergebüsch und neuerem Anbau eine vortreffliche Studie echtpfälzischen Styles.

Eine Eigenthümlichkeit, wo nicht besonderer Schmuck in fast allen ehemals speiergauischen Orten ist noch das Rathhaus mit offener Halle. Auf kräftigen Steinsäulen ruht der obere Stock mit der Rathsstube, so in Rhodt, Weiher, Ilbesheim, Impflingen u. a. Redende Denkmale des lebendigen Rechtsverkehres der früheren Zeit. Anderwärts, wie z. B. in Dörrenbach bei Bergzabern, ist am Rathhause, einem ansehnlichen und zugleich sehr interessanten Holzbau, die Halle geschlossen. Eine andere bemerkenswerthe Zierde vorderpfälzischer Rathhäuser ist die hohe, freie Treppe von außen mit überdachtem Balkon: so recht geeignet, um von der Rathsstube aus unmittelbar mit der Ortsversammlung zu verkehren. Solche Freitreppen zeigt noch Freinsheim, Schifferstadt; Neustadt eine mit gothischer Steinbalustrade und zwei vorspringenden Platten, Deidesheim eine Doppeltreppe. In unsern Dörfern ist heute das Gemeinde- zumeist auch Schulhaus, in der Regel glatte, schmucklose, früher selbst nicht immer praktisch und bequem eingerichtete Bauten, so daß der pfälzische Volkswitz nicht in Verlegenheit kam um vortreffliche Nahrung. Die „Betzenkammer," ein auch urkundlich vorkommender Name für das vorsorgliche Ortsgefängniß, ist im Dorfe bald hier, bald dort angebracht.

Etwas Unterbrechung und somit mehr Leben in die Straßenlinien bringen auch die querüberstehenden Wirthshausschilde, die „Nasenschilde", mit ihren mythischen Thierfiguren und allerlei Namen, und mit ihrem vergoldeten Schnörkelbeiwerk. Doch sie verschwinden zusehends, und waren im Westrich nicht gerade allgemein Sitte. Statt ihrer winkt nun die glatt anliegende Tafel höchstens mit dem gemalten, — mehr mit dem geschriebenen Wahrzeichen, oder bloß mit dem Namen des „Gasthofbesitzers" oder des Wirthes. Selbst das einfache Schenkhaus, die „Hecken- und Schoppenwirthschaft" modernisirt sich; seltener werden die Hecken- und Sträuße, womit „unser Herrgott den Arm herausstreckt." Der alte Spruch aber zur Einladung des Gastes, mitunter launig und schalkhaft, ist da und dort noch geblieben.

Trotz mancher Neuerung ruht in diesen Dörfern immer noch eine

Fülle des mannichfaltigsten Reizes für den Freund des schönen Genusses, für den Maler wie für den kulturgeschichtlichen Forscher.

Den pfälzischen „Weinbauer oder Winzer" ernährt in der Regel sein eigenes Weingut nicht zur Genüge, darum besorgt er den Bau anderer Weinberge „überhaupt," d. h. auf Jahresakkord. Doch strebt er nach eigener Behausung. Wir betrachten indessen das Winzerhaus des Mittelbürgers. Seiner innern Einrichtung gemäß ganz der vorderpfälzischen Lebweise entsprechend, unterscheidet sich das Winzerhaus vom Bauernhause des Gaues nur durch die Gruppirung der Räume. Die Lagerstätte der fast einzigen Nahrungsquelle, des Weines, muß hier die Hauptrolle spielen Dem Keller also bequemt sich das Ganze. Wie früher — trotz der trefflichen Sandsteinbrüche der Hart — die hiesige Wohnung, so war auch der Keller ein Holzbau, d. h. ein Balkenkeller. Selbst der große Dalberg'sche Keller in St. Martin, ein 80 bis 100 Schuh langer Raum, war ein solcher. Das Winzerhaus älteren Datums, wenn es ganz von der Straße abliegt, kehrt die Giebelseite nach außen, somit die Wohnstube mit dem Alkoven. Daneben präsentirt sich als besonderes Kennzeichen der hochgewölbte, freistehende Thorbogen aus Stein, ein wahrhafter Triumphbogen, durch den die Fülle des Segens einzieht. Das Wahrzeichen des Hauses steht oben im Schilde. Nur selten fehlt die kleinere Eingangsthüre. Hinter der Wohnung ist der Hausgang mit Treppe ins obere Stockwerk, wo über der untern Wohnstube die „Staatsstube" liegt. Dann folgt Küche und Küchenkammer. Durch das ganze Hauswesen waltet der Geist der Ordnung und Reinlichkeit. Ist das eine behagliche Stimmung in diesen einfach, aber solid ausgestatteten Räumen! Es scheint, als scheine die Sonne zu hell, um nur den geringsten Schmutz aufkommen zu lassen. Hart an die Wohnung, aber etwas eingerückt und mit niederer Bedachung, lehnt sich die Stallung für Rindvieh und Pferde. Dann folgt das Kelterhaus mit der eisernen Schraubenkelter. Darunter oder daneben ist der geräumige Keller, heute fast immer gewölbt. Das Ganze quer abschließend steht die Scheuer. Hinter dem Thorbogen die Einfahrt, dann der zumeist gepflasterte Hofraum mit Wagenschuppen, Abtritt, Schweinstall und Dunggrube. Hinter dem Ganzen der Garten.

Das moderne Winzerhaus kehrt wo möglich die Langseite nach außen. Die Einfahrt, welche statt des monumentalen Thorbogens eine viereckige Fassung erhält, wird ganz überbaut, denn so „stellt es mehr vor." Der hochgewölbte Keller ist unter das Wohnhaus gelegt und bildet demzufolge das charakteristische, oft 10—12 Schuh hohe Hochparterre. Unter der Küche befindet sich dann ein kleiner Hauskeller. Die innere Eintheilung ist übrigens die gleiche. Ausnahmen bestehen natürlich bei den großen Weinbergbesitzern, wo nebst dem Keller unter der Wohnung auch noch eigene unter den Wirthschaftsgebäuden angebracht sind, große mächtige

Hallen, oft übereinandergestellt, mit Reihen von Fässern voll des edelsten Inhalts. In neuerer Zeit werden diese Räume sogar mit Gasflammen erleuchtet. Wie der Pflege, dem „Bau" des Weines, wird auch seiner Lagerung die höchste Sorgfalt gewidmet, die selbst bis zur Ornamentik der hie und da beliebten steinernen Kellerlochschieber herabsteigt. —

Im Oberweinland, wo statt der unterländischen Rebenerziehung an Balken oder Zeilen bereits schon der sogenannte „Kammerbau" als Uebergangsstufe des Volksthumes begonnen, mehr noch auf der südpfälzischen Ackerlandfläche jenseits der Queich bis zur elsässischen Gränze, nähert sich der Hausbau wiederum dem der Ebene. Indessen trägt diese Gegend, die „alte Welt" der vorderen Pfalz, die noch nicht ganz verlorene Art alamanischen Wesens. Der gemischte Holzbau herrscht vor, und zwar in um so bestimmterem Typus, je näher die südliche Gränze. In manchen Dörfern, wie vornämlich in dem einsam im Thalkessel gelegenen Dörrenbach bei Bergzabern, glauben wir uns rein nach Schwaben versetzt. Die Häuserstaffage in ihrem reizenden Wechsel, das Haus selber mit freiem oder überbautem Altan im Hofraum, dazu das hohe prächtige Rathhaus mit seinen mannichfaltigen Linienfiguren des Fachwerks, und der befestigte Kirchhof, machen in der That einen wundersamen eigenen Eindruck. Aehnliches in anderen Dörfern. Die Giebelseite des Hauses ist nach der Straße gewendet, der hohe Sockel aus Bruchstein gemauert, ebenso aus Bröckelsteinen das Fachwerk, der Giebel oben abgestutzt und das Dach zurückgelegt als „Walbe" oder Stirndach, oder durchkreuzen den Obergiebel die „Kreuzschwellen" und lassen im Winkel ein „Giebelloch." Ueber dem ersten Geschosse treten die Querbalken aus der Wandfläche hervor als „Stockpotten," unter welchen ein querlaufender Balken mit der einfachen Inschrift des Erbauers und seiner Frau, oder mit einem kurzen Sinnspruch. Die Fenster haben helles, blinkendes Glas, sind „Schaltersenfter," d. h. gekoppelt, oft 3 bis 4 mal, auch „drei- oder vierjochig." Ueber den Fenstern, über der Hausthüre, selbst über dem Backofen an der hintern Hauswand zeigt sich als typisch der „Fensteristurz, das Schutz- oder Wetterdach" aus Ziegeln, selbst auf der Langseite der neuen Häuser aus Stein. Einfassung und Läden sind nicht selten grün angestrichen. Die „Guckerl" (kleine Guckfenster) finden sich häufig. Das Rundbogenthor fehlt, statt dessen ein viereckiges hohes Hofthor, zumeist freistehend, doch gesattelt, d. h. mit einem zweiseitigen Ziegelschutzdache versehen. Eine beliebte Zierde des Hauses ist der am Geländer aufrankende Weinstock. Von der kleineren Eingangspforte aus neben dem Hofthore leitet ein geplatteter Pfad an der Dunggrube vorüber zur Stallung. In allen übrigen Dingen besteht kaum ein Unterschied. Die Landschaft des Obergebirges trägt mitunter großartigen Charakter, die der Rheinfläche ist etwas eintönig, jedoch nicht unschön, wird auch nicht gehoben durch einen pyramidenförmigen Kirchthurm; dieser hat zumeist noch die

Glocken-, Rettig- oder sonst eine gedrückte Gestalt. Auch hier wie drunten für Reinlichkeit ein sorgsamer Sinn; besonders groß, ja selbst übertrieben z. B. in Neuburg am Rheine, dem „Fischerdorfe," das vor 150 Jahren noch auf dem andern Ufer gestanden und noch bis heute jenseitige Sitten am zähesten bewahrt hat. Für schönes Getüch ist die Vorliebe außerordentlich: Hand- und selbst Bettücher sind mit gestickten Einsätzen durchbrochen, abgesehen von der zierlichen, zeitraubenden Nadelarbeit zur Vermerkung des Linnen. Bei alledem scheint auch das hiesige Landvolk nicht unempfänglich für bessernde Neuerung in allen seinen Angelegenheiten.

II. Westricher Hausbau. Mittelwestrich überhaupt. — Der Hausbau zeigt niederländischen Einfluß: Wohnhaus, Stallung und Scheuer stehen unter einem gemeinsamen Dache. Nur der reiche Oekonom, der „schwere" Mann, schließt seit neuerer Zeit sein Anwesen ab.

Des Wohnhauses Langseite sieht auf die Straße. Die zumeist steinerne Vortreppe hat einen ein- oder einen zweiseitigen Aufgang, oder denselben von vorn. Je nachdem befindet sich der „Kellerschalter" — Kellereingang — unter oder neben der Treppe. Die Rahme der Thüre besteht aus Eichenholz, diese hat zwei Flügel: die Ober- und Unterthüre, so recht geeignet zu „maien" (gemüthlichem Plaudern mit den Vorübergehenden), wozu der Westricher, den „Kloben" — die Tabakspfeife — im Munde, so sehr geneigt ist. Von hinten ist die Thüre verschließbar mit dem viereckigen „Balkenriegel" für die Nachtzeit; in abgelegenen Dörfern auch des Tages im Sommer, wenn alles auf dem Felde und bloß die Hausfrau oder alte Leute allein daheim sind, zur Abwehr des in früherer Zeit häufig umherstreifenden fremden Gesindels. Außen an der Thüre ist darum ein „Holla" (Hollaho) befestigt, ein eiserner Ring mit einer Scharniere und unten mit einem Knopfe versehen zum Anschlagen. Der kleine Hausflur (Hausgang) ist mit Stein- oder Ziegelplatten belegt oder auch gebordet. Links oder rechts liegt die Wohnstube. Die Wände, wie jene des Hausgangs, sind vom Maurer „geweißt", unten mit blauem Fuße, in neuerer Zeit oben mit einer einfachen Bordur. Zwei gekoppelte größere Fenster mit gebleiten Flügeln gehen auf die Straße; sie sind mit einfachen Vorhängen versehen. Das Möbel ist einfach. Der eichene oder auch buchene Tisch, dessen Platte auf zwei durch einen Querbalken verbundenen Tischkreuzen (×) ruht, ist ohne Schublade, dafür ein viereckiges Wandloch, das später zu einem verschließbaren Schränkchen umgewandelt wurde. Es war zum Aufheben der Löffel und Gabeln bestimmt von einer Mahlzeit zur andern; denn das Messer mußte eine jede Person bei sich führen. Die Stühle, 3 bis 6 an der Zahl, sind aus festem Holze, gewöhnlich mit kreisrunder Rückwand und darin ein rundes oder herzförmiges Griffloch. Hinter dem Tische längs der Wand steht eine befestigte

Bank, davor eine bewegliche; hinter dem Ofen noch ein kleines Bänkchen, die bequemste Stelle zum „Luuzen" (Faulenzen) nach verrichteter Arbeit, zugleich auch der Ehrenplatz für die Freunde des Hauses, ja selbst für den Herrn Pfarrer. Der gewaltige Ofen ist aus Gußeisen, von runder Form und hat ein ungeheures Schürloch vom Gange aus, und muß man sich wundern, was alles von Hitze so ein Westricher ausstehen konnte: der Ofen mußte stets „spauzen" — glühend heiß seyn — die Stube war badewarm. An Holz war eben kein Mangel. Den großen Kachelöfen sind nun die kleinen Steinkohlenöfchen gefolgt mit breiter Platte zum Kochen. Hinter dem Ofen das „Gesims" aus einem mannshohen und 1 Schuh dicken Steine zum Aufstellen der Oelkanne, des Oelkruges, der Laterne, der Lampen, der verschiedenen Lichter; dann der Milch, zum schnelleren Dickwerden in hohen, engen, irdenen „Häfen" mit losem Deckel, welche darum mit einem leinenen Tuche bedeckt werden. Aus dieser (dickgewordenen) „Sauermilch" (in Bayern „gestöckelte") wird auch im Winter der „weiße" Käs und der nationale „Handkäs" bereitet, welchen der Pfälzer nicht gerne verschmerzt. Um den Ofen die bekannte Ofenstange.

In der Mitte des Durchzugbalkens oder der Decke ist die „Lichthole" befestigt, ein von oben herabreichender, hölzerner, drehbarer Stab zum Tragen des Hängelichtes, so daß dieses über des Tisches Mitte, überhaupt nach beliebiger Richtung gedreht werden kann. Um die Lichthole gruppirt sich die Spinnstubengesellschaft. Im „Holzlande" — der Waldgegend von Trippstadt bis Waldfischbach — brennt man in einem Loche der Wand fette Holzspäne oder harzigen „Kien," das Herz des Kiefernholzes, oder bebedient man sich des „Lichtstockes," einer Vorrichtung, womit auf einem inmitten der Stube befestigten, freistehenden Stabe ein fortwährendes Licht aus solchen Spänen unterhalten wird.

Der Schrank steht an der Wand gegen die Kammer, ist zweithürig, die eine Seite zum Hängen der besseren Kleider, die andere in Fächer abgetheilt zum Aufbewahren des „Getüches," Weißzeuges. Oben an der Wand hin ist ein „Zapfenbrett" mit wagrechtem Deckel, um verschiedene Kleinigkeiten schnell greifen zu können. Ein gleiches über der Kammerthüre, worauf bei Protestanten die Bibel oder sonst ein geistliches Buch liegt. Hinter dem Spiegel an der Fensterwand gewöhnlich der neue Kalender. Sonst sind die Wände sehr nackt, selten geziert mit einer werthlosen Lithographie, gewöhnlich einen geschichtlichen Vorgang aus neuester Zeit darstellend.

Häufig steht hier auch noch das Bett, wenigstens der Eltern, indem die Kinder in der Kammer oder sonstwo ihr „Nest" (Unterkunft) finden. Die Schlafstätte ist sehr einfach, selbst noch bei zunehmendem Wohlstand, höchstens daß man auf mehr solide, gediegene, wenn auch theuere Stoffe sich einläßt. Die „Bettstatt" (Bettlade) aus Kiefern-, seltener Eichenholz

— ersteres dunkel angestrichen oder nußbaumirt, letzteres gefirnißt — ist mit „Stollen" (Stangen) versehen, welche von den vier Ecken der Statt bis zur Stubendecke hinaufreichen und dort mit dünnen Querbalken verbunden sind zur Anbringung des Umhangs, zum Aufhängen des Werktaggewandes, sowie der Garnbündel, wenn sie vom Haspel hinwegkommen. Hie und da, z. B. im Osterthal bei Kusel, hält den Umhang ein kleiner Reif. Nicht so häufig sind die Bettladen mit kurzen Stollen. Der Bettvorhang ist blaugrundig und groß carrirt, seltener blaßroth oder sonst hellfarbig, wie der Westricher überhaupt mehr den dunkeln Farben zuneigt. Den Unterboden bilden querlaufende Bretter, die Seitenwände sind zumeist in die Kopf- und in die Fußwand eingezapft, nur selten mit eisernen Haften befestigt. Das Lager selbst hat zu unterst einen ausgebreiteten Bosen Stroh, darauf das „Werr"-(Wickel- oder Flegel-)stroh", bei ärmeren Leuten frei liegend, bei Mittelleuten in einen Strohsack gefüllt; dann der Spreusack von Haferspreu, jährlich einmal gewechselt; Stroh- und Spreusack, dieser gebleicht, sind aus grober, wergener Leinwand. Darüber ist das Leintuch gebreitet. — Die Kopfunterlage bildet das lange Kopfkissen von einfachem Barchent, in der Regel blauweiß; so bei ärmeren Leuten; bessere haben bei dem einschläfrigen Bette noch ein, und bei dem zweischläfrigen noch zwei kleinere Kopfkissen. Einschläfrige Bette kommen erst jetzt in Gebrauch. Das Deckbett, dessen Ueberzug gleich dem des langen Kopfkissens oben aus Kölsch und unten aus weißer Leinwand, ist auch des gleichen Stoffes, nur greift man jetzt nach dem billigeren Kattun für Ueberzug und Vorhang. Die Füllung der Kissen besteht aus Gänse- und Entenfedern, zuweilen auch mit Hühnerfedern gemischt. Hohe, breite und schwere Bettlager, zu deren Ersteigung man fast eine Leiter anlegen mußte, gelten als das Zeichen „gemachter Leute." In armen Familien ist das Lager sehr dürftig, für die zahlreichen Kinder gewöhnlich in der Speicherkammer, oder auf bloßem Boden ohne Bettstatt. Wo es an Raum fehlt zur Stellung einer Bettstatt bildet Ersatz die sog. Bettbank, das gewöhnliche Kanape der Bauern. Zur Herstellung des Lagers kann der obere Sitz umgelegt werden. Die Bettbank enthält am Tage das untere Lager, die sonst nöthigen Stücke werden auf dem nächsten Bette aufgehoben. Das übrigens praktische Möbel verschwindet immer mehr.

Hinter das Bett wird im Holzlande die Axt gestellt, zur Nothwehr bei nächtlichem Einbruche. Zwischen Bett und Kammereingang steht die Standuhr mit Gewicht und Kasten, zumeist ein Erbstück der Voreltern und in besonderen Ehren gehalten. Häufig sind auch die Schwarzwälder Uhren. — Hinter der Stubenthür hängen zwei „Hanuzwehel" (Handtücher), oben das reine für die folgende Woche, unten das schon gebrauchte. Man durfte sich nur am untern abtrocknen, des reinlichen Aussehens wegen.

Neben der Wohnstube liegt die „Kammerstube", gewöhnlich mit

Einem Fenster; zum Aufheben von allerlei jeden Augenblick nöthigen Dingen bestimmt ist sie in der Regel nicht verschlossen, oder die Thüre bloß mit einem Riegel versehen. Eine andere Thüre leitet in die unmittelbar anliegende Küche, in welche man auch von der Hausthüre gradaus gelangt; häufig hat sie ein „Guckloch," um von hier aus den Eintretenden gleich zu bemerken. Die Küche ist wie der Hausgang geplattet, aber dunkler angestrichen, blaßroth oder grau. Der Feuerherd hat ziemliche Größe, war früher sehr einfach, ganz ohne Eisenplatte; neuerdings ist er praktisch eingerichtet, schon der Holzersparniß wegen. Der Schornstein hat eine große Oeffnung und einen weiten Rauchmantel, der sich nach oben allmählich verjüngt; der untere Raum dient zur Räucherung des Fleisches (Dürrfleisches), der Würste u. s. w. — Hinter dem Herde, neben dem Backofen, je nach dem Raumverhältnisse, befindet sich der Saukessel zum Kochen für das Vieh, wie zum „Bauchen" der Wäsche. Diese wird schichtenweise in die Bütte gelegt, über Nacht im kalten Wasser gelassen, dann kommt die Asche oben darauf, das abgezogene Wasser wird im Kessel heißgemacht, auf die Asche gegossen, dann fließt die Lauche durch die Wäsche und wird unten im „Zapfenbüttchen" abgezogen. So wiederholt sich diese Operation nach Befund 6 bis 10mal. Die Wäsche wird dann im Brunnen- oder in fließendem Wasser durch Klopfen mit „Blaul" und Seifeauswaschen vollständig gereinigt. — Hinter oder vor dem Herde das Ascheneck zum Erkalten der glühenden Asche. — An der Hinterwand der Küche und sie durchbrechend der fast allgebräuchliche Backofen, nicht selten auch im Freien im Hofe. Früher hatte man Gemeindebackhäuser, worüber in den pfälzischen Weisthümern ausführliche Backhausordnungen. In der Küche sind ferner der Küchenschrank, die Wasserbank zum Aufstellen der Züber und Kübel, die Brenke, die Auricht und verschiedene andere Geräthe mit eigener Benennung.

Von dem Hausgange aus führt die schmale, großentheils freie Stiege in den 2. Stock. Ueber der Küche die Mägdekammer, nebenan die Fleisch- oder Vorrathskammer; auf dem Gange, der ganz dem untern entspricht, gewöhnlich das Bett für den Knecht, sobald er nicht im Stalle sein Nachtlager findet, und senkrecht über der untern eine obere Stiege auf den Speicher, der mit einer Fallthüre verschlossen war.

In der obern Stube — „Owenufſtubb" — befinden sich das Fremdenbett, wie das Ueberflüssige des Möbels; ein Schrank, d. h. ein altes Prachtstück zumeist aus Nußbaumholz im Renaissancestyle und eingelegt. Er verwahrt die bessere Leinwand. Der Hauptstolz einer richtigen Hausfrau ist der große Vorrath der selbstgesponnenen Leinwand, das Getüch, was in einer Masse von Ballen dem Besucher gezeigt wird. Ueberhaupt hält man in der Pfalz viel auf einen Ueberfluß von Leib-, Hand- und Bettwäsche; ein schönes Zeugniß des Reinlichkeitssinnes. In guten Häusern wird jährlich höchstens nur einmal große Wäsche gemacht, d. h.

„gebaucht", „Sudelwasche" für kleine Kinder hingegen öfters. Lein-(Bett) und namentlich Tischtücher — „das Gebilde" — stammen sehr häufig noch von den Großeltern her und kommen nur bei außergewöhnlichen Festlichkeiten in Gebrauch, so daß sie leicht wieder auf Enkel und Urenkel forterben können. — Auf dem Schranke in eine Reihe gestellt das Kostbarste des selbstgezogenen Obstes, das andere Obst ist im Keller; und in der „Schloßkammer" (verschließbar) steht eine große, eichene, eisenbeschlagene, mit starkem Hängschloß versehene Kiste zur Aufbewahrung des Leinwandvorrathes in Ballen und des Geldes, das in die Nebenlade in Säckchen oder in Strümpfen gestellt wird. Im Osterthale bei Kusel wird das Geld in Strümpfen auch in die Bettlade gesteckt. Außerdem enthält diese Kammer noch den Vorrath an Eiern, Schmalz, Latwerge (Obstmus) in Häfen, getrocknetes Obst und gedörrte Bohnen, Zwiebeln, Knoblauch, überhaupt allen häuslichen Vorrath.

Der Speicher, früher gedielt, ist mit viereckigen Backsteinen geplattet, ihn erhellen nur Gibelfenster. Häufig ist hier auch der Taubenschlag angebracht, während in Mühlen oder in größeren Oekonomiegebäuden frei im Hofe ein Taubenhaus steht.

Der Kellerschalter wird in neuerer Zeit unterdrückt, man gelangt in den Keller im Hausgang unter der Treppe, ohne Fallthüre; die Kellerstiege aus Holz oder Stein geht auch nicht selten von der Küche aus. Früher war der Keller ohne „Einrichtung," jetzt ist er abgetheilt als „Handkeller" für Milch, Obst und andere Eßwaaren in Ständern oder in Häfen, und als Kartoffelkeller. Zumeist neben der Wohnung der Kuhstall, zu welchem eine Küchenthüre geleitet. Durch die Mitte desselben ging früher der „Futtergang," auf dessen beiden Seiten das Vieh. Hin und wieder auch unwesentliche Modificationen; so wird z. B. im Osterthale, wo man noch zäh die alten Sitten bewahrt, das Vieh gefüttert vom Hausgange aus, welchem entlang auf der andern Seite die Wohnstube, Küche und Vorrathskammern sich anschließen. Die Futterlöcher befinden sich in des Ganges anderer Wand. Vor dem Stalle ist im Hofe der Mist und die „Mistkaut" (Dunggrube), bei ärmeren Leuten sogar vor dem Hause. „Je größer der Misthaufen, desto reicher der Mann!" — Neben dem Stalle die Scheuer, das Thor entweder ein Bogen aus Stein, oben mit Platte, worauf die Anfangsbuchstaben des Erbauers nebst Jahrzahl, oder sind die Posten aus Holz mit einem wagrechten Querbalken. An die Scheuer schließt sich Holzschuppen und Schweinstall. Wagen, Pflug und die sonstigen großen Ackergeräthe stehen im Freien.

Auf der geschützten (Süd-) Seite des Hauses sucht man ein kleines Gartenbeet anzulegen, um zum Gemüsegarten die Pflänzlinge zu erziehen; gewöhnlich ist es mit Kiefernhecken umzäunt. Der Hausgarten wird in vier Quadrate abgetheilt durch zwei rechtwinkelig sich durchschneidende Pfade, welche mit Loh oder rothem Sande bestreut sind. Auf beiden Seiten der

Felder werden Rabatten angelegt und mit Blumen, Johannisbeersträuchen Zwergbäumen, Weinstöcken u. dgl. besetzt. Die beliebtesten Blumen sind gelbe Veilchen, Tulpen, Hyacinthen und Rosen; Flor (Flammblume) und Federröschen fehlen nirgends, werden auch auf den Mauern am Wege gepflegt, und ist dieser Blumenflor an offener Straße ein lieblicher Anblick. Vor den Fenstern des zweiten Stockes zeigt sich fast überall ein Blumenbret, auf welchem der „Grasblumen"- (Nelken) Flor ausgestellt wird. Zu den Liebhabereien der Frauen gehört der Lorbeer, Ysop und Rosmarin. Auf Mauern, selbst auf dem Dache des Backofens, darf die Hauswurz nicht fehlen. — Bei dem Hause liegt auch der Obstgarten, welcher als Wiese — „Wiesengarten" — benützt wird; dann der Pflanz- oder Gemüsegarten. Den Wiesengarten umgibt ein lebendiger Zaun, den Pflanzgarten eine Mauer oder ein Steckenzaun.

Jedes Haus hat seinen Brunnen mit Wasser in der Erde, oben eingerahmt von einem steinernen Sarge aus Einem Stücke. Die Brunnen haben je nach der geologischen Beschaffenheit des Bodens eine Tiefe von 20 bis 60 Fuß, sind entweder Zieh- oder Pumpbrunnen, welch letztere trotz ihrer Kostspieligkeit immer mehr in Gebrauch kommen; der Pumpenstock befindet sich im Sarge. Bei tiefen Ziehbrunnen gebraucht man zwei Eimer, bei minder tiefen ein Rad mit einer Welle. An vielen Orten sind Röhrbrunnen mit gutem und reichlichem Wasser. Ein seltenes Beispiel ist der Brunnen zu Altleiningen mit etwa 20 fast armsdicken Röhren.

In der westricher Bauweise liegt das Eigenthum offen und frei; man sieht dem Bauern in den Hof, der vor dem Hause daliegt, und gewahrt man somit sein ganzes wirthschaftliches Treiben. Allein die wirthschaftlichen Räume stehen mit Wohnung unter Einem gemeinsamen Dach, was so recht des Westrichers Gemüthswesen kennzeichnet. Polizeiliche Verordnungen, auch Gesundheitsrücksichten haben hierin schon manches geändert; man verlangt zwischen Wohnhaus, Stallung und Scheuer wenigstens eine feste Schutzmauer, jedoch nicht ohne Widerspruch des Betheiligten. Der Westricher will einmal alles beisammen, wo möglich in nächster Nähe. Ueber alles geht ihm sein „liebes Viehchen," auf das der Hausvater ebenso stolz ist wie die Hausfrau auf die selbstbereitete Leinwand. Das erste, was dem Fremden gezeigt wird, ist das Vieh, dann geht es hinaus auf das Feld. Von der Küche aus muß man das Vieh, wenigstens den Kopf der Kuh noch beobachten können durch ein angebrachtes Loch; das Vieh wird wie zur Familie gezählt und öfters besser gepflegt als die eigenen Kinder. So lange her ist es noch nicht, daß selbst bessere Familien den kleinen grunzenden Vierfüßlern Wohnstatt unter dem Bette anwiesen. Diese gemüthliche Vorsorglichkeit verliert sich aber in neuerer Zeit. —

Im südlichen Westrich weicht die Bauweise von der geschlossenen Grundform nicht sonderlich ab. Dieselbe Gruppirung der Wirthschaftsge-

bäude, höchstens daß, um auch hier was Appartes zu haben, die Einfahrt nicht in die Mitte, aber seitlings in die Fronte des Hauses gelegt ist. In der Bliesgegend gedeiht neben üppigem Graswuchs im Thale auch Wein an den sonnigen Höhen; darum sehr häufig an der weißen Hausgibelseite der Rebstock an Latten. Das Volk ist hier überwiegend katholisch; neben dem Bett ist ein Weihwasserkessel aus Porzellan oder Zinn mit Palmstrauß; ein Crucifix über dem Spiegel, dahinter ein Würzwisch, am Durchzugbalken ein Kranz von „Unruh" zur Anzeige des Wetters, — auf dem Zapfenbret an der Wand stehen Gebetbücher, die Hauspostille, die Bibel und die Legende; in diese sind alle wichtigen Ereignisse des Hauses verzeichnet, Kindtaufen, Hochzeiten, Sterbfälle, sowie die Stammtafel der Familie. In der Tischschublade liegt das Brod und ist in das Tischtuch das Messer gewickelt. Manche Küchen sind hoch und gewölbt. Das Uebrige ist bereits schon bekannt. Im Ganzen hat sich hier noch viel altes Volksthum erhalten.

Ebenso im westlichen Westrich, dem untern Glan- und Lautergebiet, in der „alten Welt" und im „Schnapphahneuland," zumeist noch im Osterthale, hart an der Gränze. Dort sehen wir viele Häuser mit Stroh und Ginster gedeckt, nicht gerade als Zeichen der Armuth, aber als zäh bewahrte Ortseigenheit: denn das Strohdach halte warm und sei besonders behaglich. Manche Häuser, selbst solche mit Stroh, tragen gestaffelte Gibel, wohl Reste vergangener Zeit, an welche die spätere Wohnung sich angelehnt hat.

Endlich im nördlichen Uebergangsland, der üppigen Donnersberggegend, zeigt sich so ziemlich der nämliche Typus; in der offenen Landschaft jedoch und bei dem gediegenen Wohlstande des Volkes wird der Eindruck äußerst behaglich. Eine Masse großartig und zugleich rationell angelegter Oekonomien, und die Gebäude im trefflichsten Zustand. Der Wein- und mit ihm der Steinbau greift um sich, die Vermittelung zwischen Westen und Osten zeigt sich merklich in der Häuserbauart. Auffällig wird gleich das gewaltige, oft bis zum zweiten Stockwerk emporragende Hofthor mit dem hier charakteristischen „Thorhaus," d. h. der über den Posten querliegenden, doppeltbedachten Höhlung zu verschiedenen praktischen Zwecken, als Taubenschlag u. s. w. Der Hof selbst steht offen, bei großen Gebäulichkeiten schließen Scheuer, Stallung nebst Zugehör nach hinten den Hofraum, Dung und Mistpumpe davor, das „Hofrait" liegt im Hofe herum. Die Ställe selbst sind wahrhafte Prachthallen mit Säulen, gewölbt und geräumig, so in Stetten bei Kirchheimbolanden, und vorab in Harxheim. In Stallung, Hof und durch alle Räume des Hauses herrscht die sorgfältigste Reinlichkeit. Schon halb und halb fühlt man sich in das östliche Weinland versetzt. —

Viertes Kapitel.

Städtischer Hausbau.

Von noch minder bestimmtem Gepräge ist die städtische Häuserbauart. Eine größere Stadt als den Brennpunkt ihres geistigen Lebens besitzt die Pfalz nicht; um so weniger für den bürgerlichen Hausbau ein stylbestimmendes Muster, wie die rechtsrheinischen Provinzen es fanden in den ehemaligen freien Reichsstädten Nürnberg, Regensburg, Augsburg oder in der Residenz München. Nach heutigem Maßstab haben wir sozusagen nur Städtchen, Märkte oder Flecken. Selbst Speier am Rheine, die Hauptstadt des Kreises, zählt etwa 13,000 Seelen, ist aber von Kaiserslautern, der gewerbsrührigen Mittelpunktstadt, bereits überholt. Wohl hat Speier seinen herrlichen Dom, das langnachgeahmte Vorbild für den Kloster- und Burgbau der ganzen Pfalz, das unübertroffene Prachtwerk des romanischen Kirchenbaustyles, jenes antikisirenden Rundbogenstyles, welcher dem pfälzischen Volksgeiste von jeher ganz besonders zugesagt und noch heute überwiegend in Anwendung kommt, wie z. B. am neuen Rathhause zu Annweiler und an der stattlichen Fruchthalle zu Kaiserslautern: — allein trotz alledem konnte die Stadt Speier nicht maßgebend werden für die Ausgestaltung der bürgerlichen Architektur. Ihre Geschichte, wenn auch noch so bedeutsam in der deutschen Geschichte, war eben zu sehr bewegt und das Gedeihen der Stadt zu oft unterbrochen. Ein nur irgend bestimmender Einfluß wäre vielmehr von einer auswärtigen Verkehrsstadt gekommen, von Mainz, Straßburg, Metz u. s. w. oder in letzterer Zeit besonders von Mannheim.

Unser städtischer Hausbau hat sich mit jenem des Dorfes so ziemlich selbständig entwickelt. Es bestehen fast die gleichen Motive. Sind die pfälzischen Städte großentheils ja nichts als erweiterte Dörfer, nur äußerlich unterschieden durch die frühere Umfriedung mit Mauern, durch höhere Häuser und längere Straßen, dann durch regeres Leben und größeren Verkehr. Der Bürger des Dorfes nährt sich vom Anbau des Bodens, der Stadtbürger gewöhnlich vom Handwerk oder vom Handelsgeschäft, was er aber nicht so ins Große betreibt, um darauf allein seinen Wohlstand zu gründen. Die vollständige Gewerbefreiheit mit der erleichterten Ansässigmachung gibt dem Pfälzer eine gewisse Selbständigkeit, sie macht ihn umsichtig, regsam; neben seinem Geschäfte hat er darum auch etwas Feld mit entsprechendem Viehstand, kurz — er ist Stadtbürger und Kleinbauer zugleich. Nach diesem Verhältnisse richtet sich Abtheilung und Zuschnitt der Wohnung.

Ist der Stadtbürger vorwaltend Oekonom — Acker- oder Weingutsbesitzer — je nach dem theilt er die Wohnung seines ländlichen Collegen, nur daß unser Stadtmann allenfalls des Hauses Langseite hervorkehrt, sie

schöner herausputzt, daß er das Ganze comfortmäßiger herstellt. Ist er aber Handwerker oder Geschäftsmann, so wird seine Wohnung halb städtisch, halb ländlich, d. h. den alten, noch bäuerlich verbliebenen Haustheil maskirt eine moderne Façade; hinten ist in der Regel ein kleiner Hofraum — zuweilen gedeckt — mit weniger Stallung; je nach Umständen führt eine Holzstiege zum obern Stockwerk und läuft an der Wand hin eine Holzgalerie, die sogenannte „Altan." Also gemischt wie sein Sprachidiom ist auch der mittelbürgerliche Hausbau. Der eigentliche Stadtkern, die Hauptstraße zunächst des Marktes, ist wenigstens auf eine Strecke geradelinig, die Häuser eng angeschlossen, mehrentheils zwei- und in größeren Orten auch drei- und vierthalbstöckig, in der Regel ohne Formenreichthum, im ganzen einfach und nüchternen Eindrucks. Die Fronte aus behauenem Sandstein, öfter „bestochen" und dann mit heller Leimfarbe übertüncht, oder auch — zum vielbeliebten Zeichen der Wohlhabenheit — mit Oelfarbe angestrichen. Zur Eingangsthüre des Hauses führt zunächst eine Steintreppe. Thüre wie Thor stehen den ganzen Tag offen und sind nur ausnahmsweise mit Klingel versehen; denn der „forsche" Pfälzer geht lieber gleich auf seinen Gegenstand los. Manche Häuser, namentlich im Westrich, zeigen die Wände des obern Stockes mit „Laien" (Schiefern) belegt, oder erscheint auch das sogenannte „holländische Dach" — die Mansarde. Wo in älteren Stadttheilen noch Holzbau vorhanden, überspringt häufig das zweite Stockwerk das Erdgeschoß um 2 — 3 Schuh, wie u. a. in Neustadt, oder zeigt sich, wie in Kaiserslautern noch vor kurzem die sogenannte „Läb" (Laube, Halle), ein Arcadengang mit hölzernen Pfeilern auf beiden Seiten der Straße. Die häusliche Einrichtung bietet nichts Neues. Unpraktisch und unbequem waren bislang die in Einer Flucht sich reihenden Zimmer mit nur Einem Eingang, theils der Heimlichkeit wegen, theils zur Gewinnung von Raum. Indessen die gesteigerte Baulust steigert die Preise der Bauplätze, und um wenigstens ein Stockwerk steigen die Häuser. Die rationelle Berechnung des einschrumpfenden Raumes wird nicht ohne Einfluß sein auf den Hausbau der Zukunft.

Die bisherige Bauart verwischt sich allmählich und völlig, die Mannichfalt von Structuren verschwindet: der rechte Winkel herrscht vor, demgemäß auch das monotone Häusergeviert. Dieß sehen wir bei der neuesten pfälzischen Stadt, Ludwigshafen am Rheine, dem Nachbilde des schachbretmäßigen Mannheim, und überall wo neue Ortstheile als An- oder als Inbau sich bilden, wie in Kaiserslautern, Neustadt u. s. w. An den Ausläufen der Straßen standen sonst die Häuslein der Armuth; jetzt erheben sich da, und zwar mehr und mehr der Eisenbahn zu, die modernen Gebäude aus Sandstein, praktisch, bequem und gesund angelegt, und zeigen gleich den inneren Neubauten noch ein neues Moment — das der Ornamentirung. Die schöne Kunst durchdringt allmählich das Gewerbe. Das bekunden die ge-

schmackvolleren Formen unserer Möbel und Geräthe, selbst die mehr einheitliche Ausstaffirung der Zimmer. Und wer in der Stadt sich jetzund ein Haus baut, und sei es der schlichteste Bürger, der will Zeugniß ablegen von seinem Geschmack, ob dieser auch noch nicht reif und geläutert. So will er auf der Frontseite des Hauses die Thür- und Fenstergewänder gegliedert, den Fenstersturz mehr oder minder gebogen oder sonst decorirt, darüber eine Verdachung oder Krönung, auch noch Brüstungsgeländer; dann liebt er ein flaches Dach, das Dachgesimse stark profilirt oder sonst ausgezeichnet. Auch der Balkon, der moderne Ersatz des alten heimlichen Erkers, soll sich präsentiren, nicht minder der ein- oder vorspringende Mittelbau mit gegibelter Fronte. So erhalten wir allerdings hin und wieder die verjüngte Façade eines Herrschaftsgebäudes, aber mit in den Kauf auch eine Ornamentirung, welche nicht immer aus Zweck und Anlage des Ganzen hervorsprießt. Dieser Mißstand wird sich nur heben mit dem Beginn einer neuen Volksarchitektur, als dem nothwendigen Ausdrucke einer herrschenden Volksidee.

Was eingangs über die neuen Prachtbauten des Reichthums im allgemeinen bemerkt, gilt auch für jene der Stadt. Hier wiegt sich der Sondergeschmack im weitesten Spielraum; schade nur, daß den reichlich gebotenen Mitteln das Bauwerk nicht immer ästhetisch entspricht. Darf man aber sich wundern, wenn selbst in Residenzen, sogar an öffentlichen Amtsbauten, uns manches Verfehlte, Geschmackwidrige aufstößt? Wunderliche Versuche in allen Arten oder besser — Unarten des Styles, die in den Provinzen nur allzubereite Nachahmung finden. Wahrhaft wohlthuend wirken dagegen die bürgerlichen Steinbauten älterer Zeit, zumeist aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Ueberall durch die Pfalz stehen noch solche zerstreut, wahrhafte Perlen aus Stein, an welchen wir ebensowohl das feine Maßgefühl der Formen bewundern als die fein ausgeführte, angemessene Ornamentik. Ein schlichtes Beispiel dieser Richtung zeigt Kaiserslautern im alten Jacob'schen Hause. Von beiden Seiten eng eingerahmt wird nur die dreistöckige Fronte sichtbar, ohne ornamentistisches Detail — höchstens die eisernen Brüstungsgeländer und der schmale Balkon über der Thüre mit vergoldeten Rosetten — aber ein Meisterstück in harmonischer Vertheilung der Formen. Alles athmet den feinsten Geschmack; nur ist die zweiseitige Vortreppe mit dem zierlichen Eisengeländer leider verschwunden. Das Haus, im schlichtesten Renaissancestyl aufgeführt, datirt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die Vorderpfalz zeigt Proben der mannichfaltigsten Richtung, von der stattlichen Herrschaftswohnung bis zum einfachen Hause des Bürgers. In Bergzabern steht ein alter seltsamer, phantastischer Bau, das heutige Wirthshaus „zum Engel", ein dreistöckiges Eckhaus aus nunmehr gedunkeltem Sandstein — und in Gestalt eines Schiffes, wenigstens habe sein Erbauer, ein Holländer (1720) es nicht anders gewollt. In der

Mitte ein malerischer Gibel, hüben und drüben prächtige Erker mit Gibelaufsätzen und schöngegliederter Fenstereinfassung; reichliche Ornamentik im Rokokostyl, allein sie beschwert nicht, sie hebt und belebt nur den tiefen Eindruck des Ganzen. —

Diesen würdigen Denkmalen der alten bürgerlichen Architektur gegenüber sind wenigstens manche der neueren Versuche nicht zu unterschätzen, sobald sie aus einer bestimmten Stylart nicht gerade heraustreten. Mit dem Vorzuge der Wohnlichkeit vereinigen diese modernen Wohnsitze den Typus einer gewissen gefälligen, heitern Eleganz. Ein stattliches Beispiel ist zu Wachenheim das K. H. Wolf'sche Wohnhaus inmitten einer herrlichen Gartenanlage nach dem Entwurfe von Eisenlohr in Karlsruhe. Andere, jedoch nicht in dieser systematischen Ausführung, gibt es in Dürkheim, Deidesheim, Neustadt, überhaupt im entschiedenen Weinland, selbst in den Hintergebieten des Westrichs. Nur läßt sich der Wunsch nicht unterdrücken, es möge fortan in diesen behaglichen Hallen auch die bildende Kunst, die echte, reine, das Leben erhebende Kunst, wohlbereite Herberge finden. Schon ist ein beachtenswerther Anfang gemacht und zwar in einem westricher Städtchen — in Landstuhl. In eigens erbautem Locale hat ein bemittelter Bürger sich dort eine Gemäldesammlung angelegt, zum Genuß und zur Freude kunstfreundlicher Pfälzer. Hoffentlich wird dieses löbliche Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben. —

Die Verschiedenheit des pfälzischen Städtecharakters ist nicht besonders erheblich: mehr als im Hausbau liegt sie in der Lage, im Liniennetze der Straßen, in der Häusergruppirung, oder insbesondere im Typus des Alters. Noch den eigenthümlichsten Eindruck macht die Maximiliansstraße zu Speier. Wenn auch vielfach modernisirt, indem die alten, theilweise gestaffelten Gibelfronten der zumeist glatten Façade gewichen, gewährt sie doch noch einen prächtigen Anblick, gehoben durch den beiderseitigen Abschluß, unten die breite Fronte des gewaltigen Domes, und oben die ehrwürdige Gestalt des Altpörtels. Im Festschmucke von Laub- und Blumengewinden und wehenden Flaggen ist der Eindruck des Ganzen wahrhaft erhebend. Die übrigen Stadttheile, mit Ausnahme weniger Stücke, sind nicht besondern Gepräges.

Fast trostlos erscheint dagegen Ludwigshafen am Rheine, die jüngste pfälzische Stadt, in ihren geregelten geradlinigen Straßen, trotz der mitunter imponirenden Häuser und trotz des belebten Verkehres. Uebrigens ist das „pfälzische Trutzmannheim“ noch nicht „fertig,“ noch weniger vollendet, um vollen und rechten Eindruck zu gewinnen. Ist die Anlage Mannheims auch nach Zirkel und Richtschnur gebildet, das einzelne Haus aber erweckt unser Interesse: nicht sowohl in seiner inneren Gruppirung und im äußern Zuschnitt, als in der stets angemessenen und dabei doch sehr mannichfaltigen Decoration. Des Stoffes genug zum Studium des „kurpfälzischen“ Häuser-

baustyles. Als bescheidene Nachahmung erscheint das benachbarte Frankenthal im Gemüsland der Pfalz, mit seinen planmäßigen, breiten, reinlichen, freundlichen Straßen; selbst die Trottoirs fehlen nicht, aber um so mehr das markirte Profil. Ein Aehnliches gilt von den beiden Festungen Germersheim und Landau, welche außer den militärischen Bauwerken nichts bieten von eigenem Gepräge. Der Raum zum Hausbau ist hier ohnehin schon knapp zugemessen nach Umfang und Höhe. Germersheims älterer Stadttheil unterscheidet sich nicht von jenen der übrigen Städtchen; der neue mit dem stattlichen Paradeplatz trägt das moderne Gepräge. Landau, im ganzen mehr stadtmäßig aussehend, gewinnt nur eigenthümlichen Charakter an den Stellen der sichtbar werdenden Queich.

Eine reichere Mannichfalt, jedoch mit bestimmterem Grundzuge, entwickeln in ihren älteren Theilen die Städte der Hart. Zumeist sind es krummgebogene, winkelige Gassen mit festgeschlossener Häusergruppirung. Der charakteristische Thorbogen fehlt selten. Dürkheim, der reizend gelegene Kurort, hat sich viele dieser Partien bewahrt, und sie contrastiren um so stärker mit den nöthig gewordenen neueren Bauten und mit den modernen Gartenanlagen im Interesse der zahlreich zuströmenden Gäste. Wachenheim hat so recht das Gepräge einer echtpfälzischen Weinstadt, aber Deidesheim ist im ganzen moderner, deßgleichen das langgezogene Forst, wo man kostspielige Häuser herstellte, um dem Nachbarn einen „Torten zu spielen" hinsichtlich der Aussicht. Neustadt ist sehr interessant und zählt noch manches alterhaltene Haus, viele aus Holz, und die alte Eintheilung wird erkenntlich. In manchen Höfen sieht man noch die Wendeltreppe aus Stein. Das Witter'sche Haus am Markte ist sehenswerth in seiner verbliebenen Form. Neustadt gilt in der Pfalz als „die alt' Neustadt." Von Edenkoben ist fast das gleiche zu sagen. Bergzabern, schon halb im Gebirge, wenn auch nicht groß, hat doch viel vom Typus der Stadt, wie alle jene Ortschaften, wo längere Zeit eine Herrschaft regierte, so Homburg, Blieskastel, Kirchheimbolanden u. s. w. Das schöne, freistehende, merkwürdige Schloß hat entschiedenen Einfluß geübt auf den Hausbau; hin und wieder begegnet uns ein stattliches, zierlich geerkertes Privathaus.

Von den Städten des Westrichs sind zu erwähnen Zweibrücken, die ehemalige herzogliche Residenz mit dem freigelegenen Schlosse. Der ältere Stadttheil, mit Ausnahme einiger älterer Häuser mit fein ausgeführter Steinmetzenarbeit, bietet nichts von Belang; in den neuen Straßen haben die Häuser die moderne elegante Façade. Blieskastel, ein freundliches Städtchen, besonders bemerkbar durch die vielen stattlichen, von der Leyen'schen Herrschaft herstammenden, zum Theile großen, jedoch einfach angelegten Amtsgebäude. In Kusel, Lauterecken, Wolfstein, Otterberg, Winnweiler und den übrigen westricher Kantonstädtchen

die fast gleiche Physiognomie — halb städtisch, halb ländlich; und ohne Zweifel bläst auch noch hier alle Morgen, wie in größeren pfälzischen Städten, der Hirte seine Vierfüßler zum Thore hinaus. Endlich die alte Barbarossastadt Kaiserslautern, welche allmählich sich ausbildet zu einer reinen Fabrikstadt. Schlot um Schlot steigt in die Höhe, schwärzt aber auch mit rußigem Rauch den neuen Anstrich der Häuser. Lautern erscheint fast ebenso unfertig als Ludwigshafen am Rheine, denn die Baulust ist groß, eine Straße ersteht nach der andern, die Vorbedingungen zu einer größeren Stadt sind vorhanden. Sandsteinbrüche in nächster Nähe liefern treffliches Baumaterial, die ergiebigen Waldungen „Gab- und Bauholz," die Lebensmittel sind nach Verhältniß immer noch billig, und was endlich die Hauptsache ist: der Bürgerstand rührt sich, ist strebsam, wenn auch vorerst die materielle Seite sich etwas hervorkehrt. Ein wirksames Mittel dagegen wäre eine höhere humanistische Bildungsanstalt, die bislang der wachsenden Stadt noch versagt ist. Das Gemeindevermögen steht glänzend, der Bürger opfert willig und gerne. Vieles ist schon geleistet. Was wurde in kürzerer Zeit nicht schon gebaut? Wir nennen nur die großartige Fruchthalle, von Voit in München entworfen, mit ihrem prachtvollen Saale, der an Umfang dem Odeonsaale in München nicht nachsteht. Anderes ist im Entstehen, so daß es schwer fällt, bei den vielen noch unvermittelten Gegensätzen den eigentlich baulichen Charakter der Stadt zu bezeichnen. Unbestritten aber vereinigt Kaiserslauten in sich in ähnlichem Sinne die Elemente der pfälzischen Städte, wie die Pfalz selber in mehr als einer Beziehung das centralisirte Deutschland darstellt. —

Dritter Abschnitt.

Mundart.

Von Ludwig Schandein.

Erstes Kapitel.

Kurze Geschichte der Mundart. — Gliederung. — Charakter und Sprache des Westrichers und des Pfälzers.

Die rheinpfälzische Mundart, ein Gliedtheil des mitteldeutschen Sprachgebietes, gehört insbesondere zur mittelrheinisch-westfränkischen Zunge. Den benachbarten Redweisen in Hessen und Nassau, im nördlichen Baden, in den angränzenden preußischen und französischen Landestheilen innigst verwandt, zeigt sie noch des Eigenartigen genug, um die Lust des Forschers zu reizen. Gleichwohl ist die Forschung unendlich erschwert, denn sie hat es mit einer durchweg gemischten, wo nicht zerstückten Mundart zu

thun. Unsere Sprache konnte sich nicht von innen nach außen entfalten, sie hat sich vielmehr durch Einwachs von außen gebildet. Gleich der Plastik des Bodens, welche das volle Bild des vielgestaltigen Mitteldeutschlands auf kleinem Raume darstellt, zeigt auch die Sprache des Landes eine gleichbunte Mannichfalt lautlicher Formen. Es gebricht ihr indessen das scharfe Gepräge, die festgegliederte grammatische Einheit. Und dennoch trägt diese Mundart ihr selbeigenes Gesicht. Diese Selbeigenheit aber spricht mehr aus den beweglichen Zügen, als aus einem scharfgeschnittenen Profil. Und in der That, gerade der Inhalt, der diese Laute belebt, dürfte vielen anziehender sein als die Untersuchung der Form.

Der Entwickelung unserer Mundart und ihrer Einzelspielarten schrittweise zu folgen, liegt außer dem Plan dieser Arbeit. Auch reichten hiezu unsere urkundlichen Behelfe nicht aus. Indessen genügt schon ein kurzer geschichtlicher Rückblick.

Das rheinische Land war bekanntlich von jeher ein Augapfel fremder Gelüste, damit auch ein Zankapfel unaufhörlichen Krieges. Wen verlockte auch nicht diese Pracht der Natur, die Milde des sonnigen Klimas, der ergiebige Boden, der bequeme, in frühester Zeit schon angebahnte Verkehr! Ein Volk folgte dem andern, keines gönnte dem andern den schönen Besitz.

Die gälischen Mediomatriker, von den germanischen Nemetern und Vangionen vom Rheine hinweggedrängt hinter die vogesische Bergwand, verbreiten alleranfangs hier keltisches Wesen auf längere Zeit: Oertlichkeits- und andere Namen, welche die altgermanische Sprache nicht aufweist, wie Blesa, Glan, Ulmet, Kusel u. s. w., verrathen noch heute ihren keltischen Ursprung. So dämmert jetzt schon der Gegensatz auf zwischen dem Volke links und dem Volke rechts der Vogesen. Dann folgen Triboker, bald Alamannen und Franken; sie alle erliegen indeß der Herrschaft der Römer. Was diese während ihres vierhundertjährigen Besitzes gewirkt für Recht und Sitte, für feinere Lebenscultur des ohnehin empfänglichen Volkes, — das verkünden allenthalben die zahlreichen Alterthümer aus römischer Zeit, die germanisirten Oertlichkeitsnamen, wie Rheinzabern, Bergzabern, Neukastel, Blieskastel, Altrip und andere mehr. Auf die Römer folgen Vandalen, Alanen, Sueven, Burgunder und andere Stämme; inmitten des 5. Jahrhunderts Attila's furchtbare Hunnen, dann wiederum die aus dem Elsaß herabrückenden Alamannen, auf deren Niederlage durch Chlodwig (496) sich endlich die Herrschaft der Franken dauernd befestigt. Dem östlichen Theile des fränkischen Reiches, Austrasien, wird die Pfalz einverleibt. Des Landes Eintheilung in Gaue, die sich bereits schon vollzogen, wird auch bedeutsam für die Gruppirung der Mundart. Wir kennen den Blies-, den Speier-, den Worms- und den Nahgau.

Unter den Merowingen und Karlingen nimmt das Christenthum, das unter den Römern schon Eingang gefunden, erneuerten Aufschwung; aber

auch die herrlichsten Sprachdenkmäler aus altgermanischer Zeit gehen zu Grunde. Des Volkes Lieder und andere Aufzeichnungen, welche Karl der Große gesammelt, werden von seinem Sohne Ludwig in überfrommem Eifer verbrannt. Ein auch für unsere Mundart ewig beklagwerther Verlust. Ludwigs drei entartete Söhne schließen zu Verdun (843) den folgereichen Vertrag, kraft dessen Ludwig der Deutsche neben den rechtsrheinischen Landen auch unsere Rheinpfalz erhält. Der Name „deutsch" für die bisher gesonderten Stämme kommt allmählich zur Geltung, und wenn Otfrid v. Weißenburg sein Evangelienbuch als „fränkisch" bezeichnet, so hat sich in seiner Sprache bereits alamannische Strenge und Kraft mit niederdeutscher Milde und Weichheit verschmolzen. Das Fränkische erscheint als die herrschende Sprache: die wenigen gleich= wie die nächstnachzeitigen Schriftmäler reden die fränkische Zunge. Schade nur, daß die uralten Rechtsalterthümer, die Weisthümer und Jahrgedinge der Pfalz, theilweise noch dem 11. und 12. Jahrhundert entstammend, in der Urschrift zu Grunde gegangen; in der Regel von heimischen Schreibern aufgezeichnet sind sie die echtesten Zeugen der herrschenden Sprache. Die Abschriften späterer Hand, sprachlich verkümmert, bieten nicht vollen Ersatz.

In der Sprache des Mittelalters ist die strenge grammatische Zucht, wie sie noch im Gothischen waltet, im Althochdeutschen sich lockert, schon vielfach aus den Fugen gewichen. Erscheint hier die handschriftliche Sprache als die wirkliche Sprache des Volkes, dann ist in der Pfalz der alamannische Grundzug noch nicht verschwunden. Erst gegen die Neige des Zeitraums macht sich niederdeutscher Einfluß bemerkbar, und in den Denkmälern des 14. und 15. Jahrhunderts, zumeist in jenen der Nordpfalz, mehrt sich dieser Einfluß bedeutend. Fast alle Urkunden der mit Veldenz, Simmern, Sponheim und Nassau zusammenhängenden Herrschaftsgebiete zählen schon so manche Lauteigenheit des heutigen, insbesondere des westpfälzischen Idiomes, während die Süd= und die Ostpfalz alamannisches Element länger und zäher bewahren. Die Verflachung des i in das e, der Umschlag des u in das o, das zwischen Hellung und Trübung schwankende a, das hin und wieder auftauchende r statt der T=Laute zwischen Vocalen u. s. w. — das sind schon die Vorzeichen des heutigen, wenn auch geschichtlich nicht durchgängig erklärbaren Lautbestandes der Mundart.

Mit der gänzlichen Neugestaltung deutschen Lebens durch die Reformation beginnt auch die Scheidung zwischen Schriftsprache und Sprache des Volkes. Jede geht fortan ihren eigenen Gang. Die Schriftsprache bildet zum Neuhochdeutschen sich fort und gewinnt in den Erzeugnissen des Druckes eine allgemeine fest und bestimmt vorgezeichnete Norm: die Volksmundart hingegen, sich selbst überlassen, verzweigt sich in stets kleinere Gruppen, die je nach örtlicher Lage, nach geschichtlicher Entstammung, ja selbst nach politischer Zusammenhörigkeit sich wiederum nach innen schat=

tiren. Der südlichen Pfalz steht Elsaß und Lothringen offen, die nördliche wird vom Mittelrheinischen stark angegriffen: darum hier überwiegend die Ortsnamen mit dem fränkischen — heim, dort mit dem alamannischen — ingen. Diese Zersplitterung sprachlicher Gleichmäßigkeit wird noch um vieles vergrößert durch die langdauernden Kriege der Pfalz, von dem Kurfürsten Friedrich V. an bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. Keine der deutschen Provinzen ist in dieser Zeit so schwer heimgesucht, keine so gründlich verheert, von so vielerlei Volkshorden überschwemmt worden als die rheinische Pfalz: Franzosen, Spanier, Schweden, selbst Slaven und andere Truppen nacheinander; dann eingesiedelte Wallonen, Juden waren längst angesessen und Zigeuner örtlich zerstreut. Kein Wunder, wenn die heutige Namentafel der Pfälzerfamilien ein buntes Gemisch von fremdländischen Bildungen zeigt und nicht vorwaltende Sippen, wie z. B. die vielen So und so-Meier und Allerlei-Huber in Bayern und Schwaben. Statt solcher zeigt unsere Tafel zwar einfache Meier und Huber, zahlreiche Müller, Bäcker, Schneider, Weber und andern Gewerbes ehrsame Namen, sie sind aber, im Falle unzureichender Kennzeichnung, kurzweg numerirt, gerade so wie bei bekannten regierenden Herren: z. B. Müller Heinrich I. II. III., ja bisweilen Heinrich X. XI. und XII. Diese Benennungsweise dient indessen nur zum schriftlichen Verkehre, ohnehin ist ja fast jeder Ortsangesessene mit einem treffenden Spitznamen „gezeichnet." Und fürwahr — ein echtpfälzisches Kind läßt sich „so unter sich" lieber mit dem „Unnamen" rufen als mit dem aus der Taufe.

Dann die französische Revolution. Mit ihrer rationellen Verachtung alles Althergebrachten, mit ihrem Ausgleichungseifer hat auch sie unserer Mundart stark zugesetzt. Die Gränzen der zahlreichen Herrschaftsgebiete verschwinden, die Mittelpunkte der in die ältere Gaueintheilung mehr oder minder eingreifenden Diöceseneinrichtung werden verrückt, der sprachliche Verband muß sich lockern. In der durch die Franzosen (1792) eroberten und bis 1814 behaupteten Pfalz ist die Verwaltungssprache französisch, die Sprache des Umgangs bleibt auch nicht verschont. Noch heute, besonders vor 1848, zumal in der Gegend von Landau, sind viele Vornamen französisch, abgesehen von der Masse französischer Redensarten, die unbewußt sich im Volke erhalten. Endlich (1816) fällt die Pfalz der Krone Bayern anheim. Das Volksschulwesen nimmt einen ungeahnt raschen Aufschwung. Die deutsche Sprache wird systematisch gelehrt, und nicht in den bildungssüchtigen Ständen allein, im Volke selbst ringt der angeborene mundartliche Ausdruck mit dem angelehrten Ausdruck der Schule. Bei den besseren Klassen erzeugt sich hiedurch ein Idiom von eigener Mischung; zu verschämt um die Sprache der Gasse zu reden, besitzt man noch nicht den Muth, auch nicht das Geschick, im buchmäßigen Deutsch sich leicht zu bewegen.

Hat nun das alles auf Erhaltung der Mundart störend gewirkt, so

wirkt noch besonders der in den letzten Jahrzehnten so sehr gehobene Verkehr. Ihrer günstigen Lage wegen ist diesem die Pfalz allerseits offengestellt. Ein neuer Geist, nicht der gewerbliche allein, durchweht die Gemüther, einer neuen Lebensordnung schreiten wir sichtbar entgegen. Und der Geist, der um Schienen zu legen unsere Berge durchgräbt, unsere Felsen durchbricht, der die Hügel ebnet und die Thäler überbrückt, derselbe, alles ausgleichende, die Völker zu Einer Familie verbindende Geist zerreißt auch die Schleußen der Mundart, und ihre Rinnwasser eilen unaufhaltsam dem wachsenden Strome der Volksbildung zu, um darin — zu verschwinden auf immer.

Fassen wir das ganze Ergebniß zusammen. Zuerst zeigt sich germanisches, dem suevischen Stamme zugeneigtes Element mit keltisch-römischer Grundmischung; dann erfolgt durch alamannisch-fränkische Kreuzung, d. h. durch die Mischung von Oberdeutsch und Niederdeutsch, die dauernde Neubildung der mitteldeutschen Zunge. Mit einem Worte: das Sprachgewebe der Pfalz hat alamannischen Zettel und fränkischen Einschlag. Die Pfälzer sind Franken geblieben auf alamannischem Boden. Das sagt uns nicht nur die Sprache allein, auch Sitten und Bräuche des Volkes, sein ganzes Leben und Weben gibt sicheres Zeugniß. —

So können wir nun unsere Mundart des nähern betrachten. Durch den in fast nördlicher Richtung auslaufenden Gebirgszug der Vogesen wird die Rheinpfalz von Natur aus in zwei ungleichartige Gebietstheile gegliedert, im Norden wirkt wieder die Donnersberggruppe für die Sprachabgränzung entscheidend. Die linke Seite dieses Zuges, ein vielverzweigtes, waldiges Berg- und Hügelland, heißt gemeinhin — das Westrich; die rechte Seite von der Ostabdachung der „Hart" an bis zum linken Rheinufer, ein 5 bis 6 Stunden breites Flachland — die Vorderpfalz. Der Vorderpfälzer sagt: „hinten im Westrich," der Westricher: „draus auf dem Land." Dieser Unterschied, vom Volke selbst schon gefühlt und altherkömmlich bewahrt, macht sich sofort auch dem Fremden erkennbar in der gegenseitigen Sprache. Die pfälzische Sprache zeigt also zunächst zwei vorherrschende Hauptgruppen:

1. die westricher (westpfälzische) } Mundart.
2. die vorderpfälzer (ostpfälzische) }

Den Umfang des Westrichs genau zu bestimmen, ist ungeachtet manches dankwerthen Versuches eine fast vergebliche Arbeit. Die Gränzen sind so ungemein dehnbar, der Westricher weiß sie selber nicht recht und schiebt sein verschrieenes „Wischtreich" immer weiter von sich hinweg. Der Vorderpfälzer, darum befragt, kennt das Westrich ohnehin nur als „die alte Welt," — als das weite, wüste, gottverlassene Land, wo die Welt mit Bretern zugenagelt ist, wo sich Hasen und Füchse auf ewig gute Nacht sagen. Aber auch die Gelehrten sind noch nicht einig. Ihre Ansichten seien hier in Kürze zusammengestellt.

Westreich, Westerreich, Westrick, Westrich, auch Austrasia und Westrasia, Westria, zuweilen auch Westravia, dann Neustria von Niustria (vielleicht dies eine verlesene Form — wie K. Zeuß in seinem Buche: die Deutschen und ihre Nachbarstämme vermuthet — für Uuistria = Wistria) — lauter geschichtlich auftauchende Namen — hieß zu der Merowingen Zeit etwa der westliche Theil des Königreiches Austrasien, die Hauptstadt war Metz. Ursprünglich galt als Westrich der zwischen Maas und Schelde gelegene Theil vom Reiche Karls des Großen. Die Bewohner der rechtsrheinischen, ostdeutschen Provinzen nannten das linksrheinische Land Westrasia, während dieses zugleich von den ihm linksliegenden Provinzen Austrasia genannt wurde, daher vielleicht der schwankende Name für das nämliche Land.

Später erhielt das Westrich engere Gränzen. Die rechtsrheinischen Deutschen machten sich los von der fränkischen Herrschaft. Links des Rheines entstand die Landgrafschaft Elsaß, und Austrasiens Hauptstück war ein besonderes Herzogthum Lothringen. Von da an heißt Westrich das linksrheinische Land zwischen Elsaß, Lothringen, dem Kurfürstenthum Trier und der Kurpfalz am Rheine.

Ein dritter Gebietsstand ergibt sich dadurch, daß die Pfalzgrafen durch Heirath verschiedene Provinzen dem Westrich entrissen: Zweibrücken, Birkenfeld, Veldenz, Simmern u. s. w. Diese Provinzen wurden nun vom Volke — im Gegensatz zur bayerischen Oberpfalz — zur Unterpfalz gerechnet. Demzufolge verblieb nur noch ein schmaler Strich Landes um die Sar, und dieser geschmälerte Theil hat den Namen Westrich beständig behalten. Und das ist des Westrichs engster Begriff. Nach dem Bundbriefe der Herren aus dem Westrich vom Jahre 1359 (s. Herzog, Chronicon Alsatiae, Straßburg 1592) war das Westrich noch sehr ausgedehnt. Späterhin aber behielt eine von der Sar und den Bisthümern Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Trier nur sehr unbestimmt begränzte Gegend den politisch bedeutungslos gewordenen Namen. Dieser „Bundtbrieff der Westerreicher Herrn" verzeichnet als dahin gehörig: die Bischöfe zu Metz (Hauptmann) und zu Straßburg, den Abt von Garse, die Graf- und die Herrschaft zu Zweibrücken, Sarbrücken, Sarwerden, Solm, Lützelstein, Leiningen, die Herren zu Liechtenstein, Blankenburg, Vinsingen, Bitsch, Rixingen, Dachstuhl u. s. w.

Gewöhnlich wird das Westrich im mittlern Umfange genommen. Darnach gränzt es gegen Westen an Luxemburg, gegen Süden an Lothringen, gegen Osten an die Pfalz, gegen Norden an Limburg, und begreift in sich den Wasgau, den Hunsrück, das Herzogthum Zweibrücken, die Fürstenthümer Simmern, Birkenfeld und Salm, die Grafschaften Veldenz, Sponheim, Lützelstein, Leiningen, Sarbrücken, Falkenstein, Nassau und Bitsch. Die westöstliche Breite betrug damals etwa 15 Meilen, die südöstliche Länge

ungefähr 20 Meilen. Es gehörte ganz und gar zum oberrheinischen Kreise. (Vergleiche: Joannes Philippus Crollius in seinen Zweibrücker Gymnasial-Programmen: De *Westrasia*, regione Germanie cisrhenana.) Auf eine unumstößlich sichere Umgränzung des Westrichs ist darum zu verzichten. Für unsern Zweck reicht dasselbe ohnehin nur so weit, als in der Pfalz dessen Spracheigenheiten von Grund aus sich als die gleichen erweisen. —

Das Sprachgebiet der vorderpfälzischen Hauptgruppe ergibt sich hieraus von selber. Diese umfaßt alles Land in der Pfalz, was das Westrich nicht einschließt: also die Hart und die ganze östliche Niederung bis zum Rheine, und greift, soweit der Verkehr mit der Vorderpfalz sich besonders lebendig erhält, bis hinein in die Thaleinschnitte der Hart. Vom Donnersberg nördlich, wo er in Hügelland ausläuft, sowie in der Mitte der Südpfalz, macht sich Verschmelzung der beiden Hauptmundarten bemerklich. Die ehemalige Kurpfalz östlich des Rheines entzieht sich unserer Betrachtung. —

Wir haben lediglich die beiden Grundmundarten zu untersuchen und zwar nebeneinander, nicht jede für sich gesondert; bei dem nicht seltenen Gleichlaut der Form wäre Wiederholung unvermeidlich, nur gegenseitige Abweichung muß festgestellt werden. Zudem gebricht es beiden Grundgruppen, wie der Mundart im ganzen, an einem natürlichen Knotenpunkte, welcher maßgebend oder doch mitbestimmend gewirkt hätte für die Ausgestaltung der Sprache. Diese Punkte lagen vielmehr außer den Gränzen der heutigen Pfalz. Darum ward die Verzweigung in besondere Untermundarten oder Einzelspielarten so erleichtert, Spielarten, welche ohne strenge Abgränzung nach außen in sich selbst wieder vielfach schattiren. Umsoweniger sind sie hier erschöpfend zu behandeln, es würde mehr Verwirrung angerichtet als überschauliche Kenntniß gefördert. — Demnach umfaßt:

Die westricher Mundart:

1. Südwestrich, die dem Mittelhochdeutschen zunächst verwandte Sprache der Bliesgegend, des Südwestwinkels der Pfalz, des früheren Bliesgaues;
2. Mittelwestrich, hauptsächlich das Glan- und Lautergebiet;
3. Nordwestrich, einen Theil des früheren Nahgaues.

Die vorderpfälzische Mundart:

4. Südpfälzisch, das obere Hartland oder „Oberland“ bis etwa zur Queich;
5. Mittelpfälzisch, das untere Hartland oder „Unterland,“ Weinland mit der Ebene, bis etwa zur Nordgränze des früheren Speiergaues;
6. Nordpfälzisch, zum ehemaligen Wormsgau gehörig.

Die beiden nördlichen Idiome, durch keine Bergwand entschieden getrennt, verschmelzen sich aber zu einer Spielart, der sogenannten Donnersberger

Mundart, welche je nach dem überwiegenden Einfluße von links oder rechts her sich wieder eigens gestaltet.

Vom Volke sind diese Einzelspielarten nicht also bezeichnet, sie sind aber von jeher lebendig empfunden und zwar aus dem örtlichen Vocalismus. In der eigenthümlichen Klangfarbe der Vocale offenbart sich zunächst das Eigenleben der Mundart. Jede Mund- und jede Untermundart stellt nun der andern ihre eigenen, vorwaltenden Vocale entgegen. Man glaubt solche öfters zu hören, weil sie dem Fremden ungewöhnlich und darum besonders kennzeichnend erscheinen. Sie werden auch stehender Veranlaß zu gegenseitigen Neckereien.

Das Südwestrich, vornämlich der westliche Winkel im Bliesthal, zeigt als vorwaltenden Laut das lothringische u, und ist die ganze Sprachphysiognomie dieses Gebietes der mittelhochdeutschen Urkundensprache noch ähnlich. Bezeichnend ist die bekannte Neckredensart: Gé nûs ûs unserm Hûs, mer kenne dich net brûche, mer gée' hût bûche! Geh hinaus aus unserm Haus, wir können dich nicht brauchen, wir thun (gehen) heute bauchen. Nicht minder auffallend das alamannische ou und î statt des heutigen au und ei: koufe, loufe, Wîn, frî, bî, Zît.

Das Mittelwestrich wäre wiederum zwiefach getheilt, etwa in das obere und in das untere Glan- und Lautergebiet. Jenes, so ziemlich in der Mitte der Pfalz, gelte als das Westrich überhaupt; dieses, gewissermaßen die westwestricher Spielart, unterscheidet sich im Vocalismus, selbst in der grammatischen Bildung so merklich, daß sie besondere Beachtung verdient. Auffällig ist hier der Zwielaut au und ei statt des kurzen neuhochdeutschen u und i, dan ä und ae statt des au, z. B. Wau dau meich dauze däscht, dau dauz eich deich au: wann du mich duzen thust, da duze ich dich auch; — läfe, laefe, laufen ꝛc.

Das Nordpfälzische der Donnersberggegend, eine Verschmelzung der beiden Nordidiome, indessen auch in Folge geschichtlicher Zusammenhörigkeit mit der nassauer Mundart so ziemlich in Einklang, kennzeichnet sich gleich durch das vollkräftige a statt des neuhochdeutschen ei und e, was dieser Sprache eine gewisse plastische Kraft nicht ohne Derbheit verleiht: Bâ' un 'Stâ' éss zammegefror; nâ' — nâ', léb Harz, du darfscht net uf Drâse râse! Bein und Stein ist zusammengefroren; nein — nein, lieb Herz, du darfst nicht nach Dreißen reisen. — Schon im Mittelwestrich beginnt nach Nord und Nordost hin au und ei sich stufenweise in ä, ae, endlich in a zu verdicken. Die östliche Seite der Nordpfalz, zu dem Wormsgau gehörig, hat schon rheinfränkischen Charakter und geht allmählich über in

Das Mittelpfälzische, das Unterland an der Hart, Ebene und entschiedenes Weinland. Mit dem Oberlande großentheils zum ehemaligen Speiergau zählend, erstreckt es sich etwa von Wachenheim an bis zur Gegend

der Queich. Innerhalb dieses Umfangs ist indessen die Lautverschiedenheit sehr mannigfaltig, anders am Rhein und auf der Ebene oder im „Gäu“, anders wieder am Gebirge. Der hervortretende Eigenvocal ist ou oder åu statt des nhd. auch westricher ó: grouse Boune houle, große Bohnen holen.

Das Südpfälzische, oder das s. g. Oberland, zeigt gleich der Nordpfalz das schwankende å und a statt e: racht (ch=ch gesprochen in rauch, bauch), recht; Nåwel, Nebel; hart am Gebirge o statt a: Wólter Walter, Solot Salat, und besonders das kennzeichnende ä statt a und au: Mädel, was häscht? Wos wèr ich häwe? Häwe häw ich! (Mädchen, was hast du? Was werd ich haben? Hasen hab ich!) — 's isch mer Stäb in di Äge gefloche — 's ist mir Staub in die Augen geflogen.

So durchwandelt fast jeder lange oder jeder Doppelvocal die ihm eigenen Stufen: z. B. das ou der Bliesgegend in loufe (laufen) wird in nördlicher Richtung zu läfe, lefe, læfe; am Donnersberg endlich und weiter nach Süden zu läfe; Bûne (Bohnen) werden desgleichen zu Bóne, Bone und Bane, pfälzisch zu Boune und Baune; Hûs wird Haús, Haeus und Haus u. s. w. Daß inzwischen einzelne Lautfarben oder ganze Lautgebilde örtlich zerstreut als Ausnahmen auftauchen, liegt ganz im Wesen einer so durchrüttelten Mundart. Diese Einzelerscheinungen hier verzeichnen oder sie gar classificiren zu wollen, wäre unmöglich, wenn auch mancher Lauteigenheit gehörigen Ortes gedacht werden soll. Nur ein vollständiger Sprachschatz oder mindestens umsichtige Sprachproben gewähren ein belehrendes Bild. Und dieses lautliche Bild wird erst die rechte Beleuchtung, das rechte Leben empfangen durch den ihm inwohnenden Charakter des Volkes. Die Darstellung, die wir nun hievon versuchen, diene zugleich unserer Anschauung als Boden, worauf sich unsere weiteren Abschnitte pfälzischer Volkskunde entwickeln. —

Wie das Land so das Volk, und diesem entspricht wieder die Mundart, welche nichts anders ist als der verlautbarte Ausdruck seines innersten Wesens. Umgekehrt läßt sich von des Volkes Sprache zurückschließen auf seinen Charakter. Des Westrichers Wohnsitz, zumeist im umschlossenen Thale, seltener auf vereinsamter Höhe, liegt dem allgemeinen Verkehre mehr oder minder entrückt. Der enge Gesichtskreis nöthigt ihn also seinen Sinn mehr nach innen zu richten. Ist Haus und Acker bestellt, so bleibt ihm Erholung seine nächste Umgebung, die nicht immer reizvolle Natur, oder weilt er bei sich selber „heimselig“ allein. Darum ist es das Siegel der Innerlichkeit, was seinem Denken, seinem Wollen und Handeln, somit auch seiner Sprache sich aufdrückt. Was der Westricher richtet und schlichtet, selbst in verstandesmäßigen Dingen: es geschieht nicht ohne Betheiligung seines ganzen Gemüthes. Mehr empfänglichen Sinnes als entschieden und rasch angreifenden Willens entwickelt er in der Ausführung seiner langgereiften Entschlüsse eine um so festere Nachhaltigkeit. „Stillbeducht“ wird begonnen, allein an den Widersprüchen der Welt wird der Westricher „köppisch,“ d. h. eigen-

sinnig, seines eigenen Kopfes. Gelingt ihm sein Vorhaben nicht, so ist er hintennach zum „Simeliren" geneigt. Der Westricher simulirt aber nicht nur über seine Processe und andere weltliche Dinge, auch das überweltliche Reich hat für ihn eigenen Reiz. Darum auch stellt dieser Landstrich eine nach Verhältniß nicht unstattliche Zahl von Bibelauslegern, von religiösen und politischen Grüblern und dieser absonderlichen Menschenkinder noch mehr; die „Stillen im Lande" fanden hier nicht ungünstigen Boden.

Wer in das Westrich eintritt, wird sich wohlangemuthet, „angeheimelt" fühlen von der schlichten, anspruchlosen, naivtreuherzigen Art dieser Menschen. Wohl in der äußern Erscheinung etwas unbeholfen und eckig, ja „hebgedreht" — wie sie hier sagen — ruht im Innern ein gediegener Kern, der sich im nähern Umgang stets vortheilhafter entfaltet. Ein ruhig abwägender Sinn für das Echte und Rechte zeigt sich in allem, ebensosehr die Abneigung gegen allen prunkenden Schein. Der Westricher will innerlich mehr sein als äußerlich gelten. Eben darum wird er vom östlichen Nachbarn so leicht unterschätzt. Allerdings hat der Westricher weniger Aussicht als jener, aber gewiß auch nicht weniger Einsicht, denn im verdunkelten Westrich liest man wenigstens ebensoviel als in der sonnigen Pfalz. Gerade so freimüthig als jener, selbst in politischen Dingen, zeigt sich der Westricher auch in diesen zäh und beharrlich, überhaupt conservativer im treueren Festhalten an Sitte und Brauch, an allem Ererbten, auch an der Sprache. Urwüchsiger — darum dem Fremden nicht so verständlich — als die vorderpfälzische Mundart, bietet die lautliche Form der Forschung reicheren Gewinn.

Lassen wir den Westricher reden. Anfangs verlegen und stockend wird er bei freundlicher Begegnung nach und nach „weslich", d. h. sein ganzes Wesen bricht auf, dazwischen auch schalkhaft — „er is net so do!" — und endlich ganz „redsprächig" — redselig — er „verspricht sich", — so daß der wachsende Fluß seiner Rede sich in breiter Umschreibung ergießt, und die nur zu häufigen Einschaltungsformeln „sar-ich, han ich gesat, fang-ich a˘, sar-ich" gleichsam die Interpunktionszeichen bilden. Geräth unser Landsmann in's Feuer, dann fließt es nicht gerade, aber es „rumpelt und bollert" ohne scharfe Articulation und ohne scharfe Betonung. Und dennoch singt der Vortrag und dehnt sich so ziemlich eintönig fort, mehr mit dem Eindruck des Moll als des Dur, in der mittleren Scala sich haltend, gewöhnlich im Umfang einer Quarte oder Quinte, ohne reiche Modulation, regelmäßig ein sinkender Ton als Cadenz.

Auch im grammatischen Bau waltet Einförmigkeit. Der vielfache Verlust der Beugendungen, namentlich des en des starken Zeitwortes in der Vergangenheit: geloff, worr, gëbb, gescholl u. s. w. — (gelaufen, geworden, gegeben, gescholten) — macht ungelenkig und steif. Die entblößte Wurzel hat zwar den Reiz der Unmittelbarkeit, den Eindruck schweren Gewichtes; und wird durch Dehnung ursprünglicher Kürzen, durch Einschaltung

oder Verbleibung des mittelhochdeutschen e (natîrelich, artelich, endelich u. s. w.) auch Ausgleichung gesucht, so bleibt doch der leichte Schritt der Bewegung gehemmt.

Vor der vorderpfälzischen Mundart ist die unsrige sofort erkennbar an der Wandlung der zwischen Vocalen stehenden einfachen und Doppel-T-laute in r oder rr, einer Eigenheit übrigens, welche auch die Idiome in Hessen und Nassau aufzeigen, z. B. die charakterisirende landläufige Neckformel: Pérer, mach de' Lare zu, 's kummt e' Gewirrer von driwen eriwer! Peter, mach den Laden zu, es kommt ein Gewitter von drüben herüber! Mei gurer Brurer gëbt 'm Gaul Furer! Mein guter Bruder gibt dem Gaul Futter. Ferner ist sie erkennbar an der niederdeutschen Verkleinerungssilbe che' (chen), welche nicht selten dem vorderpfälzischen el sich anhängt: Kinnche vpf. Kinnel, Kindchen; — Lännche vpf. Lännel Ländchen; Säckelche vpf. Säckel Säckelchen, Säcklein. Desgleichen einiger Lautunterschiede noch mehr.

So spiegelt die westricher Mundart in ihrem eintönig gedehnten Gesange in ihren flexionsarmen Formen, in ihrem schmucklosen grammatischen Bau die äußerlich schlichte, schwerfällige Weise westricher Wesens: das Knochengerüste des Consonantismus tritt stärker hervor, die belebende Kraft der Vocale zurück. Allein diesen Härten neigt sich mildernd entgegen die Lust zur Angleichung des ld, nd, rd, auch md in ll, nn, rr und mm; die Lust zur Erweichung der Lippenlaute zu w und anderes mehr. Solchergestalt gewinnt unsere Mundart die Macht, das Sinnliche in Kraft und Anmuth ebenso treffend zu malen, als geeigneten Wohllaut zu finden für des Herzens tiefere Regung. Und diese Unbeholfenheit in ihrem Ringen nach zusagendem Ausdruck, gerade sie erscheint von besonderem Reiz; sie gemahnt an die elegische Stimmung echtwestricher Landschaft mit Stoppelfeld und Felsen. Allein umweht nicht auch diese ein Hauch der Poesie? —

Anders stellt sich die vorderpfälzische Mundart. Von den Rebenabhängen der Hart, ja schon von der Niederung aus entfaltet sich eine weitreichende Aussicht: ringsum das offene Land mit seiner das Auge verlockenden Pracht. Was die Milde des Klimas schon thut zu gehobener Stimmung, das vollendet zuletzt die goldene Weisheit, die aus der „unterirdischen Bibliothek" geschöpft wird und die Köpfe „erhellt". Den Vorderpfälzer treibt es von innen nach außen, er sieht sich mitten in's Leben gestellt, das seit uralten Tagen auf diesem gesegneten Boden sich so reich und so rührig entwickelt. Wer da mitleben will, muß auch mitstreben, und gerade im Streben, im rastlosen Ringen um den Genuß einer unverkümmerten Selbständigkeit bekundet sich der Grundzug echtpfälzischen Wesens. Sich geltend zu machen in diesem fröhlichen Wettkampf, dazu ist des Pfälzers Natur ganz wie geschaffen: alamanischer Derbheit und Widerstandskraft hält des Franken rationelle Geschmeidigkeit so ziemlich die Wage. Das erweist sich an der

Haltung des Körpers, am Schnitt des Gesichtes, am ganzen äußern Gebahren. Den kräftig aufstrebenden Wuchs schmeidigt die sehr behende Bewegung. Schneller im Erfassen, namentlich praktischer Dinge, zeigt sich unser östlicher Landsmann auch glatter, gewandter, weltläufiger im Umgang, überhaupt mehr „gewixt" und „gewürfelt." Der Westricher simulirt — der Pfälzer speculirt; er speculirt aber nicht in überirdischen Regionen, denn dazu dünkt ihm seine irdische Heimath noch behaglich genug. Bei aller Neigung zum Neuen ist der Pfälzer unverdrossen bei der Arbeit; der Ruhm seines unverwüstlichen Bodens gebührt ebensogut dem Fleiß des Bebauers. Glückt ihm sein Werk, das er mit Selbstvertrauen begonnen, so schaut er mit Selbstgefälligkeit, ja mit Stolz auf dasselbe herab, nicht abgeneigt, des Glückes Gunst zu verwechseln mit eigener Gescheidheit. Kein Wunder, wenn er dadurch, selbst beim westricher Nachbarn, sich in den Ruf „des Krattels, des Gickels, der Stangen im Kopfe" gebracht hat. Und doch ist diesem Volke nichts so in der Seele zuwider als eitles Sichselbstüberheben, als leere „Prahlhanserei", überhaupt als alles „Aparte" im Benehmen, in Kleidung oder wo anders. Wer vornehm sich abschließt, um bei bezweifeltem Licht sich um die eigene Achse zu drehen, — ein solcher Fixstern gewinnt sich keine Planeten: denn hier zu Lande trägt jeder sein eigenes Lichtlein, um es lustig flackern zu lassen nach eigenem Behagen. Reichthum, Stellung und Ansehen gelten auch hier wie allenthalben, allein das Gefühl von bürgerlicher Gleichheit, das so tief wurzelt im Volke und großgezogen ist durch die Schule des Schicksals und durch die langgewohnte Oeffentlichkeit der Rechtspflege, lebt nicht bloß in der politischen Anschauung, es durchdringt alle Verhältnisse der Gesellschaft. Spricht der Pfälzer nun gerne „Fraktur," so geschieht es aufrichtig und ohne Rückhalt; ihm sitzt das Herz auf der Zunge und nicht hinter den Ohren. Spricht er aber greller sich aus als es wohl klug ist, greller als er selber vermuthet, erscheint er als „Krischer", wie man ihm nachsagt, so kreischt er doch nicht ohne vermeintlichen Grund. Dieser Eindruck des Abstößigen, was wohl schlimmer sich anhört als es gemeint ist, liegt mehr im schneidigen Ausdruck des Wortes, im entzündlichen Temperament, als im wirklichen Wesen. Man muß den Pfälzer nur hören, wenn er „pälzert" in munterer Gesellschaft. Da ist sein Element, da fühlt er sich wohl, da will er „sich reiben", oder sich wenigstens reiben lassen. Aber das ist auch ein gegenseitiges „Sticheln, Uzen und Hänseln", daß es nur sprüht von Funken des Witzes und übermüthigster Laune. Keiner bleibt dem andern was schuldig. Und erst in der hitzigen Wortschlacht! Das sprudelt nur so heraus, stromweis, hellklingend und weithin vernehmbar, fast jedes Wort ein Hieb oder Stich, so scharf und nachdrücklich ist alles betont; Blitz und Donner und Einschlag, und ist der Schlag auch ein kalter. Wie des Pfälzers Natur will auch sein Redeton in die Höhe, und jeder Satz, ja fast jedes vereinzelte Wort ein

lebendiggewordenes Fragezeichen, nicht um zu fragen: hab ich Recht oder nicht? sondern um gleichsam zu sagen: habe ich nicht Recht, d. h. ich habe erst recht Recht, wenn du es mir auch nicht zugestehst! Indessen ist bei all seinem Feuer der Vortrag mehr verstandesmäßig belehrend als gemüthvoll und innig. Wie nach Licht seine Seele so strebt auch der Ausdruck des Pfälzers nach scharfer Bestimmtheit. Daher die fast übermäßige Neigung zu Bildern, daher das Kurzgepackte des Satzes, die fast dramatische Plastik der Rede.

Auch in der grammatischen Form wird das ersichtlich. Es zeigt sich im Abwurf des Imperfectes und mancher Flexionen, in der häufigen Kürzung westricher Längen; es erscheint im Gebrauche des bestimmten Artikels vor Eigennamen, selbst in der Lust zu ungetrübten Vocalen. Dieser lichtbedürftige Zug hat auch die Mundart der Schriftsprache näher geführt, man befleißt sich sogar, vor gebildeten Leuten möglichst schriftmäßig zu reden. Freilich ein schweres Stück Arbeit, denn dem gebildeten Pfälzer, selbst dem Herrn Pfarrer auf der Kanzel gelingt es nicht immer das schriftdeutsche Schluß-n nicht zu verschlucken.

Die vorderpfälzische Zunge bringt es allerdings nicht zu der mitunter lieblichen Weichheit des westricher Mundes. Immerhin hat sie was Hartes und Herbes, selbst die Schmeichelformen klingen im Sprachsang wie Angriff. Das empfindet besonders der Fremde. Und doch steht diese Redweise der heitern Landschaft, dem lebensfrohen Menschenschlage so gut zu Gesicht. Wäre sie anders, das Bild wäre nicht fertig. Was sie aber voraus hat oder was sie vielmehr kennzeichnet vor der Sprache des Westrichs: das ist die lebhafte, modulationsreiche Musik des Tones, der ohnehin schon höher und heller gestimmt ist und größere Intervalle erlaubt. Dann zeigt sich merklicher Abstand in der grammatischen Form. Der Pfälzer hat den Consonantismus viel zäher bewahrt, indem er einestheils die Zungenlaute d und t zwischen Vocalen wohl weicher ausspricht, aber nicht mit dem westricher r schon vertauscht, auch den vorgefügten Liquiden l, m, n, r dieselben so häufig nicht angleicht, dann die Flexion des starken Präteritums noch nicht aufgibt, wenn diese sich gleich in ein näselndes e˜ (statt en) auch verliert. Zu dieser geminderten Angleichungssucht ist unser Idiom noch weiter erkennbar am alamanischen isch (esch) statt des westricher is (éss) — ist; sowie an der Verkleinerungssilbe el (lein) statt des westricher che' (chen). Ein Beispiel: dess isch (d'esch) d'r emol e˜ bitterbëis Mädel, dess hot mich unn mei˜ Peter was ar'ch gescholte! Westrich: das is (éss) d'r mól e' birrerbés Märe (Märelche), das hot mich (meich) un unser Pérer ëbbes arig verscholl! (Das ist dir einmal ein bitterböses Mädchen, das hat mich und unsern Peter wie arg gescholten!) —

Eigenthümlicher, unter Umständen auch anziehender als die Gestalt der vorderpfälzischen Rede ist ihr Gehalt. Dem lebhaften, in einemfort gestachel-

ten Drange, womöglich alles in Einem Athem zu sagen, verdankt sie diese Schlagfertigkeit, diese Fülle von treffenden Bildern, von saftigen Kraftausdrücken, von Spitz- und Stichelnamen der prächtigsten Art. Ueppig wie der Boden des Landes ist auch der Boden der Sprache. Unaufhörlich bilden sich neue Wort- und Redefiguren, welche trotz ihrer oft handgreiflichen Plastik des Stoffes genug absetzen dürften zur Bereicherung und zur Belebung der Schriftsprache. In diesen Stücken scheint unser Volk kaum wie ein anderes ganz eigengeartet. Daß es sich selber nicht schützt vor der Gefahr der Uebertreibung, daß es z. B. Verwünschungsformeln zum Gruße gebraucht, wobei der mißverstehende Fremde erschrickt, ist selbverständlich: es liegt im lebendig erregten, rückhaltlosen Temperamente. Man sagt, des Pfälzers Boden sei unverwüstlich und unverwüstlich sein Fleiß, aber gewiß — unumbringlich ist auch sein immer gleicher Humor. Darum findet der Dichter im Umgang des Volkes ungesucht des bildbaren Stoffes die Fülle. Aber die Sprache eignet weit mehr der heitern Lebensanschauung, dem neckenden Scherze, der Ironie und der Satire, als sie geschickt ist zur Offenbarung eines in sich versenkten, ernst und tiefgestimmten Gemüthes.

Wie jeder andere Stamm hängt auch der Rheinpfälzer an Heimath und Sprache mit inniger Liebe. Welches politische Schicksal ihm auch beschieden, er gibt so leicht den Pfälzer nicht auf: nach langer Verheerung und gründlicher Zersplitterung des Landes fühlt man sich heute noch als pfälzisches Volk. In der Fremde wohl empfänglich für die Anbequemung eines neuen Idiomes, hat es der Pfälzer daheim rasch wieder verlernt. Er erschiene da auch als ein „besonders Aparter," und würde das ewige Stichblatt des Spottes. Der Pfälzer ist sich der Vorzüge seiner Sprache vielleicht mehr bewußt als ihrer Mängel. Es soll uns darum nicht wundern, wenn sich im Volke — wohl scherzhaft gemeint — die Vorstellung bildet: als müsse die Ursprache das Pfälzische sein, als rede unser Herrgott mit seinen Engeln nicht anders als eben pfälzisch, und zwar im westricher Deutsch — wenn er wohlaufgelegt und „weslich" sich zeigt, und vorderpfälzisch — wenn er aufbegehrt und sich in Positur setzt.

Das Vorderpfälzische, weil von dem rechtsrheinischen Pfälzisch kaum unterschieden, wird noch vielfach genommen als die die ganze Rheinpfalz beherrschende Mundart, während das westricher Idiom einen weit größeren Umfang behauptet. Dieser Grundunterschied in Denken und Reden ist bereits nachzuweisen versucht in „Gedichte in westricher Mundart von Ludwig Schandein, Stuttgart, Cotta'scher Verlag." S. 115 ff. — Ferner von demselben in: „Westrich und Weinpfalz. Ein Fastnachtsspiel." Aufgeführt in Kaiserslautern 1858.

Zweites Kapitel.

Lautwesen.

A. Die Vocale (Stimm- oder Selbstlaute.)

I. Einfache.

a. i. u.

e. o.

ä.

Entschiedene Vorliebe waltet für die einfachen, ungetrübten Vocale: statt der Umlaute ö und ü hört man durchgängig e und i, auch ä (æ) entspricht wieder in seinen Tonstufen dem gleichlautenden e.

Die mundartliche Schreibung, soll sie ein möglichst richtiges Abbild der Tonsprache sein, hat sich somit auch der Umlaute zu entschlagen. Wir bewahren indessen das ä um seiner Verwechselung willen mit e, das ohnehin schon für ö und ü, auch für andere Vocale sich einstellt. Gleichwohl würde die Schreibung auch des ö und ü des Wortes Verständniß erleichtern. Der pfälzische Mund ist zu ungemischten Lautfarben geneigt, und doch erscheint auch sein a, ja selbst sein o in örtlicher Färbung. Dieses Farbenspiel der Vocale, überhaupt das gesammte mundartliche Lautleben dem Auge völlig erkennbar zu machen bis in die feinste Eigenheit, wird niemals gelingen, und sei die Bezeichnung noch so umsichtig und sein ausgedacht. Der Vereinfachung wegen bedienen wir uns der üblichen Tonzeichen (Accente), jedoch mit möglichster Rücksicht auf des Lautes Abstammung und auf seine neuhochdeutsche Gestalt, und dieser Zeichen wiederum nur in Verwechselungsfällen, oder wo es die mundartliche Tonfarbe nicht anders erheischt. Sonach erscheint

a. i. u.

a das reine, volle, runde, der ganzen Mundart gemeinsame — nicht aber das breite schwäbische a: Rad, Wasser, matt, Babbe (Vater);

á (besser å) das dem e zuneigende, breitere, mehrentheils einen Doppelvocal vertretende a der Glan-, Lauter- und Donnersberggegend: láfe (= læfe) laufen, rá-che rauchen (urkdl. raiche); nähert sich auch dem ä: läfe, räse und ráse reisen;

à (besser å) das dem o genäherte a der Südostpfalz und der obern Hart: Sàlàt (= Solot), Àlsterwailer, gàr, Wàlter, — auch zu bezeichnen = o̊.

a˜ (statt an) gleich dem französ. l'an, Jean nasal ausgesprochen: a˜-a˜! nein — nein! Da˜seberg Dansenberg, a˜geda˜ angethan. Ebenso mit folgendem m und n. ˜ gilt überhaupt als das Zeichen der Nasalität: Na˜s Nase; auch bei den Doppelstimmlauten: Hau˜fe,

mau᷉schele. Der Apostroph (') bedeutet den Ausfall überhaupt eines Lautes, in der Regel des e.

i wie allenthalben und immer in der Tonfarbe sich gleich.

u desgleichen, nur in der Südwestpfalz mit leisem Anfluge von ü, ebenso im Mittelwestrich bei Doppelvocalen. Richtig bezeichnet wäre dies u̍ oder u͘, einfacher ist ú: Bliesg. Hús (hûs) Haus, 'nûs hinaus; mwstr. Haús (= haüs), Schaúer, auch Háus, Scháuer Scheuer.

e (ä). o.

Ursprüngliche Längen, aus der Brechung entstanden zwischen den Urkürzen a - i und a - u: gothisch also aí und aú, althochdeutsch ë und o. Mit dem zunehmenden Alter der Sprache kam auch die Schwächung ihrer sinnlichen Frische, welche zum Theil auf dem harmonisch ausgleichenden Dreiklang des a - i - u beruhte. Nun aber, vorwaltend im Westrich, hat bereits die Herrschaft des vieldeutigen e übermäßig um sich gegriffen. Aus der nahen durch i vermittelten Verwandtschaft mit a erklärt sich demnach des E-lautes mehrstufige, zwischen i und a schwankende Färbung, deren Bezeichnung, selbst den Hauptklängen nach, eine schwierige ist. Deßhalb werde auch nur das vom Nhd. Abweichende besonders markirt.

e = das in der Lautfarbe wandelbare nhd. unbezeichnete e, als Wurzelvocal also bald scharf-, bald hoch- und hell-, bald tieftönig: es, Esel, Bett, Wert; — dann als Abschwächung für a, i, u, ö (= ė) und ü: d' Elwe St. Alban, Eltes Iltis, ze zu, Fer᷉ster Förster, Derk Türke; ferner als Endlaut für en (älteres an) halbnasal, kurz und unbetont nachklingend mit einem Beiklang des a, nöthigenfalls dann auch ë oder e᷉ zu schreiben; für das ausgefallene e steht ohnehin ': m'r (mer, ostpf. mar) man, v'rzäle (ver) erzählen, pf. er hott g'lade g'hatte.

é das dem i zunächststehende dünne, schmale, platte (geschlossene) e, mehrentheils lang: héwe (goth. hafjan) heben, lére (laisjan) lehren, éd (ėd) öde, Kénig König, hére (ė) hören, e᷉ schéni schmér eine schöne Schmiere, koppelére kopuliren.

ë aus der Brechung von i und a hervorgegangen (offen), dem a mehr genähert = ä: gëwe (goth. giban) geben, gëbb gib! bëre, pf. bëte (bidjan) beten, nëmme (niman) nehmen, brëche (brikan) brechen; ëwe eben, ëwesemér ebensomehr, gerade so, Wëschtrich (Wistria,) Aber auch

ê von gleicher Tonfarbe, ein Zusammenzug von ei oder von verwandten Zwielauten, darum stets lang: Wêd, wêre pf. wêde Weide, weiden; êrel eitel, lêrig pf. lêdig leidig (dagegen lérig, lédig ledig); Kêser (Käser) Kaiser, ich wês ê᷉ klê᷉ Gês-che, zwêbênig.

è als Tieflaut voller, breiter, dem a schon ziemlich genähert, zumeist nur vor r: der Gère sw. Rockschoß (auch mhd.); Schwèrenéter Schwernöter, blèkse blöken, Lèrwok (Kaiserslautern) der leere Wog.

ä jeder Tonfarbe des E-lautes entsprechend, gilt uns zunächst als Umlaut des a: Lämmche, Lämmel, Ärmel.

Zur schärferen Unterscheidung der Tonfarben des e auf Grund der hier angewendeten Tonzeichen ein allbezügliches Beispiel: 's éss ('s is) wèrklich bés rêse in dère frêschterlich Gëjend: kê˙ Wertshaus, kê˙ Jnkér — närr'g mécht m'r d'r werre, sich fortwärend se (ze) wére wérrer Wërrer un Wenn! — pf. 's isch wärlich bëis rêse in dère . . . Gëchend: 's isch (esch) zum närrig wère . . sich . . wédder (gëche) Wëdder unn Wind! (Es ist wirklich (wahrlich) bös reisen in dieser fürchterlichen Gegend: kein Wirthshaus, keine Einkehr — närrisch möchte man werden, sich fortwährend zu wehren wider Wetter und Wind!)

o als Länge und Kürze durchweg rein und hell in der Ostpfalz: Blott geschore, hott di Hor v'rlore; im Westrich dagegen die Kürze nur hell, die Länge getrübt: westr. owe am Ōwe — oben am Ofen, vpf. am Offe; w. gróser Gott, róserót. Infolge der Brechung ist die Neigung des o zu a und u noch verblieben; daher ein

ó im Westrich mit dem Beiklang von u (= o̊): grós, wóne, Kóle; nicht selten in u übergehend, auch in a: wó (wu pf.)? óne, ane, une — unig ohne; es entspricht also dem vpf. ou: Bóne, Bune = Boune; wstr. gróse Bóne hóle = pf. grouse Boune houle. Demzufolge auch ein

ò dem a zugewendet (= o̊) fast gleicher Lautfarbe wie à (å): Monet = Månet Monat. Der O-laut überhaupt erlaubt reichen Wechsel, denn nicht selten gibt es in Einem Orte: Bone, Bóne, Bane, Bàne, Boune, Bòune und Baune! —

Eine andere, indessen auch andern Mundarten gemeinsame Vocaleigenheit ist, daß besonders im Westrich je mit dem vorwaltenden Sprachsang den Endvocalen, ja den Vocalen vereinzelter Silben ein farbloses ĕ nachklingt: du-ĕ! du; lī-ĕb, U-er Uhr. 's is net wó-ĕr! Doch ist diese Erscheinung oft auch personeller Natur. —

II. Doppelvocale.

Vorherrschend sind ei und au in verschiedener Schattirung; eu ist nicht vorhanden. Demnach ergibt sich:

{ *ai.* (ái = äi).
{ *ei.* (éi. ëi. èi).
{ *au.* (áu. aú. ai als Umlaut).
{ *ou.* (óu. òu).
oi. ui.

ai rein ausgesprochen: Mai, Gai Gau, Lai Schiefer.

ei lautet wie ai: leib = laib Leib, bei = bai, geije geigen. Die ei-Schattirungen sind örtlich: Kreizer, dann mit ëi Glan, ái oder äi Dnrsb., und ai Mwstr.; pf. Höich Höhe, pf. Pëize wstr. Péz Plage.

au zumeist rein, áu und aú mwstr.; die ei und au haben zuweilen Nasalität: Hau˜fe, mau˜schele.

ou gleich dem Mhd. im Bliesthal: Boum (nhd. au); und an der Hart statt ó: grousi Nout.

oi und ui nur vereinzelt: hoi-'stoi! hui-fui!

Länge und Kürze der Vocale, die Quantität — heute nur noch eine Messung der Silben durch Hebung und Senkung (Accent) der Stimme — einem allgiltigen Gesetze unterzuordnen, wäre eine Aufgabe ohne allen Erfolg. Die lebendige Uebung, welche hierin nicht selten gegen den Sprachgeist sich links und rechts in der Pfalz widerspricht, spottet auch jeden Versuches. Uneinverstanden mit der im Nhd. üblichen Längenbezeichnung durch eingefügtes stummes h, durch Wiederholung des Vocals, durch Anhängung des e an das i, — denn nur das Gehörte soll man auch schreiben — wählen wir auch hier den im Mhd. so zweckmäßigen Gibel zugleich als das Zeichen eines verschmolzenen Zwielautes: Dîb, Hûs, glâwe glauben, rêche reichen. Nur in Verwechselungsfällen diene als Längezeichen für einfache Laute der Querstrich, als Kürze der Halbkreis: Hawe Hafen, pf. häwe haben. Das sonst Unbezeichnete im Einklang mit dem neuhochdeutschen Gebrauche. —

Den Lautbestand unserer Mundart in einer allgemeinen Uebersicht aufzustellen, dürfte zugleich neben dem Neuhochdeutschen eine Vergleichung mit den Lautverhältnissen des Mittelhochdeutschen, als der letzten noch gesetzmäßig entwickelten Sprachform, nicht unzweckmäßig erscheinen.[1])

a = (ă):

a˜ (an), Bach, Gans, satt (sat), Schnawel (snabel), Sack (sac), Amm' (amme), mar vpf. (man) man.

a oder ā = (ă): Dal (tal), Blāt (blat) Blatt, kārig (karc), Gārde (garte) Garten, gār'n (garn), Dār'm (darm).

a oder ā = (â): Sār (Sâr) der Fluß, ane Drsb. (âne) ohne, schlān (slân) = slahen) schlagen — vpf. schlache; san (sân) sagen, Mā (mâge) Magen.

---

1) Erklärung der angewendeten Abkürzungen. Ma. = Mundart; — ma. mundartlich; — W., w. westricher Ma., pf. vorderpfälzische Ma.; sw. südwestrich oder Südwestpfalz; mw. mittelwestrich; nw. nordwestrich; — spf. südpfälzisch = südöstlich; — mpf. mittelpfälzisch; npf. nordpfälzisch; Bl. = Bliesgegend; Gl. = Glan, L. = Lauter; Drsb. = Donnersberg; — goth. ahd. mhd. nhd. = gothisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch. Das (mhd.) in der Klammer.

a und ä = (ë): Quack der (quëc) lebendig, Drsb. Barg (bërc) Berg, har (hër) her, gar'n (gërn) gern, Harz (hërze) Herz, Ard (ërde), dar (dër) jener, ar (ër) er, zwarch (twerch) zwerg, jedoch auch mit á und a-Schattirung in der Nachbarschaft, desgleichen fpf.

ä, â = (ei) am Drsb. vorwaltend: zwâ (zwei) 2, auch zwô und zwê, — Sâl (seil) Seil, lâd (leid), Klâd (kleid), Dâl (teil) Theil, hâm (heim), nâ˜ (nein) nein; brát breit; Nachsilbe — lacht (leich und lich), z. B. froschlachtig fröstlich, gri˜lacht grünlicht, 'Stâ˜ (stein); — wâ'gere (weigere) weigern, wâ'ch (weich); Urkunden des 16. Jahrh. zeigen dieses â, ä oder á schon andeutend: waich, Straiss Straße u. f. w.

a = (i) — selten: G'nack (genicke) Genick, — lach (lich).

a = (o) Drsb. ab (obe) ob, Darf (dorf), Karn (korn), Marascht (morast);

á und à = Klangfarben des a und â.

a = (u): Gammel (gummel) faules Weib, na˜ (nu) nun, w. Nane (nunne) Wiege.

â = (ou) nhd. au — in großer Anzahl: Frâ (vrou) Frau, â, âch (ouch) auch, Bâm (boum), Trâm (troum), 'Stâb (stoup) Staub, Lâb (loube) Laub u. f. w.; dieses a schattirt auch in á und ä oder ae; vpf. Läb, 'stäb, gläwe, Äge Augen 2c.

â = u oder o: mâne (mogen, mugen) mögen.

i = (i, e): Himmel (himel), in, Sinn (sin), Ichel (igel), Richel (rigel), siwe (siben) 7, Wiss (wise) Wiese, pf. Wissel, w. Wisselche (Wisele) das Wiesel, Zippel (Zipfel), is w., isch pf. (ist); — häufig der Umschlag in e: met, mit; Zens, Zins, — dann die Endungen ig, lich und eng.

i = (ë): Finschter (auch e) — (fënster), Minsche (menschen).

i = (ie): vpf. kriche (ie) kriegen, erhalten, die Zich (zieche) Bettzug; — verdrisslich (verdriez).

i = (iu) nhd. eu: ich Verdünnung von urkundlichem üch und uch (iuch) euch, z. B. ich sa's ich ich sag's euch, — kitsche, ver — (verkiute) urkl. verkuten vertauschen.

i = (u): kimt Drsb. (kumt) kommt, Glau: ins (vns) uns; bitzel (butze), Gesimp (gesumpe); die Endung ing (ung): Achting.

i = (ü und üe): dinn (dünne), knippe, knippele (knüpfen), Hiwel Bl. (hübel) Hügel, Gille, Gilde (gülden), Dichel-che (tüechlin), Krickel-che (krüeglin), misse˜ (müezen) müssen, mist (müest) müßte.

i = (a): micht (macht) 3. Person — Drsb.

î = (î) nhd. ei: im Bliesthale vielfach geblieben, sonst nicht in der

Pfalz: bî bei, drî 3, frî (vrî) frei, Zwîc Zweig, Kîl Keil, mîn, dîn, sîn, Pîf (pfîfe) Pfeife, lît, leit liegt, sît, seid (estis), sît — postea.

î = (i) nhd. ie, mw. é: 'Stîl (stil) Stiel, vîl, vél (vil) viel, Zîl, Bî˘ (bin) Biene, în (in) ihn, 'spîle (spiln) spielen, hî˘, hîne zweibr. (hin) hin.

î = (ei): allminînzigenanner (einzig) allmiteinander.

î = (iu und ie): Knî, nî, dî, fîl (viel) fiel, 'stîr, Prîme (pfrieme), Brîf (brieue) auch Bréf; —

î = (oe) nhd. ö: hîne (hönen). Kînig (könic).

î = (ü, u): Mîl (müle) Mühle, Kînig (künec) König.

î = (üe als Umlaut von uo): Blî (blüete), grî˘ (grüene) grün, kîl (küele).

î = (uo): frî (vruo) früh adv., grî˘ (gruone) grün, wîscht (wuoste) wüst.

u = (u), nhd. u, auch o: 'stumm (stum), Sumer, frumm (vrum), Zuck (zuc) Zug, Schnuppe (snupfe), hunnert (hunert) 100, Lunz (somnolentia) davon lunze — dormitare.

u = (ü): Hutzel (hützel), duschber (düster).

u = (uo) nhd. u: Blumm (bluome) Blume, g'nunk (genuoge) genug, Pluck (pfluoc) Pflug, Luck (luoc) spelunca, Kuche (kuoche) Kuchen.

u = (iu): uch (iuch) euch.

u = (o) nhd. o: uff (offen), Humborg (Homburc).

u = (i): Wulm (Wilem) Wilhelm, Fusch, (visch) Fisch.

û = (û) nhd. auch au: dû (dû) du, Schlûri (slûr) — servus piger, — sw. Brût, Hûs, Mûs, ûs (ûz) aus, brûche, brauchen, lûre (lûren) lauern.

û = (uo) nhd. u: Kû, (kuo) Kuh, Rû, ich dû (tuo) thue, Pûl (pfuol) der Pfuhl, Sû˘ (suon) Sohn, Bû (buobe) Bube.

û = (üe): Trûb (trüebe) die Trübe, kûllachtig (küel) kühllicht.

û = (o und ô): Hûnig (honic) Honig, wûl (wol), vun (von), Schûber (schober) Schiebdeckel.

û = (â): wû (wâ) wo.

e und é = (e) nhd. e und ö: Schwéll (swelle) Schwelle, Héck (hecke), Létz (letze) Buchseite, finis; — bei Zweibrücken auch = ë lautend.

é, ë = (ê) nhd. ee und eh: é (ê) ehe, gé geh, Klé Klee, Ré (rê) Reh, Rë˘ Regen, 'rëne, pf. rëchne regnen, Wéwéche kleine Wunde.

e = (a) nhd. a: der = dar, derfor (darfür); — Endung der statt bar: Nochber, Nobber Nachbar; 'sterk, 'sterik (starec) stark, wésche (waschen).

e, é = (i) nhd. i und ie: sehr zahlreich vor fast allen Mitlauten: dér (dir), dëss (ditze) hoc; Hersch, Kerch, Gëwel (gibel), nét (nit) nicht, wérer (wider) — contra, déck (dicke) oft; die Feminal-Endung en (inne): die Gräfen Gräfin, die Schneidersen Schneiderin; vor mit Mitlaut verbundenem r am Drsb. auch in a übergehend; Hársch Hirsch, Karch Kirche u. s. w.; das i und ie des sonstigen W. auch in é: 'spîle = 'spéle, déf (tief), naischérig neugierig, Bréf (brief), Bét (v. biet) Steuer; Désch Tisch, Tëschemoschel = Zwischenmoschel.

e = (ü, üe) nhd. e und ö: Derkem (Dürincheim) Dürkheim, Héwel (hübel) Hebel, Hügel, — ewer, ewig (über), Déll (tülle) rundes Thälchen, Gëwerm (gewürme), gebertig (bürtec) gebürtig, Ferscht (vürste) Fürst, nétzig (nützig), kë͂nétzig, u͂nétzig, nichtsnutzig.

e = (ie) nhd. ie: verzig (vierzig) 40.

e = (ei) nhd. ei — sehr häufig: ener, enner (einer), e'ein, enann—er (einander), Hennerich (Heinrich); et statt der Endung heit: Wóret, Arwet, Kranket; el statt der Endsilbe eil: wolfel wohlfeil, Vortel Vortheil, vortele vortheilen, fördern; — die Ortsendung — heim in em: Mannheim = Mannem.

e = (o) nhd. o: ver- und v'rbei vorbei, Hämfel Handvoll, Mével und Mîvel Mundvoll.

ê (ei) nhd. ei, seltener eu aus mhd. iu: auch in den Klangfarben des â am Glan — am Drsb. das dort charakteristische â — sehr häufig: nê͂ (nein), Bê͂ Bein (nâ͂, Bâ͂); die Nachsilbe lei: zwêerlê zweierlei, Dêk (teic—teiges) Deich, mê͂scht (meiste), schêch (schiech) fugax, verschêcht (shiuht) verscheucht; die Kompositionsendung heit und keit überall hêt und kêt oder (wie oben) in e verdünnt: Krankhêt und Kranket; Drsb. z. B. uf Drâse râse nach Dreißen reisen (s. â).

ä, ae oder ê, ë = (mhd. öu aus ou), nhd. eu, au, äu: Gä vpf. Gai w. (göu) das Gauland, Hä (höu) Heu, 'Strä, Strâ, (mhd. ströu) die Streue, 'stäwe, (stöuwe) stauben, Frêd, Fräd, Frëd (vriöude) Freude, Bäm (böume) Bäume; ebenfalls dieser Laut von der Glangegend aus stufenweise bis zum Drsb. in â übergehend: sêge, säge, sá'ge, sâ'ge—überall das g wie ch in nicht ausgesprochen (mhd. söuge) säugen. — Diese Verengerung der Ei- in die E-Laute hauptsächlich durch niederrheinischen Einfluß.

o = (o) nhd. o: vor, Bock (boc), Dorf, Borrem pf. Bodem (bodem) Boden, owe (obe) oben.

o = (u) nhd. u: zahlreich — gewöhnlich vor mit Mitlaut verbundenem r — Lowés Luise, nore, nor (nur), korére kurieren,

Worscht (o) Wurst, Borscht (burse) Bursch, zowele (zupfen); — ons uns, och (uch, iuch) euch — Gl., porre, a'porre anherrschen, Gorjel (gurgel), dorch durch.

o = (ü) nhd. ü: nixnotzig (nützec), selten — und als Schattirung des u.

o = (a) nhd. a: losse (lazzen) lassen, hott (hat) hoscht (hast).

ó lang = (ô) nhd. ō: fast durchgängig im Westrich: ró (rô) roh, Dór (tôr) Thor, stultus.

ó lang = (â) nhd. ā: dó (dâ) da, mól, jó, nó (nâ) nach, zwó (zwâ) 2 — Drsb.; Mól (signum), Kwól Qual, wór, Wóbe (wâpen), Fró (vrage) Frage, Rót (rât) Rath, Sót Saat, Ós (âs) Aas — cadaver.

ô = (â, âw): nhd. au: Klôe (klâwe) Klaue, Pô (pfâwe) Pfau.

ô˙ = (uo) nhd. ō: Schnôr und Schnûr (snuor) Schwiegertochter, Sô˙ und Sû˙ (suon) Sohn.

ai = (ai) nhd. ai: nur selten, zumeist in Fremdwörtern. (S. ei rc.) Dazu ái, äi und ài als die verschiedene Aussprache: Gai Gau, 'Stai die Steige, Ai-ai'che, Kuß bei kleinen Kindern; ei (als ai), dann éi, ëi, èi als Klangfarbe des e.

ai = (mhd. ei) nhd. ei; Ei — ovum, — ei-ei! Meil Meile, zumeist in ê übergegangen.

ei = (î) nhd. ei: bei (bî), peif (pfîfe), Bliesgegend noch das mhd. î: wîn Wein u. s. w.

ei = (iu) nhd. eu, auch ei: eich (iuch) euch, nei (niu) neu, getrei (getriu), eier (iuwer), deit' (diute) ich deute, Leit (liut) Leute populus, Gereit (geriute) Gereute — novale, der neint (niunte) 9. — indessen ma. auch ganz gut mit ai und seinen Nebentönen zu schreiben.

ei = (i) nhd. i und ie: besonders Glangegend: eich, meir, meich, deir, deich, seich = für ich u. s. w., eis es, Keil (kil) Federkiel, veil (vil) multum, lei (lige) ich liege, das Gelei (geligere) accubitus.

ëi = (ö) nhd. ö: mpf. bëis böse, Pëize Plage — vpf.

au = (ou) nhd. au: sehr selten: Hau'fe (houf) Haufen.

au = (û und ûw) nhd. au: in der Bliesgegend zumeist das mhd. û verblieben, sonst aber au, dau Gl. (dû) du, nau˙ (nû) nun, getrau (getrûwe) getraue, Gaul (gûl), faul (vûl), Mauer (mûr), raune (rûne) ins Ohr, dausent, dausig (tûsent) 1000 u. s. w.

au = (ô) nhd. ō: Aur (ôre) Ohr, haúch (hôch), bei Zweibrücken: raut (rôt), naut (nôt), Schaus (schôz) Schoß, blaus (blôz) rc., überhaupt als Nebenton des ô, vornämlich in der Südostpfalz. Dazu

au = (â) nhd. a: dau (dâ) da, sau (sâ) statim, wau (wâ) ubi, Aubent; pf. gedau (getân) gethan, haut (hât) hat — Glangegend.
ou (àu) = (ô) nhd. ô: als Nebenfarbe von au.
oi, ui — sehr selten.

B. Die Consonanten (Mitlaute).

Wie dem Bilde der Umriß eigene Gestaltung verleiht, so dem Worte der Mitlaut. Dieser liebt mehr die Dauer seines Bestandes als der dem Wechsel geneigte Vocal. Nun aber hat die Bewegung weniger den pfälzer als den westricher Mitlaut ergriffen, und der Vorgang des Consonantenwechsels ist es hauptsächlich, welcher die westricher und die ihr hierin verwandten Mundarten vor der vorderpfälzer zunächst und besonders kennzeichnet. Die Consonanten erscheinen als Lippen-, Zungen- und Kehllaute (labiales, dentales, gutturales), welche sich nach der hier aufgestellten Uebersichtstafel wiederum weiter abtheilen lassen:

	Stumme			Halbvocale	
	(harte)	(weiche)	(scharfe)	(Hauch-)	(Schmelz-Laute)
Lippenlaute	p	b	v, f, pf	w	m
Zungenlaute		d	ß und z	s, ('s=sch)	l, n, r,
Kehllaute	k	g	ch	h, j	—

sch aus dem mhd. sc entstanden, ist die gezischte oder nur breitere Aussprache des s; wir setzen in den nöthigen Fällen 's; — ck und tz sind Verdoppelungen statt kk und zz; — statt ks = x, statt qu = kw, f = ph.

Halbvocale:

1. Die flüssigen oder Schmelzlaute

l. m. n. r.

Als Halbvocale gleichsam zwischen Stimm- und Mitlaut gestellt, haben sie auch die Aufgabe der Vermittelung: sie wirken erweichend auf die ihnen verbundenen Mitlaute, oder sie gleichen dieselben sich an, vornämlich die weichen, besonders bei nachfolgendem e oder i, am liebsten in Zeitwörtern.

L.

lb und **lp** = lw nach allen einfachen Vocalen: **kalwe** kälbern, **d'Elwe** St. Alban, **Salwenn** Salband, **Ilwesem** Ilbesheim, **olwer** albern, **Knulwes** Knulpes.

ld, lt = ll (Angleichung): ball bald, Gewäll Gewälde, halle halten, Willewall (auch wald) Wilderwald, Vergëlling Vergeltung, goll (pf. golte) gegolten, bollere poltern, schullig schuldig.

lg = lj: Felje Radfelgen, dilje tilgen, balje balgen.

lst = lʼst (lsch): Pulʼster Polster, vergëlʼstere einen erschrecken.

lv = lw: Pulwer, Malwe.

Nicht seltener Ausfall des l: as als, aso also, ass daß, besäwere besalben; mit r tauschend: Mèrʼsel Mörser, Balwirer Barbirer, Sauerrambel — =rampfer.

M.

wirkt erweichend auf die ihm angefügten Lippenlaute:

mp = mb: Trumb Trumpf.

mpf = mp: ʼstambes das Gestampfte, dämbig (heiser); — statt des pf auch p zu schreiben.

md = nur selten die Angleichung: Hemm Hemd, plur. Hemmer.

ms = mʼs (msch): Ramʼse Ramsen, Amʼsel Amsel.

Erhaltung des m der älteren Formen: Bësem Besen, Borrem Boden, Bussem Busen, Farem Faden, Wasem Rasen.

m = w: mèr, pf. mir wir, schon in Urk. des 13. Jahrh.

N.

nb = mb, bei vorausgehendem e, also anstatt ent: embère entbehren.

nd, nt = nn (Angleichung): Plinnerw.nner Plünderwinter, St. Wennel Wendel.

nch = nj: manje manche.

nm = mm, wenn auf auslautendes n ein anlautendes m folgt: wamm'r wann man, vumme von einem, urkundl. von eime, von me, — Ammerie, Amrie Anna Maria; das ausfallende n auch zu apostrophiren: a˜melle anmelden.

ns = bisweilen: nʼs Inʼsel (aus slit) Unschlitt.

nst = nʼst: mānʼstde? magst du? dermênsʼt zumeist.

nz = ns in der Aussprache: danse tanzen.

Abfall des n als Endlaut in allen Stammsilben mit bewirkender Nasalität: a˜ an, gri˜ grün (dagegen Grinnʼstatt von urkundl. Grindestat Grünstadt), dau˜ thun; — bei folgendem Vocal aber bleibt es: u˜recht, unartig, schaffen ér ebbes? schafft ihr etwas? dann: Wán, Krán (Wagen, Kragen) als Zusammenziehung, als Anlaut ab in Ache Rachen, ferner in fufzé 15, Mi˜vel Mundvoll, Hā˜vel Handvoll.

An= und eingefügt wird n: Naʼst Ast; Glangegend an die 1. Verbalperson der Gegenwart, wenn ein Vocal folgt: do lâfen (laufe) eich hi˜; do héren eich ebbes brumme.

Wechsel mit l bei der Infinitivendsilbe nen: rĕch'le rechnen, zĕch'le zeichnen, lĕk'le leugnen; mit — r bei Ortsnamen mit n vor der Endsilbe heim: Wacherem Wachenheim, Meckerem Meckenheim; desgleichen — so ere (urk. einre) so einer; vergl. m: so eme und so'me (eime) so einem.

R.

der vorwiegend kennzeichnende und oft gebrauchte Mitlaut der westricher Mundart, macht allerdings die Rede etwas schnarrend und rauh, fördert aber auch wieder den Fluß. Mit dem zunächstverwandten l theilt r auch ganz dessen Lautverbindungen. Mit folgendem e:

rb, rp = rw: Ärwet Arbeit, erwe erben.

rpf = rb, rp: Karpe Karpfen.

rd = rr: werre pf. wère werden, worr pf. wore geworden, werr' werde!) werr'mer? werden wir? (jedoch zumeist nur bei Zeitwörtern), èrde Gescherr irdenes Geschirr.

rg, rch = rj: Berg' pf. Bèrik (plur. Berje) Berge, ärjere ärgern, Orjel Orgel; pf. bleibt das g mit leisem Vorklang von i.

rl, rm, rn = mit Einschiebung des e, wobei aber n nicht selten unterdrückt wird: Ar'm oder arm Arm, Karĕl Karl, Gar'n, Gare Garn, Kore Korn, gère, gèren gern.

rs = rsch (r'^cs): Fèrsch die Ferse, Mèrschel Mörser, in Schneidersch (ndpf.) in Schneidersfamilie; mach mer'sch mach mir es; — (S. s).

rst = r'st, überall: Worscht (wor'st) Wurst, Fèr'st Fürst.

r und rr für d, t und dd, tt zwischen langen Vocalen und bei kurzem e und i, seltener o: bare baden, bëre beten, Börem Boden, Schlaurer Schlauder, lĕrig leidig, lérig ledig; Wërrer Wetter, dagegen Vatter, Motter, batte helfen, aber Dorrer und Dodder Dotter, lorre und lodder lotter. Dieser eigenthümliche (in den Urkunden des 15. Jahrhunderts nur selten auftauchende) Wechsel mit r ist festgesessen im Westrich, nähert sich in mehreren Uebergangsstufen von Norden nach Südosten dem Zungenlaute, so daß man in Grünstadt noch r hört, in Dürkheim bereits wechselnd mit weichem d, in Deidesheim, Mußbach und Umgegend einen Mittellaut zwischen beiden gleich dem engl. th in brother, und an der obern Hart das entschiedene t und tt. — Wechsel mit l: Praume Pflaumen.

Abfall des Endlautes r bei Häufungen: mei˜ gure' Brure' mein guter Bruder, Père, wo 'stére', was dure'? Er gëbt 'm Gaul Fure'! Peter, wo steht er, was thut er? Er gibt dem Gaul Futter!

Abfall als **Inlaut**, jedoch nur selten: a'telich artlich, sonderbar; Kapperal Korporal, Ka'toffel, wa't awer wart aber! mattere martern, Bäwel (a) Barbara.

2. Hauchlaute (wehende).

w. s (sch.) h. j.

W wechselt gern mit den ihm nahestehenden Lippenlauten b und m, vertritt aber stets das f zwischen zwei Vocalen, vpf. dagegen gleich dem Nhd., ja noch verstärkt, wst.: grawele krabeln, Was, Wäsje Base, Bäschen (Bliesthal), Wa'stel Bastian, Häwe Hafen pf. Haffe, Deiwel Teufel (Daifel), 'Stiwel, Stiefel 'Stiffel, Owe Ofen Offe', öwe oben; doch pf. bärwes barfüssig; w = m: wiwele und wuwele wimmeln; w = r: Wasem Rasen.

s Zu Anfang lautet mild, bei angefügtem Mitlaut aspirirt, dieser jedoch weich: 'spatz (sprich Schbatz) der Spatz, 'Straus (Schdr), Dor'st (schd) Durst. Im mhd. sm, sn, sr, sl und sw durchgängig statt s = sch oder 's. Ist s aber wurzelhaft und fügt sich in den Abwandlungen des Zeitwortes ein t an, so lautet es st: gerêst gereist, gewëst (verdorben gewëscht) gewesen.

s nach den Schmelzlauten, namentlich l und m = sch, (S. oben.) Einschiebung des s an Verbalwurzeln: schlorbse schlürfen ꝛc. (S. Wortbildung.)

Sch das aspirirte volle s, — als Anlaut das mhd. sc — begleitet die Schmelz- und Lippenlaute statt s: Amschel, Kapschwiller Kapsweiler, ferner: pf. isch, esch ist, wstr. is, éss; desch isch das ist; auch statt ss oder sz: Drûschel Drossel, Gêschel Geißel.

sch als Einschiebung: wî-sch-de wie du, weil-sch-de, weil du, ébschde ob du, wannschde wann du ꝛc.

Umkehrung des st in ts = tsch: knetsche, knatsche, knotsche (goth. knistjan) zerdrücken, datsche tasten, Pletsch (mhd. blesten).

H nicht als Dehnzeichen gebraucht und fällt als Endlaut hinweg, vertritt als Inlaut zuweilen g: Nahel Nagel (Nâl); fällt aus bei den Endsilben heit und heim: Génnem Gönnheim, Kranket — heit.

J.

j = h: Jascht Hast, jéschthitzig, jähzornig; inlautend sehr häufig: dréje drehen, géje gehen, mäje mähen, dann für g zwischen Vokalen: gëje pf. gëche gegen, geije geigen. Im Pf. bleibt überhaupt das g: — lj, nj, rj für rg ꝛc. (s. oben.) Präjotirung in Blies- und Glangegend: dort jowe, jnnne, jauser, dort oben, unten, hinaus. Einfügung: säje, fräje (auch sä-e, frä-e) säen, freuen.

Stummlaute.

1. Lippenlaute:

b. p. v. f. pf.

B als Anlaut sehr weich ausgesprochen, mit folgendem Mitlaute und als Endlaut etwas härter, zwischen einem Vokal und folgendem e oder i = w. (s. w.)

bb für tw: ëbbes w. etwas, ëbber pf. etwer, jemand.

bb für chb: Nobber (Nochber) w. Nachbar.

b gleicht sich an: sëller selbiger, jener.

b = m: gëmmer gib mir! gëmmer (gëwemer) geben wir?
Wegfall des Schluß-b: Bu Bub, gël gelb,
des Inlautes: was gischde — was haschde? was gibst du, was hast du? git pf. es gibt, han, hun Gl. haben, gehatt pf. gehatte gehabt.

P zu Anfang meistens nur weich ausgesprochen, als In- und als Endlaut etwas härter: Bech Pech, butze, Babbe Papa, dagegen packe pitsche, pëtze, Péz; — namentlich hart und scharf bei Nachahmung von Naturlauten, bei Eigennamen und fremden Wörtern. Pérer un Paul, Potz Dunnerwëtter pf.

pp als In- und als Endlaut = bb: Appel (abbel) Apfel; — Kippe (bb) halle — zusammen; — pp = ph: Eppig Epheu.

Pf als Anfangs-, als In- und als Endlaut wird scharfes p: Parre Pfarrer, Palz (von palatium) Pfalz; Pó Pfau, képpisch köpfisch, Damp Dampf.

pf auch ps in Zeitwörtern: trépse tropfen.

pf zu Anfang gemildert in f: fui pfui!

ph = f, auch f zu schreiben; öfter = bb oder pp: Jósëbb, Josef. f. (ph.) v.

f bärter ausgesprochen als v.

f = w zwischen Vokalen (s. o.)

ff als Angleichung von dv: Affekat (Advokat).

2. Zungenlaute:

d. t. th. sz. z.

D vorwaltender Zungenlaut, besonders im Westrich: dal Thal, Dêl Theil, darum in der Schreibung eintretend für hartes t. Die Neigung der T-laute zum Tausche mit r, sowie zur Angleichung an l, r, n, ist oben (bei r) erörtert.
Abfall des d (de) beim bestimmten Artikel und dem alleinstehenden Fürworte dem und den, ich han's 'm (dem) Mann gesat, er hot 'n (den) Bu gefrót, ferner vor b: Èrbére Erdbeeren.

Ein- und angefügt: ënder und ëder eher, (von ib ehe), heit morjend (morjet) heute morgen.

T zu Anfang immer weich: Da, Dak Tag, Dêk Teig, dagegen Torsche (der Strunk).

tt (s. o.) ebenfalls nicht sehr hart ausgesprochen.

t wechselt mit k in dem Spottworte: äksch! (sonst ätsch).

Einschiebung in hernóter, hernóchter (statt ma. hernócher), auch angefügt: hernóchert, hernót, hernóti, dernóti hernach, darnach; ferner: ge'stert gestern, schunt (d) schon.

Wegfall des t, inlautend: häsch-de hättest du, méchsch-de möchtest du! rc. als Endlaut: Gësch-liche Geistliche, gemach gemacht, Punk Punkt, Sänf, die Sänfte, Ranf Ranft, Mark Markt; isch pf. ist; ferner die et-Flexion des schwachen Zeitwortes: gewétt, gerétt.

th = in der Regel weich = dd; als Inlaut zwischen Stimmlauten = dem engl. th, (s. r.).

sz gesprochen wie ss.

Z als Anlaut gleich dem nhd., bei Mitlauten und als Endlaut = s: Holsz oder Hols Holz, zwansig 20, ênsig einzig; der Deutlichkeit wegen bleibt die Schreibung mit z.

erweicht sich zu s in zu vor der Nennform: er braucht net fort se (pf. ze) lâfe nicht fort zu laufen.

Z wechselt mit q oder k: Kwetsche (Zwetschen).

Z eingefügt: wstr. 'spauze speien.

3. Kehllaute:

g. k. ch.

G zu Anfang wie ein leises, weiches k, doch nicht in der niederdeutschen Verschmelzung wie dj oder ch, noch in der oberdeutschen Erhärtung: Gott, gut.

Als Inlaut ist die Aussprache verschieden, zugleich auch Kennzeichen der westricher vor der vdpf. Weise. Nach wstr. a, o, u, au lautet ge wie ch (in Woche, Wucht): lägere lagern, Lug un Trug, dauge taugen. Nach e, i und ei = ch (in nicht); g nach i und e wandelt wstr. in j: Wije, Wiegen; Räje Regen; vdpf. aber in ch: Wiche, Räche.

Auch als Endlaut ist die Aussprache nicht gleich:

ig = ch in mich: löwénnig, hinnig.

ag, og, ug = ch (in Woche) oder mit leisem k schwankend: Dak, Da, Dag Tag, Trok, Luk und Truk, sogar Kruck, Krickelche Krug, Krüglein.

eg = ëch und ek: Wëk Weg, lëkele leugnen.

lg, rg als Endlaut = rch (in nicht); vpf. nach r auch k: Barg,

Berg wſt. — Bërk und Bërik pf.; zwerg (ch) pf. zwerik zwerg; Burg, Borg etc.

gg = kk sehr weich: fuggere vertauschen, lugg und lugger (ck) locker; auch wëgger hinweg.

g wird sch: wſtr. neischêrig (!) neugierig, (französ. Einfluß).
Ausfall des g im Westrich: Vol (auch Vochel) Vél Vögel; Flîl (Flichel) Flügel; das gen als Endsilbe bei Haupt- und besonders Zeitwörtern: Ma' Magen, (pf. Mache); sat Glang. sät (saget) sagt, san sagen, (pf. sächt, sache) sar-er sagt er, sa'-mer sagen wir, san-er sagt ihr, san-se sagen sie; Mad Magd, (doch Jagd, wenn auch von jah jagen) ꝛc. dann: Schláfittche, Schlagfittig.

K = dem nhd. hart ausgesprochen: Kolenner, Kalender, Kaffer, Krakéler, Duwak.

ks = x: nix nichts, Nixelche — dimin.

kw = qu: Kwalle schla' Quallen schlagen.
Wechsel mit z: Kwetsche ꝛc. mit t: mauke (Maute) heimlich gesammelte Menge; mit ch zu Anfang: Krischkinnche Christkindlein; mit h: Schuck Schuh, hok hoh, ch; pf. er sickt sieht.
Ausfall: Glang. Märt Markt.

ch als Inlaut nach a, o, u, au wie im Hochgebirg tief aus der Kehle gesprochen, nur am Donnersberg wie nach e, i, ei oder ai: râche Drsb.: râ'che (= raiche) rauchen, wâ'ch weich, das i leise noch vorklingend. Andeutungen dessen finden sich bereits in den Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts.

ch für h = vpf.: sich sieh (auch sick), Vîch w. Vî und Vé, Hëich die Höhe, hëicher höher, ruch ruh! rauch rauh.

ch für g: für ck: pf. 'spauche (w. 'spauze) spucken; Bloch (Block) für f: Schlucht (Schluft), für d: Glêch Glied.
Angleichung mit l: wéller welcher, söller solcher.
Wegfall: nit (mhd.) net, nicht; Nobber Nachbar, Deisel Wagendeichsel, Hése (Hachsen?); â w. auch, glei gleich, Lâ Lauche, Schmó (Schmach), Tra't Tracht, das Aufgeladene (pf. Trachet).

Drittes Kapitel.

Wortwesen.

I. Wortbildung.

In der Wortbildung mehr als im Lautwesen wird Eigenartiges ersichtlich. Die Wortbildung geschieht **innerlich** durch Laut und **Ablaut**, d. i. den gesetzmäßigen Wechsel des Wurzelvocals; und **äußerlich** durch **Ableitung**, d. i. durch die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete

Mehrung des Wortes, und dann durch Zusammensetzung des Wurzelwortes mit Wurzel- oder mit anderen Wörtern.

Innere Wortbildung.

Wie im Neuhochdeutschen hat auch hier der Ablaut, der namentlich bei den starken Zeitwörtern vorwaltet, die schöne Angemessenheit des gothischen Wohllautes verloren. Aus aller Verwirrung des heutigen Lautbestandes spricht dennoch der Drang nach dem alten Vocalismus; er deutet sich an in manchem neugebildeten Worte, wie solches zumeist in des Volkes Liedern auftaucht und in den zahlreichen Kinderspielreimen.

Aeußere Wortbildung.

1. Ableitung.

Mehr auf dem Mit- als auf dem Stimmlaute beruhend ist die Ableitung als vocalische fast völlig verblaßt durch das allmähliche Umsichgreifen des tonlosen e, durch Aus- und durch Abstoß der alten vollen Vocale, indessen auch von der Wortbildung schwer zu unterscheiden.

Ableitungs-e fällt weg bei Hauptwörtern aus Zeitwörtern, als e der Mehrzahl und des Beiwortes: Rês Reise, Gesimp, Gewäll, Gesümpfe, Gewälde; — Kinn mhd. (Kinde), der grós Mann, di gros Frâ.

e (mhd.) bleibt, wo es nhd. fehlt: natîrelich, bléselich, artelich, gruselich, schändelich.

e statt i in en (in): die Kénigen Königin, Gräfen Gräfin, die Kimmelsen des Kümmels Frau.

i statt e: beim weiblichen Beiwort nach unbestimmtem Artikel: di grós, dick, mächtig Frâ, aber: e' grósi, dicki, mächtigi Frâ; kumm hèr, lîwi! (pf.) Komm her, Liebe!

An consonantischen Ableitungen ist die Mundart sehr reich. Der Beispiele hier nur wenig.

L. R. M. N.

L. Hauptwörter: Mèrschel Mörser, Bëtzel Schlafhaube, Rërel Bindstange, Muffel, Mockel, Inschel Unslit, Atzel Elster (auch Perücke), Nockel, Dippeldappel, Sésel pf. Wingertsmesser, Lókel Tragbütte, Knorwel Branntwein, Knerwel Brodabschnitt, Krattel Stolz; Zwél (mhd. tweh-ele auch dwahel) Handtuch; —gleich s-al (mhd.): Fernsel, Fillsel, Sträsel Streuwerk, Häcksel das Gehackte, Schlammassel Koth.

Zeitwörter: glinzele schmeicheln, bedébele betupfen, grammele, grummele, protzele, träppele, trickele, zëchele, rëchele, 'stratzele, bedabelle, mischele mischen; schlófele, lâfele (für Kinder), knerschele knirschen; aus Hauptwörtern: kózele (von Kéz Rückkorb), bachele pissen, fusele hurtig gehen, bobbele wie eine Puppe behandeln, (davon herzgebobbelt), um-ärmele.

R. Hauptwörter auf er: Schrupper, 'Stupper (Stoß), Bockser,

Schotter, Bollacker, Mollacker xc.; als Zahl- und Zeitbestimmung die Genitivform: Urer 5, 'Sticker 6, Ochsener 8, Kalbener 12; — dann z. B. lummer, lorrer, knëpper, wöcker; — nëwer neben; — enufer, enauser, hernocher, itzunner, étzer jetzt.

Verba: ere (= ern): hêm-ere heimeln, hossere in den Hofen herumsteigen, pischbere flüstern, duschtere zum Schweigen bringen, lächere lachen machen, lëppere nippen, blottere plündern, rackere sich abschaffen, jackere schnell jagen, wäljere (vf. wergele) rollen (ahd. walgôn mhd. walgen); knëwere (knappern), knottere, bummere, knuschbere, knolschtere, lauschtere lauschen xc. Mit diesen im Zusammenhang die Adjectivbildung aus Verben mit erig, die Neigung ausdrückend: singerig, lâferig, greinerig, grischerig, wüschterig, muckerig; desgleichen mit erlich: frêschterlich, äng'sterlich, wîschterlich, schänderlich.

M. Bësem Besen, Brossem, Borrem vf. Boddem, Ochdem, Dêsem, Farem vf. (d); Fissem, Kóchem, Verba: bëseme, ei˜fareme, ausfisseme xc.

N. wegfallend Kore Korn, Zore Zorn; holze (n) hölzern.

B. P. F. V. W.

Oefter mit vorgeschlagenem halbverschluckten e für das im Nhd. ausgefallene ahd. u oder a: Kaleb Kalb, Hanef (ahd. hanaf), Schilef (ahd. sciluf).

b fällt ab in gël gelb, fal falb u. a.

w für das Ableitungs-b, wenn ein Vocal folgt: Schwalwe, mèrwe Wéck, farwig.

T. fällt zuweilen ab: Gêschliche Geistlichen, (schon urkundl.) Mark, Ranf, Säuf, Zunf, Kunsch.

et: Troget vf. Trat w.; Arwet und Ärwet Arbeit (mhd. arebeit;) Kochet was man auf einmal kocht, Backet, Fart; Länget Länge, mit rt: Wuppert (w. wippen) Schwollehippert.

Z. Lunz (v. lunzen), bri-brau-brinzelich (mhd. bremzelich); Knorze der, (schles. Knortsche) — homo stupidus; Verba: duze, dauze duzen érze Ihr sagen, èrze Er sagen, maūze miauen, 'spauze speien, 'spauzdaiwel; Lëfze Lippen, 'Stëfze Stift zum Durchziehen; ranze, a˜ranze (ahd. ranen) anfahren.

S. Dings, Gedings das, (schles. Gedingze), Saches, Dalles, Gesimps, Gebrîchs, Dokes jüd., Mackes Schläge, Plages Schläge auf die Hände, Schnokes Schnacken, Bischde-Guckes scheler Mensch, Grips Halsangel, (v. greifen), Kripps, Kruppes verkrüppelter Mensch, knapps knapp, iwerecksig über die Ecke, net gicks un net gacks = ohne lang zu sehen. Verba: muckse (= x), schlickse, morkse, plumpse, workse würgen, gikse stechen, gakse (gaksig),

knelkse schnellen, rollse wälzen, sich rollen, hupse. Aus Verben Neutralsubstantiva: der Trogesfores (mpf. Oberland) der Schubkarren, das Schreiwes Brief, dei' Lēses Art zu lesen; Bleiwes Aufenthalt, Kriweskrawes Durcheinander, das Backes, Gebackene.

Sch als unorganische Verdickung des s: ramsche beim Karten, Ramschna's, rapsche u. a.

K. G. Ch.

Sehr selten. K öfters für h: w. Schuck Schuh, ruk pf. ruh! Zickel Zieglein, juckere, drischake, dreschen, Schmerakel Schmierdreck.

G vielfach in der Endung ig: fuchsig wild, glattig, schaffig = arbeitsam, ē'létzig, vereinzelt, einseitig; kē'nétzig nichtsnutzig, hannig gesalzen, habbig begierig, newig neben, owig, unnig, hiwig, driwig, lérig lediglich.

ch Habbich Habicht, dann in Zusammensetzung mit t: lacht und lachtig; froschlachtig fröstlich, lôlachtig laulich; lich als Pluralform: Kindlich (mhd. kind-ahe) Gesammtheit der Kinder, (auch Kindel-ich) spf.

2. Zusammensetzung.

Die Zusammensetzung, so geeignet zum kurzen, treffenden und zugleich schönen Ausdruck eines Begriffes, ist von besonderer Kraft und Lebendigkeit. In der Composition des einzelnen Wortes wie ganzer Sätze bekundet unsere Sprache viel ihrer Eigenart. Die Zusammensetzung besteht aus dem Grund- und dem Bestimmungsworte. Des beschränkten Raumes wegen sind selbverständlich nur die den Charakter unserer Mundart besonders kennzeichnenden Beispiele und zwar in beschränktestem Maße hervorzuheben.

Hauptwort mit Hauptwort: Wasserweck, Bachadel Müllersleute, Rotzlöffel unsauberer Mensch, Elbertritsche geheimnißvolle Vögel, Dingskerche, Trippstrill, Appelplotz Gebäcke, Dotterblumm, Federrésje, Grasblum, Hawódel Hagbutte. Viele mit — bock, — nickel, — igel, — dar'm: Heckebock, Belznickel, Struppigel; Laschter — Quaschter — darm; Speckmaus Fledermaus, Grashitsch, Grixelmaus Grille, Herrevochel Heher, Fledermaus Schmetterling; Pèrdspowe, Drěckbéle. Dazu eine Masse sehr charakteristischer Scheltnamen: Purrelflick, Bobbewitsch, Dēkaff (Bäcker), Schwammbuckel, Schlerrmaul. Verdoppelung: Ai-aiche Kuß, Äffäffche, Wéwéche, Wauwau, Bibiche, Bobó'che rc. gewöhnlich in der Kindersprache. Mit Verbum: Hutbrummele (ein Spiel). Mit Beiwort: grundwîrig — wüthig, schléweiss, kitzegrô, purrelnackig, zickeldéricht, brîwarem, wélēdig, lēdstälig, putschenass, 'sternvoll, ritzerót, fērerweiss, dazu die Anhäufungen zur Steigerung: fuchsdaiwelswild, blitze-lēwer-blô, kreizheilig; mit bar, haft, haftig, lich, sam, isch, lachtig rc.: wunnerbar, wunnerlich seltsam, artelich, zeitlich,

iwerécksig, glickhaftig, blôlachtig, wetterwennisch ꝛc. Dazu die Bildungen mit — rich: Na˜serich, Nunnerich, Ammerich, Enterich, Gänserich ꝛc.

Beiwort mit Beiwort: rótschéckig, gëlféschtig, dickvoll, schmurigwarem; mit licht und lachtig: schwullachtig, hell-lachtig ꝛc. mit Hauptwort: Feuchtläppche, Sauerappel-(bämche); Schwèrnót, Schwèrhacke, Krummenót.

Zahlwort mit Hauptwort: der Vîrâ Vierauge, das Ê˜ór, Einohr, mit Beiwort: ê˜órig, ê˜auig, der vîrauig einer mit Brille, ê˜létzig vereinzelt, nei˜ gedrét, dreigedrét.

Zeitwort

mit Hauptwort: Schmachtlappe, Schlawermaul, Kratzkare, Brecheise (Scheltwort), Säbock, Schnerrbê˜, Schlitzór, Brummelochs, Hanappel, Hawawel, Hannebambel (v. hannen Kinderwarten), Säwerläppche, Schmëckbrédche, Kaugescherr das Maul, Hammockel kleine Kuh, Hamu! (Hanne-Muh), Mûkalb, Hoppelgaul; ebenso mit Eigennamen: Hoppelfranz, Brummelhanns, Brockeljokob.

mit Beiwort: rappelderr, batschenass, watscheldick; ge˜stoppte voll.

mit Zeitwort selten: hébgedrét (als Particip) ꝛc. Sehr charakteristisch die Anfügung des e (en) an das Hauptwort: himmele (himmeln) = sterben, sich vattere, mottere, unkele, pettere, vettere, base ꝛc. in des Vaters ꝛc. Art einschlagen; maje, maien, Besuch machen; kréppe v. (kropf) ärgern, maule (Maul haben), dollbatsche, stoffele, balljasche = rasen, appele: ich appel, nuss, bér, nurel, löffel ꝛc. dich! = abschlägige Antwort auf das Verlangen dieser Dinge; zwiwele durchhauen, abschlagen, dellere, dachtele, sich besawele, beschmutzen ꝛc.

Befehlformen: Drédewérel, Wuppdich Branntwein, Saufaus, Reissaus.

Mit Interjectionen: Hutschegaul, Wulle-wulle-gäns-che (vom Lockruf).

Mit der Partikel:

a˜, a, ab: A˜durel (Wurst), Awûscht, Abgascht (Elbe-, Alb-gast?) einer der alles vorweg frißt, A-borsch; a˜werre = hin werden, verlieren.

anne (mhd.) = ad, hin: wo anne? anne lâfe, annegé˜.

bei: Beiessc = gedünstetes Kalbfleisch, beimache (das Essen).

be: berëre eins schimpfen, benot benöthigt, berëpse bereuen.

ei˜ = in: ei˜brockele, ei˜schenke (bildlich), auch in.

é˜ = hin: ewëgger hinweg.

ge = (con, cum): Gebackes (Confect); Genänger, Gejauner, Gedû˜, Geduschel.

ze, se = zu: sesamme, zamme zusammen.

der statt dar: dernoti darnach; dernäk˜st, derbescht, am nächsten, besten.

ver: verzale, erzählen, dann auch für zer: verfitzele, vereifere, verärjere, verstèrzt bestürzt.

U˘ (un): mit schwächender und stärkender Bedeutung: U'lêb, (O'lêb) pf. Ueberbleibsel, U'dîr Unthier, u˘schérig wild.

Ur: ururalt.

II. Beugung.

Die Beugung ist eine beschränkte. Die meisten der Hauptwörter gehen schwach und bleiben durch alle Beugfälle der Ein- und der Mehrzahl unverändert. Eine sicherlich aus dem Niederdeutschen überkommene Erscheinung. Nur der selten gebrauchte Genitiv hat die neuhochdeutsche Flexion.

Die Endung der Mehrzahl ist er, e (statt des nhd. en), das nhd. e fällt ab, oder die Mehrzahl flectirt überhaupt nicht, zumal bei vielen sächlichen Hauptwörtern. Auch der Umlaut ist selten: Lann — plur. Lann (auch Länner), der Mensch — Mensche, der Disch — Disch; Dîb — Dîb; das Kinn — Kinn (mhd. Kinde); das Fass, Dach, Rad — ebenso, doch auch Fässer ꝛc. Wörter auf er, ohne Umlaut der Mehrzahl, fügen noch e an: Motter — die Mottere, Vattere, dagegen Bruder — Brîder.

Der Artikel.

	Bestimmter:			Unbestimmter:
N. 1. der,	di, das ('s),	pl. di		e˘, e˘, e˘, (ein ꝛc.) pf. auch 'n,
G. 2. des,	der, des ('s)	„ der		'ns, ere, 'ns,
D. 3. dem ('m),	der, dem ('m)	„ de˘		eme ('me), ere, em,
A. 4. den (de˘),	di, das ('s)	„ di		e˘, e˘, e˘, ('n).

Das Hauptwort bleibt unverändert in der Einzahl. Statt des Genitivs eine Umschreibung mit Dativ und zueignendem Fürwort: dem Mann sei˘ Haus des Mannes Haus, oder: das Haus vun dem Mann. Erhalten bleibt der Genitiv in Sprichwörtern oder in sonstigen dem Nhd. entlehnten Redefiguren: Vil Hunn bin des Hase Dod! Er is so seines Koppes! Seines Zêchen's e˘ Schneider! Ferner im Gebrauche bei Eigen- und Familiennamen: ich war in's Miller's, in's Becker's, bei Schneider'sch (Drsb.); 's Weber's waren â dort (die Familie), 's Jakob's Só˘ der Peter! Statt des Genitiv — s, wenn es der Wohllaut erfordert, auch ein e: hinnig 's Hannese Hinkelshaus. Die Eigennamen stehen mit dem bestimmten Artikel: der Jokob, di Lisbett, das ('s) Male (Amalie); der Héring, der Massinger (plur. —e); dann der Héring-Karl, der Massinger-Fritz u. s. w. Dann hat sich der Pluralgenitiv er noch gerettet in der Form: 'Sticker vier, Ochsener sechse, das Artikel-r ist hinten angefügt.

Auch im Geschlechtsgebrauche gegenseitige Verschiedenheit, manche Wörter haften im Widerspruche mit dem Nhd. am alten Geschlechte: der Luft, der Dach ꝛc.

Eigenthümlich und naivkindlich der (wstr.) häufige Gebrauch des Neutrums für weibliche Personen: Mei˘ Frâ, mei˘ Dochter, das is ebbes schlimm; — mei˘ Ammi, das is schun 30 Jór alt, un als noch kê˘ Mann!

während der Pfälzer durchgängig, ja bei den Wiegenkindern nur das Femininum gebraucht: Da Liwi, Klênni, Goldigi, wstr. kumm her, mei˜ Lîwes, Klennes, Goldiges! ja selbst Liwes-che, Klennes-che!

Das Beiwort.

Mit dem bestimmten Artikel ist das Beiwort in der Einzahl ohne Flexion: der grós Mann, di dick Frâ, das klê˜ Kinn; das nhd. en in den übrigen Fällen wird e, und nhd. e fällt ab: di gróse Männer, dem, den gróse Mann.

Dem unbestimmten Artikel folgt die Flexion:

N.	1.	e' blinner Mann,	blinni Frâ,	e' blinn Kinn,
D.	3.	eme blinne —,	ere blinne —,	eme blinne —
A.	4.	'ne blinne —,	e' blinni —,	e' blinn —

Mehrzahl: 1. blinne Männer,
2. — er „
3. — e „ } für die 3 Geschlechter.
4. — e „

Das Ableitungs-en des Nhd. wird e', und das e fällt weg; err irre, mîd müde; éd öde; ëwe eben, ëge (pf.) ëje eignen, èrde irden, èrde Gescherr, trucke, das uffe (offene) Loch. Die Steigerung wie im Nhd. der gros Mann, der gréser Mann, der gré'st —; adverbial: gros, gréser, am gréste und d'rgré'st. Statt der Steigerungszusätze des 3. Grades am, zu, zum, auf's zumeist die Vorsilbe d'r: d'rérscht zuerst, zum ersten, auf's erste, erstens, erstlich; d'rbéscht, d'rlîbscht, am besten, liebsten. Abweichende Steigerung: gut, besser, d'rbéscht, auch d'rgutscht, am allergutschte; é', ender, am é'schte — d'résclt; vîl, mé˜ und méner, mî — mîner, d'rmê˜scht und d'rme˜scht. Dagegen bleiben: gère, gèrner, am gèrnschte; recht, rechter, am rechtschte.

Das Zahlwort.

Grundzahlen: êns, zwê (zwô, zwâ), drei, vîre, finfe, sechse, siwe (pf. siwene), achte, neine, zé˜ (pf. zéne), êlfe, zwélfe, dreizé (dreizéne), verzé˜, fuffzé˜, sëchzé˜, siwezé˜, achzé˜, neinzé˜, zwanzig, ênezwanzig, zweëzwanzig (auch zwêunzwanzig) u. s. w. hunnert; dausent in der Zusammensetzung: ei der dausig! di dausig Kränk! 2 hat am Donnersberge drei Geschlechter, sogar schon von Kindern beobachtet: zwê Sträng Gare, zwô Sigarre, zwâ Punn Salz.

Ordnungszahlen: der, di, das ér'st, zwêtt, dritt, virt, finft, sechst, siwet, acht, neint, zént u. s. w., mit dem unbestimmten Artikel gleich dem Beiwort, der kumt vum hunnert'st in's dausenscht; mei˜ ér'sti, zwêtti, dritti Frâ, mei˜ virt Kinn.

Ziffern: e˜ Ênser, Zwêtter, Dritter, Zéter, Êlfter u. s. w.

Das Fürwort.

Wo hier die Unterschiede nicht besonders verzeichnet, stimmt das Pfälzische mit dem Westrich. Die Glan- und Donnersberggegend zeigt erhebliche Ausnahmen, die schon in den Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts häufig auftauchen.

Das persönliche:

1.	ich,	du,	er,	sî,	es, 's,
2.	mei˜, meiner,	dei˜, deiner,	sei˜, seiner,	érer,	sei˜, seiner
3.	mér, mer, m'r, vpf. auch mir,	dér, der, d'r,	îm, 'm,	ér, er, 'r,	îm, 'm,
4.	mich,	dich,	în, en, 'n,	sî,	es, 's, (auch nasal) oder ens u. ins.

1.	mér, mi'r, vpf. mir,	ér, pf. îr,	sî	sî,	sî,
2.	unser,	eier,	érer,	sî,	sî,
3.	uns (ons),	eich, ich,	îne, ene,	sî,	sî,
4.	uns (ons),	eich, ich,	sî,	sî,	sî.

Dagegen Glan- und Donnersberggegend:

1. Pers. eich, mëiner, mèr, meich; — plur. mér, os, os, os;
2. Pers. dau, dëiner, dér, deich; — pl. ér, auer, och (auch), och;
3. Pers. èr, sëiner, îm, în (en); — pl. si, érer, îne ('ne), sî;
   sî, érer, ér, si; — pl. si, érer, îne ('ne), sî;
   es (ens), sëiner, im, ins (ens); — pl. si, érer, îne ('ne), sî;

ens und ins als sächliche Form im Gebrauche für eine weibliche Person.

du als Anhängsel des Zeitwortes bei vorheriger Consonantenausstoßung schwächt sich zu e: was willschde, willde, wittde oder witte (mhd. wiltu)? was gischde, was hoschde?

Bei Gleichgestellten im Volke ist das „Duzen oder Dauzen“ gebräuchlich; höhergestellte Personen werden vom Volke geérzt, d. h. mit Ér (Ihr) angeredet, früher noch mit dem Èr und Sî der 3. Person in der Einzahl; heute vornehmlich in der Vorpfalz verbreitet sich das moderne Plural-Sî der 3. Person. Kinder duzen die Eltern, ebenso sich gegenseitig die Glieder der Familie; das Ér und Sî (3. Person) für Vater und Mutter verschwindet. Die westricher Frauen bezeichnen ihre Männer häufig mit bloßem èr, dafür sagen diese si oder es, im Accusativ ens oder ins: Mei˜ Frâ, dass éss awer fleisig, es kocht ëwe Kafé for ins (sich); eich hun ens awerâ gère! Die Vorderpfälzer verwechseln in der höflichen Anrede gerne den Dativ mit dem Accusativ: ich häbb Ine gesëne ich habe Sie gesehen.

Das zueignende Fürwort hat des Eigenthümlichen wenig: mei˜, dei˜, sei˜ (Bliesg. mîn, dîn, sîn); plur. unser, eier (und auer), ér —. Der Dativ zusammengezogen: meim, deim, seim; bei besonderer Betonung statt sei˜ Buch (3. Person) = îm sei˜ Buch, ér ér Korb; Madam, Ine ér

Klêd hot e˘ Hammel (Schmutz), auch lieber: der Frâ ér Korb als der Korb dère Frâ oder — vun dère Frâ; dann auch: das Gëld is mei˘, dei˘, sei˘ als mér, dér, im u. s. w. Alleinstehend: der, dî, das mei˘, das unsrig, eirig, érig, sehr selten meinig u. s. w. Ebenso die Bezeichnung von Männern und Frauen bei Abwesenheit: der mei˘ oder meiner = mein Mann u. s. w.

Das hinweisende Fürwort dèr, dî, dass und dëss (mhd. diz, ditze) gewöhnlich mit angehängtem do (da) = dieser; seller, selli, sell (dort) = jener rc.: dort seller Bû! — Dèr, dî, dass und dess (selten mit jenig); dersell, di — dassell und dersellig rc. vpf. derjell, jeller rc.

Das beziehliche Fürwort heißt für die drei Geschlechter wo, pf. wu: der, di, dass wo dess dut rc. N. der wo; G. umschrieben: dem wo sei˘ Gês verreckt is (dessen Geiße); D. dem wo er das dut; Acc. den wo rc.

Das Fragende: Wer? was? — statt des Genitivs: Wem sei˘? Wem? Wen und was? dann weller, î, well? welcher, e, es?

Unbestimmtes Fürwort:

m'r, — (rhein. mar) man: nix gewisses wês m'r net! jeman, niman; êner, êni, êns, kêner, kêni, kêns;

annerer, i, anner anderer; unverbunden sächlich. 'n anners eine andere Person; enanner und enann (pf. enand) einander; mit vorgestellter Präposition Zusammenziehung: minann' miteinander, allminînsigenann' alle eins mit dem andern; anner'ster, anner'st anders;

ëbber, vpf. ëbbes, etwer, etwas, urkdl. etbas;

niks oder nix (eigentlicher Genitiv) nichts; Glang. neischt nichts (von nusnit, Urk.), 's is neischt, 's ist nichts (eischt = irgend) adv.;

jeder, jedi, jeds pf., jerer, i, es wstr. jederêns jedermann, damit verwandt: unserêns, eierêns;

mancher, i, es, wstr. manjer, i, es und maniger;

all, auch beiwortliche Bedeutung: das Gëld is all (bayr. gar), ist fertig, weg; allerlê allerlei, allerhand;

par, dêl, einige, ein Theil (auch Zahlbegriff); par Buwe einige Buben, dêl Leit bin doch ëbbes dumm! Was ëbbes vil Mensche bei enann; dêl dun saufe, dêl dun singe.

III. Das Zeitwort. Wandlung.

Der Unterschied zwischen starker und schwacher Abwandlung, im Gothischen noch lebendig, im Mittelhochdeutschen schon bedeutend geschwächt, hat sich in unserer Mundart fast völlig verloren. Stark ist die Abwandlung im geregelten Wechsel des innern Wurzelvocals, schwach ist sie durch die äußere Aenderung der Lautform. Die schwache mit ihrer ständigen, lebentödtenden T-Flexion hat die Oberhand, und zwar vorwaltend im Westrich. Dazu fehlen der Mundart einige Formen, der Conjunctiv der Gegen-

wart, und was besonders empfindlich, auch das Imperfect ist fast außer Gebrauch. Der wohlthuende Dreiklang des alten i - a - u oder o in der Abwandlung hat sich verloren, welcher als Ablaut die Unterschiede der Zeit und der Redweise ebenso einfach als sein und geschmeidig ausdrückt. Dazu hat das Westrich die Participialendung en eingebüßt, oder schleppt sie sich vorderpfälzisch verkümmert noch fort als ein näselndes e̋. Die Wortform, unbehülflich durch diese Verluste, findet aber keinen Ersatz in der nöthig gewordenen Umschreibung.

Das starke Zeitwort hatte noch im Mhd. etwa zehn verschiedene, oder doch noch sechs reine Ablautungsformen. Des verschwundenen Imperfects wegen ist die Zahl bedeutend verringert. Es finden sich noch vor:

1. i — u:	ich ʻspring,	Part. w. geʻsprung,	vpf. gesprunge;	
2. î — o:	„ gîs,	goss,	gegosse;	
	„ flî,	geflò,	gefloche;	
3. i — a:	„ sitz,	gesess u. sass,	gesotze;	
4. â (au)—o:	„ lâfe,	geloff (lâf),	geloffe;	
5. e — o:	„ verkér,	verkóre,	verkore;	
	„ werr,	worr,	wore;	
6. e — u:	„ nemm,	genumm,	genumme;	
7. e — a:	„ ʻsté,	geʻstann,	geʻstande;	
8. ei — i } 9. ei — e }	„ schreib,	geschribb (u, e),	geschriwe;	
î (Bliesg.)	„ bleib(we),	geblibb(e)	gebliwe;	

10. Die Verba mit bleibendem Wurzelvocal:

e — e:	ich ëss,	wstr. gëss,	vpf. gësse;
u — u:	„ kumm,	kumm,	kumme;
a — a:	„ far,	gefar,	gefare;
ä — ä:	„ wäsch,	gewäsch,	gewäsche (auch schwach);
ê — ê:	„ hês,	gehês,	gehêse (auch schwach);
â (au) — â (au):	„ hâ (hau),	gehâ (hau),	gehâ (auch gehaut).

Das schwache Zeitwort, dessen die gothische und ahd. Sprache drei Arten besaß, welche durch den zwischen Wurzel und Endung stehenden Ableitungsvocal unterschieden, gibt zu näheren Bemerkungen keinen Veranlaß. Die Flexion stimmt so ziemlich mit dem Neuhochdeutschen. Die 2. Person der Mehrzahl hat hier wie dort als Endlaut nicht t, sondern das nasale e̋ (en): ér schreiwe, ihr schreibt; mit folgendem Vocal verbleibt das n: Was schreiwen ér dann? Was schreibt ihr denn?

Eine dritte Art, jedoch mit Imperfect, sind die unregelmäßigen Zeitwörter, deren Abwandlung, so weit sie vom Nhd. verschieden, hier folge:

1. Sein (Bliesg. sîn):

Gegenwart:

1. ich bin, sein und sin, npf. ben; — plur. desgleichen;
2. du bischt, bescht; — plur. ér bin, sinn, sein;
3. er is, éss, vpf. isch und ésch; — plur. bin, sein, sinn;

Eigenthümlich ist das westr. bin für die drei Personen der Mehrzahl; dem Althd. entstammend zeigt sich dieses bin, jedoch nicht häufig, bereits in den nordpfälzischen Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Frageform gleicht dann das End-n dem folgenden m an: bimmer, binner, binse? sind wir, seid ihr, sind sie? — der gleiche Vorgang bei han haben und werre werden.

Imperfect:

ich war, du war'st.

Mittelwort: gewëst, gewëscht, gewën (Blies), pf. gewëse.

Befehlform: Sei! Mittelwort der Gegenwart: fehlt.

2. Han, hun, pf. häbbe, häwe, hàn — haben.

Gegenwart:

wstr. ich han, du hoscht, er hot, mer han, ér hänn, sie hänn;

Glang ich hun, dau hoscht, er hot, mer hunn, er hunn, sie hunn;

pf. ich habb, häbb, du hascht (o), er hat (o), mer häwe, häbbe, er häwen, habbt, häwen, sie häwen, hänn.

Imperfect:

wstr. ich hatt, du hattscht, er hatt, mer harre, èr, sî harre;

Mittelwort: gehatt, vpf. gehatte;

Befehlform: wstr. han! pf. habb und häbb!

3. Werre, pf. wère — werden.

Gegenwart:

wstr. ich werr, du wèrscht, er werd, mer werre &c.;

pf. ich wèr, du werscht, er werd, mer wère &c.

Imperfect:

ich word &c., Conj. ich dät werre;

Befehlform: Werr! pf. Werd! Werren ér!

Mittelwort Gegenwart: fehlt, — Vergangenheit: worr, pf. wore.

Die unvollständigen Zeitwörter sind: kénne (kinne) können, wolle pf. wélle wollen, solle, sélle sollen, misse müssen, därfe dürfen, mâne pf. mége mögen. Häufig und als unvollständig angewendet wird das Zeitwort dun: ich du schreiwe? Was dur er du? Er dut schlofe!

IV. Die übrigen Wortarten.

Das Nebenwort.

Ort. — Auf das fragende wo? pf. wu? wo anne wohin? wohère?

Die Antwort: do (dòu), dort, dohi etc. Die nhd. Vorsilbe hin,

her = en, 'n und er, 'r: enuf, enuffer, 'nuf. 'ruf, enei', 'nei', 'ninn etc. Blies- und Glangegend: dort jowe, — junne, jauser.

Zeit. — do, domols, domole, sellemols, pf. jellemols jenesmals; — ëwe eben, allweil und aweil jetzt, jetzer, jetz, jetzund, jetzunner, itz, itzer jetzt; — gé'st, gé'ster, gé'stert gestern; — emol einmal; deck (mhd. dicke) mit Steigerung — oft; deckmols, —e oftmals; ëbbes deck = gar oft; als, auch as (als öftere Wiederholung): er kumt als = gewöhnlich, gé als hi˜ = geh nur hin! als hi˜ gang = geradezu hingegangen! alsemol manichmal; alsfort immer, stets; nimi, nimé˜ nimmer; sinnemol sintemalen; pf. jellemols jenesmal; dêlmols manichmal; dernó, dernoti, dernoterde hernach ꝛc.

Art und Weise. — so pf. sou so; also und aso; bëir pf. geradedurch; arig, pf. arik arg, sehr: ëbbes arig vil Lait; allemol freilich, allerdings, jedoch auch als Verneinung, wie auch: ei wul! schwerlich, gerade nicht, desgleichen allemol! und o mei˜! — jo ja; jajo = richtig; jojotte; nê˜, nênette; a˜-a˜ nein; eischt irgendwie, neischt nirgend, nichts; ëwesemér ebenso mir, ebensogut; näkscht, —er fast, serlêdnet gar nicht ꝛc.

Grund: dórum, dódewë, pf. dessentwëche, derntwëche.

Die Adverbialbildung geschieht durch —lich und —lings: wärlich wahrlich, glêchlings, kopplings; dann durch Zusammensetzung anderer Wortarten: vîlgeschwei, iwerlaut, beileiwe, nächtens heunt Nacht, alsfort, allegar allzusammen, diweil etc.

Das Verhältniß- oder Vorwort.

Einfach: a˜ an, in, aus (ûs Bl.) uf auf, for für (fère), zu, ze zu, dorch, derch durch, ébb ob, bei (bî) bei, ume, um um, mit, met mit, seit (sît ahd. sid) spät, sidersch, seider (pf. sedder) seit, nó pf. nóch nach.

Abgeleitet: ausser (ûsser), ausig; hinner und hinnig, iwer und iwig u. s. f.; óne, ane, une und unig (mhd. âne) ohne; näkscht, näkschter nächst; gëje, gë, pf. gëche gegen; engëje; wëje pf. wëche wegen, halwer auch pf. wëche — halwer.

Zusammengesetzt: vun (ahd. fona, mhd. vone) von; nëwe, nëwer, nëwig neben, bis, béss bis ꝛc.

Bei öfters für zu: ich gé bei den Mann zu dem Manne; das nachgesetzte zu der Richtung nimmt auch s an: hêmezu's, 'nunnerzu's, desgleichen einige Vorwörter er: 'stei uffer, gé nauser.

Das Bindewort.

Mehr beiordnend als unterordnend gebräuchlich, wie die mundartliche Rede überhaupt alle künstliche Satzverschlingung vermeidet. Wir verzeichnen hier nur die von dem Nhd. abweichenden Wörter:

un, unn und; â, âch auch, orer, ore (mhd. ode) pf. odder (urkdl. auch

alder, aldìr, adder) oder; dafür auch awer, z. B. dèr awer dèr; wann wenn, dann denn; nau˜ pf. numme nun, nur, nunmehr; dass und ass daß; als und as nach dem Comparativ; awer sondern; ender als eher als 2c.

Beiordnend: un für sowohl — als auch, theils — theils; â, âch auch; awer â nicht nur — sondern auch, z. B. er dut das un sell; — herngëje hingegen, derntwëje deswegen, wul gleichwohl, sunsch, sunschter sonst 2c.

Unterordnend: do, als, wî, weil, soball u. s. f., alswî, ëwesemér, je — je; — nau˜ nun, wann, wann net, wó net, wî wul u. s. f.

Das Empfindungswort.

Selbverständlich ist bei der leichterregbaren Natur des Pfälzers der Ausdruck seiner Empfindung sehr manichfaltig. Eigenthümlich ist aber, daß viele Fluch- und Verwünschungsformeln, dabei sehr häufig und ganz ohne Noth angewendet, gerade das Gegentheil bedeuten. In diesen vornämlich hat sich der unermüdlich zeugende Sprachtrieb wahrhafte Denkmäler gesetzt von plastischer Handgreiflichkeit. Vielfach liegen in der Interjection Haupt- und Zeitwort versteckt, darum die Neigung, mit diesen und andern Redetheilen wiederum verbunden zu sein.

An- und Ausruf: a, e, i, o, u! ach, och und uch! hê! hêdo! ho! als Antwort; häpp-häpp! (Spottruf für Juden); Feierjo! holla! hoi-'stoi etc.

Schmerz: wé, o wé, auwé, auwai, au, au-au, auwé, och, utsch, autsch, o herr Jörres! Für Frost und Hitze: hui, uch, huhu! ui, schuck-schuck! u. s. w.

Freude: o jerum, o jeminé, juchhê, hurra! ri-ra-ro! haha, hëhë, trara etc.

Bewunderung und Ermunterung: ei, eija, allo (allons?) na˜dann, ufdann, höpp!

Zweifel: ei-ei? ha˜ha˜che! hm-hm! hum hum! ei wul, babberlababbche, o mei! etc. etc.

Verwünschung: sehr reich, wie überhaupt die Interjection in Verbindung mit ganzen Sätzen; namentlich charakteristisch die Anhäufung der Hauptwörter zur Steigerung des Ausdrucks: Dunnerkeil, was e˜ lîb goldig Märe! aber auch: Kreizmillione˜ herrgott - dunnerkeil, — krî di Kränk, di dausig Kränk, das hot di millione Kränk im Leib, und so eine unerschöpfliche Quelle von Redeweisen.

Betheuerung: bei meiner Sél, hol mich der Deiwel etc., gewöhnlich nur als Interpunctionen gebraucht. — So eine Masse von Ausdrücken für alle Arten der Empfindung.

Naturlaute: bitsch-batsch, bitsche-batsche-bautsche; klipp-klapp; knick-knack etc.

Lock- und Scheuchlaute: wulle-wulle-wulle (für Gänse), schlick-schlick-schlick (Enten), bi-bi-bi (Hühner), dédé (Hund), huss-huss, huss-da (Schweine); minze-minze (Katzen); hott (rechts), har (links), hott har, oha! ji! üh! —

Viertes Kapitel.

Mundartliche Proben.

Die grammatische Darstellung hat die besonderen Lauteigenheiten näher ins Auge gefaßt. Ein jedoch volles und deutliches Bild der verschiedenen Einzelsprachgruppen gewährt nur der Zusammenhang lebendiger Rede, in welchem zugleich auch die Verwendung und Stellung des Wortes, sowie die Bildung und Verbindung des Satzes zur Anschauung kommen. Dem Reichthume an überraschenden Wortbildungen, an Redeweisen und Sprüchen im Gewande des Satzes verdankt ohnedieß die pfälzische Mundart einen großen Theil ihres eigenen Gepräges. Je der landschaftlichen Gliederung gemäß folgen nachstehend einige einschlagende Proben der Mundart, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß hiemit die reiche Manichfalt der Lautunterschiede noch lange nicht erschöpft ist, kaum auch erschöpft werden kann. In diesem Falle thäte es Noth, fast von jeder einzelnen Ortschaft ein eigenes Beispiel zu geben.

Der Barbelee (Regenschirm).

Wollt kerzlich uf di Kerwe gé˜,
Fangt 's richtig a˜ se rëne,
Do dut mer mir 'me Barbelé
E' Märelche begëne:
  Rëje - Rëje - Troppe —
  Di Mädcher muss m'r foppe!

Lîb Mädche, derf ich unners'té˜?
Es dut dich net verdrîse?
„Nénétte“ — sats — „na˜ meinetwë —
Es dut jo runnerschîse!“
  Rëje - Rëje - Rinne —
  Di Mädcher muss m'r finne!

Dei˜ Barbelé is ëbbes klê˜,
Han trucke fascht kê˜ Farem:
Ich denk es dät doch besser gé˜,
Du henksch-dich immei˜ Arem?
  Rëje - Rëje - Rére —
  Di Mädcher muss m'r fére!

Di Sunn di scheint schun aus der Hé,
Noch henkemer sesamme,
Zwê Herzer un ê˜ Barbelé,
È˜ Faier un zwê Flamme:
 Rëje-Rëje-Rose —
 Das Faier muss m'r blóse!

O Barbelé, o Barbelé,
Du Méwel lîb un daier:
Vun owe wérsch-de Rëj' un Schné —
Un unne schérsch-de 's Faier!
 Un Rëj' un Schné un Schlóse —
 Dun 's Faier net ausblóse! L. Sch.

(Mittelwestrich.)

Salomons weiser Urtheilsspruch.

'S is d'rér'st e' par Jór hèr, do här e' Berjer in Bermesens e' Gans gehatt, di is als 'niwergeloff bei de' Nochber for se frësse. „Han ich dich so déck schun gefîrert — denkt unser Nochber — ëwesemér kann ich dich 'Stickelche Vî â behalle" — un 'sperrt mèr nix un dèr nix sei˜ Gä'sten mol in. Das is hinnehèr 'm Ȇjedimer verrót worr, un das Ding här-en forchtbar gekréppt. Sëlfer hätt awer di Gans net eraus gëbb, net um's Verrécke. Segurerlétscht bin di zwê noch minann vor Gericht. Dort hann-se sich di gréb'ste runnergefang, hann sich Lîner un alles verscholl, allebêd bin se lêdstälig un képpisch gewëst. Der Frinsrichter hat se wolle verglêche, awer 's hat nix gebatt. Uf êmol dur-er de' 'Spruch: „Ich will-ich ëbbes sa' — sar-er — so werd's gemach: morje midda soll di Gans 'nausgefért were uf de' grós Exerzirplatz, — sar-er — dó werd se gefîrert vor all de Lait un so lang — sar-er — biss se grad glatt genunk hat; wo se dernó hi'gét — sar-er —, dem gehért di Gans!" — Allo ganz gut. Am annere Da macht alles was Bê˜ hat enaus uf de' Platz, 's war e' Weltskól. Mei˜ guri Gans werd rechtschaffe ge'stoppt, ja was in se eninngét, un wi se dick satt vollgefrëss war, was dut se? do kummt se ganz bummarig wirer hêmegewatschelt in ér alt Haus, unmei˜ piffiger Nochber hat zum 'Spott noch de' Schare gehatt. Awer das net allê˜, m'r sît â noch draus: dass segar di Gäns in der Palz mé˜ Recht im Leib hann als annerschwó di 'Sturérte. —

(Mittelwestrich, gegen Süden.)

Naulich bî d'r Nächtzît, di Lit in de' Hîser han schun all rächt hibschd in Schlof gelë, do kumt noch e˜ Mad ûs 'me Bûrehûss an's

Hûss vàm Dokter gelâft un lît an der Schäll, wo an der Hûssmû'r hinkt. Glîch dut der Härr Dokter zum Fin'ster 'rûslue un ruft erunner: „Na˜, was isch los? was gitt's?" isch jetz noch imand do? — „Och, Härr Dokter, ich sin's! — sät das Mäde — wann Se doch glîch in unser Hûss gen däte, unser Wäsje isch krank worr!" — „Was soll's dann sin?" — frot der Dokter. — „Och, ich glâb (gloub), sî hat de 'Strichel!" — „Was 'Strichel, so gitt's kê˜ Krankhât! 's werd di Gripp sin!" — „Jetz han Si rächt, han ich doch gewist, dass 's ábbes ûs 'm 'Stall isch!" —

(Südwestrich, Blieswinkel.)

Dau hu 'mer werklich so 'n Nachtwächter: bëi Dä sîr-er nèischt, awer bëi der Nacht sîr-er, dèr verbëist-och e˜ ártlich 'Spîl, das kinn-er och gar nétt dinke, un der Héllesäckerment der kann och gar nétt zäle, der nemmt noch sei˜ Su˜ mét, der muss och zäle was er blést. Dau hor-er naulich â wèrklich geblést un wollt-er zwélfe blése, hor-er och drëizé geblést. Un hor-och der Su˜ gesat: „Dau hoscht jo drëizé geblést!" — „Dau kinnscht das Ding nétt, dau blés-eich áns wirrer zerick!" — „Ei Vatter, dau bin's jo vërzé!" —

(Westwestrich.)

Dó han-ich emol im Härb'st, wi des Läb schun gefall war, méddaks uf'm 'Stäbel gelë un han mèi˜ Pèif geráucht un bén âch driwer éngeschlóf. Wi ich ufgewacht bén, do wuscht-ich se nimi se grèife, un all's Süche hot mich nèischt genutzt. Naune han-ich im Frijór widder uf dem Platz gelë un sîn do uf ê˜mol, wi so 'n alt Lós e˜ Pèif im Mául hott un der Damb fért als ewëch. Eich renne hén un schlan s' er aus 'm Mául, un richtig — es war mèi˜ Pèif un hott noch gebrennt! —

(Nordwestrich. — Erzählung eines alten Schäfers.)

Imme Wénner, wó Bâ˜ un 'Stâ˜ als zammefrért, do éss d'r Judd A˜schel von Sîn — so hunn s'en gehâs — dorch Offebach gang. Sein'm nógelâft zwên awer drai Hunn un hunn als gegauzt un gerawëllt, ja ganz frá'sterlich. Di Báuer'slait awer hunn ér Hunn nétt gedu'stert ore hâmegeruft, nâ˜— im Gëjedál — si hunn noch ér hâmlichi Fräd d'ra˜gehatt. So lâfe di Hunn dann métt béss náuser vor's Darff. Uf â'mol grèift d'r A˜schel nó eme 'Stâ˜ un well di Hunn schmáise, der 'Sta éss awer nétt losgang vum Borrm. Do kummt mei˜ A˜schel in di Hétz unn gráischt, ass m'r'sch unne im Artt noch gehért hott: Krî di Kränk Offebach! di 'Stâ˜ binne-se a˜ — un di Hunn losse-se lâfe! —

(Nördliche Donnersberggegend.)

Do hun ich e˜ Juddebîbche gekennt — 's hott gläw-ich Dówidche gehás — e˜ ganz kláner Krotze, un ëbbes arig geschèid, debei awer e˜ bissi vél schnëkig: dann er éss seiner Modder als an di derre Kwétsche gewitscht un hott se ornklich geploddert. Di hott nau˜ ball nimi gewi'st, an wélle Platz si das Kwétschesäckelche hi˜ ver'stéckele soll. Selétscht hott se's noch uff de Spèicher gehenkt, hók enuffer unnig de' Gëwel un richt iwig di 'Stê. Mei˜ Schnëkerche éss nau˜ im Haus als erum un hott jed Eck ausgeschnaust, endelich do finnt er'sch, hott's awer net rajche kenne, sei Bánercher ware ze korz. Was nau˜? Ja, was nau˜! Je méner er nuffguckt, je méner werd-er vernaddert. Uf â˜ mol do macht-er e˜ Hupser un plumbséss-er d'rmét di 'Spèicher'stê 'nunnergeplotzt. Da—do hodd-er gelë un in ám 'Stick als gejaunert: Owai, owai! Sei˜ Memme kummt uff der 'Stipp hèregeläf, un well ene uffhéwe un 'strajchelt un schmajchelt un frót, obb er sich wégedu˜ hätt? Do werd-d'r der Kroppes noch wîrig vor Zore, 'strampelt aus mét de Bá˜ un sat: „Nu, henkt m'r dann âch di derre Kwétsche dó hi˜?" —

(Südliche Donnersberggegend.)

Das Weinland. (Auszug.)

Das Lännel isch 'n Paredîs,
Was Bäm so vîl, was Rëwe!
Wu isch âch 's Obs, d'r Mo'st so sîs?
Wu isch dess herrlich Lëwe?

Unn âch di Aussicht wu m'r hott,
M'r braucht nit houch ze 'staige,
Sickt's Rei˜land naus, du grouser Gott —
's isch gar nix ze verglaiche!

Âch hott's so ar'ch geschaide Lait,
Unn Haiser wi di Schlésser;
Unn isch êns her âch noch so wait —
Gefallt 's em dou doch besser.

Unn zickts sei˜ Gëchend dère vor,
Mächt's numme dumme 'Spässel:
Dann 's isch unn isch unn isch nit wör —
Wer 's gläbt der isch 'n Éssel! —

L. Sch.

(Unterhart.)

Die Zimmermannsschnur.

Di ér'stc Zimmerlait hänn e˜ Schuur g'hatte, di ésch sou gut g'wëst, dass se 's Holz allemol ganz dorchg'schlache hott, unn dass kê˜ Bail mé˜ nëidig war. Wi do ér Waiwer g'sëne hänn, dass di Schnur sou ko'sber g'wëst ésch, do hännse-se wëggebutzt unn hänn-se versoffe. Sêddcr gén di Mê˜schter in alle Wertshaiser 'rum un süchen di Schnur. Un wu numme 'n nai Wertshaisel ufkummt, do will e˜ jéddwédere d'r ér'st sei˜, ob er di Schnur nit finnt. Bis jetzt awer hott se noch kêner g'funne. —

> Der Börich hott wélle di Läde zumache,
> Do hott 'n d'r Dippel in d' Brunne geschlache;
> O winde — o wai, o Schulemachai!
> O grousi Nout, d'r Börich isch dout!
> (Mittelhart. — Deidesheim bis Neustadt.)

'S hott êner e˜ Wiss g'hatte, — ich gläb 's isch der ält Wälter, — do isch er hi˜gange un hott mäije wélle, un do hott er a˜g'fange ze mäije. Ich will d'r 's säge wi er 's sëlwer verzält hott: — „Ich häbb gemät, wi ich uff meiner Hälachwiss gemät häbb, unn do hä-ich unn hä, unn wi ich so hä, do hä-ich unn hä-eme Rëbhinkel di Bê˜ bëir an de Fîs ab. —

(Oberhalb Neustadt.)

Do wár e˜ Kenn in d'r Schul — ich wäs net, wàr's in Schlättebach, in Ráchtebach, in 'Stá˜fel, in Schwáge, odd'r in Kàpälle — dort erum isch es mol g'wëst, ob e˜ bissel mé˜ links odd'r ráchts, macht hält gàr nix aus — unn dëss Mädel hot àlsfort „rácht" g'lëse for — recht. Nóchderde hot der Schu'mê˜'ster g'sàgt: Gëw àcht, Báwel, unn bu'stawér-mer mol dëss Wërtel. Nó hot's a˜g'fange se bu'stawére: r-e-ch-t = rëcht. D'rnó hot's de˜ Schu'mê˜'ster arich verwunnert a˜g'sëne unn hot g'sàgt: „Jà, Hárr Lérer, Ér hann rácht!" —

(Süd- und Südostpfalz.)

In eme Ort — 's isch nét wait vun 'Spaiär — hott di Mäd sunndaks morchens wélle in d' Kèrich gé˜. Do hott-se g'frógt: „Madamm, ich mécht hait âch mol widdär in d' Kèrich, där nai Herr Parre — sächt-mär — dät so grausam sché˜ préddige?" — „Ja, Kri'stinne — sächt di Madamm — 's isch schun rëcht, ich habb nix därgëche, b'sorg awär s' ér'st noch dei˜ Esse, mach 'n Häwe Sauärkraut bai unn 'steck 'n Kî-bäckel därzu, dann kannschd' gé˜." — Mei˜ Kri'stinne nu'stelt dabbär sich a˜, iwärdem fangt's schun a˜ zamme'selaide, jetz

awăr hêst's sich gedummelt! — unn so 'springt-se in êm Rand dann âch fort. Vor dăr Kèrichedér begĕchent-ăr ér Bas Grédel, di lacht unn săcht: „Guddemorche Bas Kri'stinne, na˜ ich glâb, du witt oppere?" — „Aijo, ich wèr oppere? Was fallt-dăr ei˜?" — „Ei sich mol do, was isch dann dĕss?" — „Ach, Herr Jésses Gott — săcht di Kri'stinne ganz wi văr'stawărt — sinn-dăr dess awăr 'Strĕch! Haw-ich dăr 's Kĭ˜bäckel jetz do, unn habb in's Sauărkraut mei˜ G'sangbūch g'steckt unn 's isch dărzu êns vun dene naie! —

(Ost- und Nordostpfalz — am Rheine.)

Vierter Abschnitt.

Volkstracht.

Von Ludwig Schandein.

Zur Vollendung und Belebung des Bildes, das wir vom Hausbau entworfen, gehört in seiner Tracht noch der Bewohner. Wohl sollte die Volkstracht, wenigstens vom malerischen Standpunkte aus, in möglichsten Einklang gesetzt sein mit der Bauart des Hauses, gleichwie die Häuserbauart mit der Landesnatur. Ein solcher Einklang findet sich unter andern in der oberbayerischen Gebirgstracht. Indessen die Bedeutung einer Volkstracht beruht nicht so sehr im ästhetischen Eindruck als in der wirklichen Sondergestalt, welche zunächst dem wirthschaftlichen Bedürfniß entspringt und je nach dem örtlichen Verhältniß, nach der Beschäftigungsweise, nach dem Lebensberufe sich geschichtlich entwickelt. Gleichwohl ist die Volkstracht nicht Uniform, welche auf Kommando sich regelt; nicht Mode, welche ihre zufälligen Formen von außen aufdringt; noch ist sie das Nothgewand der Armuth. Die Volkstracht ist instinctiv dem Volksgemüthe entsprossen ebensogut wie der Baustyl des Hauses, sie geht einen ähnlichen Fortbildungsgang und sinkt mit der sinkenden Volkslebenskraft, setzt aber als erste Grundlage ihres Bestandes voraus die genossenschaftliche Gliederung der Stände, und diese Gliederung in bestimmter örtlicher Umgränzung. Also erscheint uns die Volkstracht ein Lebenszeichen der noch ungelockerten Sitte, ein Maßstab des guten Geschmackes, und wird sie zum gemeinsamen Repräsentations- und zum Wahrzeichen eines besonderen Standes.

In diesem Sinne besteht und kann in der Pfalz keine wahrhafte Volkstracht bestehen. Einmal die ausgesetzte Lage des Landes, das Naturell seiner Bewohner, und dann überhaupt schon der Zustand unserer unklaren Uebergangszeit. Der Pfälzer, bieg- und schmiegsam wie er ist, neigt eben zu

allem was sich als Fortschritt verkündigt, was sein praktisches Streben befördert. Hiezu ist ihm nöthig ungehemmte Bewegung. Was ihn beengt und belästigt, das setzt er einfach beiseite, umsoviel leichter eine ihm werthlose, leidige Tracht, welche ohnehin theuerer steht als das zur Arbeit bestimmte praktische Kleid. Auch fühlt er sich wohler in seiner „Werktagslivree," im alltäglichen „Sandel," als im schwerfälligen Feiertagsstaat. Aber nicht sind es Bequemlichkeits- und ökonomische Gründe allein, welche ihn also bestimmen: es ist dazu noch das Gefühl von der Gleichberechtigung aller im Volke, das klare, selbstbewußte, starkbetonte Gefühl, das eine Standesabstufung nicht gerne angezeigt sieht, wenigstens nicht in der äußern Erscheinung. Uebrigens ist diese Standesabgränzung auch innerlich schon bedeutend gelockert. Eine Aristokratie besteht nicht, kaum etwas Geburtsadel, und dieser ist im bürgerlichen Elemente fast völlig verschwunden. Der Pfälzer weiß sich aber zu helfen: weil ein wirklicher Adel nicht Sitz hat im Lande, so gönnt er ihm Sitz in seinem Humor, und so nennt er einen „Land-, Sand-, Bach-, Gebirgs-, Wein-, Geld-, Mist- und anderen Adel" — ein Adel vom verschlossenen Kasten, und nicht von der abgeschlossenen Kaste, ein neugebackener Adel, der, was die „runden Dinger" betrifft, mit manchem Erbadel es aufzunehmen vermag. Geld ist eine Macht in der Pfalz, so gut wie irgendwo anders, und dennoch bilden und vermögen keine abgesonderte Gruppe zu bilden die Männer der großen Industrie, die Großhändler, die Unternehmer öffentlicher Arbeiten auf eigene Gefahr — die „gelungenen" Spekulanten: sie gelten, was sie sein wollen — als anständige Bürger. Und eine Bureaukratie? — kömmt eben nicht auf, ja der pfälzische Bauer läßt sich nicht duzen weder vor Amt, noch in der Gesellschaft. Dafür ist gesorgt: Beamtenkrattel und Bürgerstolz gedeihen nicht in dieser örtlichen Beschränkung, wo man gegenseitig sich allzusehr braucht, sie treiben von selber in einen unausweichbaren Verschmelzungsproceß: Sonderungsgelüste, woher sie auch immer gekommen, sind in der Regel gescheitert. Wohl bestehen Casinos und sonstige Vereine, selbst in Märkten und Dörfern: nicht aber um sich abzuschließen vom Volke, sondern um die bildsamen Volkselemente zusammenzufassen in ein gemeinsames Streben. Und endlich ist zwischen dem Stadt- und dem Dorfbürger ein Standesunterschied kaum noch ersichtlich: der Stadtbürger bauert, der Dorfbauer treibt städtisches Handwerk, so es noth thut auch Taglöhnerei. Standesgruppirung und mit ihr Standesbewußtsein in der Pfalz sind ohne Boden, darum fehlt auch das äußere Kennzeichen, die eigengestaltete Volkstracht. Was Wunder also, wenn in der Stadt der bäuerliche „Schlapphut" als einheimisches Gewächs uns noch aufstößt, während der „Manschettenbauer" des Dorfes im städtischen Cylinder aufsteigt, oder das weibliche „Landconfect" in der Krinoline. Wir dürfen daher keck unterschreiben, was selbst das Landeskind mit Befriedigung sagt: es gibt in der Pfalz keine eigene Volkstracht!

Allerdings nicht, wohl aber noch Trümmer einer älteren Volkstracht, örtlich zerstreut und durcheinandergewürfelt, zahlreicher in den Hinterwinkeln des Landes, jedoch auch hier nicht getragen als gemeinsamer Anzug, sondern nur von älteren Leuten als Fest- und Feiertagskleid. Oder sind anders diese Kleidungsfragmente zum Theil in den alten Hausschrank verwiesen als längst abgelegt, nur noch zum Andenken des Trägers. Wie dem auch sei, der Fortschritt greift um sich, nimmt ein Stück um das andere hinweg und nur noch eine Spanne von Zeit — dann ist auch hier der letzte Rest einer Tracht auf immer verloren.

Aus diesem bunten, verzettelten Bruchwerk eine vollzählige, einheitliche Tracht aufzustellen, scheint fast wie Wagniß. Lebendige Beispiele sind kaum zu finden, und dann nicht immer erreichbar; an getreuen Abbildungen der Volkstracht in ihren Entwicklungsstufen ist ebenfalls Mangel, unsere Bauern hielten von jeher dem Maler nicht still, nur die Erinnerung der ältesten Leute bringt einigen Aufschluß. Die letzte Entwickelungsform einer noch vollgiltigen Tracht greift bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zurück, während anzunehmen, daß ihre früheren Gestaltungsformen nicht wesentlich abwichen von denen der benachbarten Stämme, ja daß selbst ihre letzte Formation gleich der Mundart nichts anderes war als eine Abart oder Mischung von Alamannisch, Niederrheinisch und aus anderen Regionen. Doch der Hauptbruch mit allem Altererbten begann mit der französischen Revolution von 1789. Seitdem ist unser Boden gelockert zur Entwurzelung des Alten wie zur Einpflanzung des Neuen. Wohl haben die Franzosen aus der Pfalz die Gespenster vertrieben, aber auch die jetzige Generation sieht solche noch umgehen, wenn von ungefähr eine alte Gestalt in jener veralteten Tracht ihr begegnet. Der Anzug wird dann ein „Aufzug" für die frohlockende, spottselige Jugend.

So wenig der Pfälzer in seinem „Trages" halsstarrig beim Alten beharrt, ebenso wenig huldigt er dem Wechsel der Mode: er will nicht „altfränkisch" erscheinen, aber auch nicht als modesüchtiger Stutzer. Freilich wird das Sprichwort beherzigt: jedem Narren gefällt seine Kappe! — nur darf die Kapp' keine Narrenkappe sein. Alles Auffallende der äußern Erscheinung „kreischt" ihm in die Augen, sei es in Form und Farbe des Kleides, in der Ordnung des Haupthaares, im Zuschnitt des Bartes oder wo anders. Eine ungewöhnliche Kunde erging von Mund zu Mund, als noch nicht so lange her etliche Schulmeister sich eines „Schnauzers" vermaßen. Nicht minder widersteht aller ideale, phantastische Anstrich des Aeußern; der hiezu bevorrechtete Künstler wird dann als etwas ganz anders, nicht gerade Schmeichelhaftes „verzollt". Aber auch wehe dem hartgesottenen Philister, wenn ein solcher im Lande sich zeigt mit seinem überflüssigen „Gebambel und Geglitzer", als da sind Ohrenringe, funkelnde Ketten, dicke Fingerringe u. s. w., überhaupt jedwede Ueberladung, — dann heißt es

„geputzt wie ein Kerwehammel". Das Sprichwort: „Kleider machen Leute" hat sich in der Pfalz noch zu bewähren. Die reichsten Leute, Männer wie Frauen, sieht man häufig im schlichtesten Anzug, und wenn mancher Bauer im leinenen Wams mit der Hacke hinaus geht in's Feld — so merkt man nicht die 80—100,000 Gulden, die er zu Hause besitzt. Dagegen und im Widerspruch mit seiner sonst so nüchternen Werthberechnung der Dinge hält der Pfälzer ein groß Stück auf zahlreiche Leibwäsche und hausgemachtes Getüch; 60, 80—100 leinene Hemden sind nicht zu viel für einen anständigen Mann. Dieser gediegene Zug im Charakter zeigt sich durch den ganzen Haushalt, vornämlich in den rein protestantischen Strichen, wohl noch als Nachwirkung der früherhin strengcalvinistischen Richtung.

So war es freilich nicht immer bestellt. Einen Gegensatz bildet das mittelalterliche Glanzleben der rheinischen Städte. Genuß- und Prunksucht hatte den Bürgerstand ergriffen, mehr als ein und zwar strengeingeschärftes Verbot konnte dem Unwesen nicht steuern, der Bürger wollte dem Ritter es gleichthun. Ein solches Statut des Rathes zu Speier „Ueber hochvertige Kleider und Gezierde" vom Jahre 1356 (s. Arch. d. Stadt Sp. Cod. Nr. 6) gibt uns zugleich ein treudeutliches Bild der damaligen Tracht, weshalb es in entsprechenden Auszügen hier folge. „Den Frauen erstlich wird gesetzet und geboten zu tragen ... kein Schappel oder deheynen Schleyger, genannt Krüseler, der me habe umbegewunden dann vier Bach, also daz dieselben Bach alle, an den Flöcken daran, von der Stirnen über sich uf nicht höher sint ... dann eins twerch Vingers hoch; — noch sol ouch ihr deheyne ihre Zöphe oder Har hinden abe lassen hangen oder vornan verlessenlichen gebunden Löcke machen, oder ouch hindenabe Harsnüre lassen hangen ... dann ihr Har sol ufgebunden sin ungeverlichen." Jedoch einer Jungfrauen, welche nicht Mannes hat, ist das alles erlaubt. Es soll auch Frau und Jungfrau ... „deheinen Mannesmantel dragen, noch .. zersnitzelten Kugelhut, ouch ... kein Golt, Silber, Edelgesteine oder Berlin an iren Menteln, Röcken oder Kugelhüten, weder an Bendeln, an Fürspangen oder an Gürteln ... deheine keinen Barchenrock, Underrock oder Oberrock zu den Siten brisen oder durch Engenisse mit Snüren inziehen, oder ir Lip oder ir Brüste mit Engenisse intwingen oder binden. Deheinen Lappen an Ermeln dragen, denne einre Elenlang von dem Ellenbogen ... keinen Rock oder Mantel bremen oder dragen gebremet mit Beltzwercke, Buntwercke, mit Siden oder Zendel breiter denne zweier Twerchvinger breit oben und nicht unden, wanne unden sol kein Rock oder Mantel gebremet sin und sollen ouch ire Mentel oben zu gemacht sin ane Golt, Silber und Berlin mit messigen niht zu witen Houbetlöuchen als von Alter gewohnlichen waz — und ... keynen strifelehten oder stückeheten Rock ... keinen gerüheten siden oder phellerin Rock — noch kein Houbetloch an Röcken .. da die Achseln heruzgent, danne ir Achseln sollent bedecket sin mit den

Houbetlöchern also daz sie uf den Ahseln ligen söllent . . . keinen Rock — der vornen abe oder bi Siten zu geknöphelt ist . . . an Kugelhüten, an Röcken oder an Mentel dragen — deheinen Bustaben, Vogel oder ander verlessenliche Ding mit Siden genat." — Darnach wird gesetzet über die Männer: „Daz der deheinre dragen sol deheine Veder, Röre oder Gesmeltze uf den Hüten . . . noch der niht Ritter ist dragen dehein guldin, silberin Borte oder Bendelin umbe den Kugelhut, oder dehein Golt, Silber oder Berlin an Kugelhüten, Rocken, Menteln oder an Gürteln, oder an Deschen, an Scheiden, oder an Spitzmessern . . . deheinen kürtzern Rock, danne der für die Knye abeget und niht an den Knowen oder obewendig den Knowen windet, uzgenomen Wambesch, Schopen, Wapenröcke, Harneschröcke und Riteröcke . . . Obeharnesche oder so man übervelt ritet oder get . . . doch mag einer, der wil ein Harneschwambesch dragen, da inne gen . . . keinen spitzen Snabel vornen an Schuhen oder an Lederhosen . . . Ez sol ouch dehein Man, der niht ist Rittere, keinen Schuch dragen zerhouwen mit Löubern, oder mit wehenklüglichen Snytden, die durch Hochvart und niht durch Gesuntheit gemacht sint . . . ouch deheinen Bart oder Scheitel noch deheinen gewunden oder zersnytzelten Ziphel . . und söllent ir Ziphel niht lenger sin denne anderthalb Elen lang . . . . ouch deheinen Kugelhut, der under den Ougen zersnytzelt si" u. s. w. — Auch später hatte sich die Putzsucht bis in die untersten Volkschichten verbreitet. Eine Polizeiverordnung des Rathes zu Landau vom Jahre 1598 (s. Protokollbuch der Stadt Landau v. J. 1594—1600) bestimmt der Dienstmägde Lohn und Kleidung . . . . „Es soll kein Burger oder Burgerin oder Hindersaß solchen Dienstmägden die Kleidung selbs anmachen lassen, sonder derselben für das wulle Duch (sovil jr zur Seckerey zu geben angedingt wird) fur ein jede Ele ein halben Gulden an Gelt, zum höchsten angeschlagen, und sonst jedes Getuchs und dergleichen Zugehör wie bißher breuchlich gewesen . . . Die Uebermüther so jnen pflegen gegeben zu werden, sollen zum besten und höchsten zu Barchet sein, die Eln zum theuersten ein Ort eins Gulden, ohn einich Schnür, Steppwerk oder ander Bremwerk. — Es sollen auch die Dienstmagd alles Ueberfluß an Kleidung jrem Dienstbottenstand ungemeß als Paret oder Hauben mit seidin Knopff, Pappeln oder Schnürwerck und dergleichen Schmucks und Bracht enthalten bey Straff 1 Pfund den."

Im Laufe der Zeit erfolgten gegen diese um- und über sich hinausgreifende Kleiderprunksucht immer noch scharfe Verordnungen und Verbote, ein Beweis, daß trotz der vielen harten Schicksale, von welchen das Land heimgesucht worden, der Pfälzer noch nicht die Lust am Lebensgenusse verloren und nicht die helle Freude an der schönen äußern Erscheinung. Kleiderordnungen ergingen ferner unter den Kurfürsten Ludwig V. und Ludwig VI. In einer gedruckten Taxordnung des Kurfürsten Karl Theodor, dd. Schwetzingen den 29. Juli 1748, werden „23. Von Juden und Jüdinen,

welche Silber und Gold, auch Reiff-Röcke tragen, jährlich 3 fl." zur Steuer gefordert. Auch heute ist es nicht anders, indem — nach vielfacher Wahrnehmung wenigstens in der Pfalz — zuerst die Juden es sind, welche die neue Mode in die Dörfer einschleppen. Wie gegen überflüssigen Prunk wird ferner gegen unschickliche, sittenverderbende Kleidweise geeifert, vorab gegen den allzuweiten Ausschnitt, „zu Ergerung oder uf newe Sinde gericht, auch nit uber eyns iglichen zymlichs Vermogens kostlich." Mit dem Träger ward immer auch der Schneider des Kleides zur Strafe gezogen. (S. Processuum synodalium etc. Spirensis diocesis collectio. Gedr. Breslau 1786.) Des beschränkten Raumes wegen unterbleibe hier die ausdrückliche Anführung der zahlreichen Erlasse aus fast allen Herrschaftsgebieten der Pfalz. In der neueren Zeit erstreckten sich diese Verbote besonders auf den überhandnehmenden Luxus bei öffentlichen, kirchlichen wie weltlichen Festen, ja selbst bei Trauerfeierlichkeiten. Infolge einer Nassau-Weilburgischen Polizeiordnung vom Jahre 1768 zur Abstellung der eingerissenen Verschwendungen u. s. w. entstand bei Kirchheimbolanden ein Bauernaufruhr, so sehr war unser Volk noch auf derlei Dinge versessen. Eine gedruckte Verordnung des Fürsten Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen 2c. 2c. dd. Dürckheim den 15. Jänner 1788 erstreckt sich sogar auf die Ausschmückung der Verstorbenen im Sarge, sie sagt . . . „3. Sollen die Todten, was Standes sie auch in ihrem Leben gewesen sind, künftighin nicht mehr in Mußlin, Hamans oder andern feinen, sondern bloß in sogenannten schwäbischen oder hausgemachten Leinwand gekleidet werden, und dabey das ebenso eitle als unnütze und doch kostspielige Putzwerk mit Bändern völlig unterbleiben. 4. Wird auch das Ausschlagen der Särge mit Leinwand oder anderm Zeug gänzlich und vor jedermann untersagt." — Ferner verpönt ist aller Schmuck mit Kron und Sträußen, desgleichen die Flöre, Handschuhe u. s w. für die Träger. —

Daß diese strengen Verbote und der Nachdruck womit sie ausgeübt wurden, allmälich ernüchternd einwirken mußten auf die Sinnesweise des Volkes, ist wohl begreiflich. Zudem aber erfolgte alsbald die Erschütterung aller gesellschaftlichen Verhältnisse durch die französische Revolution. Und das nicht allein. Auch manche Polizeimaßregel einer späteren zahmeren Zeit, wohl mehr aus Mißverständniß und in bester Meinung erlassen, war gegen die Erhaltung des Traditionellen im Volke gerichtet. So griff ein angegriffenes Glied im Organismus des Volkslebens das andere an, und allmählich erkrankte das Ganze. Unser Volksthum steht eben in einem Auflösungsproceß, und ob und wie sich ein neues entwickelt, ist für jetzt noch nicht abzusehen.

Stellen wir also die noch verbliebenen Trümmer unserer Volkstracht in nöthiger Kürze zusammen. Sie gehören zu der Feiertagstracht, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts geherrscht und einige Jahrzehnte noch fort-

vegetirte, und zwar ihren Grundzügen nach so ziemlich durch alle Theile der Pfalz. Ursprünglich ist sie die herrische Tracht der Renaissancezeit, nur nach Stoff und Schnitt in das Bäuerliche übertragen. Originale begegnen uns häufig in den gemalten Portraits mit gepuderten Perücken und sonstigem Zubehör; diese Bildnisse entstammen aber mehr den herrschaftlichen Häusern als der bürgerlichen Wohnung. Naturgemäß sollte unsere Schilderung des Anzuges von unten, d. h. an den Füßen beginnen, sowie ein Stück um das andere angelegt wird, bis der ganze Pfälzer vor uns fertig dasteht. Allein das charakterisirende Gewandstück bei Männern und Frauen ist hie zu Land — die Kopfbedeckung: der vielgestaltige Hut, die vielgestaltige Haube, gewissermaßen ein Sinnbild von dem, was innerlich vorgeht. Und hält der Pfälzer nicht alles auf seinen Kopf? Sehen wir unsern Bauern nicht schon des Sommers in aller Frühe zum Fenster herausschauen nach dem Wetter, fast aller Kleidung entblößt, sicherlich aber „die Kapp" uf un de' Klowe im Maul?" — Beschauen wir uns nun die

Männliche Tracht. — Wir nehmen dazu ein Beispiel aus der nördlichen Pfalz; die übrige Volkstracht weicht hievon nicht wesentlich ab. Das Haar des Bauern ist vorn auf der Stirne kurz abgeschnitten, nicht auf die Seite gescheitelt und hängt hinten bis in die „Halsangel, Halskaut" als „Strohdach" herab. Der „Schawesdeckel," der Hut, sitzt etwas rückwärts, besteht aus schwarzem, grobem, zumeist abgegriffenem Filze, denn oft ist er Erb- und Erinnerungsstück für Generationen. Des Hutes Grundform — runder Kopf und breiter, unaufgeschlagener Rand — reicht zurück bis in das 16. Jahrhundert. Seiner Größe, Schwere und schlappigen Form wegen schützt er gegen alle Arten von Wetter, wird darum auch noch heute von Bauern, Köhlern, Kohlenfuhrleuten, Taglöhnern u. s. w. bei der Arbeit vielfach benützt. „Stoffel Rundhut" ist sogar ein Spottname für einen tollpatschigen Menschen, des Hutes Taufname heißt aber „Schlapphut" oder auch „Schlappes," und Schlappes ist wieder ein träger, unentschiedener Mensch. Der Schlapphut als Urform spielt in drei Variationen, welche im ganzen Lande erklingen: die breite Krämpe wird nämlich in die Höhe gezogen durch Nesteln oder Schnüre — „Schniljen," oder durch ein schwarzes Sammetband; die Jugend liebt farbige Schnüre. Die auf einer Seite emporstehende Krämpe bildet den „Nebelfegler," in der Regel von mächtiger Größe und häufig in der Gegend von Kusel beliebt. Zweimal aufgekrämpt heißt der Hut der „Zweispitz, Zweimaster," — der überrheinische „Seeweck," — in seiner gestreckten Figur. Die feierlichste und zugleich bekannteste Form ist die mit der dreiseitig aufgerichteten Krämpe: „der Dreizopf, Dreispitz, Dreimaster, der Wasserstein, das Auge Gottes, der Wettervertheiler," zumeist „Nebelspalter" genannt. Schon diese Menge von Namen beweist dessen weite Bekanntschaft. Häufig, in der Regel nach Vermögensumständen — denn unser Bauer gibt nur her wenn er muß — ist der Nebelspalter mit einer

hängenden Kunkelschnüre mit Quasten versehen; auch ist er der eigentliche Feiertagshut und wird bei Trauergängen die Spitze, bei Hochzeiten und Kindtaufen die Breite nach vornen gekehrt; so wenigstens in der Südostpfalz. — Das leinene Hemd ist blüthenweiß, hat einen hohen Kragen mit Bändel, und wird nicht gestärkt. Groß ist durchgängig die Liebe für reinliche, solide und zahlreiche Leibwäsche, nach welcher man einen wohleingerichteten Haushalt bemißt. Jeder Bauer pflanzt sich seinen eigenen Hanf, in der Aerntezeit, wo alles hemdärmlich geht, kömmt der Reichthum des Linnen durch häufigen Wechsel zum Vorschein. „Vorhemde" oder Chemisetten zu tragen ist selbst in der Stadt nicht gebräuchlich. — Um den Hemdekragen wird das schwarzseidene Halstuch lose gewunden ohne Schlupf, die Spitzen hangen herunter. — Die Weste — „das Gilet, der Brustlappen" — gewöhnlich aus schwarzem oder tiefblauem Wolltuch, hie und da auch aus Scharlach, vornämlich in der Südwestpfalz, ist lang, unten frackähnlich ausgeschnitten, hat Batten auf beiden Seiten, kurzen stehenden Kragen, eine Reihe gesponnener oder metallener Gürtlersknöpfe in Kegel- oder anderen Formen, mitunter auch zwei Reihen Knöpfe, dann aber vorn auseinanderstehende Klappen, so daß das Hemd sich noch zeigt. Die Weste wechselt später den Stoff und die Farbe, und wird das Paradegewandstück, namentlich bei Burschen und jüngeren Leuten. — Ueber der Weste das eigentliche Leibkleid des Pfälzers, das Kamisol. Es ist von dunkelblauem Tuch, hat stehenden Kragen und Aermel, eine Reihe gesponnener Knöpfe, und Säcke auf beiden Seiten, und reicht bis auf die halben Schenkel herab. Es dient als sonntägliche Hausuniform, war sehr im Gebrauche, und taucht häufig in pfälzischen Sprichwörtern auf: „das Kamisol einem ausstäuben, Rock und Kamisol aus dem Tuch schneiden" u. s. w. — Ueber das Kamisol, denn der Pfälzer entbehrt es nicht gern, kömmt nun, vorab zum festlichen Ausgang als ehemaliger Hochzeitrock der Ueberrock, hin und wieder der „Molzer, der Gottwalts" u. s. w. genannt — aus tiefblauem Wolltuch oder sonst dunkler Farbe. Er hat kurzen stehenden, später auch umgelegten Kragen, weite Aermel mit handbreiten Aufschlägen, und langt bis weit unter die Kniee, ja öfter bis auf die Fersen herab. Die Vordertheile bilden mit dem Kragenende eine Linie, sind aus einem Stücke, ebenso das Hintertheil, die Rockschöße eng und ohne Ausschnitt, und längs am Rande herunter mit einer Reihe von Schüssel- oder flachen Stahlknöpfen besetzt, gewöhnlich ein Dutzend von der Größe eines kleinen Thalers; die Knopflöcher sind blind und mit hellblauer Seide genäht, und wird deshalb der Rock in der Mitte mit nur einem, aber kleineren Knopfe oder einer Hafte geschlossen; drei der größeren Knöpfe übereinander zeigen auch die Aufschläge der Aermel, sowie nebeneinander die beiderseitigen Batten. Die sehr breite Taille hat zwei Knöpfe, und der Rand der Hinterschöße je drei untereinander. Vorwiegend ist die Liebhaberei an vielen und großen Knöpfen,

namentlich im westricher Land an der Gränze, gewiß um den Eindruck der an sich etwas nüchternen Tracht zu beleben. So in der Berggegend nördlich und südlich, auf dem östlichen Flachlande dagegen war die Neigung zu durchgängig dunkler Farbe. Dieß die Grundform des Rockes, namentlich älterer Leute. Ob nun mehr oder weniger, größere oder kleinere Knöpfe in verschiedenen Strichen, ist für uns ohne Belang. Die jüngeren, ledigen Leute trugen alsbald schon das Wamms. Ueberhaupt hat sich die Jugend der Pfalz einer stehenden Tracht fast entledigt, nicht wie in andern deutschen Gauen, wo selbst noch schulpflichtige Knaben und Mädchen im Kostüme des hohen Alters auftreten. — Die Hose aus gelbem, südlicher aus weißem Hirschleder, im Blieswinkel auch aus schwarzem Tuche oder Manchester (Sammet), ist eng anliegend, mit sehr breiter „Latze" versehen und ohne Stege (Träger), die sg. „Wickelhose" wird mit den Strümpfen unter den Knieen zu einem Wulste aufgewickelt und mit dem ledernen Knieriemen (Gürtel), der bisweilen verziert und mit einem silbernen Schnällchen versehen, befestigt. Später kam auf die lange tuchene Hose, jedoch immer mit ganz breiter Latze, und trug die Außenseite des Hosenbeines längs herunter eine dichte Reihe von Stahlknöpfen. — Die Strümpfe selbst sind weiß und je nach der Jahreszeit aus Wolle oder Baumwolle, gerippt und haben mitunter verzierte Zwickel, und die nicht über die Knöchel reichenden Schuhe Schnallen aus Messing oder Silber. — Die Lenden umgürtet (so in der Nordpfalz) ein blendend weißer Schurz bis auf die Kniee. — Zur Vollendung des ganzen Anzuges gehört noch das dicke spanische Rohr mit einem Knaufe aus Messing oder aus Silber: — das Gesangbuch unter dem Arme spazierte man also und majestätischen Ganges zur Kirche.

Die Werktagstracht, für ärmere Leute gleich jener des Sonntags, bietet des Bemerkenswerthen nicht viel. Nach ihren Bestandtheilen, nach Form und Zuschnitt ist sie fast allenthalben sich ähnlich, höchstens unterschieden durch Farbe und Güte des Stoffes. Den Hut ersetzt in der Regel die Mütze mit Schirm — die „Schippe- oder Schneppekapp," da und dort, namentlich bei den Kleinbauern, verbleibt auch der Schlapphut. Die Krone aller Mützen ist die Pelzkappe, und der Stolz ihres Trägers. Selbst im Humor spielt sie eine bedeutende Rolle und taucht überall auf für Winter und Sommer. Zur Zeit ihrer herrlichsten Blüthe war die Pelzkappe aus grünem Sammet, rundum mit breitem und über der Stirne mit noch breiterem Marderpelz verbrämt, hüben und drüben Ohrlappen; sie legt sich fest um das Haupt, und die vier Goldstreifen, die aus dem Stirnreife aufsteigen und sich in der „Zwirbel" mit der goldenen Trottel verbinden, geben ihr das Aussehen einer wirklichen Krone. Seitdem aber der Bauernaristokratismus gebrochen, ist sie allmählich verschwunden und ist ihr Ersatz die sog. Lämmerskappe von graulichem Plüsch. Kein Kleidungsbestandtheil hat eine so reichentwickelte Form und eine so rasche Geschichte als eben die Mütze. Auch noch zu nennen

ist die „Zippelkappe,“ schwarz oder weiß, und seiden oder baumwollen, von älteren Männern unter dem Hute getragen, oder auch so zu Haus und im Felde. — Ferner die „Schäk,“ ganz der in das Leinen oder Wergene übersetzte tuchene Feiertagsrock, mit großen beinenen Knöpfen, und rundherum, was die Hauptsache ist, schwarz „eingebännelt“ (eingefaßt). In der That ein stolzes Gewandstück, und nicht ohne Grund sagt man von einem Eingebildeten, er sei „eingebännelt“. Ja — „kömmt einer mit einer neuen Schäk in den Stall, so verreckt die Geiß aus lauter Neid!“ — Dazu „Hose und Wammes,“ was gewöhnlich beim Schneider zusammen und aus Einem Stoffe bestellt wird; der landläufige Inbegriff des männlichen Werktagsstaates für Bursche und Jugend, je nach der Jahreszeit aus tiefblauem Wolltuche oder auch aus leinen und wergen Tuch in Natur oder blaugefärbt, später aus dem sog. „Kümmel und Salz“ (Leinen mit braunem Baumwolleinschlag). Das Wamms reicht bis an die Hüfte, hat kurzen stehenden Kragen, unten am Hintertheile zwei hervorstehende „Nasen“, zwei Reihen Knöpfe, (bei Tuch sind diese gesponnen, bei Leinen aus Bein,) dann auf der Außenseite hüben und drüben Säcke für das „Schnupftuch.“ Das Nastuch übrigens ist nicht überall auf dem Lande gebräuchlich. — Statt der Schuhe kamen allmählich, namentlich bei den Burschen, der Bequemlichkeit halber die Stiefel in Aufnahme, nicht aber gewichst. — Zur Ergänzung alles dessen gehört noch die Tabakspfeife, „der Klowe, das Klöbche,“ denn ohne dieselbe ist unser Bauer kaum denkbar. Auch sie hat gewissermaßen kulturgeschichtliche Bedeutung. Ein Unterschied in der Anschauung des Volkes, wo man in der irdenen Pfeife seinen „Rollduwack plotzt,“ d. h. für einen Kreuzer dreimal um den Leib herum, oder den Ulmer Maser, den Grünstadter Anrauchkopf im Mund hielt, gegen jetzt wo auch die Jugend ihr „Sigoripeifche“ (Cigarre) haben muß. Nicht daß nach dem Rauchen sich die Anschauung richte, aber unsers Bauern Zunge ist doch wähliger, feiner geworden, und ein Geschmack hängt mit dem andern innig zusammen. —

Weibliche Tracht. — Auch bei dem Frauengewande, in welchem — zumal in den rein protestantischen Strichen — der Ernst und die Würde der dunklen Farbe vorwaltet, zeigt sich die Kopfbedeckung als die vorwiegende Trachteigenheit. Mehr als die Unterschiede des Hutes tritt diese örtlich entschiedener auf und wird schon nach der Gegend erkennbar. Einfachste Gestalt ist die den Kopf glatt und eng umschließende Haube, unter dem Kinne mit einfachen Bändeln gebunden. In weißer Farbe, mit oder ohne „Strichen,“ dient sie als Schlafhaube; bei der ärmeren Klasse, in blauem, bräunlichem oder überhaupt nicht schmutzendem Cattun, ist sie die Alletagshaube, im Mittelwestrich „Bippe“ und „Betsch“ geheißen, in der Südostpfalz, wo sie auch als weiße sich helmartig erhöht — „Betzel.“ Das Wort Betzel, auch „Bätz“, taucht gleich der Pelzkappe häufig im Witz auf.

Die Betzel, als noch unentschiedener Typus der Haubengestaltung, ist so ziemlich allen Classen gemeinsam, nur verschieden im Zwecke. Alle weitere Entwickelung beruht in dem beutelartigen Haubenaufsatz, der strichweise seinen Umfang vergrößert und gleichsam die Rolle der Hutkrämpe übernimmt. Alle diese Haubensorten sind aus weißem Gewebe, nur selten geblümt, und mehr oder minder gesteift. Das bescheidenste oder kleinste Format zeigt die Haßlocher Ebene in der enganliegenden „Kappe," ohne hervorstehenden Aufsatz. Dann erweitert sich im Westrich (nördlich und in der Mitte) der Hinteraufbau, das sog. Kammfutteral, und wird zur „Nebelkappe," blaugestärkt, zuweilen mit Spitzen besetzt, die Hinterwand innerlich mit Baumwolle wattirt und äußerlich rautenförmig vernäht. Hinten ist eine „Strippe" und fällt das schnell und einfach aufgewundene Haar in ganzer Fülle gleich dem „Strohdache" des Mannes als „Haarplätsche" auf den Nacken herab. Groß wie ein Pfannenkuchen, eben wie die Bauern ihn backen, wird dieser Aufbau im Blieswinkel zur „Lothringer Haube." Die feinste und zierlichste Art ist die mit mittelgroßem Aufsatze, aus dem feinsten Musselin, Moll oder Gaze, mit guten Spitzen besetzt und reichlich gestickt, besonders die Hinterwand, übrigens ganz ohne Band oder anderen Flitter, und heißt „Zieh- oder Bindhaube," verschiedenerorts auch „Saumagen, Schwartmagen, Schlabberkappe, Flättcherhaube" 2c. getauft. Sie wird, gewöhnlich nicht ohne Beihilfe, behutsam von hintenher auf die Unterhaube gesetzt, daß die feine Fältelung der Vorderwand sich nicht zerdrücke. Der Preis und der Stolz auch der bürgerlichen Frauen erscheint sie in der That als ein kleidsamer Kopfputz; der fächerartige Vorderaufsatz umstrahlt ein sonst mildes Gesicht wie eine Art von Heiligenschein, und verleiht dem ganzen Anzuge, wenn er ergänzt ist durch das weiße Spitzenhalstuch und das dunkele bis zu den Füßen herabreichende Kleid, etwas Züchtiges, Reines. Nur zum Kirchgang und zur festlichen Feier benützt, wird diese Haube auch wie eine Art von Heiligthum aufbewahrt.

Den Hals umwindet ein einfaches Bändchen aus schwarzem Sammet, ein Korallenband, oder (wie zumeist bei Bürgerfrauen) eine Granatenschnur mit goldenem Schlosse; in den südlichen katholischen Strichen dieses Gewinde mit goldenem oder silbernem Kreuze, das bis auf die Brust herabhängt. Zu der schwarzen, enganliegenden, bei Kusel noch heute getragenen Taffet- oder Atlaßhaube mit Bändern, dem schwarzseidenen Halsbande hinten mit Schlupf kommt die aufrechtstehende weiße Halskrause, der „Strichen," dann schwarzes Halstuch, kreuzweise gelegt. — Auch im „Gäu" der Vorderpfalz wird unmalerisch strichweise das Halstuch hinten gebunden mit herabhängendem Zipfel. — Das „Leibchen" — Schnürleib — aus Tuch oder starker, farbiger Leinwand, hat bei den Frauen untenherum eine wattirte „Wulst" oder „Wurst," die über die Hüften sich legt und die Rockträger ersetzt. Die Gestalt erhält dadurch ein etwas stämmiges Ansehen, was mit

dem ganzen Anzuge in harmonischem Einklange steht. — Der Unterrock, gewöhnlich aus dunkelfarbenem Tuche, mit hellblauem Bande garnirt bei jungen Mädchen, bei Frauen mit einem der nämlichen Farbe; desgleichen der vielfaltige, etwas kurzgetragene Oberrock, beide ohne Träger. Das ganze Oberkleid besteht aus Rock und Mützchen, nie an einander wie das lange bürgerliche „Schmieskleid." — Das Mützchen (Jöppchen) — weiter gemacht „der Mutze" — aus Tuch wie der Oberrock, oder später auch aus farbigem großblumigen oder sonst façonnirten Cattun, hat lange enge Aermel, ist kurztaillig mit einer kurzen Chaise am Hintertheil, wenig ausgeschnitten am Halse, doch so weit offen, daß das darunterliegende andersfarbige Leibchen nebst dem weißen „Brusttuche" (Unterhalstuch) noch ersichtlich, das nicht selten sehr schöne Stickereien oder Näharbeiten aufweist. Oben um den Hals ist das Mützchen mit Schnüren, Borten oder Spitzen 2c. eingefaßt, vorn übereinandergehend mit Klappen, und wird zugehaftet. Der offenstehende Theil wird (im Süden) auch mit einem farbigen „Bändel" gebunden. Im Blieswinkel hat das Mützchen hinten und vorn zwei zugespitzte „Schneppen," kurze bis an die Ellenbogen reichende, garnirte Aermel; dann aber umhüllen den Unterarm bis zu den Fingern verschiedenartige Stauchen, auch aus schwarzem Sammet; die Farben des ganzen Anzuges hier, in der Nähe Lothringens, bunter — selbst bei den älteren Frauen. — Kreuzweise über das Mützchen geschlagen und mit einer Stecknadel zusammengehalten wird das weiße Halstuch aus Spitzen oder aus Gaze, der Saum ist gestickt mit zierlichen Blumen; anderwärts auch getragen aus Seiden- oder Wollenzeug. Dann bedeckt der breite, lange, faltige Schurz aus geblümtem Cattun, aus Musselin oder aus farbigem Taffet die Hälfte des Oberrockes. — Die Strümpfe weiß, oft mit farbigen Zwickeln. — Die Schuhe spitz, weit ausgeschnitten bis an die Zehen und mit Laschen versehen zum Binden. In der Nordpfalz zu Hause und beim „Maien" auch gebräuchlich das Pantöffelchen mit sehr hohen hölzernen, mit Leder oder Saffian überzogenen Absätzen, die aber den Gang klappernd und trippelnd machen. — Also die weibliche Feiertagstracht im allgemeinen; einzelne Abweichungen in verschiedenen Strichen des Landes, z. B. hinsichtlich des Aermelausschnittes 2c., sind unerheblich für das Ganze; ihre besondere Vermerkung würde mehr verwirren als deutlich erklären. Auch die bürgerliche Tracht war fast die gleiche, nur daß hier das lange Schmieskleid und der Ueberwurf, und zwar aus seidenem oder sonst feinem Wollstoffe sich öfter einstellen.

Von der Tracht der Bürger- und Beamtenfamilien während der französischen Zeit ist hier abzusehen als von einer nur vorübergehenden Mode. Nicht bloß in der Pfalz, auch anderwärts waren bei den Frauen im Schwang die langen Schleifröcke mit besonderen Schleifen von drei Ellen Länge, bei den Bäuerinen Mützchen, darunter schöngestickte „Bruststücke," hinten eine

lange „Plätsch" (Chaise); dann Schuhe mit fast fingershohen Absätzen, auch Tituskköpfe ꝛc. Ebenso bei den Männern das lange Haar mit einem Kamm, nebenbei der Zopf, die Lockenperücke, geschnäbelte Stiefel und Schuhe, Suwarowstiefel ꝛc. Alles das waren die Vorzeichen der trachtlosen heutigen Zeit. —

Worin liegt nun die Eigenart unserer heutigen Kleidung? Bereits ist gesagt, daß der Pfälzer vor allen andern ein bequemes Kleidungsstück vorzieht; er will nicht gehindert sein weder im Haus und im Felde noch in der Kirche. Demzufolge muß das, was man sich unter Tracht denkt, mehr hervortreten in seinem Werktagsgewande als im sonntäglichen Anzug. So ist es. An diesem zeigt sich bereits der Einfluß der Mode, jedoch nur insoweit, als sie die Kleidung in vieler Hinsicht bequemer, zuträglicher, unter Umständen auch billiger gemacht hat; er zeigt sich auch in gesundheitlicher Hinsicht. Die Neigung zur Reinlichkeit, namentlich in den entlegenen Theilen des Westrichs, der Sinn für sorgsamere Pflege des Leibes steht im Wachsen, und die Zeit ist vorüber, wo man — wie eine Frau in einem Donnersbergdorfe sich unlängst geäußert — „sich hot versteckele müsse, wann m'r sich mol meddaks gewäsch hot." Heute gottlob muß man sich eher verstecken, so bald man das unterläßt.

Die damalige Alletagstracht ist auch noch heute so ziemlich verblieben, und für die sonntägliche ergibt sich der etwaige Unterschied nicht so sehr in der geänderten Form als in der dunkleren Farbe und in dem größeren Werthe des Stoffes. Die ärmere Jugend, männlich und weiblich, in Dorf und in Stadt, läuft des Sommers bis tief in den Herbst barfüßig, bloßköpfig und hemdärmlich. Das dauert bis zur Confirmation, häufig auch länger. Das Barfußlaufen ist übrigens oft mehr Liebhaberei als eigentliche Noth, und hängt mit dem ökonomischen Sinne zusammen. Auch der „Hemdärmel" ist so ziemlich durch alle Klassen verbreitet bei Männern und Frauen, zu Haus und im Felde. Die Bursche des westricher Dorfes sieht man im sonntäglichen Tuchstaate hemdärmlich, die Grasblume (Nelke) im Mund, die Gerte in der Hand und auf dem Kopfe die Kappe. In der Vorderpfalz wohl nicht so häufig, hier liebt man dagegen den Hemdekragen gesteift, was ganz mit der strackeren Haltung des Körpers harmonirt. Für alle Lebensalter gilt die einfache Hose, leinen oder wergen, zumeist blaugefärbt, ein gleicher Wamms nach älterem Schnitte, im Süden vornämlich die rothe Weste, auch der immer mehr in Aufnahme kommende blaue leinene Kittel — die französische Blouse, der sog. „Licker-(Lütticher)kittel," — die Reiseuniform der Metzger und Handelsjuden, und dann die Schirmmütze in verschiedenen Façonen, oder neuerlich auch der Strohhut für den Sommer. Das eigentliche Kamisol räumt ähnlichen modernen Kleidungsformen hin und wieder den Platz. Statt der Schuhe oder Stiefel bei schmutzigem Wetter auch die Holzschuhe, „Klumpen," namentlich bei der

Jugend, auch sonst außer der Wohnstube gebräuchlich, sogar in den Städten, wo sie in letzter Zeit eine ganz elegante Form angenommen. Im Winter tragen die gemachten älteren Leute einen weiten tiefblauen Tuchmantel mit langem Kragen. — Die weibliche Werktagstracht ist ebenso einfach als bequem und billig. Die Mädchen und jüngeren Frauen haben ein einfaches, enganschließendes Leibchen aus weißem oder gestreiftem Leinen, vornen geschnürt, einen halbleinenen Unterrock, einen faltigen Oberrock aus gefärbter Leinwand oder gedrucktem Cattun, darauf einen Schurz, und — gehen sie nicht gerade hemdärmlich im Sommer — ein einfaches kurztailliges Mützchen oder (Vorderpfalz) ein weites Jöppchen — „Säckel oder Jäckel;“ darüber ein kleines, weißes oder halbcattunenes Halstuch, sind zumeist barhaupt oder nur strichweise mit Hauben bedeckt, und tragen bei der Sommerarbeit das so sehr kleidsame, blühendweiße, leinene Kopftuch, welches so recht malerisch zu schlingen gerade nicht jedes vermag; wenigstens versteht man das besser im Westrich als auf der ostpfälzischen Ebene, wo der Schlupf auf den Kopf kommt. Dieses Kopftuch dürfte das Wahrzeichen sein des weiblichen Werktagsgewandes. Und fürwahr ist es ein herzerfreuender Genuß, eine junge stramme Pfälzerin, den schwerbeladenen Korb oder ein „Locken“ (Bündel) Gras ꝛc. frei auf dem Kopfe tragend, darin rüstig und frisch einherschreiten zu sehen. Im Winter sind die Gewandstücke nur schwerer und besser von Stoff, das Mützchen etwa aus Biber, oder aus Wolle gestrickt, und kommt, so das nicht ausreicht, bei der Frau noch der Mantel mit Capuze hinzu. Auch die sonntägliche Tracht hat dieselbe Façon, nur liegt der Unterschied im Wechsel des Stoffes. Ebenso die festliche — in Freud und Leid. Bei Hochzeiten trägt die Braut einen Kranz auf dem Kopfe, der Bräutigam einen Strauß auf der Brust; bei Leichenbegängnissen sind die Frauen schwarz angezogen, die leidtragenden Männer haben Flöre am Hut oder um den linken Arm. —

Die bürgerliche Tracht in den Städten ist nunmehr ohne bestimmten Charakter. Schon im Dorfe ist — zum ewigen Aerger der Alten — das Volk zur Mode geneigt, um so mehr in der Stadt. Ganz natürlich. Ein Handwerker um den andern läßt sich nieder im Dorfe; thut das ein Schneidergeselle, der eben aus der Fremde gekommen, so will er sein Meisterstück zeigen, und das vermag er nur mit der Mode. Nichts desto weniger hält deren Verbreitung sehr schwer, wenn sie nicht besondere Bequemlichkeit bietet. Der Cylinderhut, der schwarze Frack, die Glanzlederschuhe ꝛc. sind noch nicht allgemein eingebürgert, selbst nicht bei Visiten, Aufwartungen oder wie diese „Mußbesuche“ alle heißen, wobei man unnöthige Complimente machen muß, und davon ist der Pfälzer kein Freund. Indessen scheint so viel gewiß, man wird sich erst dann einer allgemein giltigen Volkstracht bequemen, wenn sie eine nationale zu werden verspricht, und wieder erst dann — wenn sie vor allem bequem ist. —

Fünfter Abschnitt.

Volkssage.

Von Ludwig Schandein.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Der Gemüthseigenheit eines Volkes entspricht auch die Art seines Lebens: das Volksleben in seinem Dichten und Trachten ist ja so ganz das nach außen gekehrte Gemüth. Als der einheitliche Grund und die ganze Fülle unsers inneren Lebens bethätigt sich das Gemüth wesentlich in zwiefacher Richtung: im Sinne und im Triebe. Der Sinn innigt das Aeußere, der Trieb entäußert das Innere. Sinn und Trieb im Vereine ist sinnender Trieb oder selbstbewußtes Sichtreiben — lebendiges Streben. Ein Volksleben ist nur dann ein gesundes, wenn Sinn und Trieb in ihm gleichmäßig wirken. Besonnene Werkthätigkeit also bedingt und bestimmt den Werth eines Volkes.

Wie jedes Leben ist auch das Volksleben ein Gliedbau wechselseitig sich stützender Kräfte. Tritt eine Richtung übermächtig vor der andern hervor, so entwickelt sich die besondere Volkseigenart, welche je nach äußerem Einflusse mehr oder minder entschieden sich ausprägt. Jedes Volk, jede Gemeinde, ja jede Familie ist für sich selbst wieder eigengeartet.

Die Eigenart des pfälzischen Volkes beruht überwiegend im werkthätigen Triebe. Zeigt unser Volk auch für die idealen Güter des Daseins einen nicht unempfänglichen Sinn, so bleibt doch der rationelle Lebensbetrieb bei ihm leitender Grundsatz: lohnende Aussicht verwerthet sich besser als fruchtlose Insicht. Wäre der Pfälzer nicht schon von Natur aus so rührig, der wechselvolle Gang seiner Geschichte hätte ihn also gebildet. Noth lehrt beten, aber den Pfälzer hat sie auch dulden, ausdauern, sich wehren gelehrt — sie hat ihn zur Arbeit erzogen. Die Arbeit ist ihm geschichtlich geblieben, sie bildet nunmehr den fast einzig beharrlichen Zug seines sonst so beweglichen Wesens. Will man also vom Pfälzer ein richtiges Bild, so muß man ihn von der Werktagseite des Lebens betrachten. Hier treten so manche bemerkenswerthe Züge hervor, welche zusammengefaßt immerhin eine wohlausgeprägte, ja sogar eigenschöne Volkspersönlichkeit darstellen dürften.

So etwa zeigt sich die Grundlage des pfälzischen Wesens. Auf anderen Bedingnissen jedoch beruht das Gedeihen der Sage, wie der Sitten und Bräuche. Nicht als sei das pfälzische Element hiezu nicht beschaffen, nein — nur die geschichtliche Nothwendigkeit hat auf andere Bahnen geführt.

Leben und Weben der Sage beruht mehr im Bereiche des nach innen sich neigenden Sinnes, in der mehr contemplativen Gemüthseigenheit. Das aber wird heute bei uns als die Feiertagseite des Lebens betrachtet. Somit tritt bei dem Pfälzer, welcher in einemfort „sich abzappelt und abschafft", dieser innerliche Zug mehr nach hinten und gerade dort um so weiter zurück, wo ein rascher Verkehr den Wettkampf der Arbeit um so heftiger stachelt. Und in der That finden Sage, Sitte und Brauch, wie alles Altüberkommene, sich tiefer gefestigt im umschlossenen Bergland des Westrichs als im offenen Flachland der Ostpfalz.

Die Kraft des Eigenlebens der Pfalz ist überhaupt schon gebrochen, weit mehr als in jeder der Schwesterprovinzen. Dem Forscher nach Volksalterthümern ist dadurch seine Aufgabe besonders erschwert. Einmal unsere Jugend, vom Geiste der Zeit angeweht, lebt und strebt nur in der Sorge um Gegenwart und Zukunft; sich der überwundenen Vergangenheit zu kümmern, wäre unpraktisch, wo nicht ungeschickt oder thöricht. Lieber denkt man vor sich hinaus als hinter sich zurück. Selbst unsere Alten sind vergeßlich geworden für solcherlei Dinge, weil eben die Jugend sie dessen nimmer befragt. Begreiflich meinen wir nicht die bildungssüchtige Jugend, welche ausnahmsweise an Volksalterthümern eine Art von Liebhaberei findet. Dann sind auch fast völlig verschwunden jene wunderlichen, ernstkomischen Gestalten des Dorfes, welche bei aller Welt „im Gibel gepickt sind" (d. h. oben nicht recht geheuer), weil sie Sagen, Märchen, Lieder, Schwänke und allerhand Volkskuriositäten singend und sagend nur so herausschütten konnten. Nunmehr dem Mitleid der Alten und der Spottlust der Jungen verfallen, fänden diese vereinzelten Zeugen gesunkenen Volkthumes heute noch alle Beachtung beim Forscher. Endlich steht die Spinnstube, des Dorfes Casino, ganz im Verschwinden, und ist auch nicht Jedem der Eintritt ermöglicht. Erfreut man sich unter solcher Bewandtniß denn doch einmal der Bekanntschaft eines nicht unkundigen Mannes aus dem Volke, so darf man im voraus gefaßt sein, daß von seiner Mittheilung gewißlich die Arbeit ihn abruft, ebenso gefaßt auf die stete Unterbrechung: so war es vor Alters, aber heut' ist es besser! Auch dieser schämige Zug stimmt ganz zum Gesichte des heutigen Pfälzers.

Zu alledem der empfindliche Mangel eines literarischen Brennpunktes der Pfalz. Wie manches Schriftmal hätte gerettet, wie manche mündliche Kunde noch aufgezeichnet werden können unter Leitung geeigneter Kräfte! Darf man sich wundern, wenn der Quell unserer Sage versiegt oder im Sande versickert? Und was unsere wenigen Sammlungen bieten, das ist nicht immer verlässig, die Darstellung selbst nicht unbefangen, nicht einfach genug, das Ganze planlos, das Einzelne gar oft poetisch verwässert und solchergestalt in das Volk übergegangen. Echte, dem heimischen Boden entsprossene Sagen in strengbehüteter Reinheit zu finden, wäre wohl ein aus-

nehmendes Glück. Gleichwohl tauchen noch heute hin und wieder Spuksagen auf, indessen mehr anekdotenmäßig oder mehr scherzhaft gemeint, und auch dann nur als örtliche Variationen zu einer längst schon gesungenen Grundmelodie. Solche Dinge sind aber für vergleichende Forschung von nur geringem Belang.

Das Gesetz alles Lebens, wonach sich die Vielheit aus der Einheit entfaltet, gilt auch für Sage. In dieser Beziehung theilt sie mit unserer Mundart, überhaupt mit der Sprache, den gleichen Verlauf und das gleiche Geschick. Wie die ganze Mannichfalt des mundartlichen Lautunterschiedes aus verhältnißmäßig nur wenigen Wortwurzeln erwächst, so weist auch die pfälzische Sage auf eine Einheit und zwar auf den altgermanischen Götterglauben zurück, nur sind die ursprünglichen Züge mehr oder minder verdeckt oder nur theilweise erkennbar. Wohl hat die christliche Lehre durch die Glaubensboten Pirmin, Remigius, Disibodus, den h. Philipp von Zell u. a. bei unserm Volke sehr frühe, bereits schon im sechsten und siebenten Jahrhundert, wohlbereite Herzen gefunden und rasche Verbreitung; allein wie allenthalben in Deutschland haben auch in der Pfalz diese Sendboten die Wurzeln des altgeheiligten Volksglaubens nicht völlig auszurotten vermocht; immer noch, wenn auch nur spärlich, sind Blüthen erschienen in Sage, in Sitten und Bräuchen, im ganzen Volksaberglauben. Allein die verwelkenden Blüthen, die zerstreuten Blätter unserer Traditionen tragen noch heute, trotz aller geschichtlichen Stürme des Landes, ihre ursprüngliche Signatur. Besonders ersichtlich wird das in dem großen Reichthume der Sagen vom Teufel, wie in den vielen landläufigen Redensarten, worin der Gottseibeiuns die Hauptrolle spielt. Ueberall und jederzeit aber hiezu den mythischen Nachweis zu liefern, gestattet uns nicht der knapp gemessene Raum. Ist es auch sonst schon sehr schwierig, die geschichtliche Entwickelung einer Sage oder einer bloßen Volksvorstellung streng zu verfolgen. Die Herstellung des wirklichen Sagenbestandes nach seinen charakteristischen Zügen dürfte darum für unsere Aufgabe genügen.

Die pfälzische Sage war ohne Zweifel ein herrliches, üppigblühendes Reis an dem Baume germanischer Sage. Die zum Theil wundersame Romantik des Landes, selbst seine reichbewegte Geschichte, ist ganz darnach angethan, den sagenschaffenden Sinn tief anzuwirken. Als der ergiebigste Sagenboden erscheint das gebirgige Westrich, und zwar der ganze Zug der Vogesen bis zum Donnersberge und zu den Nahebergen hinüber, rechts einbegriffen die Abhänge der Hart und links des Gebirges Verzweigung mit seinen Thälern und Schluchten, seinen tiefgrünen Wäldern und grotesken Felsenpartien, seinen Wögen und Weihern. Zahlreich finden sich hier die Burg- und Klosterruinen, dann im Donnersberglande und im Gebiete von Annweiler und Dahn die abenteuerlichen Sandsteingebilde, welche selbst den nüchternen Kopf zu poetischem Spiele verleiten. Hier liegt die eigent-

liche Heimath unserer Sage, überhaupt alles Traditionellen, wenn auch das confessionelle Verhältniß der Ortschaften nicht ohne Einfluß sich zeigt. In vorwaltend katholischen Strichen, wie z. B. im Bliesthal, wird die kirchliche Färbung der Sage sich fester behaupten. Weniger fruchtbar erscheint das hügelige Westrich, insbesondere das Glan- und Lautergebiet und das nördliche Donnersbergland links und rechts, die alte „Getreidekammer der Pfalz", obwohl wie allenthalben auch hier die anekdotenhafte Spuksage noch wuchert. Den geringsten Antheil nimmt das ostpfälzische Flachland und die Uferebene des Rheines. Indessen eine Art von Ersatz ist hier gefunden in den keltischen, römischen und altfränkischen Alterthümern, welche noch häufig sich ausgraben lassen.

Dem jeweiligen Landescharakter entspricht auch in gewisser Beziehung der Charakter, die innere Stimmung der Sagen. Die Mannichfalt ist darum eine reiche. Mehr ernst und düster gestimmt, auch dem vorchristlichen Volksglauben etwas näher gerückt, sind die Sagen aus der Felsengegend von Annweiler und Dahn und aus den Donnersbergschluchten. Voll heiterer Anmuth und Innigkeit dagegen jene des hügeligen Westrichs; großentheils in den letzten Jahrhunderten entstanden oder wenigstens umgebildet, erscheinen sie wie heitere Geschichten trotz ihrer mitunter scheinbaren Schreckhaftigkeit, und sind sie wiederum eigenthümlich abgetont in den ehemaligen Herrschaftsstädten des zweibrücker Gebietes. In mehrentheils hellerer Tonart bewegen sich die Sagen aus dem Rebenlande der Hart, wenn namentlich die Wirkung des Weines im Kopfe, sein geheimnißvolles Treiben im Fasse, das Leben und Weben im Keller eine bestimmte Gestaltung gewinnt. Würde die goldene Quelle des Weines auf einmal versiegen durch irgend ein unabwendbares Verhängniß, fürwahr — sofort und in Fülle dürften neue Sagen sich bilden von den Geistern des Weines, von seiner beglückenden Thorheit, von seiner bezaubernden Macht. Eines andern Tones sind wieder die Mären des ostpfälzischen Gaues, dessen Bewohner eine gewisse praktische Nüchternheit kennzeichnet; und wiederum anders die Schiffersagen des Rheines. Allein wie reich und wie fein auch der Abstand, alle diese Modulationen durchklingt der Eine, warm- und tiefangeschlagene Grundton des unverfälschten deutschen Gemüthes.

Lassen wir die Vorführung unserer Sagen nun folgen. Viele sind mühsam aus dem Munde des Volkes gesammelt, ein großer Theil stützt sich auf bereits vorhandene schriftliche Quellen. Sie alle aber konnten hier nicht Berücksichtigung finden, fällt ja der Darstellung ganzes Gewicht nicht so sehr auf die gründliche Erschöpfung des Vorraths, als auf die treffende Auswahl. Auch aus den gebotenen Trümmern, sind sie nur als echte befunden, vermag der sagenkundige Sinn sich einen Bau aufzurichten.

Zweites Kapitel.

Geschichtliche Sagen.

Jede Gattung von Sage in strenger Umgränzung zu halten, ist nicht wohl thunlich: hat ja die Sage an und für sich schon einen sehr dehnbaren Begriff. Ein wechselseitiges Eingreifen der einen Sagengruppe in die andere wird darum unvermeidlich, wo nicht geboten.

Die geschichtliche Sage lehnt sich zunächst an ein geschichtlich bedeutsames Moment, sei dieses ein wichtiger Vorgang, eine hervorragende Persönlichkeit als Beglücker oder Bedrücker des Volkes, oder sei es eine besonders auffallende Oertlichkeit. Von der Gewalt einer großen Erscheinung betroffen fühlt sich die Einbildungskraft unwillkürlich getrieben, dieser Erscheinung eine übermenschliche Kraft beizumessen, sie in geheimnißvollen Zauber zu kleiden. Alle die Kraft, welche der altgermanische Glaube den personificirten Mächten der Natur und des Lebens — seinen Gottheiten — beigeschrieben, erscheint uns wie wiedergeboren oder nach Umständen modificirt in den Gestalten geschichtlicher Sage: der mythische Begriff ist mit der geschichtlichen Erscheinung innigst verschmolzen. Indessen auch in anderer Weise, selbst aus den Trümmern verschiedener Volkslieder, bildet sich Sage und gruppirt sich ein wirksames Ganze. Was da der Volksempfindung als bedeutsam, als passend zusagt, wird übergetragen auf eine Persönlichkeit, auf ein folgenreiches Ereigniß. Aehnlich verhält es sich mit den Oertlichkeiten. Tragen diese ein ungewöhnliches Gepräge, wie z. B. die abenteuerlichen Felsengebilde bei Dahn, welche mitunter an Stühle, Tische, Kanzeln u. s. w. erinnern; oder wirkt dieser Eindruck besonders tief und ergreifend, so erscheint alles das als ein Werk einer übernatürlichen, in der Regel feindseligen Macht, namentlich wenn ein geschichtlicher Vorfall damit sich verbindet. Auf diesem Wege sind eine Masse von Teufelssagen entstanden. Auch der unbegriffene Name einer Oertlichkeit veranlaßt öfters zur Sage, ob auch die urkundliche Lautform einer solchen Auffassung widerspricht. Die Unterscheidung zwischen reingeschichtlicher und reinmythischer oder anderer Sage ist darum nicht immer zu treffen.

Dem verstandesmäßigen Wesen des Pfälzers sollte vor allen die geschichtliche Sage entsprechen, weil diese schärfer umrissen, plastischer, greifbarer hervortritt. Nichtsdestoweniger ist ihr heutiger Umfang verhältnißmäßig gering, wenn wir nicht gerade die bunte Menge unserer Ritter- und Burgsagen und die sagenhaften Schwänke hereinziehen wollen. Es erklärt sich dieß leicht. Mit den Völkern, welche von Anbeginn kamen und rasch wieder verschwanden, verschwand auch der Eindruck ihrer Führer, wenn anders dieser Eindruck nicht ein tiefeingreifender, nachhaltiger ward für Anschauung und Lebenszustände des Volkes.

Von dem Urzustande des Landes bestehen nur dunkle Ahnungen und schwankende Begriffe, theilweise durch Lesen vermittelt. Nur einer, wohl auch erst später entstandenen Sage sei um ihrer echt pfälzischen Ausprägung willen hier eine Stelle gegönnt. — Vor undenklicher Zeit war die Pfalz ein weiter unabsehbarer See. Das Wasser verlief sich, aber der Geist des Wassers zog sich grollend zurück in das Innere der westricher Berge und hauste dort mit seinen Gesellen — den Riesen. Diese traten nunmehr in unausgesetzten Kampf mit dem Geschlechte der Menschen. Die Sonne schien warm, ihr belebendes Licht schuf aus dem entwässerten Boden einen reizenden Garten, ein wahrhaftes Paradies. Da überkam eines Tages unsern Heiland die Lust, die schöne Pfalz zu durchwandeln, um sich hier eine Hütte zu bauen. Das merkte der Böse. Plötzlich bricht er aus seinen Bergen hervor, nimmt unsern Herrn bei der Hand, führt ihn auf die Felsenhöhe des Berges, wo heute das Hambacher Schloß steht, zeigt ihm ringsum das wunderherrliche Land und spricht: „Sieh, alles das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!“ Aber erzürnt rief ihm der Heiland entgegen: „Behalt's!“ Ergrimmt und beschämt floh der Versucher in seine Hölle zurück — d. h. nach vorderpfälzischem Begriffe — in das Westrich. Der Name „Behalt's“ — d. h. „Palz“ — ist aber von dortan dem Lande geblieben. — Auch in der bayerischen Oberpfalz besteht eine gleiche Variation, deren Thema uns schon im neuen Testamente begegnet. Wem nun das Vorrecht der Umkleidung oder Localisirung dieser Legende zufällt, kann hier gleichgiltig sein: liegt doch die Hauptsache selbst im deutungstiefen kosmogonischen Inhalt, im einen und ewigen Grundmotiv jeglicher Sagengestaltung, welches da heißt: Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, Kampf der Bildung mit der Barbarei, Kampf der neuen Welt mit der alten. Insofern erinnert diese Sage an die Götterdämmerung des uralten Mythos. — Den Ursprung des pfälzischen Wappens setzt die Chronikensage in uralte Zeit. (S. Heintz, Beitr. zur Geschichte des Rheinkreises; Schöppner, Sagenbuch I. 308.) Hildegast, der Vertraute des Frankenkönigs Childerich, Priester und Wahrsager, hatte, nachdem er vor dem Altare einer heidnischen Gottheit das Opfer verrichtet, eine seltsame Vision. Das war (224) vor dem Beginne der Schlacht. In begeisterten Worten verkündigte er den Sieg der Sikambrer über die Römer jenseits des Rheines: er erschaute den muthigen Löwen mit der Schlange Klugheit als Sieger über den römischen Adler. Also gemahnt wählte Childerich statt der drei Frösche in seinem Wappenschilde den Löwen in erhobener Stellung, mit offenem Rachen, der Kopf stand im blauen Felde und sah über den Rhein in die blaue Ferne. Der Schweif war getheilt, die eine Hälfte endete in einer Schlange. Als aber Chlodwig die fränkische Herrschaft auf die Dauer befestigt, verließ er das Sinnbild der Väter und wählte die Lilien, von welchen ein christlicher Priester gesagt, sie seien vom

Himmel gefallen. Die übrigen Glieder des fränkischen Hauses behielten den Löwen bis heute. Herzog Johannes I. von Zweibrücken hatte diese alte Ueberlieferung in Reime gefaßt, die in eine Steintafel gehauen über dem Portale seiner Lieblingsburg Kirkel (im 16. Jahrhundert) angebracht wurden. Sie lauten:

Hyldrich der Franken König war
Vor mehr den Dreyzehen hundert Jar,
Der aus Rath ein's, der Hildegast hies,
Die drey Frösch in seynem Schildt verlies.
Dafür in's Panier den Lewen gut
Nam, das Hindertheil sich krummen thut,
Gleich wie ein Schlang, um des Adlers Hals,
Darmit anzuzeigen gleiches falls,
Daß der Franken Lewenhertzen frey,
Manheyt und rechte Klugheit darbey,
Nach Gottes Wille mit Krieges Macht
Sollten bezwingen der Römer Pracht,
Wie dann hernach geschehen ist.
Nachdem der Adler entflogen ist,
Frankreich Lilien zum Wappen nam,
Der gekrönte Lew blieb den Pfalz Stamm.
Gott erhalt die Pfalz beim Lewen gut,
Und dieß Hauß allzeit in seyner Hut.
Anno Christi MDXCVII.

Der Entstehungszeit nach unbestimmt, aber in aller Munde lebt die Sage vom gehörnten Siegfried, welcher den Drachen getödtet. Ein Wiederklang des geheimnißtiefen Tones, welchen schon der althellenische Mythos angeschlagen über den Kampf des Chronidem Zeus mit den Titanen, sowie die altnordische Lehre über den Kampf der Götter mit den uralten gewaltigen Riesen, erklingt diese Drachensage auch noch in der christlichen Legende vom hl. Erzengel Michael und vom Ritter Sanct Georg. Etwa zwei Wegstunden westwärts von Dürkheim erhebt sich über das waldreiche Bergland empor der „Hohenberg“ mit seiner wundervollen Aussicht über alle Theile der Pfalz. Die ganze Oertlichkeit ist zur Sagenbildung wie geschaffen. Den Scheitel des Berges bildet eine mächtige Felsenplattform, der „Drachenfels,“ mit einer weiten tiefzurückgehenden Höhlung, der „Drachenhöhle“ oder „Drachenkammer.“ Hier hauste seit uralter Zeit ein scheußlicher Drache, der Schrecken der ganzen Umgegend. Keiner menschlichen Macht war es gelungen, das Ungethüm zu erlegen. Held Siegfried, des Sigmund Sohn, war thatendurstig aus den Niederlanden rheinaufwärts gekommen, und trat im Dürkheimer Thale bei einem Waffenschmiede in Arbeit. Der Ruf seiner übernatürlichen Leibesstärke machte ihn bei allen gefürchtet. Mehr als einmal schlug er dem Meister den Amboß in den Boden. Listiger Weise schickte ihn dieser einmal auf längere Zeit hinaus in den Wald, Holz zu schlagen

und Kohlen zu brennen, und gerade in die Nähe des gefürchteten Drachen. Am Brunnen entsteht ein heftiger Kampf, endlich hat Siegfried den Lindwurm erlegt, badet sich in dessen Blute, das seine Hornhaut unverwundbar macht bis auf jene Stelle zwischen den Schultern, worauf ihm während des Badens ein Lindenblatt gefallen, und zieht dann ein gefeiter, siegreicher Held an den Hof der Burgunden nach Worms, des Königs Günther Schwester zu freien. Dort am Rheine entwickelt sich dann das tragische Drama der Nibelungen. — Ob die Rheinpfalz die Heimath der Sage, ob diese selbst vor der Fassung des Nibelungenliedes bei uns schon bestanden, bleibe hier ununtersucht. Genug — die Volkssage nennt einige Oertlichkeiten, welche mit Drachen in Berührung stehen, als „Drachenbrunnen" bei Klingenmünster u. s. w. Auch werden manche Einzelvorgänge des alten Heldenliedes in unsere Gegend verlegt: ein Siegfriedsbrunnen zunächst Edigheim bei Frankenthal, urkundlich „Odincheim," früher auf des Rheines rechter Seite gelegen; so ein Brunhildisstuhl bei Dürkheim (mundartlich verdorben „Brum- oder Grumholzstuhl"), dann der „Wasihenstein," ja urkundliche Namen wie „Nebelungus," die noch heute als „Nebling" bestehen. Die Nähe der Nibelungenstadt am Rheine macht das erklärlich.

Der Name Rhein übt überhaupt auf die Einbildungskraft einen mächtigen Zauber. Was alles ist nicht an diesen Namen geknüpft. Der Nibelungen Hort liegt im Rheine versenkt und harrt seiner Hebung. Ein großes und wichtiges Stück der Geschichte spielt an den Ufern des Stromes. Der Rhein war Geburts- und Pflegestätte deutscher Cultur, der ständige Schauplatz der gewichtigsten Kämpfe. Das erzählt uns genau die Geschichte. Doch in der Seele des Volkes, welches quellenmäßige Geschichte nicht liest, webt das alles wie dämmernde Ahnung, und selbst diese hat aus fabulirenden Chronikberichten reichliche Nahrung gesogen. So rauschen an seinem innern Auge vorüber die ersten wilden Völkerschaaren, welche von den hochasiatischen Steppen herübergezogen unter gewaltigen Führern, es erscheinen ihm Machthaber aus assyrischem Königsgeschlechte und erbauen Straßburg und Trier und andere Städte des Rheines; der Deutschen Stammvater und Erzkönig, der räthselhafte Mannus, welcher Mannheim erbaut; nach einer Fürstin Nemeta wird Speier die Stadt der Nemeter genannt; Trojaner kommen und werden unter ihrem Könige Franko die Stammväter der Franken; — und also ein langes Gefolge von Königen, Fürsten und Prinzen als Gründer von pfälzischen Städten und Orten. In dieser Weise schafft sich das dunkle, instinctive Gefühl von jener großen Völkerbewegung eine bestimmte Gestalt. Dann zeigen sich auf dem Schauplatze die Kimbern und Teutonen, die Kelten, die Alamannen u. s. f.; — unter kühnen und allgewaltigen Herrschern die Römer, mit und nach ihnen die hehren Gestalten germanischer Helden. Unter allen aber haftet fest in

der Seele Attila's, des Hunnenkönigs, grauenhafte Erſcheinung; denn wo nur irgend im Lande zerſtörtes Gemäuer oder dergleichen ſich findet ohne geſchichtlichen Nachweis, wird Attila, die Gottesgeißel, des Rheinſtromes furchtbarſter Feind, der Verwüſtung beſchuldigt. — Nordweſtlich von Dürkheim auf einer Anhöhe ſieht man die „Ring- oder Heidenmauer," einen Kreis von Steingerölle, etwa eine halbe Stunde im Umfang. Hier habe nun König Etzel ſein Lager geſchlagen, als er bei Châlons beſiegt über den Rhein ſeinen Rückzug genommen. Gleichwie beim Drachenfels einen Druidenſitz vermuthen andere in dieſer „Teufelsmauer" die Umfriedung eines Opferplatzes, — ein Opferſtein iſt noch vorhanden. Von dieſem Steine geht die Sage: der Teufel habe ihn nach der Limburg hinübertragen gewollt, weil er aber zu ſchwer, ihn unterwegs liegen gelaſſen. — Von dem Göttercultus wie von der Lebenseinrichtung dieſer verſchiedenen Volksſtämme ſind noch nicht alle Spuren verſchwunden. Außer Gräbern, Wällen, Verſchanzungen und dergleichen mehr treffen wir ſogar noch Opferaltäre, nach allem Vermuthen ſelbſt der ägyptiſchen Iſis und dem perſiſchen Mythras geweiht. Alle dieſe unklaren Vorſtellungen, wie ſie in der Seele des Volkes als Bilder und Geſtalten auftauchen, haben ſich aber noch nicht zu wirklichen Sagen erhoben.

Der Himmel geſchichtlicher Sage lichtet ſich erſt mit den Sendboten des chriſtlichen Glaubens, etwa um das 6. und 7. Jahrhundert, alſo mit der Verneinung und Ausrottung des altgermaniſchen Glaubens. Ein leuchtender Stern geht uns auf in der wundermilden Geſtalt des fränkiſch-auſtraſiſchen Königs Dagobert des Großen. Wo nur immer eine wohlthätige Stiftung beſteht, da weiß das pfälziſche Landvolk zumeiſt nur ihn als den Urheber zu nennen. Bei Beginn ſeiner Regierung war Dagobert ein leichtſinniger, allen Lüſten ergebener Herrſcher; viele Kirchen und Gotteshäuſer wurden von ihm beraubt und beſchädigt. Endlich brachte ihn ein Traum zur Beſinnung. Er ſtand vor dem Richterſtuhle Gottes, ſchwer angeklagt von den Schutzheiligen aller der durch ihn beſchädigten Kirchen, von der hl. Jungfrau Maria, dem Erzengel Michael und den Apoſtelfürſten Petrus und Paulus. Sein ſchuldiges Gewiſſen verſchloß ihm den Mund. Schon wollte der hl. Michael mit flammendem Schwerte die Strafe vollſtrecken, da erwirkte des Königs beſonderer Schutzpatron, der hl. Dionys, einen Aufſchub der Strafe, zugleich ihm bedeutend, wie er Verzeihung erlange: wenn zu Ehren aller der von ihm beleidigten Heiligen er Gotteshäuſer errichte. Alſo folgte der König dem Winke und nacheinander erhoben ſich Kirchen und Klöſter nicht nur in der Pfalz, ſondern überall in ſeinem weiten Gebiete, darunter vorerſt die Abtei Blidenſeld, die ſpäter Clinga oder Klingenmünſter benannt ward. — König Dagobert wohnte auf Landeck, angeblich der älteſten pfälziſchen Burg, zunächſt Klingenmünſter. Von ſeinem Volke war er als ein ebenſo weiſer als gerechter Richter auf

das tiefste verehrt. Kam eines Tages ein alter Bauer auf die Burg und klagte vor dem versammelten Gerichte einen Edelmann an: der habe seine Tochter entführt und geschändet. Der Edelmann ward von dem König als schuldig verurtheilt und auf das strengste bestraft. Deß nahmen die Großen des Reiches gar bitteren Verdruß und in heimlichem Rath ward des Königs Verderben beschlossen. Schon ist die Burg Landeck überfallen, das Dach steht in Flammen: da erscheint wie ein Bote des Himmels derselbe alte treue Bauer — nach andern ein frommes Weib — und geleitet den König heimlich und sicheren Weges durch den Wald gen Frankweiler hin, wo er, zunächst seiner Burg Godramstein, vor des Feindes Nachstellung gesichert, sich unter einem Dornstrauche versteckt. Derweilen haben seine Bauern die Empörung niedergeschlagen, und der gerettete König kehrt unangefochten zu seinem getreuen Volke zurück. Dessen zu Dank und zu ewigem Gedächtniß errichtet Dagobert auf seiner Burg Göcklingen — wo nach der Chronik vordem Amphoringen gestanden — ein Testament, kraft dessen seine Unterthanen längs der Hart — mit Ausnahme derer von Mörzheim, weil diese einmal seine Jagdhunde getödtet — seine ausgedehnten Vogesenwaldungen von der Lauterburger Gränze an bis zum Donnersberge zu ewigem Eigen erhalten. Es sind diese Waldungen die sogenannten „Haingeraiden," eingetheilt in Ober-, Mittel- und Unterhaingeraiden, und bis auf die neuere Zeit nach einer altgermanischen Mundsatzung genossenschaftlich verwaltet, worauf hier nicht näher einzugehen. Indessen die „Dagobertshecke," ein weißer Hagedorn, erwuchs zu einem ungewöhnlich kraftvollen, weitschattenden Baume, der noch bis in die letzten zwanziger Jahre gestanden. Und wunderbar — mit der Vernichtung des uralten, heiligen Baumes durch einen Blitzstrahl und durch einen später folgenden mächtigen Sturm war auch, und zwar nach langen Processen, das Band der Geraidegenossen gelöst. Als Lebenszeichen der Eintracht, des unverbrüchlichen Rechtes, der allen gemeinsamen Freiheit hatte der Baum bei dem Volke nicht bloß schützende, sondern auch heilende Kraft. Kranke genasen in seiner Nähe, Pferde, dreimal um den Baum geleitet, wurden geheilt. Wer aber einen Ast abschlage, der verliere den Arm; wer gar die Axt an den Stamm lege, der ginge zu Grunde elendiglich. Zum öftern ward auch die „Königshecke" das heimliche „Stelldichein" zu eidlichem Gelöbniß für Verbindungen jeglicher Art. Hier in nächster Nähe der Sitz Stalbühl zu Luitramsforst, wo unter freiem Himmel das kaiserliche Gericht gehalten wurde.

So gewinnt dieser Dornstrauch, welchem auch in andern pfälzischen Sagen eine Mission zugedacht ist, eine unverkennbar altmythische Bedeutung: er erscheint als Schutzdach verfolgter Unschuld, unter seiner Hut erwacht der vom Uebel Erlöste. Wenn auch nicht in dem umfassenden, bedeutungsschweren Sinne wie bei den Bajuwaren der Birnbaum auf der Walser

Haide, bei den Oberpfälzern „der kalte Baum," oder wie in dem altnordischen Mythos der Weltbaum Yggdrasil, eine Esche: so gemahnt diese Heilighaltung des Strauches doch immerhin an das hohe Ansehn, in welchem Wälder und Bäume bei den heidnischen Deutschen gestanden. (J. Grimm, deutsche Mythologie, 2. Ausg. II.) Wohl möglich, daß auch bestimmte mythische Sagen hierüber bei uns verloren gegangen.

Nun aber verschließt sich der Mund geschichtlicher Sage auf einige Zeit, oder ist er wenigstens uns nicht völlig erschlossen. Die Periode der Merowingen, ja die der Karlingen, hinterläßt uns zumeist nur Personen- und Oertlichkeitsnamen. Als Flur-, Feld-, Wald- und andere Namen führen diese allerdings vielfach auf mythische Begriffe zurück, doch ist ihre Deutung ohne den vollständigen urkundlichen Apparat immerhin eine gewagte. Bei Erklärung dieser mundartlichen Ausdrücke ist überhaupt große Vorsicht geboten; wie leicht verführt uns der bloße verwandtschaftliche Klang, während die wissenschaftliche, urkundlich erweisbare Erklärung des Namens einen ganz andern Begriff unterstellt. Kaum ist hier wieder zu nennen das Wort „Edenkoben," in welchem man ohneweiters den nordischen Odin vermuthen wollte. Wie man überhaupt in dieser Hinsicht verfährt, hat der bekannte Chronist Beyerlin mit seinen pfälzischen Ortsnamen zur Genüge bewiesen. Da wimmelt es nur so von mächtigen Herrschern und Fürsten, welchen die pfälzischen Ortschaften nicht nur die Gründung, sondern auch den Namen verdanken. So bietet dieser Zeitraum verhältnißmäßig nur wenig für die eigentliche Sage; selbst die Erinnerung an den großen Karl, welcher sich andere Stämme erfreuen, ist nicht haften geblieben oder ist sie in andere Formen gekleidet. Doch wollen wir eine Sage aus dem 10. Jahrhundert nicht übergehen, ob auch ihr Inhalt nicht gerade in das Mythische streift. — Adelheid von Burgund war die treffliche Wittwe Lothars, des lombardischen Königs. Mächtige Fürsten, darunter der zudringliche Berengar, Markgraf von Jvrea, warben um ihre Hand, jedoch vergeblich. Verfolgung und Einkerkerung vermochten ihren Willen nicht im geringsten zu brechen, sie blieb standhaft und fest und vertraute dem Herrn. In dieser Noth der Verzweiflung wurde sie durch einen befreundeten Mönch zu einem fürstlichen Freunde gebracht. Der aber, selber zu schwach gegen ihre Feinde, empfahl die duldende Frau dem Schutze des Kaisers Otto des Großen. Der deutsche Kaiser vermählte sich ihr, erwarb dann die Krone Italiens, und schenkte ihr den königlichen Sitz zu Germersheim am Rheine als besonderes Eigenthum. Da lebte sie gottesfürchtig und fromm. Heute nennt man noch „die Zelle" als die Reste des Hauses, welches die Fürstin bewohnte.

Das 11. Jahrhundert zeigt uns eine bedeutsame Stätte in der Umgebung von Dürkheim. Es ist die Limburg, welche früher „Lindburg" geheißen, auf einem der herrlichsten Punkte der Hart. Dort stand nach der

Sage die Stammburg der Salier. Kaiser Konrads II. erstgeborner Sohn habe hier durch einen Sturz aus dem Fenster das Leben verloren, und davon sei dessen fromme Gemahlin Gisela so tief erschüttert gewesen, daß der Kaiser seinen Stammsitz nunmehr in ein Gotteshaus umzuwandeln beschloß. Sofort ward der Grundstein gelegt zu dem großartigen Klosterbauwerk, dessen Pracht noch die heutige Ruine verkündet. Doch nicht genug. Noch am selbigen Tage, und zwar nach einem kräftigen Morgenritt, legte Kaiser Konrad (1030) den Grundstein zum speierer Dome, und traf dabei die Bestimmung: daß alle römischen Kaiser und Könige, welche innerhalb Deutschlands mit Tode abgehen, im Dome zu Speier bestattet werden sollen. Den Grund hievon erzählt Eisengrein aus verschiedenen schriftlichen Quellen. — Graf Leopold von Calwe hatte, einer kaiserlichen Bestrafung entgehend, sich mit seiner schwangeren Gemahlin im Schwarzwalde verborgen. Auf einer Jagd gerieth zufällig der Kaiser in die nämliche Hütte. Des Nachts gebar die Gräfin einen Knaben, welcher weinte. Dabei vernahm der Kaiser die Worte: „O Kaiser, dieses Kind wirst du zu einem Tochtermann und Erben haben!“ Das Kind sollte nun heimlich getödtet werden, doch die Diener verbargen es unter einem Baume und täuschten ihren Herrn durch Vorzeigung eines Hasenherzens. Der Knabe ward ein stattlicher Jüngling und kam in des Kaisers Umgebung. Dieser aber faßte bald Argwohn und sandte den Jüngling zur Kaiserin mit einem verschlossenen Briefe, der die Stelle enthielt: „So lieb dir dein Leben ist, so laß diesen Jüngling heimlich tödten!“ Der Bote gerieth aber zuvor noch zum Kanzler des Kaisers, dem Domdechanten. Der öffnete neugierig den Brief, und auf das höchste entrüstet über des Kaisers schändliche Absicht änderte er dahin die betreffende Stelle: „Gib diesem Jüngling unsere Tochter zur Ehe!“ Und so geschah es. Der Kaiser erfuhr nachträglich den wahren Verhalt, und in diesem Vorgange die Hand Gottes erkennend, bestellte er den Tochtermann (Heinrich III.) zu seinem Sohne und Mitregenten. Und darum, daß einer aus Speier ihn abgehalten von der Vergießung unschuldigen Blutes, erließ er die obige Verordnung. An ihm ging sie zuerst in Erfüllung.

Kaiser Heinrich IV., der schwergeprüfte Dulder, veranlaßt zu ergreifenden Sagen. Bekanntlich mit dem päpstlichen Bannfluche belegt und der kaiserlichen Würde entkleidet, kam er auf seiner langen Irrfahrt, an Leib und Seele gebrochen und lebensmüde in der Kaiserstadt an. Die Sage läßt ihn in Speier selbst sterben in einem armen Häuslein außer der Stadt.[1]) Als nun das Licht seines Lebens erlosch, da fängt auf einmal

[1]) Geschichtlich ist aber, daß Heinrich IV. zu Lüttich am 7. August 1106 gebrochenen Herzens gestorben und nachdem er zweimal begraben, später nach Speier gebracht und in der von ihm selbst erbauten St. Afrakapelle unbegraben im steinernen Sarge gelegen. Auch jener Pilger von Jerusalem, der bei des Kaisers Leiche zu Lüttich gebetet, sei ihr in gleicher Absicht nach Speier in die Afrakapelle gefolgt.

die große Kaiserglocke, die lange verstummt war, von selber an dumpf und klagend zu summen, und alle Glocken der Stadt klagen feierlich mit, und das Volk läuft zusammen und fragt: Wo ist der Kaiser gestorben? — Als aber sein treuloser Sohn Heinrich V., welchem die Stadt Speier gar manches verdankte, in den letzten Zügen lag,[1] so ertönt auf einmal, aber allein, das Armensünderglöcklein, und das Volk läuft wieder zusammen und fragt: Wer wird wohl gerichtet heut'? — Der Klang der Glocken wird hier nicht nur zum sympathischen, sondern auch zum weissagenden Zeichen für die Ahnung des Volkes. Unverkennbar hängt die Beachtung dieser Zeichen noch innig zusammen mit der Beachtung des Fluges der Vögel, des Hahnenschreies u. s. w., wenn die altgermanischen Stämme auf ihrer unsteten Wanderung eine Siedelung suchten, oder mit der Beachtung des Erzklanges vor dem Beginne der Schlacht. Aber auch die versunkenen Glocken in unserer Sage, wenn sie plötzlich wie von ferne zu läuten beginnen, gemahnen an untergegangene Städte, Schlösser und Klöster, und werden gewissermaßen zum Ausdruck der verdunkelten Ahnung eines vorgeschichtlichen Lebens. — Dieser Zeit angehört auch die Sage vom bösen Bischof und vom getreuen Hutzmann in Speier. Heinrich der Scharfenberger saß unter Heinrich IV. auf dem bischöflichen Stuhle. Dieser Bischof wandelte nicht die Wege des Herrn, er lästerte Gott und verpraßte des Domes Gut. Kommt eines Tages zu ihm ein Priester und erzählt: er habe im Dome zur Vesper gesungen, da seien auf einmal ein alter Mann und zwei Jünglinge vor den Bischof getreten, und habe der Alte demselben seinen baldigen Tod prophezeiht, weil er so oft die heilige Stätte entehrt und des Domes Patronin, die heilige Jungfrau, beleidigt. Die Jünglinge hätten sofort den Bischof enthauptet, in den Hals ihm gehauen und seinen Rumpf geheftet an das große Kreuz, das von der Decke oben herabhängt. Der ungläubige Bischof schalt sie wahnsinnige Thoren. Kaum aber hatte er wieder den Domchor betreten, so fühlte er plötzlich am Halse eine kleine Geschwulst, und die wuchs so reißend, daß er noch in selbiger Stunde und ohne die kirchliche Tröstung daran verstarb. Jener fromme Priester, welchem diese Erscheinung geworden, ward Bischof. Es war der „getreue Hutzmann," in Drangsal und Noth des Kaisers bewährtester Freund, der auch im Banne gestorben. Aber den Stuhlbrüdern, welche in der Nacht an den Kaisergräbern pflegten zu beten, erschien oft des verklärten Bischofs Gestalt auf ihrem Wege zur Afrakapelle.

Die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts bringt uns des Staufers Kaiser Friedrich I. ruhmreiche Erscheinung. Was andern Volksstämmen Karl der Große, gilt dem Pfälzer Barbarossa, der kraftvolle, unvergeßliche Kaiser; die Sage nennt ihn als Gründer, wenigstens als besonderen Freund

[1] Er starb zu Utrecht den 23 Mai 1125 und war der letzte des salischen Kaisergeschlechts.

der Stadt Kaiserslautern. Dort erbaute er sich eine herrliche Pfalz, allwo er, von den Sorgen der Regierung ausruhend, des edlen Waidwerkes pflegte, sowie insbesondere der Fischerei. An einen der von ihm dort angelegten Wöge, den „Kaiserswog," knüpfen sich einige Sagen. Darin hatte der Rothbart einmal einen großen Karpfen gefangen, an dessen Ohr einen goldenen Ring von seinem Finger gethan, und sollte dieser Fisch ungefangen im Weiher verbleiben bis auf des Kaisers Zukunft. Später, als der Weiher gefischt ward, fanden sich zwei Karpfen, beide mit güldenen Ketten um die Hälse zusammengeschlossen. Noch bei Menschengedenken waren dieselben zu sehen zu Lautern an der Metzlerpforte in Stein ausgehauen. — Doch nach dem Tode des Kaisers, gleichsam als wolle man sein Andenken ewig lebendig erhalten, gewinnt die Sage einen tiefmythischen, an die Götterdämmerung gemahnenden Zug. Er erscheint in den Attributen der höchsten, altgermanischen Götter. Den Untersberg, den Kyffhäuser u. s. w. vertritt in der Pfalz der Kaisersberg bei Kaiserslautern, der Trifels bei Annweiler, die Burg zu Hagenau, unweit der südlichen Gränze. Der Kaiser ist nicht gestorben, er schläft nur in der Tiefe des Berges, und so es Zeit ist, wird er wiedererstehen zu neuer, herrlicher Kraft. Dies der Grundgedanke, welcher alle Barbarossasagen durchzieht. — Zu Lautern weiß man eine lange, lange Höhle, die führt von der Burg aus in die Tiefe des Berges. Faßte einer einmal das Herz, an einem Seile sich hinunterzulassen, oben war zum Nothfalle ein Glöcklein befestigt. Als er in die Tiefe hinabkam, sah er den Kaiser sitzend im güldenen Sessel, sein Bart war gewachsen über die Maßen. Der Kaiser that freundlich mit ihm, er solle aber mit niemand hier reden, dann geschehe ihm nichts. Seinem Herrn solle er erzählen, daß er hier ihn gesehen. Um den Kaiser herum war ein weites Feld, darauf viele Menschen. — Nach andern sitzt Barbarossa mit seinem langen Barte am Marmortische, alles ringsum im Saale schimmert von Gold und Edelgestein. Von Zeit zu Zeit entsendet er einen Zwerg um zu schauen, ob die Raben den Berg noch umfliegen. Dann sinkt er wieder in Schlaf, bis die Zeit seines Erwachens gekommen. — Um Mitternacht reitet ein Müller durch den Wald. Tritt ihm plötzlich ein uralter Mann in den Weg und fragt: Willst du deinen Schimmel gut verkaufen, so gehe mit mir! Als sie durch eine lange Felsenhöhlung gekommen, erblickte der Müller auf weitem Plane viele, viele Rosse an ihren Krippen, daneben Sattel und Zaum, vieles Kriegsvolk in Waffen, und unter ihnen eines Mannes wundersame Gestalt. Er hatte einen feuerrothen Bart, der war ihm durch die marmorne Tischplatte gewachsen. Auf des Müllers Befragen sagte der Alte: das ist der römische König! Seinerzeit werde er erwachen und in den Waffen erscheinen mit seinem Gefolge. Und dann werde ein neues Weltreich beginnen! — Wie ist in all diesen Wendungen der Sage des Volkes Rückerinnerung an glorreiche Zeiten so

innig verschmolzen mit der tiefen Sehnsucht und Hoffnung auf eine bessere Zukunft des deutschen Reiches! — Zu Lautern im Kaiserpalaste, auf der Burg Trifels und der zu Hagenau sei dem Kaiser allnächtlich ein Bette bereitet: denn er sei nicht gestorben, sondern zu Hagenau lebendig verschwunden. Auch hänge sein eisernes Bett an vier eisernen Ketten. So oft man zu Abend dasselbe gebettet, wäre es des Morgens wiederum gebrochen, so daß es schien, es habe jemand über Nacht darin geschlafen. — Aber der Volksglaube läßt den Rothbart nicht allein in der Tiefe des Berges; einmal des Jahres, am Sterbetage des Kaisers, erhebt sich zu Lautern die versunkene Burg in all ihrer einstigen Pracht. Das ist um die Mitternachtstunde. Ritter und Knappen steigen aus ihren Gräbern empor und versammeln sich in stummer Trauer. Mit Glockenschlag zwölf setzt sich der Zug in Bewegung, der Führer trägt Barbarossa's theures Haupt, und also durchziehen sie die Straßen der Stadt. Oft glaubt man des Kaisers Namen dumpf nennen zu hören. Doch mit dem ersten Hahnenschrei ist alles wieder verschwunden. Nur die Raben umfliegen noch krächzend die Stätte, wo einst Barbarossa in seiner Herrlichkeit thronte. — Seltsames Widerspiel: krächzen auch heute die Raben nicht mehr in den fast verschwundenen Trümmern des Schlosses, so wohnen dagegen hinter verschlossenen Mauern die gefangenen Verbrecher. Denn auf der nämlichen Stätte, wo einst das kaiserliche Lustschloß gestanden, erhebt sich heute „der Halbmond," das Centralgefängniß für unsere Pfalz. — Eine Sage, welche an jene des getreuen Eckart in den Nibelungen leise erinnert, verursacht Barbarossa's habsüchtiger Sohn Kaiser Heinrich VI. Den ritterlichen Richard Löwenherz, König von England, hielt er bekanntlich in grausamer Haft auf dem Trifels, welcher vordem die Insignien des Reiches verwahrte. Das Lösegeld war kaum zu erschwingen und Richard sehnte sich vergeblich nach Freiheit. Da ertönt eines Abends zum Kerkerfenster hinauf der Klang einer Harfe, zugleich das ihm allein nur bekannte Lied, welches er mit Blondel, seinem treuesten Freunde, in seiner Heimath so vielmals gesungen. Richard antwortet mit der Gegenstrophe, die Freunde erkennen sich, und sofort wird der Gefangene von des Sängers Gefolge befreit. Aber noch heute bei Sonnenuntergang höre man zuweilen das Lied, das der treue Blondel gesungen. Wohl widerspricht diese Sage der geschichtlichen Wahrheit, denn Richard ward 1194 von dem Kaiser selber entlassen, aber sie zeigt, wie das Volk die ihm zusagenden Stoffe sich zurecht legt.

In großer Verehrung indessen steht Barbarossa's thatkräftiger Enkel, Kaiser Friedrich II. Von ihm enthält die handschriftliche Lauterer Chronik eine gar wunderliche, indessen allbekannte Märe. Der Kaiser habe eigenhändig in den Kaiserswog einen Hecht eingesetzt, demselben ein dehnbares kupfernes und vergoldetes Halsband umgethan, auf welchem die griechische Inschrift gestanden, zu deutsch: „Ich bin derjenige Fisch, so am ersten

unter allen in diesen See gethan worden durch die Hände des Kaisers Friedrichs des Zweiten den 5. October 1230.“ Dieser Fisch erreichte die Länge von 19 Schuh, das Gewicht von 350 Pfund, und ward erst 1497, also nach 267 Jahren gefangen, und dann nach Heidelberg auf des Kurfürsten Philipp Tafel gebracht. Also stund zu lesen im Schlosse zu Lautern auf einer Tafel. Dem aber widersprechen geschichtliche Erfahrung wie auch natürliche Gründe: denn Kaiser Friedrich II. war von 1220 bis 1235 gar nicht in Deutschland anwesend. Zuerst erwähnt dieser Sache (1599) der pfälzische Geschichtsschreiber Freher, jedoch nicht ohne spöttelnden Zweifel. Dem pfälzischen Humore entsprechend hat sich das Märlein im Volke verbreitet. Eine ähnliche Fabel erzählt die Speierer Chronik (Chr. Lehmann, Chronica Spir. V.) von einem Hechte aus einem Woge bei Heilbronn, welcher in gleicher Leibesbeschaffenheit 1497 gefangen worden sein soll. (S. a. J. G. Lehmann's Geschichte der Stadt Kaiserslautern.) Auch von einer Hochzeit des Kaisers mit Maria, der Tochter des Königs von Frankreich, (1227) zu Lautern gefeiert, wird in Chronikberichten viel Schauerhaftes gefabelt. Friedrich II. habe bei dieser Festlichkeit seinen aufrührerischen Sohn Heinrich VII. gefangen genommen, darob sei zwischen den Anhängern des Vaters und jenen des Sohnes ein entsetzliches Blutbad entstanden, so daß mehr als 500 Bürger, über 800 Edele und Reisige, darunter hohe fürstliche Personen, getödtet und die treue Stadt Lautern in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Friedrich II. hatte sich aber erst nach seiner Rückkehr aus Italien am 15. Juli 1235 mit Elisabeth, der Schwester des Königs von England, zum drittenmale verehelicht.

Die Erinnerungen aus diesem und den nächstfolgenden Jahrhunderten erscheinen nur spärlich. Nur wenige sind hier zu verzeichnen. Nicht weit von Edenkoben liegt die Ruine der Rietburg. Des Königs Wilhelm von Holland Gemahlin, dem Welfenstamme entsprossen, reitet von Worms aus, in Begleitung des Reichsstatthalters, längs der Hart hin nach dem Trifels. Das war im November 1255. Auf einmal wird sie von einer räuberischen Horde des Grafen Hermann von Rietburg, des jungen, überfallen auf den Thurm der Burg hinaufgeschleppt und unter Jubel verhöhnt. Der König solle sie holen gegen ein Lösegeld! Nicht lange darauf wird in der Nacht von des Königs Getreuen aus Worms, Mainz und Oppenheim das Raubschloß umzingelt, erstürmt und gänzlich zerstört, die Königin befreit und der Landfriedenstörer in Fesseln gelegt. Sein Geschlecht aber war bald verschollen.

Auch von dem Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg (1291) besteht eine vielfach poetisch verherrlichte Sage. Auf dem Schlosse zu Germersheim fühlte der hohe Greis sein nahes Ende. Ein Trauerzug bewegt sich thalabwärts nach Speier: der Kaiser sitzt auf dem Rosse, begleitet von zwei Kaplanen, die Glocken des Domes erschallen in klagendem Tone. Durch

das Land geht ein Trauern und Weinen. Alles eilt herbei auf den Wegen, um noch einmal des geliebten Kaisers Züge zu schauen. Er tritt in den hohen Kaisersaal und betet auf goldenem Stuhle für das Wohl seines Volkes. Um Mitternacht erhellet den Saal ein überirdischer Lichtglanz — und der Kaiser ist verschieden.

Von dem „großen Sterben," das zu Anfang des 14. Jahrhunderts durch Deutschland und durch Europa ging und ein Drittheil der Bevölkerung hinraffte, und von dem schwarzen Tode, der darauf folgenden Pest, besteht im Volke nur noch eine dunkle Erinnerung. Wie für alle schwere Bedrängnisse das Volk gewisse Vorzeichen hat, als außergewöhnliche Erscheinungen am Himmel, Pestjungfrauen und dergleichen, so gab man damals hauptsächlich den armen Juden die Schuld. Sie hätten die Luft verzaubert, die Brunnen vergiftet, und eine gräßliche Verfolgung derselben schändete wie anderwärts so auch die Christenheit am Rheine. Die Juden verbrannten sich zum Theile in Speier 1339, doch fanden sie auch bei einigen Bischöfen wieder Schutz. Bald erwachte der Sinn für Buße im Volke. Die Schaaren der Geißler kamen aus Schwaben und sangen ihre wehmüthigen Weisen. Drauf ward ein Brief Christi verlesen, den ein Engel vom Himmel nach Jerusalem gebracht haben sollte, und der nur denen Gnade zusage, welche 34 Tage lang ihre Heimath verließen und sich geißelten. Jetzt erst zog die Schaar in den Dom, um vor jenem wunderthätigen Marienbilde sich niederzuwerfen, das schon den heiligen Bernhard mit lauter Stimme begrüßte. Aber an die Stätten der an der Pest Verstorbenen knüpfte sich mancherlei Spuk, und sollen die Geister der Begrabenen in Gestalt kleiner Lichter erscheinen, bis sie irgendwie ihre Erlösung gewinnen. — Auch die Zeit der hussitischen Ketzer hat für uns keine besonders erwähnenswerthe Erinnerung hinterlassen. — Als Vorzeichen einer bald einbrechenden großen Hungersnoth in jener Zeit sei vor andern folgende Sage erwähnt. Ein Hausvater zu Speier theilte seinen Dienstboten immer selber das Brod aus. Als er einmal wieder den Brodlaib mit dem Messer anschnitt, da floß Blut aus demselben. Ein gleiches geschah, wo einer das Vorbrod, bevor es recht ausgebacken, aus dem Ofen herausnahm. Das sollte das sichere Vorzeichen sein. — Ebenso verhält es sich mit den Hungerbrunnen, wie ein solcher u. a. eine Stunde von Kaiserslautern im Walde. Im Jahre 1816 begann er auf einmal zu fließen. Doch hiemit gerathen wir in das Gebiet des Wunderglaubens. Einen um so freundlicheren Eindruck gewährt eine ihrer ganzen Fassung nach echtpfälzische Sage, welche Kaiser Ruprecht (der Gute) veranlaßt. Ein Webergesell — man sagt aus Sembach — kam auf seiner Wanderschaft nach Wien. Mehr Frömmigkeit im Herzen als Geld in der Tasche besuchte er das herrliche Münster des heiligen Stephan. Das Hochamt hatte begonnen, dem wohnte auch an der Kaiser Ruprecht. Der feierliche Gesang ergriff

unsern Landsmann so sehr, daß er unwillkürlich mitzusingen anhub. Seine helle Stimme erregte ringsum großes Aufsehen. Da rief der Kaiser: „das muß ein Pfälzer sein!“ Er hatte ihn gleich an der hellklingenden Stimme erkannt. Alsogleich wird unser Sänger vor den Kaiser beschieden, und als ihn dieser erblickt, ruft er laut: „Seht da, ein Pfälzer! Hoch lebe die Pfalz!“ und ein „hoch lebe die Pfalz“ wiederhallte ringsum im Tempel. Nach dem Gottesdienste wird unser Geselle mit Goldstücken beschenkt und mit der Mahnung entlassen, käme er in Noth, nur wiederzukommen. Er dankte dem Kaiser und gelobte Gott, der Mahnung seiner frommen Mutter nie zu vergessen.

Zu dieser Zeit, unter Pfalzgraf Ludwig III., erscheint auch ein pfälzischer Tell. Ein gewisser Punker von Rohrbach bei Heidelberg stand im Geruche eines Zauberers, weil er mit seiner Armbrust das kleinste und fernste Ziel niemals verfehlte. Dem Pfalzgrafen, welchem er im Felde und auf der Jagd die trefflichsten Dienste leistete, ward bei alledem unheimlich zu Muthe. Um in die Falle zu gehen, sollte Punker seinem eigenen Knaben einen Pfennig vom Barette schießen, widrigenfalls sei er des Todes. Alles Bitten half nichts. Punker legte an, bestand aber glücklich die Versuchung. Auf des Pfalzgrafen Frage, warum er einen zweiten Bolzen zu sich gesteckt, erwiederte Punker: Hätte der Teufel seinen Bolzen mißleitet, so wäre der zweite für den Pfalzgrafen selber gewesen! — Ein gleiches Wagestück erzählt man sich in heutigen Tagen von einem Schützen in Frankenthal. Der habe seinem Knaben eine Kartoffel auf das Haupt gelegt und sie regelmäßig heruntergeschossen. Die Polizei mußte ihm endlich das gefährliche Handwerk legen.

Erwähnung verdient noch eine andere Sage. Die von Neustadt waren auf ihren Pfalzgrafen nicht gut zu sprechen von wegen einer Besatzung, welche sie aufnehmen sollten. Dessenungeachtet gaben sie ihm ein glänzendes Gastmahl. Alles war in weingrüner Stimmung bis tief in die Nacht. Jetzt rückte der Pfalzgraf mit seiner Forderung entschieden heraus, ebenso entschieden lehnte man sie ab. Ueber eine Weile steht der Pfalzgraf auf und spricht: „In der Nähe weiß ich Hirsche, die will ich jagen, dann komme ich wieder zu euch zurück!“ und entfernt sich somit ohne alle Begleitung. Unvermerkt hatte aber ein starker Trupp von Soldaten das Haus umringt, worin der hochweise Rath noch bankettirte. An ihrer Spitze tritt der Pfalzgraf in den Saal und spricht: „Der Hirsch ist gefangen, Neustadt besetzt, unser Handel ist aus!“ Die langen Gesichter, welche die wohlweisen Herren gemacht haben mögen?

Wir betreten das 16. Jahrhundert. Wohl die volksthümlichste aller Sagengestalten ist der Vermittler der älteren Zeit mit der neuen — der letzte Ritter und Held — Franz von Sickingen, im Volksmunde „das Fränzchen von Sickingen“ geheißen. Man ersieht in ihm ein gottersehenes

Rüstzeug. Ganz der Auffassung des pfälzischen, namentlich des westricher Volkes getreu durfte Franz als heraufbeschworener Geist in unserm zu Kaiserslautern (1858) aufgeführten Fastnachtsspiele von sich sagen:

„Auf Ebernburg, wo meine Wiege stand,
Die goldene, wie in des Himmels Hut,
Erklang mir früh schon in die zarte Seele
Ein holder Laut. Die Mutter hat erzählt:
Es werde meines Stamm's ein hoher Held
Dereinst erstehn, ein Sieger und Befreier,
Dem deutschen Volk zu Ehre und zu Heil.
Das holde Wort klang durch des Kindes Träume,
Hob mächtiger des Knaben junge Brust —
Und wundersam — ich ward, der kühne Knab',
Gerettet stets aus drohenden Gefahren;
Was immer auch mich trieb, ein guter Geist
Beschützte mich auf allen meinen Wegen...."

Schon seine Kindheit umwebt eine in das Mythische spielende Sage. Im Innern des Rothenfels (bei Kreuznach) hauset ein Berggeist. In herbstlicher Mondnacht hält er seinen Umgang und verschwindet wieder mit dem Erwachen des Tages. Der Geist ist nicht böse, nur darf man ihn nicht necken und reizen. Für Franz von Sickingen aber faßte er eine besondere Vorliebe, er war sein ständiger Schutzgeist. Einst hatte der abenteuernde Knabe die jähe Felswand erklettert und war ermüdet eingeschlafen hart am Rande der grausigen Schlucht. Es war schon spät in der Nacht. Da trug ihn der Berggeist in seine krystallene Wohnung. Als Franz erwachte, sah er ringsum eine niemals gesehene Pracht. Da schwebte der Geist auf ihn zu mit freundlichem Wesen. Franz aber bat, ihn nach Hause auf die Ebernburg zu bringen. Von all den angebotenen Schätzen nahm er nicht das Geringste. Der Geist gab ihm ein güldenes Kettlein, daran ein Edelstein hing und sagte: „So oft du zur Dämmerstunde zu mir herein willst, so nimm den Stein in die Hand, und alsbald werde ich dich hereingeleiten!" Franz legte das Kettlein um den Hals und verbarg es sorgfältig. Damit war er gegen alle Gefahren geschützt. Nur einmal, als Franz gegen die Warnung des Geistes gen Trier zog, ward er von diesem verlassen. Von dort an verfolgte den Ritter das Unglück, bis er von seinen Feinden besiegt auf seiner Veste Landstuhl den Tod fand. Der Geist aber trauerte tief, verschloß sich ein Jahr lang in seine unterirdische Wohnung. Aber noch heute schwebt er in stiller Mondnacht nach der Ebernburg hinüber, dort um seinen Liebling zu trauern. — Die selbstbewußte Kraft und der Trotz unsers Helden findet in dem Volksliede Ausdruck:

„Franz haiß ich,
Franz bin ich,
Franz, pleib ich,
pfalzgraf, vertreib mich!
landgraf von Hessen, meib mich!
bischof von Trier, du must nur halten.
bischof von Menz! must auch herbei:
nun lugend welcher biß jar Kaiser sey!

Franz von Sickingen gilt nicht blos als ein kühner und kluger, sondern auch als ein an Leibeskraft unüberwindlicher Held. Er übernimmt hiemit die Rolle des Herzogs Christoph von Bayern. Von seinen Kraftstücken geht mancherlei Märe. Nicht weit von der Sickinger Burg Landstuhl (früher Nanstein) liegen auf dem Felde drei große Quadersteine, die „Sickinger Würfel," wahrscheinlich altrömische Opfersteine. Damit hat's nach der Sage folgende Bewandtniß. Am Vorabend der großen Belagerung seiner Burg durch die verbündeten Feinde saß Franz am Fenster und schaute hinab in das Thal. Den Weissagungen und geheimen Künsten von jeher zugethan, weßhalb er auch in Verbindung mit Dr. Faust gestanden sein soll — griff er zum Würfelbecher. Der Tisch war eine Felsenplatte, Quadersteine die Würfel, welche er wie Nüsse umherwarf. „Kein Glück!" — rief er mißmuthig aus, — „wieder nicht! — auch nicht zum dritten und letzten Male!" Und in grimmiger Wuth wirft er die Würfel den Berg hinunter. Noch niemand hat sie bis heute aufheben oder wegtragen können. — So habe auch Franz eine sehr schwere Kugel nach einem viel kleineren Ringe geworfen mit einer solchen Kraft, daß sich der Ring ausdehnte, die Kugel durchließ und sich zugleich wieder verengte. Und so noch anderes mehr. —

Aus der Zeit des Bauernaufruhrs, welcher zu Nußdorf bei Landau auf einer Kirchweihe begonnen, ist die sagenhafte Erinnerung äußerst gering, wenn wir nicht die gewöhnlichen Vorzeichen in der Natur hinzuzählen wollen. Die rohen Bauernhorden sengen und brennen, erstürmen alles mit wilder Gewalt und lassen sich wohl sein im Besitze des eroberten Gutes. Aber auch List und Verstecktheit spielen auf all ihren Wegen eine hervorragende Rolle. So war es bei der Belagerung des Schlosses Lindelbrunn in der Südpfalz. Ein Haufe empörter Bauern wurde immer wieder zurückgeschlagen. Alles Stürmen war vergeblich. Da gelangt ein schlaues Bäuerlein unter Verabredung eines gewissen Zeichens auf Umwegen in die Burg, dort stellt er sich todtmüde und ruht noch vor Nacht auf dem ihm angewiesenen Lager. Zu Mitternacht läßt er heimlich die Zugbrücke nieder, und der draußen wartende Haufe dringt ein und plündert und verbrennt dann das Schloß. So noch viele Beispiele barbarischer Rohheit, wie bei Erstürmung des Schlosses Hambach (1525) und zumeist voll tückischer List. — Doch auch eine Probe des ritterlichen Trotzes. Der alte Ritter Rupert auf seinem Felsenschlosse (Rupertsweiler bei Pirmasenz) war immer noch, als weit und

breit ſchon alle Schlöſſer zerſtört waren, der Schrecken der Wanderer. Da naht eines Morgens ein Bürgertroß, Ruprecht verhöhnt ſie, nimmt den Feſtpokal und trinkt ſeinen Ahnen ein kräftig „Glück auf!“ und die da unten ſollen nur kommen. Die Bürger richten den Schlund ihrer Geſchoſſe gegen die Burg. Ruprecht, deſſen nicht ahnend, ſpottet weiter. Da zuckt ein Blitzſtrahl — ein Krach — und zerſchmettert liegt der Eiſenmann im Thale. — Dieſen Stoffen gegenüber ſteht eine andere Gattung von heiterem Anſtrich. Auch hievon eine Probe. Die Stadt Oggersheim ward im dreißigjährigen Kriege von einem ſpaniſchen Heerhaufen unter Corduba belagert. Die Inſaſſen, völlig hilflos, waren vor lauter Schrecken heimlich entflohen. Nur einer verblieb, der Kuhhirte Hans Warſch. Der ſtellt ſich muthig auf die Mauer, läßt eine Windel wehen und verſpricht dem Feinde ruhigen Einlaß, ſobald er ſich menſchenfreundlich benehme, denn eine ſtarke Hilſstruppe ſei ſchon im Anzug. Die Spanier traten heimlich durch ein Seitenpförtlein, fanden aber das Städtlein ſeiner ganzen Beſatzung entblößt. Als der Feldherr Aufſchluß begehrt, erwiedert der Hirte: ſeine Frau ſei eines Knäbleins geneſen, und das müſſe getauft ſein. Der freundliche Feldherr, über den Muth des Hirten ſichtlich erfreut, ſchonte nicht nur das Städtlein, er hob auch das Knäblein über die Taufe. Die Sage erinnert an die drei Schneider, welche in Böcke verkleidet auf dem Walle herumſprangen und dadurch den Feind täuſchten.

In ſolchen und ähnlichen Weiſen bewegt ſich nunmehr der Geiſt unſerer Sage, ſie trägt den Charakter einer mehr einfachen, oft aber überraſchenden Erzählung. Somit ſind wir zum 19. Jahrhundert gelangt. Das große Ereigniß bildet der Befreiungskrieg der Deutſchen. Auch dieſer iſt mit einer ergreifenden, wenn auch ſpukhaften Erſcheinung zuſammengebracht. — Um Mitternacht ſitzt zu Speier ein Schiffer am Rheine. Die Domuhr ſchlägt zwölf. Da ſteht vor ihm eine hohe, verhüllte Geſtalt und begehrt rheinüber. Im Nu ſind ſie drüben, aber dem Nachen entſteigt eine Reihe ſolcher Geſtalten, und ſie verſchwinden in der Ferne wie Wolken. In der vierten Nacht ruft es vom jenſeitigen Ufer: „Hol über!“ Die düſtere Schaar beſteigt wieder den Nachen, und als ſie gelandet, empfängt der Schiffer den Lohn. Unter den Mänteln aber blitzen die Schwerter, die Panzer und Schilde, funkelt das Gold und Edelgeſtein. Dann durchfliehen ſie die Dunkelheit und verſchwinden am Dome. Sinnend bleibt der Schiffer am Lindenbaum ſitzen bis zum Anbruch des Tages: er betrachtet den Handlohn — es war lauteres Gold, worauf die Bilder der alten Kaiſer erglänzen. Da ruft es wieder von drüben: „Hol über!“ Das ſind die flüchtigen Franken — und Deutſchland war von der fremden Herrſchaft befreit. — Den Schluß der großen Sagengeſtalten macht noch Kaiſer Napoleon I. Lange wollte das Volk an ſeinen Tod nicht recht glauben; namentlich bei den letzten Trümmern ſeiner Armee, den wenigen treuen Veteranen, ſteht der kleine Mann

im grauen Rock und mit dem dreieckigen Hut in unvergeßlicher Erinnerung. Geht ja die Sage: Kaiser Napoleon habe bei seiner Durchfahrt in Lautern in der Kaiserburg übernachtet, im eisernen Bette Barbarossas geschlafen, sei aber des Morgens bleich und zerstört aufgestanden. —

In mannichfaltiger Fülle erscheinen die Sagen der verschiedenen Rittergeschlechter, deren Schicksal zum Theil mit der pfälzischen Geschichte verflochten, während dieser Sagen ein großer Theil wieder in das Bereich des Spukes, der Geistererscheinung eingreift, somit der Mythe sich nähert. Am häufigsten treten uns hier die Züge der Bosheit, der täuschenden List, der Rechtsverletzung entgegen. Allen diesen Verbrechen folgt in der Regel der verdiente Lohn auf dem Fuße, zumeist mit dem Untergange des Geschlechtes. Einiges von mehr geschichtlichem Gepräge möge hier folgen. — Auf dem Ramberger Schlosse (im Gebirge bei Annweiler) wird der Einaug, ein habsüchtiger, neidiger Ritter, mit seinem Knechte vom Schloßherrn gastlich beherbergt. Der Knecht übernimmt auf Gelöbniß des Rambergers Ermordung. Während dieser um Mitternacht in der Kapelle noch betet, verirrt sich der Knecht in das Schlafgemach seines eigenen Herrn und ermordet unwissentlich diesen. Des Einauges Geschlecht ist längst schon verschollen, jenes des Rambergers aber hat noch lange gedauert. — Ein Scharfenecker stand mit seines Nachbarn, des Rambergers Weibe in strafbarem Verhältniß. Die beiden Buhlen verabredeten sich, den überlästigen Ramberger zu vertilgen. Der Teufel war mit ihnen im Spiele. Eines Tages führt die Gottlose ihren Gemahl vor die Burg, läßt ihn auf einen Stuhl sitzen und hängt zum verabredeten Zeichen ihm wie zum Scherze ein Tuch um. Da schwirrt des Scharfeneckers Bogen, und vom Pfeile getroffen liegt der Ramberger in seinem Blute. — Auf dem Schlosse Wolfsburg bei Neustadt sieht man auf der vorspringenden Felsenplatte drei Fußstapfen hintereinander, und alle drei unmenschlich groß. Die rühren von der Spähe her, welche der raubgierige Ritter dorthin ausgestellt hatte; denn alles was unten im Thale vorbeizog, wurde beraubt, wo nicht erschlagen. Niemand, selbst die Neustadter nicht, konnten des listigen Räubers habhaft werden. Oefters schlug er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt auf, um seine Feinde zu täuschen. Endlich trat die heilige Vehme in's Mittel und lud den Verbrecher vor ihren Freistuhl, der war tief im Walde verborgen. Der Wolfsburger erschien in dunkler Nacht ganz allein. Zum Tode verurtheilt sollte er eben niedergestoßen werden: da brechen auf einmal seine bestellten Freunde aus dem Dickicht hervor und schlagen die versammelten Richter zu Boden. Der listige Räuber hatte vorsorglich einen Sack voll Erbsen auf sein Roß geladen und diese auf den Weg gestreut, um seinen Befreiern seine Spur zu verrathen. Was später aus ihm geworden, ist nicht bekannt; aber sicherlich hat ihn der Teufel geholt. — Wie schon bemerkt, gibt auch der bloße Name zur Sage Veranlassung. Ueber dem Dörflein Neidenfels im Neustadter

Thale liegt die gleichnamige Burgruine; früher hat ſie „Lichtenſtein" geheißen, gleich der gegenüberliegenden Burg auf waldiger Höhe. Ihre Beſitzer waren zwei Brüder, der von Neidenfels verlangte nach ſeines Bruders Beſitzthum, und bei Gelegenheit ſchoß er ihn eines Abends hinter dem „erleuchteten" Fenſter mit einem Standrohre nieder. — Kaſpar von Spangenberg, ein gar arger Räuber, entführte des Kaiſers Töchterlein und flüchtet mit ihr in die tiefſte Waldeinſamkeit, wo er ſich ein Schlößlein erbaute, und nach deſſen Vollendung die trunken gemachten Bauleute aus der Welt ſchaffte. Eines Abends begehrt ein fremder Ritter um Einlaß, wird aber des Morgens mit verbundenen Augen hinweggeführt. Bald darauf unter Anführung desſelbigen Ritters — es war der Kaiſer — wird das Schlößlein erſtürmt, und der Spangenberger büßt den Frevel mit ſeinem Leben. — Zwiſchen den ſich ſehr nahe liegenden Burgen Spangenberg und Erpfenſtein war eine lederne Brücke geſpannt. Sie diente zum leichteren Verkehre der ſich innigſt befreundeten Beſitzer. Dieſe geriethen einmal in hartnäckigen Zwiſt, und als der eine mit ſeinen Leuten den andern zu überrumpeln gedachte, ſchnitt dieſer die Brücke eiligſt ab, und die Feinde ſtürzten in den Abgrund hinunter. — Des Spangenbergers Sohn liebte des Feindes Tochter über alles. Die Liebenden ſahen ſich heimlich in der benachbarten Mühle. Der Vater erfuhr das, hob den Sohn auf und warf ihn in das tiefſte Burgverließ, wo er zu Grunde ging. — Der wüſte Ritter Eberhard von Randeck warb um des Grafen von Leiningen holdſeliges Töchterlein. Seine Liebe ward aber von beiden verſchmäht. Racheſüchtig erſinnt er mit dem Müller auf der benachbarten Sägmühle eine Liſt. Der Graf kommt mit Tochter und Edelfräulein das neue Werk in der Mühle zu betrachten. Des Leiningen Tochter ſollte vorausgehn über ein trügeriſch hingelegtes Bret. Wie von einer Ahnung betroffen weigert ſich deſſen das Fräulein, ihre vorauſtretende Freundin, des Randeckers Geliebte, wird aber vom Rade erfaßt und zu Stücken zerſetzt. Da hebt der Randecker zum Stoß aus, um das Fräulein hinunterzuwerfen, dieſes wird aber vom Vater noch rechtzeitig gerettet. Der Verbrecher wird um einen Kopf kürzer gemacht, der Müller des Landes verwieſen, die Leiche des Mädchens im benachbarten Kloſter zu Höningen beigeſetzt. Seitdem ſpukt des Randeckers Geſpenſt in der Sägmühle. — Einer von Montfort liebte die Tochter des benachbarten Rheingrafen vom Stein. Die Väter lebten aber in beſtändiger Fehde. Die Tochter war dem Rheingrafen von Grehweiler zugeſagt und ſchon der Tag der Hochzeit beſtimmt; die ſollte auf dem Schloſſe zu Grehweiler gefeiert werden. Der Böckelheimer, mit beiden Rittern innigſt befreundet, war auch eingeladen. Der aber gab dem frommen Reitpferde der Braut heimlich ein Pülverlein, ſo daß es unbrauchbar wurde. Man holte nun den Zelter von des Böckelheimers Schweſter, es war aber das Reitpferd des Ritters von Montfort und kannte den Weg von der Alſenz

nach Hause gar wohl. Der Brautzug war gerade in der Nähe des Schlosses Montfort angekommen, und sieh — da fliegt auf einmal und pfeilschnell das Pferd mit seiner schönen Last gen Montfort hinüber, das Thor thut sich auf und schließt eiligst sich wieder — die Braut war gefangen. Vergeblich fordert der enttäuschte Vater seine Tochter zurück. Bald aber zeigt sich der Montforter selbst und ruft herunter: „Gegen den Vater meines Weibes streite ich nicht!" Der Rheingraf mußte zum bösen Spiele eine gute Miene machen und der von Grehweiler hatte das Nachsehen. — Die Frauensagen dieser Gattung tragen ein mehr mildes, gewissermaßen romantisches Gepräge; gewöhnlich bildet unglückliche Liebe ihr Inhalt. Dem wunderlieblichen Karlsthale (bei Trippstadt) gegenüber erhebt sich die Ruine der Burg Wilenstein; diese gehörte der Familie von Flersheim. Ein bildschöner Jüngling war aus fremden Landen gekommen und hatte sich bei einem Schäfer verdingt. Zwischen ihm und des Burgherren Töchterlein entbrannte heimlich die innigste Liebe. Den Zureden des Vaters gehorsam gab endlich die Jungfrau einem der edelsten Ritter ihr Jawort. Des andern Tages wie sonst immer schaute sie vom Söller nach ihrem Geliebten herunter, ein anderer hütete die Schafe: ein stilles Leid hatte den Geliebten unter die Erde gebracht. In ihrem Jammer wollte sie zum Klausner im Walde, und auf einem Stege, der über das Wasser führt, sank sie betäubt in die Tiefe. Der trostlose Vater erbaute auf der Aschbacher Höhe ein Kloster, und noch heute sieht man über dem Eingangsthore Stab und Flöte des Hirten eingemeißelt. — Das Fräulein von Hoheneck (Burgruine bei Kaiserslautern) sitzt vom Jagen ermüdet tief im Gebüsche und zeichnet mit dem letzten der Pfeile ihres Geliebten Namen in den Sand. Da tritt auf einmal ein altes Weib vor sie hin und prophezeit: „Ehe noch die Sonne untergegangen, wird dieser Pfeil deinen Geliebten tödten!" Bei der Heimkehr erhebt sich aus dem Gebüsche plötzlich ein Vogel, das Fräulein legt an und trifft, aber der erlegte Vogel war nimmer zu finden. Inzwischen kommt der Nebenbuhler daher, erblickt den Vogel mit dem Pfeil in der Brust, legt diesen auf die Sehne und stellt sich lauernd hinter den Baum. Eben kommt der Geliebte des Weges geritten, ein Druck — und getödtet stürzt dieser vom Pferde herab. Dem harrenden Fräulein bringt man den Geliebten mit ihrem Pfeile im Herzen. — Mit der Stammsage der Welfen verwandt ist die von des Raugrafen von Altenbamberg hartherziger Tochter. Ein altes Bettelweib mit sieben hungerigen Knaben hatte sie abgewiesen, ja sogar noch die Hunde gehetzt. Der Fluch des Bettelweibes: sie werde dereinst sieben Knaben auf einmal gebären, ging bald in Erfüllung. Sie ward Gattin und Mutter von sieben Knaben. Ihre vertraute Dienerin sollte derer sechs in den drei Weihern ertränken, da begegnete ihr zufällig der Vater. Auf seine Frage: was sie da trage? versetzte die Dienerin: „Junge Hunde!" Der Ritter nahm die sechs Knäblein, dann auch der Rabenmutter das siebente hinweg,

und ließ sie heimlich erziehen. Er verließ das gottlose Weib, nahm das Kreuz, aber die Sehnsucht nach seinen Kindern trieb ihn nach einigen Jahren wieder zurück. Seine Gattin traf er abgehärmt im Büßergewande, sie gestand ihm ihr schweres Verbrechen und zugleich ihren Entschluß in ein Kloster zu gehen. Doch — Gott ist barmherzig! Am Abend führt er sein Weib in eine Halle, und sieh — sieben Knäblein, frisch und gesund, spielten miteinander. Von der Stunde an ward das Weib die glücklichste Gattin und Mutter, und das „steinerne Herz" war weich und milde geworden. — Einen ähnlichen Gang, jedoch in das Gebiet der Wundersagen streifend, und als Nachbildung der Sage von der h. Elisabeth — nimmt die Sage von der „Rosentreppe" am Schlosse zu Zweibrücken. Der Graf war verwilderten Herzens, seine Gemahlin die heimliche Beschützerin der Armuth. Als sie eines kalten Wintermorgens mit Nahrung und Geld in einem Tuche die Treppe herabstieg, begegnet ihr plötzlich der Graf und fragt: was sie hier trage? In angstvoller Verlegenheit erfolgte die Antwort: „Rosen!" Ungläubig entriß der Graf ihr das Tuch, und sieh — die Last war wirklich in die schönsten Frühlingsrosen verwandelt. Von dort an führte der Graf ein gottgeweihetes Leben. — Die Tochter eines Grafen von der Hartenburg (bei Dürkheim) hatte eine hoffnungslose Liebe zum Knappen des Vaters. Der nahm die Flucht und starb auf einem Kreuzzuge. Die Jungfrau ging in ein entferntes Kloster, doch von Heimweh getrieben kam sie wieder zurück in das Thal ihrer Jugend. Sie errichtete sich der Hartenburg schräg gegenüber auf einem Felsen ihr Hüttchen und ward wie früher der Segen der Gegend. Inzwischen erkrankte der Vater lebensgefährlich; unerkannt besuchte sie die heimische Burg und bewirkte dessen Genesung. Aber als seine Tochter entdeckt verblieb sie trotz alles Zuredens auf ihrem Felsen und verlebte in frommer Werkthätigkeit den Rest ihrer Tage. Noch heute sieht man im „Nonnenfels" den Altar, wo sie gebetet, und die Vertiefungen, worin ihre Hütte befestiget war. —

Wie die ungewöhnliche Felsengestalt, die absonderliche Form eines Baues und dgl., geben auch Grabsteine, Inschriften, Kreuze, Wahr- und andere Zeichen, selbst auch wunderliche Namen einen sagenartigen Aufschluß. In der St. Johanniskirche zu Dürkheim zeigt ein alter Grabstein zwei Ritter in erhabener Arbeit: einen Greis und einen Jüngling — Vater und Sohn, beide bewaffnet und einander gegenüberliegend. Der Sohn liebte die Tochter eines befeindeten, jedoch versöhnlichen Geschlechtes. Sie starb an gebrochenem Herzen, der Geliebte, seinem unbeugsamen Vater fluchend, zog hinaus in die freudlose Welt. Da brach ein Krieg aus. Unerkannt versetzte der Jüngling seinem Gegner eine tödtliche Wunde. Als er erfährt, daß er den Vater erschlagen, stößt er sich selbst das Schwert in die Brust. — Der Mönchskopf am Treppenthürmchen der Hartenburg, gegen Limburg gerichtet, erinnert an den Sieg eines Grafen von Leiningen über den

in seinen Ansprüchen ungenügsamen, endlich aber bewältigten Limburger Abt. Ein Mönchskopf wurde zum Zeichen der Verhöhnung, nicht aber der Versöhnung in den Stein ausgehauen. — Auf dem Dache eines dreistöckigen Hauses in Kaiserslautern hängt an eiserner Stange ein Hufeisen. Das sei im dreißigjährigen Kriege in diese Höhe geflogen, als ein schwedischer Reiter über einen auf der Straße stehenden Heuwagen gesetzt habe. So der Wahrzeichen noch manche. — Bei Winnweiler steht auf der Höhe ein Kreuz, nach der Inschrift auf Grund einer wunderbaren Errettung errichtet. Ein Reiter kam in dunkler Nacht an diese Stelle, sein Roß will um alles nicht weiter — er muß also hier übernachten. Des Morgens gewahrt er die große Gefahr, denn er war an den Rand eines Abgrundes gekommen. An die mit Kreuzen bezeichneten Stellen knüpft sich eine Masse in sich verschiedener Sagen. — Auch Inschriften, Sprüche und Namen erschließen eine Fülle mannichfaltiger Sagengeschichten. Ein Graf von Falkenstein (am Donnersberg) hatte im Rheingau einen ihm grollenden, unversöhnlichen Bruder. Unversehens erschien dieser eines Morgens mit seinem Streithaufen vor der Burg und verlangte mit dem Bruder zu kämpfen. Alle Gegenbemühung war vergeblich, er drohte zu stürmen. Da zog sich der Gehöhnte vom Fenster zurück und rief herunter: „Melchior, wie du wilt!" Dieses begütigende Wort brachte den Raufbold zur Besinnung, und bei festlichem Schmaus erfolgte der Brüder Versöhnung. Zum Andenken ward dann der Spruch über dem Burgthore eingemeißelt. — Der Name des Klosters Rosenthal (bei Göllheim) soll aus dem Wappenschilde des Grafen von Eberstein, welcher mit seiner Gemahlin dasselbe gegründet, entlehnt worden sein. Nach anderer, vornämlich der Nonnen Aussage sei das Kloster an der Stelle erbaut, wo man mitten im Winter blühende Rosen gefunden. — Mit dem Eberkopf, am Thore der Ebernburg in Stein ausgehauen, hat es folgende Bewandtniß. Früher gehörte die Burg dem Raugrafen von Altenbamberg. Dieser ward auf der Jagd durch seinen Nebenbuhler, den Rheingrafen vom Stein, vor dem Stoße eines grimmigen Ebers unerwartet gerettet. Von der Stunde an waren sie ewige Freunde. — Am Donnersberge befindet sich die „Mordkammer," eine thalartige, unheimliche Schlucht. Nach einigen hätten schon die Hunnen, nach andern die Schweden des dreißigjährigen Krieges darin ein' großes Blutbad angerichtet. Die Bauern, welche die Burg Falkenstein erstürmt und beraubt, seien bis auf den letzten zusammengehauen worden. — Angenehmer muthet uns an das „Fuchsloch bei Zeiskam." Wie alt dieser Name, wissen wir nicht. Eine alte Frau brachte dem damaligen Schloßherrn ein Körbchen mit gelben Rüben. Dafür durfte sie sich eine Gnade erbitten. (Die Zeiskamer hatten aber in nächster Nähe des Dorfes kein Wasser, wenn auch die Queich durch den Bann floß.) „Nur eine Kleinigkeit — versetzte die Frau — gebt uns nur so viel Wasser als durch ein Fuchsloch geht!" Das geschah. In einen

Stein ward ein Loch so groß wie ein Fuchsloch eingehauen, derselbe in das Ufer der Queich eingesetzt, und das Feld erhielt hinreichend Wasser. Probatum. Der Zeiskamer (der bekannten Samenhändler) Wohlstand datirt sich vom Fuchsloch. — Im Dürkheimer Walde, nicht weit von der Klosterruine Seebach, liegt ein Forsthaus „Kehr dich an nichts." Ein vom pfälzischen Kurfürsten zuvor schon erbauter benachbarter Thurm hieß „Murmelnichtviel," ein anderes Jagdhaus „Schau dich nicht um." Diese absonderlichen Namen werden zwar von einem Alterthumsforscher (Lehne u. a.) in Beziehung gestellt zu dem nahegelegenen Drachenfels mit seinen unheimlichen Sagen. Indessen dienten sie nur als die gegenseitigen Stichworte bei den beständigen Reibereien, welche zwischen den Leining'schen Jägern von der Hartenburg und denen der Kurpfalz von Neidenfels statthatten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. — Auch die „Ruländertraube" (Clävener von Cläven, Chiavenna) verdankt ihren pfälzischen Namen einer heitern, bei Wein versammelten Gesellschaft. Nach der Zerstörung der Stadt Speier (1689) hatte ein dortiger Bürger, er hieß Ruland, ein verlassenes Haus, dazu einen Garten mit 12 ihm völlig unbekannten Rebstöcken eigenthümlich erworben. In einer Gesellschaft gedachte man der ausgestandenen Kriegsdrangsale zu vergessen. Das Bier wollte nicht munden, da wurde aus dem Fäßlein der angezweifelte Wein zur Tafel gebracht, die Wirkung des Tröpfleins war über alle Erwartung, ja zauberhaft mächtig: Ruland ward der Taufpathe des Weines. — Hier abgesehen von den mancherlei Sagen über des Weines unbegreifliche Macht, über gespenstische Küfer, die im Keller zu gewissen Zeiten auf den Fässern sitzen, über die Weinverfälscher, die umgehen müssen u. s. w., so hat der „Sorgenbrecher" des Pfälzers redlich das Seine gethan nicht bloß zur Erdichtung, selbst auch zur Ausführung von Schwänken, Schnurren und allerhand lustigen Stücklein, welche mehr oder minder sagenhaften Charakter gewinnen. Es lohnte sich wirklich der Mühe sie alle zu sammeln in einer eigenen Arbeit, als einem Bilde der weinfröhlichen Pfalz. Einer solchen geschichtlichen Sage sei hier gedacht. Ein Abt des Klosters Limburg, einer der letzten, weit und breit als der erste Meister im Trinken belobt, wettet mit einem Wirthe zu Wachenheim um den Vorrang; das Pfand des Wettkampfes ist der dem Kloster schuldige Zehent eines Wingerts. Die größten Humpen werden gefüllt. Aber unglaublich — der Abt lag zuerst unter dem Tische: warum? — unvermerkt hatte der pfiffige Wirth seinen Wein stark mit Wasser versetzt. — Das Kapitel des Weines zieht uns unwillkürlich in ein verwandtes Gebiet, in das der Neck- und Spottsagen der Pfalz. Nicht nur im einzelnen Witz- und Spitzwort, womit selbst ganze Gemeinden sich gegenseitig bedienen, auch in sagenartigen Stücklein, welche immerhin einem wirklichen Vorfall ihre eigenthümliche Ausschmückung verdanken, zeigt sich die Stärke des neckfüchtigen Pfälzers. Ein Beispiel. Zu Aschbach (bei Kaiserslautern) lebte eine lockere

Gräfin. Auf ihrem Todesbette ihr lasterhaftes Leben bereuend, versprach sie dem Beichtvater eine fromme Stiftung. Aber sie wisse nicht was und wie und wohin? Der Beichtvater rieth ihr, ein ungewöhntes Paar Ochsen laufen zu lassen, und auf die Stelle, wo diese zwischen 11 und 12 des Mittags sich lagern, eine Kapelle zu bauen. Dies sei die Offenbarung von Gottes Willen. Die Ochsen lagerten sich auf die höchste Stelle des Kreuzerberges (Schmalenberg), und hier ward die „verkehrte" Kirche erbaut, welche nach menschlicher Einsicht nicht hier hätte erbaut werden sollen. — Ein anderartiger Beleg ist z. B. „der Sammetärmel" von Annweiler. Die Rathsherren des Städtleins waren so heruntergekommen, daß keiner einen Sammetmantel sich anschaffen konnte, sie behalfen sich um die Reihe nunmehr mit einem einzigen Mantel und setzten sich so unter das Fenster. Endlich verblieb davon nur ein Aermel. Mit diesem wurde nun ebenso verfahren, um die Vorübergehenden glauben zu machen, die Herrlichkeit sei noch beim Alten. — Dergleichen Stücklein die Fülle, namentlich auch solche, welche gewissermaßen als die Schwabenstreiche des Pfälzers erscheinen. Auch die Pfalz hat ihr Schilda, es wäre dem Pfälzer nicht einmal recht, selbst nicht mehrere aufweisen zu können. Was alles wird nicht von denen zu Böbingen, Sausenheim, von den benachbarten Volksheimern u. s. w. erzählt. Doch wir verlassen dieses kitzelige Thema, nicht aus ängstlicher Vorsicht vor einer gewissen fühlbaren Belehrung — denn dazu ist unser Landvolk im Kopfe zu hell — sondern weil diese Dinge großentheils nur örtliche Umbildungen sind von längst und auch anderwärts bekannten Geschichten. —

Der geschichtlichen Sage dürften sich endlich anschließen die Traditionen von der Ortschaften, namentlich der Städte wie anderer Bauwerke Gründung, und von ihrem theilweise räthselhaften Verschwinden; ebenso die Ueberlieferungen von der Wahrzeichen und der Wappenbilder Entstehung. Von dem einen wie dem andern ist jedoch der heutige Sagenbestand ein sehr geringer. Allerdings wird hie und da noch viel fabulirt von der einstigen Größe und dem Glanze mancher unserer Städte, doch zumeist ohne allen geschichtlichen Halt oder sagenhaften Gehalt. Kaiserslautern z. B., einer der urältesten Plätze der Pfalz, soll von Julius Cäsar erbaut, dann vom Hunnenkönige Attila zerstört worden, aber auch so groß gewesen sein, daß das heutige, eine halbe Wegstunde entlegene Dorf Morlautern (damals „Vorlautern" geheißen) eine Art Vorgasse gebildet habe. Nach andern sei während der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian eine fromme Frau, Namens Lutrina, aus einem edlen Geschlechte der Assyrier von Trier ausgewandert, mit ihrem Hofgesinde lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, bis sie sich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Wildniß bei Kaiserslautern, welche noch jetzt „Einsiedel" heiße, eine Hütte gebaut, und solche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt habe. Aehnliches verlautet über die Entstehung anderer Ortschaften, häufig als

Nachbildung der Wunderlichkeiten, welche uns die Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts vermelden. Nichtsdestoweniger stand in besonderem Ansehen der schon genannte Chronist des 17. Jahrhunderts, der kurfürstliche Amtsschreiber zu Weingarten, Jodocus Beyerlin, welchen schon der alte J. G. Widder in seiner „Beschreibung der churfürstlichen Pfalz am Rheine" (1786 II.) mehrmals, aber als Kuriosum anführt. Beyerlin's Manuscript „Klein-Franckreichs Vornembster Uraltesten Flecken, Dörffer, Schlösser &c. Ursprung, Antiquitäten, Gerechtsame, Privilegia Ex Jodoci Sabelloyne Franq. de Vuyssenlung (?) Caroli Magni connestable corpore Antiquitatum descripta per Jodocum Beyerlin" — war wegen der darin enthaltenen Haingeraidebestimmungen bei unsern Bauern als ein wahres Evangelium verehrt und ist als Copie des angeblich in Weissenburg hinterliegenden Originales in mehrfacher Wiederabschrift vorhanden. Eine ansehnliche Reihe vorderpfälzischer Ortschaften, Kirchen und Klöster werden hinsichtlich ihrer Gründung damit abgefertigt, indem ohne weiters zu dem Namen der Oertlichkeit ein ähnlich lautender Name für den Begründer oder die Begründerin erfunden wird. So verdankt ein jeder unbedeutende Ort fast immer einem hohen und wichtigen Namen seine Entstehung. Z. B.: „Dagobert V. hatte seinen Stul zuerst auf der Burg Landecke, erbaute aber im Gampferthal, da vor Zeiten der Flecken Gamphoringen gestanden, die Burg und Stadt Dago-Clingen (d. i. Göcklingen), wo er sein Testament aufgerichtet und sein Leben geendigt (669)." — „Lustadt — anno mundi 3212. Es regieret Lustus ein mächtiger König in Gallia, der bauwet ihme zum Stuhl Lustatt im Niederwasgau, und nach seines Weibes Winske Namen Wintzingen. — Anthareon aber, der seinem Vater gefolget (3362) bauet im Ampferthal, die große Stadt Antersweyer (Annweiler?), dero Häuser waren mit großen Mastbäumen, ob uf dem Gipfel Eng zusammengefügt, unten uf dem Fuß weiter runter Form, und inwendig nur ein Gemach habend, in der Mitte hatten sie ihr Kohlfeuer u. s. w" — „Neustadt, a. d. 510 hat Clodius (der Franken König, nachdem er den christlichen Glauben angenommen), auf diese Wahlstatt, da vor Zeiten Wintzingen lag, aufgebauen eine Stadt, nennt dieselbe Neapolim magnam, welche die Umbsassen Neustatt genant. — Anno 808, von Carolus III. dieses Namens zur Freistadt des h. röm. Reichs, und richtet auf dem Markt daselbst eine steinerne Seule auf, daß, da jemans unversehent ein Todtschlag beging, und solche Seul mit seinen Armen erhaschte, der soll auf ganzer Neustadter Gemarkung seines Lebens gesichert sein; uf diese Seul setzt er einen Adler gegen Osten, und gegen Westen eine guldene Lilien. Er ordtnet diese Stadt zum Haubt vieler umbliegenden Flecken, Dörfer, Filialen und Höfen." — In dieser Weise sind eine Reihe von Ortschaften behandelt, worauf nicht weiter einzugehen, da diese Erdichtungen nicht Gemeingut des Volkes geworden. —

Zahlreich sind die Namen der unter- oder besser eingegangenen Ortschaften. Diese verschwanden zumeist in Folge der Verheerungen des Krieges. Der dreißigjährige Krieg zeigt durch alle Theile der Pfalz Beispiele mancherlei Art. So in der Gegend von Landau das Dorf Mühlhausen; ferner Servelingen, dessen Name nur noch in Feldgewannen erhalten; Eußingen, Oberbornheim, Ormsheim bei Frankenthal, nunmehr noch sieben Bauernhöfe, u. s. w. u. s. w. Nicht selten ist eines Dorfes Untergang nach dem Volksglauben verschuldet durch eigene Vergehen, doch haben sich hierüber nicht eigene Sagen erhalten. Unter andern nur noch von Altrip (alta ripa), einem der 50 römischen Castelle am Rheine, einst auf dem rechten Ufer gelegen, jetzt in der Tiefe des Stromes, meldet schon die romantische Dichtung von Karl dem Großen und seinen Paladinen. Auch geht die Sage von krystallenen Schlössern und zauberhaften Gärten im Grunde des Rheines. Alle übrigen sehr schwankenden Traditionen verschollener Oertlichkeiten tragen kein bemerkenswerthes Gepräge.

Drittes Kapitel.

Kirchliche Sagen.

Dem denkbedürftigen Zuge des pfälzischen Volkes gemäß konnten kirchliche Sage und Legende schon von vornherein sich nicht so üppig entfalten, noch weniger die verhältnißmäßige Ausbreitung finden, wie in den übrigen bayerischen Provinzen. Dagegen haben gewirkt die langwierigen Kriege nach der Reformationszeit, dann der häufige Wechsel des Glaubens unter den jeweiligen Landesfürsten. Alles das mußte dem Volke die Lust zu solcherlei Dingen, welche nach seiner religiösen Auffassung ohnehin nicht die Grundlage eines gottseligen Lebens bilden, gründlich verleiden. Dann ist die heutige Bevölkerung großentheils protestantisch, und die Confession der einzelnen Gemeinden in der Regel, mit Ausnahme von nur wenigen Strichen, eine gemischte. Darum findet sich auch der mehr kirchliche Charakter der Sage im überwiegend katholischen Blieswinkel, außerdem mehr örtlich zerstreut. Nur noch der speierer Dom liefert eine Reihe von Sagen, welche wohl mehr im Interesse am herrlichen Bau sich erhielten, als aus Liebe zur Sache.

Die Begriffbestimmung der kirchlichen Sage ist ebenso schwierig als die Abgränzung ihres Gebietes. Häufig neigt sie zur Wunder- und Zauber-, selbst zur geschichtlichen Sage, wenn überhaupt ihr Charakter nicht schon ein verdeckt mythischer ist. Denn zu den Trägern der Sage, sei es die hl. Jungfrau, ein Apostel oder irgend ein Kirchenpatron, sind häufig und ohne Mühe die entsprechenden Gestalten im altgermanischen Mythos zu finden. Wir werden und können den Nachweis nicht immer versuchen, schon wegen der Knappheit des Raumes, auch handelt es sich hier mehr um

die richtige Aufstellung der Sage als um ihre innere Untersuchung. Die kirchlichen Sagen der Pfalz, soweit sie uns zur Kenntniß gekommen, haften zumeist an der Verbreitung des christlichen Glaubens, an der Entstehung und Stiftung, sowie an dem verschuldeten Untergange und Verfalle kirchlicher Bauten; sie befassen sich auch mit der irdischen Noth und mit der gottseligen Unschuld, welcher endlich des Himmels Gnade zu Theil wird. Sie greifen somit in jedes der andern Sagengebiete, nur mit dem Unterschiede, daß sie für sich zunächst das Glaubensdogma beanspruchen.

Von der Erscheinung Gottes und unsers Herrn ist uns nichts weiter bekannt als jene gleich anfangs mitgetheilte Legende, in welcher Christus vom Teufel auf der Hambacher Höhe versucht wird. Ebenso wenig eine ausgestaltete Tradition von seinem sonst ständigen Begleiter, dem hl. Petrus, höchstens daß diese hin und wieder in der Chronikensage auftritt, so bei J. Beyerlin, nach welchem der Apostel in der Gegend von „St. Petersheim bei Moltzheim, uff der Gallier seithen seine Erste Predigt gehalten;" — oder daß irgend eine Oertlichkeit seines Namens, wie z. B. der Peterskopf bei Dürkheim u. s. w. mit dem predigenden Petrus in Verbindung gebracht wird. (Der humoristischen Fabeln, worin selbst alttestamentliche Gestalten, wie Adam, Moses, Jonas u. s. w., dann der hl. Petrus als Begleiter des Heilands auftreten, sei hier nicht gedacht.) Ein gleiches gilt auch von den übrigen Aposteln, ob auch sie manchem der kirchlichen Stifte ihren Namen gegeben. Selbst an bestimmte Christusbilder haben sich keine, oder vielmehr keine bekannten Sagen geheftet. Dagegen gelten der hl. Disibodus, der die Abtei auf dem Disibodenberge gegründet, der hl. Philipp von Zell, der hl. Pirmin (Abtei Hornbach) und der hl. Ingbrecht (St. Ingbert), der hl. Remigius, welche alle als Verkünder des christlichen Glaubens aus Irland und Schottland gekommen, besonders darum als Wunderthäter, weil sie zugleich durch die Cultur des pfälzischen Bodens zu Wohlthätern des Volkes geworden. Am häufigsten haben sich — weil mehr im Gewande der Dichtung — die Mariensagen erhalten. Begnügen wir uns also mit dem, was von der kirchlichen Sage verblieben.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts war der hl. Servatius in der Gegend von Speier. Eines Tages ward er auf seiner apostolischen Reise von brennendem Durste befallen. Nirgends ein kühlender Born, oder ein rieselndes Bächlein. In gläubigem Vertrauen zu Gott machte er mit dem Finger ein Kreuzeszeichen auf den Boden. Alsogleich sprudelt eine lebendige Quelle hervor, welche seitdem nie mehr versiegte und nachmals „Servatiusbrunnen" und Tafelsbrunnen genannt wurde. — Vielfach, auch in anderer Richtung, ist diese Brunnenentstehung als das sichtbare Symbol göttlicher Einwirkung in unsere Sagen verflochten.

Im 6. Jahrhundert lebte in Irland der hl. Bischof Disibodus. Eines Nachts erschien ihm im Traume ein Engel und sprach: „Geh hin das

Evangelium zu verkünden über das Meer in das jenseitige Land. Und da, wo du deinen Wanderstab in die Erde steckst und er zu grünen beginnt, wo ein weißes Reh am Boden scharrt und eine Quelle hervorspringt, da bleibe und baue ein Kloster!" Des andern Tages bestieg Disibodus ein Schifflein, das stürmende Meer legte sich plötzlich, und schnell wie ein Pfeil ist er mit seinen drei Gefährten am jenseitigen Ufer. Lange Jahre waren sie, die Heiden bekehrend, durch Frankreich geirrt und kamen eines Abends zu einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Nahe. Müde und durstig holten sich die drei Gefährten einen frischen Trunk aus einer Quelle am Fuße des Berges. Als sie zurückkamen, welch' ein seltsames Schauspiel: der ehrwürdige Greis kniete inmitten des Rasenplatzes. Sein hoher Pilgerstab stand in der Erde und trieb Aeste und Blätter, ein schneeweißes Reh scharrte am Boden — eine Quelle sprang daraus hervor. Disibodus erkannte diese Stätte als die Verheißung des Engels. Bald erhob sich ein herrliches Kloster, Disibodus aber verblieb in seiner Hütte; sein Stab ward zum schattigen Baume.

Den Ruf einer besondern Heiligkeit genießt der hl. Philipp von Zell, der wunderwirkende Gottesmann des 8. Jahrhunderts. Einen der mächtigsten Großen im Reiche des Frankenkönigs Pipin hatte er durch fromme Gespräche zum Christenthume bekehrt und ihn immer mit dem hl. Kreuzessegen entlassen. Philipp war unerwartet an einem Fieber verschieden. Der Fremde mußte auf seines Königs Gebot in das Feld, allein er hatte nicht den ihm unentbehrlichen Segen des hl. Mannes. Plötzlich eilt er zurück und sieht ihn entseelt auf der Bahre. Vom Schmerz überwältigt klagt er laut um den verlorenen Freund. Und sieh — da richtet der Verklärte sich auf von der Bahre und spricht: „Ziehe hin, alles wird dir mit Gottes Hilfe gelingen, gedenke aber so lange du lebst dieses Ortes!" segnete ihn und legte sich nieder. Zum Andenken dessen wurde von Dechant Druschelin von Wachenheim (1407) eine besondere „Bruderschaft des hl. Philipp von Zell" gestiftet. — Aehnliche Traditionen verklären die übrigen Glaubenssendboten.

Nur selten erscheint die hl. Jungfrau in eigener Person als Trägerin einer Sage, allein ihre Bilder werden als wunderthätige häufig verehrt, und wieder sind dieß nur einzelne Marienbilder. Bald krümmt ein solches die Hand, läßt einen Ring los vom Finger, breitet die Arme zum Schutz aus oder neigt sich gnädig hernieder. (Auch hierin ein Zug mythischer Erinnerung, namentlich an die Verehrung der Bildsäule des Thor in Norwegen und der beiden Halbgöttinnen Thorgerdr und Irpa in menschlicher Größe und geschmückt mit goldenen Armspangen, vor welchen man niedergekniet. (S. Jak. Grimm, deutsche Mythologie I.) — Kaiser Konrad III. war zu Weihnacht des Jahres 1146 zu Speier. Abt Bernhard von Clairvaux, um seiner Beredsamkeit willen der „Honigtriefende" genannt, kam

den Rhein herabgefahren, um vor dem Kaiser und den um ihn versammelten Fürsten das hl. Kreuz zu predigen. Feierlich eingeholt trat der Heilige in den Dom mit dem Gesange: „Salve regina!“ und schloß mit den Worten: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!“ Dieser Zusatz ist von jener Zeit an in die kirchliche Antiphone aufgenommen. Zu ewiger Erinnerung an diese Worte ließen die Speierer im mittleren Gange des Langhauses vier Messingplatten in den Boden einlegen, mit je zwei Worten des Zusatzes darauf eingegraben. Die 30 Fuß weite Entfernung dieser Platten gab zu der Sage Veranlassung: es habe der hl. Bernhard bei jedem Gruße einen 30 Fuß weiten Sprung gethan. — St. Bernhard hatte sich einmal ohne Willen verspätet, und die Stunde, in welcher er gewöhnlich die hl. Jungfrau mit einem „Salve“ begrüßte, war längst schon vorüber. Plötzlich sich seiner Säumniß erinnernd, beschleunigte er seine Schritte und begann schon von weitem sein Gebet: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!“ Am Altare angelangt glaubt er aus dem Bilde der hl. Jungfrau das verweisende Wort zu vernehmen: „Sancte Bernarde, unde tam tarde?“ Dessen ungewohnt erwiederte St. Bernhard mit Pauli Worten: „Mulier taceat in ecclesia!“ Und seitdem hat das Bild kein Wort mehr gesprochen. — Einst trat vor das Marienbild ein armes Weib, auf dem Arme ihr einziges Knäblein, welches bereits das letzte Stücklein Brod in der Hand hielt. Während die Mutter ihr Gebet verrichtet, reicht das Knäblein dem Jesuskinde sein Brod hin und spricht: „Da, liebes Kind, da beiß einmal!“ Das Jesuskind neigt sich hernieder, umfaßt liebreich das Knäblein und spricht: „Mußt nicht mehr weinen, Kindlein, über drei Tage wirst du mit mir essen zusammen!“ Und wirklich — das Knäblein verfiel in ein Fieber, und am dritten Tage war es schon todt. — Auch von der Unverbrennlichkeit des Marienbildes gehen einige Sagen. Bei der Zerstörung des Domes durch Brand (1689) blieb das Madonnenbild von dem Feuer verschont. Auch 1794 sollte dasselbe von den Franzosen nebst andern Kirchengeräthen unter dem frisch aufgepflanzten Freiheitsbaume verbrannt werden, es ging aber durchaus nicht. Die Clubbisten hieben es endlich in Stucke.

Das Kloster Gräfinthal (bei Bliesmengen) verdankte seine Entstehung (1243) der Gräfin Elisabeth von Blieskastel, welche durch die Fürbitte der hl. Jungfrau von einem langwierigen Augenübel befreit ward. Die Wallfahrer beteten dort vor ihrem wunderthätigen Bilde. Nach uralter Sage sei dieses Bild schon vor der Stiftung des Klosters unter einem Baume gestanden und eines Tages von vorüberziehenden Ungläubigen mit einem Pfeile verletzt worden, worauf es wunderbarlicher Weise Blut vergossen. Tausende von Pilgern wallfahrteten zu der schwarzen Muttergottes nach Gräfinthal. In der französischen Revolution wurde das „unverbrennliche Bild“ öffentlich verkauft und kam in die Pfarrkirche von Blieskastel. — Auch in anderer Weise zeigt sich die Gnade der hl. Jungfrau. Ein junger

Bursche aus Ormersheim (bei Blieskastel) entlief zur Zeit der Belagerung Wiens seinen Eltern, ward von den Türken gefangen und mit nach Asien geschleppt. Da er standhaft und treu bei seinem alten Glauben beharrte, warf man ihn in den Kerker. Sein Schicksal ward unerträglich. Da erwachte in ihm wieder die Liebe zur Heimath. Tag und Nacht trat ihm ihr Bild vor die Augen, sein elterlich Haus, das Dorf und nahe dabei das gnadenreiche Bild im Kloster zu Gräfinthal. Er gelobte der hl. Jungfrau: werde ihm je wieder das Glück der Heimath zu Theil, eine Kapelle zu bauen, und müsse er auf eigenem Rücken die Steine herbeitragen. Als er eines Morgens erwachte, vernimmt er Lerchengesang über sich das blaue Himmelsgewölbe und um sich die grünen Fluren der Heimath! Zugleich ertönt vom nahen Kirchthurm herüber der alte unvergessene Klang des Avemariaglöckleins. Die hl. Jungfrau hatte ihn im Traume weggetragen auf ihrem wallenden Sternenmantel in die Gefilde der Heimath, wo er unter einem blühenden Schlehdorn erwachte. Seines Gelübdes eingedenk erbaute er an dieser Stelle ohne alle Beihilfe die der hl. Jungfrau geweihte Kapelle.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit anderer Heiligen Bilde Bei Eschringen steht die St. Lorenzkapelle, in einer Nische hinter dem Altare bewahrte sie des Heiligen Bild. Unten bei der Mühle sprudelt der Lorenzenborn. Hier lebte vor Zeiten mit ihrer Enkelin eine alte Wittwe. Von dem übernächtigen Spinnen war die Arme fast erblindet. Einmal in später Mitternacht fand ein halberstarrtes altes Mütterlein bei ihr Herberge und Erquickung. Des Morgens bestrich die Fremde der Kranken die Augen und rieth ihr, sich siebenmal des Tages zu waschen mit frischem Wasser aus dem Born bei der Mühle. Die Großmutter genas wie durch ein Wunder. Als eines Tages das Mägdlein mit dem Kruge wieder zum Brunnen gekommen, fuhr es erschrocken zurück: denn aus der Tiefe des Wassers schaute ein Antlitz sie an, so hold und so freundlich wie das eines Engels, und diese Erscheinung wiederholte sich ihr bei jedem Gang an den Brunnen. Man untersuchte den Quell und zog aus dem Schlamme heraus das Bild des hl. Laurentius und brachte es zur Kapelle. Der Brunnen war ein Heilwasser für vielerlei Leiden. Das Bild war also in den Brunnen gekommen. — Die St. Lorenzkapelle war vor Zeiten ein herrliches Kirchlein, der zierliche Thurm trug ein silbernes Glöcklein von wunderhellem, seltsam ergreifendem Klang. Da brach ein Krieg aus, des Heiligen Bild ward vom Feinde in's Wasser geworfen, das Glöcklein vor dem verfolgenden Schwarme in die Tiefe des sumpfigen Baches versenkt, da wo der Finkelrechweg nahe vorbeiführt. Der Sumpf ist verschwunden, und niemand weiß mehr die Stelle, wo man das Glöcklein hinabgesenkt hatte. Doch alljährlich in den Tagen des Maies, wenn zu Abend die Betglocken läuten, und in der hl. Adventzeit hört man das Läuten des Glöckleins wie

aus weiter verlorener Ferne, und es gemahnt uns ſein Klang wie ein Gruß aus längſt verſchollenen Tagen. Wohl haben ſie oft nach dem Glöcklein gegraben, aber vergeblich. Ein alter Kloſterbruder hat aber geſagt: ſobald in der Gemeinde des Dorfes die altererbte Zwietracht zu ſchwinden beginnt, hebt ſich das Glöcklein um einige Fuß und wird endlich am Feſttage allgemeiner Verſöhnung auf der Oberfläche erſcheinen. — In Aſchbach ſei die vor der Franzoſen Habgier in einen Brunnen gerettete Glocke nach Horbach entflogen. Die hätten ſie fliegen geſehen und ſie auch dorthin verfolgt. Da habe die Glocke geſprochen:

Suſanna heiß ich,
in Horbach bleib ich,
wenn ein Gewitter an den Himmel kommt,
ſo vertreib ich's.

Dieß ſoll bei einem ſehr ſtarken Gewitter auch der Fall geweſen ſein. Die Glocke indeſſen hat einen wunderbaren auf drei Wegſtunden weit hörbaren Klang. — So ſeien auch in Grünſtadt zwei Glocken, welche der Schulze herunternehmen ließ, bei dem Herannahen der Franzoſen (1789) ſpurlos verſchwunden. — Aehnliches wird berichtet über die von König Dagobert geſtiftete goldene Orgel im Kloſter Eußersthal. Sie ward im Kriege von den fliehenden Mönchen eiligſt in einem Sumpfe des Thales verſenkt. Niemand im Thale weiß nun die Stelle der Orgel. Alle ſieben Jahre ſteigt ſie herauf und läßt um die Mitternachtſtunde ihre herrlichen Töne erſchallen, bald beben ſie wie der zarteſte Hauch, bald ſchwellen ſie an zu mächtigen Wogen. Allein niemand wagt ſich zur Stelle. So überbleibt die Hebung dieſes Schatzes der Zukunft. — Ueber das ſympathiſche Verhältniß des Glockenklanges zu frommen Menſchen ein Beiſpiel. Der hl. Cyriacus (aus Italien) hatte ſich auf dem Lindenberge bei Lamprecht eine Kapelle gebaut und lebte dort in Beten und Faſten. So oft er von einer Wanderung heimkam, fing das Glöcklein von ſelber an zu läuten. Einmal war er auf der Heimkehr ungewöhnlich ermüdet, er ergriff einen Wingertspfahl, um ſich zu ſtützen. Bei ſeiner Ankunft aber blieb heute das Glöcklein ſtumm. Cyriacus brachte alſo den Pfahl in ſeinen Weinberg zurück, und das Glöcklein begrüßte ihn wie immer.

Auch über der Heiligenbilder Verrückung, wie über die Stellung gottgeweihter Bauwerke beſtehen mancherlei Sagen. Des hl. Cyriacus Kapelle ſollte urſprünglich in das Thal geſtellt werden, Steine und Balken lagen ſchon zum Baue bereit. Aber jedesmal in der Frühe war das Baumaterial unerklärlich verſchwunden. Endlich fand man daſſelbe auf dem Platze der heutigen Kapelle. Mit großer Mühe ward es hinunter geſchafft, aber immer wieder auf die Höhe getragen. Der Bauherr folgte nunmehr dem höheren Winke, alſo hatte es auch der hl. Cyriakus von Anfang gewollt. — An die Gründung unſerer Kirchen und Klöſter haben ſich immerhin fromme

Sagen geheftet, leicht begreiflich auch solche, worin ein mythischer Zug noch lebendig hervortreten mußte. Auf dem Schlosse Falkenburg tummelten sich eines Tages die Kinder des Leininger Grafen. Da fiel eines aus dem Saalfenster über Schloß und Felsen in den schwindelnden Abgrund. Die Mutter eilte bestürzt in den Hof, den zerschmetterten Liebling zu suchen. Da saß er wohlbehalten auf einem Baume, wo zwei Aeste sich kreuzten. Dessen zu Dank ließ die Mutter bei Hauenstein auf der Anhöhe die „schmerzhafte Kapelle" erbauen. Ein aus Holz geschnitztes Bild — Maria zu Füßen des Gekreuzigten — entstammt jener Zeit. — Aber auch dem oft räthselhaften Verschwinden der Gotteshäuser folgt eine Sage. Drei Schwestern, welche ihre Geliebten im hl. Kreuzzuge verloren, bauten je drei Kirchen zu Niederkirchen, zu Oberkirchen und zu Konken, worauf auch die Aufschrift der Konkener Glocke hindeutet. Außerdem ward von ihnen gemeinsam gegründet das Kloster zu Wyrsweiler bei Niederkirchen; in der Nähe befindet sich ein Wunderbrunnen, von Wallfahrern besucht. Das Kloster ward reichlich ausgestattet, aber die Nonnen verfielen der Weltlust. Alle Ermahnung blieb fruchtlos. Einmal — am Vorabend des hl. Advent — vernahm man in der Luft ein heftiges, dumpfes, anhaltendes Sausen. Zugleich erschien ein weiter Nebel, der einem den Athem benahm. Am folgenden Morgen war das Kloster spurlos verschwunden. Heute noch zeigt man den Kessel auf dem Bergesvorsprung, wo es einstmals gestanden.

Mit den kirchlichen Sagen verbinden sich noch jene über die Mißachtung religiöser Gebräuche, und über den Raub von Kirchengeräthen. Die Bestrafung des Frevels ist dann gewöhnlich in die Form eines übernatürlichen Wunders gekleidet. Einer von Montfort, ein ebenso verwegener als listiger Raubritter, hatte dem Abte von Sponheim die kostbare Monstranz entwendet. Vor den Bischof von Speier zur Verantwortung gezogen, beschwor er auf die Monstranz seine Unschuld. Frei nach Montfort entlassen schrieb er dem Bischofe: er allein habe das Kirchenkleinod geraubt. Sofort verdorrten ihm die beiden Finger, und von Gewissensbissen getrieben ging er endlich in ein Kloster bei Trier. Auf dem Montforter Hofe hat man seitdem ihn öfters gesehen und in der Nacht sein Wehklagen gehört. — Ein gleiches trug sich zu mit einem von Randeck, welcher dem Kloster Eußersthal gewaltsam die kostbaren Kirchengeräthe geraubt hatte. Nicht lange darauf starb er, und vor dem Altare in der Burgkapelle deckte sein Grab ein flacher Stein. Des andern Morgens war die Steinplatte geborsten und aus der Spalte ragte des Verstorbenen Hand mit drei erhobenen Fingern hervor. Die Hand wurde in den Sarg gelegt und der Stein wieder zusammengefügt. Doch am nächsten und am dritten Tage dieselbe wunderbare Erscheinung. Man gab nun die geraubten Schätze dem Kloster zurück, und vom Augenblicke fing die Hand an sichtbar zu welken und zu sinken, bis des andern Morgens sie völlig verschwunden

und die Spalte des Steines spurlos geschlossen war. — Aehnlich verhielt es sich mit der unverweslichen Hand, welche noch heute in der Kirche zu Eisenberg in einem Kästchen gezeigt wird. Ein Förster, in einem Gränzberichtigungsstreite zwischen zwei Waldbesitzern zum Zeugen aufgeboten, schwur einen Meineid. Als er gestorben, in's Grab gesenkt und mit Erde bedeckt war, zerborsten mit großem Gekrache die Bretter des Sarges und aus dem Boden fuhr die Hand des Todten schnell in die Höhe. Alles Bemühen, sie in das Grab hinunter zu bringen, war vergeblich. — Damit in Beziehung steht noch der heutige Volksglaube: wer vor Gericht einen falschen Eid schwört, dem werden blau die erhobenen Finger.

In solcher Weise ergeht sich das Thema von Frevel und Schuld. Auch der Erweis der Unschuld bildet sich eigene Formen. Ein Raugraf von Altenbamberg zog in das gelobte Land und ließ sein frommes Weib auf dem Schlosse zurück. Ein benachbarter Ritter buhlte um ihre Gunst, aber umsonst. Darüber erbost ward sie von ihm bei dem Grafen der Untreue mit ihrem Knappen bezichtigt. Eines Abends erschien ein fremder Pilger auf dem Schlosse, er verlangte die Gräfin zu sprechen. Eben trat der Knappe aus der Gräfin Gemach. In höchster Wuth erstach der Fremde den Knappen und zugleich die um Hilfe rufende Gräfin. Der Vermummte entdeckte sich dann als den Grafen des Schlosses. Ohne priesterlichen Segen werden die Leichen im Schloßhofe bestattet. Des andern Morgens aber entsprießt wie ein Wunder dem Grabe eine schneeweiße Lilie mit zwei Blüthenglocken. Der Graf reißt sie heraus, aber immer wieder erblüht sie von neuem. Darin erkennt er endlich die Unschuld seines Weibes, und zur Stunde ward er taub und seine Zunge gelähmt. Lange Jahre irrt er, ein schlotterndes Gerippe, allabendlich in den Räumen des Schlosses umher, sinkt vor der Lilie dann nieder und bittet Gott um Erlösung seiner Leiden. Niemand weiß, von wannen „der alte Raugraf" gekommen. Da erscheint eines Abends auf dem Schlosse ein junger Pilger von wundersamer, engelhafter Gestalt. Als er das Unglück vernommen, gibt er den Rath: „Bestattet die Leiche in gottgesegneter Erde!" Also geschah es und zur Stunde verdorrte die Blume. Als der Raugraf zur Stelle hintrat, kam ihm wieder die Sprache. Laut dankte er Gott, fiel nieder und war todt. — Auch in plötzlich hervorbrechenden Quellen erweist sich die Unschuld. So die Sage vom „Jungfernsprunge," einem schwindelhohen Felsen bei Dahn. Ein lüsterner Jäger verfolgt eine fromme Jungfrau, als sie durch den Wald von ihrem Betgange heimkehrt. Voller Entsetzen entrinnt sie dem Verfolger — da steht sie am Rand eines schrecklichen Abgrundes, knieend fleht sie die himmlische Jungfrau um Schutz an, stürzt ohne Wahl sich in die Tiefe hinunter und ist — gerettet. Der Stelle aber, wo sie die Erde berührte, entsprang sofort eine Quelle. — Einem ähnlichen Vorfall verdankt der „Rittergartenbrunnen" zu Neustadt seine Entstehung. Die fromme Tochter

eines Ritters von Winzingen ward von dem verschmäheten Liebhaber bei dem aus dem Kreuzzuge heimkehrenden Vater ihres untugendsamen Wandels wegen verleumdet. Das unschuldige Opfer ward in ein Faß gebracht und dieses vom Kapellenberge heruntergerollt. Wo das Faß mit der Entseelten liegengeblieben, entstand ein Brunnen, welcher noch heute das beste Wasser liefert.

Auch die Ausrufung der allerhöchsten Namen, die Kraft des Gebetes, die Ausübung der von der Kirche gebotenen Vorschriften zeigen sich wirksam zur Erlösung der zum Umgange verdammten abgeschiedenen Seelen. Jedoch ist die Geistererscheinung zumeist nur den Sonntagskindern beschieden, und alle sieben Jahre. Im Nonnenthale bei Neustadt stand vor Zeiten ein Kloster, dessen Vorsteherin, weil sie ihre Untergebenen über die Maßen bedrückte, umgehen soll. Ein Schäfer sieht des Nachts Kloster und Kirche hell erleuchtet und hört der Nonnen Gesang. Als er in die Kirche eintritt und die vielen Todtengesichter erblickt, rinnt ihm der Angstschweiß von der Stirne und unversehens entschlüpft ihm der Ausruf: Gelobt sei Jesus Christus! und der Spuk war verschwunden. Der Schäfer hörte nur noch den schmerzlichen Ruf: Ach, jetzt muß ich wieder sieben Jahre warten! — Bei Neuleiningen vernahm man zu Anfang des 12. Jahrhunderts in gewissen Nächten ein seltsames Treiben. Aus einem Berge kam eine bewaffnete Geisterschaar auf die Ebene hervor, man hörte deutlich das Getöse einer großartigen Schlacht, das Wehklagen und Stöhnen der Verwundeten. Mit der neunten Stunde zog sich alles wieder zurück in den Berg. So dauerte das drei Jahre, und niemand wußte Bescheid. Da kam endlich der Abt Rupert vom Limburger Kloster und wartete eines Abends der Geister. Sie zeigten sich wieder, aber beim Rückzuge gebot der Abt ihnen Halt und beschwor sie in Jesu Namen, ihm Rede zu stehen. Da hieß es: „Wir sind die armen Seelen derer, welche vor etlichen Jahren im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Fürsten gefallen und unbegraben hier am Berge liegen geblieben! Du siehst unsere Waffen, aber das Flämmchen, das du siehst, ist ein unerträgliches Feuer, das uns martert!" — „Ist es möglich, euch zu erlösen?" — „O ja, durch Beten, Fasten, Almosen geben und Messelesen!" und alle schrieen zusammen: „Orate pro nobis! Orate pro nobis!" und wurden ein Feuer und eine Flamme, bis sie im Berge verschwanden. Dreißig Tage lang ließ der Abt täglich dreißig Messen lesen. Als er wieder zur Stelle gekommen, vernahm er nur ihren Jubelgesang in der Höhe. — Dergleichen Fälle noch mehr an verschiedenen Orten, aber es wurde auch durch lautes Fluchen — die gewöhnliche Herzenserleichterung des Pfälzers — der Geisterspuk schon vertrieben. Uebrigens erscheinen diese Weisen unserer kirchlichen Sage bereits schon als

Viertes Kapitel.

Spuk- und mythische Sagen.

Spuk- und mythische Sage, hier miteingeschlossen die Natur-, Wunder- und Zaubersage, sind so innig in einander verwachsen, daß eine gesonderte Behandlung kaum statthaft erscheint. Bei aller Umsicht würde die überschauliche Klarheit doch nicht weiter gefördert. Hat schon die geschichtliche Sage, welche ihrer Natur nach von bestimmterem Umriß, doch in dieses Gebiet herübergegriffen. Auch der kirchlichen Sage, welche hin und wieder das Wunder nicht ausschloß, hätten ebensogut auch noch manche Teufelspuksagen sich anreihen dürfen; indessen der pfälzische Teufel hat es nicht bloß mit der Kirche zu thun. Nun ist die Frage: ob bei dem reichhaltigen Sagenbestande dieses Kapitels nach dem Träger, dem Subject der Sage, die Eintheilung bestimmt werden solle, oder nach der Sondergestalt, dem Figurat, worin die spukhafte Erscheinung sich ausspricht? Um der deutlichen Uebersicht willen glauben wir das Letztere als Eintheilungsmotiv wählen zu müssen: an die bunte Reihe der Spukgestalten, wie verschieden sie auch motivirt sind, knüpfe sich dann die einzelne Sage, anhebend mit der spukhaften Menschengestalt und so die Stufenleiter bis zum einfachen Elemente herunter. Wenigstens würde dadurch die übersichtliche Ordnung erleichtert. Zu dem Ende ist die Spuksage der mythischen Sage gegenüber-, nicht aber entgegengestellt; Natur-, Wunder- und Zaubersagen, mit diesen innigst verwandt, allein nur sehr spärlich vorhanden, werden passenden Ortes sich einflechten müssen.

Die Spuksage

befaßt sich hauptsächlich mit der Erscheinung abgeschiedener Menschen, mit den Angehörigen der Todtenwelt, während die mythische Sage, von dem alten Volksglauben genährt, das altheidnische Götterleben behandelt und dies insoweit, als die Göttergestalten in der christlich umgebildeten Sage mehr oder minder erkennbar sich zeigen. In beiden Sagenarten ist christliche mit heidnischer Vorstellung bunt und innig gemischt, darum wird die Scheidung erschwert. Die Spuksage berichtet von dem „Umgehen," dem Treiben gespenstischer Wesen, sie gründet sich auf ein angeblich wirkliches, wenn auch unglaubhaftes Erlebniß, sie kann darum noch immer von neuem entstehen. Gewöhnlich ist es — ohne übrigens Edelmuth und frommen Sinn auszuschließen — ein im Leben begangener Frevel, oder ein ganzes frevelhaftes Leben, was seine Strafe, seine Buße, seine Sühnung und seine endliche Erlösung verlangt, und in der Erscheinung des „Umganges und dergleichen" zum abschreckenden Beispiele dient. Insofern versinnbildet der Spuk den Läuterungsproceß des christlichen Fegfeuers, anderseits

wieder die heidnische Seelenwanderung. Gewisse Personen — der Name ist gleichgiltig hiebei — geben allerdings zur Spuksage Veranlassung, aber sie vertreten dann einen bestimmten Charaktertypus, eine bestimmte Gattung von Missethat, so der Mörder und Räuber, der treulose Liebhaber, der ungerechte Richter, der gränzverrückende Bauer, der zu viel multernde Müller, der betrügerische Kaufmann, der religiöse Spötter, der hartherzige Reiche u. s. w. Die Spuksage hat sich mehr der Nacht- als der Lichtseite des Lebens bemächtigt, und steht nach ihren inneren Motiven ganz im Einklange mit den Sagen von den Gerichten Gottes.

Die Spuksage ist wegen der in ihr enthaltenen Mischung christlicher und heidnischer Elemente vielgestaltig und hat sich zumeist localisirt. Kaum ein pfälzischer Ort, der nicht seinen eigenen Spuk aufzeigen könnte in dieser oder jener Gestalt, nicht bloß dem Auge und dem Ohre vernehmbar, auch selbst dem leiblichen Gefühle. Stellen wir die mannichfaltigen Gestalten des Spukes in kürzester Auswahl zusammen.

Ein Beispiel von Stolz und Trotz eines pfälzischen Bauern. Der Schultheiß Enderle aus Ketsch (bei Heidelberg), welcher durch Kurfürst Ottheinrich öfters war aufgebracht worden, schwur sich noch im Tode zu rächen. Der Kurfürst war auf der Heimfahrt aus dem gelobten Lande im griechischen Meere: da erhob sich plötzlich des Nachts ein wüthender Sturm, ein Stöhnen und Heulen in der Luft zu aller Erschrecken. Zugleich schwebte ein schwarzes Schiff an ihnen vorüber, an dem Segel stand ein einziger Mann, der rief mit dumpfer Stimme: „Weichet, Herr Kurfürst, weichet, der Enderle von Ketsch kommt!“ und zerrann sammt seinem Kahne im Nebel. In selbiger Stunde war der Enderle zu Hause gestorben. — Zwischen Mutterstadt und dem Dorfe Ruchheim, auf dem „Medardsbuckel,“ habe einst ein dem heiligen Medard geweihtes Kloster gestanden, das im 30jährigen Kriege von den Schweden zerstört worden sei. Die eingefangenen, widerspenstigen Mönche hätte der Feind an die Wagen genagelt und mit sich geschleppt, bis sie verbluteten. Seitdem zeigen zu gewissen Stunden sich dort bald ein Mönch, bald eine weiße Frau, bald ein fürchterlicher Hund, welche die vergrabenen Schätze hüten.

In der Prämonstratenser-Abtei Rodenkirchen sah vor 100 Jahren die dortige Hofbäuerin, so oft sie im Garten arbeitete, einen Mönch, immer stehend auf einem alten Gewölbe. Auf Befehl des Fürsten von Nassau-Weilburg ward das Gewölbe untersucht und fand man irdene Töpfe mit Goldgulden gefüllt. Seitdem ist das Gespenst verschwunden. — Die alte Stiftskirche zu Lautern sah ein zunächst wohnender alter Pfarrer in der Nacht bisweilen erhellt, zugleich auch Gestalten in geistlicher Tracht, herumsitzend um den Tisch in der Sakristei, ein jedes hielt ein Buch in der Hand. Unter einem Vorwande ward der Kirchendiener hinübergeschickt, da wichen die Gestalten demselben aus. Bei seiner Rückkunft fragte der

Pfarrer: ob ihm nichts Ungewöhnliches begegnet ſei? „Nein," war die Antwort, „er ſei ja in ſeinem Berufe gegangen." — Vor Zeiten lebte zu Zweibrücken ein Syndikus, häßlich über die Maßen, aber eben ſo gottlos und ſchlau, als reich und geizig. Auf einmal ward er wie umgewandelt. Täglich ging er in die Kapelle zum Kreuzberg — er liebte ein Mägdlein, das mußte ihn heirathen, trotz ihrer Neigung zu einem jungen Jäger aus dem Thale. Einmal überraſchte er das Pärlein bei einem Stelldichein. Kurz — Mutter, Bräutigam und endlich die junge Frau waren nacheinander in räthſelhafter Weiſe verſchwunden. Als der Mordthaten verdächtig ward endlich der Syndikus durch des Herzogs Leute verhaftet. Sie fanden ihn auf dem Boden liegend mit abgeſchnittenem Kopfe. Vor Schrecken eilen ſie hinaus, und ſieh — da ſteht der Syndikus unter dem Fenſter, ſeinen Kopf unterm Arm, macht Bücklinge und das Geſicht ſchneidet Grimaſſen. Als der Leichnam auf die Straße geſchafft und der Sarg geſchloſſen wird — immer wieder die gleiche grauenhafte Erſcheinung. So wird der Sarg offen zum Schindanger geführt und in ein Loch eingeſcharrt. Aber Sonntagskinder haben den Syndikus aus dem Loche herausſteigen ſehen und ſich hinaufwenden zum Steinbruch, wo er die junge Frau ermordet hatte. Dort ſieht man ihn zuweilen noch wandeln. — Ein Aehnliches gilt vom „verrufenen Poſten" in Landau. Ein Major, ein Navarreſer — in der franzöſiſchen Zeit — war von allen gefürchtet und und gehaßt ſeiner allzugroßen Dienſtſtrenge wegen. Als vermummtes Geſpenſt ſchlich er öfters tief in der Nacht bei allen Poſten und Wachen herum, um zu necken und zu ſchrecken, zumal bei angehenden Rekruten. Wehe dem, der nur das Geringſte verſäumte! Einmal aber ſchlug es fehl. Auf dreimaliges „Wer da?" keine Antwort. Die Schildwache feuert — der Major liegt im Blute, ohne prieſterliche Einſegnung ward er beſtattet. Aber nach dem Zapfenſtreiche ſoll der betroffenen Wache er auf der Schanze ſich zeigen, eine fahle, blutige Leiche mit klaffender Wunde, wimmernd und flehend — und wieder verſchwinden.

Ein Wundarzt aus Kaiſerslautern ritt um Mitternacht zu einem Kranken nach Alſenborn. Plötzlich fiel ihm (am Eggerswog) eine ſchwarze Männergeſtalt in die Zügel und rief drohend: „Biſt du ein Kind des Lichtes, warum wandelſt du in der Finſterniß?" — „Gott iſt mein Licht!" verſetzte der in den Tod erſchrockene, doch aber gefaßte Arzt. „Das hat dir der Teufel geſagt!" heulte die Geſtalt und war plötzlich verſchwunden. — In Alſenborn ging in dem nun abgeriſſenen Hauſe die Erſcheinung des früheren Beſitzers, des Schulzen, welcher dem „Trillen" (einer Strafvorrichtung) ſehr zugeneigt war, — ganz in der damaligen Tracht. Wollten die Dienſtleute aus dem alten Hauſe was holen, z. B. ein Brod, ein Sieb oder anderen Hausrath, ſo war das Verlangte gleich in der Hand. Man glaubte ſo feſt an dieſe Erſcheinung, daß die Ochſenknechte im anſto-

ßenden Stalle beim Schlafengehen jedesmal riefen: „Hannes (so hieß der Schulze), morgen früh um ... Uhr weckst du mich!“ — und auf die Minute ward ihnen die Decke vom Bette gezogen. Stunden sie aber nicht auf, dann ward der Ochsenknecht sammt seiner Decke in den Stall hin geworfen. — Am Ursprunge der Alsenz liegt eine Anhöhe, wo früher das Hubgericht gehalten wurde. Schätze und Geld seien darin noch verborgen. Dort erschien einem taubstummen Manne, als er die Wiesen wässerte in der Nähe des Hofbrunnens, zwischen 11 und 12 Uhr des Mittags eine weiße männliche Gestalt, die einen großen Säbel in der Hand hielt und wetzte. Der arme Mann kam „ganz vergelstert“ nach Hause und gab dieses Ereigniß als glaubhaft durch Zeichen zu erkennen. — In einem Walde der Hart zeigt sich der „Hartreiter,“ ein Ritter zu Pferde. Einer dortigen Gemeinde gab zur Erbauung einer Kirche der Ritter eine Summe Geldes gegen das Pfand einer Waldstrecke, welche er gern zu eigen besessen hätte. Als man das Geld ihm rückhändigen wollte, behauptete er, er habe den Wald dafür gekauft. — Auf dem Wege von Marienthal (am Donnersberg) nach dem Basterhause erscheint bisweilen ein Reiter ohne Kopf, in der Gegend des Streitwaldes. Zum Nachtheil der Gemeinde Marienthal habe dieser als Vertrauens- und Gewährsmann die Gränzen verrückt, er sei auf der Galeere gestorben.

Die Sagen von Frauengestalten, namentlich von weißen Frauen und Jungfrauen, sind sehr zahlreich aus alter und neuerer Zeit, die Motive des Spukes sind jedoch sehr verschieden; zumeist ist es unglückliche oder verschmähete Liebe, die Erscheinung selbst aber zumeist Glück und Segen bedeutend. — Die Burgfrauen vom Königsberge (bei Neustadt) sollen alle sieben Jahre eine Wäsche von Weißzeug auf dem freien Platze vor der Burg bleichen und trocknen, und das Wasser hiezu seitlings des Berges holen. — Bei Schweigen steht das Pauliner Schlößchen. Dort unter dem Lindenbäumchen sieht man bisweilen ein weißgekleidetes Mädchen knieen und bitterlich weinen; auch hängt weiße Wäsche im Schlößchen, die niemandem angehören will. Dort auch schwebt eine weiße Frau mit dem Schlüsselbund — also die Ahnfrau des Schlosses — durch die Reben und deutet den Winzern das Gedeihen des Weines. — Im Schloßgarten der ehemaligen Burg auf dem großen Stiefel (bei Ensheim) zeigt sich bisweilen das „Schloßfräulein,“ die fromme Tochter des guten Ritters Heim, des Gründers der Burg und des Wohlthäters der ganzen Umgegend, der wie König Dagobert unter ähnlichen Verhältnissen von seinen Bauern einmal gerettet worden. Wenn phantastisch geformte Nebel über den Berg hinziehen, heißt es: das Schloßfräulein suche ihre Rosen. Von ihrem glückbringenden Walten folgende Sage. In den Weiler Sengscheidt (Ensheimer Gemarkung) kam vor Zeiten ein vornehmer Fremder, sein zweijähriges Töchterlein in den Mantel gehüllt, und fand freundliche

Herberge bei den redlichen Leuten, wo er auch sein Leben verbrachte. Der Hirte des Ortes war dem Kinde besonders zugethan. Am Tage vor Weihnachten sah er im Schloßgarten oben einen wundervoll blühenden Rosenstrauch, er brach einige Rosen, schenkte sie dem Kinde, das wand sich ein Kränzlein daraus, und bewahrte dieses als ein Glückzeichen von der Schloßjungfrau in ihrem Kasten. Das Kind erwuchs zur holdseligsten Jungfrau und ward die ersehnte Braut des Grafen von Sarbrücken. Am Hochzeittage holte sie ihre Rosen hervor, und sieh — es war ein Kranz von lauter Gold und Edelgestein. — Vom Kloster Limburg führt nach Seebach ein unterirdischer Gang. In früheren Zeiten sah man eine weiße Frau mit einem schwarzen Hunde herabkommen. — Die Ritterburg Verwartstein wurde trotz der verzweifeltsten Gegenwehr von den Feinden erstürmt, niemand blieb übrig als noch die Burgfrau mit ihrem Säugling; sie hatte sich an sicherm Orte verborgen gehalten. Die siegtrunkene Rotte steckte das Schloß in Brand. Gewaltthätigkeiten auszuweichen sprang die unglückliche Frau vom Söller hinab in das Flammenmeer, das sie augenblicklich verschlang. Alljährlich zeigt sich nun die Burgfrau auf den Trümmern des Schlosses. Dumpf rollt zur Nachtzeit ein Wagen durch das Dorf, am Burgberge hält er still. Hat sie die Burg erstiegen, so blickt sie mit Wehmuth auf den Gräuel der Verwüstung und stürzt sich mit ihrem Säugling den Felsen hinab. — Vor etwa 50 Jahren hat eine Frau zu Alsenborn Folgendes erzählt. Um Mitternacht wurde sie von einer weißen Frau aus dem Schlafe geweckt, derselbigen, die um den Berg „geht," wo man das Hubgericht hielt. Die andere Nacht wieder dieselbe Erscheinung. Sie folgte ihr nun — ohne ein Wort zu sprechen — mit ihrem Manne; dieser blieb haußen am Brunnen, die Frau ging mit in den Berg. Bald sah sie sich in einer schloßartigen, feenhaften Behausung, ward in ein Zimmer geführt, worin vier Männer mit großen Bärten in einemfort schrieben. Dann ging es in ein Nebengemach: da lag auf großer eiserner Kiste ein Mann mit einem Barte bis auf den Boden, und mit Augen wie Fensterscheiben so groß. Den sollte die Erstaunte dreimal und herzhaftig küssen, dann wären alle diese Schätze ihr eigen, und die „gehende Frau" ihres Bannes erlöst. Das arme Weib weigerte sich dessen entschieden und ging. Die Erscheinung folgte ihr mit wehmüthig bittendem Blicke. Außerhalb des Geisterbereiches angekommen, schrie die geängstigte Frau so heftig, als ob sie ertrinke. Ihr Mann eilte herbei und führte sie heim.

An Hütung und Hebung verborgener Schätze knüpfen sich vielerlei Sagen. Kaum eine Burg- oder Klosterruine, wo nicht der Wein in seiner eigenen Haut liegt, oder Gold und Geld der Hebung noch harrt. Diese muß aber „angezeigt" sein und „unbeschrauen" (ohne ein Wörtlein zu sagen) geschehen. Zu Hütern sind in der Regel die früheren Besitzer,

hartherzige Geizhälse bestellt in Gestalt oder in Gesellschaft eines schwarzen Hundes, eines Drachens, einer Schlange, einer Kröte oder sonst einer spukhaften Erscheinung, welche nach Umständen sich auch mehrmals verwandelt. — Wer zu guter Stunde auf die Wegelnburg kommt, dem thut sich der Berg auf mit all seinen Schätzen. Schöner als alles aber erscheint ihm eine edle Jungfrau, lange, lange Jahre sitzt sie hier weinend und harrt der Erlösung. Dreimal muß sie geküßt sein, und dann ist sie entzaubert, damit der Schatz auch gehoben. Allein niemand wagt diesen Kuß: denn zuerst erscheint sie als feuersprühender Drache, dann als giftgeschwollene Kröte mit riesigem Leibe, und endlich als die schönste der Frauen.

Die Sagen von der Schlüsseljungfrau beziehen sich auf die Heidenburg bei Wolfstein, auf Schloß Beilstein bei Kaiserslautern u. s. w.; auch wird der Schlüssel zur Oeffnung des Berges von armen Männern gefunden am Hohenfels (Donnersberg), am großen Stiefel u. s. w., entweder durch Zufall, oder reicht ihn ein Zwerglein oder ein sonst gespenstiges Wesen, oder er geht erst aus einer wunderbaren Wandlung, zumeist aus einer Schlüsselblume hervor. Dieser Schlüssel öffnet die verborgene Pforte, und vor dem geblendeten Auge erglänzt der köstlichste Reichthum. Man nimmt sich so viel als nur zu tragen, gedenkt aber wieder zu kommen; überdem „vergißt man das Beste," entweder den Schlüssel oder ein geheimes Zauberwort. Donnernd schließt sich hinter dem Rücken die Thüre, manchen wird auch noch die Ferse abgeschlagen oder der Absatz des Schuhes, man steht draußen, aber — der Schatz ist verschwunden. Hat nun Hoffart die Jungfrau zu den Schätzen verführt, so „geht" sie als klagende Jungfrau in den Ruinen.

Als Thiergestalten im Spuk erscheinen vornehmlich der schwarze Hund, gewöhnlich zur Bewachung eines Schatzes; das Pferd mit und ohne Kopf, auf ihm der Reiter; der schwarze Pudel, jedoch laufend; der Hammel; der Bock (Geißbock), dreibeinig und schwarz; das Kalb (Muhkalb), der dreibeinige Hase, das weiße Reh, die schwarze Katze; der Rabe; der Frosch und die Kröte; die Schlange; der Drache (Lindwurm) u. s. w. dann die Irrlichter und feurige Flammen (Insekten). Darunter haben Hund, Pferd, Bock, Rabe und Schlange mythische Beziehung. Ihre Verwendung sollen hier nur einige wenige Sagen bezeugen. .. In den Ruinen der Burg Scharfeneck bei Dernbach, eines ehemaligen Besitzthumes der Grafen von Löwenstein, liegen noch zahlreiche Schätze. Ein Ritter und sein Sohn sind verdammt sie zu hüten, der Sohn aus Ungehorsam gegen den Vater, dieser wegen schrecklicher Verfluchung des Sohnes. Einen Landmann trieb es die Schätze zu heben. Von einer stummen Gestalt ward er in ein Gewölbe geführt. Auf einer eisernen Kiste lag ein Blumenstrauß, den sollte er nehmen. Gleich griff er zu und hielt in der

Hand einen entsetzlichen Hund. „Jesus Maria!" rief er erschrocken, und der Schatz war verschwunden. — Nach der Einnahme des Klosters Disibodenberg im Jahre 1504 durch die Kurpfälzer waren immer noch verborgene Schätze zu heben. Diese bewachte aber der böse Feind in Gestalt eines schwarzen Hundes. Nur in der Nacht vor dem Tage des heil. Benedikt von Nursia, des Ordenspatrons, weicht der Böse, und harren dann die zwölf Apostel des hiezu Erwählten. Wer aber den Schatz heben will, muß vor allem eine reine Hand haben, es darf ihn Habsucht nicht leiten, auch muß er in jener Nacht im Gewölbe schlafen, und nicht absichtlich und nur durch Noth dahin gelangt sein. Das traf nun alles bei einem Juden aus Odernheim zu. Auf einmal heißt's in der Nacht: „Izzik steh auf!" Mein Jude sieht den Keller hell erleuchtet, im Hintergrunde um einen steinernen Tisch die zwölf Apostel, ihre Bärte waren durch die Tischplatte gewachsen bis auf den Boden. Auf dem Tische lag ein Haufen blinkenden Goldes. Der Jude wollte entfliehen, aber der Apostel Petrus rief: „All das Gold hier soll dir gehören, so du dreimal um den Tisch herumläufst, ohne das Geld anzusehen, ohne es zu berühren!" Er versucht's. Es glückt ihm einmal, zweimal — aber mit Noth, das dritte Mal stellt ihm Judas ein Bein, der Jude fällt zur Erde und greift unwillkürlich nach dem Goldstücke, das jener absichtlich fallen ließ. Da schlug es zu Staudernheim eins. Judas lachte hellauf, der arme Jude bekam eine Maulschelle dazu, alles war weg, und nichts gerettet als das einzige Goldstück. — Zwei Bauern aus Alsenborn ritten einst in der Nachtzeit nach Hause und fanden unterwegs einen todten Hund. Einem Manne des Dorfes spinnenfeind warfen sie aus Schabernack ihm den Hund zum Fenster hinein. Als der also Gefoppte des Morgens die Augen aufthat, fand er des Hundes Fell gestopft voller Geld. Von dort an ist er ein reicher Mann geblieben. Ob diesem Vorfalle vielleicht die volkthümliche, jedoch nicht schlimm gemeinte Bezeichnung „reicher Hund" für die westricher reichen Leute entstammt, wissen wir nicht. — Im selbigen Dorfe soll von der Stelle aus, wo unter kurpfälzischer Hoheit die „Trille" für die Bestraften gestanden, bis zur „Betzenkammer" bei der Kirche, um Mitternacht bald ein dreibeiniger Hase erscheinen, bald ein dreibeiniger Geisbock, bald wieder ein Wagen ohne Zugthiere und die Räder mit Lumpen verwickelt, um Geräusch zu vermeiden. Das Volk glaubt, das eine bedeute den Schulzen, das andere den Büttel, welchem das liebsame Geschäft des Trillens oblag. Beide mußten ihrer Hartherzigkeit wegen nach dem Tode noch „gehen," bis der rechte erscheint zu ihrer Erlösung. Auch der Wagen wird damit in Verbindung gebracht. — In der ehemaligen Grafschaft Falkenstein am Donnersberg kam ein jagender österreichischer Hauptmann einmal in die unheimliche Nähe des Schlosses Hohenfels, wo die Berggeister nicht gerne gestört sind. Er ward in die Irre geführt und in einen Rehbock verwandelt,

endlich aber von einem Förster erschossen. — Noch vor wenigen Jahren zeigte sich im sogenannten Hüttengraben bei Oggersheim der Hüttenhammel. In den neunziger Jahren war dort ein Galgen gestanden, später sah man in der Mittagstunde zwischen 11 und 12 Uhr einen Hammel, welcher aufgescheucht dann in Menschengestalt wieder verschwand. Selbst die Pferde am Wagen schienen das oft zu verspüren. Diese Erscheinung sei das Gespenst eines unschuldig Gerichteten. Ein Ungläubiger, welcher dagegen gewettet, dem habe der Hammel sich auf den Mistkarren gesetzt, der erschreckte Mann sei bald darauf aber gestorben. — Auch zeigt sich dort bisweilen ein schwarzer Hund. — Zwischen Dansenberg und Hoheneck, der Espensteiger Mühle zunächst spukt zuweilen ein weißes Hündchen oder ein Reh, auch ein weißes Schaf, das bedeute den Wirth, der mehr Wasser geschenkt habe als Wein. — Das Muhkalb mit großen Augen und brüllender Stimme erschreckt nicht blos die Landleute, sondern auch die in der Stadt. Gewöhnlich macht es seinen Weg in der Nähe des Wassers, geht über eine Brücke und dann im Orte herum. — Auch erscheinen auf Kirchhöfen schwarze Kaninchen u. dergl. — In Kaiserslautern wettete einer um Wein, er werde in der Geisterstunde eine brennende Laterne zum Schallloche des Glockenthurmes heraushängen, und nahm, daß ihm nichts Schlimmes zustoße, einen schwarzen Kater in den Arm. Schon auf der Schneckenstiege vertrat ihm eine geisterhafte Gestalt mit dem Zurufe den Weg:

„Hättest du nicht die Ritze-Ratze,
hättest du nicht die schwarze Katze —
so wollt' ich dir das Weinwetten vertreiben!

Oben am Schallloche entsprang ihm die Katze, und auf dem Rückwege brach er das Genick. Zum Wahrzeichen dessen soll noch heute ein Stein in der Thurmmauer — eine dunkele, feuchte Stelle — Blut schwitzen. All diese Thiere, vorab der schwarze Hund und der schwarze Geisbock, bedeuten nach mythischer Auslegung den also verwandelten Teufel.

Die Pflanzengestalten erscheinen vielfach als Bildzeichen des Wunders, auf welchem so häufig die kirchliche Sage beruht. Der altgermanischen Anschauung galt die ganze Natur für lebendig, den Thieren war Sprache gegeben, sowie das Verständniß menschlicher Rede; die Pflanzen hatten Empfindung, unter allen Geschöpfen wurde aber vielfacher Wechsel und Wandlung der Gestalten geglaubt: Götter und Menschen wandelten sich in Bäume, Pflanzen oder Thiere, Geister und Elemente nahmen Thierformen an. Daher die Verehrung der Natur in allen ihren Gestalten. In unserer Sage wird die Schlüsselblume zum schatzeöffnenden Schlüssel, die Rose zu Gold und Geschmeide, das Geld wieder zu Rosen; die Lilie zum Zeichen der Unschuld, und Schlehdorn und Linde zum schützenden Obdach. Wie das Leben und Weben der Pflanze ein nur friedliches ist, so waltet

auch in der Wundersage ein friedlicher, heilsamer, den Menschen beglückender Geist; in der Zaubersage dagegen, wo die übernatürliche Macht sich im Unglück und Unheil bethätigt, ein feindseliges dämonisches Wesen.

Die Naturelemente, als Erde, Wasser, Feuer und Luft, von einer geheimnißvollen, übernatürlichen Macht angewirkt und darnach besonders gestaltet, werden leicht zum Gegenstande der Natursage oder zugleich einer anderen Sagengattung. Ein auffallend gestalteter Berg oder Fels ruft unter geeigneten Umständen eine entsprechende Sage hervor, übrigens sind uns Versteinerungssagen nicht bekannt. Ein auch plötzlich hervorbrechender Quell ist an und für sich ein natürlicher Vorgang, erfolgt dieser aber unter Einwirkung oder in bloßer Beziehung mit der Handlung eines außergewöhnlichen Menschen, so entsteht die Wundersage, welche wiederum in eine andere Sagengattung einfließen kann. Tanzende Lichter im Sumpfe, feurige Flämmchen, Feuerzeichen am Himmel u. s. w., sowie verpestete Luft mit den im Volksglauben vorverkündenden Zeichen geben zu vielen und vielgestaltigen Sagen Veranlassung.

Endlich zeigt sich der Spuk auch im bloßen hörbaren Schall: bald als ein uns seltsam ergreifendes Klingen, bald als ein wüstes, wirres Geräusch, je nach dem Seligkeitsgrade der abgeschiedenen Geister, oder nach dem der Verdammung. Vor der Stadt Speier draußen ist ein Platz — „der Roßsprung". Da vernimmt man zuweilen das Röcheln eines verscheidenden Menschen und das Schnauben eines sterbenden Rosses. Zwei Ritter, Fritz von Rinkenberg und Hans von Otterstatt ließen sich einstens in ein Wettrennen ein. Noch keinem war der Vorsprung gelungen. Da spornte der ehrgeizige Rinkenberger sein abgehetztes Pferd so sehr, daß es verzweifelt seine letzte Kraft zu Einem Satze aushob und mit dem Reiter todt auf der Stelle verblieb. — Zu Neustadt hörte man in einem Hause halbe Nächte hindurch, Trepp auf und Trepp ab ein gar tolles Gepolter. Ein handfester Bursche trieb diesen lästigen Gast in's Gebirge hinein. Man wußte, daß der Geist Schuhe von Blei trug, und alle sieben Jahre ein neues Paar haben mußte. Die abgeschliffenen Schuhe stellte er dann auf den „Bleifelsen" hin, bis man ihm die neuen gebracht. Geschah dies nicht gleich, so erhob sich im Haus das alte Getümmel. Eine hohe Person sei in diesem Hause umgebracht worden, vor längerer Zeit fand man hier ein Gerippe, in dessen Kopfe ein eiserner Pfeil stack. Von der Hausfrau mußten nun diese Schuhe nebst zwei Flaschen Weines rücklings den Berg hinauf gebracht werden an eine bezeichnete Stelle. — Bei Scharfeneck, der durch ihre einstigen Bösewichter verrufenen Burg, werden in der Adventzeit des Nachts vorübergehende Leute bald mit dem Vornamen gerufen oder sonstwie geneckt, bald hören sie auch dieses oder jenes grauenerregende Geräusch. — Selbst noch in neuerer Zeit ließen sich in Bergzabern „Klopfgeister" vernehmen. — Wiederum wird in der Klosterruine Seebach (bei Dürkheim) ein säuselndes

Flüstern gehört, und Liedesklang; dann von den Burgruinen Drachenfels, sowie auch Altdahn erklingen seltsame Töne herunter: denn die Geister der Burg unterhalten sich mit einem goldenen Kegelspiele, welches zu heben schon mancher vergeblich gewünscht hat. So dieser Beispiele noch vielfacher Art: in Harfen-, Glocken- und Orgelton oder in frommem Gesang, oder auch ertönt in der Luft ein Stöhnen, Wimmern und Klagen, ein wüthendes Jagen mit Peitschenknall und Hundegebell u. s. w. Nicht selten wird dieser Spuk sogar leiblich fühlbar, wie mancher behauptet. Somit leiten uns diese Erscheinungen auf

Die mythische Sage.

Die Gottheiten und die Mittelwesen (Wichte, Dämonen) der alten Volksreligion sind in der mythischen Sage uns etwas näher gerückt in ihrer Selbeigenheit, in ihrem Walten und Wirken, in ihren Geschicken. Wir bringen die wenigen vereinzelten Trümmer zuletzt, weil am besten von hier aus auf manche der vorgetragenen Sagen noch einiges Licht zurückfallen dürfte. Allerdings hätte unser gesammter Sagenbestand auch nach seinem mythischen Inhalt sich abgliedern lassen.

Diese Ueberreste bestehen zum Theil in wirklichen, vollgestaltigen Sagen, deren Ursprünglichkeit nicht immer erweisbar; großentheils aber in Personen- und Oertlichkeitsnamen, zu deren Vollzähligkeit alle alten Flur- und Lagerbücher benützt werden müßten; sowie in Schelt- und Schimpfworten, ja selbst in Verwünschungsformeln, womit unsere Mundart so sehr sich gesättiget hat. Leicht begreiflich: denn bei einem innerlich so erregsamen Volksnaturell, welches von vornherein der neuen christlichen Lehre sich biegsam gezeigt, fiel es den Heidenbekehrern nicht schwer, die ursprünglich guten und heilsamen Gottheiten des veralteten Glaubens mit dem Bann zu belegen, sie in feindselige Wesen, in Teufel und Hexen zu verkehren, oder so es anders nicht ging, ihre guten Eigenschaften auf die Heiligen und Gottesmänner der Kirche wenigstens überzutragen. So blieben dem Volke die Wortausdrücke für die verkehrten Gottesbegriffe in stetem Gedächtniß, und wuchern dieselben noch fort in der Mundart.

In jeder Sagengattung sind mythische Züge zerstreut, ihre Zusammenstellung jedoch zu klar abgerundeten, einheitlichen Bildern ist kaum erreichbar, weil statt des ursprünglichen Gottheitbegriffes uns nur zu häufig ein verschwommenes Zerrbild begegnet, und weil selbst das Urbild von Anbeginn her nicht in scharfer Ausprägung erscheint. In der alten Vielgötterei überwiegt das gute und wohlthätige Prinzip. Die Heiterkeit und die sinnlich frische Lebensfülle dieser Göttergestalten ließ einen grundsätzlichen Zwiespalt nicht zu. Nur als Ausnahme neigen zum Schädlichen einzelne dem Ganzen untergeordnete Gottheiten; selbst die elbischen Geister waren nicht feindseliger

Art: Nix und Kobold, ja der Riese nur theilweise tückisch und grausam, und diese Ausnahme erschien nur in einzelnen Zügen.

Stellen wir das Bemerkwerthe zusammen, und zwar ohne den Rückblick auf den mythischen Ursprung der Dinge, auf der Riesen und Götter Entstehung, auf die Sinfluth und die bereits schon angedeutete Götterdämmerung, auf die Bildung der neuen Welt, auf die Schöpfung der Menschen und Zwerge u. s. w. Ist ja das alles in des Volkes Ahnung erloschen. .

Von den Einzelgottheiten der erneuten Welt, den Asen, welche in Wort und Sage verflochten, zeigen sich vornämlich: Wuotan, Donar, Phol und Loki; von den Göttinen und Wanen: Hel, Fro und Freya und Holda; die Nornen, dann Riesen und Zwerge, Gespenster, Teufel und Hexen.

Wuotan (Wodan, der nordische Odhin) ist der Vater (Allvater) und König der Götter. Er erscheint als der Vertreter der Luft von ihrem leisesten Beben bis zum gewaltigen, wüthenden Sturme, und — weil nach altheidnischem Glauben Natur und Geist zu einer untrennbaren Einheit verbunden — zugleich als Erwecker und Pfleger des geistigen Lebens. Er ist „die alldurchdringende, schaffende und bildende Kraft, der den Menschen und allen Dingen Gestalt wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Krieges und Sieges, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja alle höchsten Güter und Gaben abhängen." (J. Grimm, D. Mythol. I. 121.) Sein Kultus war in Deutschland allgemein verbreitet. In bildlicher Vorstellung trägt Wuotan den Goldhelm, den Harnisch und Spieß, dagegen erscheint er auch als ein hoher einäugiger Greis mit langem Barte, tiefherabgedrücktem breitem Hute, im blauen fleckigen Mantel, den Goldring am Arme, zwei Raben (Gedanke und Erinnerung) auf seinen Schultern, zwei Wölfe (Hunde) zu seinen Füßen, der Karlswagen rollt über seinem Haupte. (s. K. Simrock.) Dann reitet er auf seinem blitzschnellen, achtfüßigen Roße (Sneipnir), nicht als einem Höllenpferde, sondern als einem Symbole seiner Allgegenwart. Insbesondere gilt Wuotan als Erfinder der Runen, der keilförmigen Schlachtordnung, des Würfelspieles. Verheißung und Erfüllung zugleich ist er Wunsch. Den Helden verleiht er das Schwert, (Speer), den Helm und die Brünne (Panzer), dann das Roß und den Mantel. Die im Kampfe gefallenen Helden nimmt er auf in seine Gesellschaft, in seine himmlische Wohnung (Walhall). — Unter den Christen aber wurde sein ursprünglich gütiges Wesen verkehrt und entstand die Verwünschung: so schlägt sein Name von selbst um in den Begriff der Wuth und des Zornes, — der Gott des Lebens wird zum Wüterich und Tyrann, ja noch zum Todesgotte, der selbst in die Hölle hinabsteigt. Diese bildliche Vorstellung ist theilweise haften geblieben in unsern Sagen von Barbarossa, Franz von Sickingen, dem Einauge und andern, selbst als Drachenkämpfer bei Siegfried dem Helden. Am eindringlichsten erfaßt uns sein Bild im wüthenden Heer und in der wilden Jagd. Beides

wurzelt im empörten Luftelemente, dem wüthenden Sturme, in welchem die segnenden Gottheiten alljährlich in heiligen Zeiten ihren Um- und Einzug hielten und von dem erwartenden Volke mit Opfergaben empfangen wurden. Wo der Zug vorüber geko men, wuchs die Saat und der Segen des Hauses.

Das wüthende Heer spukt an vielen Orten der Pfalz. Ein Jäger (bei Pirmasenz) war einst auf dem Anstand. Da kam eine sehr große, schöngefleckte Katze, setzte sich in seine Nähe und schmeichelt und folgt mit ihren scharfen, unheimlichen Augen dem stutzenden Jäger. Der legt auf sie an. Plötzlich schwoll das Thier an, rollte die feurigen Augen und brauste in den Wald. Zugleich aber erhob sich ein schrecklicher, walbverheerender Sturm. Das erzählte der Jäger seinem Herrn, der versetzte: er habe zur nämlichen Stunde auf dem Kreuzwege einen kopflosen Reiter gesehen. Das war das wüthende Heer. — Auf dem Burer Berge (Teufelsberge) treibt der Teufel sein Wesen. Dort liegen riesige Felsenblöcke kraus und bunt durcheinander, vielleicht die Trümmer einer von ihm zerstörten Stadt, oder ist ihm der Bau seiner eigenen Behausung mißglückt. Wenn der Wind so recht grausig aus dem sogenannten Teufelsloche durch die Mündung des Modenbacher Thales hervorstürmt und das schwarze Nachtgewölke mit seinen unheimlichen Gestalten vor sich hertreibt, hört man allerlei gar wüste Stimmen in Geschrei und Gebelle: das sei das wilde Heer, das vom Teufelsberge herzieht. Zuweilen zeigt sich in der Tiefe des Thalgrundes ein irrendes Flämmchen. — Im waldigen Langenthal (Donnersberg) erhob sich auf einmal ein heftiger Sturm. Wahrscheinlich war es das wilde Heer, das nicht selten um die Burg Hohenfels rast. Am andern Morgen war der Wald übel zugerichtet, eine uralte, mächtige Eiche lag darnieder. An ihren Wurzeln aber fand man Erz, man grub — und die Grube ist noch heute ergiebig. Vom großen Stiefel, dem Rodensteine der Bliesgegend, zieht dem wüthenden Heere voran der wilde Jäger, ein gewisser Freiherr v. Maltitz, welcher allenthalben im Umkreise noch spukt. — In Horbach zieht das wilde Heer durch eine Scheuer mit furchtbarem Tosen.

Als Siegverleiher, wenn auch an den Teufel gemahnend, erscheint Wuotan in folgender Sage. Bei einem Turniere zu Worms blieb der von Wolfseck, ein Schwabe, immerfort Sieger. Darob sah er höhnisch auf die rheinischen Ritter herab. Das wurmte besonders den pfälzischen Ritter Kolb von Wartenberg. Der bot sich zum Zweikampfe an. Der Schwabe ward zu Boden gestreckt, als er sich aber ein wenig vom Schrecken erholt hatte, rief er voll grimmiger Scham: „Du hast mich besiegt durch höllische Kunst, du stehst mit dem Teufel im Bunde!“ — Ein Zweikampf mit scharfen Lanzen sollte nun diesen Vorwurf vernichten. Der Tag des Kampfes erschien, aber Wartenberg fehlte. Der Schwabe ritt triumphirend in den Schranken herum: — da sprengt auf einmal ein Ritter herbei, Roß und Rüstung rabenschwarz,

der Helmbusch feuerroth — er trägt das Wappen des Kolb. Der Kampf beginnt — schon der erste Stoß hatte den Schwaben tödtlich getroffen, und im Nu ist der Schwarze verschwunden. Im Verscheiden aber gestand noch der Schwabe: „Ich habe den verdienten Lohn; meine Knappen haben den Wartenberger gestern unvermuthet überfallen und getödtet!"

Als einsamer Wanderer mit Stab besucht Wuotan die Wohnungen der Menschen, um ihre Gastfreundschaft zu prüfen. Erinnert das nicht an die Wanderungen des Heilands, den öfters St. Petrus begleitet? und der von den Glaubensboten in die Erde gesteckte, zum Baume ergrünende Stab nicht an die Leben weckende Kraft dieses Gottes?

Wald- und andere Bäume stehen zu Wuotan nicht außer Beziehung. Der Wald war sein geheiligter Sitz. Der Frevel an Waldbäumen wurde besonders bestraft; der „Mann im Monde" hat Holz im Walde gestohlen. Waldbesitz steht vor allem andern in Ehren; daran erinnert das langgeheiligte Recht in den Haingeraiden. Der Waldbegang zur Festsetzung der Marken war früher mit mythischen Bräuchen verbunden. In unsern Wäldern finden sich „Heiligenberge" und „Heiligenthäler" ohne irgend einen Hinweis auf Heilige der Kirche. Ein absterbender, zumal selbstgepflanzter Baum, auch der Apfelbaum im Garten, bedeutet den baldigen Tod seines Besitzers. Das wüthende Heer, die wilde Jagd ziehen durch den Wald. Gespenster werden aus dem Wohnhause in den Wald hinaus „gekozelt," d. h. auf dem Rücken getragen. Hat sich jemand erhängt, so erhebt sich im Walde der Wind u. a. m. In einzelnen Namen und Redensarten scheint noch Rückerinnerung an Wuotan zu liegen. Der Orensberg (vielleicht mundartliche Form von (Odinsberg?) scheint nach der Ringmauer zu schließen eine altheidnische Opferstätte gewesen zu sein. Auch heißt freilich der nordische Odhin — als Besitzer Walhalls der „Mann vom Berge." (K. Simrock.) „Wuddel" (Diminutiv von Wod) ist der Spottname für einen unruhigen, ungeschlachten Menschen; „Wutz" gilt für das Schwein, und „Wussel" für ein unruhiges, halbkoboldisches Wesen. Der Ortsnamen, beginnend mit Od.. sei hier nicht weiter gedacht. Allein die Redensart bei Versagung eines Wunsches: „Ja, 'n alter Hut! — dort sitzt er und hat Hütcher auf!" dürfte mit Wünschelhut, also mit Wunsch, was Wodan ja ist, nicht außer Betracht stehen. Beim Glücksspiele schlägt man für einen, daß er gewinne, den rechten Daumen ein, was an die „Wodenspanne" in den Niederlanden erinnert. — Alles das sollte nur andeuten, daß die Erinnerung an Wuotan, wenn auch heute verzerrt und verdunkelt, im Bewußtsein des Volkes lebendig bestanden. —

Donar (Thôr, Thôrr), früher vielleicht der oberste Gott und zwischen Wuotan und Fricco gestellt, waltet ausschließlich auf dem natürlichen Gebiete, ist indessen auch zu einem Gotte der Kultur erhoben. Ihm eignet der leuchtende Blitzstrahl mit dem rollenden Donner; seine Blitze sind aber

nicht gegen die Menschen gekehrt, sondern gegen die Riesen, die Feinde der Götter und Menschen. Mit seinem Hammer spaltet er den Riesen (d. h. den Bergfelsen) das Haupt, um sie der Kultur zugänglich und dadurch fruchtbar zu machen. So wird er zum Ordner eines geregelten, sittlichen Lebens. Seine Streitaxt ist eigentlich der Pflug. Aeußerlich dargestellt ist Thôr bald Jüngling bald Greis, immer mit rothem Barte, der an den Blitzstrahl erinnert. Er ist der fahrende — nicht wie Wuotan der reitende — Gott, der rollende Donner gleicht dem Rasseln seines Wagens, welcher mit zwei Böcken bespannt ist, wovon einer hinkt, und dadurch dem Zickzacke des Blitzes vergleichbar. Seine Wohnung ist der Wolkenhimmel. Zudem galt sein Hammer als ein weihendes und heiligendes Geräth, das Brautpaare weihte, Leichen einsegnete, das die Gränzen des Eigenthumes (durch Hammerwurf) abmaß. Also zeigt sich Donar in seiner höhern Würde. Geheiligt sind ihm die Eiche; von Thieren ihrer rothen Farbe wegen der Fuchs, das Eichhörnchen, das Rothkelchen und das Rothschwänzchen, dazu die Donnerziege (Schnepfe), deren Flug Gewitter verkündigt, und der Hirschkäfer (Feuerschröter, Donnerpuppe); von Pflanzen noch die Vogelbeere, die Hauswurz (Donnerbart), die Donnerdistel und Erbse. (K. Simrock, D. Mythol.)

Die Erinnerung an Donar haftet nur noch im Worte, besonders in den Flüchen des Volkes, dann mehr im Glauben, in Sitte und Brauch als in wirklicher Sage. Der höchste Bergkegel der Pfalz heißt „Donnersberg", urkdl. Dorsberg (mons Jovis). Das „Donnerwetter", der „Donnerkeil" schlägt bei uns nicht nur nicht einmal, sondern „1000 Millionen mal" ein, und „99 Klafter tief in die Erde" oder vielmehr in den „Grundserdsbodem"! „Du Dunnerscher" ist zürnendes Scheltwort; „Herrgottmillionen Donnerstag" eine schmeichelnde Interjection, u. s. w. Ein heftiges Gewitter ist ein „Hexenwetter", das von den Hexen gebraut wird. Doch ist diese Vorstellung nun völlig erloschen. Wenn es „dimmelt" (donnert), so „zankt unser Herrgott", und beim Blitzen ruft man im Blieslande aus: „Jesus Christus, walt's!" Während des Gewitters läuten die Glocken, doch darf man nicht essen noch trinken, das Feuer auf dem Herde wird gelöscht, oder wirft man einen in der Kirche auf Maria Himmelfahrtstag geweihten „Würzwisch" (Kräuterbündel) hinein, oder die am Ostersamstage geweihten Kohlen vom Judasfeuer, welches aus den alten Kreuzen, den Resten von Todtenladen 2c. gemacht wird. Auch brennen geweihte Kerzen, und wird bei Protestanten aus „Gottes Wort" gebetet. Hauswurz auf einer Mauer des Hauses schützt gegen den Einschlag. Rothschwänzchennester darf man nicht ausheben, sonst schlägt es ein. Wenn das Gewitter in eine Kirche einschlägt und zündet, so läßt der Brand nur mit Pfuhl (Mistwasser) sich löschen. Bei jedem Einschlage fährt ein Donnerkeil 7 Klafter tief in die Erde, steigt aber alle 7 Jahre um ein Klafter in die Höhe, vielleicht nicht ohne Beziehung darauf, daß Donars Hammer von selber wieder zurückkehrt in

dessen Hand. Das Bestreichen des von Entzündung geschwollenen Kuheuters mit dem Donnerkeile bringt Heilung. (Die Donnerkeile, Donneräxte, in der Regel auf Feldern gefunden, sind allem Anscheine nach keltische oder altgermanische Streitäxte in Beil- oder Keilform, von verschiedener, sehr harter Steinart und Größe.) — Wuotan gilt als der Gott des Maßes mit der Ruthe, Donar hat den „zuschlagenden" Hammer, welcher die Rechtsverbindlichkeiten bekräftigt und heiligt. Gefällte Waldbäume wurden mit dreimaligem Schlage des Waldhammers dem Eigenthümer zugezeichnet. Nur mit dem Zuschlage des Notars (früher mit Hammer) tritt der Steigerer in den rechtlich unangreifbaren Besitz. — Von Dreikönig an nehmen die Tage um einen Hammerschlag zu. — Gewisse Donnerstage im Jahre sind heilig, so der nach Pfingsten. Am Donnerstag Abend soll man nicht spinnen, überhaupt nicht arbeiten. Auf den Donnerstag wird am liebsten Hochzeit gehalten. — Donar trägt aus seinem Kampfe von des Riesen Steinkeule einen Splitter im Haupte, und der Blitzstrahl erscheint als ein abgeschossener Pfeil: dürfte das eine nicht an den Poltergeist in Neustadt gemahnen, das andere (K. Simrock) an den sagenhaften pfälzischen Tell? —

Von Zio (altn. Tyr), dem leuchtenden Gotte des Schwertes, welcher bei den Schwaben dem Dienstage (dies Martis) den Namen Zistag (bayer. Er-, Eri- und Erchtag von heru Schwert) gegeben, findet sich kaum eine Spur. Dem einarmigen Gotte waren mehrere Berge geheiligt. Darum wären nicht zu übersehen die Dorfnamen „Theisbergstegen" am Fuße des Remigiusberges bei Kusel, selbst „Zeselberg" bei Waldfischbach, sowie der Familienname „Theis" — wohl auch Verkürzung für Matheis? —

Von den Asen erübrigt noch Phol, unter welchem (nach J. Grimm) auch Palthar (Baldur) zu verstehen. Der Name Phol (pfälz. pul, pull) zeigt sich in pfälzischen Weisthümern, so noch 1487 in jenem zum Sale: „vff den pulltag nehst nach sant Walburgen der jungfrauwen," (das ist der 2. Mai). Der Beginn des Maimonats war bekanntlich bei den alten Deutschen eine hohe Festzeit, auf welche man noch heute die Versammlung der Hexen, d. h. vor Alters der weisen Frauen und Feen ansetzt. An diesem Tage loderten heidnische Opfer. Erwägen wir hiezu das heutige Balborn, ein Dorf bei Kaiserslautern, Schöpflin, Alsatia diplom. (1285) „in villa Baldeburne." Balder schuf dem durstigen Heere durch den Hufschlag seines Rosses einen Brunnen. Er galt als der reine, schuldlose Gott des wachsenden Lichtes, des sonnigen Frühlings, und sein Tod, welchen der blinde Hother (Winter), der von Loki verleitete Nebenbuhler, durch die Pflanze Mistil verursachte, ward von allen Göttern, ja von allen Wesen schmerzlich beweint. Balders treue Gattin Nanna (als Frühlingsblüthe gebeutet) folgte ihm in die Unterwelt. Die Sickinger Burg bei Landstuhl hieß früher Nanstein. Noch 1347 Nanstein, Nannenstein, Nannestein für Fels und Burg, die Stadt — Nannenstahl, später Nanstahl u. s. w.

Sollte in Ermangelung der frühesten urkundlichen Form die Erinnerung an **Nanna** (goth. **Nanthô**, ahd. **Nandâ**, die Kühne) gewagt werden dürfen? Sicherlich aber berührt die in der Pfalz so häufige „Sommertagsfeier," worauf später zurückzukommen, die Verehrung des Balder. Nachklänge zeigen sich auch in der Brunnenentstehung bei den christlichen Glaubensboten. — Deutungen pfälzischer Oertlichkeitsnamen, wie Walalben, Walsheim u. s. w. als in Beziehung zu **Wali**, des Sohnes Odins und Rächers an Balders Tode, sind gleichwohl gewagte.

Verschollen ist der Name des nordischen **Loki** (von liuhan, lucere), des Urbegriffes des späteren Teufels. Ursprünglich gedacht als wohlthätig wirkende Naturkraft des Feuers, verkehrt sich Loki allmählich in die Persönlichkeit eines schlauen, verführerischen Bösewichtes, er wird die Schande der Götter und Menschen, und zur Strafe seiner Unthaten an Ketten gelegt, am Ende der Welt aber wieder befreit. Das Feuer hat ebensowohl eine erweckende, belebende, als auch eine zerstörende Seite, darum war der Umschlag von einem zum andern so leicht. Erst in der Mythe von Balders Tode tritt Loki's schlimme Seite allein und entschieden hervor, er wirkt dann in sittlicher Beziehung als listiger Feind alles Guten, als Urheber alles Bösen, wechselt darum auch vielfach seine äußere Gestalt. Die Sagen vom Teufel, wie solche noch vielfach vorhanden, werden dies zeigen. Loki's Vater war Riese, er selber ist Stammvater der Zwerge. Der uralte Feuerkultus, wovon noch heute etliche Spuren, stand wohl nicht außer Zusammenhang mit dem Feuergotte. In unsern Kinderspielen wird z. B. zur Auslösung eines Pfandes der Ofen geküßt oder auf den Knieen angebetet unter der Formel: „Lieber Ofen, ich bet' dich an, du brauchst Holz und ich 'n Mann (Frâ)!" Diese Personification des Ofens, hängt sie zusammen mit der mittelalterlichen Vorstellung von der Hölle, als dem Orte des Feuers?

So viel von den Asen, als den Grund- und Tragsäulen des Weltalls. Eine etwas beschränktere, wenn auch nicht immer und wesentlich unterschiedene Wirksamkeit hatten die **Göttinen** und die **Wanen**. Der letztern Aufgabe lag mehr in der Behaglichkeit und Anmuth, im Frieden und in der Milde des Lebens. Von diesen Gottheiten begegnet uns zunächst Loki's und einer Riesin Tochter, die

Hel (goth. **Halja**, althd. **Halia**, mhd. **Helle**). Ursprünglich ist sie gedacht als die heimliche Quelle, welcher alles Leben entströmt und wohin es wieder zurückfließt. Sie erscheint demnach als Göttin des Lebens und Todes zumal, ist Stammmutter aller weiblichen Gottheiten, selbst der Wanen. Heute heißt sie die „**Hölle**" und hat nur noch einen räumlichen Begriff. Ihr Wohnsitz ist im Schoße der Erde, als Unterweltsgöttin war sie bald zur Todesgöttin verdunkelt. Sie herrscht über neun Welten, daher spricht unser Volk noch von der neunten Hölle, vom neunten Himmel, wie

überhaupt die Zahl 9 bei mißliebigen Dingen (z. B. „die neunte Kränk!") sehr häufig vorkommt. Zahlreich sind die Sinn- und Wortverknüpfungen mit Hölle: schauerliche Thäler heißen zumeist „Hölle," so der Eingang des Falkensteiner Thales; dann gibt es Höllensteine, Höllenberge und -thäler, -pfade, -wege u. s. w.; Höllenpfuhl, Höllenfeuer; als Scheltnamen „Hellehund, Hellebock, Hellekind, Hellekrappe u. s. w." — als Familiennamen „Helleriegel (Höllenbrand, des Teufels Großmutter); als Fluchworte: „Hellekränk, Hellepestilenz, Hellesackerment" u. s. w. — Einen Kinderspielreihen begleitet das räthselhafte Lied:

„Hel auf der Wiese,
Pumbs därf m'r schieße;
Sieben Jahr gesponne,
Acht Jahr gewonne,
Neun Jahr rumdidum —
Dreht sich Junser N. erum!" — u. s. w.

Als „Hel" tritt diese Göttin in unserer Sage nicht auf, aber in verschiedenen, selbst in vervielfachten Gestalten: bald als schwarze, bald als weiße Frau, dann als Schlüsseljungfrau mit Hund und Schatz, wieder als klagende, als waschende und Wäsche aufhängende, Wasser schöpfende, als Schatz hütende und dann die Gestalt wechselnde Jungfrau, solchermaßen als rächende Göttin. Hierauf Bezügliches ist mitgetheilt. Aehnlicher Deutung die fast allenthalben bekannten drei Schwestern, welche an die drei Schicksalsschwestern oder Nornen erinnernd in der Verchristlichung leicht zu „Nonnen" geworden, und als solche Klöster stiften, wovon aber das eine, wie jenes von Wyrsweiler, plötzlich versinkt. Die Nornen spinnen und weben die Geschicke des Lebens, ihre Fäden heißen Seile, womit sie ferne Bergspitzen verknüpfen, gleichsam die ledernen Brücken, woran unsere Sage erinnert. Auch die drei weißen Frauen, selbst in Elbengestalt deuten auf Hel. Ein dunkler Anklang der Nornen liegt in unserm Schoßreime:

Reite, reite, Rößchen,
Dort droben steht ein Schlößchen,
Dort gucken drei Junfern 'raus:
Die eine spinnt Seide,
Die ander' wickelt Weide,
Die ander' näht 'n rothen Rock
Für unsern lieben Herregott!

Hieher spielt auch unter anderm die Sage von den drei Fräulein auf der Madenburg. Der rückkehrende Vater bringt der Jungfrau im gelben Kleide die goldene Kette des von ihr geliebten, von ihm aber getödteten Ritters, womit sich dieselbe erwürgt; der Tochter im grünen Kleide den Spieß des von ihm ermordeten Jägers, womit sich diese ersticht; der dritten im weißen Kleide überbringt der Vater das für seine Magd ihm versagte Blümlein des von ihm erschlagenen Gärtners. Das Blümlein an

der Brust kniet die Jungfrau am Grabeshügel im Garten, bis sie sterbend niedersinkt gleich ihren Schwestern.

Fro (Freyr), im Begriffe eines allwaltenden, Liebe und Fruchtbarkeit wirkenden, halbgöttlichen halbweltlichen Wesens, hat sich in der christlichen Anschauung am längsten noch unanstößig erhalten. Er galt als der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne Herr, welcher über Sonnenschein und Regen und Wachsthum der Erde gebietet; als der Gott der Liebe und des Friedens, aber die Edda gibt ihm ein Schwert. Sein Bildzeichen ist der Eber, dessen Goldborsten Tag und Nacht erhellen und der schnell wie ein Pferd des Gottes Wagen zieht. Seine Bildsäule ward auf einem Wagen herumgeführt. Nicht in unsern Sagen noch Namen — (eine „Frokanzel" nebst andern uraltklingenden mythischen Oertlichkeitsnamen zeigt sich bereits über der südwestricher Gränze im Saarthal) — aber in Sitten und Bräuchen, in den Flurbittgängen u. s. w. liegen wohl noch verdunkelte Spuren seiner Verehrung. Die Johannisfeuer (Sunnwendfeuer) und dergleichen, in der Vorderpfalz hin und wieder noch heute gebräuchlich, wurden nach allem Vermuthen dem Fro angezündet, während die feurigen Gespenstergestalten in Flammen, Drachen u. s. w. mehr sich auf Loki beziehen. Nicht minder galten dem Fro bei der Aernte der übriggelassene Büschel von Frucht, der letzte Kartoffelstock („der alte Mann"), die letzten Früchte des Baumes, und zwar als Opfer des Dankes. Im heutigen Sinne sollen aber dieselben dem besitzlosen „Stoppler" verbleiben, der gierig darnach schnappt. — Fast ein gleiches ist zu vermelden von Fro's holdseliger Schwester der Freya, einer Verjüngung der Hel, — der Göttin der Liebe, des Ehesegens und der schönen Jahreszeit. Sie war vor allen Göttinen verehrt als die „Frouwa," und gilt als die Frigga, des Odins Gemahlin, sowie nach Adam von Bremen Fricco als Fro. Im Scheltnamen „Freckel, Freckelchen" (Ferkel) liegt vielleicht Frigga verdunkelt; Freckenfeld heißt ein Dorf, wobei aber nicht zu übersehen, daß wie heute wir die Namen von Kirchenheiligen tragen, so unsere Vorahnen die Namen ihrer Götter. Uebrigens hat sich (nach J. Grimm) die Mythe von der Freya zur Marienlegende verklärt.

Die noch übrigen Göttinen wurden gleich den schon bereits genannten als umziehende, einkehrende Göttermütter gedacht: sie lehrten den Menschen häusliche wie Feldbaugeschäfte: Spinnen, Weben, Säen und Aernten; ihr Walten war Ruhe und Frieden. Die alten Ueberlieferungen sind darum nur anmuthender Art. Aus ihnen tritt Holda hervor, unsere „Frau Holle" oder „Hollefrau." Bald wird sie erkannt als eine bloße Eigenschaft der Frigga, des Wuotan Gemahlin und für diese gehalten, bald als eine Verjüngung der Hel. Demzufolge ihr bald liebliches, bald wieder gespenstiges, häßliches Wesen. Sie spielt mehr im Glauben des Volkes als in der Sage. Besonders bekannt ist sie den Spinnstubenmäd-

chen, welchen sie bei mangelndem Fleiße den Rocken und den Faden auf der Spule verwirrt. „Hollezopf" heißt das fast unlösbar verwickelte Haar, „Hollegehn" das Spuken der Gespenster und „Hollefahren" die nächtliche Ausfahrt der Hexen; „Hollebobbel" und „Hollepeter" einfältige, verächtliche Menschen. Auch Oertlichkeitsnamen mit „Holle..." finden sich häufig. Ihrer anmuthigen Seite entspricht als weißgekleidete, verschleierte Jungfrau unser „Christkindchen", wenn es vom „Belznickel" begleitet in der Adventszeit den Kindern die Christgaben bringt. Der pfälzische Belznickel (Makolwes) heißt auch in weiterem Begriffe der „Wullewux." Anderorts und zwar sprachgesetzlich verwandt heißt Frau Holle auch „Frau Wulle," und „Wullewulle" ist Name und Lockruf für die Gänse. „Wenn es schneit, so schüttelt Frau Holle ihr Bett," und „Wulle" deutet auf die wolligen Schneeflocken des Winters. Das Schreckgespenst für unsere Kinder ist überhaupt der „Wullewux," nicht bloß im Hause, auch im Feld und im Wald, übrigens zu der Gattung der Elben gehörend. Ist dieser, der lautlichen Entwickelung nach, nicht der bayerische Bilmesschneider, welcher die Aehren abmäht, und (wie J. Grimm nachgewiesen) in den Lautformen „pilwiz, pilewiz, bulwechs, bülwachs" u. a. sich zeigt? — Auch im Vögleins- und Blümleinsspiele unserer Kinder lautet die Ansprache: „Holle ho!" — „Wer is do? — „Ein Engel mit dem golden Schwert!" — Was will er haben? — Nun wird der Name eines Vögleins oder Blümleins gerathen, das betreffende Kind läuft aus der Reihe und wird von dem Errather gefangen. So ein Kind nach dem andern. — Von Frau Berchta, der strahlenden Göttin, welche sonst mit Holle zusammen genannt wird, sind kaum Spuren zu finden. Wohl erscheint auch diese als „weiße Frau" und sind beide nur verschiedene Seiten der Hel. — Es übrigen noch vereinzelte Namen der Monatsgöttinen. Der Nanna ist bereits schon gedacht. Indessen besteht der volkthümliche Name „Nanne" ohne Anna zu meinen. Die altnordische Gôi bedeutet eine mythische Jungfrau, nach welcher der Februar (Hornung oder Dreckmonat) benannt wird. „Alte Goi" (oder Goije) wohl mit Frau Gaue verwandt, heißt ein schmutziges Weib, und lautet ein pfälzisches Räthsel: „Oben Goije, unten Goije, in der Mitt' ist Goije-Goije!" — Wir nennen nur noch Ostara, eine Göttin des aufsteigenden Lichtes, der Morgenröthe wie des Frühlings. Ein Osterthal liegt bei Kusel. Bei Eginhart hieß „Ostarmânoth der April. Ostern ist eines der höchsten christlichen Feste, die Feier der Auferstehung des Lebens. Am Ostermorgen mache die Sonne drei Freudensprünge, das gleichzeitig geschöpfte Wasser habe Heilkraft. Ostereier werden den Kindern geschenkt, wie Osterkuchen und Bretzeln. Osterkerzen werden geweiht, am Karsamstage wird der „Judas" (vielleicht Winter?) nach katholischem Ritus verbrannt; die Kohlen des Feuers helfen gegen Wettereinschlag und als Heilmittel. Osterfeuer

sind nicht im Brauche, der Kultus der Ostara ward aber durch den der hl. Walpurgis (1. Mai) verdrängt.

Riesen und Zwerge, Gespenster, Teufel und Hexen. — Die Riesen, Götter einer früheren Entwickelungsperiode der Menschheit, und aufgefaßt als die noch rohen und unausgebildeten Personificationen der ungebändigten Naturelemente, hausten im Wasser, in der Erde und im Feuer. Plumpheit und übermenschliche Größe der äußern Gestalt, sowie ungeschlachter, boshafter Sinn, bisweilen nicht ohne gutmüthige Seiten, kennzeichnet ihr Wesen vor dem später herrschenden, geistig und sittlich überlegenen Göttergeschlechte. Die Drachen, von Helden statt der Götter bekämpft, sind nur verwandelte Riesen. Unsere Riesentraditionen sind selten und mangelhaft. — Der Riese Oger (Oegir?) aus dem Grendelgeschlechte habe in den Rheinsümpfen gehaust und der Stadt Oggersheim den Namen gegeben. — Die beiden Heidenthürmchen auf der alten Stadtmauer zu Speier seien von einem Riesen, welcher mit seiner Riesin zuerst in diese Gegend gekommen, erbaut und von ihnen bewohnt worden, so daß sie darin staken wie in zwei Nadelbüchsen. — Zwei ungeheuere Riesen tragen das Portal des Schlosses zu Bergzabern und sollen dahin gebannt worden sein. — Ein gewaltiger Riese bewachte das Katzenthal an der südwestlichen Gränze; mit ausgespreizten Beinen stand er auf den zwei gegenüberliegenden Bergen, mit der Rechten auf eine Keule sich stützend, den Freundsburger Felsen. Er wurde gepflegt von einer Jungfrau, welche auf einer Brücke, so groß wie ein Regenbogen, zu ihm kam. — Am großen Stiesel, dem kegelförmigen Berge bei Ensheim, heißt die Felsenplatte der „Riesentisch," hier habe vor Zeiten der fürchterliche Riese „Kreuzmann" gehaust, welcher Menschen einfing und sie verzehrte. — Doch auch ein gutmüthiger Zug. Tief im Gewälde der Hart lag ein sog. „Hünengrab," mit mächtigen Steinen bedeckt. Ein Ritter von Buren, von luftigen Lichtelben geleitet, fand dort ein großes, altes Hüfthorn mit rostigem Ringe. Als er hineinstieß, erbrauste der Wald und erdröhnte die Erde meilenweit in der Runde, und der Tiefe entstieg ein dunkler Dampf, welcher sich zu einem ungeheuern, schwarzgeharnischten Riesen gestaltete. Dieser überließ dem schlagfertigen Ritter das Hüfthorn und verschwand. Viele harte Kämpfe hatte der von Buren zu bestehen, endlich in höchster Noth bestieg er die Zinne seiner Burg und stieß in das Horn. Da erschien der gewaltige Riese und schlug den mächtigen Feind in die Flucht. Das Wappen der von Buren zeigt seitdem ein goldenes Waldhorn. — Außerdem noch viele Oertlichkeitsnamen, als Riesenberg, -burg, -grab, -schloß, -stein u. s. w. Feuerriesen sind uns keine bekannt. —

Die Elben (Alben) oder vielmehr die Wichte sind halbgöttliche Wesen von nicht übermenschlicher Größe. Sie erscheinen als Lichtelben und als Schwarzelben, und sind Erdgeister (Zwerge), Wasser- und

Feuergeister. Diese ersten häßlich von Gestalt, zum Theil von strahlender Schönheit die beiden andern. Die Wortcomposita mit „Elb" finden sich öfters: Elmstein (urk. Elbenstein); — „Elbertritschen fangen" bezieht sich auf geheimnißvolle Vögel, welche man angeblich einfangen will; das Scheltwort „Abgast" für einen alles vorwegnehmenden, diebischen Fresser, ist wohl eine Zusammenziehung von Elbe- oder Albgast. Den Zwergen schließen sich an die Wald- und Feldgeister unter verschiedener Gestalt und Benennung. Es zeigt sich das Wald- und das Buschmännchen, das Hasselmännchen, der wilde Mann, der Butzemann oder Butzebär, die wilde Frau, das Waldfräulein u. s. w. — Um den Drachenfels herum spukt der „Waldmann," das Gespenst des bösen Schreibers, welcher die Tochter des Ritters von der Drachenburg hoffnungslos geliebt und diese wie sich selbst ermordet hatte. Er erscheint in stürmischer Nacht, und überall, wo er gesehen wird, glaubt man an Verderben und Unheil. — Zu Feldgeistern wären zu zählen der struppige Wullewux, das Schreckbild der Kinder, der Wauwau, das Entenmännchen, der Nußpicker, der Kirschenknapper, der Hoistoi (Hoimann?), das Habermännchen, der Sandmann u. s. w. Ebenso die Wiesenfräulein, worüber folgende Sage. Früh vor Tagesanbruch mähte am Siedelwalde ein Bauer auf seiner Wiese. Da vernimmt er auf einmal ein liebliches Klingen wie Stimmen der Vögel, zugleich traten aus dem Nebel drei Jungfrauen des zartesten Alters hervor, in langen weißen Gewanden, und tanzten einen wunderseltsamen Tanz. Die eine trug einen silbernen Halbmond auf der Stirne. Plötzlich krähte der Hahn auf der benachbarten Mühle, und im Nu war die Erscheinung verschwunden, doch mit einem Gelächter, daß dem Bauern fast graute. Später ersah man an jener Stelle die sogenannten „Hexenringe," die zur Herbstzeit auf Anger und Wiese vorkommenden Kreise von großen und kleinen Pilzen, dort in der Gegend „Hundsfischt oder Bovist" genannt.

Begreiflicher Weise sind des vielfachen Bergbaues wegen die Mären von den Berggeistern und Zwerglein ebenso zahlreich als mannichfaltig. Der Charakter dieser Wesen ersieht sich aus unserer Mittheilung. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts stand am Siedelwald eine Mühle, ein Eigen des Klosters Wadgassen. Der Vormann des Pächters war gut darauf gefahren, dieser aber mußte verderben. Die Sache ging so. Der Müller war einmal an seinem Weiher beschäftigt, da hört er plötzlich ein Wimmern, wie den Hilferuf eines ertrinkenden Knaben. Er zog aus dem Wasser ein wunderliches Geschöpf mit dickmächtigem, uraltem Kopfe, die Füße waren wie die einer Gans. Das verunglückte Wesen pflegte der Müller mit aller Sorgfalt im eigenen Hause. Als nun der Kleine wieder genesen, führte er seinen Erretter zu jener gefährlichen Stelle und zeigte ihm den boshaften Nix, der ihn beim Baden in's Wasser gestoßen. Dieser Unhold war ein großer, klotzaugiger Frosch, der sich eilends im Schilfe

verkroch. Endlich entdeckt sich der Kleine als eines der vielen Zwerglein, welche im benachbarten Gumberberg wohnen, und war verschwunden. Seitdem aber wuchs sichtlich das Vermögen des Müllers, als grundreicher Mann zog er sich bald vom Geschäfte zurück. Sein Nachfolger aber war diesen Zwerglein nicht hold, er wollte sie vertreiben durch Gewalt oder List. Statt ihnen einmal einen schweren Stein vor eines ihrer Fuchslöcher zu wälzen, schalt er sie „Gänsfüßler!" und gab dem Stein einen Stoß, daß er den Berg hinabfuhr wie weit. Die Zwerglein schwuren ihm ewige Rache — und von der Stunde an war Glück und Segen von seinem Haushalt gewichen. — Er mußte die Mühle verlassen. — Gleich Gutes geschah Vetter Lorenz, dem Köhler. Der saß eines Abends im Wald vor seiner Hütte, sein kärgliches Mahl war schon verzehrt, aber den Rest, den sog. „Gottestheil," hatte er wie gewöhnlich zur Seite gestellt. Da steht ein Männlein vor ihm und bittet um eine kleine Erfrischung. Es war ein seltsames Wesen, es reichte dem Köhler kaum an die Kniee, hatte einen gewaltigen Kopf mit eisgrauem Barte und funkelnden Augen, darauf eine Zipfelkappe, um die Schulter einen Schnappsack, die Hand hielt einen dicken knolligen Stock. Der Köhler willfahrte und führte seinen seltsamen Gast endlich zur Ruhe. In der Nacht wird Lorenz geweckt. Das Männlein, eine Kienfackel in der Hand, führte ihn bergab und bergauf bis an den Gränzstein des Bischmisheimer Bannes. Hier gab sich der Führer als ein Zwerglein aus dem Gumbersteine zu erkennen und sprach: „Grabe hier an dieser Stelle hinunter und verwerthe das unscheinbare Gestein!" Mit einem „Glück auf!" war der Kleine verschwunden. Der Köhler machte es also und ward ein grundreicher vielbeneideter Mann. Der Abt des Klosters Wadgassen, welchem „das Recht auf alle Mineralia unter der Erde auf Ensheimer Banne" zuständ, wollte das Schürfen nunmehr auf eigene Rechnung betreiben. So aber wollten die Zwerge es nicht. Der Abt ließ graben und graben, und statt des erwünschten Gewinnes erhielt er nichts als lauter leeres, taubes Gestein.

In solchen und anderen Zügen bekundet sich die dankbare Zwergleinsnatur. — Der arme Ritter von Hüneberg, einem Waldschlosse der Hart, reicht auf der Jagd einem hungernden Zwerglein sein Brod, trug als angeblich verirrten Knaben dasselbe auf seinem Rücken nach Hause, und dort wies der Kleine den Ritter in das nahgelegene Haus. Darin wohnte eine Jungfrau, der verwittweten Gräfin von Schwanau ebenso reiche als holdselige Tochter, welche er endlich zur Ehe erhielt. — Im Wolfersthale am Donnersberg zeigte sich der Berggeist in Gestalt einer ungeheuren Kröte, die kam zum Feuer gekrochen und hüpfte, als man sie zu tödten versuchte, in ein nahes Gesenke. Da entstand in dem Gesenke ein solches Tosen und Heulen, daß die Bergleute entsetzt zu Tag fuhren, dem Steiger die Anzeige zu machen. Man stieg des andern Tages hinab und fand nebst

einer großen Masse Kobaltes auch noch eine reiche Silberader. Dort ist die „weiße oder Silbergrube." — Ein andermal zeigte der Berggeist sich an durch Hämmern und Klopfen, man verfolgte die Richtung, grub einen neuen Seitengang und fand des Silbers die Fülle. — Aehnlich verhält es sich mit der Grube „Ernesti=Glück." Einem armen Bergknappen aus Bingart, sowie seinem schwererkrankten Genossen verrichtet ein winziges Männlein die ganze Tagesarbeit, und zeigt ihm, daß er zu einer reichen Heirath gelange, dazu noch diese ergiebige Grube. — Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der „Geiskammergrube" am Lemberg, welche im dreißigjährigen Kriege entdeckt worden. Eine alte Wittwe zu Bingart hatte eine bildschöne Tochter, welche des Ortsschulzen Sohn heimlich liebte. Als die Kroaten die Gegend verheerten, flüchtete das Mädchen zu ihrer Mutter in den Lemberger Wald, wo diese ihre drei Geisen hütete. Der Geliebte hatte des Mädchens vergessen. Als die beiden Frauen eines Tages trostlos in ihrer Höhle dasaßen, trat plötzlich ein graues Männlein hervor, klopft mit dem silbernen Fäustel an die Felswand und spricht: „Hier ist euer Reichthum!" Der Pfalzgraf ließ graben und die arme Familie war eine reiche geworden.

Den Erdgeistern beizuzählen wären auch der Alb („das Drückmännchen"), dann die Trud oder Nachtmare, welche im Schlafe drücken und treten. Die Mare wird gefangen, wenn man das Astloch im Laden oder das Schlüsselloch verstopft, wodurch sie in die Schlafkammer eindringen kann. Auch noch die Pferdmare, welche den Pferden die Mähne verwirrt und einen Weichsel= (Wichtel=) Zopf bildet.

Die Wassergeister sind nicht zahlreich vertreten. Ihr ältester Name ist nichus, davon leiten sich ab die männlichen und weiblichen Nixen und der häufig zu Scheltnamen gebrauchte mundartliche Ausdruck „Nickel" mit einer Reihe von Verbindungen, als „frecher Nickel, Zornnickel, Pechnickel, Belznickel, Daumenickel," dann im Kinderspiele: „Pumpernickel, Scherenickel, wie viel Finger stehn?" u. s. w. St. Nikolaus ist übrigens der Schutzpatron der Schiffer. — Der „Hokemann" zieht die Kinder zu sich in's Wasser hinein, wenn sie sich allzusehr nahen. Verschiedene Wasser verlangen von Zeit zu Zeit einen Menschen zum Opfer. Der Stier der Herde wird von unserer Jugend angerufen als „Mummel, ... alter Weiber Kopfabbisser!" und gemahnt an den Wassergeist, der in Gestalt eines braunen Stieres aus dem Mummelsee steigt. Auch der Gottseibeiuns fährt mit seiner Beute bisweilen in die Tiefe des Wassers. — Bei der Belagerung Zweibrückens im Jahre 1635 wurde ein versprengter Reiter durch das sumpfige Wiesenthal (zwischen Kirrberg und der sog. Karlsluft) verfolgt. Beinahe eingeholt erblickt er auf einmal drei weiße Gestalten, welche ihm winken. Dort angekommen versank Roß und Reiter im Sumpfe: die Stelle heißt der „Reiterbrunnen." — Bei Eschringen in tiefer

Waldeinsamkeit war ein grundloser Sumpf, Seerosen erblühten in Fülle. Des Schultheißen bildschönen Sohn zog es häufig dahin. Er hatte von der geheimnißvollen Wasserjungfer vernommen, welche tief unten wohne im kristallenen Palaste. Als er einmal wieder dort war, da regte sich eine der Seerosen, aus den Blättern des Kelches tauchte ein wunderholdes Wesen empor, halb Kind und halb Jungfrau, und winkte ihm verlangend entgegen. Er streckte die Arme nach ihr aus und versank mit ihr in die Tiefe. Groß war die Trauer im Dorfe. Des Jünglings Pflegevater, der Ritter Waldeck von Bos, kam mit seinem Hauskaplan, um durch dessen Beschwörungssegen den See zu entzaubern. Drauf ergriff der Ritter sein Schwert und hieb eine der schönsten Seerosen ab. Mit dem Schlage entströmte Blut dem abgehauenen Stengel und ertönte zugleich ein durchdringender übermenschlicher Schrei — die Wassernixe war todt.

Den Feuergeistern (Elben), welche außer den zweifelhaften Irrlichtern und hüpfenden Flämmchen bei uns sich nicht zeigen, wären die Hausgeister anzureihen, und zwar von wegen des vielgedeuteten Herdfeuers, der nach altem Brauche heilig und stets lebendig gehaltenen Flamme. Unsere Penaten sind friedlichen, wohlthätigen Wesens, indem sie das Haus, mehr noch die Familie beschützen; werden sie aber geneckt, so sind sie gleich den Berggeistern boshafte, rachesüchtige Kobolde, welche als Plage-, Quäl-, Polter- und Rumpelgeister sich verkünden. Von Elben gehören noch hierher der Sandmann, welcher den einschlafenden Kindern Sand in die Augen streut, das Peter- und das Heinzelmännchen, der Butze (Butzemann), ein winziger Knirps, das Schreckbild der Kinder; mit diesem identisch der Boz, eine vermummte Puppe als Schreckbild für Vögel im Saatfeld. — Auch in Hausgeistern wohnen mitunter der Abgeschiedenen Seelen. Einem Bäcker in Pirmasenz ward jeden Morgen all' seine Arbeit verrichtet. Dessen zu Dank gedachte er dem grauen Männlein ein rothes Röcklein zu verehren. Mein Männlein kam wie gewöhnlich, ließ aber das Röcklein sein liegen und war auf immer verschwunden. — Hiezu noch die Wein- und Kellersagen, welche je nach der Kraft und je nach dem besondern Geiste des flüssigen Goldes bestimmte Gestalt und Farbe annehmen, und zweifelsohne sich noch einer Zukunft erfreuen. Was Wunder, wenn unsere weinseligen Küfer, unsere heimlichen „Petzer" und dergleichen, und andererseits die Weinverfälscher, vorab die Gallisirer in ihrem geheimnißvollen unterirdischen Treiben nicht zu spukenden Haus- und Kellergespenstern vom Volksglauben verdammt werden sollten? So sind wir wieder in die Sagengruppe der Seelen und Gespenster gelangt, welche mit Inbegriff des im mythischen Theile enthaltenen Zuwachses auch hier eingereiht werden könnte. —

Der Teufel, aus Loki allmählich zum jüdischen Beelzebub, dann zum christlichen Lucifer, dem abgefallenen Lichtgeiste, heruntergekommen, zeigt sich

als Inbegriff fast aller Eigenheiten der Götter, ist darum ebenso vielseitig in Ränken und Schlänken, in seinem ganzen Schalten und Walten, als im Wechsel seiner Gestalt. Doch wird er als „dummer Teufel" bisweilen überlistet. Auch der Tod, von welchem sich keine klar personificirte Vorstellung gebildet außer der des Skelettes, wird häufig als Teufel gedacht; ebenso übernimmt dieser die Rolle des Riesen, vornämlich in der abenteuerlichen Felsenregion; sonst aber sind alle Götter in ihm so zu sagen „verteufelt." Aeußerlich erscheint der Teufel in verschiedener Menschen Gestalt, hinkend und mit der Zuthat des Thieres: mit Bocksohr, Horn, Schwanz, Bocks- oder Pferdefuß; auch in vollkommener Thiergestalt: als schwarzer oder dreibeiniger Bock, als Eber, Wolf, Hund, Pferd, auch als Kater; als schwarzer Rabe, dann als Schlange, Wurm. Er fährt mit dem Sturme und entwickelt sich wieder aus dem Knäuel. Sein Aufenthalt ist die rußige Hölle, und mit all' diesen Begriffen sowie mit vielen Oertlichkeiten verbunden, begegnet uns sein Name als „Teufel" und „Deixel" in pfälzischer Rede. Der wirklichen Sagen hier einige Proben.

Zum Baue des Klosters Limburg hatte der Teufel seine Mithilfe versprochen in der Meinung, es werde ein Wirthshaus. Also getäuscht läuft er in Wuth auf den gegenüberliegenden Berg, reißt aus der Erde einen Felsen, damit den Bau zu zerschmettern. Darüber erblickt er eine weiße Gestalt, der Fels entsinkt ihm, und ermüdet und grollend setzt er sich darauf. Heute noch zeigt man im „Teufelsteine" des Bösen Sitz und Krallen, sowie die Rinne, worin er sein Wasser gelassen. — Als fahrender Ritter und Minnesänger gerieth der Teufel unten an den Schloßberg bei Dahn, wo eine glänzende Gesellschaft von Rittern und Edelfrauen zur Mittagsruhe sich niedergelassen. Auf Anfragen durfte der Leiermann spielen, ward aber nicht eingeladen zum Mahle. Darob ergrimmt, droht er die Männer alle am Spieße zu braten. Wie gedroht, so gethan. Er haut um die Reihe sie nieder, bratet ihre Herzen, entreißt zwei Felsen dem Berge und trägt sie hinauf, legt dann eine Platte querüber, und ladet die Damen zum Schmause. Diese Felsenbildung heißt der Teufelstisch. — Zu Einöd bei Zweibrücken besiegelte ein Mädchen seine Treue mit dem Schwure: „Der Teufel soll mich holen!" schenkte aber bald einem andern seine Hand. Am Hochzeitstage erscheint um Mitternacht auf den Schlag zwölf in dem Saale ein freundlich sich einschmeichelnder, aber wunderlicher, unheimlicher Gast. Während des Tanzes mit ihm entfallen der Braut die Kleider und der leibhaftige Gottseibeiuns verräth sich am Pferdefuß und Schweif. Plötzlich sind beide durch das Fenster verschwunden. Noch vor einigen Jahren war dieses vermauert. — Nach einer andern Version treten zwei fremde Jägerbursche in den Hochzeitsaal. Der eine hatte rabenschwarzes Haar und blitzende Augen. Der erfaßt die Braut und reißt sie im Tanze herum, zugleich verbreitet sich ein stinkender Schwefelgeruch.

Schlag zwölf erschallt ein höllisches Gelächter, und mit der Braut und dem gekommenen Jäger, welcher sich dem Teufel verschrieben, fährt dieser wie ein Blitz zum Fenster hinaus. Des andern Tages fand man drüben in der Wiese ein Wasserloch von unergründlicher Tiefe, ringsum war alles Gras wie vom Feuer verzehrt. In diesen „Teufelsbrunnen" war mit seiner Beute der Böse gefahren. Alle sieben Jahre soll ein Kranz von weißen Rosen oben auf dem Wasser erscheinen und wieder versinken. — Auch als helfender Freund bewährt sich zuweilen der Böse, jedoch nicht ohne vortheilhafte Bedingung. Ein verarmter Ritter von der Ebernburg ging tiefbetrübt in den Lemberger Wald. Da saß auf einem Baumstrunke einer, der ihn verlachte. Der beleidigte Ritter schoß einen Pfeil auf ihn ab, unversehrt stand aber der andere auf, nahm ihm den Bogen und legte von seinem Hute herunter eine rothe Hahnenfeder auf, schoß blindlings in den Wald — und ein mächtiger Rehbock lag getroffen. „Füttert eure hungernden Würmer damit!" sprach der seltsame Schütz. Der Ritter erbleichte. „Wollt ihr den Bock nicht, so mag er wieder davonlaufen! Soll ich euch helfen?" — Ja hilf, wenn du kannst! — „Ich weiß eine Quecksilberader, die kann euch reich machen, aber ich muß dafür etwas haben!" Somit rupfte er drei Halme Gras und fuhr fort: „Da sind drei Züge, thut einen davon! Zieht ihr den großen, so seid ihr selber mein eigen; zieht ihr den mittlern, so ist's euer Weib; zieht ihr den kleinsten, so sind's euere Kinder!" Als der Ritter die Halme berührte, entfuhr ihm ein „Heiliger Gott, erbarme dich!" Da that es einen Donnerschlag, der Ritter erhielt eine Maulschelle und fiel betäubt zu Boden. Als er wieder zu sich gekommen, fand er an jenem Baumstrunke eine reiche Silberader. Die Grube heißt die „drei Züge." — Vor langer Zeit saßen Musikanten in einem Wirthshause zu Neustadt. Ein fremder Herr holte sie ab, die Nacht bei ihm zu spielen. Sie kamen an die Ruine der Burg auf dem Königsberg oben. Da stand ein großartiger Bau, das Thor that sich von selbst auf und sie waren in einem prachtvollen, von Gold und Edelstein schimmernden Ballsaal, der sich zusehends füllte mit reichgeschmückten Gestalten. Alles befand sich in heiterster Stimmung. Die Geigen spielten von selber und niemals so seltsam ergreifende Weisen. Die Spielleute wurden köstlich bewirthet und glänzend belohnt. Als sie herauskamen, war das Schloß auf einmal verschwunden. In Neustadt kannten sie nimmer sich aus, wurden auch nicht wieder erkannt. Sie erzählten ihr Erlebniß. Da näherte sich ein mehr als hundertjähriger Greis, und erkannte in ihnen die fremden Spielleute, welche dereinst im Wirthshause seines Großvaters Einkehr gehalten und nimmer wieder gekommen. „Euch hat der „krumme Dallacker" verführt!" rief der Greis, und entsetzt fielen die Männer zu Boden und waren Asche und Staub. Der Dallacker soll als Raubritter im Neustadter Thale sein Wesen getrieben haben. — Der „Dalles" ist in-

dessen auch eine Bezeichnung des Teufels, sowie „Mollacker" für andere gespenstische Wesen.

An Seelenüberfahrt erinnert folgende, dem Georg Sabinus (1508—1560) entnommene und mehrfach nacherzählte Sage. In stürmischer Nacht sitzt zu Speier ein Fischer am Rheine. Da tritt zu ihm eine fremde Gestalt in schwarzer Kutte und will übergesetzt sein. Am jenseitigen Ufer erblickt der Fischer fünf andere Mönche, die wollen herüber. Dem Fischer bangt um den Lohn. Da spricht einer: „Was Geistlich heißt, ist jetzund verfolgt und vertrieben, fahr' über und Gotteslohn wird dir werden durch reichlichen Fischfang!" Der Nachen stößt ab und plötzlich erhebt sich ein so schweres Wetter, daß der Fischer den Untergang fürchtet. In Angst und Noth betet er laut um Hilfe zu Gott. Wüthend darüber entreißt ihm einer das Ruder und schlägt ihn beinahe zu Tode. Und die Mönche fahren auf und zergehen wie Rauch in der Luft und hinterlassen einen großen Gestank. — Des andern Morgens in der Frühe begegnete einem Boten aus Speier ein ähnlich Gesicht. Es rasselt ihm entgegen ein Wagen, mit schwarzem Tuche gedeckt und mit Mönchen besetzt, mit sieben Paar Pferden, ein Rad fehlte, der Fuhrmann hatte eine ungeheure Nase. Kaum ist der Wagen vorüber, so fährt er auf in Rauch und Flammen und zergeht unter Krachen und Prasseln. — Wohl sieht man hieraus den Zweck der Ueberfahrt nicht, doch haben diese uralten Erinnerungen, um nicht ganz zu erlöschen, im Laufe der Zeit sich also verändert. — An jede der vielen unserer Teufelsörtlichkeiten knüpfen sich eine oder einige entsprechende Sagen; indessen anderwärtigen Traditionen so ziemlich aus dem Gesichte geschnitten, sind sie hier zu übergehen. —

Die Hexen (Truden) sind unsere weiblichen Teufel. Wie diese dem Wesen des Loki entsprechen, so die Hexen dem Wesen der Hel, in welche Frau Holle (häufig für Freya gehalten) später verkehrt ist. In ihrer Nachtfahrt gleichen die Hexen deren Gefolge, den wolkenreitenden Walküren, welche auch Wunschmädchen sind; in ihrem Weissagungstriebe den schicksalwebenden Nornen; sie üben übernatürlichen Zauber zum Unheile von Menschen und Vieh, und stehen mit dem Erzfeinde des Guten, dem Teufel, ihrem Lehrmeister und Herrn, in engster, selbst in fleischlicher Verbindung. Doch entsteht hieraus keine menschliche Frucht, sondern Eidechsen, Kröten, Raupen, Würmer und andere „Dinger," womit sie Krankheiten hervorrufen und Unheil anrichten. Weissagung, Heil- und Zauberkunst übten auch die altheidnischen Priesterinen, diese wurden aber nicht im Christenthume geduldet, und ihr Treiben pflanzte sich fort im Geheimen. Der Name Hexe führt auf hochdeutsches hagezisse oder hagezusa (niederdeutsch hagedisse und hagetisse), und wird mit den Disen, vermuthlich aus dem räthselhaften Idis und Itis, d. i. die heilige Jungfrau (im Heliand und bei Otfrid) in Beziehung gestellt. Unser Disibodenberg,

mundartlich „Disenberg" (Deisenberg?) hieße demnach Hexenberg, und Hexe soviel als Waldgöttin. Alle heidnischen Göttinen wurden aber mit der Zeit in Hexen verwandelt. Die angebliche menschliche Hexe kennzeichnet ein hageres, häßliches Aussehen, der böse Blick und rothe, triefende Augen. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht auf Beschädigung aus an Menschen, an Vieh und im Felde. Sie brauen im Kessel das Wetter, verderben die Saat und vermögen deshalb auch Mäuse zu machen — ein Glaube indessen, welcher auf dem Anrufen der heidnischen Göttinen beruht: die Aernte vor Mäuseschaden zu schützen. Noch vor einigen Jahrzehnten ward eine Frau in T. bei Kaiserslautern des Mäusemachens (vermittels eines Schnupftuches) verdächtigt. Also hat sich bei uns der Hexenglaube gestaltet, er war im Volke lange lebendig, so daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Ilbesheim noch eine Hexe verbrannt werden konnte; als ihre Haube lodernd davon flog, so hielt man das für ihre brennende Seele. Hieher gehören auch die vielen in unserer Rede auftauchenden Hexen. — In der Walpurgisnacht ward der „Hexenball" gefeiert. Des Teufels Auserkorene mußten dahin, gewöhnlich war es ein bestimmter Kreuzweg, von da aus ging's in den Wald auf einen einsamen Berg. Der „Hexenplätze, -steine, -stühle" u. s. w. sind einige vorhanden. Die Hexen reiten auf Besen, Ofengabeln, Stecken (an der Priesterinen Stäbe erinnernd), Deichseln (daher „Reit dich der Deixel!"), Heugabeln u. a., welche durch Runenzauber in Pferdegestalten verwandelt werden, durch den Schornstein hinweg zur Versammlung, nachdem sie zuvor mit einer Salbe einen bestimmten Theil ihres Leibes bestrichen. — Ein alter Mann hat uns erzählt: Vor dem Revolutionskriege waren arme Familien vom Hunsrücke und vom Hochwalde in die Sickinger Gegend gekommen. Einige der Weiber gehörten zur Hexengesellschaft. Bei der Besalbung sprachen sie die Worte: „Ueber Hecken und Stauden!" — Hansnickel, ein Knecht, vernahm die Worte, und sah aus seinem Verstecke wie seine Hausfrau zum Hause hinausfuhr. Er salbte sich auch, ward sofort in Bewegung gesetzt, hatte aber in der Uebereilung „Durch Hecken und Stauden!" gesprochen, und kam mit zerrissener Haut auf dem Festplatze an. Alles war dort in Saus und Schmaus schon begriffen. Sie zogen ihn in ihre Ergetzung hinein. Als aber nach beendigtem Tanze der Herr des Festes die Runde machte — er war heute nicht mit Säcken behangen, woher der Spitzname „Sackhans," sondern mit goldgesticktem Festkleide erschienen — erblickte der bestürzte Knecht zufällig dessen Pferdefuß, da rief er „Jesus Christus!" und die Versammlung war blitzschnell zerstoben. Der Knecht blieb auf dem Ballplatze zurück.

Die Hexen werden erkannt zumeist in der Christnacht während der Mette. Der Priester sieht sie durch die Monstranz. Wer auf dem „Hexenschemel," aus neunerlei Holz gefertigt, bis nach dem letzten Segen

kniet, sieht sie mit verkehrten Gesichtern; verläßt man vorher die Kirche, so zerreißen sie einem das Herz. Ferner erkennt sie, wer in der Tasche ein Ei mitnimmt, das aber nicht zerdrückt werden darf; wer am ersten Ostertage ein Gründonnerstagei in die Kirche mitnimmt, doch muß die Sonne scheinen; Kinder in der Nacht des weißen Sonntags geboren. — Gegen Verhexung werden in der ersten Mainacht drei „Marfüße" oder drei † an alle Thüren des Hauses gemacht, in katholischen Häusern auch die Anfangsbuchstaben der heil. drei Könige. — Der Hausschlüssel wird unter einen umgestürzten Milchhafen gelegt, dann können die Hexen nicht hinaus. — Das Melken der Kühe muß über das Kreuz geschehen. — Gleich nach dem Kalben thut man das Herz eines Nußkernes und aus jeder Ecke des Wohnzimmers etwas Dreck in das erste Saufen (aus Mehl und Wasser) unter einem heiligen Spruch. — In die Milch einer frischmelkigen Kuh, soll sie über eine Kreuzstraße getragen werden, wirft man drei Körnchen Salz in jeden Hafen. — Bei kranker Kuhmilch, welche bekanntlich beim Kochen nicht überläuft, wird mit Messern, Gabeln, Sicheln oder anderen Schneidwerkzeugen hineingestochen und gehackt, damit die vermeintliche Hexe getroffen werde. Zeigt sich nun zufällig eine benachbarte Frau mit einer Wunde im Gesichte, so ist diese entschieden die Hexe. Zweierlei Strümpfe, oder einer „äbsch" (verkehrt) angezogen, behütet vor Hexen. Eine an das Scheuerthor angenagelte Eule beschützt das Getreide, desgleichen das Vieh eine Ziege im Rindviehstalle. Will beim Buttern der Rahm nicht gerathen, so legt man ein dreikreuziges Messer, einen Erbschlüssel oder eine Erbscheere unter das Faß. — Unter besonderer Hut steht die Wöchnerin mit ihrem Säugling. Ein oder drei Lichter müssen brennen, bis derselbe getauft ist, sonst schadet die Trud oder schiebt einen Wechselbalg unter. Aus dem Hause der Wöchnerin darf in der ersten Zeit nichts entlehnt werden. — In die Wiege des Kindes steckt man kreuzweise zwei Messer, den Hausschlüssel oder eines von des Vaters Kleidern. Vornämlich im Westrich waren diese und andere Hexenmittel gebräuchlich. — Somit sind wir in das Gebiet des eigentlichen Volksaberglaubens, der Sitte und Bräuche gelangt, aus deren näherer Betrachtung noch mancher Fingerzeig für Deutung der Sagen hervorgehen dürfte. —

Soviel der zum Theil mit Mühe erlesenen Trümmer. Mit Bedauern sieht der Forscher manches wissenschaftlich Unbenützte verschwinden. Wir stehen bereits auf dem Boden einer anderen, Neues verheißenden Zeit. Doch wer kann es wissen, ob unser eigenes Leben, unser ganzes Dichten und Trachten mit den Wundern des Dampfes, der Fernschrift und mit allen Faktoren der elektrischen Kraft unsern Nachkommen sich nicht in eigenen Weisen zur Sage gestalte, wenn etwa durch ein unvordenkliches Ereigniß diese Errungenschaften einmal dem Untergange verfielen?

Mit der Entstehung des pfälzischen Bodens ward unsere Sage begonnen.

In allen deutschen Volksstämmen hat sich als mythischer Nachklang die Vorahnung eines dereinstigen Unterganges erhalten, und jeder Stamm hat hiefür seine eigenen Zeichen. Unsere Sage sieht diese in den unterirdisch rauschenden Wassern. Im Dome zu Speier ist der sogenannte „rauschende Kelch," ein achteckiger steinerner Sarg, eine Nachbildung des heil. Grales, dessen Wunderkraft auf diesen übergegangen. Taube und Gehörlose schickte man hinab, sie hielten das Ohr über den Kelch und sie vernahmen alsbald ein dumpfes Geräusch aus einem unermeßlichen Abgrund. — Nahe bei Rhodt liegt der Hoheberg. Wenn es zur Winterzeit in seinem Innern furchtbar zu brausen beginnt, dann ändert sich das Wetter. Man glaubt, der ganze Berg sei bis oben voll Wasser und die Erde nur eine dicke Kruste darüber. Bricht diese einmal auf, so werde das ganze Land überschwemmt und alles gehe zu Grunde. —

Sechster Abschnitt.

Volkssitte.

Von Ludwig Schandein.

Erstes Kapitel.

Geburt und Taufe. Kindheit und Jugend.

Die Einleitung zur Sage hat die Schwierigkeiten betont, welche dem Forscher nach Volksalterthümern begegnen. Weit mehr ist dies mit Sitten und Bräuchen der Fall. Diese setzen ihrer Wesenheit nach nicht nur den altüberlieferten Volksglauben voraus, sondern sie verlangen dazu noch die lebendige Uebung in bestimmten äußeren Formen. Glauben kann einer was und soviel er nur will, ohne sich deshalb von seinem Gegner besonders darum ansehen zu lassen; zum öffentlichen Bekenntniß wird er sich aber viel schwerer bequemen. Sitte und Brauch ist gewissermaßen die äußerlich geheiligte Form, der Ritus der Volkstradition, nur mit dem Unterschiede, daß die Sitte eine zu bestimmten Zeiten wiederkehrende Form ist, auch ganzen Volksgruppen eignet, während der Brauch, mehr individueller Natur, zu beliebigen Zeiten in Anwendung kommt. Doch ist zwischen beiden eine bestimmte Gränzlinie sehr schwer zu ziehen, weil sie ebenso in einander greifen wie die Gruppen der Sage. Der Glaube kann bestehen ohne den Brauch, nicht aber der Brauch ohne den Glauben, sonst wird er zur blinden Gewohnheit und verliert mit der innern Bedeutung den äußern Bestand, er wird zur Hülse, welche der ewigtreibende Volksgeist von sich abwirft.

In dieser Uebergangsstufe stehen die verschiedenen, früher sehr zahlreichen Sitten und Bräuche der Pfalz. Ihr Inhalt ist in den Augen des Volkes veraltet und werthlos, um so viel mehr die äußere Form. Natürlich, daß dieselben in den hintersten Winkeln des Landes nur noch so fortvegetiren. Um überhaupt Stoff zu gewinnen, mußten wir zurückgreifen um einige Jahrzehnte. Dem Eigenwesen unsers Volkes entsprechend haben sich von Sitten und Bräuchen die alten Rechtsgewohnheiten zumeist noch erhalten. Dieses stete Abwägen zwischen Mein und Dein, sein ganzes Rechtsleben hat den Pfälzer allmählich so nüchtern gemacht, daß er Leben und Welt wie ein ihm gestelltes Rechenexempel betrachtet.

Begleiten wir also den Menschen von der Wiege an, alle Lebensstationen hindurch bis zur Stätte des Todes. —

Der Kindersegen ist groß, namentlich bei der ärmeren Klasse im Westrich; durchschnittlich zählen 5 bis 6, nicht selten 8 bis 12 Kinder auf die Familie. Kinderlose Ehen, sowie uneheliche Kinder sind selten. Nach Verhältniß der übrigen Kreise sind die unehelichen Geburten äußerst gering, was in der erleichterten Verheirathung und Ansässigmachung seinen erklärlichen Grund hat. Die reichen Bauern indessen wollen nur wenige Erben, gewöhnlich einen Sohn und eine Tochter. Für minder fruchtbare Ehen gibt es (im Lauterthale) ein Stichwort: „Die Katzenbacher Kunst," weil hier und in nächster Umgebung die Reichen selten mehr als eins, zwei, höchstens drei Kinder erhalten. Es soll diese Kunst sich auch merklich verbreiten, so daß die Schulen allmählich sich leeren. Schuld daran sei das allzufrühe und das Heirathen ausschließlich nur in die Familie, denn häufig sind schon die Schulkinder einander durch die Eltern bestimmt. Bei alledem ist die Pfalz noch überreich bevölkert. Doch wie reich und manchem wie schwer auch der Segen — des neuangekommenen Sprößlings wird mit Liebe gewartet. Schwangere Frauen und Wöchnerinen werden mit Achtung und Ehrfurcht behandelt, selbst von den niederen Klassen. Daher auch die zahlreichen Bräuche und sympathetischen Mittel bei der Entbindung, wenn dieselben auch jetzt nur noch heimlich, verschämt und nur in ganz abgelegenen Strichen zur Anwendung kommen. Hier einige Proben.

Die Schwangerschaft zu erkennen, thut man eine geistige Flüssigkeit: Apfel-, Birn- oder anderen Wein in eine „Boll" (großer, runder, langstieliger Metall-Löffel) und läßt es stehen über Nacht; bricht sich nach dem Genusse die Frau, dann ist es richtig. Steht mit dem linken Fuße sie zuerst aus dem Bett auf, dann gibt es ein Mädchen; mit dem rechten einen Knaben. Branntwein trinkt sie, daß die Kinder schön werden sollen, auch kurz vor der Entbindung, sich zu betäuben. — Während der Geburt vertreibt die sogenannte Rose von Jericho (Weihnachtsrose), in das Wasser getaucht und zum Riechen gegeben, die heftigen Schmerzen. Alle Thüren werden fest verschlossen, die Schlüssellöcher verstopft gegen die Unterschiebung

eines Wechselbalges (leiblich verkümmerten Unholdes) durch die Hexen oder den Teufel, zumeist in Katzengestalt; darum brennen bis zur Taufe ein oder drei Lichter (Weilerbach und Umgegend). — Gegen starke Blutung wird eine Axt oder ein Beil unter die Bettstatt gelegt, damit das Herzblut nicht entfließe; öfters wird auch von einer alten Frau über den bloßen Leib der Gebärenden gestrichen unter Nennung der drei höchsten Namen und Hersagung des Spruches:

„Wüst Blut, geh fort,
Herzgeblüt, an deinen Ort!" —

Daß die Nachgeburt gleich und glücklich erfolge, muß die Gebärende aufstehen, allein einen Stock in die Hand nehmen und ihres Mannes Hut aufsetzen, sodann wird sie wieder niedergelegt. — Der Rest der Nabelschnur wird abgeschnitten von dem Leibe des Kindes, in ein Stück alter Leinwand eingewickelt und später — ist es ein Knabe — verhackt, bei einem Mädchen zerstochen, damit jener einen geschickten Geschäftsmann abgebe, dieses eine geschickte Näherin oder sonst tüchtige Hausfrau. — Bringt das Kind die sogenannte „Glückshaube" (Wehmutterhäublein), eine um das Häuptlein gewundene Haut, mit auf die Welt, so wird sie in Band vernäht sorgsam aufgehoben und dem Kinde umgehängt. — Will gleich nach der Geburt der Säugling nicht trinken, wenn etwa der Mutter Brust dick ist, so wird mit dem Kirchenschlüssel, der „unversprochen" geholt werden muß, ihm der Mund aufgeschlossen. Desgleichen, daß das Kind nicht „gesoffen" werde durch die Hexen, muß es von der Amme „geehtäft" (mit Wasser getauft) werden „im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes" (Schifferstadt und Ebene). — Man soll ihm nicht die Nägel beschneiden ein Jahr lang, und später auch nur abbeißen, damit es nicht stehle; es nicht zum Fenster hinausheben, auch nicht mit einem Beine über es hinfahren, daß es gut wachse; nicht in den Regen hinaushalten — gegen Sommersprossen; nicht loben wegen seiner Gesundheit oder Schönheit, sonst widerfährt ihm ein Unglück, oder es stirbt; thun das fremde Leute, so sagen sie immer: Gott behüt's, Gott bewahr's! Es soll auch in den Spiegel nicht schauen, sonst wird es eitel. — Gegen das „Anwachsen" (Rippenfellentzündung) wird das Kind dreimal durch die Stuhlstempel oder drei Leitersprossen gesteckt, unter Nennung der drei höchsten Namen und mit dem Spruche:

„N. N. hast du's Anwachsen,
so soll es weichen von deinen Rippen,
wie Jesus von der Krippen!"

Gegen das „Abnehmen" wird das Kind gleichermaßen mit dem sogenannten „Abnehmekraut" am ganzen Leibe gewaschen. — Gegen die „Gichter" legt man ihm einen von einem jungen Mädchen beim Jungen-

lichte gesponnenen Garnstrang unter das Kopfkissen. — Zu alledem wird das Kind (Bliesgegend) nach jedesmaligem Wickeln mit dem am Bettvorhange hängenden Lorbeersträuße bekreuzt und mit Weihwasser besprengt. — Das Neugeborene wird (glauben die Kinder) aus irgend einem benachbarten Brunnen geholt, oder bringt es der Storch. Bis zur Taufe heißt der Knabe „Pfannenstielchen," das Mädchen „Bohnenblättchen," weil die Wöchnerin es noch nicht mit Namen genannt haben will. Auch soll vor der Taufe nichts aus dem Hause entlehnt werden, daß das Kind nicht verschwenderisch werde. Und so noch vielerlei mehr.

Gleich nach der Geburt läßt der Vater bei dem Civilstandsbeamten (Bürgermeister oder Vertreter) vor zwei Zeugen seinen Sprößling einschreiben; jene sind seine Gäste im Wirthshaus, oder erhalten sie die übliche Gebühr. Dann werden Pathen gesucht, gewöhnlich bei der nächsten Verwandtschaft: ein „Petter und eine Gode (pfälzisch Gödel)," aus altnordischem godi (Priester) und daran gemahnend, daß im Mittelalter die Pathinen ihre Pfleglinge im Glauben unterrichten mußten. Die Gevatterschaft ist für manchen ein kitzelig Ding, nicht allein wegen der Umstände, sondern auch wegen der Kosten; denn die Tauffeste stehen bisweilen den Hochzeiten nicht zurück an Glanz und Genuß. Glückt es dem armen Vater nicht gleich, so gibt er seinen eigenen Namen oder vertritt die Hebamme den Pathen; desgleichen bei unehelichen Kindern oder armen Müttern, bei welchen die Gemeinde die Taufkosten bestreitet. — Schwangere Frauen bittet man nicht gerne zu Gevatter. — Stirbt vor der Taufe das Kind, so begräbt es die Hebamme auf „der Unschuldigen Kirchhof," früher unter der Dachtraufe der Kirche; sterben Kind und Mutter zugleich, so ruht es dieser im rechten Arme, stirbt die Mutter allein, so besucht sie als Geist allnächtlich das Kind sechs Wochen lang. — Der Finger eines ungetauft verstorbenen Kindleins soll unsichtbar machen, so daß noch vor 40—50 Jahren (bei Speier) der Kirchhof bewacht werden mußte. —

Die Taufe selbst soll innerhalb 24 Stunden nach der Geburt erfolgen, bei Protestanten hängt die Verschiebung ab vom Wohlbefinden der Wöchnerin, welche womöglich der Taufhandlung anwohnen will. Die Feierlichkeit ist örtlich nicht zu sehr verschieden, zumeist geben Reichthum und Prunksucht den Ausschlag. In der Nordpfalz werden 5, 6 bis 8 Gevatterpaare gewählt aus jungen Leuten, welche „zusammen passen," ohne die zahlreiche Begleitung aus der Verwandtschaft. Freitags die Einladung, Samstags der Gegenbesuch der geladenen Hausfrau „mit dem Körbchen," worin einige Pfund Butter, einige Dutzend Eier und ein Geldstück für den Einlader; Sonntags nach dem Frühgottesdienste ist die Feierlichkeit selbst. Die Amme putzt den Säugling gehörig heraus, legt ihn der Mutter noch einmal in den Arm (im katholischen Bliesland unter Bekreuzung und mit den Worten: „ein Jude geht fort und ein Christ kommt wieder!") und

setzt sich der Zug, „die Kindschlêf," in Bewegung zur Kirche. Voran der Säugling auf der Hebamme Armen (Ostpfalz — der „Gödel"). Der „Petter" dunkelen Anzugs und den von der Pathin angehefteten „Backstraus" (aus künstlichen Blumen), oft eine wahrhafte „Kuhweide," oder auch Rosmarin mit Bändern — stolz auf der Brust, dann folgen Vater und das übrige Geleite. Auf allen Wegen fallen Freudenschüsse zur Ehre des Hauses. — Weint während der Taufe das Kind, so ist die Gevatterschaft nicht gern angenommen; wogegen die Pathen behaupten: das Kind habe jetzt schon sein Pathenröcklein verlangt. Geben sie dieses sofort, so gelten sie für geizig, denn das Zeug für das ganz kleine Kind steht nicht so theuer (Blies) wie für das erwachsene. Der Taufname wird dem Kalender entnommen und ist ein bekannter Heiligenname, im Westrich sehr häufig gedoppelt, als: Hampeter, Hauntöbel, Ammerie, Marieliß u. a. Gebildete Familien wählen gern besonders auffallende („artliche") Namen, zumal in der Ostpfalz. Werden die Kinder in einem andern Orte getauft, streut man ihnen einige Körner Salz hinter die Ohren, auch vorher in Papier in die Wickel. — Nach der Taufe wird mit beiden Glocken geläutet, bei unehelichen Kindern mit einer oder gar nicht. Die Pathen verehren dem Pfarrer und dem Lehrer ein Trinkgeld in einem Päckchen voll Zuckererbsen, anderwärts ein seidenes Nastuch dem erstern, ein leinenes dem letztern, daß dieser beim Abzuge ein Stücklein auf der Orgel vorspiele. Früher war dies ein Tanz, heute — bei mehr bezweifelter Frömmigkeit — ist es das betreffende Lied aus dem Gesangbuch. An der Kirchthüre harren die Meßdiener mit dem Teller, weiter zurück die liebe, goldige Hoffnung des Dorfes wie zum Angriff, welchem durch volle Ladungen von Zuckererbsen nur gewehrt werden kann. Gehen sie leer aus — o weh, Kindschleif, mach' daß du ungeschoren nach Haus kommst!

Bei der Heimkunft erhält die Wöchnerin ein Angebinde (Zucker und Kafe, auch ein Geldstück) „in die Wickel." Dann folgt die Hauptsache — der Schmaus (die „Schlabbutz"). Vor einigen Jahrzehnten war der Imbiß noch einfach und einzig von den Pathen bestellt, heute wird er sehr üppig und ist ein nach Umfang wie Inhalt gehörig ausstaffirtes Mittagsmahl, nebst einem entsprechenden Abendanhang. Die Gäste bringen Kafe und Zucker, Reis, Gerste, spanische Nudeln, Sago, dürre Zwetschgen, vor allem Kandiszucker. Der fertige Kafe, vorab einer, der „Strümpfe und Schuhe anhat," wird allen Bekannten geschickt; wer keinen erhält, fühlt sich beleidigt. Die also Bedachten geben das mit der „Kindtaufsuppe" wieder zurück (Gegend von Landau). Sonst (Glangegend) wird auch das Mahl je nach Befund in Geldstücken entrichtet. Der vielübliche „Kinnbacken mit dürren Zwetschgen" bildet den Schluß. Der Humor versteht sich von selber. Wer z. B. mit der Amme schnupft, hat bald Kinder zu erwarten, voraussichtlich Zwillinge. Vorübergehende Bekannte lockt man herein, und

dann heißt's: Zucker und Kase! Beißt er nicht an, so zahlt er halt Kase und Zucker, darum dreht sich alles. Der Hebamme wirft der Pathe ein Geldstück in das volle Glas, daß sie nach dem „Anstußen" in einem Zuge es leere, um solches schnell zu erhalten. Die Hexen haben ja keine Gewalt mehr auf den Täufling, darum nur fröhlich!

Nach aufgehobener Tafel spazieren die Pathen im Dorfe herum, am linken Arme sind die Geschenke, die Kleidungsstücke ꝛc. befestigt. Behält der Petter den von der Pathin ihm angehefteten Strauß, dann ist es richtig: „sie können's miteinander, das gibt eine Partie!" — Außer dem ersten Pathenröcklein wiederholen sich Weihnachts-, oder Neujahrs- und Ostergeschenke bis zur Konfirmation. In der Umgegend von Neustadt sind seit alter Zeit noch gebräuchlich die „Petter- und Gödelbriefe," welche von den Taufpathen ausgestellt und unterschrieben, nebst einem Taufpathengeschenke den Eltern übergeben werden, um den Erwachsenen sodann als Taufurkunden zu dienen. Den Eingang bildet die Meldung der Geburt mit Tag und Datum, und folgt ein gereimter Mahnspruch an den Täufling. — Stirbt der Täufling, so wird von den Pathen das Todtenlädchen besorgt; die Gode trägt's auf den Kirchhof und gräbt der Pathe das Gräbchen (Kusel).

Der Wöchnerin werden zu regelmäßigen Tagen von ihren Bekannten „Kindbettsuppen" geschickt, bestehend in Wein-, Rahm- oder anderen Suppen nebst reichlichem Zugehör. Das setzt sich fort bis zu ihrem Ausgang oder (katholisch) ihrer kirchlichen Aussegnung. Inzwischen darf sie nicht über den Dachtrauf des Hauses hinaus, oder (protest.) nicht über einen Kreuzweg. Zur Aussegnung wird die Erstandene von der Hebamme oder einer Nachbarin geleitet. Stirbt die Wöchnerin ohne den kirchlichen Segen, dann gilt ihr Tod als Strafe für die Unterlassung. —

Also die heutige Feierlichkeit. Unseren Vorfahren, in den bedenklichsten Lagen immer noch lustig und wohlgemuth, haben es nicht anders, wo nicht bunter getrieben, was eine Reihe von Hochzeit-, Kindtauf- und ähnlichen Verordnungen den Nachkommen verkündet. Nehmen wir auszugsweise eine solche Kindtaufsordnung der beiden Räthe zu Speier vom 10. December 1589... „Als auch von Alters bey den Kindtaufen Herkomen und im Brauch gewesen, das man nach der Tauf den Weibern, so mit gegangen, ein Ehr- und Herumbtrunck stehendt gegeben, etwan nach Gelegenheit auch ein par Eyer-Motzen (Gebäcke) oder Zuckerschachtel Herumbtragen lassen, und es aber diesem zuwider, bei etlichen dahin gerathen, das sie es darbei nit pleiben lassen, sondern vor andern gesehen zu sein, Disch gedecket und nit allein die Weiber, so mit der Kindtauff gangen, sondern auch woll Manspersonen dartzu gesetzet, Speiß und Tranck ufgetragen und gleichsamb ein halbe Hochzeit gehalten, zudem sie auch bei den Schencken uf den Zünfften Fisch oder Gebrattens dartzu uber ein jeden besezt Disch Wein gegeben

haben, daher ervolgt, das etwan andere, die es am Vermögen nicht haben und entweders nit geringer oder nit weniger sein wöllen, oder sunst umb Vermeidung sonderlicher Nachrede und Verweiß willen, dergleichen thun müssen und nachamen und dadurch sich in merklichen Uncosten stecken..." Wird schließlich die Ueberschreitung mit 10 fl. Strafe verboten und nur „die Weiber mit einem Umbdrunck und par Aprmotzen.. abzufertigen" gestattet. — Eine 1680 renovirte Polizeiordnung des Rathes zu Landau bestimmt ... 1. „die heylige Tauff müglichst zu befürdern ... und solle die Einladung durch Jemand auß der Freundschafft ... durch die Magdt, oder einen armen Schuler geschehen, auch die Zahl der eingeladenen Frawen.. von 20 biß in 30 Personen, und nicht darüber kommen... 2. Außer dem „Pfetter: oder Gottengelt" im Betrage von einem halben Thaler bis zu einem Reichsgulden oder Thaler, zuhöchst einem Goldgulden soll nichts weiter gegeben werden von anderem „Puppenwerckh, alß Corallen, Seiden, Nadeln, Fingerhüthlin, Würffel, Carten und dergleichen, auch nach der Hand darzu Godten-Röckhlin und Pfetter-Beltz"... da die darin Nachstehenden von der Kinder Eltern und andern „veracht: und verschimpft" worden .... 3. sind verboten ... „uff denn newen Jahrs: Faßtnachts: und Osterzeithen, alle Klaidungen, alß Hemmetlin, Häublin, Mützlin, Schürtz, Röckh, Peltz und dergleichen, wie auch alles Puppenk: und Zuckherwerckh zu verehren ... und mehr nicht alß umbs Jahr Einem Kind, so noch unter Siben Jahren ist, ein Pretzell, Motzen, oder Christey ..." 4. „Soll nach verrichter Tauff, bei dem gebräuchlichen Ehrentrunckh, mehr nicht uffgestellt werden, alß ein gemeiner Kuchen von ohngefähr 6 Batzen (da aber die Frucht theurer zu 7½ Batzen), den die einladende Weiber beim Trunck verzöhren mögen, heimbzutragen aber 2 Stückh à 8 den. werth, jeder Frawen, und der Gevatterin doppelt so viel gegeben, aber niemand, so nicht bei der Tauff geweßen, außer denen Pfarrern etwas nachgeschickhet werden ... und insonderheit sollen ... die Mißbräuch mit denn Imbßen nach der Tauff undt beschehenem Ehrentrunckh, wie auch bei Außführung der Kindbetterin, oder wie mans nennt, die Suppen, außer der Hebamm, und denjenigen Weibern, so bei der Geburt geweßen .. verboten sein ..." 5. Gegen die Anmaßungen der Hebamme „in der Kindtbetterin Hauß"... Endlich sind verboten ... „die überflüssige Ohncosten, mit denn costbaren Kräntzen und Cronen uff der abgestorbenen Kinder Todenladen.... und (zu verstatten) ein mehrers nicht, alß neben dem Rautten-Kräntzlin, ein Cron von 4 oder 5 ß. „deß verstorbenen Kindes Göttel ..." — Aehnliche Sonderbestimmungen enthalten auch die bischöflichen Verbote aus den vorgehenden Zeiten, sowie jene des letzten Jahrhunderts. Eine Regierungsverordnung dd. Zweibrücken den 29. Mai 1759 verbietet gegen 2 Reichsthaler Strafe ... die Zuschickung des Straußes mit Bändern um ein Gegengeschenk; die Auftischung vieler Speisen; die Neujahr- und Oster-

geſchenke, beſtehend in Bretzel oder Kuchen, Oſtereiern, auch zuweilen in Kleidung oder Geld ꝛc. bis in das zehnte Jahr und noch länger. Erlaubt iſt hingegen bei Kindtaufsmahlzeiten die Auftiſchung von Brod, Weck, Kuchen oder Bretzeln mit einem Glas Wein, „denen honorationibus aber auch die Aufſtellung Confects.“ — Kaum iſt anzunehmen, daß ſolche, wenn auch noch ſo oft erneuerte Verbote, des Pfälzers Empfänglichkeit für frohen Lebensgenuß irgendwie beeinträchtigt hätten.

Das „Kindbett“ der Wöchnerin dauert häufig nur einige Tage, dann nimmt ſie von neuem ihre Haus- oder Feldarbeit auf. Sie „ſtillt“ ſelber, und ſelbſt bei beſſeren Ständen iſt dieſe alte edle Sitte noch bewahrt. Iſt der Säugling den Banden der Wickel entwachſen, ſo überbleibt er mehr oder minder ſich ſelber, oder wird er von den kleineren Geſchwiſtern gehütet. Sein̄ Lager iſt die „Wal, Schockel, Nanane“ (Wiege). Die Vorrichtung zur ſchnellern und leichtern Erlernung des Laufens, der „Laufſtuhl,“ eigentlich bei den Städtern nur üblich, iſt gottlob gänzlich verſchwunden. Gegen das Schreien hilft „der Schlutzer“ (Schnuller) oder, wenn allmählich das Verſtändniß der Sprache ſich einſtellt, irgend ein ſchäkerndes Lied. Der Wiegen-, Schoß- und Koſelieder wuchert die Fülle, vom melodiſchen Klingklang des Wortes bis zum ſinnigen Liede. Nicht immer Original tragen dieſe Reime doch eine örtliche, echtpfälziſche Färbung. Nur einige Proben:

Ninane, Bobbeile, Safeile,
Ei du Bobbedänze,
Was rappelt im Stroh?
's Hinkel hot e' Gackel gelegt —
's Waiwel iſch froh! —

Hajo, hajo, Mimele,
Brech' mei'm Kinnel Blimele,
Brech'm ganz das Körbel voll —
Daß mei' Kinnel ſchloſe ſoll! (Pfälziſch.)

Das Kind wird auf den Armen gewiegt unter anderm mit folgenden Reimen:

Wieje, wieje, Wäsche,
's Kinnche leit im Gräsche!
Uf der Stang ſteht der Mann,
Wo die Haſe ſchieße kann:
Biff — bauf! (Weſtrich.)

dann mit einem Schueller in die Höhe „gewippt.“ — Ein Schoßlied:

Hoppdihopp, mei' Geld is fort,
Zu Frankfort leit mei' Ranze!
Ruppig, kruppig Baueremäre,
Wittde mit mer danze? —

Auch zum Beten werden die Kinder frühzeitig gewöhnt. Hier gelten zumeiſt die bekannteren Sprüche, in der vorderpfälziſchen Ebene auch oft von myſtiſcher Färbung. Als Schlußreim hört man zuweilen:

Lieber Herrgott', brech mei' Köppel.
Sunscht werr ich 'n armes Tröppel! —

Vom drei- bis vierjährigen Knaben, dem „Quatch, Hossenknopp“ an bis zur vollendeten Schulzeit entwickelt sich das Spiel in mannichfaltigsten Weisen. Die Knaben, sind sie bei der verschiedenen Arbeit entbehrlich, treiben außer der Schulzeit sich fröhlich herum; die Mädchen „ringeln den Rosenkranz“ oder schlingen sonstigen Reigen unter Absingung oft seltsam klingender, an das Mythische streifender Reime. Zumeist sind es dunkle, im Wortlaut verkümmerte, lose aneinander gereihete Fragmente; aber die Reigung zu Rhythmus und Reim tritt deutlich hervor, namentlich bei den Abzähl- oder Losreimen, deren Accente das Tupfen auf die Brust der Mitspieler begleiten. Groß ist ihre Zahl, zur Auswahl gebricht hier der Raum.

Sonne und Mond, Wetter und Wind, auch Vögel, welche im altgermanischen Volksglauben auftreten, und andere Thiere, werden mit entsprechenden Reimen begrüßt. Davon nur einiges:

Reje, Reje, Tröppche,
Fall mer uf mei' Köppche!
Fall mer net dernewe,
Daß ich lang soll lewe! —

Schuck — schuck — schuck, der Wind geht kalt,
Bauer, flick dei' Hosse ball;
Wann die Hosse verrisse sin,
Blost der Winn zum Loch enin! —

Stork, Stork, Schniwelschnawel,
Mit der lange Heigawel!
Flieh iwig's Bäckerhaus,
Hol e' Korb voll Weck eraus,
Mer ene, der ene,
Ann're Kinn — gar keue! —

Schneck, Schneck, Schnore,
Weis mer dei' vier Ore!
Streckichde se net glei eraus —
Werf ich dich zum Hans enaus!

Die Zahl der Märchen ist großentheils Nachbildung mit örtlichen Variationen.

Auch Räthsel wuchern in Masse. Hören wir nur einige Proben:

's geht 'n Mädel iwer de' Rei'
Bringt 'm Herr vum beschte Wei',
Hott ke' Kruck un hott ke' Glas —
Rot emol, was isch das? — (Traube.)

E' roserote Garde
Mit weiße Ballesade.
's rehnt net nei' un schneit net nei',
Un is doch immer naß drei'. — (Mund.)

Inzwiſchen hat mit dem vollendeten 6. Jahre die Schulzeit begonnen. Der Neueintretende iſt der ABC=Schütze und ſitzt auf der „Katzenbank.“ Daß ein tüchtiger Schulunterricht die beſte Mitgabe ſei für die Zukunft des Kindes, dieſe Einſicht iſt längſt ſchon Gemeingut. Nur in entſchuldbaren Fällen wird von den Armen die Schule verſäumt. Gleichwohl lag noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts das Volksſchulweſen im Argen, viele Ortſchaften erfreuten ſich nicht eines geſchulten Lehrers, ſondern irgend ein andrer, etwa ein geeigneter Schneider oder ausgedienter Soldat, verſah das Geſchäft; ein regelmäßiges Schulgeld wurde nicht bezahlt, der Lehrer hatte ſich bei den Bauern tagweiſe herumzueſſen. Die Gemeinde ſorgte nicht für Beheizung des Schullokales; ein jedes Schulkind mußte ſeinen eigenen „Prügel“ mitbringen, was zwiſchen Lehrer und Eltern oft ärgerliche Auftritte hervorrief. Auch noch heute ſind Mißverſtändniſſe nicht ſelten. Die Mutter hält ihr „Mammekind,“ vorab den Knaben, für beſonders geſcheid. Er habe — ſagt ſie — doch ſonſt einen „ſo verſchlahene Kopp — nor der verflammt Kattiſem!“ (Katechismus) Allerdings:

„Dann allmol am Kattiſemdah
Do hann'ſen in die Schul geſchlah,
Un vum Schulmeſchter ſeim Gcklopp —
Do hot er den verſchlah'ne Kopp!“...

Doch ſind unſere Eltern darauf nicht gar ſo verpicht, daß ihre Kinder gerade die erſten Plätze erlangen, wie in manch anderer Gegend, wo bemittelte Leute zugleich noch einen Nachhilfslehrer beſtellen, und blos um einen hervorragenden Platz. Zeigt der Schüler nur Fleiß und Talent, der Katechismus iſt die Hauptſache nicht — das andere wird ſich ſchon machen, und die Hauptſchule ſei doch erſt das Leben. .

Indeſſen mit dem Eintritt in die Schule beginnt auch der ſchöne Traum der Kindheit zu zerrinnen. Darum einen Rückblick auf ihre goldigen Feſte.

Weihnachten, das liebliche Feſt, wird mit Sehnſucht erwartet. So oft in der Adventzeit die Abendwolken roſig erglühen, ſo „backt das Chriſtkindchen.“ — Am Nikolaustage hält es ſeinen Umzug in weißem Schleier und einen Schlüſſelbund am Gürtel, Aepfel, Birnen und Nüſſe vertheilend an die braven Kinder. Je nach der Gegend iſt es vom „Niklos, Pelznickel, Makolwes, Stampes oder Wullewux“ begleitet. Dieſer iſt winterlich vermummt in einen Pelz oder in einen Sack, hat die Ruthe in der Hand und die „Kötz“ auf dem Rücken, um die unartigen Kinder mit fortzunehmen. Solche erhalten ein „ſilbernes Nixelchen und ein goldenes Wart=ein=Weilchen.“ — Am Weihnachtsabend (Bliesgegend) geht das Chriſtkindlein von Engeln und dem „Himmelsgeiſte“ (Pelznickel) begleitet im Orte herum. Schon am Tage beten die kleinen Kinder laut, daß das Chriſtkindchen es höre; die größeren ſchreiben Briefe mit ihren beſonderen

Wünschen auf ein Blättchen Papier und kleben dasselbe an's Fenster, daß das Christkindchen bei seinem Umzuge es sehe. Der heilige Abend bringt den Christbaum mit seinen Lichtern und herzerfreuenden Gaben und bleibt bis zum Sylvesterabend, doch eifert die Forstpolizei gegen das Abhauen der jungen Tannen. In der Vorderpfalz wird auch zu Weihnacht den Pathenkindern bescheert; im Westrich auf Neujahr und Ostern. Am Neujahrsmorgen erscheinen diese im Haus ihrer Taufpathen mit dem Wunsche:

Proß Naijor,
E' Bretzel wie e' Scheierdor,
E' Lebkuche wie e' Oseplatt —
Essemer uns allminannersatt! —

und das „Neujahrsmäunlein" lohnt mit einem großen Tuche voll verschiedener Sachen den etwas realen Wunsch. Der „Osterhas" bringt Bretzel oder Kuchen mit buntgefärbten Eiern, deren Abschälen verschiedene Sprüche begleiten.

Soviel der gabenbringenden kirchlichen Feste. An verschiedenen Orten bestehen noch eigene Freudentage, welche in der Regel von einer alten Stiftung datiren, wie der Valentinstag in Dürkheim, zum Andenken an einen gewissen Ostertag, eines Wohlthäters dieser Stadt; der **Käsfladen** zu Enkenbach u. s. w. —

Der reiferen Kindheit blühen noch mancherlei Freuden auf die Tage, an welche altgeübte Bräuche sich knüpfen. Mit ihrem Verschwinden erlischt auch ihre Originalität, der ursprünglich sinnige Brauch artet um in eine bloße Bettelei.

Der Dreikönigstag ist nurmehr im Westrich in zweifelhaften Ehren gehalten. Die „Sternbuben" sind drei arme Knaben, in Hemde gekleidet, Hüte auf von buntem Papier, der eine hält einen Stab mit beweglichem Sterne. Sie ziehen auch in die vordere Pfalz und singen das Lied:

Es kommen drei Weisen aus Morgenland,
Die reichen einander die göttliche Hand.
Wir kommen daher in schneller Eil,
In dreizehn Tag vierhundert Meil.
Wir zogen vor Herodes sein Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus:
„Ihr lieben Herren, wo wollet Ihr hin?" —
Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Nach Bethlehem in David's Stadt,
Wo Jesus Christus geboren ward.
Wir zogen wohl den Stall hinein,
Wir fanden das Kind im Krippelein;
Das Kindlein das war nackend und bloß,
Maria nahm es auf ihren Schoß,
Sankt Joseph thut sich auch erbarmen

Und nahm das Kind auf seine Arme;
Sankt Joseph zog sein Hemdlein aus,
Maria machte Windelein draus.
Wir zogen wohl den Berg hinauf,
Der Stern, der Stern stand über dem Haus,
Der Stern, der Stern soll rumher geh'n,
Wir müssen den Tag noch weiters zieh'n!

Nach empfangener Gabe, und selbst vor einem katholischen Pfarrhause, fahren sie unbekümmert weiter:

Habt ihr uns eine Verehrung gegeben,
So sollt ihr das Jahr mit Freuden erleben,
Ihr und euere Kinder,
Ihr und euer Gesinde! —

Die Faßnacht (Dienstag) ist nicht nur erwünscht den Hirtenweibern des Dorfes, welche das Recht hatten, bei allen Viehbesitzern ein Faßnachtsgeschenk zu erholen, bestehend in einer Schüssel voll Weißmehl, Erbsen, Linsen, Dürrfleisch und andern Haushaltungsartikeln, — sondern auch für die Kinder der nordwestlichen Pfalz, zumeist am Donnersberge und im Alsenzthale. Eine Gruppe von Schulknaben mit hölzernen Säbeln und Mädchen ziehen vor die Häuser des Dorfes, d. h. „sie hannappeln oder gehen hannappeln" und singen wie folgt:

Hannappel ha',
Die Faßnacht geht a',
Gewen mer Eier oder Speck,
Gehn ich vor der Dehr eweck?
Dort drowe in de' Ferschte (Kamin)
Hänge die lange Werschte,
Die e'n is mer zu kle',
Gewen mer zwo for e'.
Die Pann kracht, die Pann kracht,
Die Kichelcher sein gebackt!
Eraus met, eraus met —
Ich steck se in de' Sack!

Haben sie reichlich erhalten, so werden Speck und Faßnachtsküchlein in den Säbel gesteckt, bis er angefüllt ist bis oben. Die Mädchen erhalten Eier und Mehl, namentlich aus den reichen Mühlen, so daß die ärmeren Leute Wochen lang davon zehren. Dieser Umzug dauert von Morgens bis in die Nacht. — Auch in der Gegend von Alsenborn war das „Hannappeln" üblich. Zu dem Säbel trugen die Knaben noch einen Schnappsack und sangen in greiflichen Weisen:

Hannappel ha',
Die Faßnacht geht a',
Kichelcher raus, Kichelcher raus,
Sunscht schlan ich e' Loch in's Hinkelhaus.

Reiß 'm Ha' de' Schwanz aus
Un sauf die Eier all aus!

Im Lauterthale (Olsbrücken und Umgegend) machen die stärkeren Knaben im Vereine mit Sonntagsschülern auf Sonntag Invocavit eine Puppe aus Erbsenstroh, welches über das Kreuz gewickelt ist, auch solcher 3 bis 4, und stellen dieselben auf der höchsten Stelle in der Umgegend auf. Dann wird ein Rad gebildet aus dem Reife eines großen Fasses, dasselbe mit Spangen versehen, so daß in der Mitte noch ein Loch bleibt; das Ganze mit Stroh umwickelt, durch das Loch eine Stange gesteckt, deren Enden zwei Knaben fassen. Der Strohmann wird angezündet, gleichzeitig das Rad von den Knaben bergab in Bewegung gesetzt und unter eigenen (nunmehr vergessenen) Volksliedern bis zum Stillstehen begleitet. Früher mußte der im Jahre zuerst Geheirathete dazu ein Wagenrad hergeben mit 6 bis 7 Bund Stroh. Man glaubte, soweit der Schein des Strohmannes und der Radflamme gehe, soweit sei die Flur vor Gewitterschaden geschützt.

Bei Dürkheim, etwa einen Steinwurf von der sogenannten Heidenmauer, befindet sich im Walde eine kleine Erhöhung, vom Volke in verdorbener Bezeichnung „Brummholzstuhl“ benannt, früher aber und noch in einer Kopialurkunde des Grafen Friedrich von Leiningen des Aeltern vom Jahre 1360 vorkommend als „Brunhildisstul“ (Brunholdisstuhl). Hier wurden auf Faßnacht Holzreiser und „Zasseln“ hochaufgeschichtet und angezündet, so daß die auflodernde Flamme weithin die Umgegend erhellte. Die reifere Jugend tanzte fröhlich herum bis zum Erlöschen des Feuers. Dieser Brauch war noch vor etwa 40 Jahren im Schwange. — Eine Visitationsordnung des Pfalzgrafen Johannes von Zweibrücken vom 12. Dec. 1579 verbietet „die Hagel-Feuer (Halfeuer am Rheine), Redder schieben, Braten Heyschen, verbutzen und dergleichen Faßnachtspiel und Gauckelwerck“ ꝛc.

Der erwachende Frühling bietet des Neuen die Fülle. Sobald der Saft in den Waldbäumen steigt, laufen die Knaben hinaus sich Stäbe und Reiser zu schneiden von den Salweiden, lockern die Rinde durch Klopfen mit dem Messer und schneiden sich Pfeifen und „Huppen,“ oder Schallmaien daraus. Während dessen hört man in verschiedenen Variationen das eintönige Lied:

Sal — Sal — Seire,
Die Böchel in de' Weire!
Motter, gebb mer e' Norel!
„Was duschde mit der Norel?“
Säckelcher nähe!
„Was duschde mit dem Säckelche?“
Stencher lese!
„Was duschde mit de' Stencher?“
Böchelcher werfe!

„Was duschde mit de' Böcheldher?"
Brore, sore,
Daß mei' Peischer gut gerore!

Das erste Erscheinen der Frühlingsvögel wird freudig begrüßt mit eigenen Reimen, so die Schwalbe, der Storch, der Maikäfer rc. Beim Anblicke des ersten Storches fallen die Knaben auf den Boden und wälzen sich herum: das helfe gegen Kreuzweh. Sitzt der Storch, so bleibt man faul das ganze Jahr; fliegt er, so wird man fleißig. — Schlägt die Wachtel im Korne, so wird nach der Zahl ihrer Schläge der Fruchtpreis bemessen. — So oft die Rufe des Kukuks beim erstmaligen Hören, so viele Jahre darf man noch leben, und hat man gerade Geld in der Tasche, so fehlt es nicht für das ganze Jahr.

Allenthalben besteht die Sommerverkündigung. An den Umzug und die Eigenschaften der alten Gottheiten gemahnend, sind die noch haftenden Sitten und Bräuche mit den damit verbundenen Liedern, wenn auch roh und naiv, doch sehr mannichfaltig. Es versinnbildet sich der Kampf des Sommers mit dem Winter. Einzelne Züge deuten auf bestimmte Gottheiten zurück. In der Vorderpfalz ist es der „Sommertag" oder „Stabaus," im Westrich „der Quack;" jener fällt auf Laetare, dieser auf den zweiten Pfingsttag. Die Lieder sind heidnisch gedacht und gefaßt, und zumeist durch ungehöriges, großentheils unverstehliches Beiwerk erneuert.

Die Jugend hat sich versammelt und zwei Knaben oder größere Bursche erwählt, welche den Winter und Sommer vorstellen. Der Winter ist in alte Kleider oder in Stroh eingehüllt, der Sommer in Laubwerk und Blumen, mit bunten Bändern verziert, und trägt eine Blumenkrone. Beide streiten gegeneinander, zuerst mit Worten oder eigens erhaltenen Sprüchen, und dann in wirklichem Kampfe, bis nach langem Ringen zuletzt der Sommer den Sieg davonträgt. Die jungen Genossen umschreiten dann paarweise und mehrmals den Sieger und singen den Stabaus. Er lautet in Speier und Umgegend:

Ri — ra — ro!
Der Summerdak isch do!
Wichsel, Wechsel,
Weis mer's Kätzel,
Wuhin — dorthin! -
Uf der goldne Wisse
Kummt der Summer geschliche
Zum Berend, zum Berend! (Hackelberend?)
Im Keller licht er gefange,
Unn wann m'r nit derzu kummt —
Er schlagt em mit de' Stange! —
Drei Kanne voll Wei',
Drei Bretzele 'nei,

Do kenne die Herre luschtig sei'!
Ich hör ebbes krache,
Die Madamm will mer was backe,
Ich hör ebbes klinge —
Die Madamm will mer was bringe!
Ri — ra — ro —
Der Summerdak isch do! —

So zieht man von Haus zu Haus und empfängt volle Gaben an Eiern, Speck, was die gewöhnliche Leibspeise ist u. s. w.

Vor der unteren Hart, in Battenberg, Weisenheim am Berg, Grünstadt u. s. w., tragen des Nachmittags die erwachsenen Knaben in Begleitung von Jung und Alt eine hohe mit Stroh umwundene Stange unter Jubel vor das Dorf hinaus. Diese Strohstange bedeutet den Winter, und zum Beweise, daß dieser vergangen, wird das Stroh angezündet und unter Singen verbrannt. Darauf erfolgt vor den Häusern das eintönige Lied:

Stab aus, Stab aus!
Dem Winter gehn die Agen aus!
(Stecht dem Winter die Agen aus!)
Die Veile und die Blumme —
Der Summer werd ball kumme!
Ri — ra — ro! Der Summerdak is do!
Der Fuchs der steit in's Hinkelhaus
Un holt die Eier all eraus,
Mer ens, der ens,
Den ann're Kinner gar kens.
's Schüsselche werd bald klinge,
Es werd uns ebbes bringe;
Was dann?
E' Schüsselche voll kühle Wei' —
Tunk ich ach mei' Bretzel' nei'! —

Des Vormittags aber gehen schon kleinere Kinder mit geschälten, bändergeschmückten Stäben, an welchen oben ein Apfel oder eine Bretzel (früher ein Osterlamm) befestigt ist — also auf den Apfel im Paradiese und die Erlösung hindeutend — unter Absingung des nämlichen Liedes hausiren. — Das „Stabaus" erinnert entweder an das „ausstaben," einen hinausjagen, oder an Besiegte und Gefangene, welche nach altem Rechtsgebrauche mit weißen Stäben entlassen wurden. Ebenso war das grausame Augenausstechen im tiefen Alterthum Sitte. — An andern Orten ziehen sie auch mit Stangen, hölzernen Gabeln und Säbeln aus als Gefolge der beiden Kämpfer. In Neustadt wurde früher aus den reicheren Leuten sogar ein Obrist mit Adjutanten gewählt, der mit Säbel dem Zuge vorangehen und ihn dreimal um den Marktbrunnen herumleiten, dann aber auch die ganze Gesellschaft regaliren mußte. Wie hier mit Wasser-

rechten in Zusammenhang, ist es in St. Lambrecht, wo man den Sommertag feierlich begeht, mit dem Rechte, daß die hiesigen Tuchmacher ihr Tuch auf dem Grevenhausener Sommerberge trocknen dürfen. — Nach verschiedenen Orten haben die Sommertagslieder auch verschiedene Variationen, jedoch ein und denselben Sinn; es handelt sich um die Gabe, deren Empfang überall in fast gleichen Singweisen bestätigt wird. Schon deshalb geht die Sache ihrem Untergange entgegen. —

Der „Quack" (Pfingstquack) des Westrichs ist üblich im Holzlande bei Waldfischbach, auf der Sickinger Höhe, im sogenannten „Bruch" und in der Bliesgegend. Theilnehmer sind Knaben und junge Bursche. Einer ist in blühenden Ginster, Tannenreis und sonstiges Laubwerk gehüllt und mit einer Blumenkrone geschmückt. Der Name „Quack" wird verschieden gedeutet, einmal als Ausdruck des frischen Lebens, von queck (quëc), oder hat er örtlichen Ursprung. Bei einer früheren Pfingstfeier hatte sich der „jüngste" Bursche des Dorfes, der den Frühling vorstellen sollte, wider Willen verschlafen. Man zog ihn also als „Nestquack," einen Laubkranz um den Hals ihm anlegend, mit Gewalt aus dem Bette heraus. Das westricher Quacklied hat gleichfalls verschiedene Formen und Weisen, ist aber noch derber und plumper gefaßt als der pfälzische Stabaus. Bei Weilerbach und dortiger Gegend lautet es in seiner bruchstücklichen Verstümmelung also:

Quack, Quack, Dellerwech,
Hoscht du heint . . . . . ?
Steih die hohe Bäm enaus,
Heb die junge Böchel aus,
Die blotte wie die blinne,
Der Quack der soll se schinne!
Der Judd vun Owerleine,
Der kocht e' sau'res Kraut,
Er steckt e' bische Flesch derbei
Un sat, 's wär lauter Haut.
Dria — dria — rala —
Dria — dria — ra! —
Dem Quack, dem Quack, dem's gut geht,
Leidt net an Arwet not,
Wann er das Danze recht versteht,
Hot er das beschte Brot!
Dria — dria — rala —
Dria — dria — ra! —
So machemer uns gar nix draus
Un sehre de' Quack vun Haus zu Haus,
Un hewe die Eier groß un klei',
Sie alle wolle gebacke sei'!
Dria — dria — rala —
Dria — dria — ra! —

Während dessen dreht sich der Quack tanzend im Kreise herum, und die andern fordern die Gaben. Allerdings die nüchternste Bauernpoesie, und auch hier das ewigstehende Lieblingsthema — um Speck und Eier. Sicherlich waren vor Zeiten andere Lieder in Uebung, welche dieses sinnige Festspiel belebten, allein mit der Bedeutung des Inhalts verlor sich die Würde der Form. — Im Holzlande (Krickenbach u. s. w.) besteht auch ein reitender Quack, welcher, von zwei Knaben zu Pferde gehalten, um so mehr an unsern Mythos (wohl Balder?) erinnert. Das dortige Quacklied indessen, vom Gedanken des Frühlings völlig abstehend, — indem dasselbe das verschmitzte, aber verrathene Begehren eines Edelmannes zu des Müllers Töchterlein schildert, und gleichwohl in echt volksthümlichen Reimen — eignet zur Mittheilung nicht. Doch veranlaßt der Quack auch zu mancherlei Glauben: trifft er z. B. auf seinem Rundzuge die Hausleute noch schlafend, so sollen diese das ganze Jahr sich gerne verschlafen u. s. w. — Auf den zweiten Pfingsttag winden die Weidbuben (Alsenborn und Umgegend) ihrem eigenen Vieh einen grünen Kranz um den Hals, einen solchen trägt auch der Faßel — „Pfingstfaßel." —

Füglich knüpft sich hieran auch das „Sunnwend- oder Johannisfeuer" (Gehannsfeuer). Vor Zeiten war es gewiß vielfach im Brauche. Aber schon 1564 verfügt eine Polizeiordnung des Rathes der Stadt Landau hierüber . . . „Zum fünfften sollen alle Johannsfeuer (dieweil es ein haidenisch werck) auch das Nachtzeren so bey denselbigen Feueren biß hieher angestelt worden, hiemit abgethan sein . ." — Heute erscheint es am Vorabend des Tages nur noch vereinzelt und selten in einigen Ortschaften der oberen Hart. Auf den Wegen vor dem letzten Hause des Dorfes wird aus Reisig 2c. ein Feuer gemacht; die Knaben springen dreimal darüber: und „wenn es auch weiter nichts nütze, so verbrenne es doch die Läuse und Flöhe!" Allerdings ein ganz artiger Trost. So hoch übrigens die Sprünge, so hoch wachse der Flachs. Auch hatte man geglaubt: daß auf diesen Tag irgend wem ein Unglück zustoße, sei es durch Ertrinken, durch Verbrennen oder durch einen „jälingen" Tod. —

Noch vielerorts im Westrich, vornämlich auf der linken Seite der Lauter, wird die „Gehannsnacht" gefeiert. Die der Schule entlassenen Knaben durchziehen gruppenweise um Mitternacht und von einer Klarinette oder einem andern Blasinstrumente begleitet, das schlafende Dorf und singen in eintöniger Weise das ebenfalls sehr materiell gehaltene Lied:

Heint haben wir Gehannsenacht,
Grün ist die Linde!
So fordern wir die ganze Nacht —
Jung frisch und das Gesinde.
Dort droben auf der Laie;
Grün ist die Linde!

Dort steht ein Korb voll Eier;
Und sind sie ja so große;
So wollen wir drum losen;
Und sind sie ja so kleine;
So gebt uns zwei für eine;
Und sind sie ja verbrochen;
So schickt uns eure Tochter;
Habt ihr ja keine Tochter im Haus;
So schickt die Magd im Hemd heraus!

So immer nach jeder dieser Zeilen der Refrain: Grün ist die Linde! — Nach empfangener Gabe:

Wir danken euch für eure Gaben;
Grün ist die Linde!
Die wir von euch empfangen haben;
Grün ist die Linde!
Jetzt legt euch wiederum schlafen;
Wir ziehen unsere Straßen;
Unsere Straßen ziehen wir gern;
Bei schönen Märchen bleiben wir gern;
Grün ist die Linde!

Auf den Johannistag selbst wird in einigen Orten des Kantones Wolfstein ein Rad mit Lumpen und Stroh kreuzweise umwickelt, und in schon beschriebener Weise unter Zulauf von Jung und Alt damit verfahren. —

Doch noch mancher Freuden genießt unsere Jugend; willkommen ist besonders „die Heidelbeerzeit.“ Truppweise, namentlich im Westrich, ziehen die Kinder hinaus in den Wald mit Häfen, Bechern und andern Gefäßen, welche sie am Leibe befestigen, und kommen zurück mit vollen Gefäßen, mit großen Heidelbeersträußen, und was die Hauptsache ist, mit „blauen Mäulern,“ und singen das Liedchen:

Hemeju, die Zeit is do,
Der Herlbeerwald is gri' und blo;
Gri voll Lab,
Weiß voll Stab,
Blo, blo, blo voll Herlbeere! —

Auch die Buchellese, welche gewöhnlich mit einem guten Weinjahre zusammentrifft, treibt mit den Alten auch die Jungen hinaus in den herbstlichen Wald. Wohl ein härteres Geschäft als die Heidelbeerweide; aber auch ihr, wie fast allen rothangestrichenen Tagen, gilt ein eigener Liedreim. —

Inzwischen naht der bedeutsame Abschnitt des kindlichen Lebens. Bei den Katholiken ist es das „hl. Nachtmahl“ am weißen Sonntag, bei den Protestanten die Konfirmation auf den Palmsonntag; dort wird als

das letzte Taufpathengeschenk überreicht je nach Vermögen der Nachtmahlsrock oder die Kerze mit Blumen, hier ein prachtvolles Gesangbuch in Goldschnitt und mit geeigneter Widmung.

Zweites Kapitel.

Reifere Jugend. Liebschaft, Brautstand und Hochzeit.

Das Einzelleben lenkt nun in eine bestimmt vorgezeichnete Bahn. Der Knabe wird dem Feldbau oder dem Handwerke bestimmt, seltener dem Studium, und nur dann, wenn sein Verlangen besonders nachdrücklich sich ausspricht; der Hang zur Theologie ist nicht besonders erheblich, der katholische Pfarrstand rekrutirt sich zumeist aus der minder bemittelten Klasse. Dem Mädchen obliegt die Bestellung des Hausstandes, nach und nach muß es selbständig eingreifen, aller und jeglicher Arbeit sich unterziehen, um mit der Zeit das ganze Hauswesen umsichtig zu leiten. Selbst unsere höhergestellten Frauen rechnen bei aller dem Institute entnommenen Bildung es sich zur besonderen Ehre, als sorgsame Mütter und erfahrene Hausfrauen zu gelten. Daß der „wächsigen" Jugend nicht das Kleinste geschenkt wird, liegt zu sehr im voraussichtigen Wesen der Eltern. „Die Morgenstunde hat Gold im Munde" ist der ewige Text der ewigen Predigt, welche jedoch man lieber anhört als die von der Kanzel. Der Erholung ist der Abend gewidmet, d. h. nach vollendeter Feld- oder Hausarbeit, sonst der Sonntagnachmittag nach dem Gottesdienste. Gruppenweise wird dann die Runde gemacht um das Dorf, in fröhlicher Unterhaltung oder in vereintem Gesange. Auch sammelt man sich an Sommerabenden vor den Häusern, und singt die Lieder, welche man in der Schule gelernt, oder welche die jungen Bursche aus den „Singkränzchen" mitbringen. Wohl sind diese ein vortreffliches Mittel gegen die „Gassenhauer," die auch hier zu Lande floriren, aber auch das alte, naive, sittlichreine Volkslied geht dadurch dem Untergange entgegen, und sicherlich war unser frohmüthiges, sanglustiges Volk mit solchen reichlich gesegnet. Echtpfälzische Urlieder sind nur selten zu finden.

Indessen der „Bu" wird ein „Borsch," er fühlt sich als solcher — denn er merkt schon die Keime des „Schnauzers" — und sucht seine „Forschheit" nunmehr mit der brennenden Cigarre zu beweisen und in dem Wirthshausbesuche, wenn auch noch heimlich. Das Mädchen bleibt „Märe, Mäde oder Mädel," höchstens „Junfer" bis zur „Fra oder Madamm." — Der Verkehr zwischen beiden wird endlich Bedürfniß, und Gelegenheit gibt sich auf allerlei Wegen, man will „ein bischen maien gehen," d. h. sich im Familienkreise verplaudern über dieses und jenes. Die Spinn-, Rocken- oder Kunkelstube war und ist theilweise auch noch heute der Mittelpunkt der geselligen Winterunterhaltung; in ihr ist sozusagen die geistige Physiognomie des Dorfes am treuesten gespiegelt. Ihren Ersatz

bilden fortan politische Blätter und Blättchen, worin sich selbst unsere Jugend vertieft. Die Spinnstube besteht in den Bergwinkeln des Westrichs, jedoch zerstreut in der Ostpfalz, und beginnt, wenn der Hanf gebrochen (vorderpfälzisch „gedulst") ist, gleich nach Allerheiligen oder Martini. Nach der Nachtsuppe — etwa um ein halb sieben — versammelt sich die weibliche Jugend aus 4 bis 6 benachbarten Häusern mehrmals in der Woche, heute hier — morgen dort. Inmitten der geräumigen Stube sitzt der „Spinnkranz." Die Beleuchtung geschieht mit Oel- oder mit „Gutlicht" (Unschlittkerze) auf einem Stocke, oder vermittelst der Lichtboble, eines drehbaren Stabes; oder im Holzlande durch brennende Späne, in die Kapsel eines freistehenden Lichtstockes (Leuchters) gesteckt, oder auch in einer Blende der Wand; später sogar durch die moderne Lampe. Sobald nun „die Buben" von ihrer Arbeit abkommen können, treten sie ein und treiben allerlei Kurzweil. Um den Ofen sind die Alten gruppirt, diese erzählen vergangene Geschichten, worin die napoleonischen Kriege das stehende Thema. Um 8 Uhr eine Pause, man „geht auf die Schnorr," d. h. sie schnurren im Dorfe herum, stellen sich auf die Lauer vor den Fenstern, spielen dem der dem „einen Torten," verüben allerlei Muthwillen, als „Dippenwerfen" u. s. w. Von dem „Ausschnaufer" zurück erhalten sie eine Spende von Brod und Obst. Dann geht der „Bleß erst recht los." Die Buben passen auf wie die „Hechelmacher," ob einem Mädchen der Faden nicht reiße, oder in die Spule laufe; dann rauben sie Rocken oder Spule, und geben diese nur gegen einen „Schmatz" wieder zurück; bei dessen Verweigerung wird der Rocken verbrannt, oder muß sich das Mädchen entfernen; Schurzbändel und Strumpfbänder werden unbewacht aufgelöst gegen gleiche Belohnung; oder dreht man Wergbällchen zusammen und zündet sie an, um zu sehen, wessen Bällchen am längsten brennt: darnach richte sich die Dauer des Lebens und dergleichen. So geht es fort bis 10, ja bis 12 Uhr des Nachts. Samstags ist Ruhe. Die Spinnstubenzeit erstreckt sich bis Lichtmeß, dann folgt man dem Spruche:

> Lichtmeß, Spinnenvergeß,
> Bei Dab zu Nacht 'geß! —

Ja — das Spinnen vergessen, doch nicht immer das Gespinnste im Herzen! Aus manchem Scherze wird Ernst und hat sich gegenseitige Neigung entwickelt. Nicht nur aus der Spinnstube allein. Bei dem unmittelbaren, nicht allzuscharf bewachten Verkehre gibt es vielfachen Veranlaß. Das Bekenntniß oder Geständniß der Liebe bedarf aber nicht der wohlerwogenen Worte des Städters, naiv und unmittelbar aus dem Herzen drückt es sich aus, zumeist nur in sichtlichen Zeichen. Dem Mädchen wird z. B. in der ersten Mainacht vor das Fenster „ein Maien" (junge grünende Birke) gesteckt, dessen Größe die Größe der Liebe andeutet; in der Rede

wird einem — dem man gewogen — „ein Maien" gesteckt, oder tanzt der Verehrer die „ersten Drei" mit ihr bei der „Musik." [1]) Schenkt ein Mädchen einem andern ihr Herz, so wird von ihrer Thüre aus bis zu jener des Verehrers „Häxel oder Sägespäne" gestreut, oder zum Schabernack ein Strohmann auf einen Baum hingesetzt; früher auch „alte Gäulsköpfe" auf Stangen vor's Fenster. Geht einem Mädchen der Strumpf- oder der Schurzbändel auf, so gedenkt ihrer der Geliebte. Regnet es beim Waschetrocknen, so hat sie einen Unbeständigen u. s. w.

Auch in Reimen spricht die Liebe sich aus, und weiß man nicht gerade solche, so macht man sie selber; Himmel und Erde mögen dann zusammenbrechen, die Liebe steht fest, denn:

„Mei' Hemm un dei' Hemm is E' Lumpe —
Mei' Herz un dei' Herz is E' Klumpe."

Für alle Grade und Arten der Liebesempfindung sucht man entsprechenden Ausdruck. Ein Beispiel zärtlicher Auffassung ist unter andern:

Ich han e' schö' Schätzche,
's is ball noch e' Kinn;
Ich kaf mer e' Bichsche
Un hock es eninn;
Un kaf mer e' Bännche
Un binn es fescht zu:
Do därf mer ken ann'rer
Schmarotzer dezu!

Oder für heimliche Liebe:

Herz brech un krach net,
Geh verbei un lach net,
Biel mer ah die Zeit net,
Merken's ah die Leit net!

Auf die förmliche Werbung bezieht sich folgender Reim:

E' scheckig paar Ochse,
E' bucklichi Kuh,
Die gebbt mer mei' Vatter,
Wann ich heirate du'.
Dut er mer's net gewe,
Do heirat ich net,
Un schlof bei mei'm Schätzche
Un sa's em halt net!

---

[1]) In der Gegend von Kirchheimbolanden (Stetten u. s. w.) werden die Mädchen in der ersten Mainacht „versteigert." Unter großem Lärm und Getrommel auf Gießkannen rc. ziehen die Bursche im Dorfe herum und versammeln sich an einem bestimmten Orte. Die Namen der gerade gangbaren Mädchen werden ausgeboten, dem Höchstbietenden wird zugeschlagen; der nicht unbedeutende Erlös wird in der Nacht vertrunken.

Sind die Eltern nicht einverstanden mit dem Liebesverhältniß, so trifft es sich selten, wenn dasselbe heimlich fortdauert, daß sich ein Mädchen „vergeht." Ein gefallenes Mädchen ist der allgemeinen Verachtung verfallen, in öffentlicher Gesellschaft wird es höchstens geduldet, ja in früherer Zeit war solchen in der Kirche sogar ein eigener Stuhl angewiesen. Humaner ist man jetzund geworden, besonders bei einer Enttäuschung. — In Marienthal am Donnersberg trägt der Kirchthurm keinen Hahn, aber ein „Hinkel": ein gefallenes Mädchen müsse alle Morgen hinaufsteigen, um zu fühlen, ob das Hinkel bald lege. — Unsere Jugend verdient im Ganzen nicht den Vorwurf geschlechtlicher Ausschweifung, in neuerer Zeit etwas mehr, weil das Beispiel der aus der Garnison heimkehrenden Soldaten manchen verderbt. Gefallene und dann verlassene Mädchen gelangen nicht leicht mehr zum Ehestand, im andern Falle nimmt der junge Mann die also Verführte baldmöglichst zur Frau. — Der Hang zur Ehelosigkeit ist nicht vorhanden. Doch lieber ledig als gedrücktes Familienleben. Ledig verbliebene „Junfern" kommen — wie man sagt — „uf die Kiwitzewèd, wo die Gäns Horbeitel trahn un die Ente Baricke." Junggesellen aus Neigung oder aus Schicksal heißen „die alten Buben," selbst bis in das Greisenalter. Der „alt Bu" ist nicht gerade verachtet, aber die ständige Zielscheibe spöttelnden Witzes. Der hieher bezüglichen Spruchreime besteht eine Masse. — Auch zur Erweckung von Gegenliebe griff der unerwidert Verliebte zu mancherlei Mitteln, entweder vermittels eines „Liebestrankes," den die Hexe des Dorfes zu bereiten verstand, oder durch „Sympathie." Ein Mädchen, welches seinen künftigen Geliebten gern kennen lernen möchte, kehrt in der hl. Christnacht rückwärts das Zimmer aus und steckt den Besen in das Feuer unter einem gewissen Spruche; dann setzt es sich hinter den Ofen mit gefalteten Händen — und der Liebhaber muß ihr erscheinen. Zu gleichem Zwecke wird in der hl. Nacht, am Sylvester- und St. Andreas-Abend Blei gegossen in's Wasser; die Aehnlichkeit der sich daraus gestaltenden Figur verräth den Stand oder das Geschäft des künftigen Mannes. Nicht weniger vertraute man dem Planetenziehen durch einen kleinen schwimmenden Schwan; noch mehr der Kartenschlägerin; die von Frankenstein (bei Kaiserslautern) hatte sogar über die Pfalz hinaus einen weitverbreiteten Ruf. Der Freitag wird als der geeignete Schicksalstag betrachtet, an welchem man nichts Bedeutsames vornehmen soll. Neuerdings hat sich das alles völlig verloren.

Die Verheirathungszeit ist durchschnittlich vom 22. bis 30. Jahre, das letztere wegen der Militärpflicht, sonst vom 23. bis 24., und bei den Frauen vom 20. bis 22. Jahre. Die Konscription ist eine sehr gefürchtete Sache, nicht gerade aus Abneigung gegen den Soldatenstand als solchen, sondern vielmehr aus angeborenem Widerwillen gegen den eintönigen Garnisons- und Gamaschendienst, der lästig und zwecklos erscheint, weil man seinen

Arbeitstrieb nicht befriedigt. Alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, sich militärfrei zu machen. Ja man greift sogar, selbst noch heutigen Tages, bei der Verlosung zum Aberglauben. Unmittelbar vor der Ziehung nehmen die Bursche einen sogenannten „Kuhthaler," unter Ludwig XV. geschlagen mit der Umschrift „nomen Domini benedictum est," halten ihn mit der Hand in der linken Tasche, während die rechte das „Numero" holt; zuweilen ist dies ein Freilos. So in der Vorderpfalz; anderwärts holt der Bursche um Mitternacht auf dem Kirchhofe vom jüngsten Grabe etwas Erde, wickelt diese in Papier und steckt's in die Tasche, oder streut sie in den Stiefel ꝛc. Dennoch bringt die Ziehung viel Leben und Bewegung in einen sonst vereinsamten Ort. Im Bischöflichen (Speiergau) nahmen die Pflichtigen auf den Ziehtag aus der Stadt mit nach Hause ganze Stecken und Schnüre voll Fastenbretzeln, welche sie an jeden ihrer Verwandten und Bekannten vertheilten. Noch heute besteht ein eigenes pfälzisches „Lied der Konscribirten," das beim gemeinsamen Ein- oder Ausmarsche gehört wird. —

Ist der junge Mann über die Soldatenzeit hinaus, so geht er, wenn ihn ein Verhältniß nicht bindet, jedoch nicht ohne der Eltern Einwilligung, auf die Freierei oder „auf die Schau." Andernfalls wird bei diesen, welche gewöhnlich davon schon wissen, das „Jawort" geholt. Im Westrich ist es nun so. Ob es geht oder nicht, ein Abgeordneter wird zu den Eltern des Mädchens geschickt — diese stellen niemals den Antrag. Wird nun dem Abgeordneten oder dem anfragenden Freier „Käsebrod" (fauler Handkäs) aufgewartet, so ist es nichts; wird er aber mit allem Guten bewirthet, so steht die Sache ganz gut. Auf das „Jawort" der Eltern wird sofort der Tag der Verlobung, des „Richtigmachens," der „Verspruch" (Vorderpfalz) oder die „Hannstrêch" (der Handschlag) bestimmt. Heirathet ein Mädchen vor ihrer älteren Schwester, so „müsse sie ihr eine Geis kaufen..." Wohl erscheinen hin und wieder auch die Juden als „Kuppler" gegen einen Tribut, den sie aber herauszahlen sollen, sobald die Ehe mißglückt. In Seelen bei Wolfstein, allwo ein etwas derbes, realgeneigtes aber doch biederes Volk, soll einer, wenn er um des Hauses Tochter anhält, von dem Alten zuerst gefragt werden: „Hat Er schun a gedobt?" Wird dies verneint, so erhält er die Antwort: „dann soll er e' Johr noch fortgehe un dowe (toben), dann soll er kumme!" — Bei der Verlobungsfeier, im Hause der Braut, gewöhnlich Sonntags, sind zugegen der Freiersmann, Braut und Bräutigam, beiderseitige Eltern, die nächsten Verwandten, Nachbarn und guten Freunde. Ein reichliches Mahl erhöht die gegenseitige Stimmung. Der Freiersmann setzt den Verspruch, die Handreichung in Scene, zuweilen auch der zugezogene Pfarrer oder Lehrer, welche die Ansprache halten. Es ist die Vorkopulation; die Hände des jungen Paares werden ineinandergelegt und der Bräutigam läßt ein Geldstück aus seiner Hand in die des Mädchens entgleiten — und der Bund ist beglaubigt. Unterdessen sitzen die Nach-

barinen und Basen des Hauses in der Küche beim Herdstein und trinken Kafe; das Labsal der Männer ist sodann ein möglichst guter und alter „Quetscheschnaps" oder ein Firnewein, dazu Schinken, Schwartmagen und anderes, nur aber kein „Käs." Der pfälzische Handkäs, sonst so beliebt, spielt gerade bei der Liebschaft die verdächtigste Rolle, vielleicht auch deshalb, weil nach dem Sprichworte die besten Handkäse von den bösesten Weibern gemacht sind. — In der Vorderpfalz kommen nach dem „Verspruche" die befreundeten jungen Bursche des Dorfes, vom Bräutigam das „Handgeld" zu holen; sie tragen dabei eine mit Blumen und Bändern verzierte Flasche und trinken des Brautpaares Gesundheit, die Braut stellt eine von ihr reichlich verzierte Flasche Weines dagegen, das empfangene Geld wird in Gemeinschaft vertrunken. — Selbst schon der „Handstreich," welcher „doch sor keine würkliche Ehe, sondern nur for die Berathung dessen, und auf das allerseits Freunde zufrieden und deswegen die Proklamation vorgenommen werden könnte..." ward zufolge einer pfalzgräflich zweibrückischen Verordnung auf Sonntag verboten, damit nit der Tag des Herrn entheiliget werde, der „sonderbaren Imbs" wegen, welche im ganzen schon sehr üppig ausgeführt wurden. (S. Fabri, Stoff für Kirchengeschichte rc.) —

Die amtliche Proklamation des Brautpaares durch Anschlag am Rathhause wird durch einen angehefteten Blumenstrauß hervorgehoben. Der dreimalige Ausruf von der Kanzel geschieht des Sonntags, dann erscheinen die Brautleute nicht in der Kirche, sondern unter Zuziehung der nächsten Verwandtschaft wird in der Stadt der Brautstaat eingekauft, die Braut besorgt ihrem „Zukünftigen" Brauthemd, Halstuch und Hut; dieser den nächsten ihrer Verwandten allerlei Brautgeschenke. Die Einladung zur Hochzeit geschieht in der Vorderpfalz des Sonntags Nachmittags durch das Brautpaar selber, im Westrich 8 Tage vorher durch „Ladknechte" oder „Nebenknechte" (Brautführer), die nächsten Verwandten des Hochzeiters, und durch „Ladmäd" oder „Nebenmäd", die nächsten Verwandten der Braut. Während ein Bursche (Bliesthal) den Einladungsspruch thut, zeichnet der andere mit Kreide an die Stubenthüre ein Blümlein. —

Die Trauungsfeier ist vornämlich Donnerstags, dann Dienstags, und gewöhnlich im Hause der Braut. Der Brautzug ordnet sich also. In der Vorderpfalz (Gegend von Annweiler) reichen bei den Protestanten Braut und Bräutigam kurz vor dem Gange in die Kirche den versammelten Hochzeitsgästen und Verwandten jedem einen Blumenstrauß. Kleine Mädchen mit Blumensträußen und Kränzen gehen voraus; dann die Brautjungfern, in der Mitte die Braut in dunkelfarbigem Tuchkleid; der Bräutigam, ebenfalls schwarz, auf der linken Brustseite einen großen Strauß aus künstlichen Blumen, zwischen den Führern, endlich die Eltern und Anverwandten. Unter dem Läuten sämmtlicher Glocken bewegt sich der Zug vorerst zum Civilstandsbeamten; nach vollzogener bürgerlicher Trauung, welche in der

Pfalz schon hinreichend wäre, von da unter Glockengeläute in die Kirche. Beim Eintritte ertönt die Orgel. Während der kirchlichen Einsegnung hat das katholische Volk seine Deutungszeichen: flackert die Kerze auf des Bräutigams Seite heller, so erlangt dieser ein längeres Leben und umgekehrt; auf welcher Seite das Licht zuerst erlischt, da folgt der frühere oder der baldige Tod. Regnet es der Braut in den Kranz, so bringt die Ehe Thränen und trübe Tage. — Bei dem Heimzuge wird das Brautpaar von jungen Burschen vermittels eines rothen Bandes so lange aufgehalten, bis es und die Glieder des Zuges sich losgekauft haben durch ein Geldgeschenk; ein gleiches geschieht auch von Seiten der Jugend. Auf dem Hin- und Herwege ein unbändiges Schießen. Die Mutter der Braut geht nicht mit zur Kirche, sie unterschreibt nur auf dem Rathhause den Ehecontract. Bei der Ankunft im Hause allgemeine Gratulation und Ermahnung zu einem ordentlichen Hausstande. In manchen Orten (Gommersheim) verzehrt gleich nach der Heimkunft das Brautpaar eine Weinsuppe aus einer Schüssel und mit einem Löffel. —

Im westricher Hochzeitzuge weicht mancherlei ab. Die Braut wird von den zwei „Ladknechten" (Ehrenknaben), der Bräutigam von den zwei „Ladmäd" (Ehrenmädchen) zur Kirche und nach Hause geleitet. Während des Zuges kommen die Freundinen der Braut, die nicht zur Hochzeit geladen, ihr farbige Bänder auf das Kleid zu stecken, so daß sie bis zur Kirche damit übersäet ist, d. h. sie wird „aufgefangen." Dies ist auch Sitte an der Unter- und Oberhart. Auch geschieht selbes dem Bräutigam durch seine Kameraden um das Lösegeld eines Thalers. — Die Tracht ist ebenfalls schwarz. — Im Osterthale bei Kusel und Umgegend wird unmittelbar vor dem Kirchgange dem Bräutigame eine alte Frau (sogenannte Boz mit Haaren aus Hanf und in buntscheckige Lappen gekleidet) zwei bis dreimal vorgeführt, diese zu nehmen. Erst nach jedesmaligem Ausschlagen führt man ihm die Braut in die Arme, dann geht es zur Kirche. Das Heirathen ist hier mehr eine Sache der Speculation als der wirklichen Neigung. —

Zum Hochzeitschmause werden in der Regel Pfarrer und Schullehrer gezogen, nur ausnahmsweise ist derselbe im Gasthaus. Im Westrich brachte früher ein jedes sein Messer und seine Gabel mit. Der Bräutigam mußte (Vorderpfalz) die Speisen selber auftragen und die Gäste bedienen. Bei reicheren Leuten bewährt sich hier die Ueppigkeit, die Feinheit, der Ruhm und der Glanz der pfälzischen Küche, die „Trakttementer" folgen sich endlos; nicht minder erweist sich die Gastlichkeit im freundlichsten Sinne. Man muß es mitgemacht haben, um bei solcher Gelegenheit den Pfälzer so recht in seinem Elemente beobachten zu können. Nichts wird gespart, um die Ehre des Hauses aufrecht zu halten, bei den Vornehmen des Landes wird wahrhaft fürstlich getafelt. Im bescheidenern Westrich darf wenigstens das „Brühfleisch, die Gallerei, vielerorts auch der Hirsen-

brei mit Zwetschgen" nicht fehlen. Während des Schmauses kommt die Köchin mit verbundenem Arme oder umwickelter Hand, man weiß schon warum; dies aber nicht bei besseren Leuten. — Für den Humor ist bestens gesorgt. Das stehende Kapitel war früher wenigstens die Entwendung des Brautschuhes. Die Braut sitzt zwischen zwei Wächtern, unter Ablenkung des Gespräches hat unvermerkt einer der Gäste den Brautschuh geraubt, der wird wieder eingelöst und von den „Brautmädeln und Brautführern" versteigert; der Ertrag gibt Zuckerwein und warme Getränke. Mittlerweile kommen die Kinder zum „Brautausschenken," sie holen ihren Tribut an Kuchen, Butterbrod und Käse. Nach beendigtem Mahle ein Umzug der ledigen Gäste (ja der Kinder von 3 bis 4 Jahren) durch das Dorf, paarweise, männlich und weiblich Alle sind sie bekränzt oder bestraußt, tragen eine Flasche Weines und ein Trinkglas zu ihren Verwandten und Bekannten, um mit diesen auf das Wohl des Brautpaares zu trinken. Die Gassen widerhallen von dem „Gejuxe" der Kinder. — Dann folgt der Abendschmaus. Die Stimmung ist gehoben, der Wein thut das Seine, selbst bei den Frauen, was hier entschuldigt wird; die Lust regt sich zum Tanze, wenn dieser auch nur ein improvisirter und bei einer Geige. So dauert es bis tief in die Nacht, unvermerkt ist das junge Ehepaar verschwunden. Zu Lachen steht während der Hochzeit das Brautbett hochaufgebauscht im Nebenzimmer und wird von allen Basen bewundert. Des Abends schleicht sich ein Gatzvogel ein, hebt die Wände ꝛc. aus den Fugen, und die Einsteigenden sehen sich unerwartet auf den Boden gesetzt. Dergleichen Stücklein die Masse. — Des andern Morgens steht im Hochzeithause wieder ein Frühstück für die Verwandten. Unterdessen treffen die „Haus-(Hochzeit-)steuern" ein, welche zumeist in Haushaltungsartikeln bestehen. — Erhält die junge Frau ihre Wohnstatt in einem andern Dorfe, ist sie einem Auswärtigen vermählt, so verlangen die heimischen Bursche von ihm eine „Abkaufsumme." Weigert er sich, so wird ihm am Hochzeitabend vor dem Hause der Braut eine Katzenmusik gemacht, um ihn zu zwingen. Dies gab zu gerichtlichen Klagen öfters Veranlaß, doch scheint diese allerdings nicht lobwürdige Sitte in dem Bewußtsein der Familienhaftigkeit einer Ortsgemeinde zu gründen. — Beim Weggange aus dem Hause wurde der Braut ein wenig Salz in die Schuhe gestreut; jedes bekam ein Stücklein Brod in den Sack, daß beide gerne nach Hause gehen. Dem Einzug in die neue Wohnung folgte ein Familienfest, das sogenannte „Tischrücken" (ein Nachschmaus). Am ersten oder zweiten Sonntage nach der Hochzeit im elterlichen Hause des Bräutigams die „Nachhochzeit" mit Tanzmusik. —

Gleich den Kindtauffesten war bei unsern Ahnen auch das Hochzeitbegängniß über die Maßen üppig und glänzend. Eine Hochzeitordnung erging um die andere, immer wieder erneuert und verschärft, sowohl von den Räthen der Städte, als später durch die fürstliche Regierung. Ins-

gesammt und insonders wenden sich diese Verbote gegen die Ueberzahl der geladenen Gäste in den Schenken und Zunfthäusern, wie in der eigenen Behausung. Mehr als 80 bis 100 Personen sollen nicht erscheinen, vertheilt an 6 bis 8 Tische, später nur 30 bis 40 Personen. Knaben und Jungfrauen sollen nicht unter einander sitzen wegen des Unfuges, den man zuweilen getrieben. Das Maß des Weines ist auf die Person festgesetzt, deßgleichen die Tanzmusik beschränkt, Kinder und allerlei Gesinde von Mannen und Frauen, Knechten und Mägden davon ernstlich abgewiesen. Auch soll ein Wirth „... mehr nit dann 4 zimlicher guter Trachten, ausgenommen Gebackens, Keeß und Obs geben, desgleichen zu 10 Uhren vor- und 5 Uhren nachmittag das Essen auffstellen und zu 1 Uhren vor- und 8 Uhren nachmittag abheben .." (Hochzeitordnung des Rathes der Stadt Speier von 1577). — Eine bischöfliche Verordnung von 1493 besagt „... und als auch eine Gewonheit ist, daß die Brautleute pflegen in das Bat zu gehn, und auch mercklich Kosten denselben Tag haben, das sol auch hinfür vermitten werden, dermaßen, das Bräutgam und Braut solichs Bategangs und Kostens halb nit mehr dann 50 Schilling Pfening ußgeben und doruf gehen lassen sollen ..." — Auch über 2 Tage sollte die Hochzeit nicht dauern. — So lebte man damals bei politisch gedrückter Zeit. Heute sind wir nüchterner geworden, haben dabei aber das Gut der persönlichen Freiheit. Der Arme ist ja schon froh und zufrieden, überhaupt nur zum Brautstande gelangen zu können. Er singt:

's Korbmachers Dochter un 's Besembinners Sun,
Die woll'n enann heirathe, der Vatter will's net hun;
Die Motter laft zum Dor enaus un kreischt als iwerlaut:
„Viktoria, Viktoria! mei' Dochter is e' Braut!" —

Und kommt es wirklich zur Hochzeit, so besitzt der Arme zu seinem Elende doch noch den leichten Humor. Denn:

„Juchhe, unnig der Stë
Hall'n die Beddelleit Hochzeit;
Geit die Maus,
Danzt die Laus,
Hupst der Flok zum Fenschter enaus!"

Drittes Kapitel.

Das Familienleben. Die Arbeit.

„Ehstand — Wehstand" — ist auch ein pfälzisches Sprichwort, zutreffend jedoch in nur unverschuldeten Fällen. Gegen das Schicksal ist wie gegen den Tod kein Kräutlein gewachsen; gegen den häuslichen Zwist sucht man sich möglichst zu wahren. Und sagt auch ein Lied:

„So lang m'r los un ledig is,
Do is die Lieb ger groß;
Doch wie m'r mol geheirath hot —
Do is der Deiwel los!"

so ist das nicht wirklicher Ernst, es ist so des Volkes neckische Art, welche das Heitere gern karikirt, hinwieder dem Ernste die lachende Seite abzu gewinnen versteht. Unsere heirathbeflissene Jugend denkt überhaupt von der Ehe zu nüchtern, um sich goldene Himmel zu träumen. Die meisten Ehen werden mehr aus berechnender Vorsicht geschlossen als aus romantischer Neigung, und gerade deßhalb hofft und verlangt man gegenseitig nicht zu viel, und weiß dann ein Jedes dem Unabwendbaren sich um so besser zu fügen. Mann und Weib, jedes erlernt die ihm zugewiesene Aufgabe aus der gemeinsamen Ansicht: daß das häusliche Glück großentheils und zunächst auf einer wohlgeebneten, materiellen Grundlage sich aufbaut. Diese Anschauung ist durch alle Volkschichten verbreitet, sie liegt schon im realen Zuge der Zeit, aber sie wirkt und schlingt das Band einer innigen Eintracht. Ausschweifungen und in ihrem Gefolge die Ehescheidungsprocesse sind darum im Volke sehr selten, sie werden häufig noch rechtzeitig unterdrückt. Wohl fehlt es nicht an Gewittern: es donnert und blitzt und schlägt zuweilen auch ein, aber das Wetter zieht bald wieder vorüber — und dann quillt der Segen von neuem.

Die Familienhaftigkeit ist ein stehender Charakterzug. Allein sie beruht nicht auf eigensüchtiger Absperrungssucht, sondern im Bedürfnisse gegenseitiger Ergänzung. In die Familie ist der Mittelpunkt, der Werth und die Würde des Daseins gelegt. Alle Glieder betrachten sich als ein zusammengewachsenes Ganzes und halten und wirken einträchtig zusammen. Allerdings tritt dadurch die Gefahr eines einseitigen Familienstolzes etwas näher und hat sich hieraus auch da und dort eine Art von Familiengeist, d. h. von Familienanrechten entwickelt; denn gewisse Stellungen im öffentlichen Leben sah man nur ungern in andern Händen, zumal in jenen der minderbemittelten Leute. Der mittellose Mann hat darum in der Pfalz auch härter zu kämpfen, um es zu einem gewissen Grade von Achtung zu bringen. Doch das beeinträchtigt nicht den guten inneren Geist der Familie, von welchem die Rede. Dieser zeigt sich schon äußerlich an, denn wo nur irgend es geht, wird das Mahl des Morgens, Mittags und Abends in voller Gemeinschaft genossen, ja häufig gewartet, bis alle Glieder des Hauses im Kreise versammelt. Das wirkt schon auf häusliche Ordnung. Ist es auch ein erfreulicher Eindruck, eine echtpfälzische Hausfrau schalten und walten zu sehen, umsichtig und erfahren in allem, und ist sie noch so vermöglich, selber anpackend, selbst die härteste Arbeit. Die häusliche Ordnung ist ihr Triumph, ihr Eins und ihr Alles, und nur selten, daß sie außer dem Kirchgange oder den nöthigsten Besuchen das Gebiet ihrer

Behausung verläßt; sie verlangt nicht nach Vergnügen, und wenn, so ist es mehr Erholung als wirkliches Bedürfniß; mit Mann und kleinen Kindern in's Wirthshaus zu gehen zu Bier oder zu Wein, oder daß überhaupt eine Frauensperson ohne alle Begleitung Wirthschaftslokale besuche, wie dies anderwärtig, selbst im Bürgerstande, der Fall, — wäre was Unerhörtes, und erschiene jedem Pfälzer als eine Verirrung. Aus diesem nach innen gerichteten häuslichen Sinne erklärt sich auch der Widerwille gegen den äußeren Schein. Im Osterthale z. B. soll das Kleid nicht besser sein als das Hemd, vorausgesetzt, daß dieses ein selbstbereitetes ist von der Saat bis zur Naht. — Wie mit der häuslichen, so steht es mit der sittlichen Ordnung, der Erziehung. Diese ist streng und namentlich sind die Mädchen überwacht, doch nicht allzuängstlich; man schenkt der männlichen Jugend ein gewisses Vertrauen, weil man beiderseits die Scheu vor unüberlegten Schritten schon voraussetzt. — Bei aller Zucht ist die wechselseitige Begegnung zwischen Eltern, Kindern und den nächsten Verwandten äußerst ungezwungen. „Du" ist durchgängig das Anredewort; die Bauernkinder „ehrzen" (Ihr sagen) die Eltern und die Erwachsenen; von „Sie" unter nächsten Verwandten oder gar von einer „Frau Mutter" oder „Herr Bruder, Schwager" u. s. w. keine Rede; das wäre auch viel zu umständlich und „läppisch." Die Schwiegermutter ist die „Schwier, Geschwier," die Schwiegertochter „die Sohnsfra" oder „Schnur," die verschwägerte Person ist „mei' Geschwei," und die übrigen „Vetter und Basen (Was, Wäsche);" der Gevatter — „Kumbeer," und der Vormünder — „Mumbeer." — Alles was nur irgend sich nahe steht, ist Bas und Vetter; selbst des Schullehrers Frau ist die „Schulbas." — Wohl fühlt sich die Familie gewissermaßen als ein selbständig abgeschlossenes Ganzes, nichtsdestoweniger ist der Fremde, wenn er empfohlen oder irgend Vertrauen erweckt, ein stets willkommener Gast und als Familienglied behandelt; ja die Gastlichkeit des pfälzischen, wie des rheinischen Volkes überhaupt, ist fast sprichwörtlich geworden.

In nicht ungünstiger Stellung steht das Gesinde. Weder zeigt sich die Herrschaft „oben herunter" und herrisch, noch die Untergebenen unterthänig und kriechend; das „schenirt" nur die bequeme Bewegung. Ohne sich das Geringste im Respect zu vergeben, wird das Gesinde mit liebevoller Achtung behandelt, man vergißt nicht über der mißlichen Lage den gleichbürtigen Menschen. Dafür aber müssen die Dienstboten schon frühe „bei der Heck'" sein und immer „allert," und die Arbeit muß „vun der Schipp" gehn, — sonst ist es aus. Erprobt sich das Dienstpersonal durch langjährige Treue, dann sind sie als Familienglieder betrachtet und unter Umständen lebenslänglich behalten; selbst von den Kindern respectirt, welche sich nicht das Geringste herausnehmen und als Erwachsene von jenen noch „geduzt" werden dürfen. „Das gibt dem Respecte kein Loch." Die

Bezeichnung der Herrschaft ist gewöhnlich: „mei' Herr" und „mei' Fra," oder „die Bas;" am Donnersberge „Junkherr, Junkfra." — In einer „richtigen" Bauernhaushaltung ißt das Gesinde mit der Herrschaft zusammen und genießt von allen aufgetragenen Speisen, es sei denn, daß Herr oder Herrin wegen Krankheit etwas Apartes erhält. Während der Mahlzeit die andächtigste Stille, außer der Herrschaft redet niemand am Tische, schon aus sehr begreiflichen Gründen. Auf einen Schlag erhebt sich dann alles und geht jedes nach seinen Geschäften. Die Hausordnung wird ebenso strenge gehandhabt als verständig. Der Knecht hat seine Ruhstatt im Stalle oder nahe dabei, die Magd in der Speicherkammer, die Kindsmagd, wenn solche nöthig, in der Nähe der Kinder. Die Mägde werden des Morgens gerufen, dann erst erscheinen sie auf der Stelle. Ebenso strenge ist die sittliche Zucht, namentlich bei den Mägden. Der freien Stunden außer dem Hause sind wenig, mit Ausnahme der heimathlichen Kirchweih auf einige Tage. Das ist ein altgeübtes Anrecht. Der sonntägliche Aufenthalt von Nachmittag bis gegen Abend muß der Hausherrin angezeigt sein. Häufig wird schon bei der „Verdingung" von der Mutter des Mädchens der Herrschaft eine besonders scharfe Ueberwachung zur Bedingung gemacht. Eine Art von Anrecht auf Freiheit besteht übrigens an den „Dingtagen" selbst; diese sind der zweite Weihnachtstag für die Knechte, und für die Mägde der dritte; das ist der allgemeine Wanderstag, das Dienstbotenfest:

„Heit ist mei' Wannerstag,
Morje mei' Ziel,
Schickt mich mei' Herrschaft fort,
Gebbt mer net viel!"

Freilich immer noch nicht genug, denn die Ansprüche sind heute größer und die Arbeitslust hat sich gemindert. Das dienstliche Verhältniß ist lange nicht mehr so innig wie früher, und die Dienstdauer im ganzen auch kürzer geworden. Aber das Wanderfest hat nichts verloren, „hängelweise" und Arm in Arm durchziehen die „Wandrer" die Gassen der Stadt und des Dorfes, denn das ist „ihr" Tag — der „Bündelchestag." — Verbleibt das Gesinde, so werden ihre „Bündel gerückt," wogegen etwas zum Besten erfolgt. Verläßt der Knecht die alte Herrschaft, so macht er frühzeitig im Stalle sich fertig, um noch einmal, die neue „Gèschel" (Peitsche) in der Hand und fortwährend klappernd, die Gassen zu durchreiten. Nach dem Mittagstische stellt er sich in den Feiertagsstaat und geht dann in's Wirthshaus, wo der Brodherr ihn freihält. Des andern Tages nach gethaner Morgenarbeit rüsten sich die Mägde zum Abschied, sie putzen sich gleichfalls heraus und werden vom Knechte des neuen Dienstherrn nebst ihrer Kiste auf dem Wagen abgeholt, selbst in eine Entfernung von 4 bis 5 Stunden. Die Kiste selbst war früher und ist mit den buntesten Farben

bemalt, ein Blumenstrauß und ein flammendes Herz durfte natürlich nicht fehlen. Von der scheidenden Magd erhält der Knecht einen buntbebänderten Strauß auf die Kapp' und eine Flasche Wein, den „Bündelwein," in allem übrigen ist er freigehalten, und so geht es unter lautem „Juchzen," von der Jugend begleitet, zum Thore hinaus. Zum ewigen Andenken bleibt hie und da die unvermeidliche Photographie noch zurück. — Der Knechte und Mägde in einem Hause sind verhältnißmäßig nicht viel, Oberknechte nicht einmal gekannt; die übrige Arbeit wird von Taglöhnern verrichtet. Diese erhalten täglichen Lohn, theilweise mit Kost, in der Weinpfalz auch mit „Taglöhnerwein," oder arbeiten die Winzer auch „vorrechts" d. h. überhaupt, gegen eine bestimmte Abfindungssumme übernehmen sie die nöthige Bebauung eines oder mehrerer Tagwerke Wingerts auf eigene Gefahr. — Wie heute zu übermäßigem Luxus geneigt, so waren Gesinde und Taglöhner auch schon vor Alters. Häufige Polizeiordnungen aus dem 15. Jahrhundert und später, auf die Klagen der Arbeitverdinger erlassen, mußten die „Steigerung des Taglohnes, die Unordnung in der Arbeit und sonstige Beschwerung, die daraus hervorgehende Ungleichheit in Verdingen der Taglöhne und die ungemessene Forderung der Arbeiter in Speis und Trank" u. s. w. auf ein bestimmtes, gemeingiltiges Maß beschränken. —

Wir haben schon früher als einen Hauptzug pfälzischen Wesens die Arbeit betont, und in der That zeigt sich wohl nirgend der leibhaftige Pfälzer so sehr, als in seiner rastlosen Werkthätigkeit und in der Art, wie er sich anstellt. Schon der einfache Gruß an einen Arbeiter im Freien beginnt mit: „Fleißig?" oder „Geht's fleißig?" — Antwort: „Wenig!" — und steht dieser vom frühen Morgen bis Mittag zur Stelle. Dann: „Isch es ball Feierowend?" — „Ja, balleh!" — Arbeiten heißt pfälzisch „schaffen," während in Bayern damit befehlen oder „bestellen" gemeint ist. Arbeitswillige Menschen sind bei uns „schaffig," und „schaffige Leute" sind nur zu brauchen. „Rechtschaffe" dient zur Verstärkung, und wenn man „rechtschaffe schafft," so verdient man „rechtschaffe Geld," und bringt es zu etwas „Rechtschaffenem." Man hat „rechtschaffe" Pläsir ausgestanden u. s. w. — Für die Bezeichnung des Fleißes ist die Mundart ungemein reich, ebenso sehr für die der Faulenzerei. „Wer's Genieß (Genuß) will hau' (haben), muß ach's Verdrieß (Verdrießen, Arbeit) hau'!" (Mußbach und Umgegend). Wer aber nachlässig dahin schleicht, dem „wachst's Gras unnig de' Fiß" u. s. w. Fragt man einen Faulenzer, der scheinbar was thut, jedoch nichts zuwegebringt, so antwortet er sich selber bewitzelnd: „Linse spalte for Ballesade noh Landå," oder „treibt er Schnecken" u. s. w. Dergleichen Redensarten fast eine endlose Menge. — Auch die Eintheilungs- und Einrichtungsweise der Arbeit bezeugt ebenso viel rationelles Verständniß als handliches Geschick. Nicht daß es dem einfachen Landmanne, zumal

dem Vorderpfälzer, ſchon genüge, die Fortſchritte der Landwirthſchaft ſich zunütze zu machen, nein — er ſinnt auch von ſelber und beſtändig darauf, den Bodenwerth zu erhöhen und ſeine Geräthe zu verbeſſern. Kaum ein Fleckchen von Land, das ſeine geeignete Bebauung nicht fände. Das begreiſt ſich natürlich von ſelber: denn bei dem erleichterten Gütererwerbe infolge der Güterzertrümmerung kann der Einzelne ſeinem kleinen Grundbeſitze mehr Sorgfalt zuwenden als einem großen Komplexe. Die Vor- und Nachtheile abzuwägen iſt hier nicht der Ort. Auch bei dem Handwerke, wie in andern Geſchäften dieſelbe unermüdliche Thätigkeit, und darf man ſagen, daß unſere Handwerksleute, trotz des Mangels größerer pfälziſchen Städte, im ganzen durchaus nicht zurück ſind. Für vieles andere im Volksleben bilden die Arbeitsluſt und das Arbeitsgeſchick eine Art von Erſatz, und ſind gewiſſermaßen des Pfälzers zweite Natur. Darum iſt nichts ſo dem Volke zuwider als ein Menſch, der ſeine Tage zwecklos im Nichtsthun vergeudet. Den ſogenannten „Privatier“ im rüſtigſten Alter, der die Gaſſen durchbummelt, den findet man ſelbſt in den reichen Ortſchaften nicht; dagegen ſehr häufig die ſonſt ſeltene Erſcheinung, daß ein ehrwürdiger Greis, ſelbſt bei großem Vermögen, ſich noch der Haus- und Feldarbeit annimmt, ja wacker drauflosſchafft, und nicht aus Geiz, ſondern aus bloßem Bedürfniß. In der Pfalz gibt es Mädchen genug, welche Inſtitute beſucht haben und Klavier ſpielen können, allein, wenn es gilt, ſo greifen ſie an und ſchämen ſich nicht der gewöhnlichſten Arbeit. Offen geſtanden, die Arbeit gehört zum guten Ton in der Pfalz. Arbeit iſt der Segen des Hauſes, das mühevoll Erworbene hat feſteren Halt als alles Ererbte. Aus gleichen Gründen iſt auch das Glücksſpiel nicht beſonders beliebt. Wer früher in die bayeriſche Zahlenlotterie ſetzte, der that es nur heimlich, und entſtammte er auch der unteren Klaſſe. Wenn jemand unerwartet zu Reichthum gekommen, ſo mußte dieſer bedeutend geerbt oder in einer auswärtigen Lotterie „einen Fang“ gemacht haben; jedoch auf die Wahrheit zu kommen, ob wirklich, woher und wie viel — das war ein Zufall. —

Welch mühſeligen Strapazen der pfälziſche Landmann ſich in aller Geduld unterzieht, das beweiſt vor allem der Weinbau. Wie viele Mißjahre nach einer einzigen goldenen Aernte! Und dennoch wird dieſelbe mühſelige, langandauernde Arbeit jahrjährlich von vornen begonnen, womöglich noch höher geſteigert. „Schaffen und Düngen — für's Wachſen ſorgt unſer Herrgott!“ lautet des Landmannes Sprichwort; oder: „Wo iſt Miſtus, da iſt Chriſtus!“ Ein wohlbeſtallter proteſtantiſcher Pfarrer hatte in der ganzen Umgebung aus ſeinem Felde immer die reichſten und beſten Früchte gezogen, man glaubte, er ſpreche den Segen über die Saat, und ging man um den Segen ihn an. Der Pfarrer gab zur Antwort: „Der Segen iſt gut, aber Düngen und Schaffen iſt beſſer!“ Alſo gethan — und der

Segen kam nachher. — Wie unser Winzer sein Bauen betreibt, das spricht für seine einsichtige Sorgfalt. Mit Frühlingsbeginn das „Graben" mit Karst oder Haue; dann das Rühren — Verschlagen der dicken Erdschollen mit dem Bickel, indem diese um den Rebstock herumgelegt werden; das Stufenschlagen für junge Wingerte; das Seilen („Sêle") — den Rebstock mit Weiden anbinden; das „Kammerte" — neue Balken einziehen; das Schneiden der überflüssigen Schossen; das Scherben — das Wegschaffen des überflüssigen Wachsthums. Nun die Zeit des Wachsens und der Ruhe — bis zum August, inzwischen das fleißige Düngen. Dann folgt das Laubbrechen, um Sonne in den Rebstock zu lassen; das Lesen der Rinke, der Rebenschösse und der Weidenbänder, welche in Hasengestalt zu „Rewehäselcher" gebunden werden; das Lesen der Rebenstícher — der Käfer, welche in die Blüthen und Trauben stechen und sie dadurch verderben; endlich das Spritzen mit Kalk und das Schließen des Wingerts mit Dornhecken. Sofort sind die Wingerte bis zur Weinlese geschlossen und darf niemand, auch nicht der Eigenthümer, dieselben außer den amtlich bezeichneten Tagen betreten. Selbst die Weinlese hat der unerfreulichen Arbeit genug bei ungünstigem Wetter. Dazu steht der Winzer mit Tagesanbruch schon draußen und ruht erst mit der sinkenden Nacht. Liegt sogar der Most schon im Fasse, so beginnt das Schaffen von neuem, und eine ungemeine Sorgfalt erfordert das „Bauen" im Keller. So hat unser Winzer jahraus, jahrein die Fülle zu thun um einen oft zweifelhaften Erfolg, doch tröstet er sich mit der Hoffnung: Nichts ist dankbarer als der Boden! —

Einer solchen Hingebung bedarf wohl unser Fruchtbauer nicht, doch erschwert und veredelt sich auch die Agrikultur in demselben Verhältniß. Erkennt der Ackersmann doch ebenso gut, daß der gehoffte Ertrag nicht allein durch seinen Befleiß, sondern auch durch angemessene Bewirthschaftungsweise bedingt und bestimmt ist. Der rationelle Betrieb feiert bereits seine großen Erfolge. Ebensowohl in der Viehzucht. Geeignete Belehrung findet der Bauer durch die „landwirthschaftlichen Kränzchen," welche nach Ort und Zeit geregelt unter großer Betheiligung des Landvolkes stattfinden. Wort und Schrift sorgen für geistige Nahrung, die damit verbundenen Festlichkeiten für Belebung des Gemüthes, für Hebung des Geschmackes. So kommt es von selber, daß der Glaube an übernatürlichen Einfluß auf das Fruchten der Aussaat sichtlich sich abschwächt. Die Wetterregeln, die guten und die schlimmen Vorzeichen, die sonst üblichen Sitten und Bräuche bei Bestellung des Feldes und bei der Pflege des Viehstandes finden sich nur noch vereinzelt, und dann ohne aufrichtigen Glauben. Auch des gegen früher noch wenig und vereinzelt Vorhandenen sei hier Erwähnung gethan.

Besonders groß ist die Sorge für das Hausvieh, namentlich im

Westrich, größer oft als für die eigenen Kinder, und selten daß ein Pferd oder eine Kuh eine rohe Behandlung erfährt. Die Mittel und Bräuche knüpfen sich zumeist an einzelne Zeiten und Tage. — Ferkel, im Advente geboren, kauft man nicht gern weder zur Nachzucht, noch zur Mastung. — In der hl. Christnacht um 12 Uhr soll das Vieh im Stalle mit einander reden und der Menschen Rede verstehen, so daß die Weiber sich nicht dahin getrauen. Beim Einläuten der Mette führen viele Bauern ihr Vieh zur Tränke, auch wird während der hl. Wandlung dasselbe gefüttert. — In den Hof des Hauses legt man einen Bündel Heu, welches sammt dem daran hängenden Thaue des andern Morgens dem Viehe gereicht wird — gegen die Seuchen (Vorderpfalz). — Auch wird das Futter unter die Dachtrauf gelegt. Mit dem zur Stunde hinausgelegten Strohe werden Hühnernester gemacht, welche das Weglegen der Hühner verhindern. — Am Stephanstage sticht man den Pferden in den Gaumen — „blütet" sie oder läßt ihnen zur Ader. — Das an den Quatembersonntagen in der Kirche gesegnete Salz wird verschieden gebraucht. Viele Frauen werfen einige Körnchen davon in die von ihrem Vieh herrührende verkaufte süße Milch — gegen Zauberei. Gegen das Milchfieber der Kühe wird Gottes Wort aus dem Gesang- oder dem Gebetbuche eingegeben. — In einem Theile der Westpfalz bestand der Glaube des „Anbindens des Kalbes in der Kuh." War nämlich eine Kuh bei dem Fassel, so läuft man auf das Rathhaus, schneidet ein Stücklein vom Glockenseil ab und gibt es derselben zu fressen. Ob das „Kälbchen anbinden," d. h. Erbrechen beim Rausche, damit in Zusammenhang steht, ist schwer zu untersuchen. — Wegerich wird beim Kalben der Kuh in das „Saufen" geworfen. — Hat eine Kuh „gekalbt," so sucht man aus der Nachgeburt gewisse Drüsen zu finden, legt diese zwischen zwei Schnittchen Brod, die mit geweihtem Salze bestreut sind, und gibt der Kuh das zu fressen. Diese Drüsen, „Nutzen" genannt, sollen das Thier fruchtbar und die also vermehrte Milch zugleich rahmreicher machen. Die Krankheiten des Stallviehes werden auch vielfach durch „Brauchen" — Anwendung sympathetischer Mittel — geheilt. Fast in jedem Dorfe finden sich Wunderdoctoren; übrigens einen Juden läßt man nicht gern in den Stall. — Spinnengewebe im Stalle sind nicht zu vertilgen, weil sie das Gift verzehren. — Gegen Hexen wird ein geweihter Würzwisch an den Stallpfosten gehängt; deßgleichen ein Geißbock, vornämlich ein schwarzer, in den Pferdstall gestellt; auch die Stallthüre in der ersten Mainacht mit 3 Kreuzen bezeichnet, wie alle Räume des Hauses mit Weihwasser besprengt. Eine Kuh, die beim Melken Urin läßt, glaubt man verhext, die melkende Person soll daher dreimal in den Urin spucken; das Melken selbst soll überhaupt über das Kreuz mit den Strichen gegeneinander geschehen. — Auf Faßnachtdienstag zieht man im Hofe des Hauses einen Kreis, ruft sämmtliches Geflügel in denselben, gibt ihm von allen

„Essensspeisen," die am Tage gekocht werden, als Fleisch, Küchelchen, Brod u. s. w., daß die Hühner nicht weglegen sollen und sie der Habicht nicht hole. Auch läßt jedes aus der Familie des Abends vom Schweinenfleische und Kraut etwas auf dem Teller zurück, und wird das des andern Morgens dem Federviehe gegeben, die Knochen aber möglichst weit in einem Kreise um das Haus herumgeworfen: soweit habe der Habicht keine Gewalt auf dasselbe (Lauterthal). — Die auf Gründonnerstag gelegten Eier bringen Hühner, welche alle Jahre ihre Farben wechseln. — Auf Petritag muß man die Hühnerställe fegen, daß die Hühner nicht Läuse bekommen. — Vom ersten Mai an muß der Kuhhirte zuerst ausfahren mit seiner Herde, während sonst der Schweinhirte es thut. — Viele Mäuse im Felde bedeuten Krieg oder fremde Völker im Lande. — Wenn die jungen Bienen ausgehen wollen, so legt man schnell den Laib Brod auf die Oberseite und pfeift dazu, dann werden sie bleiben. Wenn sich dieselben an einen Zweig hängen, dann hängt man „Elschkraut" an den Baum, und die Biene geht in den Korb. —

Die künftige Witterung erkennt man an vielerlei Zeichen, sowie den Ausfall der Aernte. Der Wetterregeln bestehen manche und besondere, wenn sie auf gewisse Oertlichkeiten, als Berge &c. sich beziehen, übrigens sind solcher auch anderwärts viele bekannt. Ist bei der gebratenen Martinigans die Brust braun, so folgt ein harter, ist sie weiß — ein schneereicher Winter. — Der letzte Mai heißt der „Winterschwanz." — Wenn um Martini Nebel sind, so wird der Winter ganz gelind. „Wann im Februar die Schnoke flieje uf der Mescht, soll m'r 's Fuder sperre in die Kescht." — Wenn gewisse alte Leute nach langem Regen sich hemdärmlich erblicken lassen, dann gibt es schönes Wetter. — Auch die Wetterkreuze auf verschiedenen Punkten der Hart, wohin am dritten Tage in der Bittwoche die Procession zieht, sind bedeutungsvoll. — Regnet es auf Johanni, so werden die Nüsse wurmig. — Ein Winzer, im Februar hemdärmlich im Weinberg gesehen, deutet auf ein kaltes Frühjahr, auf einen schlechten Weinherbst, daher sieht man lieber einen reißenden Wolf. — Den Ausfall des Weines weissagt man aus mancherlei Zeichen, an den Blüthen gewisser Epheustöcke an gewissen Orten &c. In der hl. Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr wird eine Flasche Weines auf den Tisch gestellt, läuft sie Punkt 12 Uhr über, so folgt ein gutes Weinjahr; deßgleichen, wenn der neue Wein in den Fässern sprudelt. Schlag 12 Uhr sollen die Brunnen im Weinlande Wein geben. — Auch werden zwölf Zwiebelschalen, deren jede einen folgenden Monat bedeutet, nebeneinander auf den Tisch und etliche Salzkörner in jede gelegt; wo die Schale naß ist um 12 Uhr, wird der betreffende Monat auch feucht. Das gleiche geschieht mit Nußschalen, die in eine Schüssel mit Wasser vorsichtig nebeneinander gelegt sind. — Entfaltet sich die sogenannte Weinrose (Weihnachtsrose) um 12 Uhr üppig und

schön, dann kommt ein gutes Weinjahr. Landleute kommen oft auf 4 bis 5 Wegstunden herbei, um sich zu überzeugen. — Auch geisterhafte Erscheinungen, wie die schwebende Jungfrau mit dem Schlüsselbunde, Weinduft aus den Kellern verrufener Orte, gespenstisches Klopfen der Küfer u. s. w. sind dem Volke prophetische Zeichen. — Ein anderes Aushilfmittel ist auch der „Hundertjährige Kalender." —

Natürlich ist es, daß der Landmann die Saat, die er dem Boden vertraut, mit seinen Segenswünschen begleitet. Als die rationelle Behandlung noch nicht so weit und so energisch um sich gegriffen, mußten die Segensprüche und dergleichen sehr zahlreich gewesen sein. Manche ältere Bauern haben sich noch solche verzeichnet. Einiges soll davon folgen. In der Neujahrsnacht zwischen elf und zwölf Uhr wird jeder Baum mit einem Strohseile umwickelt und ihm das Neujahr angewünscht: „Ich wünsche euch das Neujahr an, daß ihr gute Früchte tragen sollt!" Die Strohseile verbleiben, bis sie abfallen; wer sie aber abreißt, der gilt für einen großen Sünder (Lauterthal). Das Gleiche geschieht auch in der hl. Christnacht, während die Glocken läuten. — Wenn man aus einem Säetuche sät, das ein Mägdlein vor ihrem siebenten Jahre gesponnen, so geräth die Saat wohl; legt man aber den Samen auf den Tisch, so geht er nicht auf. — Der Waizen, vor dem Säen in einen Mehlsack gethan, bekömmt den Brand. — Frauen dürfen die Bäume nicht setzen, sonst tragen sie nicht. — Am Faßnachtsabend springt man vom Tische aus rücklings in einer Hebung herunter, daß Flachs und namentlich Hanf gut gerathen. Das thut hie und da auch die Hausfrau vom Herdsteine aus hinsichtlich des Krautes mit dem Spruche:

Häbtek wie mei' Kopp,
Blädder wie mei' Schorz,
Un Torsche (Strunk) wie mei' Bē'!

Am Faßnachtsabend soll nicht gesponnen werden, daß die Mäuse das Gespinnste nicht zerfressen (vermuthlich wegen der fettigen Hände von den Küchelchen her). — Werden am Palmsonntage die geweihten „Palmen" (Buxzweige) in die Waizen- und Kornäcker gesteckt, so wird die Aernte gesegnet. — Gefüllte Blumen werden bei Vollmond gesäet; deßgleichen die Zwiebeln, daß diese nicht schießen. — Namentlich ist der Gründonnerstag von guter Bedeutung für alle Arten von Sämereien, z. B. für schöne, vielfarbige Blumen. — Bohnen müssen des Mittags zwischen 11 und 12 Uhr gesteckt werden zu reichlicher Frucht; auch in der Kreuzwoche. Erbsen am Markustage gesät, werden markig, und gegen den weichen Wind geworfen, auch weich. Auch auf den 100sten Tag des Jahres gesät, gerathen sie wohl. (Man sieht, daß man auch nach dem Wortlaut sich richtet.) — Gelbrüben säet man im Kalenderzeichen des Fisches, daß sie lang, nicht

aber in jenem des Krebses, daß sie grindig werden. Nach Weihnachten heißen sie „Galgenvögel,“ weil sie niemand mehr genießt. — Kohl auf Jakobitag. Beim Säen geht man auf eine andere Gemarkung, holt eine birkene Hecke, und bindet sie an die Egge, daß der Erdfloh den Kohl nicht fresse. — Rupft man auf Johanni des Mittags zwischen 11 und 12 Uhr das Laub eines Rosenstockes ab, so blüht er im Herbste dann wieder. — Die Raupen vertreibt man durch Abkehren mit einem neuen Besen und unter den Worten: „Gehn fort uf die Kerb!“ (Kirchweih). — Gegen die Schnecken gilt unter Nennung der drei hl. Namen der Spruch:

Da du' ich meinen Samen hinschmeißen,
Daß mir die grauen, die schwarzen und die weißen —
Den Samen nicht abbeißen!

Nach der Saat wird auf die Felder ein „Boz“ (Vogelscheuche) ausgesteckt. — Jede bestimmte Arbeit im Felde war man in katholischer Gegend gewöhnt mit einem Segensworte zu beginnen: „Gott walt's“ und zu schließen: „Gott segen's!“ —

Bei vollendeter Aernte bleibt auf dem Felde, auf Bäumen und Sträuchen noch ein kleiner Theil des Ertrages zurück; ursprünglich erinnernd an die altheidnischen Dankopfer, wo der verleihenden Gottheit ein Theil der Speise, des Trankes und des Ertrages gewidmet worden, daraus sei der Zehent an die Kirche entsprungen; — heute aber überläßt man solches den Stopplern. Die Aerntearbeit selbst geschieht fast allenthalben unter wechselseitigem Beistande der Nachbarn und guten Freunde, wie z. B. auch beim unentgeltlichen Bauholz- und Steinfahren, wo den fuhrbesitzenden Mithelfern nach Vollendung des Hausbaues ein freier Schmaus gegeben wird. Das Bauholz indessen darf nicht in falschem, sondern in gutem Scheine — „Vollscheine“ gehauen werden, weil sonst die Holzwürmer hineinkommen. — Besondere Aerntefestlichkeiten, gewöhnlich auf den folgenden Sonntag, finden nur rücksichtlich der in der Gegend vorwaltenden Boden- und zugleich Handels-Erzeugnisse statt, z. B. die „Kirschenkerb“ im Kirschenlande bei Grünstadt; die „Kohlkerb“ bei Kirchheimbolanden u. s. w. — Im Bliesthale, sowie in den Dörfern bei Zweibrücken, wo ein prächtiger Wiesenwuchs, ist die Heuärnte ein wahrhaft ländliches Fest; man trägt während der Arbeit die beste Leinwand am Leibe, und wird von Anfang bis Ende und den ganzen Tag hindurch den Arbeitern Pfannenkuchen gebacken. — Der Fruchtbau ist fast allgemein in der Pfalz, mit Ausnahme des entschiedenen Wein- und des Holzlandes und einiger minderbegünstigter Striche. — Der Gebräuche sind wenig. In der letzten Garbe Hafer ist das Vieruhrbrod eingebunden. — Auf den zuletzt heimkehrenden fruchtbeladenen Wagen wird ein junger, grünender Baum oder ein Ast aufgesteckt, oder hält ihn der Schnitter, welcher die letzte, die „Stockgarbe“

gebunden, hoch in der Hand. Da und dort wird dieselbe dem Bauern in das Haus getragen gegen Essen und Trinken und ein Trinkgeld. Auch beim Dreschen wird diese, „weil sie so schwer aus dem Barren herausgeht,“ zur Einlösung gebracht, oder von den Dreschern versteigert; das Lösegeld entrichtet der Eigenthümer nebst einem Extrageschenke. Das Ganze beschließt ein allgemeiner Schmaus für alle Arbeiter, der „Aerntebraten,“ südwestlich der „Aehrenhahn,“ an das alte Opfer des Hahnes gemahnend; jeder Taglöhner empfängt noch ein eigenes „Aerntestück,“ als ein Kleid und dergleichen. Unser Aerntefest hat nur in einigen Theilen der Vorderpfalz einen allgemeinen Charakter mit sonntäglicher Musik und Tanz; sonst ist es mehr ein erweitertes Familienfest. — Bei dem Genusse des neugebackenen Brodes, wie auch sonst neuer Speisen, sagt man: „Gott walt's!“ und nimmt auch, vorab die jungen Tischgenossen an den Ohren oder versetzt diesen eine Ohrfeige, zupft sie (bei Bohnen) an der Nase — zur nachdrücklichen Erinnerung an Gottes Wohlthat. — Gleichermaßen verhält es sich mit der Tabaks-, Wälschkorn- und anderen Aernten. Im **Bohnenlande** (Eisenberg u. s. w.) und anderwärts werden in geselligem Kreise bei verschiedenen Tractamenten die Bohnen geputzt, — „abgefädemt“ und geschnitten, die Krütze wird zum „Häxelstreuen“ verwendet. So wird der „Mahsome (Mohn) gekoltet,“ Latwerch (Obstmus) gekocht, und andere Dinge. Aus allen aber hebt sich besonders im **Hanflande** hervor — die Hanfbreche, hier die „**Brechhochzeit**“ genannt. Fast vor jedem Dorfe befindet sich seitlings des Weges in einer gemauerten Vertiefung die Stelle zum „Dulfen“ des Hanfes und Flachses, das ist die „**Brechkaut**“ (südwestlich — Brechkaute, — kute). Hier wird auf stets glühenden Kohlen der Hanf „geröst,“ dann auf der Breche gebrochen. Mit Tagesanbruch, nachdem man sich reichlich gesättigt, beginnt das Geschäft. Daß bei einer Gesellschaft von 16 bis 18 redseligen Weibern nicht bloß gebrochen, sondern auch gehechelt wird, nämlich Gott und die Welt, läßt sich leicht denken. Wehe aber dem Fremden, der von ungefähr seines Weges daherzieht! Mit ausgespannten Hanfseilen versperren ihm die Weiber den Weg; er darf nicht vorüber ohne ein Trinkgeld; weigert er sich dessen, so wird er „gehowedelt“ oder „gehowenzelt,“ d. h. an Arm und Bein in die Höhe gehoben und hin und her geschaukelt, unter Umständen auch abgeschmatzt von der garstigsten Alten, bis er sich endlich zum Tribute entschließt. Hie und da werden ihm auch mit den wegfliegenden „Gahnen“ die Stiefel geputzt. Das erbeutete Geld wird zur Stelle vertrunken oder aufbewahrt bis zur Brechhochzeit, dem Abendschmause, welchen der Hausherr allen Betheiligten unter Einladung seiner Freunde bereitet. Auf dem Heimwege werden von der Jugend die Gahnen angezündet, was sich wie ein lustiges Feuerwerk ansieht. Das Nachtimbs ist reichlich besetzt, in der Nordpfalz darf der unvermeidliche „Herschebrei“ (Hirsenbrei) nicht fehlen.

Es herrscht die tollste Lust, vornämlich in der Donnersberggegend, in Marienthal, Rupertsecken, Dannenfels u. s. w. Sind keine Musikanten im Dorfe, nun so hilft der Kuhhirte oder der Nachtwächter aus. Am höchsten steigt das Geschrei, wenn plötzlich „der Bock" die Thüre hereinspringt und herumstößt, daß alles sich flüchtet auf Tische und Bänke, oder das Fenster hinaus; denn heimlich näht man ein Leintuch zusammen, stopft es mit Werg aus zur Gestalt eines Ziegenbockes, malt das Gesicht, die Zinken der „Schill- (Schüttel) gabel," welche mit Leinwand umwickelt oben hineingesteckt sind, bilden die Hörner; ein lustiger Geselle schlüpft hinein und macht seine possierlichen Sprünge. So treibt man es fort bis spät in die Nacht. Während dessen wird von den Tischen aus in hohen Bogen herunter gesprungen, und so hoch wachse der Hanf und der Flachs. —

So weit etwa die üblichen Festlichkeiten, welche von dem freien Ermessen der Familien abhängen und auch auf diese beschränkt sind. Es wären noch die Namens- und die Geburtstage anzureihen, erstere mehr von den Katholiken, letztere von den Protestanten gefeiert, doch bei beiden nicht mit großem Gepränge. In Oggersheim ꝛc. verehrt die Frau ihrem Manne zum Namenstage des Morgens einen gebratenen Hahn. Die feierliche Gratulation, selbst der Untergebenen im Amte, ist als dem Pfälzer zu lästig nicht allgemein eingeführt.

Viertes Kapitel.

Oeffentliches Leben. Weltliche und kirchliche Feste.

Der einfache Landmann lebt seiner Familie; früh an das Tagwerk und frühzeitig zur Ruhe ist ständige Regel. Nur der Sonntag wird der Erholung gegönnt, des Nachmittags ein Gang in die Stadt oder mit Weib und Kind in das Feld, des Abends dann in das Wirthshaus zu geselliger Unterhaltung, oder zum Spiele. In größeren und wohlhabenden Dörfern bestehen hie und da auch Casinos oder andere gesellige Kränzchen, unter Theilnahme des Pfarrers und der Lehrer. Die jüngere Welt beschäftigt vielfach der Gesang; mehrere Ortschaften bilden einen regelmäßig zusammentretenden Verein, ihre örtlich wechselnden Vorträge bieten der ganzen Umgegend musikalische Nahrung, und aus solchen Vereinen setzt sich zusammen der allgemeine „pfälzische Sängerbund," welcher alle zwei Jahre in einer der größeren Städte sein Bundesfest feiert. Die Liebe zum Lied ist im Wachsen, so daß die letzten Sängerfeste in Speier und Kaiserslautern 1300 bis 1500 Mitwirkende zählten, und zwar unter einer Theilnahme von 4000 bis 5000 Menschen. Die Leistungen haben sich bedeutend gehoben, einzelne Vereine sich im Wettkampfe glänzend bewährt, die vortreffliche Leitung des Ganzen wirkt gedeihlich auf die einzelnen Glieder.

Mit lobwürdigem Eifer wird auch das echte Volkslied gepflegt, ja es macht sich der Vereinsausschuß zur besonderen Aufgabe, die allenfalls noch vorhandenen Volkslieder durch eine gedruckte Sammlung dem Untergange zu entreißen. Bei solcher Gelegenheit bekundet sich des Volkes Gemüth in freundlichster Weise, namentlich wenn Acker und Weinberg reichlichen Segen verspricht; ein Jubel ist das, eine Opferwilligkeit und eine Gastlichkeit, welche selbst den Weltfremden nicht ausschließt. Die Ausschmückung der festlichen Räume bezeugt zugleich den gehobenen Geschmack und den instinctiven Sinn für das Kunstschöne, der aber leider die gehörige Nahrung nicht findet. Doch scheint es auch hierin besser zu werden, ein Kreis von kunstfreundlichen Männern hat dafür gesorgt, daß die Gemäldeausstellung des rheinischen Kunstvereines sich auch auf die größeren pfälzischen Städte erstrecke. Dadurch wird die Neigung zur bildenden Kunst doch geweckt, wenn auch nicht ausreichend gepflegt.

Von den modernen Schützen- und Turnfesten, womit auch die Pfalz heimgesucht wird, wollen wir weiters nicht reden, sie sind allenthalben sich gleich. Doch verdienen dem Volksgeiste gegenüber unsere landwirthschaftlichen Bezirks- und Kreisfeste, vornämlich die etwa von 10 zu 10 Jahren veranstaltete allgemeine Industrieausstellung im Mittelpunkte der Provinz, alle Beachtung. Sie geben erfreuliches Zeugniß von der umsichtigen Rührigkeit in gewerblichen Dingen.

Als gemeingiltige, die ländliche Arbeit beschließende Feste sind zu nennen für das Westrich „das Grumbeereausmachen" (Kartoffelherbst), und noch mehr für das Weinland — „der Herbscht" (Weinlese), beide jedoch ohne provinzielles Gepräge. Der letzte Kartoffelstock im Acker heißt „der alte Mann;" wer diesen erhält, hat auf dem „Grumbeerebal" das Vorrecht der „ersten Drei" (Tänze). Der Segen wird heimgeführt auf dem „Bollerwah," auf diesem sitzt zum Schlusse die ganze weibliche Gesellschaft. — Die Weinlese wird nach vorheriger ortsamtlicher Uebereinkunft von allen Weinbergsbesitzern auf einen bestimmten Tag begonnen, gewöhnlich gleich nach Michaeli. Eine eigene Rührigkeit in allen Gassen des Dorfes. Die „Leser," großentheils auch gedungene Leute aus dem Westrich, ziehen mit der Morgendämmerung singend und johlend hinaus in den Wingert. Dort sind diese häufig das Stichblatt des namentlich bei gutem Herbste zu Humor aufgelegten Pfälzers. Wer nachlässig im Lesen, wird „gepritscht." Wer einen „Traubenhängel" (pfälz. einen Trauben) ganz aufißt, heißt „Herbstsau." Man darf sich in allem mehr herausnehmen, denn „es geht in den Herbst." Des Abends gemeinsamer Heimzug zum labenden „Nachtimbs." Unterdessen lodern Freudenfeuer rings auf den Bergen. Den Schluß bildet ein allgemeines fröhliches Fest. Auf der letzten „Lott" (Mostfasse) sitzt ein verkleideter Weingott, das Haupt mit Reben

umkränzt, in der Linken den rebumwundenen Stab, in der Rechten einen gewaltigen Becher mit Wein. Musik und Freudenschüsse erschallen, alles jubelt und singt. Nach dem „Herbstbraten" häufig noch Musik und Tanz, und so schließt die Feier. Seit der Weinbau rationeller geworden, hat sich der Sinn für festliche Freuden ernüchtert. —

Die Kirchweih („Kerwe, Kerb") ist der stehende goldene Tag im Kalender des ländlichen Lebens. Nach ihr zählt man die Geburts- und Todesfälle in der Familie, überhaupt die wichtigsten Ereignisse des Dorfes. Die Blüthenzeit unserer Kirchweihen beginnt mit der Aernte und schließt mit dem Herbste. Wenn der Segen der Felder eingeheimst, kann man um so Größeres leisten. Die Kirchweih bringt in das Dorf eine neue Ordnung der Dinge: die Häuser erhalten neuen Anstrich, alle Räume werden getüncht und geweißt, alles geputzt und gescheuert; denn:

„Hättemer net die Kerwe,
Mißtemer im Dreck verderwe!"

sagt man im Westrich, und da und dort auch nicht ganz ohne Grund. Neues Hausgeräthe, Alt und Jung kleidet sich neu von Fuß bis zu Kopf, zum mindesten darf die Kappe nicht fehlen, der weibliche Theil erhält noch ein Extragewandstück; die Armuth tröstet sich wie immer, denn:

„Heit is Kerb in unserm Dorf,
Guck, ich muß mich butze:
Zieh' e' wergene Kirrel a'
Un e' hodene Mutze!"

Unsere Kirchweihen gleichen sich fast wie ein Ei dem andern; derselbe Aufwand westlich wie östlich, selbst die üblichen Bräuche weichen nicht wesentlich ab. Die Vorbereitungen sind außerordentlich, es wird gekocht, gebraten und schon Tage vorher gebacken, alle Sorten von Kuchen liegen nur so auf den Betten herum. Der westricher Knecht fährt in's Weinland hinaus, einen Extratrunk zu besorgen. — Samstag Abends versammelt sich die dem Wirthshause angestammte männliche Jugend; jeder bedeutende Wirth hat seine eigenen Gäste, welche gerade bei ihm ihre „Kerb" abhalten wollen. Mit der Laterne werden noch Blumen gesucht zu dem „Kerwekranz," welcher von den Dorfmädchen gewunden und einstweilen im Tanzsaale aufgehängt wird. Der Wirth liefert den bebänderten „Kerwestrauß," der wird versteigert gegen eine Flasche Wein, der Höchstbietende ist der „Kerweborsch." Dann wird die „Kerweflasch" von einem oder zwei Burschen heimlich versteckt, oft unter das Thor oder die Dachtraufe eines anderen Wirthes, was häufig gegenseitige Reibereien hervorruft. Des andern Morgens nach der Kirche werden die Musikanten geholt. Sind diese auswärts, so bringt sie ein Leiterwagen mit einem oder zwei Vorreitern, der eine hält eine Fahne und den Kranz, der andere den Viertelskrug mit

Glas; beim Einzuge in's Dorf werden einige Stücke gespielt; dann geht's zum üppigen Schmause.

Gleich nach der Mittagskirche wird „die Kerwe geholt." Jeder der im Wirthshause versammelten Bursche nimmt eine Flasche in den Sack und irgend ein Werkzeug: eine Hacke, Haue, einen Karst u. s. w. in die Hand, um die verborgene Flasche herauszugraben. Der Kirchweihkranz ist mit seiner Schlinge an die Zinke einer Heugabel gehängt, und die Musik begleitet den Zug. Ist die Flasche gefunden, dann ein rauschender Tusch und ein allgemeines Hurrah, der „Kerweborsch" läßt die Kirchweih hochleben, schwingt die Flasche dreimal und hängt sie mitten in den Kirchweihkranz auf der Heugabel. So geht es unter Zutrinken an allen Häusern vorüber und mit schallender Musik in das Wirthshaus zurück. Der Kranz mit Flasche wird hier „am Herrgottsarm," der hervorstehenden Tanne, angeheftet und verbleibt bis über die Kirchweih. „Hängelweis" und Arm in Arm kommen nun die Mädchen herbei, die langersehnte Musik beginnt, der „Kerweborsch," der das Vorrecht der „ersten Drei" (Touren) hat, eröffnet den Tanz. Fassen wir unser Bild in mundartliche Reime:

's is Kerwe heit, es ranzt die Gei,
Es durelt das Klanetche,
Die Bumdibum is ah debei,
Die Zinndrä un 's Bassetche.
Wie's trummt un brummt un kratzt un blost,
Werd 'rumgeriß un 'rumgerost,
Ball losgeloß, ball ingeheukt,
Ball hoch die Hänn un drumgeschwenkt.

Der Hannjob hot de' Wammes aus —
Es macht 'm ab was warem,
Un uf der Kapp de' Kerwestrauß,
Sei' Gretche fescht im Arem.
Un 's Märe werft un wippt die Bê',
Sei' Röckelche dut bamble,
Dann freilich is die Ehr net klê',
Die erschte Drei ze strample!

Und so weiter. Das pfälzische Landvolk hat keine eigenen Tänze, worin seine innere Lust eine äußere Gestaltung gewänne. Nur sind die Tanztemperamente verschieden. Der sonst so stille Westricher versteigt sich tanzend bis zur formlosen Tobsucht. Dann heißt es: „Hannes, do danz her, do bollert's recht!" und die „Schnorranten" müssen einen „aparten" aufspielen, den „Hau Hecke ab, mach Licke zu!" Wer dann am tollsten es treibt, der ist der „Hahn im Korbe." — Ein Mädchen, das sitzen bleibt, das „schimmelt" oder „plickt Kalk an der Wand." Doch im Schaltjahre dürfen die Mädchen engagiren. Von Tänzen sind an der Tagesordnung vor allem der Walzer, als Beigabe die Gallopade. Früher galt der „Winneweh"

(Menuet) und der Dreher. Neuerdings sitzt auf den bedeutenden vorderpfälzischen Ortschaften auch ein alter Tanzmeister, der die ganze tanzlustige Umgegend in den modernen Tanzweisen unterrichtet. Die Westricher üben vorläufig sich selber auf der Scheuertenne, und wer am besten pfeifen kann, der macht den Musikanten. Die Pfeifer werden zum Theil selbst von den Mädchen abgelöst. Auf ausnehmende Zierlichkeit der Bewegung kommt es beim Tanzen nicht an, denn: „rappelt's net, do bollert's doch!" Allein es „rappelt und bollert" bisweilen auch in anderer Weise. Je aus dem Ober- oder dem Unterdorfe kommen die anderen Bursche, von welchen mancher ein Mädchen, dem er's versprochen, zum Tanz führen will. Ehe man sich's versieht, ist der allgemeine Aufstand schon fertig und infolge des übermäßigen „Petzens" (Weintrinkens) dazu noch recht hitzig. Nur die rasch und überlaut einfallende Musik dämpft die Hitze der Krakeeler. Eine noch größere Gefahr droht öfters von außen. Wie schon bemerkt, hat jedes Dorfkind seinen Spitznamen, so daß manches zuweilen den eigenen Namen vergißt. Ein gleiches besteht unter den benachbarten Gemeinden untereinander. Irgend ein verkehrter Streich gibt zu der Bezeichnung Veranlaß und bleibt dann der ständige Grund zu vielfachen, oft in's Thatsächliche übergehenden Neckereien. Die einen haben es auf die andern gepackt, und der langverhaltene Groll kommt in der Regel auf der Kirchweih zum Ausbruch. Von den Feldwegen her ziehen johlend und lärmend die benachbarten Bursche. Sie kommen zum Tanzplatze, irgend ein „verkore" (verkehrtes) Wort, und alles steht gegen einander in zwei feindlichen Lagern. Doch ein taktvoll vermittelndes Wort dämpft den Ausbruch der Wuth. Tödtungen sind selten. Ist der „Spektakel" vorüber — „do hann sich die Buwe e' bische geroppt," oder „waren gescht e' bische luschtig!" wie eine Wirthin zu Queidersbach geantwortet hat, als der Fremde wegen der Blutspuren fragte. Indessen wird die Kirchweih auch wieder Anlaß zur Versöhnung, der Sorgenbrecher übt eben seine doppelte Gewalt. Die Ausartung der Lust hat wie schon vor Alters zur Beschränkung der Genüsse auch in der letzteren Zeit unsere Behörden zu Kirchweih- und Tanzmusikverboten veranlaßt, oder viele Kirchweihen auf Einen Tag zusammen verlegt. Dann wurde die „Kerwe begraben," wie man die „alte Faßnacht" begräbt, als Strohpuppe auf der Tragbahre, und am hellen Tage mit der Laterne.

Der Tanz währt bis zum geschlagenen Morgen. Getobt muß sein, etwas drauf gehen auch, und wenn sich's die Bursche ein halbes Jahr vorher am Munde absparen. Das Mädchen („Minsch") muß auch sein „Kerwestick" haben, und wäre es vom Neunkreuzerstande. Kindern ist der Zutritt zum Tanzlokale verboten, sie tanzen aber im Hof und auf der Gasse nach dem Takte der Musik. Bei schönem Wetter ist der Tanzplatz auch öfters im Freien. — Des Montags morgens das „Aufziehen" der

Bursche mit den Musikanten vor den Häusern, aus welchen Wein, Kuchen und anderes kredenzt wird. Des Mittags dürfen auch die aus der Stadt sich am Tanze betheiligen. Mit dem übrigen bleibt es sich gleich. Mit der Ernüchterung des Kirchweihjubels hat auch die Unmittelbarkeit des poetischen Eindruckes verloren, selbst die Lust zu verprassen kühlt sich ab. „Der Luxius (Luxus) war so arig" — bemerkte eine Wirthin vom Donnersberge — „alleweil trinkese net so viel Wei' als se sunscht verschitt hunn! Un friher do hummer 3 Gille abgewe vum Musikhalle, do war 3 mol Musik im Johr, jetz halt's hart, daß m'r's a mol erlabt kriet!" — Die Kirchweih von heute ist mehr eine Wirthsspeculation, und unter „Kerwewei'" versteht man eben den sauren, schlechten, den „Rachebutzer, den Rambaß." — Dagegen besteht in den Familien die Gastlichkeit in üppigstem Maße. — In den Kirchweihgebräuchen nur diese Abweichung: daß Montags hie und da ein bunter Mummenschanz auf den Gassen erscheint unter Begleitung der Musik; daß in der Vorderpfalz die Kirchweihflaschen zum Schlusse begraben und erst das nächste Jahr hervorgeholt werden. Da wird ein „Kerwehammel" herausgetanzt, dort und vornämlich in der Homburger Gegend eine große „Bretzel." Man zieht vor das Dorf auf die Wiese; die verzierte Bretzel, an einer Schüttelgabel befestigt, wird von einem Burschen zu Pferde dahin gebracht. Man tanzt um den Reiter herum, ein Tänzer erhält einen Lorbeerstrauß, macht damit einmal die Runde und übergibt ihn dem zweiten; so jeder seinem Nachfolger. Plötzlich fällt ein Schuß, und der augenblickliche Inhaber des Straußes hat die Bretzel gewonnen. Vom Wirthe geliefert wird sie des Abends mit den Tänzerinen bei Kafe verzehrt, die Bursche stellen den Wein. So verhält es sich dort auch mit dem „Jockelheraustanzen" auf Jakobi- oder sonstiger Kirchweih. Der „Jockel" ist ein 5—6 Fuß langes mürbes Gebäck in Mannesgestalt. Von der Decke herunter hängt ein Faden mit brennendem Zunder, und am Ende des Fadens eine Flasche Wein: in dem Momente wo die Flasche fällt, hat der Straußinhaber den Jockel gewonnen. So geht es mit dem Hammeltanze und anderen Preisen.

Neben der Kirchweih bestehen die großen Jahrmärkte, einige sind von großer Berühmtheit; vor allen der Dürkheimer Wurstmarkt auf Sonntag nach Micheli. Er entstand aus einer Wallfahrt zur Kapelle auf dem Michelsberge im 15. Jahrhundert. Heute ist der Wurstmarkt das große Stelldichein nicht nur für die Pfälzer, auch für die benachbarten Länder. Auf der großen Festwiese liegt eine wahrhafte Stadt von Ständen und Breterhütten, es ist ein buntes Gewimmel und Getümmel, von allen Seiten strömt das Volk in Massen herbei; in der That ein Münchener Octoberfest im Kleinen, nur geht es nach Verhältniß hier lebhafter, lustiger zu. Oft gibt es schon „Neuen." In zahlreichen Hütten werden die be-

rühmten Bratwürste mit Sauerkraut bereitet. Die ganze Pfalz ist in allen ihren Schichten vertreten.[1]) — Weiters sind zu nennen der Billigheimer **Purzelmarkt** durch das altherkömmliche Spiel der Knaben in Säcken u. s. w.; der **Edesheimer Markt**, wo eine „gute Klinge geschlagen wird," nach Maßgabe des fabelhaften Verbrauches; der Grünstadter **Jakobimarkt**, im Westrich der **Quirnbacher Viehmarkt** u. a. —

Ein eigenes Fest ist wieder der „**Weiberbraten**" zu Berghausen bei Speier. An der Berghausener Straße stand früher das sogenannte Gutleuthaus. Vor mehr als 150 Jahren entstand darin ein Brand, der bei dem Mangel an Wasser und Löschmitteln von den Berghausener Milchweibern, die des Weges daher kamen, mit ihrer Waare gelöscht worden. Das dankbare Hospital stiftete nun den dortigen Frauen ein alljährliches Festmahl mit 11½ Pfund Rind- und ebensoviel Dürrfleisch, nebst einer Quantität Reis und dürren Zwetschgen zum Lieblingsgerichte. Die französische Revolution unterbrach die Festlichkeit. Die Zahl der Frauen hatte sich nachträglich aber vermehrt, und das Spital in Speier hat nun jährliche 4 fl. 45 kr. zu liefern; aus der aus mehreren Jahren admassirten Summe wird nun die Musik bestritten, welche den „Weiberbraten" verherrlicht. Jede Theilhaberin hat das Essen selbst zu bezahlen. Das Fest war sonst am Tage nach den heil. 3 König, heute erfolgt es auf freie Uebereinkunft. Jedenfalls aber geht es lustig dabei und hoch her, 60—70 Frauen; außer Bürgermeister und Gemeinderäthen des Ortes und einigen Ehrengästen ist allen Männern der Zutritt verwehrt. Erst nach aufgehobener Tafel werden diese von ihren Frauen zum Tanze geholt. Aber auch dann darf niemand Lediges herbei. Daß sich die Frauen am Tanze entschädigen wollen ob der langen Entbehrung? Das Fest währt bis zum Anbruch des Tages.

Offizielle Festlichkeiten, als Huldigungen und dergleichen, bekunden ebenso viel Glanz als Sinnigkeit. Im Weinlande ist der alte „**Ehrentrunk**" üblich. Bei König Ludwigs I. Triumphzug durch die Pfalz (1829) ward in Neustadt eine Ehrenpforte errichtet aus lauter mit Weinlaub umkränzten Fässern, vom Stückfaß auf dem Boden an bis zum Viertelohmfäßchen im Gipfel. Hüben und drüben standen in Gruppen die Winzer, und an den Seiten je ein Küfer in seiner Tracht mit Sammetspenser und Schurzfell. Bei des Königs Begrüßung schlug er am Stückfasse den Hahnen an und füllte den silbernen Becher mit dem köstlichsten Naß. Der König leerte ihn bis auf die Neige zum Wohle der Pfalz. Im Westrich wiederum andere sinnige Bräuche. —

---

[1]) G. Fr. **Blaul** hat in seinen „Träume und Schäume vom Rhein" dieses fröhliche Treiben trefflich geschildert, und dabei sinnige Bemerkungen über Volksleben eingeflochten. Das Buch zeichnet sich insonders noch aus durch seine bis jetzt unerreichten Schilderungen pfälzischer Landschaft.

Den Triumph unſerer Volksluſt feiert die Faßnacht, in den Dörfern wohl nur ein wild ſich herumtreibender Mummenſchanz, in den größeren Städten hingegen ein pomphafter Aufzug. Der Preis eines echt karnevaliſtiſchen Lebens, ganz in der Art der altberühmten Städte am Rheine, gebührt unbeſtritten der Stadt Kaiſerslautern. Seit Ende der dreißiger Jahre fanden ſich hier alle guten und alle launigen Geiſter vereint, den Karneval zu einem wirklich großartigen Volksfeſte zu ſtempeln. Warum deſſen hier Erwähnung geſchieht, iſt, daß nicht blos ſprudelnder Witz und neckiſcher Scherz ſich beſonders hervorthaten — das gehört ja zum täglichen Brode des Pfälzers — ſondern daß auch ein organiſcher, ſinnvoller Plan die ganze bunte Erſcheinung belebte. Es gab dort eine wirkliche „Karnevalszeit." Schon mit Neujahr ward die Vorbereitung begonnen. Ein „Komm-Idee!" ſtand an der Spitze; wer geſcheid ſein wollte, mußte ein Narr ſein, als ſolcher erhielt er Narrenkappe und Orden. Alt und Jung, Freund und Feind boten ſich helfend die Hand, um den Ruhm der guten „Narrenſtadt Lautern," der Leibreſidenz, weit über das Weichbild zu tragen. Dafür wurde auch weidlich geſorgt: durch Feſtprogramme und Maueranſchläge war die ganze Pfalz mit allem was dran und drum hängt, eingeladen. Endlich kam der mit Sehnſucht erwartete Tag.

Mit der früheſten Morgenfrühe hatten die Wächter auf den Zinnen die allbezaubernde Herrſchaft Karnevals I., des Königs der Freude, angetutet. Durch die Gaſſen und Gäßchen der Stadt ein buntes Gewimmel. Die Häuſer können die fremden Gäſte nicht faſſen. Um Mittag ſetzt ſich der Zug in Bewegung, wir ſehen König Karnevals Einzug und Krönung. Welch ein zahlreiches Gefolge: alles pfälziſche Volk, die aus dem Weſtrich und die aus der Oſtpfalz, jedes in ſeiner eigenen Tracht iſt im Zuge vertreten, dazu alle Sorten der ausländiſchen Narren: der Harlekin, der Pierrot, der Nante u. ſ. w.; dann eine Reihe fremder Geſandten in prachtvollen Karroſſen, um Theil zu nehmen an der großen Huldigung. Die Koſtüme ebenſo geſchmackvoll als glänzend. Ein Muſikcorps ſpielt ſeine rauſchenden Fanfaren. Aus den Fenſtern wehen weiße Tücher zum Gruße; Blumenſträuße aus zarten Händen werden von Seiner närriſchen Majeſtät allerhuldvollſt mit Bonbons erwiedert. Alles ſchwelgt in wonniger Thorheit. Inzwiſchen naht ſich der Abend und der Zug bewegt ſich langſam hinaus vor die Stadt zur hanswurſtlichen Hofbühne. Hier beginnt das dramatiſche Feſtſpiel, welches von einem ausgeſuchten Faßnachtstalente (Fr. A. Karcher †) eigens gedichtet mit der Idee des Feſtzuges in innigſtem Einklange ſteht. Theilnehmer des Zuges übernehmen — ſelbſt die weiblichen — Rollen. Die Kehrſeiten der Zeit werden gegeißelt, an örtlichen Anſpielungen fehlt es nicht; wenn dieſe auch ſcharf, ſo ſind ſie doch immer gemüthvoll genug, ſo daß der Betroffene aus Herzensluſt mitlachen muß.

So etwa war der noch bescheidene Anfang. Allein mit jedem folgenden Jahre ward die einmal festgehaltene Idee weiter entwickelt und reicher gestaltet. Nun kam „Karnevals Hochzeit mit Prinzessin Lutrina," der Wassernixe der Lauter. Hochzeitgäste erscheinen aus allen Theilen der Erde, selbst aus dem Monde; das Wunder und Wahrzeichen der guten Stadt, der große Hecht des Kaiserwoges, wird in natürlicher Größe mit im Zuge geführt; selbst Barbarossa ist dem Kaisersberge entstiegen, begleitet den Zug mit prachtvollem Gespanne und ist im Festspiele betheiligt. Der Westricher, die allezeit stehende Charakterfigur, macht hier den Kuppler. — Das folgende Jahr mußte natürlich die „Kindtaufe" kommen. Zu Gevatter standen für seine karnevalistische Hoheit des Prinzen der Westricher und seine Kathrine. War das ein launiger, herzerheiternder Festschmaus; die alte Welt, das Schnapphahnenland, die Kaffern von draußen, alle Winkel der Pfalz waren dabei vertreten. Von Jahr zu Jahr hatte sich der Festzug zusehends gehoben an Umfang wie an äußerer Pracht. Unter andern großartigen Schaustücken erschien auch „das Heidelberger Fäßchen" in leibhaftiger Größe; Studenten von dort „extra" gekommen, hielten darin ihren Kommers. — So hatte sich die Aufgabe immer bedeutungsvoller, immer schöner entfaltet; die Betheiligung des Volkes war im Wachsen. Die gedruckten Festprogramme und dramatischen Festspiele, treue Spiegel des örtlichen Geistes, dürften nicht ohne Werth sein für spätere Zeit. Doch wie alles Schöne vergänglich — die politische Bewegung von 1848 unterbrach den gedeihlichen Fortgang. Die Stimmung der nächsten Jahre war blaß und gedrückt. Wohl nahm die Sache noch mehrmals selbst einen erhöhten, doch schon bedächtigen Aufschwung. Der Volksgeist ward in andere Richtung gerathen, und auch nicht immer finden sich die rechten Talente zusammen. Nur eines ist als Erinnerungszeichen geblieben: der sogenannte „Gelbe Zettel," ein langer, schmaler Streifen Papieres, der mit großer Spannung erwartet und zugleich gefürchtet alljährlich am Aschermittwoche erscheint. Ein Ausbund der witzigsten Leute hat nämlich während des Jahres Wache zu halten über alles Interessante von Thorheiten und komischen Vorfällen. In der redaktionellen Form eines Theaterzettels wird dann das Geeignete untergebracht mit verblümter, jedoch errathbarer Bezeichnung. So vertritt dieses literarische Sittengericht in Gestalt eines unschuldigen Zettels das Haberfeldtreiben des oberbayerischen Gebirges. Eine fortlaufende Sammlung dieser „Gelben" wäre allerdings eine Chronik der Thorheiten, mitunter auch des Klatsches der Stadt; doch bei der zunehmenden Nüchternheit unserer Leute fürchten wir um ausreichenden Stoff. —

Nun noch ein Wort über die kirchliche Feier. Religiös ist der Pfälzer, Protestant wie Katholik, aber in kirchlichen Stücken nicht allzugenau. Freigeisterei ist Ausnahmserscheinung, und dann nicht ausschließ-

lich in der nur gebildeten Klasse. Höher als der kirchliche Kultus steht dem Pfälzer persönliche Tugend. Ihm geht Sittlichkeit über die Sitten, und gute Erziehung selbst über den Glauben. Darum hält er auf die Schule so viel, die Opfer der Einzelgemeinden zu deren Hebung sind verhältnißmäßig sehr groß; die Schulhäuser zumeist stattlich, und in neuerer Zeit ersteht sogar eine Kirche um die andere.

Wie dem Pfälzer die Hände zur Arbeit geschaffen, so der Kopf zum Denken, der Mund mehr zum Reden als zum Beten: ein „Betbruder“ oder eine „Betnockel“ ist eine mißachtete Erscheinung. Kein Wunder also, daß die angeborene Redseligkeit auch das kirchliche Dogma ergreist, ohne gerade eine feindselige Stellung dagegen einzunehmen, er sei denn Theologe. Die kirchliche Strenggläubigkeit ohne Praxis der Tugend ist in der Pfalz werthlos. Man ist tolerant nicht aus Abneigung gegen das religiöse Bekenntniß, man ist es aus Religion. Darin liegt ja die Herrlichkeit Gottes, daß ihn jedes auf seine Weise verehrt. Der häusliche Herd ist der schönste Altar, die Familienhaftigkeit der würdigste Kultus. Auf diese Grundlagen baut sich vielleicht noch die religiöse Zukunft der Pfalz.

Gleichwohl muß man sich wundern, nur noch so viel Glauben gerettet zu sehen — das Zeugniß eines unverwüstlichen, sittlichen Volkskerns. Die Kirchengeschichte des Landes seit der Reformation berichtet einen ewigen Wechsel des Glaubens, und nicht für das Ganze zumal, sondern gebietweise, je nachdem der oder jener Fürst mit seinem, selbst öfters gewechselten Glauben zur Herrschaft gelangte. Bald war man lutherisch, bald calvinistisch, bald reformirt, bald wieder katholisch gesinnt. So sind z. B. das ehemals kurpfälzische und zweibrücker Gebiet, anfangs reformirt, heute zum Theile katholisch; das bischöflich speierische Territorium dagegen vorwaltend protestantisch. Die Pfalz zählt nunmehr etwas weniger als $^3/_5$ Protestanten, und etwas mehr als $^2/_5$ Katholiken; allein von einer rein konfessionell abgeschlossenen Gruppirung ist nicht die Rede. Alles ist so kreuz und quer und bunt durcheinander gewürfelt, daß kaum eine reingläubige Ortschaft übrig geblieben. Das nicht allein, auch gegen 4000 Mennoniten von zweierlei Farbe, und Juden, wohl mehr als $^1/_{40}$ der Gesammtbevölkerung, sind in verschiedenen Zahlgrößen allenthalben zerstreut. Dazu nun die angeborene Wanderlust, die leichte Ansässigmachung, die zahlreichen gemischten Ehen: so wird es begreiflich, daß ein straffes, energisches Kirchenregiment, wenn es wirklich versucht werden wollte, Widerstand hervorrufen muß. Die jüngsten Jahre geben hiezu einen Beleg. Seit 1818 haben die ehemaligen Lutheraner und Reformirten der Pfalz eine Union durch Ab- und Zustimmung sämmtlicher Familienhäupter geschlossen, und ist den also vereinigten Protestanten die religiöse Gewissensfreiheit von Staatswegen gesichert. Nichts desto weniger glaubte die vereinigte Kirche der Pfalz ihre Freiheit beeinträchtigt durch die Einführung eines

neuen Katechismus und eines Gesangbuches von unzusagender Richtung. Da erhob sich ein heftiger Streit, die Einzelgemeinden setzten sich zur Wehr, zum Theil gegen den eigenen Pfarrer, und der Streit ist zum Frieden der Unionstreuen geschlichtet. Allerdings that hiebei auch des Geistlichen persönlicher Einfluß das Seine; denn die persönliche Macht, gleichgiltig in welcher Richtung, hatte doch Manchen befangen gemacht. Und sieh, der Geist der kirchlichen Gemeinschaft ist von neuem erwacht, nicht lediglich um der angefochtenen Unionsgrundsätze willen, sondern um in Masse und mit Nachdruck gerüstet zu sein gegen den versuchenden Feind.

Protestanten und Katholiken leben in Eintracht zusammen. Versuche zu gegenseitiger Reibung zerschlagen sich bald an dem gesunden, religiösen Sinne der Gemeinden. Die ehemaligen Stichnamen „lutherischer Dickkopf, reformirter Spitzkopf, katholischer Kreuzkopf" verlauten nur noch im Scherze. Simultankirchen, wenn auch früher mit Mühe erkämpft, bestehen heute sehr häufig, selbst noch in Städten. Schon das ist Schuld an der nüchternen Ausstattung der Kirchen, abgesehen von dem mehrentheils geringen Kirchenvermögen. Bei dem praktischen Sinne des Volkes wird in die Kirchen testamentarisch wenig vermacht, doch verlangt es die Noth, so thut jeder gegenseitig und freudig das Seine; und was überhaupt Unterstützungen, kirchliche oder humane, selbst für das rechtsrheinische Bayern betrifft, so bleibt der Pfälzer niemals zurück.

Unser katholischer Kultus entfaltet nicht die reiche Ausstattung des Aeußern, er hat z. B. keine eigene, auch noch so bescheidene musikalische Kapelle. Das Volk singt beständig mit oder ohne Orgelbegleitung aus einem nunmehr allgemein eingeführten Gesangbuche; höchstens daß zu besonderen Festen ein Ortsverein eine musikalische Messe aufführt. Der speierer Dom mit seinen Schulseminaristen u. s. w. macht eine Ausnahme. Ebenso ist die Zahl der in Altbayern üblichen Festtage beschränkt; die Aposteltage sind fast alle abgeschafft oder auf den Sonntag verlegt. Auch die größeren Wallfahrten, mit Ausnahme jener zum wunderthätigen Muttergottesbilde in Oggersheim, sind nicht an der Tagesordnung. Hingegen werden die hohen Festtage in aller Andacht, mit Würde und Liebe und mit massenhaftem Kirchenbesuche begangen. Mancher altgeheiligte Glaube und Brauch knüpft sich an die weihende Kraft dieser Tage, insbesondere in den vorwaltend katholischen Strichen.

Allerheiligen wird zum Festtage der ernsten Betrachtung; schon in der Todtenvesper ist alles in Trauer gekleidet, die ganze Gemeinde begibt sich dann auf den Friedhof, um an den Gräbern für die Entschlafenen zu beten. Beständiges Glockengeläute, was die Trauer vertieft, und noch in der Nacht läutet es „die Letzte" für die armen Seelen; des Abends in der Familie bei brennenden Lichtern lautes und langes Gebet. Bei Anbruch des Allerseelentages wiederum Geläute und gemeinsames

Gebet. (Blies.) — Advent ist die Zeit der Gespenster; tägliches Gebet der Schuljugend um 4 Uhr des Mittags in der Kirche. — In der hl. Christnacht wird in vielen Häusern ein Fenster des Wohnzimmers geöffnet zum Einziehen der äußeren Luft: das Haus bleibt dann von ansteckenden Krankheiten verschont. — Am 3. Weihnachtstage wird in der Weingegend ein Kelch mit Wein vom Priester geweiht und nach der Frühmesse als „Gehannswein" (Johannissegen) von der christlichen Gemeinde getrunken: einmal um den Wein im Fasse vor Schaden zu bewahren, daß namentlich die Hexen ihn nicht verunreinigen; dann daß das nächste Jahr der Herbst gut gerathe. — In der Sylvesternacht (außer dem schon erwähnten Bleigießen ꝛc.) um 12 Uhr Glockengeläute und Schießen, dann allseitige Gratulation; die Abendkirche (namentlich bei den Protestanten) sehr stark besucht. — Auf hl. Dreikönig (vielerorts auf den Sonntag verlegt) muß das Vieh fasten, daß es vor Krankheiten geschützt sei (desgleichen in Alfenborn und Umgegend auf St. Peterstag wegen Erlöschung einer Viehseuche). Am Abend wurden die Schuhe so an das Bett gestellt, daß jedes Aufstehende gleich und bequem hineintreten konnte, zum Schutze gegen Verkältung über das Jahr und gegen böse Geister. — Auf den „fetten Donnerstag" vor Faßnacht muß in jedem Hause Fleisch gekocht werden; auch erhalten die Hirten ihre Geschenke. — Während der Fasten jeden Abend Rosenkranz in der Kirche. — Am Palmsonntage werden des Nachmittags bei schönem Wetter die geweihten Palm-(Bux-)zweige in die Wintersaaten gesteckt. — Auf Gründonnerstag fliegen die Glocken nach Rom, um „Milchbrocken zu essen" oder auch um zu beichten. Bis zur Wiederkunft wird der Beginn des Gottesdienstes von Knaben mit „Raspeln oder Klappern" vor den Häusern verkündigt. — Der Charfreitag wird besonders geheiligt; wenn die Katholiken auch arbeiten, so läßt sich doch niemand im Wirthshause erblicken, ein solcher gilt als der frivolste Mensch. — Am Charsamstage wird von den Meßdienern der „Judas" auf dem Kirchhofe verbrannt, und das Wasser vom Priester geweiht. Jedes schöpft sich davon über Bedürfniß. Sobald die Glocken zum, Gloria erklingen, trinkt man in manchen Orten aus einem gewissen Brunnen: das mache gesund auf das ganze Jahr. — Die Ostern bringen gleich den Weihnachten gewissen Dingen, als Wasser, Wein u. s. w. heilende, wie der weiße Sonntag verschönende Kraft. — Für die 3 Bitttage sind die „Wetterkreuze" an der Hart von Bedeutung. — Auf „Christi Himmelfahrt" suchen die Mädchen Kräuter gegen allerlei Schäden. — Wer auf Dreifaltigkeitsonntag im Walde geht, verirrt sich; wer badet — ertrinkt. — Die Frohnleichnamsprocession wurde früher, namentlich in gemischten Gemeinden, nur zunächst um die Kirche gehalten, heute durchzieht sie die Hauptgassen des Ortes, um den Häusern Segen zu bringen. — Maria Himmelfahrt ist der Würzweihetag;

die „Werzwisch“ werden aus 9 bestimmten Kräutern zusammengesetzt; ihre segnende Kraft für Vieh u. s. w. ist bereits angedeutet. —

Fünftes Kapitel.

Rechtsleben und Rechtssitten.

Der Inbegriff aller Ortsangehörigen ist die Gemeinde, welcher ein Gemeinde- oder Schöffenrath mit einem Bürgermeister und dessen Stellvertreter, dem Adjuncten, vorsteht. Ganz kleine Dörfer haben blos einen Adjuncten. Der Bürgermeister hieß früher Schultheiß oder Schulze, hart an der französischen Südwestgränze heißt er noch „Meier.“ Für sein „Ehrenamt“ bezieht derselbe mit Ausnahme der nöthigen Bureauauslagen keinerlei Gehalt; die Bureaugeschäfte versieht ein Gemeindeschreiber oder ein Lehrer. Der Gemeindediener ist „Büttel,“ der Wald- und Flurschütze heißt auch „Bannwart.“ Die Gemeindegelder verrechnet und erhebt an bestimmten „Hebtagen“ der Gemeinde-Einnehmer, welcher auch — mit Ausnahme der größeren Städte — das Erheben der an das Rentamt abzuliefernden Staatssteuern besorgt; der Steuerbote, der bei den Fahrlässigen die Steuern eintreibt, heißt bei den Bauern „der Petzer,“ und ist als solcher ein gefürchteter Mann.

Zum Ortsbürgerrechte gelangt der Eingeborene durch Heirath, überhaupt durch ein eigenes, steuerabwerfendes Geschäft; der Fremde durch ein bestimmtes Einzugsgeld, welches vor Zeiten nur einige Gulden betrug, gegenwärtig aber sich zuweilen auf einige hundert Gulden beläuft, je nach den besonderen Vortheilen, welche das Ortsbürgerrecht bietet. In waldreichen Gemeinden bezieht jeder vollberechtigte Bürger sein jährliches „Gabholz,“ — selbst das nöthige Bauholz fast unentgeltlich, im „Bruche“ auch Torf. Das unerläßliche Attribut unsers Bürgers ist der Feuereimer, ohne welchen ein gewisser Stadtbürgermeister nicht kopuliren wollte; denn die erste Frage an den Bräutigam war nach dem Feuereimer. Daher das Neckwort: „Der will heirathen, und hat keinen Feuereimer!“ Infolge der so sehr erleichterten Freizügigkeit ist unser Volkselement sehr untermischt. Der vollgiltige Stadtbürger unterscheidet daher sehr genau: „Altdahiesige,“ deren Stammbaum auf heimischem Boden wurzelt; Dahiesige, bei welchen wenigstens noch die Großeltern — „Hiesige,“ bei welchen die Eltern, und „Hergeloffene,“ welche sich selber eingesiedelt haben. Doch nimmt man es mit den letzteren nimmer so streng, selbst bei Vergebung von Ehrenämtern, wenn sie nur irgend die allgemeine Wohlfahrt befördern. Von Hinter- und sonstigen Sassen ist kaum noch die Rede; nur hat fast jede Gemeinde ihr verrufenes Quartier, gewöhnlich das Ende, „der Schwanz“ der Ortschaft; so gibt es in einer Stadt einen „Matzenberg oder barfüßiges Viertel, eine Lavendée u. s. w.“ —

So lebhaft der Pfälzer, ist er doch im ganzen zum Frieden geneigt. Ein „Proceßbannes" ist nicht wohl gelitten. In Ulmet bei Kusel besteht seit 1847 sogar ein „Friedensverein," zur Vermeidung und Ausgleichung aller Processe, ehe sie zu gerichtlicher Verhandlung gelangen. Eine sinnige Orgelweihe bot hiezu Gelegenheit. Dem aus 5 Mitgliedern bestehenden Ausschusse wird vorerst über einen Streit Anzeige erstattet; 50 bis 60 Männer sind dem Vereine beigetreten und hat dieser in der Umgegend eifrige Nachahmung gefunden. —

In einem Rechtsanliegen ist die nächste Vermittlungsperson im Dorfe der Bürgermeister; das richterliche Amt für den Kanton ist heute das Landgericht, der Amtsvorstand der „Landrichter." Allein unserem Volke will diese neueingeführte Bezeichnung für das altgeliebte „Friedensrichter" (juge de paix) noch nicht recht munden; es hat ihm dieses Wort etwas von beamtenhaftem Beigeschmacke, und gegen alles Beamtenhafte ist der Pfälzer ein ausgesprochener Feind. Er achtet und schätzt den Beamten als treuen Gesetzesverwalter, er liebt und schätzt ihn sogar als leutseligen Mann. Wie oft auch der Pfälzer in diesem Punkte verkannt wird, so bleibt soviel gewiß: daß selbst die untere Volksschichte die Persönlichkeit von der Amtswürde zu unterscheiden versteht, daß also die Person nicht Ansprüche für sich selber erhebe, welche nur dem Amte gebühren. Der Pfälzer erkennt nur den Beamten im Amte, in der Gesellschaft als Bürger und Menschen; weil es selber bildungsbedürftig, so sieht unser Volk den „gebildeten" Mann gerne in seiner Gesellschaft. Und so ganz ohne sind diese Leute doch nicht, selbst in Sachen des Rechtes: der einfache Bauer kennt so ziemlich Recht und Gesetz, ja seinen Code Napoléon viel besser als die Bibel; in vielen Bauernfamilien finden sich beide zusammen.

Bei allem Vertrauen auf die Wachsamkeit und den Schutz des Gesetzes ist hier nicht des Volksaberglaubens zu vergessen, welcher selbst noch in den letzten Jahrzehnten hin und wieder gespukt hat. Er betrifft die Entdeckung des Diebes. Nebst dem Kartenschlagen bestanden auch andere Mittel; z. B. die Fußstapfen des Diebes wurden ausgegraben und in einem Sacke in den Schornstein gehängt und getrocknet. Mit dem allmählichen Austrocknen der Erde trocknete auch der Dieb aus und starb an der Auszehrung, sobald die Erde ganz dürre geworden. — Auch gebannt wurde der Dieb, so daß er mit der gestohlenen Sache auf dem Rücken nicht vom Platze wegkam, bis zur Lösung des Bannes. — So half auch das Sieb- und das Raddrehen, eine eigene Kunst hiezu berufener Männer, zu welchen der Bestohlene ging. Der Meister nimmt seine Scheere, stellt sie auseinander und das Sieb wagrecht auf die beiden Spitzen. Alle verdächtigen Personen des Ortes und der Umgegend läßt er in seinem Gedächtnisse nach der Reihe vorüberspazieren. Zittert gerade das Sieb bei der Nennung eines Namens, so ist dessen Träger der Dieb. — In ähn-

licher Weise wird ein kreisendes Wagenrad zum Verräther des Diebes, wenn es stillesteht mit dem zugleich ausgesprochenen Namen. Vor Sonnenaufgang wird dieser Akt besonders bedeutsam, indem man unter Nennung der 3 höchsten Namen und mittels eines Bannspruches den Schuldigen herbeizwingt, um ihn leibhaft zu schauen. Allein der Meister muß vor Sonnenaufgang ihn wieder entbinden, sonst wäre der Dieb mit dem ersten Sonnenstrahle todt niedergesunken. Aehnliches geschah auch bei Graben und Heben von Schätzen. —

Die Rechtsstreitigkeiten zwischen Staat, Gemeinden und Familien drehen sich zumeist um Wald-, Weide-, Wasseransprüche und dergleichen, und ist es merkwürdig, welch geweckten Sinn und welch treues Gedächtniß die schlichtesten Leute für solche Dinge verrathen. Kommt man als Fremder oder als vermeintlicher Beamter in ein Dorf, so ist das erste Wort und das ewige Klaglied, das „Sträfel" (die Waldstreu), und auf die „Grünröd" — die Forstpartie — hat man's besonders gepackt. Indessen hat gerade dieser Gegenstand viele, noch heute übliche Rechtsbräuche veranlaßt. Dem Rechtsgefühle entsprungen sind sie eine nicht reizlose Erscheinung des pfälzischen Volksthums, haben darum sich auch zäher bewahrt als die übrigen Bräuche. Heben wir Einiges hervor.

Ein richtiges Dorfkind mußte vor Alters wissen, wie weit sich die Flur- und die Waldgränze seiner Heimath erstrecke. Zur Einprägung dessen wurde von Zeit zu Zeit ein Gränzbegang unter gewissen Feierlichkeiten abgehalten. Unsere zahlreichen Weisthümer sind zumeist mit einer solchen Gränzkundschaft eingeleitet. Der 5. Band von Jakob Grimm's „Deutschen Weisthümern" wird unter der von uns gelieferten Reihe pfälzischer Weisthümer auch einige Gränzweisungen bringen. Näher darauf einzugehen, gebricht hier der Raum. Nur beispielsweise diene aus anderer Quelle der „Umbgang" der Stadt Kaiserslautern, weil eben diese darauf denkt, einen solchen Umgang baldmöglichst zu wiederholen. Nach langer Unterbrechung ward dort der letzte feierliche Begang im Jahre 1730 am 14., 15., und 16. Juni gehalten, und folgte noch einer, mit dem Reichswalde beginnend, 1763. Das war ein heiteres, ergetzliches Fest. Man versammelte sich auf dem Marktplatze der Stadt. An der Spitze des Zuges standen „Churpfaltz Forstmeister, Churpfaltz Pfleger und Churpfaltz Stiftschaffner;" von Seiten des Magistrates zu Lautern, „alß welcher alle Benachbarte und Angräntzer requirirt": Churpfaltz Stadtschultheiß, Rath Bürgermeister, vier Raths Verwande und Gemein Bürgermeister, dann die Ober und Unter Stadt Officier, Musicanten und Bürger, wie auch der Stadt Jugend, alß: Stadtfenderich, Stadt Adjutant, Corporale, Stadt Musicanten, Feldscherer, Fourierschützen, Zimmerleuth, Tambour, Burgerschaft (76 Mann), der Stadt Jugend unter Direction des Pritschen Meisters (96 Knaben)." Der Stadt Schreiber eröffnet den Zug mit einer

erläuternden Ansprache, dann geht es mit klingendem Spiele hinaus bis zum ersten Steine. Hier werden viele Bürger, vorab die Jugend „gepritschet" und dieser „zur Gedächtnuß weiß und rothen Bänder außgetheilet, so sie auf ihre Huth gebunden." Dann von Stein zu Stein; am achten gab's ein Tractament von Brod und Wein. Nach aufgehobenem Mahle wieder weiter; beim elften wurden die Gränzüberläufer abgepritschet, und endlich mit dem 31. Steine geschlossen. — Der zweite Tag zeigt ein Gleiches, da wurden auch die „Herrn studenten (nämlich Infimistae, Poetae, Secundani und ein Syntaxista) durch den Pritscheumeister alle auf unterschiedlichen steinen matriculiret." Der 37., ein neuer Stein, „wurde mit Jungfrauen gecrönet und diese zum pritschen gar höflich invitirt," und heißt derselbe noch heute „Jungferstein." Mit Beendigung des dritten Tages zog man wieder zurück auf den „Marck," allwo nochmalen an die Burgerschaft sowohl als an die Jugend die Mahnung ergangen, die Situation aller der Steine in keinen Vergeß zu stellen, so daß jedes die Gränzen und deren Steine von selbst finden könne. —

Eine der ergetzlichsten Blüthen unsers Zunftwesens ist die bis zur französischen Revolution noch bestandene Mäderinnung von Mußbach. Das dortige „Mähterbuch," im Jahre 1747 erneuert, gibt nebst den Erinnerungen der ältesten Leute hierüber Aufschluß. Zwischen Neustadt und Lachen liegen zwei ausgedehnte Wiesenbestände: die ehemals kurpfälzische „Geltwiese" und die „Bensenwiese," dem Johanniterorden gehörig, welcher in Mußbach den sogenannten Herrenhof besaß. Denen von Mußbach oblag auf beiden Wiesen das Mähen, denen von Lachen das Dörren des Heues, und denen von Duttweiler das Wiesenputzen, d. h. das Gräben-Erneuern. Diese Arbeiten wurden laut der im „Mähterbuch" enthaltenen, amtlich bewilligten Statuten unter eine selbstgewählte Aufsicht gestellt, und jedem der Mäder von einer Wiese 1 Maß Wein und 4 Brod, von der andern 4 Maß und 2 Laib zum Handlohne bestimmt. Die Zahl der Mäder betrug 24, — 12 alte und 12 junge; wer zum erstenmal eine Sense hinaustrug, kam zu den jungen und mußte auf beiden Wiesen ein Probestück ablegen, und wenigstens dreimal mähen. Die alten Mäder wählten aus ihrer Mitte einen „Mähterschulz, einen Dechent und einen Capellon;" die jungen einen „jungen Mähterschulz, einen Scheerer, einen Scheerknecht und einen Büttel." Dann waren 2 Wein- und Brodträger beschäftigt. — Durch den Gemeindebüttel bestellt fanden die Mäder des Nachts um 12 Uhr in der Rathhaushalle sich ein, und zogen hinaus, zuerst auf die Geltwiese. Die Aufnahme der jüngst eingereihten Rekruten geschah hier durch eine förmliche Taufe: die vier Würdenträger führten den Täufling zum Taufsteine an der über den Speierbach führenden Bensenbrücke, faßten ihn an Kopf, Armen und Beinen und rüttelten, schüttelten und stumpften ihn tüchtig auf dem Steine herum. Wollte er nun auf ihre Frage „mit Wasser!"

getauft sein, so wurde er ohne weiters in den Bach geworfen; hingegen „mit Wein!“ — so wurde unter fortwährendem Schütteln und Stoßen erst noch so lange unterhandelt, bis der also Gequälte ein angesetztes Quantum von Fudern (ein Maß von 2 Litern) versprach und zwar auf die Dauer des ganzen Geschäftes. — Trat ein junger Mäder in die Reihe der Alten, so wurde er erst noch „rasirt.“ Scheerer und Scheerknecht rieben ihn statt des Einseifens mit einem Strohwisch, und schabten ihn ab mit einem schartigen Wiesenbeile. Dieser Tortur konnten ihn nur einige Fuder Weines entheben. — Beim Aus- und Einzuge der Mäder wurde die Schneide der Sense mit einem eigens zugeschnittenen Holze verwahrt, diese selbst auf eigenthümliche Weise getragen. Wer davon abwich, wurde gestraft, wie überhaupt das kleinste Versehen, z. B. ein unrichtig angewendetes Wort als Amtsehrenbeleidigung betrachtet und selbst der bloße Zuschauer bestraft wurde mit Wein. Auf der Bensenwiese stand eine alte Eiche, der „Dengelbaum,“ wo die Sensen gedengelt, das Mahl verzehrt, mitunter auch ein Lustiger zum Tanz aufgespielt wurde. Desgleichen ein alter Salweidenstock, der sogenannte „Rieslingstock;“ das Gras um diesen herum mußten die jungen Mäder sauber abmähen; ward der Strunk nur im geringsten verletzt, so erfolgte die Strafe. Ein regelmäßig geführtes „Protokollbuch“ verzeichnet eine Unmasse der absonderlichsten Gründe des Strafens. Nach beendigter Arbeit zog man mit klingendem Spiele in die Rathhaushalle zurück; hier wurde weidlich getanzt und das Strafgeld verjubelt. — Beim Mähen selbst wurden die Alten geschont, die jungen um so härter hergenommen. Der Schulze that nämlich von Norden her mit der Sense einen Strich bis in die Mitte der Bensenwiese; ihm nach der Dechent, und so ging es abwärts bis zum jüngsten der Jungen. Von hier aus mähte der Schulze zurück, seine Nachfolger desgleichen, allein je weiter einer zurück, um einen so größeren Halbkreis um den Wendepunkt des Schulzen hatte er dazu noch zu mähen, so daß es für die letzten eine wahre Herkulesarbeit sein mußte, wenn man bedenkt, daß die eine Wiese 24, die andere gar 48 Morgen umfaßte. Was blieb den also Verurtheilten nun übrig? Sie mußten sich entweder loskaufen durch Wein, oder von den Alten sich helfen lassen — und wieder durch Wein! — Die von Lachen hatten die Maht zu dörren, die „Gäulsbauern“ von Mußbach das Heu heimzuführen. Der den ersten Wagen einbrachte, erhielt einen Kranz um den Hut, Pferde und Wagen wurden bekränzt, und der „Kranzwein,“ aus einigen Fudern bestehend, war sein Lohn. Der vielen komischen Zwischenfälle, voll anmuthender Keckheit, wollen wir hier nicht weiter gedenken.

Ein erheiternder Rechtsbrauch, welcher noch bis 1838 bestanden, ist das „Stutzen“ zu Weisenheim am Berge. Diese Gemeinde war mitbetheiligt an der großen, vermuthlich von König Dagobert herrührenden Ganerben-

waldung. Wer dort erst geheirathet, oder als Fremder sich einbürgern wollte, der konnte das Bürgerrecht nur durch das Stutzen erlangen. Früher geschah es alljährlich, späterhin ward es verschoben bis etwa 10—12 junge Bürger beisammen, oder bis zu einem vortrefflichen Weinjahre. Das ging nun so. Auf Martini mittags um 1 Uhr erscheint auf dem Gemeindehause der mit seinem Amtszeichen geschmückte Bürgermeister, von den Vätern des Rathes begleitet. Vor dem „Stutzsteine" sind schon die jungen Stutzkandidaten im Hochzeitstaate versammelt. Ringsum das neugierige Volk, darunter auch viele Fremde. Der Bürgermeister betritt gravitätisch den niederen Stein und thut einen belehrenden Spruch über die altherkömmliche Bedeutung des Stutzens. Sodann ergreifen als „Stutzmänner" die vier ältesten Gemeinderäthe zuerst den ältesten der jungen Bürger, zwei an den Armen, zwei an den Füßen — der Bürgermeister hilft mit am Nacken — und stumpfen ihn dreimal und feierlich auf den Stein auf, und also jeden nach der Reihe. Ist der Klang fest und weithin vernehmlich, je nachdem — glaubt das Volk — wird dieser Bürger auch tüchtig. Also gethan, und der Bürgermeister proklamirt sie als vollberechtigte Bürger. Er sagt: „Ihr habt nun volles Recht in Weisenheim am Berge, in jeder Hinsicht! Nebst dem Bürgerrechte habt ihr auch noch besondere Rechte: ihr habt die freie Luft zu genießen; ihr habt den Fischfang auf der Leistadter Höh', den Krebsfang auf dem Kuhberg und die Jagd auf dem Lobenheimer See; zu alledem noch so viel Malter Rauch bei dem Bäcker, als ihr nur wollt! Dafür aber muß jeder von euch innerhalb einer Stunde auf das Gemeindehaus bringen eine Stütze (12 Liter) guten Weines, einen Laib Brod so groß wie ein Pflugsrad, einen Teller voll Handkäs und einen Hut voll Nüsse!" — Im Nu ist alles geschehen. Dort auf der Rathsstube sitzen nun die weisen Väter des Dorfes und „pröbeln" den Wein; die besten Stützen behalten sie natürlich für sich, das übrige wird in einen Ständer geschüttet, und wer eben trinken kann, der kommt und schöpft sich daraus mit einem Glase, irdenen Hafen oder andern Gefäße, namentlich sind dabei die armen Wittwen bedacht. So lange der Wein reicht, bleibt Jung und Alt fröhlich beisammen. Dieser Aufwartung wegen waren die neueingestutzten Bürger ein ganzes Jahr vom Gemeindefrohndienste befreit. Wer aber nicht gestutzt, der war auch kein Bürger, sondern nur Beisaß. —

Der Fortbestand so mancher noch heute gangbaren Gerechtsame ist gewöhnlich bedingt durch einen jährlich um die Pfingstzeit zu leistenden Tribut. So unter anderm „der Lambrechter Bock." Die von Lambrecht genießen in der Deidesheimer Waldung das Weidrecht, und haben dagegen denen von Deidesheim alljährlich auf den Pfingstdienstag einen Hammelbock zu liefern, der aber muß jung und stark, gut beschlagen, und — was die Hauptsache ist — vom jüngsten der Lambrechter Bürger eigens geführt

sein und Schlag vier Uhr des Morgens auf dem Marktplatze zu Deidesheim stehen. Der Fußweg beträgt etwa 3 Stunden. Dort wird er vom Magistrate und von der jubelnden Jugend empfangen und nachträglich versteigert. Die geringste Verspätung benimmt den Lambrechtern ihr liebgewonnenes Recht. Nun gab es mehrmals Verspätung, sei es, daß der Bock stutzig geworden, oder der Führer etwas zu tief „in das Glas geguckt," und es kam zum Prozeß, so daß die Lambrechter einmal sieben Böcke mit sieben Führern nach Deidesheim abschicken mußten.

Auf dem „Bruchbuckel" bei Dürkheim, welcher vom Eigersheimer Hofe in einer Weite von 1½ Stunde sich bis zu den Salinen erstreckt, hatten vor Alters einige benachbarte Gemeinden das Weidrecht. Dieses Recht soll wiederum mit König Dagobert's Schenkung des Limburger Waldes in Zusammenhang stehen, um so mehr als sich daran eine Feierlichkeit knüpft, welche bis zur französischen Revolution noch bestanden. Es ist dies „der Käskönig" von Dürkheim. Am zweiten Pfingsttage versammelten sich die Bursche zu Dürkheim auf dem Markte; sie waren zu Pferde in phantastischer Kleidung, einer von ihnen der König. So zog man mit klingendem Spiele hinaus auf den Eigersheimer Hof und lebte lustig bis tief in die Nacht. Vermuthlich datirt sich dieser Name von dem Tribute an Käsen, welche die waldberechtigten Ortsgemeinden nach alter Sitte der obern Verwaltung zu entrichten hatten. — Aehnlichenfalls mußte der Kuhhirte von Alsenborn auf Micheli Mittags Schlag 12 Uhr mit seiner Herde auf dem Marktplatze zu Dürkheim erscheinen. Er erhielt dann von dem Ortsschulzen einen Wasserweck und ½ Schoppen Wein und fuhr gleich wieder zurück. Das begründete die Wald- und Weidegerechtsame der Alsenborner im Dürkheimer Walde. — So mußten auf den 2. Pfingsttag Morgens 4 Uhr vier Reiter vom Stüterhofe am Kirchhofe zu Trippstadt erscheinen, sonst war des Hofes Waldrecht verloren. — Am 2. Pfingsttag haben die vier Klosterbauerngüter der Jugend zu Enkenbach, einem jeden Kinde das kommt, einen weichen „Käsfladen" zu geben als Aequivalent für bedeutende Berechtigungen im Klosterwalde bei Fischbach. — In Lachen führt am Christihimmelfahrtstage gleich nach der Nachmittagskirche die weibliche Jugend vor dem Gemeindehause alljährlich einen vielfach verschlungenen Tanz aus, zur Erinnerung an eine Neustadter Amtsdeputation, welche wegen errungener Berechtigungen auf ihrem Rückwege von Speier mit Tanz und Jubel empfangen wurde. —

Zu Eisenberg (bei Göllheim) wird von den Besitzern eines Wiesenkomplexes, „der Königswiese," alljährlich zur Mahtzeit ein König gewählt Dieser hat das altherkömmliche Vorrecht, an einem bestimmten Tage von Punkt 11 Uhr an so viel Gras zu mähen als ein Arbeiter vermag, aber Schlag 12 muß er mit Wagen und Pferden aus der Wiese heraus sein, sonst ist die Maht verloren und verfällt er dazu noch einer Strafe. Zum

Schlusse des Ganzen ein allgemeiner fröhlicher Schmaus. — So bestanden und bestehen viele Wald- und Weidegerechtsamen gegen einen Imbiß; wird dabei aber die geringste Formalität verletzt, so ist das Anrecht verloren. — Auch an den Ein- und Abzug eines Ortsbürgers oder Hubners knüpfen sich mancherlei Bräuche. Unter andern geht aus einem Hubenweisthume von Reichenbach (1570) hervor, daß einmal das freie Abzugsrecht gestattet, und daß das Verhältniß zum Herrn keineswegs das der vollen Unterthänigkeit war. Blieb der abziehende Hubner mit seiner Fuhre auf der Straße halten und es begegnete ihm sein Junker, so soll dieser „von seinem Pferde herabsteigen, an das hintere Rad greifen und so weit fortschieben helfen bis da, wo das vordere Rad gestanden hat und sagen: Fahre hin, lieber Bauer, 's ist mir leid, daß ich dir gethan habe, daß du von mir ziehst! Er mag auch mit ihm reden, daß er wieder umkehre; wenn er aber das nicht thut, so soll er hinfahren dürfen über den Glan." — Auch der Güteraustausch ward durch Bräuche geheiligt; man gab sich gegenseitig eine Hand voll Erde; dann den Zweig eines Baumes, oder drei Aehren zum Zeichen des abgeschlossenen Vertrages. Solche und ähnliche Dinge zählen unsere Rechtsalterthümer die Fülle. —

Endlich die Gutsübergabe. Sehnt sich der Familienvater nach Ruhe — was übrigens nur selten geschieht, gewöhnlich, wenn seine Kinder alle verheirathet oder sonstwie versorgt sind — so setzt er sich in den „Vorbehalt," auch „Ausenthalt." Wo kein eigenes Vorbehaltshäuschen besteht, bedingt er sich ein oder mehrere Zimmer, gewöhnlich ein Fünftheil des Feldes für sich, von dessen Erträgnissen er lebt, oder über welches er wieder besonders verfügt. Eine Theilung zu Gunsten eines einzigen Kindes besteht nicht, ebensowenig ein Majorat. Wird z. B. Einem Sohne oder Einer Tochter das Anwesen zugetheilt, wie in Gerhardsbrunn, so erhalten die andern Kinder eine verhältnißmäßige Entschädigung an Geld, das unter Umständen vortheilhafter sein kann als das ererbte Gut. Stirbt das Familienhaupt, so wird das Vermögen an die Erben gleichheitlich vertheilt. Dieser Gegenstand aber gehört in das Bereich der gesetzlichen Bestimmung.

Sechstes Kapitel.

Glück und Unglück. Krankheit. Tod und Begräbniß.

Mit der Gutsübergabe begränzt sich das Streben um eigenen Erwerb, und ist der Blick mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft gerichtet. Wie tief auch im Volke die Meinung gewurzelt: jeder Mensch habe die Fäden seiner Zukunft in eigener Hand, er dürfe nur das richtige Weben verstehen, — so schließt das nicht aus, als sei ihm nicht auch von höherer Hand ein eigenes Schicksal beschieden, allein er dürfe die Glück und Unglück

bedeutenden Zeichen nicht übersehen. Dieser Glaube, wenn auch geschwächt und verdunkelt, er hat sich als ein Erbtheil des grauesten Alterthumes bis auf unsere Tage erhalten. Für den Lebensgang überhaupt, für das Gelingen oder Mißlingen eines wichtigen, selbst auch eines geringeren Vorhabens, hat das Volk seine vorbedeutenden Zeichen. Es erschaut diese sowohl in den Erscheinungen der äußern Natur als am eigenen Leibe. Bei aller wirklichen oder nur geträumten inneren Erleuchtung bleibt ihm doch noch manches ein Räthsel. Hier ist der Punkt, wo Glaube und Aberglaube sich auf das engste berühren, und mancher „aufgeklärte" Pfälzer gibt sich in diesen Stücken, weil sie sein eigenes Leben zu sehr berühren, nicht selten gefangen. Wir bringen dessen nur Weniges und zwar als Ergänzung zum Volksaberglauben, welcher zum Theil in der Volkssage schon aufgetaucht ist.

Glück-verheißend ist vor allem das „wachsende Licht" für ein gutes Gedeihen: Ehen werden geschlossen, Häuser gebaut und neue bezogen, Haare und Nägel geschnitten, Operationen am Leibe vorgenommen, das Vieh entwöhnt, heilsame Kräuter und reiner Thau gesammelt, Geld gezählt u. s. w. Dagegen im „abnehmenden Lichte" wird Holz im Walde gefällt, desgleichen gemäht und geärntet. — Vor dem Schlafengehen werden die Sterne gegrüßt. Ein Wunsch, gleichzeitig mit dem Fallen einer Sternschnuppe ausgesprochen, geht in Erfüllung. — Vor Sonnenaufgang sucht man heilsame Kräuter und Wurzeln. — Glückszeit ist der heilige Advent, Glückstage der Donnerstag, vornämlich der grüne, dann der weiße Sonntag. — Rauhes, struppiges Haar bei den Kindern deutet auf einstigen Reichthum, kleine Ohren auf Geld. Die Zahl der weißen Flecken auf den Nägeln bezeichnen die Zahl der Lebensjahre, auch Glück; gelbe Flecken in der Hand — Geld. — Zwei Personen, welche gleichzeitig das Nämliche denken oder sprechen, leben lange; welche unbewußt auf die nämliche Thürschlinke drücken, haben eine „Pfaffenköchin" erlöst. — Ein hinter sich über den Kopf geworfener Schuh zeigt mit der Spitze die Richtung nach einem längeren Glücksaufenthalt. — Schätze werden gefunden mit Hilfe des Christoffelgebetes; sie verkünden sich oft durch eine Gluth. Wer eine solche gefunden, eines seiner Kleidungsstücke drauflegt und ohne ein Wörtlein zu sprechen wartet bis Tag und dann hingeht, der kann den Schatz heben. — Eine begegnende Schafherde gilt als günstig, Schweine hingegen sind unwillkommen. — Das Nisten der Schwalbe und des Rothkehlchens am Dache, des Storches auf dem Hause oder das bloße Niedersitzen desselben, das Zirpen der Grille im Hause, das Zufliegen des Johannis- oder des Maikäfers auf die Hand — alles das verheißt Glück. — Auch der Kukuk verheißt Geld. — Um sein Glück zu machen, trägt man ein Stücklein von dem Stricke eines Erhängten im Sacke. — Röslein am Lichte, ein vierblätteriges Kleeblatt versprechen Glück oder einen Brief. — Der erste Traum in einem fremden Bette wird wahr. — „Es ist keine Hochzeit so klein, es

macht sich noch ein'." — Die Zahl des Knackens der Finger bezeichnet die Zahl der Geliebten. — Glück im Spiel — Unglück in der Liebe.

Unglück verkündend ist der Freitag, noch mehr der Charfreitag: man soll nichts beginnen, weder eine Arbeit, noch eine Reise, noch ein wichtiges Unternehmen, kein Obst brechen, sonst trägt der Baum das nächste Jahr nicht, überhaupt auch nicht ärnten. Aendert sich Mittags um 12 Uhr das Wetter, also wird es am Sonntag. — Bei Sonnenfinsternissen bedeckt man die offenen Brunnen, Tröge, Bütten, Züber, um sie vor dem fallenden Gift zu bewahren. Feurige Kugeln oder andere Zeichen am Himmel bedeuten Völkerunglück, als Krieg, Hungersnoth, Pest, u. dgl; das Ueberhandnehmen der Feldmäuse Krieg oder fremde Völker. — Das Entgegenkommen eines alten Weibes ist nicht günstig, desgleichen der Raben. — Wer beim Ausgehen an der Thüre hängen bleibt, an die Schwelle stößt und stolpert, ist zurückzutreten gewarnt. Wenn ein Fremder aus der Stube geht ohne sich zu setzen, so trägt er die Ruhe aus dem Hause. — Wem der Stock aus der Hand fällt beim Antritt einer Reise, der hat Unglück. Das Geschenk eines Messers oder sonst spitzen Instrumentes zerschneidet die Freundschaft. Kinder, die solche in die Höhe kehren, erstechen die Engel im Himmel. — Nasenbluten an der linken Seite. — Die Kreuzspinne darf man nicht tödten, weil sie das Kreuz trägt. Die „Grashitsche" (Grasmücke) habe Christus verrathen, glauben die Kinder. — Gelbe Flecken in Kreuzform in der Leibwäsche deuten auf Krankheit, dunkele sogar auf den Tod. —

Die Krankheit des Leibes beruht schon im natürlichen Verbrauch unserer Kräfte. Bei unserm Landvolke entstehen die Krankheiten zumeist durch „das Rothlauf," einer in Folge übermäßiger Erhitzung eingetretenen Verkältung. Gewöhnlich trägt daran Schuld das „Ueberschaffen" — Uebernehmen bei der Arbeit, sonst ein unvorsichtiger Trunk in der Hitze, überhaupt eine nicht allzuängstliche Schonung des Leibes. Der Einfluß der Schule macht sich indessen bereits schon bemerkbar. Im Ganzen ist der Gesundheitszustand ein guter, am vortrefflichsten im milderen Klima der vorderen Pfalz; weniger gut an den Ufern des Rheines und in den Niederungen des Westrichs.

Eine leicht vorübergehende Krankheit heißt die „Ploh" (Plage); sie wird mit allerlei Hausmitteln geheilt, als Kräutern, Thee u. s. w., woran jede Haushaltung ihren gehörigen Vorrath verwahrt. Zudem wohnt in dem Dorfe ein Schäfer, ein Schmied, eine Hebamme oder eine alte kräuterkundige Frau. Bei einem schleichenden oder sonst hartnäckigen Uebel hat man wenigstens früher sich auch zu „Wasserbeseherinen" gewendet, welche hie und da, selbst in Städten, ansässig waren. Häufig spielte, wie bei vielen Wunderdoctoren, auch der Betrug seine Rolle. Neuerdings greift man lieber zum Arzte; denn bei der freigegebenen Praxis siedeln auch in

kleineren Orten die Aerzte sich an, und machen sich um so beliebter, je weniger in die Apotheke es kostet. Ausgaben für Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit treffen schmerzlich. Ja, man sagt von den Leuten des Osterthales: wenn dort jemand ernstlich erkranke, so rufe man erst den Notar, dann den Pfarrer, und endlich, wenn dem Todtkranken der Athem ausgehen will, den Arzt. Stirbt oder gesundet der Kranke, so werde der Rest der ihm verschriebenen Arznei so lange verwahrt, bis ein anderes Familienglied eine ähnliche Krankheit befalle: so gebe man doch sein Geld nicht umsonst aus! Uebertrieben mag diese Nachsage sein, doch immerhin bezeichnend für die Zähigkeit des dortigen Volkes, vorab in Hinsicht des Geldes.

Für Heilung der gewöhnlichen Volkskrankheiten, als Fieber, Rothlauf, Zahnweh, Magenweh und dergleichen bestehen vielerlei natürliche Mittel, deren Darlegung zur Volksheilkunde gehört.*) Unsere Aufgabe umgreift nur die übernatürlichen Mittel, welche im bloßen Volksglauben beruhen. Immer noch läßt man sich „brauchen,“ oder sich „blasen,“ das ist das Besprechen des Uebels unter Nennung der höchsten Namen; wohl sind auch Heilkräfte der Natur damit verbunden. Nur eigens hiezu berufene Leute verstehen das „Brauchen,“ die Anwendung von „Sympathiemitteln,“ und kann dasselbe nur Personen des andern Geschlechtes gelehrt werden. Zur Kennzeichnung der Verfahrungsweisen hier einige Proben.

Wehe Augen, besonders Flecken an Menschen und Vieh werden geheilt mit einer „Augenblume,“ auf dem bloßen Rücken getragen. Sie besteht in einem Säckchen aus grauem, ungebleichtem Tuche, worin einige Körner Salz, Brod und Kampfer. — Dann der Spruch: „Flecken, geh vom Auge, wie die Wolken laufen!“ unter Nennung der drei höchsten Namen und über das Auge geblasen.

Gegen das Zahnweh hilft schimmeliges Brod; — mit dem Nagel einer Todtenlade dreimal den kranken Zahn bestrichen; — ein Stück Holz von einem durch das erste Frühlingsgewitter erschlagenen Baume als Zahnstocher gebraucht; — der verlorene Zahn des Kindes, das bald einen neuen erhalten soll, in ein Mausloch gesteckt mit den Worten: „Mäuschen, ich gebe dir einen knöchernen, gib mir einen eisernen!“ — Am Freitag die Nägel beschneiden; — Käfern, wenn sie auf dem Rücken liegen, wieder auf die Füße oder die rechte Seite verhelfen. —

Gegen den Nachtbrand (Ausschlag im Gesichte bei kleinen Kindern) schüttet man drei Schippen voll glühender Kohlen dem Kinde über den Kopf, jedesmal mit den Worten: „Nachtbrand, geh über Land!“ — Haben Kinder keine Eßlust, dabei Schlafsucht und gelbe Augen, so wird ihnen ein

*) S. Dr. Friedrich Pauli: „Die in der Pfalz und den angränzenden Ländern üblichen Volksheilmittel.“ (Gekrönte Preisschrift) 1842.

Faden um den Bauch gelegt, dieser sodann um ein frisches Ei gewickelt und das in die heiße Asche gethan. Blieb der Faden ganz und ist zersprungen das Ei, so war ein Magenfieber vorhanden und Gelbsucht. Das Ei wird in einen Maulwurfshügel gesteckt mit den Worten und üblicher höherer Namensnennung: „Mahfieber un Gelsucht, willt du mich begraben, so will ich dich begraben!"

Beim Nasenbluten macht man aus Strohhalmen ein Kreuz auf den Boden und läßt die Tropfen darauf fallen. — Beim Schneiden wird das schneidende Instrument in graues Fließpapier gewickelt. —

Gegen das Verrenken eines Gliedes gebrauchte eine Frau den Spruch:

„Hast du dir deine Glieder verrenkt,
So haben sie unsern Heiland gehenkt,
Schadet ihm das Henken nichts,
So schadet dir das Verrenken nichts!"

Gegen Heiserkeit der linke wollene, oder auch umgekehrte Strumpf um den Hals. Zum Schwitzen holt man auch in einem Sacke einen Ameisenhaufen, steckt in den Backofen den Sack und diesen glühendheiß in das Bett und legt sich selber darauf.

Warzen reibt man mit einer großen Schnecke, steckt diese an ein Hölzchen und legt es auf eine nicht leicht zugängliche Mauer; mit dem Verfaulen der Schnecke verschwinden die Warzen. Oder macht man in einen Bindfaden so viele Knöpfe als die Zahl der Warzen, und legt denselben heimlich auf eine Mauer oder unter die Dachtraufe.

Gegen Heimweh wird das Hemd „äbsch" (umgekehrt) angezogen, oder steckt man sich auf der Reise ein Stücklein Brod in den Sack.

Die Zahl 9 ist bedeutsam für jegliche Krankheit: von wüthenden Hunden Gebissene werden an den neunten Tagen, Wochen, Monaten krank, desgleichen mit zweimal neun. In Krankheiten ist der 9. Tag entscheidend: manche Kinder sind 9 oder 18 Wochen „Krischer;" der Würzwisch soll aus neunerlei Kräutern bestehen, der Hexenstuhl aus neunerlei Holz.

Gegen das Fieber („Frieren") weiblicher Personen und gegen ähnliche Krankheiten wird im Holzlande ein Amulett (Zettel mit einer Sympathieformel) auf die Brust gebunden. Da es nicht half, öffnete ein Neugieriger den in Leinwand eingenäheten, mit drei Kreuzen versehenen Zettel. Darauf die Worte:

„Die Alte hat das Kalte
Holt der Teufel die Alte nicht,
So verliert sie auch das Kalte nicht!" —

Die Amulette sind von vielerlei Art, gewöhnlich sind Köpfe, Füße und andere Theile von ekelhaften Thieren, als Kröten, Schlangen, Ratten, Mäusen u. s. w. ein- oder beigebunden und werden selbst auf bloßer Haut getragen.

Gegen Gicht- oder Gliederkrankheit fertigte ein Schmied zu D. „Gichtringe" aus siebzehn „um Gotteswillen" gesammelten Kupferkreuzern. Innen sind sie mit † † † bezeichnet. Bei großen Schmerzen wurden dieselben trübe, beim Nachlassen wieder hell. Ein verlorener Gichtring darf nicht wieder gesucht, ein gefundener nicht aufgehoben werden. — Ferner soll helfen das sympathetische Gebet an einem Weidenbusche. Eine Weidenruthe wird während des Gebetes in der Hand gehalten und bei dem Amen zu einem Knoten geschlungen. Der Kranke oder der Genesene darf in seinem Leben nicht mehr in die Nähe des Busches kommen, sonst kehrt die Gicht wieder. — Einer sechs Jahre gliederkranken Frau (Südwestrich) wurde als Heilmittel Elisabeth-, Margarethen- und Barbara-Oel verrathen und von dem Apotheker aus einem Glase gegeben. Die Hauptkur machte ein Mann aus E. Auf ihrer Gartenterrasse mußte die Frau sich des Nachts bei Mondschein entkleiden, und wurde von diesem Manne an allen Gelenken mit einem Johannisbeerzweige berührt und dieser in die Erde gesetzt. Der Zweig wuchs und stand noch vor einigen Jahren, die Krankheit aber verblieb bis zum Tode der Frau. —

Für den Tod ist aber kein Kräutlein gewachsen. Untrüglicher als die hilflosen Mittel des Brauchens, untrüglicher als das Bedeuten des Arztes erscheinen einem Theile selbst des gebildeten Volkes die zahlreichen Vorbedeutungen und Vorzeichen des baldigen Sterbens. Sie sind mitunter sinnig und tief und von poetischer Kraft. Heben wir einige hervor. — In der Kirche haben die Männer rechts, die Frauen links ihren Platz; auf welcher Seite während der heil. Wandlung eine Kerze dunkler brennt oder droht zu erlöschen, da gibt's einen baldigen Tod. — Wenn Kinder vor einem Hause, besonders eines schwer Erkrankten, andächtig singen oder gar ein Begräbniß im Spiele darstellen, bedeutet das seinen Tod. — Wer auf dem Krankenbette das heil. Abendmahl nimmt, steht nicht wieder auf. Den Tod eines nahen Verwandten zeigen an drei Blutstropfen, die ohne Veranlassung und unversehens aus der Nase fallen; das Ausfallen eines Zahnes im Traume; das Klopfen und Poltern an der Wand in der Nacht; das Heulen eines Hundes in der Nachbarschaft, das Rufen des Käuzchens („Kibitz") vor dem Fenster; das Zusammenschlagen der Glocken um 12 Uhr des Mittags oder in der Nacht den Tod im Hause; das Absterben des Apfelbaumes im Garten den baldigen Tod des Familienhauptes; ein weißer Krautstock, oder weißgewordene Blätter unter sonst grünenden eines Familiengliedes — sie werden deshalb ausgerissen und unter der Dachtraufe begraben; desgleichen ein heftiger Nachtsturm den nahen Tod eines schwer erkrankten Bekannten, oder den bereits erfolgten eines fernen Verwandten; starkgehender Wind den Tod eines Erhenkten. Und so noch viele sinnvolle Zeichen, abgesehen von den Träumen, Ahnungen, Visionen und Anmeldungen in Leibesgestalt. Gerade die reiche und mannichfaltige Zahl dieser Zeichen

entspricht gleichsam den Graden der verwandtschaftlichen Liebe und Anhänglichkeit.

Treten wir zum Lager des Todes. Ist die letzte Stunde gekommen, so versammelt sich die Familie, um den letzten Abschied zu nehmen. In streng katholischer Gegend (Bliesthal) läßt sich der Kranke noch einmal „versehen." Hie und da gibt man mit der Glocke ein Zeichen — „es zinkt" — und dem Geistlichen folgt zum Sterbelager eine große Begleitung. Während des Beichtens kniet diese im Hausgang und in der Küche und betet laut, ja so laut, daß von beiden kein Wort verstanden werden soll; erst bei der heil. Kommunion drängt sich alles, was Platz findet, in das Sterbezimmer. Ueblich, jedoch nicht überall, ist auch noch das „Zurufen." Irgend eine alte Person, welche allerlei „Herzstöße" auswendig kann, stellt sich vor den Sterbenden und betet dieselben so laut vor als nur möglich, so daß es der Sterbende noch vernimmt. Um sich hievon zu überzeugen, ruft man ihm laut in das Ohr: ob er es auch wirklich verstehe? — Ist er verschieden, drückt man die Augen ihm zu, öffnet das Fenster, daß seine Seele hinaus kann aus dem Zimmer, bedeckt ihn mit seiner Bettdecke, beeilt sich ihn zu waschen, anzukleiden und auf das „Schab" (eine eigene Vorrüstung) zu legen, ehe er „strack" wird. Inzwischen gibt die kleine Glocke mit dreimaligem Absatze das Zeichen; man läutet die üblichen drei „Letzten;" für Personen, welche die erste heil. Kommunion empfangen haben, mit zwei Glocken; für Kinder mit einer. „Zinkt" die kleine Glocke zuerst, so ist die verstorbene Person weiblich, umgekehrt männlich. Die Leiche wird mit einem Todtenhemde bekleidet; die Männer haben eine weiße Todtenkappe, ältere weibliche Personen die weiße Nebelkappe, welche sie gewöhnlich zur Kirche getragen, junge ihre Kirchenhaube, Mädchen bleiben barhaupt mit Blumenkranz im Haare. Man gibt dem Verstorbenen in die auf der Brust gefalteten Hände einen Rosenkranz und ein aus geweihtem Wachse geformtes Kreuzchen. Die Leiche ruht zweimal 24 Stunden bis zum Begräbniß. Beständig brennt eine Kerze oder ein sonstiges Licht. Während dessen wird ununterbrochen gewacht und gebetet. Bei einer verheiratheten Person versammeln sich des Abends nur Männer im Sterbehause, gewöhnlich die Träger der Leiche. Jeder Ein- und Austretende besprengt die Leiche mit dem dabeistehenden Weihwasser. Bei ledigen Verstorbenen wachen Ledige beiden Geschlechtes, die Mädchen flechten den Todtenkranz. Anderwärts ist der Schab nicht mehr üblich; die Leiche erhält erst in der Lade das Sterbekleid.

Die „Todtenfrau" (Leichenfrau) ladet in Dörfern zum Leichenbegängniß und erhält (Vorderpfalz) in jeder Familie ein Brod oder Mehl. Bei vornehmeren Leuten ladet ein Gemeindebedienſteter oder der Kirchendiener ein. In der Ebene ist das Begräbniß gewöhnlich des Mittags um 12 Uhr, am Gebirge in beliebigen Morgenstunden, in der Stadt des Nachmittags,

jedoch mit Abweichungen. Die Trauerleute versammeln sich im Sterbehause oder in der nächsten Nachbarschaft, die Glocken geben das Zeichen, der Geistliche kommt mit dem Lehrer und der Schuljugend, und hält bei den Protestanten im Zimmer der Trauerversammlung eine „Trostrede," bei den Katholiken nicht. Nach dieser Gesang vor dem Hause von der Jugend und den Anwesenden. Beim zweiten Geläute kommt die Todtenfrau anzufragen, ob sie den Todten noch einmal ansehen wollten. Dann wird der Sarg zugenagelt, von den Trägern herausgetragen, auf die Bahre gestellt und mit dem Todtentuche bedeckt, bei ledigen Leuten auch mit Blumen und Blumenkronen geschmückt. Daran sind auf Herzausschnitten aus weißem Papier Reime angebracht, entweder Verse aus dem Gesangbuche oder eigens gedichtet, z. B.

„Ich sag' meinem Vater und Mutter gute Nacht:
Will sehen, was mein Bruder im Himmel macht,"

und so nach Umständen geändert.

Mein Leben ist ein Pilgrimsstand,
Der Himmel ist mein Vaterland!

In Städten ist auch nebst den Trägern ein eigener „Todtenwagen" gebräuchlich. Der Träger sind 4 oder 6; sie erhalten einen Rosmarin- oder Lorbeerstrauß oder eine Zitrone in die Hand, bei vornehmen Leuten auch Flor und Handschuh; in der Südgegend der Geistliche ein seidenes, der Lehrer ein leinenes Nastuch. (In Annweiler hatte die Zunft der Metzger für die Leichenträger eine eigene Tracht, bestehend in einem schwarzen Talare mit kurzem Kragen.)

Am Grabe Trauergesang, aus dem Gesangbuche eine oder zwei Strophen, dann Grabrede, Gesang und Einsegnung bei beiden Konfessionen. Beim Weggange werfen des Verstorbenen Freunde mit der Schippe dreimal etwas Erde in die Gruft. Die Träger helfen dem Todtengräber das Grab vollenden. Die Kronen des Sarges werden niedergesetzt auf das Grab, das später mit Trauerweiden und Rosenstöcken verziert wird. Die Todten liegen alle so, daß sie beim Aufstehen die Kirche im Angesicht haben. — Die Glocke ruft wieder (bei den Protestanten) zum Gotteshause, wo die Rede über des Verstorbenen Lebensverhältnisse statt hat, bei den Katholiken die üblichen Todtenmessen an folgenden Tagen. Nach dem Trauergottesdienste versammeln sich die Verwandten mit den Trägern im Sterbehause, wo diesen eine Erfrischung gereicht wird. Die Leichenimbse, früher bis zur Ueppigkeit ausgeartet, sind polizeilich verboten und ganz im Verschwinden. Bei den Katholiken brannten Lichter und ein Crucifix stand auf dem Tische. Dem entsprechend war nicht immer die Unterhaltung. Nach dem „Imbse" ward gebetet „für die Ruhe des Abgeschiedenen" ein Rosenkranz und einige Paternoster, sogar für jenen, welcher aus der Gesellschaft zuerst sterben wird. —

Auch im Sterben und im Begräbnisse sieht der Volksglaube seine eigenen

Zeichen. Lächelt ein Todter im Sarge, so stirbt bald jemand aus der Familie, desgleichen wenn bei einer Leiche sich die geschlossenen Augen von selbst öffnen, wenn jemand eine Thräne auf dieselbe fallen läßt; wenn der Geistliche vor dem Hause warten muß; wenn der Sarg nicht fest steht u. s. w. — Der Träger, welcher zuerst die Bahre niederstellt, stirbt zuerst oder jemand aus seiner Familie. Ergreift der Todtengräber beim Einscharren zuerst den Spaten, so ist der zunächst Sterbende ein Mann; erfaßt er die Schippe — so ist es ein Weib. — Wer am Grabe allzulaut weint, hat den Verstorbenen am schnellsten vergessen. — Das Licht, welches beim Todten gebrannt hat, will immer erlöschen; — brennt aber kein Licht, so hat er im Grabe keine Ruhe. Desgleichen, wenn die Stühle worauf der Sarg gestanden, nicht gleich umgelegt werden. — Wer eine „Todtenblume" an jemanden verschenkt, veranlaßt dessen baldigen Tod.

Die Gräber der Verstorbenen werden nicht mit der sonst gewohnten fortlaufenden Liebe und Sorgfalt gepflegt. Wohl sind die Friedhöfe der Städte zumeist in schöne Gartenanlagen verwandelt und wetteifert dort ein schönes Denkmal aus Stein mit dem andern, auch in vorderpfälzischen Dörfern; allein die Kirchhöfe des Westrichs, zumal jene der ehemals rein reformirten Dörfer, bieten zumeist ein verödetes Bild. Höchstens, daß hie und da noch ein einfaches Kreuz aus Latten, mit und ohne Bedachung, ohne Inschrift, häufig nur mit Anfangsbuchstaben, häufiger gar nicht bezeichnet, die Grabesstelle andeutet; oder es zeigt sich dann und wann noch eine Krone aus buntem Papier, der einstige Zierrath des Sarges, nun vom Regen gebleicht und vom Winde zerrissen. Wie im Leben, so liebt der Pfälzer auch nicht im Tode den äußeren Schmuck, das äußere Sinnbild. Und doch darf man sagen, daß unser Volk, bei welchem die Familienhaftigkeit einer der schönsten Herzenszüge, seiner Todten noch immer gedenke, wenn auch das äußere Zeichen des Grabes längst schon verschwunden.

Siebenter Abschnitt.

Nahrung.

Von Ludwig Schandein.

Das pfälzische Volkseigenleben ist durchgängig und gründlich gelockert. Neben dem gleich erkennbaren, mit dem Volksgemüthe unausrottbar verwachsenen Sang und Klang unserer Mundart zeigt noch die Nahrung einen verhältnißmäßig festen Bestand. Während jedoch die Trümmer der Tracht, der Sitten und Bräuche und anderer Volksüberlieferung nur in den unteren Schichten fortvegetiren, hat der bemittelte Stand sich feine

Lebweise möglichst bewahrt, eingedenk der Worte Pauli an die Korinther: Prüfet alles und das Beste behaltet! Und hier, in der bessern Gesellschaft, ist die eigentlich pfälzische Küche zu suchen. Nicht ohne Fug wäre darum zu handeln: von der Kost des Armen, vom Tische des Bauern oder des bürgerlichen Mittelmannes überhaupt, dann von der Tafel des Reichen. —

Gleich seiner Wohnung und Tracht ist auch die Nahrung des Armen ebenso einfach als einförmig. Der völlig Besitzlose, der Taglöhner, kurz — die von Hand zu Mund lebende Klasse begnügt sich mit dem, was zunächst der heimische Boden ihr gönnt. Ist nur der Magen gestillt, dann gibt der Mund sich zufrieden. Allein an den Glanztagen des Jahres, vorab an der Kirchweih, regt sich die alte, unvergessene Lust. Sonst thut man lieber sich Abbruch in allem, quält und plagt sich tagaus und tagein um nur ein bischen Selbständigkeit, und fühlt man sich hinreichend belohnt, so sich das Sprüchlein verwirklicht:

„E' Gärtche un e' Kuh
Deckt alle Armuth zu!"

Glückt es aber durchaus nicht trotz Schinden und Plagen, dann kommt mit „Bettelmanns Umkehr" auch nicht selten der leichtfertige Sinn, und der Humor blüht wie Schleh an den Hecken. Denn: „Morjens esse mer nix, mittags werd's gewärmt, un owends esse mer was iwrig bleibt!" — freilich ein trauriger Trost.

Die „Armeleutskost" ist in allen Theilen der Pfalz fast die gleiche; das überwiegende und zugleich ständige Element bildet, vorab im deshalb verrufenen Westrich, die wohlfeile Kartoffel — „die Grumbeer." Der Westricher ißt Werktags „Grumbeere" und Sonntags zur Abwechselung „Kartoffeln," jedoch in verschiedener Gestalt: bald mit, bald ohne „Muntur," d. h. „gequellt" (gesotten) oder „geschält," und diese wiederum ganz oder „gestickert," oder in Form einer dicksteifen Suppe, so steif, daß man mit den Stiefeln darin stecken bleibt. Geschmelzt und ungeschmelzt werden sie mit gleichem Behagen „hinuntergedudelt." Sagt ja das Holzländer Lied:

„Morjens gebbt's Grumbeersupp,
Mittags werrese ganz verstuppt,
Owends kummese mit ganzer Schal —
Is das net e' Grumbeerequal?"

„Grumbeere un Sauermilch" ist das westricher Schlagwort für ständige Kost; je nach der Zeit auch ein Salat, ein Gemüse, nur selten ein Fleisch. Doch gegenwärtig bei der Aussicht auf sichern Verdienst hebt sich die Kost durch etwas mehr Wechsel. Bei alledem aber hat der übermäßige Kartoffelgenuß nicht die sonstigen nachtheiligen Folgen. Die unausgesetzte Arbeit, das gute Trinkwasser der Berge, selbst der Wechsel der Kochart wirken günstig. Dem vorderpfälzischen Armen, welchem ohnehin mehr Gemüse,

Mehlspeisen und Obst zu Gebote stehen, hilft noch das mildere Klima, die erheiternde Luft.

Greifen wir zum vollständigen Bilde der Nahrung bis zum Säugling zurück. In den seltenen Fällen, wo die Mutter selber nicht stillt, erhält das Kind einen Ersatz mit einer wasserverdünnten Milch, welche in einem Löffel beigebracht wird. In besseren Familien wählt man ein mit einer künstlichen Brustwarze — „Mamma" — versehenes Glas. Der Schnuller, dessen Inhalt aus zerriebenem und durchzuckertem Zwieback oder desgleichen Weck mit Milch angefeuchtet besteht, allerdings ein nicht ganz zuträgliches Behelfsmittel, wird nur sehr selten gebraucht. Statt dessen gibt man dem Kinde eine Brod- oder Weckkruste, auch eine mürbe Birnschnitze in die Hand. Nach etwa drei Monaten kommt der „Kinnchesbrei," aus ganz feinem Mehle und Milch zubereitet; dann für die zwei nächsten Jahre die Wecksuppe. Mit Beginne des Laufens vervielfältigen sich die Speisen, namentlich durch verschiedene Breisorten und Muse. Nach und nach genießt das Kind die Nahrung der Eltern, jedoch fast ganz ohne Fleisch. Vor geistigen Getränken, als Bier, Branntwein und dergleichen bleibt es bewahrt, mit Ausnahme eines Tröpflein Weines zuweilen. Der frühere Mißbrauch im Westrich, des Schlafes wegen den Schnuller in Branntwein zu tauchen, hat sich völlig verloren.

Unsere Nahrung ist überwiegend vegetabilischer Art, und zwar in wachsendem Verhältniß nach unten. Durchschnittlich ißt man zum Gemüse das Fleisch, nicht aber zum Fleisch das Gemüse, wie in Bayern und Schwaben. Bei der an und für sich schon sättigenden Gemüsebereitung entbehrt sich so ziemlich das Fleisch. Zudem sind die Gemüse schon von Natur aus so weich und so zart und ist ihre Auswahl so reich, daß diese dem den Wechsel liebenden Pfälzer schon mehr als genügt. Denn auch im Essen und Trinken, wofern es ihm möglich, neigt er mehr zu vielerlei Art, als zu der Masse im Ganzen. Diese Neigung ist auch durch die Bodenarten begünstigt, welche ebenso mannichfaltig als die Formen der Bodenplastik. Dazu noch die unermüdlich sorgsame Bodenkultur. Die Vorderpfalz erzeugt alle Sorten von Getreide, insbesondere Weizen; die feinsten Gemüse, zum Hausbedarfe auch noch die Kartoffel; das edelste Kern- und Steinobst, dieses vom würzigen Pfirsich bis zur saftigsten Zwetschge; dann einen Wein, welcher zu den besten in Deutschland gezählt wird; kurzum, wir haben eine Musterkarte der herrlichsten Gottesgaben, und alles in Hülle und Fülle. Das rauhere Westrich dagegen hat von Getreide vorwiegend Korn (Roggen), dann Spelz und die niederen Sorten; die fleißige Wiesenkultur fördert die Viehzucht; dann gibt es Gemüse vielerlei Art, auch gutes und reichliches Obst, jedoch nur wenigen Wein. Vor allem aber wuchert hier die nahrhafte Kartoffel, hin und wieder in neuester Zeit durch die Erdäpfel (Topinambur) abgelöst. Wir unterscheiden darum, ohne gerade zu

scheiden: ein Frucht-, ein Kartoffel- und ein Weinland. Und darnach ab oder zu, wenn auch im Ganzen sich ähnlich, charakterisirt sich unsere vegetabilische Kost.

Die Nahrung des westricher Landmannes, miteingeschlossen die seines Gesindes, stellt sich folgendermaßen. Schon mit grauendem Morgen geht der einfache Bauer mit einem „Mövelche" (Mundvoll) schwarzen Brodes an die Tagesarbeit, und kommt erst nach einigen Stunden, etwa um 7 oder 8 Uhr zum Frühstück („Morgenessen") zurück. Das besteht in einem Käsfladen (weicher Käs auf das Brod gestrichen), seltener aus dicker Suppe — „Riwelsupp" (Mehl zu Knollen in Milch gekocht) — noch seltener in Brod mit Kafe, den nur die älteren Leute, Großvater und Großmutter, trinken. Bei harter Arbeit im Sommer gibt es in der nördlichen Pfalz „Eierröhr," eine aus Mehl, Milch und Eier in der Pfanne zusammengerührte und durch Kochen verdickte, äußerst nahrhafte Masse, welche wie Käs, aber dick auf das Brod gestrichen wird. Der Trank dazu ist „Beerewei" (der den Birnen entpreßte Most, der später gährt und zum Weine sich klärt und überhaupt im Westrich Nationaltrank geworden), unter Umständen, jedoch nicht so allgemein, auch Apfelwein; mitunter thut es auch ein Schluck guten Branntweins, der vielfach im Lande aus Zwetschgen, Kirschen, Korn und anderm Getreide gebrannt wird. Nach kurzer Ruhe wieder zur Arbeit, und steckt man sich einen „Ranken, Keil oder Knorren" Brodes in den Sack. Beim Elfuhrläuten geht alles wieder zum Mittagessen nach Hause. Ist man aber zu weit vom Orte entfernt, so wird das Essen getragen. Das „Essentragen" erstreckt sich zumal auf die Arbeiter im Freien, als Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Holzmacher, Kohlenbrenner, Hirten ꝛc. Diese erhalten kalte Küche: Schwarzbrod mit Hand- oder weichem Käse, Aepfeln und anderem Obste. — Den Mittagstisch bildet eine dicke und nahrhafte Kartoffel-, Riebel- oder sonstige Mehlsuppe, auch Kartoffelbrei oder „Grumbeerebrüh" (Kartoffelscheiben in viel Wasser gekocht und dann mit dem „Grumbeerestößel" zerstampft), mit einem Zusatz von Essig, Mehl, etwas Zwiebel und Lorbeerblättern, wie überhaupt alle Suppensorten gewürzig beliebt sind. Ferner Gemüse, je nach der Jahreszeit, entweder grün, eingemacht im Ständer oder gedörrt, zumeist aber mit Kartoffeln schon im Kochen vermischt. Nur selten, höchstens einmal in der Woche, wird mit einer Mehlspeise gewechselt. Obst ißt man so unter der Hand. Der Nachtisch (das Dessert) ist wieder die Arbeit. Des Abends gibt's einmal „Grumbeere un Sauermillich," das andermal „Sauermillich un Grumbeere." In jüngster Zeit nimmt auch der Fleischverbrauch zu, und vorab wissen die Leute ähnlichen Schlages in der Stadt es wohl auszurechnen, daß „Suppe, Gemüse und Fleisch" jedenfalls billiger steht als eine Speise von Mehl. —

Die Nahrung des Winzers, welcher als „Vorrechtsschaffer" gewöhn-

lich sich selber beköstigt, oder des „Gäbauers" gestaltet sich also. Das Frühstück vor dem Hinausgange ist Kafe oder Milchsuppe mit Brod. Um 10 Uhr Käsebrod (Limburger- oder Handkäs). Mittagessen um 11 Uhr zu Hause: Suppe (Kartoffel-, Mehl-, Linsen-, Bohnen- oder andere), Rindfleisch, Schweinefleisch, frisch oder dürr, zum Gemüse verschiedener Art. Um 1 Uhr wieder zur Arbeit. Um 4 Uhr Brod mit Käse, dann Arbeit bis zur einbrechenden Nacht. Dabei ein Krug (etwa 3 pfälzische Schoppen) „Trester- oder Drückerweines." Nachtessen: Kartoffel, zumeist „gequellte," und weicher Käs, je nach der Jahreszeit auch Salat, gekochtes Obst oder Obstmus. Während der Woche wenige Mehlspeisen. Sonntags: Suppe, Speck und Eier, ein pfälzisches Leibessen. Dann den Grünstadter „A'rachkopp" in's Maul und in das Bierhaus — und um ein „Gröschel" gezwickt bis in die Nacht; „for e' Kraizer zwicke numme Bettelleit und Handwerksborsch!" — So etwa die Speisekarte der halbwegs bemittelten Leute; selbstverständlich weicht sie in manchen Strichen unwesentlich ab. In den meisten Bauernhäusern des Westrichs sitzt das Gesinde mit der Herrschaft am nämlichen Tische und ißt von der nämlichen Speise, mit Ausnahme des Frühstückes, wo die Herrschaft Kafe trinkt, und der Zwischenzeiten, wo diese als „Zehn- oder Vieruhrbrod" etwas Apartes „knuschpert." Mehl- und Fleischtage, wo solche bestehen, sind übrigens örtlich verschieden. —

Fassen wir nun die Einzelbestandtheile unserer Kost etwas näher in's Auge. Die Grundlage aller Nahrung ist das Brod, ohne welches der Pfälzer kaum eine Speise genießt. Zubereitung, innerer Gehalt und Gestalt des Brodes sind nicht ohne Bedeutung für den kulturgeschichtlichen Forscher. W. H. Riehl hat in seinem Buche „die Pfälzer" ergiebige Nachweise gebracht, wie auch im Brode, nicht minder in der Wurst und im Käse Eigenart und Abstammung eines Volkes sich anzeigt. Auch nach dieser Beziehung sind die Pfälzer ein Mischvolk. Nun wir essen Schwarzbrod, Weißbrod und wieder gemischtes. Der runde, schwarze Sechspfünderlaib mit der glänzend braunen Oberkruste und der kleinen „Dell" in der Mitte, das Hausbrod des Bauern, erscheint ebensogut die Urform unseres Brodes, als die Grundform des männlichen Hutes der Schlapphut. Alles andere von Brod und von Weck, ob in die Länge gestreckt oder gestaucht, ob groß oder klein, ist davon Spielart. Die runde, aber auch längliche Form heißt bei uns Brod oder Brödchen, der Querschnitt durch die Länge des weißen Brödchens bildet den Weck; doch wird der Name auch wieder verwechselt. Die Städter lieben zum Kafe den Milchweck aus Butterteig, im Dorfe gilt der Wasserweck („Langbrod"), der „Lickerweck," einfach oder gedoppelt mit weicher Kruste, oder auch Schwarzbrod mit Butter oder weißem Käse. Die braune Oberkruste des Laibes verräth fränkisches Wesen, welches immer weiter nach Süden ausgreift; alamannische Verwandtschaft

die rauhe, ein wenig mit Mehl bestreute Oberdecke des wenig gesalzenen runden Laibes im Süden. An der südwestlichen Gränze florirt schon das französische Weißbrod mit Metzer Rothwein, sowie Cognac im schwarzen Kafe. Doch wie die Stücke einer Nationaltracht als Liebhabereien der Mode, so sind auch die Brodarten örtlich zerstreut und ist die eigentliche Gränze verwischt. Uebrigens gewürztes Brod mit Anis, Fenchel und dergleichen ist dem pfälzischen Geschmacke völlig zuwider; er liebt Salz, auch etwas Kümmel auf der Kruste, wie z. B. den Kümmelweck (bayr. Salzsemmel) zu einem Glas Wein, desgleichen die Fastenbretzel, worin manche Bäcker eine eigene Kunst offenbaren.

In allen Bauernhäusern sind Backöfen. Ehemals bestanden Gemeindebacköfen — zum Theil heute noch — an welche besondere, oft sehr interessante „Backordnungen" sich knüpften. Die Hausfrau backt das Brod selbst, in der Regel aus reinem Roggenmehl. Die frühere Sitte, demselben eine größere oder geringere Menge Kartoffeln zuzusetzen, verliert sich; auch siebt man jetzt allenthalben auf schönes, nicht allzuscharf ausgemahlenes Mehl. Zu Kuchen nehmen auch ärmere Leute vom feinsten Weizenmehl, weil es „besser gedeiht." Eine eigene Sitte beim Brodbacken ist der „Flammkuchen," groß und dünn, der zuletzt eingeschossen, dann mit Butter oder Speck bestrichen und leider oft nur allzu heiß verzehrt wird. Auch für die Kinder der „Appelplotz," ein in dünnen Teig eingehüllter, gebackener Apfel darf bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Beim Brodbacken galt mancher altheilige Brauch. Daß das Gebäcke gut gerathe und gedeihe, wurden beim Einmehren mit der rechten Hand 3 Kreuze nebeneinander eingedrückt. — Wann das Feuer im Backofen brennt, so warf die Hausfrau gewöhnlich eine Handvoll Mehl oder etwas Teig in dasselbe, damit kein böser Geist in das Haus eindringe; so wurden die Hausgötter befriedigt. — Das ausgebackene Brod mußte auf die Oberdecke des Bettes umgekehrt, d. h. mit der oberen Rinde, der sogenannten „Bubenkruste," gelegt werden; die „Mädelkruste," die mehlige, graue Seite kam unten hin: wer das also nicht that, mußte so lange als das Brod lag in der Hölle auf dem Bauche liegen. — Beim Brodbacken erhielten die Hausarmen einen kleinen Laib, denn sonst sei kein Segen im Hause. — Beim Anschneiden des Brodes machte man erst mit dem Messer auf die Mädelkruste das Zeichen des hl. Kreuzes.

Die selbstgebackenen **Kuchen**, als dicke und dünne in allerlei Form, gezuckert, mit Obst belegt, und wieder mit Bierhefe getrieben, spielen überhaupt, besonders bei Kirchweihen und Hausfestlichkeiten eine bedeutende Rolle. Nach deren Beschaffenheit wird die Geschicklichkeit einer Hausfrau in der Küche beurtheilt; mehr als eine Hausfrau könnte es mit einem erfahrenen Konditor darin aufnehmen. Namentlich sind die Obstkuchen der Pfalz von ausnehmender Güte; in der Zwetschgenzeit z. B. wird der Backofen

nicht kalt, und niemand, der den „Quetschekuche" nicht möchte. Ueberhaupt hat der Geist der Erfindung in unsern Kuchen sich „geschmackvolle," aber auch schnell vergängliche Denkmäler gesetzt. — Eine besondere Liebhaberei sind noch die Waffeln aus Pfannkuchenteig, zumeist von den Basen zum Kafe genossen. In einer echten Haushaltung sind wenigstens drei Waffeleisen zu treffen. Desgleichen die „Strauben," oder „Stritzen," in Tellerform und von der Dicke eines kleinen Fingers.

Der eigentlichen Mehlspeisen — statt des Gemüses — gibt es eine sehr große, mannichfaltige Reihe, theilweise mit Kartoffeln gemischt. Die „Knöpp," (fränkischen Klöse) nicht so wie die bayerischen Knödel — sind das beliebteste Thema in vielen Variationen mit und ohne Begleitung von Brühfleisch oder von gekochtem Obste. Obenan steht der „Lewerknopp," vorab des Abends gebacken, mit grünem Gartensalat. Um eine Platte voll Rehleberknöpfe läßt sich mancher Pfälzer stundenweit locken, und wenn es Spieß regnet; aber sie müssen auch darnach sein: wenn man mit der Hand leicht an den Tisch stößt, so müssen sie auf der Platte zittern, erst dann sind sie gelungen. Auch der „Grumbeer- und der Grieskuopf" sind nicht zu verachten bis herunter zum „Markknöppche" in der Fleischsuppe. Dampfnudeltag ist der Freitag; die Dampfnudeln werden entweder gekocht und in der Pfanne auf einer Seite gebacken, oder im Backofen ganz. Die Faßnachtsküchelchen, bei Protestanten auf Dienstag, bei Katholiken auf Mittwoch üblich, werden in Schmalzbutter, lieber noch in Mohn- oder Buchelöl und in großer Menge gebacken. Denn jetzt heißt es:

„Bas Bärwel, Bas Bärwel,
Lang 's Wäljerholz her:
Es deucht mich, es deucht mich,
Daß 's Faßenacht wär!"

Außer den bekannten Fleisch- und anderen Suppen sind zumeist für Kranke zu nennen die Rahm- und die Zwiebelsuppe, welch letztere schon im 16. Jahrhundert bekannt war. Denn Joseph Baader, Pfarrer zu Landau, beklagt sich in seinem Briefe an den Pfalzgrafen Ludwig II. rc. „de ansere" 1526 vonwegen der hausarmen Leute, „welche gleych in dem, .so sie yczundt essen wöllen, erst vmb holtz vnd fewer lugen, und so es wohl geredt, so würd zuletzt etwan ein Zwybelsuppe draus, vnd ist Kese vnd Brot die beste tracht." — Das Suppenessen zu Mittag, besonders zu Abend mit Nachtisch von Brod und Beigaben, ist in bürgerlichen Häusern sehr verbreitet, z. B. Sauermilchsuppe mit folgendem Obstkuchen u. s. w. —

Die Gemüse sind ihrer Gattung entsprechend ebenso nahr- als schmackhaft bereitet, und zwar nicht schwimmend in einer langen, dünnen, nichtssagenden Brühe, sondern in einem Mittelzustande von Festigkeit und Weichheit, gedämpft und geschmort, und reichlich mit Butter geschmelzt.

Die Frühjahrsgemüse, als Spinat, Zucker- und Pflückerbsen, Kohlkraut, Spargel, Schwarzwurzeln ꝛc. werden ohne, die Herbst- und Winter- oder eingemachten Gemüse, als gelbe und weiße Rüben, Sauerkraut, Bohnen ꝛc., in der Regel gemischt mit Kartoffeln genossen; wenigstens ist an besseren Tischen beides gesondert zu beliebiger Wahl. In der gesegneten Weinpfalz ist sogar das pure Kastaniengemüse, mit etwas Wirsing gemischt, sehr häufig. Allbeliebt ist der „Krautsalat“ zur Zeit des Krauteinschneidens, mit reichlichem Specke geschmelzt.

Indessen alle Gemüse überherrscht und überwuchert die im Westrich nationale Kartoffel. So zahlreich die sich jährlich mehrenden Sorten, fast ebenso vielfältig ist die Art der Bereitung. Die Kartoffelzucht ist so weit gediehen, daß ein Landwirth vor wenigen Jahren über 140 selbstgezogene Sorten ausstellen konnte; es gibt blaue, rothe, gelbe, weiße und in allen möglichen Formen. Die Kartoffel vertritt vielfach das Brod. Schon von den Kindern werden dieselben in dünne Scheiben geschnitten, mit Speichel an den heißen Ofen geklebt und als Kuchlein gebacken; die Weidbuben und Holzmacher braten sie im Feuer und essen Käs oder Butter dazu. Kurz — mit und ohne Schale, und diesermaßen in fast endloser Weise wird die Kartoffel „plott“ und als Beigemüse benützt. Selbst roh gerieben, mit Zusatz von etwas Mehl, Butter und Milch werden daraus Klöse, die sogenannten „horige Knöpp;“ oder in Oel gebacken „die Grumbeer-pannkuche,“ vielen ein Leckerbissen, ob auch sehr schwer verdaulich. Den Osterthalern sagt man sogar nach: sie würfen den rohen Kartoffelbrei an den glühenden Ofen, und das gelte für Pfannenkuchen, wenn auch nicht aus der Pfanne. Um die Kartoffel und ihr Gedeihen dreht sich großentheils die Unterhaltung; sie hat aber auch gleich dem Weine eine Menge treffender Beinamen: sie sind die Vaterlandsvertheidiger, die „Käschte“ (Kastanien) des Bodens, die „Feldhinkel“, weil aufgesprungen sie so schön die Flügel ausstrecken; ein Verliebter „macht ein paar Augen wie ein paar gequellte“ ꝛc. Eine Lust ist es auch, die zahlreiche Tischgenossenschaft in hoher Erwartung zu sehen, bis die Hausfrau hereinkommt und den großen Schurz oder Korb voll „gequellter“ auf dem Tische ausschüttet, und wie Alt und Jung mit den Fäusten draufklopft und untersucht, ob sie auch „gar“ sind und recht mehlig. Ein ganzes Kapitel wäre der Kartoffel zu widmen. Legen wir daher des Westrichers Stimmung, der so häufig deswegen vom Weinpfälzer geneckt wird, in gebundene Reime:

Vun allem, was im Borem steht,
Die Grumbeer muß m'r ehre;
Wann draus der Wei'wachs schiewes geht,
Hann mer doch hemseshre:
Do rumpelt's un do rappelts doch
Vum Vollerkarch in's Kellerloch —
Der Grumbeerstock is Meschter!

Ja fallt der Wei'wachs raulich aus,
Die Grumbeer dut gerore;
Mer mache Schnitz un Stampes draus,
Dun quelle, dun ab brore;
Un for die Schleck wie for die Stopp
Is 's beschte noch der Grumbeerknopp —
Der Grumbeerstock is Meschter!

Die Grumbeer is wie Bumberment,
Die Löcher ausseschoppe;
Der Wuppdich ab werd drausgebrennt,
Der geht em glei ze Koppe!
Un werd ke' Duwack net gebaut,
Do rachemer halt Grumbeerkraut —
Der Grumbeerstock is Meschter!

Ja Meschter is der Grumbeerstock
Mit Klicker, Kraut un Quecke;
Die Grumbeer mit un uhne Rock
Loßt 's Vatterlann net stecke.
Dann uf un druf, un Schlack uf Schlack
Do rappelt's aus 'm Grumbeersack —
Der Grumbeerstock is Meschter!

Wahrscheinlich aber nicht auf immer und ewig, denn in den letzten Jahrzehnten ward von der Fäulniß die Kartoffelärnte empfindlich geringert, und fürchtet man also das allmähliche Verschwinden der nutzreichen Pflanze. Daß hiedurch eine Umstimmung des westricher Naturells sich vorbereite, wollen wenigstens manche behaupten. —

Als Beigabe zur Kartoffel- und Mehlkost dient vielfach das **Obst**, was in manchen Strichen so reichlich, daß außer der Verwendung zu Branntwein dasselbe sogar als Schweinefutter verbraucht wird. Das Obst erspart bei den Kindern das Brod, oder es bildet das sogenannte „Zugebröds.“ Ein Beiessen zu Brod oder Kartoffeln ist „der Latwerg,“ ein aus Zwetschgen oder Birnen bereitetes Mus. Zum Latwergkochen, einer Art von Familienfest, sind zu gegenseitiger Hilfe die Hausfreunde geladen. Auf ein beständig, aber gelind glühendes Feuer ist ein gewaltiger Kessel gesetzt und gefüllt mit zerschnittenen Birnen oder mit ausgekernten Zwetschgen. Zweimal 24 Stunden wird unter Zusatz von Obstmost und Gewürznelken die Masse ununterbrochen herumgerührt, daß sie nicht anbrenne, sodann in irdene Töpfe gefüllt, und nach Erkaltung aufgehoben im Keller. Jede wackere Hausfrau sorgt für einen richtigen Latwerg, der sich einige Jahre erhält. Nach Beendigung dieser mißlichen Arbeit ein allgemeines fröhliches Mahl.

Der „**eingemachten Früchte**“ zu ähnlichen Zwecken, als Johannistrauben, Pfirsiche, Aprikosen, Mirabellen, Kirschen, Zwetschgen &c. ist nicht weiter zu erwähnen; genug, daß im bekanntesten Weinorte eine eigene

Anstalt besteht, deren Unternehmer auf der Münchener Ausstellung die große Preismedaille erhielten.

Der Genuß von Milch und Milchspeisen überwiegt natürlich im Westrich bei dessen Weiden und Wiesen zur Fütterung des Rindviehes. Auch Schafzucht wird fleißig betrieben, Bienenzucht steht im Wachsen. Das Westrich wäre also doch das Land, wo Milch und Honig fließt. Die noch dünne, aber sauergewordene Milch ist die „schele;" die dicke ist die „dicke oder Sauermilch," welche selbst im Winter zu Kartoffeln genossen als Leibspeise der Vornehmen dient. Ein kühlender und für Kranke besonders erquickender Trank ist die Buttermilch. Butter auf das Brod, namentlich in obstarmer Zeit, gibt man den Kindern; auch gehört es mit Käse, seiner Wurst, mit Latwerg und Nuß- oder Mandelkernen obendrauf zu den „Knusperartikeln." Dann aber muß eins wenigstens zwei Häuser besitzen. — Sind von der Sauermilch die Molken entlassen, so macht man aus der übriggebliebenen Masse — durch Zusatz von Milch und Rahm, etwas Pfeffer und Salz, je nach Belieben von zerschnittener Zwiebel und Schnittlauch — den „weichen oder weißen Käs." Auf Schwarzbrod gestrichen — bei manchen mit Unterlage von Butter — mundet er vortrefflich. Aus dem weichen Käse ballt die Hausfrau den Handkäs. Pfälzer und Handkäs ist fast ein untrennbarer Begriff; allein der Handkäs, nicht gerade der Pfälzer, muß auch darnach sein: durch und durch faul und speckig, und mollig und mild. Je mehr der Handkäs seine Nähe verräth, desto gelungener ist er. Das Handkäsemachen gilt als eine eigene Geheimkunst: die bösen Weiber, sagt man, machen gerade die besten! — Der naturwüchsige Handkäs wird aber nach und nach durch den fabricirten verdrängt, der zum bedeutenden Handelsartikel geworden. Die Handkäszone, nämlich die essende, gehört also nicht mehr ausschließlich dem rheinfränkischen Pfalzland.

Endlich das Fleisch. Die Kälber werden schon nach 8 oder höchstens 14 Tagen geschlachtet, und Kalbsbraten gehört zur bürgerlichen Feiertagskost. Indessen ist er mit seiner vortrefflichen Sauce auch der Stolz der Köchin, die Wonne der Gäste. Die pfälzische Sauce überhaupt ist nicht dünn und hell und „angelängt" wie eine geduldete Fleischbrühe; sondern hübsch braun, etwas verdickt und gewürzig über die Maßen, und wird in einem eigenen Gefäße zum Braten gestellt. — Wohlhabende Landwirthe haben des Sonntags ihr Rindfleisch, geringere Schweinefleisch, gesalzen oder im Schornstein geräuchert. Auch schlachtet man im Winter ein Rind, salzt das Fleisch ein und räuchert dasselbe. Erbsen-, Linsen- oder Bohnengemüse gibt das ausreichende, sattsame Mahl. Aller Braten Meisterwerk ist der „Lummelbraten" vom besten oder aderfreien Stücke des Rindes. — Wenigstens Ein selbstgezogenes Schwein zu schlachten, gehört zur Würde des ehrbaren Mannes. Das gibt dann, vorab in der Vorderpfalz, besonders

wenn „der Neue" gerathen, ein fröhliches Fest: die Metzel- oder „Worscht-supp." Ist das Schwein geschlachtet und in Stücke gehauen, so gilt als erster Leckerbissen das „Quellfleisch," das aus dem heißen Kessel gezogen und in kleine Würfel („Grüben") geschnitten zum Füllen der Blutwürste bestimmt ist. Scharf gesalzen wird das Quellfleisch zum Brode gegessen. Sind endlich die Würste aus dem Kessel und reihenweise an die Stange gehängt, dann kommt die ganze geladene Freundschaft zur Wurstprobe. „Worscht macht aber Dorscht," und der „Dorscht" reizt den Appetit, und so kommt es, daß der freundliche Wirth, um die Ehre seines Hauses zu wahren, nicht selten neue „Unterhaltung" dazu kaufen muß. Freilich, eine echtpfälzische Hauswurst in ihrer pikanten Würze und gediegenen Plastik, dabei aber schmalzreich und saftig, ist auch ein allzu verlockendes Ding. Und erst die „gebratene" Bratwurst auf dem Sauerkraut, oder die „Schweinsknöchelcher aus der Lack," oder gar die gedörrte Leberwurst, — und die Spansau mit dem gehaltreichen Kastanienfüllsel — lauterleerig „Tractementer," die auf der feinsten Tafel sich sehen lassen dürfen. Eine ganz eigene westricher Wurst ist die „Andudel," aus lauter Därmen gebildet und dann im Schornstein geräuchert. So noch eine Reihe von Würsten und reizenden Dingen, deren Geschmacksunterschied zu treffen und fein abzuwägen der Ausdruck vergeblich sich abmüht.

Die Jagd liefert reichlichen Stoff an Rehen und Hasen; Wildsau und Hirsch sind selten geworden. Der „Hasenpfeffer," die Eingeweide und kleineren Theile in saftiger Brühe zu großgestückten Kartoffeln, ist ein Leibessen des Pfälzers. Und was ißt er nicht gern, als was eben gut ist? Auch das Geflügel vom „Welschhahn" (Truthahn) bis zum Krametsvogel herunter, fast jedes mit entsprechendem Füllsel und eigener Sauce versehen, hat seine Sache. Die Gans und der „Ganspfeffer" sind wohl gelitten; gleichermaßen die Fische, worunter der zarte Rheinsalmen, der Hecht, der Karpfen, der Aal, die Forelle, dann der Krebs und die Schnecke.

Wie im Essen, so auch im Trinken wird mehr auf die Auswahl des Guten gesehen als auf die Masse. Der Hang zur Völlerei ist nur selten, der dem Trunk Ergebene gründlich verachtet. Neben Wasser, was unser Volk sehr häufig und ständig trinkt, gilt im Westrich der Obst-, namentlich der Birnenwein als gewöhnlicher Haus- und Wirthshaustrunk. In neuerer Zeit macht jedoch der Biergenuß großen Fortschritt, immerhin besser als der leidige Schnaps — auch „Wuppdich, Knortwel, blauer Näz" ꝛc. geheißen — welchem früher in gewissen Ortschaften so stark zugesetzt ward, daß man von einer Branntweinpest reden konnte. Bier wird in Kaiserslautern, Zweibrücken, und selbst in der Vorderpfalz sehr gutes gebraut, und ersteht eine großartige Brauerei um die andere, ob auch manche befürchten, unser Volk werde dadurch entpfälzert. Doch trinkt man auch Wein, namentlich in den westricher Städten, die es sogar in der Wein-

Vertilgung keck mit den Weinpfälzern aufnehmen können. — Dem Weinländer dient außer der Mahlzeit sein „Tröppel“ aus eigenem „Fässel“ zum regelmäßigen Haustrunk; zumeist ist es weißer Wein, der rothe dient gegen Unbäßlichkeit. Die Frauen hingegen „leppern (nippen) ein bissel“ und nur zum Scheine. Trinkerinen sucht man am Tag mit der Laterne. Der Weinbau indessen, vielen die goldene Quelle des Reichthumes, ist Minderbemittelten bei langjährigem Mißwachse das Hinderniß eines gedeihlichen Hausstandes, und dennoch läßt der Winzer vom Weinbau nicht ab; er ist ihm an das Herz gewachsen wie das eigene Kind, was schon die vielen treffenden Beinamen des Weines ausdrücken. Und wieder für jede Entwickelungsstufe des geistigen Trostes ein eigenes Schlagwort. Von der Kelter hinweg und noch süß ist es „Most;“ wenn dieser sich trübt und das erste Feuer entwickelt, dann ist er „Bitzler;“ im folgenden Stadium wird er „federweiß.“ Ist er im ganzen vortrefflich, so heißt und bleibt er „General Neu“ bis zum kommenden Weinherbst. Der „Federweiße“ hat schon manche Schlachten geschlagen, aber auch manchen sanft hinübergeliefert. Was alles erzählt man sich nicht über die tollen Streiche, die er verübt. In einer Stadt war einmal nicht blos in den Köpfen Feuer ausgebrochen, sondern wirklich in einem Hause. Stürmen und in Einer Hast nach der Feuerspritze laufen war eins bei unserer Gesellschaft. Als sie auf dem Brandplatze ankommen und löschen wollen, hatten sie statt der Spritze in der städtischen Halle den nebenstehenden Todtenwagen erwischt; dergleichen Stücklein die bunteste Fülle. Gebratene Kastanien zum Neuen sind, wenn der Vergleich zulässig, etwa die „Bockwürstel“ zum Bocke des Bierlandes. Nirgends spiegelt sich die heitere Seite des Pfälzers so klar und so treffend als in der Wirkung des Weines. Die Masse von Namen die schon der Rausch hat vom ersten Glimmen des Funkens, alle Stationen hindurch bis zum völligen Ausbruch des Feuers! Selbst der Katzenjammer, sowie die schlechten Weinsorten haben je nach Jahrgängen ihre eigenen sprachlich zutreffenden Bilder, vom saueren Rambaß und Dreimännerwein an bis hinauf zum köstlichsten Nektar. Ein gutes Tröpflein in der Schenke hält die Gesellschaft der Gäste dauernd zusammen. Man trinkt den Wein in der Frühe, etwa eine Stunde vor Tisch, das ist dann die sogenannte „Elfuhrmesse“ in den Städten, des Abends geht es zum Bier, und nach dem Nachtessen bei bemittelten Leuten zum Weine. Der „Trollschoppen,“ das herumkreisende Schoppenglas, schließt bei näher Bekannten die tägliche oder besser — die nächtliche Sitzung. —

Aus all diesen verschiedenen Dingen vermögen wir nunmehr den Speisezettel einer bäuerlichen Festtafel, etwa der Kirchweih, zusammenzustellen. Im Mittelwestrich ungefähr so: 1. Reissuppe, in welcher ein Huhn gekocht wurde; 2. das gekochte Huhn; 3. Rindfleisch mit gekochtem Meerrettig in Milch oder Fleischbrühe, anderwärts auch Rothrüben, Gurken

und Senf; 4. Sauerkraut und Schinken, je nach der Zeit auch andere Gemüse mit Bratwurst, Schweins- oder Kalbskotelette; 5. eine Sauce aus Kalbfleisch und geriebenem, geröstetem Weißbrod in Fleischbrühe gekocht, eine eigenthümliche Speise, welche mit Brod verzehrt wird, und neben dem Kuchen den Prüfstein zur Beurtheilung der Küche und der Köchin abgibt; 6. Pasteten aus Hühnern oder Kalbfleisch, zuweilen auch eine süße Platte; 7. Kuchen der mannichfaltigsten Sorte, Torten u. s. w. Dazu auch Wein, und hin und wieder auch Kafe. In vielen Strichen ist der Hirsenbrei als Festtractament unvermeidlich. — Nicht minder geht es hoch her in der Nordpfalz. Hier braucht eine einzige Familie oft einen halben Ochsen nebst verhältnißmäßigem Zugehör; ein ganzes Dorf für die Kirchweih in der Regel 8 bis 10 gutgemästete Ochsen, 12 bis 15 Hämmel, deßgleichen Kälber, eine Masse Geflügel und Fische.

In der Ostpfalz das gleiche Verhältniß; z. B. in Edesheim, einem Orte von etwa 2000 Seelen, wurden auf den Kirchweihsamstag bei einem Wirthe geschlachtet: 3 bis 4 Schweine je zu 200 Pfund, 5 bis 6 Kälber, 1 Rind zu 500 Pfund; Montags die Hälfte als Nachtrag, und in der ganzen Gemeinde etwa 60,000 Bratwürste verzehrt. Dazu nun die entsprechende Vertilgung des Weines! —

Wir sehen, die pfälzische Küche kennzeichnet sich nicht blos in der schmackhaften Bereitung, sondern auch in der passenden Zusammenstellung des Ganzen. Namentlich ist die Tafel des Reichen darin ganz ausgezeichnet. Lebt dieser in der Regel mit ganzem Verstande, d. h. nach Verhältniß noch nüchtern und einfach, so wetteifert aber die Festtafel mit der eines Fürsten. Sie bildet den Inhalt des Besten und Feinsten, wovon wir geredet, allein alles in so wohlberechneter Reihenfolge und Begleitung, daß immer der Gaumen auf's neue gereizt wird. Selbst in Gasthöfen minderen Ranges, ja in den Gasthäusern und Wirthschaften der vorderpfälzischen Dörfer trifft man eine Komfortabilität durch alle Stücke, die nur überrascht.

Schließlich zur Ergänzung all dieser Dinge noch einen Rückblick auf die Nahrung unserer Vorfahren, welche nicht weniger gut, vielleicht noch besser zu leben verstanden. Unsere Weisthümer enthalten einige Andeutungen. Nach einem solchen von Großkarlbach (1391, erneuert 1549) erhielten, den Atz belangend, im Otterburger Hofe „des Herrn Knechte" sobald sie geritten kamen, „rothen Wein, Ruckenbrodt und Rindtfleisch;" — der Fauth oder die Amtleute desgleichen; waren sie deß aber nicht zufrieden, so mußte ihnen der Schultheiß bestellen: „Weyßbrodt, grüen Fleisch und lauttern Wein." — Der Abt von Münsterdreisen hatte an jedem der drei Gerichtstage des Jahres dem Gerichte einen Imbiß zu geben: nämlich zum ersten Rindfleisch und Senf, darnach Pfeffer und Fleisch, darnach Gebratenes und zweierlei Weißbrod, und nicht vom besten, aber auch nicht vom ärgsten Weine. — Reichlicher war das vom Abte von Hornbach den Gerichts-

schöffen zu Queichhambach gesetzte Mahl: des Morgens „ein Suppen und je zweien ein Stück Fleisches und Wein nach der Zeit.“ Nach dem Gerichte „soll der Schultheiß die Taffel decken mit weisen Tischlachen und soll daruff setzen Wein, der da sei weder sauer noch ful, und soll in geben ein weiß Mus gemacht von wißem Brodte ... weiße Schüesel und Teller und neue Becher, und weiß Brodts genug, darnach ein Krautt und Fleisch oder Specky .... und Senf oder Soße (nach der Zeit); darnach Pfeffer und Fleisch, und darnach ein Gebrattenes (und der Gerichte genug) ... darnach Keese, Obs und .. Gallerei.“ Nach aufgehobenem Tischtuche ein „halb viertel Weins.“ — Denen zu Rodenbach ward (schon 1300) gegeben: „Speck und Erbeiß und Riutfleisch in eyner Petirlybruwen, darnach Genß in eyner Wurczen.“ An Fasttagen „Erbeiß und Fisch in eyner Wurczen,“ und darnach „gebroiden Fisch und nach Ymbeß eynen Schanck.“ — Aehnliches enthält das Queidersbacher Weisthum von 1555 .... „zum Imbiß Speck und Erbsen, Truckenfleisch,“ die Schüssel aber so voll, daß, wenn ein Hirte käme, er mit seinem Stecken soviel abwerfen kann, daß er genug zu essen habe, und sein Hund die Beiner, ohne daß die Schöffen deßhalb Mangel litten; sodann „ein Fleisch mit einer schwarzen Brühe, ein Huhn mit einer gelben Brühe, Gebratenes mit seiner Zubehör, zuletzt Käse und Brod.“ Dazu ein Abschiedstrunk.

Auf Weißbrod und Wein wurde sehr viel gehalten. Als ein großer Leckerbissen galt der Häring, der schon 1253 den Mönchen zu Eußersthal zum Jahresgedächtnisse ausbedungen worden. Dagegen beschwerten sich später die Dienstmägde bei dem Rathe zu Speier über den ihnen fast täglich gegebenen Rheinsalmen, der heute nur auf den feinsten Tafeln noch vorkommt. — Die Kunst Früchte einzumachen und Zuckerwerk zu backen, war schon frühe, besonders bei den Nonnen bekannt, nicht minder „Latwergen,“ Küchlein und Lebkuchen zur Zeit Friedrichs des Siegreichen. —

Soviel über den Tisch der immer noch einfachen Leute. Wie üppig dagegen der Vornehmen Tafel. Von bischöflichen und fürstlichen Gastmählern sei hier nur der Speisezettel gebracht für das des Bischofes Mathias bei seinem Einzuge zu Speier am 9. Januar 1466. Hier gab's: „1. ein Dych gebraten von einem Rech mit Ingwer und Malmansi dazu. — 2. Gesottene Würste, grün Gemüs und Senf, Hühner in einer Mandelmilch mit Rosinen gfüllt, und Fladen mit Zucker. — 3. Schweinwildpret in einem schwarzen Pfeffer, ein gepreßt Heupt in einem Comun, Hecht heiß gsotten und ein Gbackenes. — 4. Kapaunen, Kalbsbraten, Reis und Zucker, ein Bickis, ein Gbackenes, Moscheln und Rorn, dabei lautren und rothen Wein. — 5. Karpfen und Hechte in einer Galre mit Mandeln, Mülkuchen und Käse. Zum gratias ein Koffack mit Zucker und ein Drinken dazu“. — Die heutige vornehme Tafel steht nicht viel ab, ja sie überbietet die der Alten in vielerlei Stücken. Und wir sehen, daß auch

in dem Punkte, „welcher Leib und Seele zusammenhält," sich die Anschauung fast greiflich bewährt: daß unsere Pfalz als ein Land bis jetzt noch unausgeglichener Gegensätze sich darstellt. —

Achter Abschnitt.

Körperbeschaffenheit und Gesundheitspflege.

Von Friedrich August Mühlhäuser.

Erstes Kapitel.

Einleitende Bemerkungen.

Die heutigen Bewohner der bayerischen Rheinpfalz bilden keinen besonderen deutschen Volksstamm. Sie waren nach geschichtlichen Ueberlieferungen vor Alters schon ein Gemenge von Kelten, Römern, Alemannen und besonders Franken, welche nach einzelnen Landstrichen vertheilt und politisch ohne festern Zusammenhang neben- und durcheinander wohnten. Dazu kamen zu allen Zeiten, besonders häufig nach den schweren Kriegsschicksalen der letzten Jahrhunderte, zahlreiche Einwanderungen der verschiedensten Elemente. Schweden, Italiener, Spanier, Wallonen, Franzosen, Bayern und viele Einzelne aus allen Theilen Europas haben sich zu verschiedenen Zeiten der Bevölkerung beigesellt, so daß es für die meisten Gegenden und besonders für die größeren Orte jetzt unmöglich geworden ist, bestimmte Eigenthümlichkeiten eines Volksstammes aus der Körperbildung nachzuweisen. Das milde Klima und die seltne Fruchtbarkeit dieser Provinz haben zwar jederzeit ihren günstigen Einfluß auf das körperliche Gedeihen der Einwohner bewiesen. Von jeher war die Pfalz der Wohnsitz eines zahlreichen, kräftigen und besonders aufgeklärten Menschenschlages. Nach den schweren Einbußen durch Kriege und der vielfachen Verkümmerung durch spätere despotische Zeiten erlangten die Pfälzer ihre jetzige günstige Lage jedoch hauptsächlich durch die freien politischen und socialen Institutionen, deren sie seit Anfang dieses Jahrhunderts ununterbrochen genießen. Die allgemeine Standesgleichheit, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, Theilbarkeit des Bodens, Verehelichungsrecht, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Aufhebung aller Feudallasten, Ablöslichkeit aller Grund- u. Erbzinsen, ferner das neutrale, religiöse Verhältniß und der Einfluß der vielen kleinen Städte, — dieß waren vorzugsweise die Bedingungen, deren dauernde Gesammtwirkung die Pfalz zu einer verhältnißmäßig blühenden Provinz erhoben hat.

Es leben jetzt (1864) in der Pfalz auf 108 Quadratmeilen 625,175 Menschen, somit auf den Quadratmeile 5780; im jenseitigen Bayern 3269. Ober- und Niederbayern, Schwaben und Oberpfalz sind zusammen etwa halb, die drei fränkischen Provinzen ungefähr ⅔ so dicht bevölkert als die Pfalz. Aber mehr als die Hälfte der Pfälzer lebt auf der östlichen vordern Strecke, zwischen Rhein und Gebirgshöhe in der fruchtbaren und weinreichen Vorderpfalz, die mit 27 Quadratmeilen nur den vierten Theil des Ganzen bildet. Die kleinere Hälfte bewohnt die westliche Abdachung des übrigen, dreimal größeren Gebirgslandes auf etwa 55 Quadratmeilen; das zwischen beiden in der Mitte der Pfalz von Süden nach Norden gelegene waldige Hochland, nahe ¼ der Pfalz im Ganzen, ist nur wenig bewohnt. Der dritte Theil der Pfälzer, 200,000, lebt in etwa 50 Städten oder größeren Orten von circa 2000 Einwohnern; es bestehen aber unter 731 Gemeinden 120 Orte mit mehr als 1000 Einwohnern und in der Vorderpfalz haben die Dörfer selten unter 500 Einwohnern, während in der hintern Pfalz, dem „Westrich" die kleineren Dörfer und einzelne größere Städte vorherrschen.

In der vordern Pfalz kommen somit über 11000 Einwohner auf die Quadratmeile. Am Gebirgsrande wohnt jedoch diese Bevölkerung weit gedrängter zusammen als in der Ebene. Von Weißenburg an der südlichen bis Zell an der nördlichen Gränze liegen hier die großen Weinorte in ununterbrochener Reihe nebeneinander und bilden einen gleichartigen Landstrich von etwa 10 Quadratmeilen mit wenigstens 160,000 Einwohnern, so daß hier 16000 Einwohner auf die Quadratmeile kommen. (Eine nähere Berechnung hat wegen der ungleichen Eintheilung nach politischen Grenzen keinen Werth.)

Auch das gebirgige Westrich ist, die Wälder inbegriffen, noch stärker bevölkert als das jenseitige Bayern, obgleich in den waldigen Strecken ganze Quadratmeilen fast menschenleer sind. Es treffen hier im ganzen 3750 Menschen auf die Quadratmeile, ohne die Wälder aber an 5300, die sich auf die westliche Abdachung gleichförmiger vertheilen als die Bewohner der Vorderpfalz. Das rauhe Klima dieser Gegend macht sie minder fruchtbar und bedingt eine wesentlich andere Lebensweise und Beschäftigung. Doch wird von den fleißigen Einwohnern das Mögliche geleistet in Ackerbau und Viehzucht, sowie in der mannichfaltigsten Fabrikthätigkeit. Jede Strecke culturfähigen Bodens ist auch hier längst bebaut und die westliche Seite dieses Hügellandes ist daher weniger bewaldet. Zu keiner früheren Zeit war die Bevölkerung der Pfalz so zahlreich wie gegenwärtig, und die allenthalben zunehmende Fabrikthätigkeit, die Erleichterung des Gränzverkehrs, die neuen Schienenwege sowie die besondern Verhältnisse der Rheinorte lassen ungeachtet der Auswanderung eine noch stärkere Zunahme erwarten, deren sich seit 8 Jahren die meisten Städte

und größeren Orte (zu 1,8 %), weniger die Landbevölkerung (zu nur 0,6 %), zu erfreuen hatten.

In der Pfalz kommen auf eine Haushaltung im Durchschnitt 4,53 Individuen, in Bayern 4,2. In der Regel und besonders auf dem Lande wohnt in einem Hause eine Familie; ein allzugedrängtes Zusammenwohnen kommt auch in den Städten nicht vor. Nur in Landau, der volkreichen aber räumlich beengten Bundesfestung, verhält sich dieß wesentlich anders, und dort übt das unvermeidliche Zusammenleben vieler Familien in niedern Localitäten einen nachtheiligen Einfluß aus. — Die Häuser können durchschnittlich für gesund gelten; sie sind zwar oft zu klein und in den älteren die Stuben meist unter drei Meter hoch, aber selbst im Westrich mit Kellern versehen, aus Fachwerk, seltner ganz aus Stein erbaut, mit Thonziegeln gedeckt und mit Glasfenstern geschlossen. Fast immer zieren einige Blumen das gewöhnlich von den Ställen isolirte Haus. Strohdächer kommen noch vereinzelt in den Cantonen Kusel und Blieskastel, Häuser ohne Schornsteine aber nirgends vor. (Der Versicherungswerth der gesammten Gebäude ist bis 133 Millionen gestiegen.) Miethwohnungen sind selbst in großen Orten ziemlich selten, und in den wenigen größeren Städten kommen Häuser mit drei Stockwerken erst seit neuerer Zeit mehr in Aufnahme. Die Lage der übrigens fast sämmtlich uralten Wohnorte ist größtentheils eine etwas erhöhete. Ganz nieder gelegene Ortschaften sind selbst am Rheine nicht gewöhnlich. Speier und Germersheim, sowie viele kleinere Orte liegen hier auf hohen Uferrändern; der Boden von Ludwigshafen ist künstlich um zwei Meter erhöht. Ueberhoch gelegene Orte, wie Pirmasens, Karlsberg, kommen nur als besonders bedingte Ausnahmen vor.

Der Fleiß der pfälzischen Bevölkerung ist weltbekannt. Ihre Betriebsamkeit und traditionelle Erfahrung im Acker- und Weinbau bewirken, daß hier nach dem Flächenraume das Doppelte an Cerealien gegen jenseits und am meisten Wein so wie Tabak, Krapp und Kartoffeln in Bayern producirt werden, Erfolge, die sich wesentlich an die unbeschränkte Gütertheilbarkeit knüpfen. Aber auch Industrie und Fabrication, die wichtigsten Verhütungsmittel der Auswanderung, beschäftigen besonders in neuerer Zeit einen großen Theil (etwa 1/10) der pfälzischen Bevölkerung. Die Städte des Westrich, besonders St. Ingbert, Kaiserslautern, Pirmasens, Otterberg, Kusel u. a., sind hierin im Allgemeinen der Vorderpfalz vorausgeeilt, und der allgemeine Aufschwung des pfälzischen Industriewesens hat auch eine entsprechende Abnahme der Armen zur Folge gehabt. Die Zahl der Armen hatte in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre in Folge der allgemeinen Erschlaffung wie nach einem Kriege die Höhe von 38,476 erreicht und mit der massenhaften Auswanderung und der Verminderung der Ehen gleichen Schritt gehalten; seither ist sie auf 19,273 (1863), somit auf die Hälfte, gesunken. Diese Schattenseite für eine sonst wohl-

habende Provinz, die nur einen Mittelstand kennt, nur die nöthigste Anzahl von Beamteten, 470 Geistliche der verschiedenen Confessionen und außer den Staatsdomänen keinen einflußreichen Besitz in todter Hand unterhält, darf nicht etwa seinen besondern Institutionen, der Gewerbefreiheit und leichten Verehelichung zugeschrieben werden. Denn es befanden sich unter jener 1854 momentanen Zahl von 38,476 Armen nur 5194 ganz Erwerbsunfähige. Die übrigen waren 16,929 arme Kinder, 8033 Erwerbsfähige ohne Arbeit und 8320 nur zum Theil Erwerbsfähige. Von 9681 erwerbsfähigen Armen in Bayern (1856) kamen auf die Pfalz allein 6400, besonders in den Bezirken von Kaiserslautern und Pirmasens, — lediglich Folgen eines damaligen Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Arbeitskräften, das die Löhne niederhielt und auch sofort die Ehen verminderte. — Gewiß hat der 1855 gegründete und sehr ausgebreitete Johannisverein seither segensreich dagegen gewirkt, ebenso die schon älteren Rettungshäuser für arme Kinder in Haßloch, Rockenhausen, Landstuhl und die großartige Erziehungs- und Findelanstalt mit 460 Kindern in Pirmasens und einer Filiale in Silz, ferner die allgemein verbreiteten Armenvereine, die Wohlthätigkeitsvereine, 9 Kinderbewahranstalten, 46 Hülfscassen, 4 Armenbeschäftigungsanstalten, die Vereine einzelner Gewerbe, so wie die in neuester Zeit sich mehrenden Vorschußvereine. — Das Meiste zur Verminderung der Armuth haben jedoch äußere Umstände gethan: die guten Jahre, der allgemeine Aufschwung des Handels und die dadurch erhöhte gewerbliche und Fabrikthätigkeit. Ein eigentliches Fabrikproletariat, etwa eine Ausnützung der Arbeiter, um sie dann hülflos sich selbst zu überlassen, könnte in der Pfalz gesetzlich nicht verhütet werden, existirt jedoch bis jetzt nur ausnahmsweise in der im Allgemeinen noch jungen Fabrikbevölkerung. Man hat fast allerorts auf die rühmlichste Weise nach dem Muster der pfälzischen Eisenbahnen für alle Lebenslagen der Arbeiter Vorsorge getroffen, und es ist nirgends zu bemerken, daß die ohnehin niedere Sterbeliste der Pfalz durch jene Arbeiter oder ihre Kinder sichtlich vermehrt werde. Für die zahlreichen Fabrikarbeiter in und um St. Ingbert sind zwei Privatärzte (mit je 1000 fl.) angestellt und Aehnliches besteht an andern Orten.

In der Lebensweise und Beschäftigung der Pfälzer macht die Religion keinen erheblichen Unterschied. Das frühere Sprichwort, daß man den kurpfälzer Bauer an den Händen, den bischöflichen aber an Knieen und Elnbogen erkenne, war niemals ernstlich begründet, wenn auch Feiertage und Fasten nicht ohne Einfluß sind. Ein nicht zu unterschätzendes Element in der pfälzischen Bevölkerung bilden die Juden, deren jetzt über 15,000 größtentheils ($^2/_3$) in der Vorderpfalz leben. Politisch völlig frei treiben sie hier nicht selten Gewerbe und selbst Ackerbau, sind intelligent, rührig, wohlhabend und zeichnen sich auch durch ihre Mäßigkeit, ihr sittliches Verhalten und somit durch größere Lebensdauer aus.

In moralischer Beziehung erscheint überhaupt der gutartige Charakter der pfälzischen Bevölkerung und ihr gesetzlicher Sinn im besten Lichte. Verbrechen werden im jenseitigen Bayern drei- bis fünfmal mehr begangen als in der Pfalz. — Der Pfälzer ist lebhaft, offen und laut; wilde Lust mit ihren Folgen kommt jedoch sehr selten vor.

Zweites Kapitel.

Körperbeschaffenheit insbesondere.

Vielleicht in keinem Lande sind so mannichfaltige und ungleiche Körperbildungen und so wenig bestimmte Eigenthümlichkeiten aufzufinden als bei den Bewohnern der Pfalz. Was bisher als solche geschildert wurde, ist recht wohl auch auf andere Gegenden, besonders Südwestdeutschlands, anwendbar. Die Körpergröße ist nach den Ergebnissen der Conscription im Westrich zwar etwas geringer, aber im ganzen ist die zu $^4/_5$ Ackerbau treibende Bevölkerung der Pfalz ausnehmend kräftigen, großen und schlanken Körpers. Corpulente Personen sind unter Landleuten gar nicht und sonst nur bei besonderen Berufsarten zu finden, die überhaupt einen großen Einfluß auf die Körperconstitution Erwachsener üben. Die Farbe der Haare, ein Hauptkennzeichen der Racen, ist im allgemeinen bei Kindern blond, bei Erwachsenen, Männern und Frauen aber fast durchgängig tiefbraun, beinahe schwarz, dabei stark, ziemlich hart, nicht gelockt, nach dem 50. Jahre meist ergrauend. Kahlköpfe sind im allgemeinen selten. Etwa unter 15 wird ein blonder Kopf gefunden, und dieß im Westrich ebenso häufig wie in der vorderen Pfalz. Blonde Lockenköpfe mit rundem Gesichte und kurzen Zügen bei Männern, eine entschiedene Eigenthümlichkeit, finden sich besonders in den Städten nicht selten; auch fehlt nicht das glatte, dünne und schwarze Haar bei blasser feingeschnittener Mieue, das wohl den Kelten anzeigt. Dagegen kommen die nordischen blonden Haare, mit blauen Augen und Rosenwangen, überhaupt die adlermäßigen Züge des sächsischen Stammes, nur ausnahmsweise in der Pfalz vor. Rothe Haare trifft man etwa unter 300 einmal; obwohl erblich sind sie kein Racezeichen, sondern ein constitutioneller Fehler, finden sich besonders in Verbindung mit zartem Körper und Sommersprossen und sind bei der dunklen israelitischen Race wohl noch häufiger als bei Deutschen. Die Pfälzer haben meistens graublaue oder braune, seltener blaue Augen, ein längliches Gesicht, eine meistens starke, vorn runde oder spitze, sehr selten eine römisch gebogene Nase, Mund und Kinn entwickelt und starke Zähne. Die meisten jungen Leute beiderlei Geschlechts sind nicht schön im ästhetischen Sinne; sie sind höchstens was der Pfälzer „sauber" nennt, blühend und voll Kraftgefühl und Leben. Die älteren Männer und Frauen bekommen durch Arbeit und Ueberlegung ernste und härtere Züge ohne auch später ihr

Ebenmaß zu verlieren. Entschieden häßliche oder stupide Persönlichkeiten trifft man unter der gesunden Bevölkerung jetzt sehr selten. Die heutige Generation hat unverkennbar wie an Zahl, so auch an Körperbildung sich gegen früher wesentlich verbessert. In dem wohlhabenden Mittelstande sind auch geistig sehr geweckte und bedeutende Figuren zahlreich genug, und ebenso häufig finden sich in der ganzen Pfalz stattliche und bis in's höhere Alter hübsche Frauen und Männer.

Als Hauptmaßstab der Körperconstitution einer Bevölkerung ist man gewöhnt, in Ermanglung eines besseren, die Resultate der Messungen conscribirter junger Männer zu betrachten. Auch für die Pfalz liefern die Conscriptionslisten ein schätzbares Material, das sich jedoch bei weitem nicht mit der Sicherheit verwerthen und zur Vergleichung verwenden läßt wie jenseits. Es wird jährlich in der Pfalz ein Contingent von 1800 bis 1900 Mann ausgehoben, jedoch nur theilweise von der Pfalz selbst geliefert. Die Zahl junger Männer der einberufenen Altersclasse ist freilich so groß, daß sie seit mehreren Jahren selbst die von Oberbayern ungeachtet der weit geringeren Bevölkerung um viele Hunderte übertrifft. Sie betrug 1863: 6434, 1864: 7005, 1865: 6420; in Oberbayern durchschnittlich: 5288. Die Bemittelten, welche durchschnittlich auch die kräftigeren Körper sind, stellen sich, wenn tauglich, oft schon vorher, jedenfalls nachher, einen Ersatzmann, fast immer einen jenseitigen; diese ziehen kein Loos und werden keiner Messung unterworfen; ihre Zahl beträgt etwa 120. Von den tauglichsten der ärmeren Classe entziehen sich jährlich etwa 150 bis selbst 300 ihrer Conscription durch Auswanderung. Die übrigen loosen; es werden indeß nur 4—5000, worunter alle untaugliche, der Messung unterzogen. Das Resultat ist, daß durchschnittlich $^2/_3$ tauglich, $^1/_3$ untauglich (in den letzten 3 Jahren $7^1/_2$ % mit Mindermaß) befunden werden. Wenn nun aus den vorliegenden Zahlen für das ganze Königreich das Resultat gezogen wurde, daß die Pfalz nur $5^1/_2$ % Recruten über 6', aber $8^2/_3$ % mit Mindermaß liefere, während fast alle jenseitigen Kreise ein günstigeres Resultat und namentlich Oberbayern 10% über 6' und nur 3,9 % Mindermaß aufweisen, so geht hieraus zunächst nur hervor, daß in der Pfalz bei einer wahrscheinlichen Lebensdauer von über 40 Jahren (statt 5 Jahren in Oberbayern und etwa 25 Jahren im ganzen jenseitigen Bayern) auch kleinere und schwächere Personen noch am Leben erhalten werden. Oberbayern bringt nur etwa 44% der Geborenen bis zum Alter der Conscription, die Pfalz aber gegen 66%.

Bei alle dem liefert die Pfalz noch immer ein ansehnliches Contingent selbst bis zu 1 Drittheil ihrer Recruten zu den höheren Waffengattungen jeder Art. Wie viel derselben über 6' groß sind, ist aus den Listen nicht zu entnehmen. Die einzelnen 12 Bezirke der Pfalz bieten bemerkenswerthe Unterschiede. Die schönsten Leute ergibt gewöhnlich der

Bezirk Kirchheimbolanden. Dieß ist der nördliche Theil der Pfalz, Gebirgsland, dessen Bewohner fast ausschließlich Ackerbau betreiben. Am meisten stehen anderseits zurück die Bezirke Kaiserslautern, Kusel, Homburg und Pirmasens. Die Riesenregimenter des Landgrafen Ludwig haben somit keine allgemeinen bemerkbaren Folgen im letztern Bezirke gehabt. Die übrigen Bezirke ergeben wechselnde Resultate und es steht allgemein nur so viel fest, daß die Vorderpfalz, besonders die Ebene, größere Leute liefert, der Westrich kleinere. Ebenso ist bemerkt worden, daß die letzten fruchtbaren Jahre sichtlich die Zahl und Qualität der Conscribirten verbessert haben. Die bei Gelegenheit ärztlicher Untersuchung vorgefundenen Gebrechen sind fast gleich in der Pfalz vertheilt und bieten überhaupt nach Art und Zahl nichts Auffallendes, obwohl dieselben möglichst von den Conscribirten hervorgehoben werden und selbst absichtliche Verstümmelungen keine Seltenheit sind. Bestand doch noch jüngst im Westrich eine besondere Methode, sich den Zeigefinger der rechten Hand zu verstümmeln!

Die pfälzischen Frauen stehen zu den Männern in einem gleichförmigen körperlichen wie geistigen Verhältnisse. Sie haben eine geringere Sterblichkeit im Kindesalter; da aber mehr Knaben geboren werden, so wachsen beide Geschlechter in fast gleicher Zahl heran. Gegen die Zeit der Entwickelung hin ist nach Vergleichungen bei der Confirmation das weibliche Geschlecht auffallend gegen das männliche voraus. Dieß ändert sich wohl später wieder; die Volkszählungen ergeben indeß, daß die Zahl der Frauen über 14 Jahre die der Männer in der Pfalz um etwa 20,000 überwiegt. Dieses Resultat wiederholt sich zwar in den meisten Ländern; zu den allgemein bekannten Ursachen desselben tritt jedoch in der Pfalz zunächst die Auswanderung und dann überhaupt die Abwesenheit vieler jungen Männer als weiterer Grund hinzu. — Ueber Körperlichkeit und übrige Verhältnisse der Frauen fehlen hier wie überall statistische Angaben. Vermöge ihrer größeren bürgerlichen Selbstständigkeit, da man keine Geschlechtsvormundschaft in der Pfalz kennt, sind jedoch die Pfälzerinnen im Allgemeinen überlegt, gut unterrichtet, gewandt, sehr arbeitsam, reinlich und nüchtern. Daß sie selbstständig Handel, industrielle und andere Geschäfte betreiben ist sehr häufig. Religiöser Sinn und strenge Sittlichkeit sind nirgends größer. Wirthshausbesuch kommt nie oder nur im Falle der Noth, auf Reisen vor. Wo möglich stillen sie ihre Kinder selbst und haben auch auf dem Lande in der Pflege derselben seit den letzten beiden Generationen Fortschritte gemacht durch die Unterweisungen der zahlreichen und gutgeschulten Hebeammen. Sie stehen auch in geistiger Beziehung den Männern ebenbürtig zur Seite und haben daher von lange her einen großen Einfluß auf alle Vorgänge sittlicher, religiöser und selbst politischer Natur. Ein großer Theil der Eigenthümlichkeiten des Landes ist diesen heitern, hochgesinnten und wirthschaftlichen Pfälzerinnen zu verdanken,

welche zeigen, daß nur dort die Bevölkerung prosperirt, wo die Frauen keine untergeordnete, sondern eine höhere Stellung einnehmen.

Drittes Kapitel.

Ehen und Geburten.

Die Ehen sind in der Pfalz zahlreich. Die Verehelichung ist nur durch das nöthige Alter und die Einwilligung der beiderseitigen Eltern oder Großeltern, die nöthigenfalls durch den sogenannten Respectact ersetzt werden kann, bedingt, sonst aber frei. Der kirchlichen Trauung geht gesetzlich die Civiltrauung voraus und die bürgerlichen Wirkungen der Ehe sind nur durch die Civilehe bedingt, ohne welche die kirchliche nicht stattfinden kann. Beide Trauungen sind nach pfälzischen Begriffen gleich unentbehrlich für jede Ehe.

Jährlich kommt eine Trauung auf etwa 138 Einwohner; im jenseitigen Bayern erst eine auf 162. Die Heirathen waren jedoch bisher nur im Vergleich mit jenseits um $1/8$ häufiger (und um $1/4$ häufiger als in Niederbayern). In Frankreich z. B. kommt eine Heirath schon auf 126 und in Preußen nach früheren Zahlen von Casper sogar eine auf 120 Einwohner, und etwa das gleiche Verhältniß bestand vor den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts auch in der Pfalz. Von da an aber nahm gleichzeitig mit den großartigen Auswanderungen die Zahl der Heirathen so sehr ab, daß von den Zurückgebliebenen bis 1856 durchschnittlich erst von 175 eine Ehe geschlossen wurde. — Seither sind die Ehen zwar wieder häufiger geworden, haben aber ihre frühere Höhe nicht wieder erreicht, während neuerdings im jenseitigen Bayern durch Minderung der Ehehindernisse Fortschritte hierin gemacht wurden, die es der Pfalz beinahe gleich stellen.

Die Ehen nähern sich dem normalen menschlichen Verhältnisse häufiger in der Pfalz als jenseits. Die Pfälzer verheirathen sich früh: über $2/3$ der Männer und $4/5$ der Frauen sind vor ihrem 30. Jahre in die Ehe getreten, nur 3 Frauen und nur 7 Männer von 100 heiratheten noch nach dem 40. Jahre; Wiederverheirathungen sind hiernach um so seltener. Die Verschiedenheit der Religion kommt weniger in Betracht: unter 11 Ehen ist eine gemischte und diese sind — der bürgerlichen Trauung wegen — dreimal häufiger als jenseits, Ehescheidungen aber um ebenso viel seltener, trotzdem, daß die Ehescheidungen sehr erleichtert sind, durch das bürgerliche Gericht und nicht durch die kirchliche Behörde ausgesprochen werden, selbst Scheidungen durch gegenseitige Einwilligung gestattet sind und die Geschiedenen sich nach kürzerer oder längerer Zeit anderweitig verehelichen können. — Unter solchen Umständen gehen denn auch die Ehen in der Pfalz den jenseitigen an Fruchtbarkeit voran: auf

10 Ehen kommen jenseits 42, in der Pfalz 48 Kinder, in Mittelfranken nur 37. — Auch dieses Verhältniß bekräftigt den Ausspruch Riehl's, daß Haus und Familie die wahre Heimath des Pfälzers sind.

Von Geburten kommt eine jährlich auf 26 Einwohner der Pfalz, in Bayern eine auf 29,6; auf 8 Geburten jenseits kommen 9 in der Pfalz, die bezüglich der Fruchtbarkeit der Ehen die erste Stelle unter den bayerischen Provinzen überhaupt einnimmt, zunächst als Folge des normaleren Eheverhältnisses. Früher waren mit den Ehen auch die Geburten häufiger als obige Durchschnittszahl der letzten 25 Jahre, und in den fünfziger Jahren hatten sie in gleichem Verhältniß um $^1/_8$ abgenommen. Im Durchschnitte kommen über 21,000 Geburten jährlich in der Pfalz vor. Eine hohe Geburtsziffer ist bekanntlich kein Ausdruck der Volkswohlfahrt seines Landes; sie berechnet sich in der Pfalz relativ so hoch, weil die älteren Generationen jetzt noch aus verschiedenen Gründen in der Minderzahl sind. Das jenseitige Bayern kommt hierin dem Verhältnisse größerer Culturstaaten (England $^1/_{29,5}$, Frankreich bei zahlreichen Ehen und geringer Auswanderung $^1/_{37}$) näher, jedoch nur deßhalb, weil die Seltenheit seiner Ehen denn doch auch eine Verminderung der Geburten zur Folge hat.

Auffallend hoch ist die Zahl der Todtgeborenen berechnet in der Pfalz, wo doch die Sorgfalt der Mütter mehr als zwei Dritttheile der lebend Geborenen groß zu ziehen vermag. Es werden durchschnittlich 1100 jährlich als todtgeboren angegeben (davon 120 uneheliche) und die Pfalz hat demnach an Todtgeburten 5,75 %, Bayern aber nur 3,48 % und Niederbayern nur 1,89 %!! Man kann sich in diesem Punkte des Einwandes nicht erwehren, daß dort viele unreif Geborene mit besichtigt und gezählt werden, welche anderorts gar nicht zur Anzeige gelangen. Die Zahl der letzteren ist aber bedeutend und hat in Speier z. B. 31 unter 67 Todtgebornen betragen. In Hessen ist das Verhältniß der Todtgebornen nahe dasselbe, wie in der Pfalz, wohl aus demselben Grunde. Die große Arbeitsamkeit der pfälzischen Frauen läßt sich wohl als disponirendes aber nicht in so hohem Grade unterscheidendes Moment anführen. Diese Bemerkungen treffen nur die Ehelichen; die häufigeren Todtgeburten bei Unehelichen haben sichtlich eine andere Bedeutung.

Uneheliche Geburten sind jedoch und waren besonders früher in der Pfalz weit seltener als in Bayern und vielen anderen Ländern. Erst das zehnte Kind wird unehelich geboren (in Bayern das dritte) und da über ein Dritttheil dieser Kinder vom Vater sofort freiwillig anerkannt und ein weiteres Dritttheil durch nachfolgende Ehe legitimirt werden, so bleibt nicht ganz ein Dritttheil derselben mit der Makel der Unehelichkeit behaftet, und die Kinder, zu welchen sich Niemand als Vater bekennt, verhalten sich zur Gesammtzahl wie 1 : 30. Da aber die Sterblichkeit dieser Kinder

viel größer als die der ehelichen ist, und die verstorbenen mit den nicht anerkannten meisteus zusammenfallen, so wird die Zahl der lebenden vaterlosen Kinder in der Pfalz verschwindend klein. 1852 finden sich zwar 4 % uneheliche Kinder unter 14 Jahren angegeben, worunter jedoch die anerkannten mit inbegriffen sein mögen. Der Bezirk Landau, in welchem beide Festungen liegen, zählt trotzdem die wenigsten unehelicheu Geburten, das Westrich mehr als die vordere Pfalz. Armuth und Ehelosigkeit gehen hier Hand in Hand.

Viertes Kapitel.

Sterblichkeit.

Die Sterblichkeit, ein wichtiges Kennzeichen von Cultur und Wohlstand, ist in der Pfalz bedeutend geringer als im jenseitigen Bayern; dort kömmt ein jährlicher Todesfall erst auf 38,2, hier schon ein solcher auf 33,4 Lebende. (Das allgemeine Sterblichkeitsverhältniß ist $^1/_{36,2}$.) Diese bedeutende Thatsache stellt die Pfalz den großen Culturstaaten England (1:45) und Frankreich (1:42) näher als irgend ein anderes deutsches Land. Zunächst wird dieses Resultat aber durch die geringe Sterblichkeit der kleinen Kinder hervorgebracht, und es ist eine unbestreitbare Lichtseite der pfälzischen Bevölkerung, daß sie eine so große Anzahl Neugeborner bis zu höherem Alter zu erziehen vermag. Es sterben jährlich in der Pfalz 23 %, früher 22 % der Kinder im ersten Jahr; in Bayern überhaupt aber 35 %, früher 33 % und jenseits nahe doppelt soviel wie in der Pfalz.

Ueber die hygienisch so wichtigen Ursachen dieses Unterschiedes hat man die verschiedensten Ansichten aufgestellt, von denen jedoch nur jene, daß Kindersterblichkeit und Sommerhitze im allgemeinen parallel gehen, auch in der Pfalz ihre thatsächliche Bestätigung findet zunächst nur für nicht gestillte Kinder in Städten und mittleren Orten, welche der sogenannten Sommercholera erliegen. Kinder, welche nur Muttermilch erhalten, wie fast alle auf dem Lande, bleiben von diesem tödtlichen Gährungsprocesse befreit. — Dieses wichtige Moment ist schon der Annahme entgegen, daß das Flußgebiet oder die Meereshöhe, wie man entdeckt zu haben glaubte, die große Kindersterblichkeit bedinge. Denn in Speier, 300′ hoch gelegen, beträgt diese Sterblichkeit 30 %. In Genf, der alten Stadt der Geister, des Reichthums und puritanischer Sitten, beträgt sie aber nur 13 % bei einer Meereshöhe wie München, wo sie 47 % erreicht. Nicht das Flußgebiet also, nicht die Meereshöhe, sondern eine andere Höhe wird wohl diesen furchtbar raschen Uebergang ins Jenseits verschulden. Das Gedeihen der Kinder hängt überall zunächst von dem Bildungsgrade der Mütter und ihrer Umgebung ab, und ist daher auch weder im Wasser, noch im Boden oder in der Luft zu suchen. Beim Nichtstillen und übler Pflege genügt

schon ein einziger Diätfehler, ein so zartes Geschöpf hinzuopfern. — Die spartanische Ansicht aber, daß eine Elite der Geborenen für die Bevölkerung den Vorzug verdiene, ist kaum einer Widerlegung werth; durch das Hinsterben von 40 % der Kinder im ersten Lebensjahre wird ein unersetzliches Capital von Jugendkraft, Arbeit, Sorge und Zeit vergeudet.

Auch die Erwachsenen (über 14 Jahre) haben noch ein günstigeres Sterblichkeitsverhältniß in der Pfalz als in allen jenseitigen Kreisen, deren erwachsene Bevölkerung überhaupt jetzt nur noch die bessere Hälfte der Geborenen darstellt, während in der Pfalz erst nach 40 Jahren die Hälfte der Geborenen hingeschieden ist. Es stirbt ein Erwachsener von 53,7 aller Lebenden. Bei diesem Verhältnisse kommt jedoch in Betracht, daß auch die Zahl der Erwachsenen durch das Ueberwiegen der Kinder und wohl auch durch die absolute Minderzahl von Personen höheren Alters relativ geringer ist. Daß die Sterblichkeit der Erwachsenen auch durch die Auswanderung sich verhältnißmäßig vermindere, wie Hermann annimmt, läßt die Entgegnung offen, daß nur rüstige Personen auswandern und die Alten, Kranken und Mittellosen zurücklassen, welche ihrerseits die Zahl der Sterbfälle erhöhen, deren Verhältniß sich auch durch die Verminderung der Bevölkerungszahl erhöht. In der That starben noch mehr Erwachsene in Zeiten der Auswanderung als später, wo sich dieser Verlust ausglich. In den einzelnen Theilen des Landes finden nicht geringe Ungleichheiten an Sterbfällen, wie überhaupt in der Bewegung der Bevölkerung statt. So hatte z. B. der Bezirk Zweibrücken im Jahre 1858/59 bei einer Bevölkerung von 50,000 Seelen 2002 Geburten, 498 Ehen und nur 1204 Todesfälle ($^1/_{25}$, $^1/_{102}$ und $^1/_{41,5}$), somit einen Ueberschuß von 798 Seelen und dem entsprechend von 1861 bis 1864 einen Zuwachs von 2604 Einwohnern. — Die größeren Städte, Speier und Kaiserslautern, weichen in ihren Sterbfällen wie auch in Ehen und Geburten vom allgemeinen Verhältnisse in der Pfalz, wenigstens neuerdings, kaum ab, während in Speier noch vor 20 Jahren die Sterblichkeit 1 : 27 betragen hat und früher oft noch höher war. Dagegen überwiegen in der Bundesfestung Landau die Sterbfälle über die Geburten alljährlich und die Bevölkerung ist seit 30 Jahren an Zahl dieselbe geblieben. Diese Stadt ist entschieden übervölkert und bei jetziger Sachlage keiner Vergrößerung fähig, aber auch hygienisch nicht in der Verfassung, die unter solchen Umständen nöthig wäre. Die Festung Germersheim ist zwar besser gebaut und nicht so übervölkert, hat jedoch eine ungesunde Umgebung und ihre Bevölkerung ist ebenfalls stabil. Ueber die Sterblichkeit der kleineren Städte und Dörfer, über den Unterschied zwischen Vorderpfalz und Westrich liegen keine Zahlen vor. Aber immerhin ist die Sterblichkeit in der ganzen Pfalz noch groß, hat in den letzten Jahren zugenommen und enthält daher eine dringende Mahnung zu vielfach nöthigen hygienischen Verbesserungen in den Städten wie auf dem Lande.

Die Zahl der lebenden Personen beiderlei Geschlechts über 70 Jahre in der Pfalz ist nicht bekannt. Ungeachtet der günstigen äußeren Bedingungen scheint sie an solchen, insbesondere an Männern ärmer als das jenseitige Bayern und andere Länder zu sein. Schon mit dem Alter über 60 Jahre sterben jenseits 25 %, in der Pfalz nur 19 %. An Altersschwäche sterben in der Pfalz nur 6½ %, in Oberfranken 10 %, Oberbayern 7½ durchschnittlich 8. Im Alter von 70 bis 100 Jahren sterben durch alle Jahrgänge mehr Personen in den einzelnen jenseitigen Kreisen als in der Pfalz. Diese Unterschiede sowie die übrigen Ergebnisse der Vergleichung lassen wohl nur die Annahme zu, daß die Zahl der Individuen von diesem Alter eine kleine ist. Ihre Geburt oder ihre ersten Kinderjahre fielen in die Zeit der letzten Plünderung und Verheerung der Pfalz. Ihre Jugendzeit war erfüllt von großen Kriegen Frankreichs mit Spanien, Oesterreich und Rußland; es sind die Veteranen jener Armeen, oder solche wenige, die damals irgendwie der Conscription entgingen. Man hat berechnet, daß die Pfalz den französischen Heeren 30 bis 40,000 Mann einverleibt hatte, von denen nur ein geringer Rest in die Heimath zurückkehrte, der nun sehr geschmolzen ist. — Vom Jahre 1851/52 bis 56/57 starben im Alter von 74 bis 100 Jahren Männer 70, Frauen aber 159, so daß die Frauen hier doppelt so zahlreich als die Männer erscheinen. Der Auswanderung kann dieses Resultat nicht wohl angehören; es wiederholt sich auch in Frankreich und andern Theilen des Continents, wo noch immer die Männer ihre asiatische Lust nicht verläugnen können, sich gegenseitig hinzuschlachten, während man in England es besser versteht, sich ein hohes und ruhiges Alter zu sichern.

Fünftes Kapitel.

Krankheiten.

Von den häufigeren tödtlichen Krankheiten fehlt auch der Pfalz keine einzige. Namentlich kommen epidemische Krankheiten in beschränkteren Kreisen sehr häufig vor, während eine allgemeine Epidemie, mit Ausnahme der Influenza, seit 50 Jahren nicht mehr auftrat. Vor allem tritt der Typhus in der Pfalz oft und allerwärts auf und erhebt sich mitunter zur localen Epidemie, selbst in Orten, deren Lage besonders günstig scheint, wie in Weiher, Gimmeldingen u. s. w. Das Letztere gilt auch für die viel seltenere Ruhr. Beide Krankheiten finden in dem wärmeren Klima der Pfalz und Unterfrankens den günstigsten Boden und größere Verbreitung, als sonst in Bayern mit Ausnahme von München, wo Typhus seit Jahren endemisch geworden ist. Dagegen treten Pocken in der Pfalz seltener, erst nach jahrelangen Pausen und in verhältnißmäßig kleinen Epidemien auf. Masern sind allerdings nicht selten, und ihre Verbreitung

wiederholt sich auch in der Pfalz etwa so oft als eine größere Anzahl von Kindern herangewachsen ist, die sie noch nicht überstanden haben. Viele Sterbfälle von Kindern an Brustleiden verschiedener Art werden auf überstandene Masern zurückbezogen, deren erstes Auftreten seltner tödlich ist. Der Keuchhusten, blaue Husten ist nahe ebenso häufig; das milde Klima der Pfalz läßt ihn aber minder gefährlich werden als im jenseitigen Bayern. Dagegen ist Scharlach, so wie Rose, viel seltner epidemisch; es fehlt der Hauptherd für ihre Entstehung, eine große Stadt. In Speier hat sich jüngst der Scharlach in ganz geringer Verbreitung erst nach einer Pause von 13 Jahren wiederholt. Man ist noch zu sehr gewöhnt die letzteren Krankheiten immer nur der Ansteckung zuzuschreiben, statt ihre hygienisch viel wichtigere spontane Entstehung anzunehmen. Die Brechruhr, Sommercholera, ist nur bei Kindern häufig und nicht ansteckend. Die ansteckende asiatische Cholera dagegen hat nur einmal bei ihrem Auftreten 1854 in einigen Rheindörfern des Germersheimer Bezirks in Pfortz und Wörth, Sondernheim, Leimersheim und Bellheim so wie ganz neuerdings in Speier eine kurze Epidemie gebildet, sich aber nicht weiter verbreitet. — Als endemisch in der Pfalz sind nur die Wechselfieber anzuführen. Früher längs des ganzen Rheines sehr häufig, haben sie durch die Rheincorrectionen so abgenommen, daß nur Germersheim und Ludwigshafen noch als Fieberorte gelten, obwohl auch die niederen Rheindörfer in feuchten Jahrgängen nicht frei davon bleiben. In Speier kommen sie seit Jahren nicht mehr vor. Auch in Landau wie in einzelnen Thälern des Westrich zeigen sich ausnahmsweise einmal Wechselfieber. Von todtbringenden acuten Krankheiten überwiegen in der Pfalz die innern Entzündungen. Ueber die Hälfte aller acuten Todesfälle werden ihnen zugeschrieben, während sie in allen jenseitigen Kreisen seltner sind. Convulsionen und Starrkrampf, in der Hauptsache Krankheiten des Kindesalters, sind dagegen in der Pfalz am seltensten, wie sie denn überhaupt die geringste Kindersterblichkeit besitzt. Auch tödtliche Unglücksfälle sind in der Pfalz seltner als jenseits, obwohl die Zahl der Kinder viel größer ist, bei denen sie sonst am häufigsten sind. Von chronischen Krankheiten ist Tuberculose voranzustellen, welche besonders als Lungentuberculose im jugendlichen und mittleren Lebensalter auch in der Pfalz wie überall die Bevölkerung decimirt, ohne irgendwo, außer etwa bei Steinhauern und Tabakarbeiterinnen, auffallend häufig zu sein. Die für ihre Arbeiter gefährlichen Quecksilbergruben in der Pfalz sind jetzt gar nicht mehr im Betrieb, da das californische Quecksilber den Preis gedrückt hat. Ebenso wie mit Tuberculose verhält es sich mit krebshaften Leiden und Scropheln. Dagegen ist Darrsucht der Kinder in der Pfalz am seltensten und dem Namen nach unbekannt, weil Selbststillen als Regel gilt. Auch echte Gicht und Krebs kommen nicht bei Kindern vor, und Todesfälle daran sind daher zweifelhaft. Rhachitis ist bei Kindern

der ärmeren Stadtbewohner allerdings häufig, dagegen Steinbildung sehr selten. Die Kinder leiden somit viel weniger als man bei ihrer Ueberzahl erwarten sollte. Der Cretinismus hat überall abgenommen durch den bessern Gesundheitszustand der Bevölkerung; in Speier war er bis vor 50 Jahren neben Kröpfen und Zwerggestalten endemisch; jetzt sind kaum noch Spuren vorhanden. Auch große Kröpfe sind selten geworden. Taubstumme finden sich in der Pfalz 339 (1858), etwas über dem Mittel des Königreichs; Blinde 267; letztere Zahl unter Mittel von Bayern. Irren 647, davon Blödsinnige 319; etwa wie in Bayern.

Das höhere Alter wird seltener von Wassersucht, Marasmus und Schlagfluß befallen als jenseits, vielleicht nur wegen der Minderzahl älterer Personen in der Pfalz. Dagegen wiegen hier aus bekannten Gründen Diabetis und Delirium tremens vor. Auch Selbstmorde sind für die Pfalz mit circa 46 Fällen jährlich als besonders häufig verzeichnet, aber zwischen Militär- und Civilbevölkerung ist dabei nicht bestimmt unterschieden. Es fehlt an Untersuchung dieses Punktes, wie überhaupt an einer wissenschaftlichen Untersuchung des Selbstmordes.

Die in der Pfalz vorwiegenden Todesfälle aus unbekannten Ursachen beweisen schließlich nur, daß sich die Besichtigung der Leichen hier noch in zu schwachen Händen befindet und schon im richterlichen Interesse einer Verbesserung bedürfte.

Sechstes Kapitel.

Auswanderung.

Die Pfalz hat in den letzten 35 Jahren gegen 100,000 Menschen durch Auswanderung verloren. Der bemerkbare Einfluß, den dieser noch fortdauernde Verlust auch auf die Körperconstitution üben muß, da nur rüstige Personen im besten Alter auswandern können, erfordert eine kurze Betrachtung dieser praktisch vernachlässigten Frage. Viele betrachten diese Auswanderung kurzweg als ein Zeichen der Uebervölkerung der Pfalz im allgemeinen und halten sie für gut, ja für nöthig und befördernswerth. Auch v. Hermann glaubt dieß, jedoch mit der näheren Bestimmung, daß der Erwerb der Schwächeren, vielleicht einer ganzen Arbeiterclasse, unter den Nothbedarf herabgekommen und das Gedeihen neuer Familien somit erschwert sei; dieß war jedoch theilweise nur unter den momentan gegebenen äußern Verhältnissen und bei dem beschränkten Gebiete der Pfalz richtig. Eine absolute Uebervölkerung bestand keineswegs; gerade aus den wenigst bevölkerten Gegenden wanderten die Meisten aus, wenn auch unverkennbar ist, daß fast alle Städte und größeren Orte am Gebirg sich seit 25 Jahren in ihrer Bevölkerung nicht mehr vermehrt haben und unter jetzigen Umständen an der Gränze ihrer Zunahme angekommen sind. Auch

ist es nicht die Armuth, was die Masse in Bewegung setzte. Wie viel mehr würden auswandern, wenn sie die Mittel besäßen! Es befinden sich oft ganz wohlhabende Familien darunter; das Elsaß, sonst an Klima und Boden der Pfalz so ähnlich und zudem am extremsten Ende eines großen Reiches gelegen, ist dem Areale nach noch um 1/4 stärker bevölkert, das obere wie das untere, als die Pfalz, und doch wandert dort Niemand aus. Vielmehr werden Tausende deutscher Arbeiter in den Fabrikstädten jener Gegend geduldet, ebenso in Lyon, Paris, wo sie sich überall leichter ansässig machen können als im Heimathlande, während niemals französische oder pfälzische Arbeiter in Deutschland bleiben, wo es doch noch so viele fruchtbare und dünn bevölkerte Gegenden gibt, in welche aber Niemand einwandert. Es war der schwache Pulsschlag des öffentlichen Lebens, die politische Stagnation in Deutschland, und nicht das Brod allein, was schon in den dreißiger Jahren, ja schon im vorigen Jahrhundert so viele über das Meer geführt hat. Dieselbe Verleidung der politischen Lage nach 1848/49, Parteitreiben und Zerwürfnisse in den einzelnen, selbst kleinen Gemeinden, allgemeine Stockung von Handel und Betrieb und Scheu vor der Conscription so wie die begründete Ueberzeugung, ihre Lage jenseits zu verbessern, haben im Anfang der 50er Jahre zu der unerhörten Menge von 30,000 Auswanderungen verlockt. Die Verminderungen von Ehen und Geburten ging damit Hand in Hand. Es sind dieselben unnennbaren Ursachen, welche den Soldaten, der keinen Mangel leidet, zu den so häufigen Desertionen an der deutschen Gränze verführen, daß Frankreich seit langer Zeit besondere Fremdenlegionen unterhalten kann, die es an seinen letzten Positionen verwendet. Daß ein französischer Soldat nach Deutschland desertire ist unerhört. Die Standesgleichheit, sein Verkehrselement findet der Pfälzer auch über dem Ocean wieder; der bedeutende Erfolg seiner Arbeit lehrt ihn die schöne Heimath vergessen, besonders da es jetzt kaum eine größere Familie in der Pfalz gibt, die nicht jenseits Verwandte und dadurch einen Haltpunkt fände unter einer deutschen Bevölkerung welche jetzt das Königreich Bayern an Zahl übertrifft. — Auf diese Weise ist nicht etwa die Hefe, sondern ein tüchtiges Element der pfälzischen Bevölkerung zur Ausscheidung gekommen, denn der übriggebliebene Theil hat sich in socialer Beziehung seither keineswegs besser qualificirt. Allerdings ist der frühere Bevölkerungsstand durch Ueberschuß und Einwanderung, meist aus dem jenseitigen Bayern, wieder erreicht; aber nun finden sich relativ weniger Ehen, mehr Ehescheidungen, mehr Sterbfälle und um die Hälfte mehr uneheliche Kinder als vor der großen Auswanderung. — Sonach ist diese auch in körperlicher Beziehung nichts weniger als erfreulich oder wünschenswerth gewesen.

Siebentes Kapitel.

Wissenschaftliche Medicin.

Der Zustand der wissenschaftlichen Medicin in der Pfalz unterscheidet sich nicht wesentlich von dem in den Provinzen des jenseitigen Bayerns. Es wirken etwa 168 promovirte Aerzte, worunter 27 Militärärzte, so daß auf 3800 Menschen ein Arzt, auf 4300 ein Civilarzt gerechnet werden kann. Diese Zahl ist zwar nicht groß, da in Bayern ein Arzt schon auf 3500 Einwohner kommt, die Civilärzte vertheilen sich jedoch gleichförmiger in der Bevölkerung als jenseits wegen ihrer Dichtheit und dem Vorherrschen kleiner Städte. Nur am Haardtgebirg ist die Zahl der Aerzte größer, in einzelnen Cantonen des Westrich viel kleiner als durchschnittlich. Aerztliche Hülfe wird vom Publicum überall angesprochen wo sie zu erreichen ist, und die Volksmedicin ist daher in der Hauptsache jetzt identisch mit der wissenschaftlichen Medicin. 48 Procent der Todesfälle sind bisher ärztlich behandelt worden, etwas über dem Mittel des Königreiches, und überhaupt wird etwa bei $1/3$ der Erkrankungen der Arzt in Anspruch genommen; dennoch war „bei dem bisherigen System die Zahl der Aerzte notorisch bis an die Gränze der Möglichkeit ihrer Existenz angekommen", ohne daß das Ganze die schwungvolle pfälzische Popularität wie bei freier Praxis erlangt hätte. So sehr man bemüht war, die Aerzte nach Bedürfniß und Auskommen anzustellen, so gab es doch Cantone im Westrich von 10,000 Einwohnern in 20 Gemeinden, die nur auf Einen Arzt, den Cantonsarzt, angewiesen waren, dessen nächste Aufgabe eine polizeiliche und gerichtliche ist. Aerztliche Specialitäten konnten sich nicht wohl ausbilden und die Pfalz ist sonach ein guter Boden geworden für die zahlreichen Augen- und Ohrenheilanstalten der Nachbarschaft so wie für die benachbarten Zahnärzte, denen allen ein großer Theil der schwierigen Aufgaben zufällt. Auch der Universität Heidelberg stellte die Pfalz von jeher ein bedeutendes Contingent jeder Art, besonders der zahlreichen Frauenkrankheiten und geburtshülflichen Fälle, da eine Gebäranstalt dießseits nicht besteht und die 508 Hebammen des Kreises ihren Unterricht in Würzburg empfangen. Die geschlossene Zahl angestellter praktischer Aerzte hemmte vielfach die Thätigkeit jüngerer Kräfte, die oft jahrelang, zum Theil im Dienst als Assistenten und Suppleanten, auf Unterkommen warteten. Viele pfälzische Aerzte leben im Ausland.

Unter diesen hochgespannten Umständen erfolgte vor einem Jahre die Freigebung der ärztlichen Praxis in Bayern. Mit Freude wurde dieses Geschenk besonders vom pfälzischen Publicum begrüßt, das ohnehin die bisherige Einrichtung kaum als zu Recht bestehend und wenig in Harmonie mit sonstigen Verhältnissen angesehen hatte. Die jüngeren Aerzte machten sogleich und vielfach Gebrauch von ihrem Rechte, und wenn

die daraus folgenden Lageveränderungen anfangs nicht alle günstig ausfielen, so würden doch jetzt kaum selbst ältere Aerzte den früheren Zustand zurückwünschen. Denn nun überbieten sich auch minder bevölkerte Gemeinden, einen tüchtigen Arzt zu gewinnen oder sich zu erhalten, und wenn auch noch nicht alle Folgen zu übersehen sind, so läßt sich doch jetzt schon erkennen, daß bald eine weit größere Anzahl von Aerzten allerorts und besser leben und viel eingreifender wirken wird als früher. —

Es befinden sich 66 Apotheken in der Pfalz, so daß über 9000 Einwohner auf eine Apotheke kommen. „Sie entsprechen im allgemeinen dem Bedürfnisse, wie auch dem gesicherten Bestande.“

Hospitäler. So lange die Privatwohnungen, besonders der ärmeren Classe, noch so ungenügend für die nächsten Bedürfnisse einer Krankenpflege eingerichtet sind, werden Krankenanstalten für schwere acute und chronische Kranke besonders auch auf dem Lande sich als dringendes Bedürfniß erweisen. Die alten zahlreichen Spitäler der pfälzischen Städte, ursprünglich ganz anderen Zwecken dienend, sind bis jetzt nur zum Theil in Krankenanstalten nach modernen Ansprüchen umgewandelt worden. In kleineren Hauptorten hat man sich eifrig bemüht, dem localen Bedürfnisse zu genügen. Ein Drittheil der Cantone entbehrt aber noch jeder Einrichtung. Die Aufnahme von Kranken beschränkt sich zudem selbst in den größeren Städten fast ausschließlich auf die Einwohner und ihre Bediensteten oder Arbeiter. Das große Speierer Spital, zunächst ein Asyl für erwerbsunfähige Bürger der Stadt, ist zwar seit 30 Jahren in erweiterter Bestimmung und in Folge von Neubauten auch Krankenhaus; die zahlreichen umliegenden Ortschaften des ehemaligen Bisthums, mit einer ebenso großen Bevölkerung wie die Stadt, haben jedoch kein Recht zur Aufnahme. Ebenso verhält es sich in den übrigen größeren Städten, und der Wunsch von Cantonsspitälern ist daher schon öfters erhoben worden. Besondere Kinderspitäler fehlen ganz, und die Einrichtung des Hospitalwesens ist daher bis jetzt noch nicht von dem Einfluß auf das Gesammtpublicum, den man wünschen sollte.

Kreisanstalten sind:

Das Armenhaus in Frankenthal. Es dient zur Aufnahme unheilbarer Kranken aus der ganzen Pfalz, namentlich auch der Taubstummen, Blödsinnigen, Epileptischen, Altersschwachen und sonstigen Erwerbsunfähigen, welche anderwärts keine Unterkunft finden. Die Anstalt kann 500 Personen aufnehmen und ist fast stets besetzt. Sie hat eine gesunde Lage in der Ebene; ihre Räumlichkeiten sind etwas ältlich, die Einrichtung jedoch gut.

Die Kreis-Irrenanstalt für heilbare und unheilbare Geisteskranke ist bei Klingenmünster auf einem Hügel neu und mit einem Aufwand von 660,000 fl. erbaut, für 400 Kranke eingerichtet und seit 1857 bezogen. Die Unterhaltung beider Anstalten erfolgt auf Kosten des Kreises. —

Unter den städtischen Hospitälern der Pfalz steht das Speierer Bürgerspital oben an. Es leben darin 160 Pfründner und werden etwa 700 Kranke, meist Dienstboten und Arbeiter, jährlich verpflegt. Diese uralte (schon seit 1260 bestehende) Anstalt, mit welcher während der französischen Verwaltung eine Anzahl ähnlicher Stiftungen der Reichsstadt vereinigt wurden, besitzt gegen eine Million Vermögen und ist für ihre beschränkte Aufgabe fast zu reich. Die Gebäude sind neu und geräumig, die Einrichtung sehr gut. Von etwa gleichem Alter (1275) und mit ähnlicher Einrichtung so wie gleichen Aufnahmebedingungen für abonnirte Dienstboten und Gesellen, kranke Reisende und Ortsarme versehen ist das schöne und moderne Civilhospital in Landau. Aeltere bemittelte Spitäler bestehen auch in Kaiserslautern, Neustadt, Frankenthal und Germersheim, den kurpfälzischen Oberamtsstädten, so wie gut dotirte in Zweibrücken und Deidesheim. Unter diesen mittleren Anstalten ist jedoch nur das Bürgerspital in Germersheim neu gebaut und seinem Zwecke ganz entsprechend eingerichtet. Von kleineren Anstalten sind anzuführen: das ältere Spital in Dürkheim, die neuen in Ludwigshafen und in St. Ingbert, das Krankenhaus in Bergzabern und schließlich die Einrichtungen in Herxheim, Grünstadt, Rulzheim, Kusel, Edenkoben, Candel, Obermoschel u. a. m. Manche alte Spitäler sind eingegangen und nur ihre Fonds bestehen zum Theil noch. Solche, oft reiche „Almosen“ finden sich von früher her in den meisten größeren Orten und selbst in manchen kleineren Dörfern.

Ferner gehören hierher die zwei großen Militärspitäler in Landau, von denen das neue vorerst als Caserne dient, ein ebensolches in Germersheim und die kleineren in Speier und Zweibrücken.

In dem großen Central-Gefängnisse in Kaiserslautern, wie in den Bezirks- und Cantonsgefängnissen, der Besserungsanstalt für jugendliche Sträflinge in Speier so wie in den zahlreichen Waisenhäusern und Rettungshäusern werden ebenfalls eine Menge kranker Insassen behandelt, und schließlich verdient auch das Diakonissenhaus in Speier der Erwähnung, eine aus freiwilligen Beiträgen der protestantischen Bevölkerung der Pfalz unterhaltene Krankenanstalt mit 20 Betten für Frauen und Kinder aus der ganzen Pfalz zur Uebung der Diakonissen in der Krankenpflege.

Trotz all dieser Einrichtungen und Mittel dürfte es doch schwierig seyn, einen armen Landmann mit einer Lungenentzündung, überhaupt einen acuten Kranken aus zwei Drittheilen der Bevölkerung so rasch als es nöthig wäre unterzubringen; die kleinen Anstalten mit einigen Betten, welche dies für ihn gewähren würden, gibt es nicht.

Bäder, Mineralquellen und Curorte. Mit Ausnahme der Rheinuferbewohner hält der sonst reinliche Pfälzer wenig von Bädern zum diätetischen Gebrauch. Viele badeten nur als Kinder oder im ganzen Leben nicht. In acuten Krankheiten werden auch nicht gerne Bäder angewandt

und in chronischen sind die benachbarten Thermen, Wiesbaden und Baden-Baden, so wie die heimischen und auswärtigen Curorte mehr bei Wohlhabenden im Gebrauch. Die kalten Rheinbäder werden jedoch sehr eifrig und auch von Auswärtigen benützt und sind daher wichtiger als alle andern Bäder und Curbrunnen der Pfalz. Von Neuburg bis Roxheim finden sich an größeren Orten mindestens abgesteckte Badeplätze. In Germersheim und Speier sind gute Schwimmschulen und auch Einrichtungen zu Einzelnbädern für Männer und Frauen. Jenseits Maxau ist für Karlsruhe und jenseits Ludwigshafen für Mannheim eine Schwimmschule. Auch Landau hat eine solche in der Queich; in Zweibrücken wird ebenfalls gebadet. Die Mineralquellen der Pfalz sind zwar zahlreich; außer der Dürkheimer Sole und dem kochsalzhaltigen Säuerling von Didelkopf bei Kusel sind jedoch die Schwefelquellen in Büchelberg, Landau, Edenkoben, Freinsheim, Dirmstein, Kirchheim, die Stahlquelle bei Trippstadt so wie die Brunnen bei Rockenhausen, Einöd, die Kupferquelle bei Wattenheim und andere sämmtlich unbedeutend. Warme Quellen besitzt die Pfalz nicht, obwohl eine Basalteruption, der Bechsteinkopf, bei Forst zu Tage tritt. Als Curorte in chronischen Krankheiten für Pfälzer und Auswärtige dienen besonders die trefflich eingerichtete Kaltwasserheilanstalt in Gleisweiler und das neuerdings sehr gehobene Solenbad in Dürkheim, wo auch, wie längs des ganzen Gebirgs, die Traubencuren und Sommeraufenthalte sich einer jährlich steigenden Frequenz erfreuen. Auch in Johanniskreuz, einem gar herrlich auf bewaldeter Höhe mitten in der Pfalz gelegenen Forsthause, hat in neuerer Zeit mancher Kranke Erholung gefunden.

Achtes Kapitel.

Volksmedicin.

Wenn Jemand in der Volksmedicin der Pfalz noch ungehobene Schätze suchen wollte, so würde er sich wahrscheinlich getäuscht sehen. Die früher vielfach gehegte Annahme, daß in derselben überhaupt ein Entwickelungskeim für wissenschaftliche Medicin, wenigstens für Krankenbehandlung liege, verliert denn doch nun mit den Fortschritten der Naturwissenschaft ihren Boden. Jene Art von Heilkunde ist bei näherem Besehen, wie auch die Volkstracht und Sprache, meistens nur ein Rest von früher bei gebildeten Aerzten schon im Gebrauch gewesenen Heilmitteln, Curmethoden oder Krankheitstheorien und daher nicht ursprünglich im Volke entstanden. Von mineralischen Mitteln, so wie von pharmaceutischen Präparaten des Pflanzen- und Thierreichs ist dieß ohnehin zweifellos; ihre Entdeckung und medicinische Anwendung war Sache der Wissenschaft, nicht des Volkes; die ebenfalls nicht von ihm entdeckten wild wachsenden Giftpflanzen in Substanz zu gebrauchen hütet sich das Volk wohlweislich, und was übrig

bleibt, die Anwendung von verschiedenen Fetten, von Theen aus indifferenten Kräutern oder von verschiedenen andern Substanzen nach oft sinnloser Analogie, oder die Sprüche und Methoden des Aberglaubens näher zu erörtern, darf wohl hier unterlassen werden. Was F. Pauli speciell über die Volksheilmethode der Pfalz Schätzbares beobachtet und was J. F. Osiander als Volksarzneimittel zusammengetragen hat, sind doch ebenfalls entweder den Aerzten längst bekannte und meist ziemlich indifferente Hausmittel, die auch der Gebildete anwendet, oder sie gehören auch dem Volke selbst nur zum kleineren Theile an. Eine künftige Heilkunde wird eher aus besondern Gründen zu einem nun ganz vergessenen als zu einem gebräuchlichen Volksmittel zurückgreifen, was nicht ausschließt, daß ein ungeschulter Mann einmal einen guten therapeutischen Einfall haben kann, ohne daß die Zeiten blinder Empirie jemals wiederkehren werden.

Früher und besonders in der bewegten Zeit französischer Herrschaft, wo es wenig gebildete deutsche Aerzte gab (Pauli), da war der Gebrauch von Volksheilmitteln oft nothwendig; unwissende Rathgeber und die Künste des Aberglaubens hatten dann aus jener Zeit auch noch später Geltung, als die Aerzte zahlreicher wurden. Heut zu Tage aber ist selbst auf dem Lande die ärztliche Behandlung in unbestrittener Herrschaft, besonders in der Vorderpfalz, und nur wo der Arzt zu fern und zu theuer ist, in der niedersten Volksclasse und nur bei Frauen, denen ohnehin die Krankenpflege zufällt, genießt auch die Volksmedicin noch ihrer traditionellen Fortpflanzung.

Den mannichfachen Veränderungen, welche auch die Therapie der Aerzte im Verlauf der Zeit unterworfen ist, kann das Publicum immer nur langsam folgen. Daher wird bei acuten rheumatischen Entzündungen, bei allen Formen von Rose, so wie in der Gicht noch immer nur Anwendung von Einwickelungen und localer Wärme zugelassen. Auch Gichtwatte (angestrichene Baumwolle), Bohnenmehl, Bleiweiß mit Zuckerpapier sind im häufigen Gebrauch. Kalte Fomente dagegen oder gar Eisaufschläge hält man hier für sehr gefährlich. Bei inneren Entzündungen mit heftigem Fieber, so wie bei acuten Ausschlagskrankheiten wird jetzt nicht leicht der Arzt umgangen. Es wird ihm in diesen schweren Fällen überall unbedingt vertraut und Alles aufgeboten seine Anordnungen zu vollziehen. Die Tracheotomie bei Croup wurde seit einiger Zeit öfter selbst auf dem Lande im Westrich ohne Widerstand zugelassen. Der früher allgemeine Gebrauch des Aderlasses bei gesunden Landleuten hat schon längst gänzlich aufgehört, die sogenannten Aderlaßmännchen in den Volkskalendern sind seit 50 Jahren schon verschwunden, der früher regelmäßige Gebrauch von Abführmitteln ist ebenfalls seltener geworden und die zurückgedrängte Volksmedicin beschäftigt sich daher heute nur noch mit leichteren Erkrankungen verschiedener Art, Katarrhen, Augenentzündungen, Zahnweh, kleinen Abscessen und

Geschwüren, Fingerwurm, Warzen u. s. w., oder mit langsam verlaufenden allgemeinen Krankheiten. Beim Wechselfieber sind die alten sympathetischen und andern Volksmittel ebenfalls durch das Chinin und seine Präparate gänzlich verdrängt. Am meisten werden dabei jetzt die „Fiebertropfen" (tinct. chinioidinae) vom Volke selbst angewandt oder alte Recepte mit Chinin; seltener die Rinde. Auch die verschiedenen Fette gegen Abmagerung und Schwindsucht hat nun der Leberthran meistens ersetzt. In der Bleichsucht sind die Volksmittel ersetzt durch Eisen, das in verschiedenen Formen und Recepten Anwendung findet; bei Kröpfen wird nur noch Jodsalbe gebraucht. Erprobte Recepte und Medicamente gegen die letzteren Krankheiten gehen von Hand zu Hand und selbst über das Meer in entfernte Gegenden von Amerika. — Bei chronischer Gelbsucht, bei Wassersucht werden mitunter noch Volksmittel gebraucht, aber hier wie in allen andern ernstern Leiden doch meistens bald die Intervention des Arztes nachgesucht. Dieß gilt namentlich jetzt auch für chirurgische Fälle: der sogenannte Lachener Mann, ein Bauer, der in Beinbrüchen, Verrenkungen und andern Schäden seinerzeit bedeutenden Ruf besaß, ist längst todt und seine Geschäftsnachfolger sind nun ziemlich außer Gebrauch gekommen. In die Geburtshülfe einzugreifen wird nicht leicht gewagt, im Wochenbette dagegen wird allerdings noch durch zu heißes Verhalten u. a. Diätfehler auf dem Lande besonders mancher Schaden angerichtet, noch größerer bei den Erkrankungen kleiner Kinder, deren Behandlung noch immer fast ausschließlich in die Hände von alten Frauen oder Hebammen gegeben ist. Arzneien und besonders Bäder werden hier nicht gerne zugelassen, wie denn überhaupt das Baden in Krankheiten dem Pfälzer noch schwer ankommt. Von Geheimmitteln ist der meist aufgeklärte Pfälzer kein Freund, und eine officielle Approbation eines solchen wird daher in der Pfalz jetzt verhältnißmäßig sehr selten nachgesucht. Der kleine Schwindel in den Zeitungen mit Pfeffer- und Senfkörnern, Revalenten, Rheumatismus-Ketten, Bonbons und Schönheitsmitteln findet zwar auch in der Pfalz noch ein Publicum; gewöhnlich sorgen aber die Apotheken, welche auch die Bedürfnisse der Volksmedicin zu befriedigen pflegen, mit Eifer und Erfolg dafür, daß diese Concurrenz möglichst bald unschädlich gemacht wird.

Noch seltener ist das Vertrauen auf Aberglauben, Heiligenbilder, Geisterbeschwörer und höheren Schwindel. Es sollen in der Pfalz zwei solcher Heiligenbilder existiren; über ihre Wirkungen wird jedoch nichts bekannt. Der ehemalige katholische Pfarrer von Hauenstein suchte alle Krankheiten mit ein paar ganz indifferenten Substanzen zu curiren und brachte wenigstens keinen Schaden. Was aber sonst in dergleichen Hülfsmitteln jetzt geschieht oder geschah, kommt nicht an's Tageslicht. Es gab aber wohl eine Zeit tiefer Erschlaffung, 1851 und 52, wo neben dem Tischrücken und ähnlichen Wunderdingen auch ein Klopfgeist von Bergzabern

hunderte von Gebildeten zu täuschen vermochte. Ein Mädchen von 14 Jahren, das sich einmal spielend versucht und Aufsehen erregt hatte, kam dort täglich vor einem Publicum von Bewunderern in eine somnambule Ekstase, in welcher sie unter geheimnißvollem Klopfen und Poltern ihrem Erfindungsgeiste freien Lauf ließ. Sie wurde erst ziemlich spät von Aerzten entlarvt, und nachher noch wegen gelegentlich dabei verübter kleiner Verwechselungen vom Gerichte der Besserungsanstalt jugendlicher Sträflinge übergeben.

Neuntes Kapitel.

Geschichtliches.

Auf diesem ältesten Culturboden Deutschlands haben wohl seit Jahrtausenden sich Reihen von Geschlechtern und Völkern abgelöst, welche keine Nachkommen, überhaupt kaum Spuren ihres Daseins hinterließen. Diese Spuren, die Heidenmauern, Opfersteine, alten Grabmäler z. B. bei Rheinzabern, Mußbach und andere verschiedene Funde geben über Körperconstitution nur so weit Auskunft, daß die damaligen Bewohner wenigstens an Körpergröße und Knochenbau die heutigen nicht übertrafen. Wohl aber stand die folgende Römerzeit an Cultur weit über der späteren, wie man aus den Resten römischer Gebäude und Anstalten selbst in jetzt verödeten Gebirgsgegenden des Westrich erkennen kann. Alles dieß ging mit dem Römerreiche unter, und die später eingewanderten deutschen Völker, besonders Alemannen (und Franken) haben die jetzt noch bestehenden Wohnorte fast sämmtlich schon in den vorchristlichen Zeiten gegründet und werden auch in der Hauptsache als die Stammältern der jetzigen Einwohner der Pfalz betrachtet. Wie in der ganzen damaligen Christenheit, so hatte sich insbesondere in der Pfalz eine ungeheure Menge von Klöstern, geistlichen Stiftungen und Rittersitzen gebildet, denen die Dorfbewohner als Leibeigene verfielen. Die herrschenden fränkischen Geschlechter erfüllten die Städte, die Rittersitze und Klöster; sie allein blieben wehrhaft und standen sonach auch körperlich über den hörigen alemannischen Dorfbewohnern. In allen Dörfern, besonders der Vorderpfalz, saßen ein und mehrere Adelige. Bei den mannichfaltigsten Wechseln der Besitzer und der Heranbildung größerer Gebiete blieb dieses feudale System doch im ganzen während Jahrhunderten fast unverändert und überdauerte auch die zahlreichen inneren Kriege und Verwüstungen der Pfalz bis zum Anfang dieses Jahrhunderts. Aus den Lebensgewohnheiten der Menschen in jener älteren Zeit läßt sich kein günstiger Schluß auf ihre Körperkraft im allgemeinen ziehen. Die Wohnungen in Schlössern und Klöstern waren zwar meist in gesunder Lage, aber enge, kalt und wasserarm. Die geschlossenen Städte und Dörfer mit ihren engen Häusern, kleinen Fenstern und offenen Miststätten

mochten noch ungesunder sein als die offenen Dörfer. Die letzteren waren jedenfalls in ganz primitivem Zustande, die Häuser meist aus Holz und mit Stroh gedeckt; hunderte dieser Dörfer sind im Verlaufe jener Zeit, hauptsächlich durch Erwerbungen der Klöster, ohne Spuren wieder vom Boden verschwunden. Industrie war nur in größeren Städten in zünftigem Betrieb; der Bergbau hörte auf. Die Quecksilbergruben der Pfalz sind sicher nicht in der christlichen Zeit entdeckt worden, denn die Mönche hatten Anderes zu thun, sondern gehören der älteren Cultur der Römer an. Die Steinkohle scheinen diese nicht benützt zu haben; wenn auch längst bekannt, ist sie erst seit dem vorigen Jahrhundert in häufigerem Gebrauch. Die Sterblichkeit war sehr groß auch in gewöhnlichen Zeiten und übertraf in den Städten die Zahl der Geburten noch bis zu diesem Jahrhundert. Noch größer war sie bei Epidemien; an der großen Epidemie von 1314 starben in Speier allein 9000 Menschen, und während der Pest in Heidelberg 1491 verließen die Universität und der Hof jene Stadt. Dem widerstreitet nicht, daß es dennoch damals viele Alte gegeben haben soll, wie z. B. in Speier, wo im 15. Jahrhundert von 14 Gliedern des Rathes der jüngste 80 Jahre zählte, ebenso wenig die unläugbare Sorgfalt für einzelne gesundheitspolizeiliche Einrichtungen. Speier besaß außer seinen Waisen-, Armen- und Krankenhäusern auch drei Schrannen für Fleisch und Brod und 9 Badehäuser. Lebensweise und Kleidung in jener Zeit machten solche zum Bedürfnisse und Hemden gab es damals noch nicht. (?)

Einen Arzt von Bedeutung aus der älteren kirchlichen Zeit hat die Pfalz nicht aufzuweisen, man müßte denn die Aebtissin Hildegarde dafür annehmen wollen, welche im 12. Jahrhundert bei Bingen lebte und ihre ärztlichen Erfahrungen in einem besondern Werke beschrieb. Hospitäler gab es aber schon in den frühesten Zeiten, zunächst als Zufluchtsorte für Kranke und Sieche, namentlich in den bischöflichen Wohnungen in Speier und den Klöstern. Die Kreuzzüge führten zur Errichtung von Leprosenhäusern, Gutleuthäusern und Fremdenherbergen in den größeren Städten Speier, Landau, Neustadt, so wie in Deidesheim, Freinsheim u. a. Neben ihnen entstanden dann die städtischen Pfründnerhäuser derselben Orte, so wie das vom reichen Kloster Eußersthal gegründete Spital bei Winzingen, das zu Deidesheim, Edenkoben, Kaiserslautern, Germersheim u. a. mehr. Acht Beguinenhäuser in Speier sorgten für Kranke und Waisenkinder.

Die Entwickelung der wissenschaftlichen Medicin war jedoch auch in der Pfalz eine späte und langsame. Speier hatte weltliche Aerzte schon im 15. Jahrhundert und wohl schon früher, ebenso Landau, als Reichsstädte. Bei der Stiftung der Universität zu Heidelberg, damals dem Hauptsitze der Cultur für die Pfalz, war die Medicin übrigens noch nicht vertreten.

Erst im folgenden 15. Jahrhundert wurde ein Lehrer dafür angestellt und im 16. Jahrhundert lehrten drei Mediciner daselbst die Physiologie, Pathologie und Therapie. Inzwischen hatten sich in allen Städten weltliche Aerzte verschiedener Art angesiedelt, die Bevölkerung war mächtig gewachsen und äußerte sich in regem Leben namentlich auch in der Pfalz. Durch die zunehmende Bildung drang die Erkenntniß in die untern Schichten der Bevölkerung, daß ihre sociale Lage einer Aenderung bedürfe. Aber diese Zeit beginnenden Erwachens für Religion und Wissenschaft war auch der Anfang des Untergangs der damaligen Bevölkerung. Der Bauernkrieg, die späteren religiösen Bedrückungen, dann der 30jährige, besonders aber die grauenhafte Zerstörung im sogenannten Orleanskriege, bei dem auch religiöse Motive mitwirkten, haben die Pfalz so völlig verödet, daß erst allmählich unter vielfacher Einwanderung ein neues Volk sich bilden konnte, das von dem reichen Leben seiner Vorfahren nichts mehr wußte.

Das 18. Jahrhundert bietet denn auch besonders anfangs keinen freundlichen Anblick dar. Es ist eine dünne und zahme Bevölkerung unter absoluter Herrschaft vieler Fürsten, gleich oder noch unter dem jenseitigen Deutschland. Die Festung Landau blieb durch das ganze Jahrhundert bei der Krone Frankreich. Die alte noch immer stolze Reichsstadt Speier erhob sich langsam und dorfartig aus ihren Ruinen. Nur eine sehr kleine Anzahl von Familien derselben stammte noch aus der Zeit vor dem Brande. Sie wurden als „Altdahiesige" unterschieden von den „Dahiesigen, Hiesigen und Hergelaufenen." Mit der allmählichen Zunahme der pfälzischen Bevölkerung während langer Friedenszeit stieg jedoch unter einer streng bureaukratischen Verwaltung auch bald wieder die Noth der ärmeren Classe. Das Landvolk war von Alters her völlig leibeigen und wurde demgemäß behandelt, die Bürgeraufnahmen gingen von den Regierungen aus, viele Zollstätten hemmten den inneren Verkehr, die Wälder waren so verdorben, daß sie kaum den jährlichen Bedarf deckten und in allen kurpfälzischen Oberamtsstädten starben mehr Menschen als geboren wurden. So war denn auch schon in den sechziger Jahren eine so starke Wiederauswanderung eingetreten, daß die Bevölkerung von Kurpfalz damals innerhalb 5 Jahren um 861 Familien abgenommen hatte. Sie gingen über England theils nach Amerika, theils in andere Länder, selbst nach Spanien. Von Regungen höheren Culturlebens ist aus jener langen gleichartigen Friedenszeit wenigstens im Volke fast nichts zu finden und auch in Sittlichkeit standen die Pfälzer damals durchaus nicht hervor, weder in den Städten, noch auf dem Lande. Von der bevorzugten Classe finden wir dieselben Namen und Geschlechter in allen geistlichen und weltlichen Aemtern, welche auch jetzt noch im jenseitigen Deutschland in denselben leben und nur zum kleinsten Theile aus der Pfalz abstammen.

Von Volkszählungen fand eine zu Ende des 17. und mehrere im

Verlauf des 18. Jahrhunderts statt. Kurz vor der französischen Revolution hatte die Pfalz nur etwa die Hälfte der heutigen Bevölkerung.

Die medicinischen Einrichtungen jener Zeit, wenigstens der späteren, waren im allgemeinen genügend. Ausgebildete Aerzte waren zwar noch selten, und fast ausschließlich Beamte, sogenannte Oberamtsärzte, in allem schwerlich über 30, und neben ihnen wirkten auch Chirurgen in allen Städten und auf dem Lande. Doch hatte Zweibrücken später drei wirkliche Doctoren, Speier seine zwei „Stadtphysikos," alle größeren Herrschaften ihre ärztlichen Beamten und selbst die Wildgrafen in Gaugrehweiler, obwohl meist außer Landes als französische Officiere, hatten unter anderem auch Arzt und Apotheke.

In Kusel erfolgte die erste Anstellung eines Physicus 1719 unter der damals guten Verwaltung der Herzoge von Zweibrücken; er erhielt Wohnung, Naturalien und 75 Gulden Gehalt. Später bestanden jedoch schon zwei Apotheken daselbst. Außerdem hatte Zweibrücken seinen ärztlichen Hofrath, der Fürstbischof von Speier in Bruchsal seinen Leibarzt (kurze Zeit war dieß J. Ptr. Frank), der auch in Speier prakticirte; in Mannheim, der ersten Hauptstadt von Kurpfalz, bestand das „consilium medicum," dem alle Stadt- und Landphysici, alle Vorgesetzte von Spitälern und Lazarethen untergeben waren. Das alles hinderte übrigens nicht, zugleich eine Masse von Geheimmitteln, Wunderbalsame, Lebensessenzen und Lebensextracte, Fieberlatwergen u. dgl. in kurpfälzischen Landen zu privilegiren, mehrfach zu Gunsten von Frauen, um ihnen eine Subsistenz zu gewähren. Graßer Aberglaube waren wie von jeher, so auch damals noch im Volke ganz allgemein. Auch Pfuschereien wurde bei dem Mangel und geringen Einflusse von gebildeten Aerzten systematisch, mehreremal im großen, gehuldigt und selbst bei Hofe nicht verschmäht. — Doch hat die Pfalz bis dahin auch einige Aerzte von allgemeiner Bedeutung hervorgebracht. Joh. Posthius von Germersheim, 1537 bis 1597, Leibarzt des Fürstbischofs von Würzburg und des Kurfürsten von der Pfalz, gehört unter die Reihe der Anatomen des 16. Jahrhunderts. J. Theodorus, aus Bergzabern, genannt Tabernämontanus, schrieb sein bekanntes Kräuterbuch 1588. Joh. Joach. Becher aus Speier, 1635—1682, war Leibarzt des Kurfürsten von Bayern u. s. w. und beschloß sein vielbewegtes Leben in England; er ist bekannt als Begründer der Phlogistontheorie in der Chemie. Becher gab unter andern auch die erste Anregung zur Auswanderung von Pfälzern nach Nordamerika. J. Peter Frank aus Rodalben, 1745 — 1821, wo er in Wien starb, ist als der größte Kliniker seiner Zeit allen Aerzten bekannt. Phil. Frz. v. Walther aus Burweiler, 1781 — 1848, gehört als berühmter Chirurge dem 19. Jahrhundert an. Auch J. Ad. Pollich, 1740 — 1783, Arzt und Botaniker in Kaiserslautern, verdient Erwähnung.

Beginn der neuen Zeit. Unter den angeführten Umständen kam es im Herbste 1792 zur Invasion der Franzosen unter Custine, welche Speier, dann Worms, Mainz und Frankfurt besetzten und die Pfalz 1793 zum großen Theil, 1794 aber völlig ausplünderten, den Adel, die Geistlichkeit und die Beamten vertrieben und alle noch übrigen Schlösser und Klöster, so wie viele öffentliche Gebäude verheerten oder vernichteten. Wer nur irgend konnte, entfloh damals; alle staatliche Ordnung, alle Steuern und Besoldungen hörten auf. Speier, der schwer bedrängten Stadt, blieben kaum noch 400 Bürger, und ähnlich war es auch anderwärts; Menschenleere und völlige Verarmung traten in der ganzen Pfalz ein. — Unter der folgenden Directorial-Regierung und dem Consulate bemühte man sich, auf Grundlage der neuen Principien, wieder Ordnung und Wohlfahrt in der besetzten Pfalz herzustellen. Die angestellten Präfecten und ihre Untergebenen suchten auf unläugbar rühmliche Weise ihre schwere Aufgabe zu erfüllen. Zum erstenmale hatten die Pfälzer eine Herrschaft, welche das Volkswohl und nicht ihr eigenes Wohl zunächst im Auge hatte, und obgleich sich dieß später änderte, so war doch der Erfolg ein sehr rascher Aufschwung und bald eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung trotz der Opfer an junger Mannschaft, die im folgenden Kaiserreiche den Kriegen Frankreichs gebracht werden mußten. Die Aufhebung feudaler Lasten, die ungehinderte persönliche Bewegung brachte ein bisher unbekanntes Leben in die schwer geprüfte Bevölkerung und heilte in wenigen Jahren die großen Schäden der jüngst verflossenen Zeit. Von medicinischen Einrichtungen war das Land freilich eine Zeit lang völlig entblößt; nur wenige ältere Aerzte in den Städten waren geblieben. Sie unterließen nicht, obwohl jetzt unbesoldet, mit Aufopferung in den schweren Kriegsjahren ihre Dienste zu leisten. Erst seit 1802 fing man an unter Mitwirkung der errichteten medicinischen Schule in Mainz die großen Lücken hierin auszufüllen, prüfte das verfügbare ärztliche Personal und stellte 1804 in den Hauptorten Doctoren, Aerzte und Chirurgen, zum Theil ehemalige französische Militärärzte, auf mit officiellem Charakter und Gehalt. Dieser später verstärkte Organismus wurde auch mit ausgedehnten Erhebungen in Anspruch genommen über den körperlichen Zustand der Bevölkerung und die Zahl von Blinden, Taubstummen, Idioten und anderen chronischen Kranken. In Frankenthal errichtete man mit großen Kosten ein Armenhaus für das Departement zur Aufnahme von Arbeitsunfähigen und Kranken. Man regelte die medicinische Polizei, schaffte die vielen Feiertage ab, ordnete die Verlegung von Kirchhöfen außerhalb der Wohnorte, stellte geprüfte Gemeinde-Hebammen an, führte die Impfung der Schutzpocken 1805 gesetzlich ein und machte sie 1810 zur speciellen Aufgabe der damaligen Cantonsärzte. —

Der nach Beendigung der Kriege unter deutsche und bayerische Herr-

schaft zurückgekehrten jetzigen Pfalz wurden ihre Gesetze und ihre Organisation im allgemeinen erhalten, obwohl sie in mannichfachem Gegensatz mit denen im jenseitigen Bayern und Deutschland standen. Als neue hierher gehörige Schöpfungen aus der nun folgenden Zeit sind die Einführung der Leichenschau 1819, die Reorganisation der Apotheken und Ausgabe einer bayerischen Pharmakopoe und Taxe 1819 bis 1825, die Aufstellung einer Medicinaltaxe 1836, Aufhebung der chirurgischen Schulen 1843, die Errichtung eines Pensionsvereins für Aerzte 1852 und die einer Irrenheilanstalt für die Pfalz 1857 zu betrachten. — Die nun in Friede und Freiheit lebende Bevölkerung vermehrte sich bald noch viel stärker als unter Frankreich und übertraf schon in den dreißiger Jahren die des vorigen Jahrhunderts um das Doppelte. Die Sterblichkeit nahm schon bald nach der socialen Umwälzung und später so fort bis zum heutigen Verhältnisse ab. Die Bewohner der einzelnen pfälzischen Lande hatten früher wenig mit einander gemein gehabt; nun aber entwickelte sich durch die isolirte Lage der Provinz, durch gleiche Schicksale und Gesetze bei den Bewohnern ein gewisses Selbstgefühl, namentlich im Vergleich mit jenseits, und der besondere volksthümliche Charakter der Pfälzer erhielt erst unter bayerischer Herrschaft seine heutige Ausbildung. Dagegen verloren sich mehr und mehr die älteren Landestrachten, manche locale Sitte und selbst die Mundarten durch den steigenden Verkehr und Reichthum, besonders seit Erbauung der Schienenwege in den letzten 20 Jahren. Die Gesundheitspflege förderte sich seitdem mehr indirect, hauptsächlich durch die bedeutungsvolle Rectification des Rheinstroms, durch die Errichtung zahlloser neuer Schulhäuser, guter Straßen, Verbesserung der Wälder, welche jetzt ein Dritttheil des Bodens bedecken, Hebung der Bodencultur und Industrie, so wie durch die Masse von Neubauten seit den letzten 10 Jahren. Die Zahl gebildeter Civilärzte war in den zwanziger Jahren noch klein und auf die größeren Städte beschränkt. In den dreißiger Jahren stieg sie aber rasch und später über das Doppelte. Landau hatte bis 1831 nur drei Civilärzte: jetzt sind es deren acht, und in ähnlichem Verhältnisse verbreiteten sich Aerzte in anderen Städten und auf dem Lande. — Mai 1866.

Neunter Abschnitt.

Betriebsamkeit.

I. Landwirthschaft.

Von **Adam Müller**.

Die Landwirthschaft der Pfalz in einem kleinen Rahmen darzustellen, ist eine schwierige Aufgabe. Die Mannichfaltigkeit des Bodens und des Klima's in dem verhältnißmäßig kleinen Raume; die Rührigkeit und Emsig-

keit der Bewohner, welche die Eigenthümlichkeit jeder Lage und jeder Beschaffenheit des Bodens zu nützen sucht, hat eine große Mannichfaltigkeit von Betriebsweisen und Cultursystemen hervorgebracht, deren jedes einer eigenen Betrachtung werth wäre. Aber nicht nur Boden und Klima sucht der Pfälzer Landwirth zu nützen, sondern auch die Conjuncturen des Handels und Verkehrs bestrebt er sich zu seinem Vortheile zu kehren, und so ist seine Wirthschaftsweise ein wandelndes Bild, das sich schneller als anderswo ändert, sich niemals lange Zeit gleich bleibt.[1])

Zum Glück für den Beschreiber hat die Natur diese Strebsamkeit der Pfälzer Landwirthe in gewisse Gränzen eingeschlossen, die er nicht zu überschreiten vermag, und erlaubt füglich den Kreis in landwirthschaftliche Zonen zu theilen, welche wesentlich durch die geologische Beschaffenheit des Bodens bestimmt werden: nämlich in das **Rheinthal** oder die Ebene, und in den **Westrich** oder gebirgigen Theil. Letzterer theilt sich wieder in einen südlichen und nördlichen, wovon ich den ersten die Gebirgsgegend, den zweiten die Hügelgegend nennen will.

Das Rheinthal oder die „Ebene" ist größtentheils angeschwemmter Boden, längs des Rheines hie und da an Nässe leidend und zuweilen der Ueberschwemmung ausgesetzt, längs der Gebirge hin fruchtbare Felder und sonnige Lagen zu Weinbergen darbietend.

Die Gebirgsgegend gehört der Vogesensandsteinformation an; die Gebirgsrücken sind lang und schmal, die Thäler tief eingeschnitten und wasserreich. Auf dem Vogesensandstein lagert Thon und gegen die westliche Grenze hin Muschelkalk. Das „Gebirg" enthält die meisten Waldungen.

Die Hügelgegend hat zur Grundlage den Kohlensandstein, welcher mit Thonschiefer abwechselt; hie und da ist der Boden vulcanischen Ursprungs. Der Boden ist in dieser Abtheilung durchgehends fruchtbar, jedoch schwerer

---

[1]) Die Pfalz producirte im Jahr 1853 nach den Tabellen des statistischen Bureau's:

Waizen	174,343	Schäffel	Hirse	2,455	Schäffel
Roggen	341,873	„	Buchwaizen	2,242	„
Dinkel (Spelz)	376,725	„	Hülsenfrüchte	26,734	„
Gerste	193,548	„	Kartoffeln	2,210,945	„
Hafer	307,822	„	Reps und Mohn	42,642	„
Mais	6,959	„			

Die Hauptschranne des Kreises ist zu Kaiserslautern; im Jahr 1853 wurden daselbst verkauft:

Waizen	24,564	Ctr.	Gerste	24,313	Ctr
Roggen	24,958	„	Hafer	34,326	„
Spelz	73,252	„	Zusammen	181,413	Ctr.

Viehstand nach der Zählung von 1854.

Pferde	31,009.	Schafe	47,012
Rindvieh	197,353.	Schweine	41,804

zu bebauen als im Gebirgsrayon und in der Ebene; die Ackerkrume ist zuweilen seicht und ruht dann auf festem Gestein. Die Bergrücken sind unregelmäßig; lange und breite Plateaus wechseln mit unförmlichen Koppen ab. Die Thäler sind weniger tief eingeschnitten, die Seitenwände in der Regel schroff und steil ansteigend.

Der Rhein war von jeher eine der Hauptadern des großen Handels und Verkehrs, und die Anwohner der schönen Stroms zogen früh und allezeit von ihrer günstigen Lage, ihrem milden Klima, ihrem leicht zu bebauenden fruchtbaren Boden bald Vortheil, bald bitteren Schaden. Der leichte Absatz ihrer Producte mußte ihre Thätigkeit anspornen, ihre Betriebsamkeit wecken und fördern; der rege Handel brachte Capitalien und Wohlstand in das Land. Dagegen waren sie bei allen großen europäischen Kriegen haltlos dem Feinde preisgegeben und mußten alle Gräuel und Unbilden barbarischer Kämpfe schutzlos über sich ergehen lassen. Dadurch mag sich theilweise der Charakter der Landwirthschaft in der Ebene erklären: man baut was da schnell wächst und einträgt, was der Boden gibt und was vortheilhaft erscheint. An eine regelmäßige, auf eine große Ausdehnung befolgte Fruchtfolge ist nicht zu denken; irgend größere Landwirthe haben auf ihren Gütern schon mehrere unter sich verschiedene Fruchtfolgen; es wird jeder Acker seiner Ertragsfähigkeit entsprechend behandelt und cultivirt. In dem reichen und feuchten Boden längs des Rheines von Germersheim aufwärts baute man lange Zeit hindurch Hanf als Handelspflanze; gegenwärtig wird wenig über den Hausbedarf gebaut, Runkelrüben und Tabak sind an die Stelle dieser Cultur getreten.

Gegen das Gebirg hin in der Gegend von Landau tritt der Getreidebau in den Vordergrund, daneben kommt als Handelsgewächs der Winterreps (Kohl) vor. In den leichtern sandigen Feldern von Neustadt gegen Speier blüht neben dem Getreide-, Kartoffel- und Runkelrübenbau die Tabakscultur. Die Umgegend von Frankenthal hat sich mit Vorliebe dem Anbau der Kartoffeln ergeben und sie zur eigentlichen Handelspflanze erhoben. Im Canton Grünstadt und Göllheim, auf äußerst fruchtbarem Boden, steht Getreide- und Repsbau in erster Linie.

Als Wintergetreide wird im Rheinthal allgemein auf leichterem Felde Roggen, auf schwererem Boden Spelz gebaut. Weizen und Hafer kommen selten vor. In den Cantonen Göllheim und Grünstadt ist der Bau der Gerste beliebt und ausgedehnt, und man baut hauptsächlich die dicke zweireihige Bierbrauergerste. Der Repsbau wird nur von den reichen Gutsbesitzern getrieben. Der Reps wird im August, häufig nach Klee, fast nie in die Brache gesäet, im Herbste die Saat durch Jäten mit der Hand „gestellt" und im Frühjahr nochmals behackt. Die Zuckerfabriken zu Waghäusel auf dem rechten Ufer des Rheines, zu Frankenthal und Mutterstadt haben in ihren Umgebungen den Anbau der Zuckerrüben hervorgerufen. Um das

Feld nicht müßig liegen zu lassen, werden nach Wintergetreide im August weiße Rüben gesäet, die, im Monate October oder November gerauft, ein treffliches Viehfutter abgeben. Die Quantität dieser, so als zweite Ernte gebauten Rüben ist so groß, daß ein Mißrathen derselben ein futterarmes Jahr verursacht.

Das Aufmandeln des Getreides ist nicht üblich; man bringt es unmittelbar nach dem Schneiden nach Hause, um durch eine Pflugarbeit den Acker gleich zur Rübensaat herrichten zu können.

Man hat seit langer Zeit Tabaksbau in der Pfalz getrieben, allein in neuester Zeit hat derselbe einen merkwürdigen Aufschwung genommen und gedroht sich über alle andern Culturen zu erheben. Die Pfälzer Tabake haben sich Ruf im Auslande verschafft und Deckblätter zu Cigarren werden bis nach Amerika ausgeführt. Im Jahr 1857 betrug die Ernte nicht weniger als 133,029 Centner, die auf einem Areal von 15,157 Tagwerken von 16,541 Producenten erzielt wurden. Der Verkaufspreis berechnete sich auf 1,746,167 fl. Die Stadt Speier figurirt in dieser Zahl mit 5776 Ctrn., Schifferstadt mit 5250, Mutterstadt mit 4400, Herrheim mit 4000 und Haßloch mit 8080 Ctrn. Die mit Tabak bestellte Fläche bleibt sich nicht gleich, sondern sie vermindert oder vergrößert sich, je nachdem die Preise und Absatzverhältnisse einen größern oder geringern Ertrag erwarten lassen.[1])

Der Hopfenbau ist erst im Stadium der Entwickelung; seiner Verbreitung stehen die hohen Anlagekosten hinderlich im Wege; jedoch wird die Vermehrung der Bierbrauereien sicherlich auch die Ausdehnung des Hopfenbaues nach sich ziehen.

Im Canton Mutterstadt baute man noch vor dreißig Jahren viel Lein; gegenwärtig ist diese Cultur fast ganz verschwunden und der Lein wird in der ganzen Pfalz nur noch für den Hausbedarf gebaut.

In der Umgegend von Frankenthal und Zweibrücken baut man Cichorien; bei Speier und bei Zweibrücken auch Krapp; Kardendisteln findet man ebenfalls hie und da in kleinen und größern Flächen angebaut.

In dem obern Theile der Ebene, in dem Gebiete der Queich, finden sich schöne und fruchtbare Wiesenthäler: überhaupt überall wo die kleinen Gebirgswässer, dem Rheine zuströmend, die Ebene durchschneiden, haben sich bald schmälere, bald breitere Wiesenflächen gebildet, die zum Theil be-

[1]) Die Cantone folgen sich der Reihe nach im Tabaksbau wie folgt:

1. Mutterstadt . . .	mit	29,521 Ctrn.
2. Speier	„	23,611 „
3. Neustadt	„	15,543 „
4. Landau	„	15,157 „
5. Germersheim . . .	„	15,038 „
6. Kandel	„	13,163 „
7. Frankenthal	mit	8,548 Ctrn.
8. Edenkoben	„	6,080 „
9. Bergzabern	„	2,987 „

Im Westrich ist der Tabaksbau ohne Bedeutung.

wässert, zum Theil auch bloß überschwemmt werden. Es gibt aber auch Ortschaften, die gar keine Wiesen oder nur sehr wenige haben und sich deßwegen hauptsächlich auf den Anbau künstlicher Futterkräuter verlegen müssen. Rothen Klee, Luzerne und Esparsette baut man auf entsprechendem Boden überall auf der Ebene. [1])

In dem südlichen Theile des Westrichs, der Gebirgsgegend, wo die Cultur weniger intensiv als in der Ebene ist, tritt uns gleich auf der sogenannten „Sickinger Höhe" ein siebenjähriger Fruchtwechsel mit Brache entgegen; nämlich: 1. Brache, 2. Reps, 3. Winterroggen, 4. Kartoffeln, 5. Hafer oder Gerste, 6. Klee, 7. Hafer oder Spelz. Diese Fruchtfolge gilt für die bessern Bodenarten; auf schlechtem, sandigem Felde bleibt der Winterreps weg und der Winterroggen, das „Korn," kommt an seiner Stelle in die Brache oder den „Sommerbau." Gegen die südwestliche Gränze, im Bezirksamt Zweibrücken, in dem „Bliesgau," auf schwerem thonigem Kalkboden hat sich die Dreifelderwirthschaft, jedoch modificirt durch Klee- und Luzernebau, erhalten.

Längs der Eisenbahn von Kaiserslautern nach Homburg und Bexbach hat sich auf leichtem, armen Sandboden ein bemerkenswerther zweijähriger Turnus ausgebildet: 1. Korn, 2. Kartoffeln. Dazu wird jede Ernte mit Mist gedüngt, im Frühjahr die Kartoffeln, im Herbste das Korn. Klee wird keiner gebaut, da er in dem schlechten magern Untergrunde der wesentlichsten Bedingung seines Gedeihens entbehrt. Bedeutende Wiesenflächen, welche übrigens auch der Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt sind, nebst Brantweinbrennereien erlauben es den Landwirthen sich stark auf die Viehzucht zu verlegen.

[1]) Das Verhältniß der Wiesen zum Ackerlande in der ganzen Pfalz wird nach den einzelnen Bezirksämtern in folgender Uebersicht versinnlicht:

Namen der Bezirksämter.	Wiesen. Tgw.	Ackerfeld. Tgw.	Verhältniß.	Bemerkungen.
Bergzabern	9,009	41,267	1: 4,6	Frankenthal u. Kirchheimbolanden haben die wenigsten, Homburg die meisten Wiesen. In letztem sind jedoch die zum Theil sehr schlechten Bruchwiesen (Moorwiesen) mitbegriffen. Die schönsten Wiesenthäler sind das Bliesthal und das Glanthal.
Frankenthal	5,789	62,507	1: 10,8	
Germersheim	14,965	55,127	1: 3,7	
Homburg	27,152	76,579	1: 2,8	
Kaiserslautern	13,344	69,033	1: 5,2	
Kirchheimbolanden	10,459	100,509	1: 9,6	
Kusel	15,828	77,032	1: 4,9	
Landau	11,819	48,635	1: 4,1	
Neustadt	9,233	39,675	1: 4,3	
Pirmasenz	14,008	62,255	1: 4,4	
Speier	11,995	59,036	1: 5,0	
Zweibrücken	16,582	89,786	1: 5,4	
	160,183	781,441	1: 5,4	

Der nördliche Theil des Westrichs, die Hügelgegend, hat durchschnittlich bessern Boden als das Gebirg; die Gegend um Kirchheimbolanden gegen Grünstadt und Göllheim hin ist wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt; Wiesen sind weniger als in der Gebirgsgegend vorhanden, jedoch liefern die vorhandenen ausgezeichnetes Futter. Da, wie bemerkt, der Boden im allgemeinen fruchtbar ist, besonders in den Niederungen und meistens auf einem an pflänzlichen Nährstoffen reichen Untergrunde ruht, so gedeiht der Kleebau sehr gut und man findet außer dem rothen Klee die Luzerne und Esparsette vielfach angebaut. Wenn ein Acker keine entsprechende Getreideernten mehr tragen will, so legt man ihn einige Jahre mit Luzerne an und macht ihn auf diese Art wieder für längere Zeit fruchtbar. Der Bodenbeschaffenheit wegen baut man weniger Kartoffeln, dagegen wird mehr Weizen, Spelz und Gerste gesäet, Erbsen werden mit Vorliebe gebaut; auch Linsen und Kichern kommen häufig vor. Man hat mitunter sehr lange Fruchtfolgen und scheut sich nicht, gleich wie in der Ebene, zwei Halmfrüchte nach einander zu bauen.

Wenn gleich der Boden durchschnittlich besser ist als in der Gebirgsregion, so soll damit doch keineswegs gesagt werden, daß der Boden überall gleicher Natur sei: im Gegentheil ist er sehr mannichfaltiger Art, und es gibt wenig Dorffluren, welche aus einerlei Ackerboden bestünden. Es sind auch magere Böden darunter, so dürftig als man sie im Gebirgsrayon antrifft. Die Dürftigkeit des Bodens drückt sich jedesmal in entsprechender Armseligkeit der Bewohner aus! Der Runkelrübenbau wird zwar überall gepflegt, jedoch nur im Kleinen. Eine Zuckerfabrik, welche auf dem „Königreicher Hofgut" von französischen Unternehmern gegründet war, mußte wieder aufgegeben werden, weil der Bau der Zuckerrüben auf dem Gute selbst nicht genügend war, die Fabrik mit dem nothwendigen Rohmaterial zu versehen, und weil sich die Landwirthe der Umgegend nicht dazu verstehen wollten, Runkelrüben zum Verkaufe zu bauen.

Das Herrlichste was die Pfalz an Bodenproducten hervorbringt, sind wohl ihre Weine. Wem sind die Namen Forst, Wachenheim, Deidesheim, Dürkheim nicht bekannt, der je in einem guten Gasthofe Deutschlands eingekehrt war? Aber nicht bloß in Deutschland sind die Pfälzer Weine beliebt, auch auswärts sind sie geschätzt und anerkannt; die mittlern Weine gehen stark nach Nordamerika; die feinern finden überall Abnehmer, in Norddeutschland, Rußland, Holland, England; sie erscheinen jedoch an den vornehmen Tafeln gerne unter der Firma: „Liebfrauenmilch," „Johannisberger Cabinetsweine" u. dgl. — Dagegen wird in Deutschland auch viel sogenannter „Deidesheimer" getrunken, der anderwärts gewachsen ist. Alle diese Thatsachen sprechen für die Vorzüglichkeit des Gewächses, welches die Pfalz hervorbringt.

Die Haupt-Weinregion der Pfalz zieht sich wie ein schmaler Gürtel, mit vielen Vorsprüngen in die Ebene, von Bergzabern bis über Dürkheim

hinaus an dem östlichen Abhange und am Fuße des Hardtgebirges hin. Neustadt liegt etwa in der Mitte des Gürtels; die obere Hälfte gegen Bergzabern hat im Durchschnitt kräftigern fruchtbarern Boden als das untere Gebirg; letzteres bringt die feinsten und edelsten Weine hervor. Der Quantität nach ist der Ertrag am obern Gebirg groß; vier Fuder Wein auf das Tagwerk sind keine Seltenheit, während am untern Gebirg zwei Fuder schon für eine volle Ernte gelten; dagegen ist die Qualität des Weins und der dieser entsprechende Preis am obern Gebirg fast um die Hälfte geringer als am untern.

Der üppige Boden des obern Gebirgs hat dort den sogenannten „Kammerbau" hervorgerufen. Derselbe besteht darin, daß die Längsreihen durch übergelegte Querbalken im Quadrate („Kammern") abgetheilt sind; die Reben werden an doppelten Geländerrahmen in die Höhe gezogen; es ist dadurch dem Weinstock ausreichender Raum gewährt eine große Fülle von Trauben hervorzubringen, und wird zugleich zwischen den Rebenpflanzen noch einiger Raum gewonnen, der auf's fleißigste mit Gemüsen, Knollen- und Wurzelgewächsen bestellt wird. Um ja keinen Fußbreit Erde verloren gehen zu lassen, werden die Fußwege zwischen den einzelnen Beeten, die man nicht cultiviren kann, zu Grasland benützt!

Am untern Gebirg wird dem edlen Weinstocke jede andere Rücksicht geopfert und der Weinbau mit einer Sorgfalt getrieben wie wohl in in keiner andern Gegend der Erde. Die Reben werden an niedern Rahmen gezogen, die man in jüngster Zeit durch Drath ersetzt. Die Spätlese, oder das Verschieben des Herbstens bis zum Beginn der Edelsäule der Trauben und die Auslese finden allerwärts mehr Eingang und haben den Ruf des Pfälzer Weinbaus wesentlich erhöht. Aber nicht bloß in der Ernte, sondern auch in der Anlage der Weinberge, der Behandlung und Düngung, der Wahl der Traubensorten haben die fleißigen Winzer des Hardtgebirges Fortschritte gemacht; man verfolgt die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen mit Aufmerksamkeit und sucht sich dieselben dienstbar zu machen. Die bessern Winzer düngen mit Compost, der nach wissenschaftlichen Grundsätzen zusammengesetzt und bereitet ist.

Aber nicht bloß in der Ebene, auch in der Hügelgegend baut man in einzelnen Lagen, z. B. im untern Glan- und Alsenzthale, bei Winterborn und im Zellerthale treffliche Weine; die Gebirgsgegend trägt den Weinstock nur an Spalieren.

Die ganze mit Reben bepflanzte Fläche in der Pfalz beträgt 30,000 Tagwerke; in guten Jahren rechnet man darauf einen Ertrag von 40,000 Fuder (à 1000 Liter), welche einen Werth von 8 bis 10 Millionen Gulden repräsentiren.[1]) Ausgezeichnete Weine sind schon mit 5000 fl. per Fuder

[1]) Die Handels- und Gewerbekammer der Pfalz schlägt den Werth der Weinproduction im Jahr 1857 zu 8 Millionen Gulden an.

in öffentlichen Versteigerungen weggekommen. Der Durchschnittspreis eines Tagwerks Wingert wechselt am Hardtgebirg von 800 bis 1800 Gulden, in ausgezeichneten Lagen bei Forst und Deidesheim werden auch wohl 10,000 und mehr dafür bezahlt!

Auch einen reichen Obstsegen hat die gütige Vorsehung über die Pfalz ausgebreitet. Bei Landau trifft man große Nußbaum-Alleen, an den Abhängen des Hardtgebirgs förmliche Kastanien-Wälder; aus der gebirgigten Pfalz kommen große Mengen Zwetschgen, während an dem Raude der Ebene die feinern Pflaumensorten, Mirabellen, Pfirsiche und Apricosen, feine Aepfel- und Birnsorten gedeihen; die Mandelbäume zieren mit ihrem schönen zarten Rosaroth im ersten Lenze die Weinberge bei Neustadt; berühmt sind die Kirschenorte Weisenheim am Sand auf der Ebene und Altenkirchen im Westrich.

Das meiste Obst wird für den häuslichen Bedarf getrocknet oder zu Obstwein gemacht, zu Syrup gekocht oder roh verzehrt. Ein großer Theil, besonders aus der Ebene, geht roh als Handelsartikel den Rhein hinab bis nach Holland und England; Kirschen- und Zwetschgenwasser wird gleichfalls viel bereitet, und in Deidesheim hat sich in den letzten Jahren eine Fabrik für eingemachte Früchte erhoben.

Viehzucht.

Die Pferdezucht wird hie und da in der Pfalz mit Vorliebe betrieben, wozu wesentlich das vortrefflich eingerichtete Gestüt zu Zweibrücken beiträgt. In der Umgegend Zweibrückens, hauptsächlich auf der „Sickinger Höhe," werden edle Pferde für den Reit- und leichten Wagenschlag gezüchtet; in der „Ebene," bei Landau, bei Frankenthal und in der Gegend von Kirchheimbolanden zieht man größere und schwerere jedoch auch weniger edle Pferde vor. In dem übrigen Theil der „Hügelgegend" ist das gemeine Ardenner Pferd vorherrschend, das zur Kreuzung mit edlen Beschälern sehr geeignet ist.

Das Zweibrücker Gestüt hielt früher bloß edle Pferde, in neuerer Zeit werden die Bedürfnisse des Ackerbaues mehr berücksichtigt und auch Beschäler von Landracen gehalten, Percherons aus der Normandie und Ardenner. Da das Gestüt nicht im Stande ist seine Pferde alle selbst zu züchten, so werden von Zeit zu Zeit Ankäufe bei den Züchtern der Provinz und auch auswärts gemacht, wodurch zwar an Einheit der Race verloren geht, anderntheils aber auch den verschiedensten Bedürfnissen der Züchter Rechnung getragen wird. Die „Zweibrücker Pferderace" ist vortheilhaft auch im Auslande bekannt; sie hat schöne arabische Formen, ein gutes Temperament, schöne Bewegungen, und ist, wenn die Thiere in der Jugend geschont werden, von großer Ausdauer. Das Gestüt hatte mehrere berühmte Beschäler aufzuweisen: Cyrus, von persischer Abkunft;

Choueiman im Jahr 1828 in Aegypten angekauft, ein echtes arabisches Wüstenpferd. Gegenwärtig befindet sich ein arabischer Vollblutbeschäler, Chamil, aus den Privatgestüten S. Maj. des Königs von Württemberg, in dem Gestüte. Das arabische Blut hat sich überhaupt für die Züchtung günstiger erwiesen als das englische.

Die Pferdezucht hat sich in neuester Zeit, als Folge des erhöhten Kaufwerthes der Pferde, wesentlich gehoben, und zwar nicht bloß durch Vermehrung der Zahl, sondern auch durch bessere Haltung und Pflege. In den meisten Dörfern, wo Pferdezucht getrieben wird, legt man Tummelplätze für die jungen Pferde an, wozu der seit mehreren Jahren bestehende Pferdezuchtverein den Impuls gegeben hat. Pferdemärkte bestehen in der Pfalz nicht; die Vertheilung der Aufmunterungsprämien zu Zweibrücken am dritten Donnerstag und Freitag im September, wozu der Landrath des Kreises jedesmal die Mittel mit 1500 fl. bewilligt, zieht immer eine große Anzahl schöner Pferde dahin, und es werden bei dieser Gelegenheit auch viele Pferde verkauft. Ueberhaupt bildet diese Vertheilung der Aufmunterungsprämien ein schönes ländliches Fest, welches berufen ist, den Geschmack und die Neigung der Züchter für die Zucht der edlen Pferde zu erhalten und zu wecken.

Das Gestüt hält 56 — 62 Stück Beschäler, welche im Frühjahr vom März bis Juni auf die verschiedenen Beschälstationen vertheilt werden.[1]

Außerdem werden einige Privatbeschäler gehalten. Das Sprunggeld beträgt 2 fl., für einzelne, vorzüglich edle Beschäler 3 bis 5 fl.

Obgleich auf die edle Pferdezucht von jeher große Summen verwendet worden sind sowohl von Seiten der Privaten als seitens der Behörden, namentlich zur Förderung der Zucht von Militärpferden, so ist doch der Vortheil derselben der Zucht von Landpferden gegenüber vom nationalökonomischen Standpunkte aus nicht genügend nachgewiesen. Die Landpferde als die eigentlichen Arbeitspferde sind immerhin nothwendig, sie können nicht entbehrt werden, da die edlen Pferde zu den langsamen und beschwerlichen Arbeiten des Feldbaues nicht besonders geeignet sind; sie sind leichter zu züchten, können früher benutzt werden und sind mäßiger in ihren Ansprüchen an Futter und Behandlung. Verzeichnisse über Ein- und Ausfuhr von Pferden sind nicht vorhanden, aber sicher ist, daß das Capital, welches für verkaufte edle Pferde in die Provinz hereinfließt, jenes andere, welches zum Ankauf von Landpferden hinausgeht, nicht übertrifft.

[1]) Im Jahre 1861 waren im Gestüt vorhanden:

a) 62 Beschäler,
b) 19 Hengstfohlen,
c) 18 Mutterstuten,
d) 11 Stutfohlen,

zusammen 110 Pferde.

Mit Liebe und Sachkenntniß betreibt man die Rindviehzucht in der ganzen Pfalz, obgleich sie nirgends vorwiegend günstige Bedingungen ihres Gedeihens vorfindet. Natürliche Weiden sind nicht vorhanden; für künstliche Weiden ist der Boden theilweise zu trocken, zu wenig zum Graswuchse geeignet; theilweise zu theuer, um als Weide noch lohnend genug zu erscheinen; deßhalb ist Stallfütterung die Regel. Nur im Herbste nach der Grummeternte pflegt man das Vieh auf die Wiesen und auf die Stoppelweide zu treiben, um das Gras, das sonst verloren gehen würde, zu benützen.

Die vollkommene Stallfütterung, besonders das ständige Halten der Thiere in Ställen, die oft dunkel und schmutzig sind, ist der Natur derselben keineswegs angemessen. Sie sind zur Bewegung im Freien geschaffen, die Stallungen sollen nur dazu dienen sie gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Deßwegen hat der Weidegang unstreitig einen wohlthätigen Einfluß auf die äußere Gestalt des Rindviehs, auf die Beweglichkeit, auf die Milchergiebigkeit, und es wird sich immer mehr das Bedürfniß herausstellen, da wo das Rindvieh nicht zur Weide geht, Tummelplätze wie für die Pferde anzulegen, und den Thieren Bewegung im Freien zu verschaffen.

Die Rindviehzucht wird in der Pfalz als die sicherste und nothwendigste Basis des Ackerbaues angesehen, und man pflegt den Betrieb eines Gutes nach der Beschaffenheit des Rindviehstapels zu beurtheilen, der auf demselben gehalten wird.

Als Hülfsgespann hält man überall Ochsen, selbst in den Gegenden der Pfalz, wo die Pferdezucht zu Hause ist; in einem großen Theile der Provinz bilden sie auch das Hauptgespann; in den kleinen Wirthschaften werden die Kühe ausschließlich als Gespannvieh benützt. Fast allgemein führt man Ochsen und Kühe paarweise im Doppeljoch, jedoch hat sich auch hie und da das einfache Joch Bahn gebrochen. In der „Ebene“ sieht man häufig Einen Ochsen, zuweilen auch Eine Kuh allein am Pflug oder im Karren. Gewöhnlich sind solche Thiere gut gehalten, machen ihrem Besitzer Ehre und dem verständigen Beobachter Freude. Man sieht es dem Gespanne an, daß das Thier, gleich dem arabischen Wüstenpferd, von seinem Besitzer nicht als willenloser Sklave, sondern als ein treuer Gehülfe und Diener behandet wird.

In der „Ebene“ hat sich keine selbstständige gleichförmige Viehrace ausgebildet; es wird wenig Zucht getrieben, man kauft das Vieh da, wo man es am wohlfeilsten haben kann, nach Umständen im „Gebirg,“ in Baden, in Hessen, in Württemberg. Daher kommt es, daß man die verschiedensten Racen zusammengewürfelt und in seltsamer, mannichfaltiger Vermischung hier antrifft. Selbst Allgäuer Vieh wird zuweilen eingeführt. Bei größern Landwirthen war vordem das Berner rothscheckigte Vieh be-

liebt; heut zu Tage zieht man die Schwyzer Race vor und für Milchwirthschaften sucht man sich Holländer Kühe zu verschaffen.

Die Hügelgegend verlegt sich hauptsächlich auf Zucht und hat in zwei Rindviehschlägen, welche von den Züchtern gern als zwei Racen angesehen werden, der Glan- und Donnersberger Race, ein treffliches Züchtungs-Material. Wie die Namen andeuten ist die erste im Glanthal, in der Gegend von Kusel, die zweite in der Umgebung des Donnersberges zu Hause. Die Farbe beider Racen ist gelb, isabell, bald heller, bald dunkler. Wie in allem eine gewisse Geschmacksrichtung, die man Mode nennt, zuweilen herrschend wird, so auch in der Viehzucht; es gab eine Zeit wo, man die weiße Farbe vorzog und beide Racen nahmen eine entschieden hellere Färbung an; gegenwärtig liebt man mehr das Dunkelgelb und die Semmelfarbe. Beide Racen liefern gutes Arbeits-, Melk- und Mastvieh, und wenn sie in einzelnen dieser drei Eigenschaften von andern Racen übertroffen werden, so wird man schwer eine Rindviehrace finden, welche die drei Eigenschaften in so seltenem Maße in sich vereinigt wie es bei diesen beiden Pfälzerracen der Fall ist.

Die Glanrace hat einen kurzen, gedrungenen Bau, mit tonnenförmigem Leib und weiter Brust; sie ist nieder vom Boden, mit feinen Knochen, kurzem, breitem Kopfe und aufwärts gewundenen feinen Hörnern, stark entwickelter Wamme, feinem Haar und zarter, geschmeidiger Haut. Die Kühe liefern durchschnittlich 5—6, die Ochsen 6—8 Ctr. Fleischergewicht. Das Fleisch des Glanviehs ist zart und darin dem Alpenvieh weit überlegen.

Das Donnersberger Vieh ist schwerer als das Glanvieh, stärker und gröber gebaut, es ist höher vom Boden, der Kopf ist lang, der Hals dünn, der Hintertheil besonders breit und gut entwickelt; Kühe von 8, Ochsen von 10 Ctrn. sind nichts Seltenes. Als Arbeitsvieh ist es dem Glanvieh vorzuziehen; dagegen mästet sich dieses leichter und liefert verhältnißmäßig mehr gute Milchkühe.

Die Hauptmärkte der Glangegend sind zu Quirnbach, Kusel, Selchenbach, Lauterecken und Wolfstein, auf welchem im Jahre 1862 nicht weniger als 6930 Stück Rindvieh um den Preis von 748,261 Gulden verkauft wurden. Jedoch kommt nicht bloß Glanvieh dahin, sondern auch der Donnersberger Schlag liefert ein bedeutendes Contingent dazu. Auf den Grünstadter Viehmärkten trifft man ausschließlich Donnersberger Vieh.

Der Hauptviehmarkt, gewissermaßen eine landwirthschaftliche Merkwürdigkeit der Pfalz, ist der Quirnbacher Bartholomäusmarkt.

Beiden Viehschlägen, dem Donnersberger wie dem Glanschlage, kann mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß sie nicht vollständig durchgebildet sind; daß die einzelnen Thiere in den äußern Formen zu sehr von einander abweichen, daß man selten ein Paar Ochsen sieht, die sich

ganz gleich sind. Es kommt daher, daß die Zucht ganz in den Händen kleiner Landwirthe ruht, unter denen schwer ein einheitliches Verfahren bei der Wahl der Zuchtthiere hergestellt werden kann und die auch nicht Mittel genug besitzen, um den Verlockungen hoher Preise für das schönste Zuchtvieh zu widerstehen.

In dem „Gebirg" hatte man noch vor 60 Jahren eine eigene kleine leichte Viehrace; sie ist jedoch ganz von der Glanrace verdrängt worden.

Das Streben der größeren Gutsbesitzer und Viehhalter der „Ebene," durch Kreuzen mit fremden Viehracen Thiere zu bestimmten Zwecken, zu Milch und Fleisch, zu produciren und die ungünstigen Erfahrungen die man mit Schweizerracen in dieser Richtung gemacht hat, legten es nahe einen Versuch mit englischem Durhamvieh hervorzurufen, der von dem Kreiscomité des landwirthschaftlichen Vereins bewerkstelligt werden soll. Dieser Versuch ist im Jahre 1864 zur Ausführung gelangt, in welchem Jahre das landw. Kreiscomité zwei Durhamstiere auf der kais. französischen Küherei zu Corbon in der Normandie ankaufen und in Kaiserslautern versteigern ließ. Zur Zeit kann über dieses Resultat noch kein Urtheil gefällt werden.

Weniger wichtig als die Rindviehzucht ist die S c h a f z u c h t in der Pfalz. Gegen die P e r i o d e von 1818—1840 hat sie in Folge der Cultivirung früher bestandener Weiden und Oedungen entschieden abgenommen. Die Hermann'schen Tabellen weisen im Jahre 1840 einen Bestand von 77,557 Stück nach, der im Jahr 1854 auf 47,012 Stück herabgesunken war. In neuester Zeit kommt die Schafzucht wieder mehr in Aufnahme; man züchtet mehr auf Fleisch als auf Wolle, und der Entgang natürlicher Weiden wird durch künstliche Ansaat von Gras und Weideklee gedeckt.

Im allgemeinen hält man bloß das gemeine deutsche Landschaf; hie und da auch das etwas größere Württemberger Schaf, in einigen Gemeinden halbedle Merinos. Herr V i l l e r o y vom Rittershof hat das englische Southdownschaf auf feinem Gute eingeführt, eine Race, welche mehr zu Fleischansatz geneigt ist als das gewöhnliche Landschaf, auch feinere Wolle trägt und an Verbreitung gewinnen wird.

Die ganze Schafzucht fällt auf das „Gebirg" und die „Hügelgegend," in der „Ebene" ist sie bedeutungslos, die Schafe kommen hier bloß als Hausschafe vor. Im Westrich hielten vor 30 Jahren alle Dörfer gemeinschaftliche Heerden, in neuerer Zeit sind größtentheils Heerden von Unternehmern an deren Stelle getreten, welche die Stoppelweide während des Winters pachten. —

Das Durchschnittsgewicht der Landschafe mag 50 Pf. nicht übersteigen, mit einem Wollertrag von 3 Pf. à 40 kr.; die Merinoschafe der Sickinger Höhe liefern etwa 60 Pf. Fleischgewicht und geben 3—4 Pf. Wolle à 110 fl. per Ctr. Die Rückenwäsche in fließendem Wasser ist die Regel. Die Wolle wird an inländische Fabricanten verkauft. Die gemästeten

Schafe gehe fast alle nach Paris. Im Lande sind die Kuseler Hammelskeulen ihres Wohlgeschmacks wegen berühmt.

Der Zahl nach größer als die Schafzucht ist die Schweinezucht, besonders wenn man mit in Anschlag bringt, daß die Schweine des Jahres durch mehreremale umgeschlagen werden und eine Statistik niemals die Zahl der Schweine in einem ganzen Jahre angibt. Die ursprüngliche Landrace ist mit englischer Zucht gekreuzt worden, und man ist mit dem Resultat dieser Kreuzung allgemein zufrieden.

Die Zucht der Ziegen wird nirgends systematisch betrieben; sie werden überall von armen Leuten gehalten in der Absicht eigene Milch zu haben und sich möglichst unabhängig zu stellen. In den 1850ger Jahren, als die Kartoffeln stark von der Fäulniß zu leiden hatten und mehrere Jahre des Mangels nacheinander folgten, vermehrte sich die Anzahl der Ziegen, während sich die Zahl der Kühe minderte.

Die Geflügelzucht spielt eine sehr untergeordnete Rolle; aus Mangel an Absatz für junges Geflügel werden auch die eingeführten vervollkommneten Racen allmählich wieder abgeschafft.

Die Bienenzucht wird eifrig gepflegt, und ein eigener Bienenzucht-Verein ist bemüht die Dzierzon'sche Methode zu verbreiten.

Der Mangel an großen Gewässern im Innern der Provinz, die sorgfältige Benützung aller Bäche zu gewerblichen und landwirthschaftlichen Zwecken lassen für die Fischzucht außer dem Rhein wenig Raum. Hie und da gibt es jedoch gute Forellenbäche, auch einzelne Weiher und Flüßchen, in denen Karpfen und Hechte gehalten werden; zu Zweibrücken hat sich ein eigener Fischerclub zur Verbreitung der künstlichen Fischzucht gebildet.

Obgleich die Pfalz ein in jeder Richtung sorgfältig cultivirtes Land ist, mit einer verhältnißmäßig großen Bewohnerzahl, so besitzt sie doch auch noch schöne und große Waldungen.[1]) Selbst die bis in's Kleinste benützte „Ebene" besitzt bei Landau den mehrere tausend Tagwerk großen Bienwald. In dem südlichen Theil der „Gebirgsgegend," in den Cantonen Dahn, Waldfischbach, Pirmasenz und Annweiler, sodann von Kaiserslautern gegen Dürkheim und den Donnersberg hin, bei St. Ingbert im Westen, befinden sich Waldreviere mit prachtvollen Eichen- und Buchenbeständen; in dem leichten sandigen Boden von Kaiserslautern und Landstuhl ist die Kiefer, in der Hügelgegend sind weiß- und rothbuchene Niederwaldungen und eichene Lohrindenschläge vorherrschend. Als Unterholz und eingesprengt kommen allenthalben die Birke, die Erle, die Zitterpappel und verschiedene Weidenarten vor; die Lerche und die Weimuthskiefer verdanken bloß künstlichen Anpflanzungen ihr Dasein in der Pfalz.

---

[1]) Der Wald nimmt 39 % der gesammten Bodenfläche ein.

Wald und Feld liegen allenthalben miteinander im Streit, und auch in der Pfalz hält der Bedarf nach Laubstreu diesen Streit fortwährend wach. Jedoch sind, mit wenigen Ausnahmen, die Waldungen sämmtlich in musterhaftem Zustande, man weiß den Werth gutbestockter Forsten zu schätzen und selbst wo die Besorgung dem kleinen Landwirth als Waldeigenthümer überlassen bleiben muß, läßt sich eine erfreuliche Sorgfalt für Nachpflanzungen wahrnehmen. Von der gesammten 678,644 Tagwerk betragenden Waldfläche gehört nahezu die Hälfte mit 334,871 Tagwerken dem Staate, 249,672 Tagwerk gehören Gemeinden und Körperschaften, 89,571 Tagwerk Privaten an. Man rechnet 83,900 Tagwerk eichene Lohrindenschläge, welche einen jährlichen Ertrag von 70,120 Ctrn. lufttrockner Rinde ergeben.

Der Grundbesitz ist in der Pfalz sehr zersplittert, in der „Ebene" aus natürlichen Gründen noch mehr als im „Westrich." Ausweislich der Grundsteuerkataster ist das landwirthschaftliche Areal der Pfalz in 2,036,578 Parzellen getheilt, die im Durchschnitt 0,45 Tagwerk groß sind; auf einen Privatbesitz kommen 9 Parzellen. In der Gegend von Zweibrücken befinden sich die meisten geschlossenen und arrondirten Hofgüter, jedoch kommen auch in andern Theilen der Pfalz einzelne solcher Hofgüter vor.

Die Arbeitslöhne haben sich seit 1848, als Folge der Zunahme der Industrie, wesentlich gehoben und man darf 40 kr. im Sommer und 24 kr. im Winter für einen Taglöhner ohne Kost als Minimum annehmen. Ein erster Pferdeknecht erhält 110—130 fl., eine Magd 40—55 fl. In einem Theil des Westrichs besteht der Lohn des Gesindes aus einer geringern Summe Geldes, dagegen wird nebenbei das „Zugehör" in leinenen Kleidungsstücken und Schuhwerk gereicht. Die Taglöhner werden meistentheils nach der Arbeit, die sie verrichten, bezahlt; ein Heumäher erhält 30 kr. und die Kost, im Kartoffelausmachen eine erwachsene Person 12—16 kr. und die Kost. Die Getreideernte wird im Verding vergeben 1 fl. 20 kr. bis 1 fl. 48 kr. per Tagwerk, Binden und Aufmandeln — Letzteres ist im Westrich allgemein üblich — einbegriffen.

Der Gebrauch der Maschinen und vervollkommneten Geräthe ist in der Pfalz noch nicht so weit vorgerückt als man von einer so fleißigen und intelligenten Bevölkerung erwarten sollte; die Zersplitterung des Grundbesitzes, sodann der, bis in die neuere Zeit wohlfeile Taglohn, mögen wohl daran hauptsächlich Schuld tragen. Uebrigens ist man in gutem Fortgange begriffen: Dreschmaschinen findet man bereits auf größern Gütern; mehrere Unternehmer dreschen mit Dampf-Dresch-Maschinen gegen Lohn; für Reps ist auf der „Sickinger Höhe" die Drillcultur und für die ebenen Felder der Schwerz'sche Pflug eingeführt; es regt sich überall das Bestreben von den Resultaten der neuen Forschungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft Anwendung zu machen. Dieses Streben zeigt sich besonders in der Verwendung der künstlichen Dünger: Knochenmehl, Super-

phosphat, Guano, Poudrette, wovon nach beiläufiger Berechnung im letzten Jahre 1862 über 100,000 Ctr. in der Pfalz verbraucht wurden. In Kaiserslautern ist eine Düngerfabrik auf Actien gegründet worden; außerdem gibt es Düngerfabriken in Rheingönheim und Ludwigshafen.

Für landwirthschaftlichen Unterricht ist zur Zeit in der Pfalz wenig gesorgt; an den Gewerbschulen ist derselbe ohne Bedeutung, weil er unter den übrigen Lehrgegenständen eine untergeordnete Stelle einnimmt. Die reichen Leute schicken ihre Kinder auswärts auf landwirthschaftliche Lehranstalten. Baumeister und Verwalter, Oberknechte und Aufseher sind bei der großen Vertheilung des Grundbesitzes wenig verlangt und eine niedere Ackerbauschule deßwegen entbehrlich. Dagegen bedürfte die große Zahl der wohlhabenden Landwirthe einer Unterrichtsanstalt, in der sie sich, neben etwas allgemeiner Bildung, in möglichst kurzer Zeit über die wissenschaftlichen Grundsätze ihres Berufes unterrichten könnten. Diesem Bedürfniß ist in neuerer Zeit durch Einrichtung einer landwirthschaftlichen Abtheilung an der Gewerbschule und eines landwirthschaftlichen Wintercursus entsprochen worden. In Bezug auf landwirthschaftlichen Unterricht erscheint die Gründung zweier Fortbildungsschulen im Bezirksamt Kirchheimbolanden, mit eigenen Lehrern, als ein bemerkenswerther Fortschritt. Diese Schulen sind bestimmt den aus der Werktagsschule entlassenen Knaben Gelegenheit zu geben sich in den Elementargegenständen der Volksschule fortzubilden und sich außerdem die Anfangsgründe der Naturwissenschaften anzueignen; sie sollen als Vorbereitung für die landwirthschaftlichen Fachschulen dienen.

II. Gewerbliche Betriebsamkeit.

Von Georg Schirges.

Die hier zunächst folgende ziffernmäßige Uebersicht der verschiedenen in der bayerischen Pfalz betriebenen Gewerbe ist der von dem königl. statistischen Bureau herausgegebenen „Gewerbestatistik des Königreichs, nach den Erhebungen vom Jahre 1861“ entnommen. Diese vor beinahe einem halben Decennium angestellten Zählungen können zwar zur Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände des bayerischen Erwerblebens im Allgemeinen nur als ein unvollkommener Maßstab betrachtet werden; sie sind besonders für die jetzige gewerbliche Lage der bayerischen Pfalz noch weniger maßgebend als für alle übrigen Kreise des Königreichs, weil die Entwickelung der Erwerbverhältnisse auf dem linken Rheinufer ohne jene gesetzlichen Hemmnisse vor sich gegangen ist und fortwährend stattfindet, von welchen sie seither in den diesseitigen Kreisen noch vielfach begleitet war. Immerhin aber bilden diese Angaben aus dem Jahre 1861 das statistische Gerüst,

dessen wir bei der Zusammenfügung der verschiedenen Materialien zur Schilderung der pfälzischen Gewerbe-, Verkehr- oder industriellen Geschäfte nicht entbehren können.

Nach der im gedachten Jahre vorgenommenen amtlichen Zählung ergaben sich folgende Resultate:

A. Handwerker und vorherrschend für den örtlichen Bedarf beschäftigte Gewerbtreibende und Künstler.

Unterabtheilungen nach Art der Beschäftigung:	Meister und für eigene Rechnung arbeitende Personen.	Gehülfen und Lehrlinge
1. Bereitung von Nahrungsmitteln	2207	1198
2. Persönliche Dienstleistungen	1046	330
3. Bereitung von Stoffen für gewerbliche und häusliche Zwecke	227	236
4. Verfertigung von Stein-, irdenen und Glaswaaren	708	693
5. Bauhandwerker	3035	3715
6. Maschinen-, Mühlen-, Wagen- und Schiffsbau	873	377
7. Metallarbeiter	2274	1361
8. Instrumentenmacher	105	65
9. Bereitung von Gespinnsten und Geflechten	190	96
10. Zurichtung von Geweben	229	88
11. Bereitung von Lederwaaren	3991	2413
12. Bereitung fertiger Kleidungsstücke	2322	1115
13. Verfertigung von Holzwaaren	2984	1330
14. Verfertigung kurzer Waaren von Holz, Horn, Bein, Metall, Bernstein	477	438
15. Gewerbzweige für Kunstdarstellungen und Ausschmückungsgegenstände	843	915
Summe	21511	14370

B. Gehende Webstühle.

	Stühle.	Meister	Gehülfen und Lehrlinge
1. in Seide und Halbseide	115	108	20
2. in Baumwolle und Halbbaumwolle	626	457	200
3. in Leinen	2988	2456	583
4. in Wolle und Halbwolle	205	59	212
5. für Strumpfweberei und Wirkerei	69	35	45
6. für Bandweberei	—	—	—
7. zu sonstigen Geweben	1	1	1
8. als Nebenbeschäftigung	781	—	—
Summe	4785	3116	1061

C. Fabriken.

	Anstalten	Direktions-Personal.	Arbeiter.
I. Zubereitung von Spinnstoffen, Maschinen-Spinnereien und Zwirnereien:			
1) Streichgarn- und Halbwollgarn- (Vigogne-) Spinnereien	5	5	82
2) Kammgarnspinnereien	1	1	120
3) Seidenhaspelanstalten	1	—	7
4) Maschinenspinnereien in Baumwolle	2	13	403
5) Watten- und Dochtfabriken	4	5	23
6) Flachs- und Hanfbereitungs-Anstalten	27	15	128
7) Flachs-, Hanf- und Wergspinnereien	2	1	106
8) Zwirn- und Garnfabriken	5	11	188
Summe I.	47	51	1057
II. Zeug- und Bandwaaren-Manufactur:			
1) Tuchfabriken	13	25	384
2) Fabriken für baumwollene und halbbaumwollene Zeuge	4	16	870
3) Fabriken für leinene Zeuge	1	1	28
4) „ „ Seiden- und Sammet-Waaren	1	2	50
5) „ „ Strumpfwaaren	5	6	51
6) „ „ Tüll, Bobinets und Spitzen	1	1	24
7) Garnbleichen und Garnsiedereien	2	1	12
8) Stückbleichen und Appretur-Anstalten	3	2	10
9) Garn- und Stückfärbereien	10	4	19
10) Druckereien für Zeuge aller Art	7	5	57
Summe II.	47	63	1505
III. Metall-Production:			
1) Eisenwerke	14	26	623
2) Eisendrahtwerke	3	10	98
3) Kupferwerke	3	3	4
4) Quecksilberwerke	1	1	33
Summe III.	21	40	758
IV. Fabriken für Metallwaaren:			
1) Maschinen-Fabriken	19	28	547
2) Anstalten für Hecheln, Kämme und Webergeschirr ꝛc	5	5	6
3) Wagen- und Eisenbahnwagen-Fabriken	1	2	8
4) Eisen- und Blechwaarenfabriken	8	8	203
5) Eisengießereien	7	7	187
Summe IV.	40	50	951
Seite	155	204	4271

Fabriken.	Anstalten.	Direktions-Personal.	Arbeiter.
Uebertrag.	155	204	4271
V. Bereitung von mineralischen und gemischten Stoffen für gewerbliche, officinelle u. häusliche Zwecke:*)			
1) Kalkbrennereien	210	137	369
2) Ziegeleien	192	180	695
3) Cokes- und Gasbereitungs-Anstalten	11	7	62
4) Chemikalien- und Farbenfabriken	4	6	62
5) Zündwaaren-Fabriken	11	16	128
6) Parfümerie-Fabriken	3	2	5
7) Glashütten	5	8	222
8) Glasschleifereien und Polirwerken	4	1	56
9) Steingut- u. andere Irdenwaaren-Fabriken	7	9	110
Summe V.	447	366	1709
VI. Zubereitung von Pflanzen- und Thierstoffen für den gewerblichen und häuslichen Bedarf:			
1) Pott- und Waidasch-Siedereien	80	43	69
2) Theeröfen und Pechsiedereien	2	2	8
3) Leimsiedereien	1	—	—
4) Stearin- und Seifen-Fabriken	3	3	5
5) Knochenmühlen, Beinschwarz- und Kunstdüngerfabriken	13	11	22
Summe VI.	99	59	104
VII. Holzwaaren, Papier und kurze Waaren:			
1) Stöcke-, Peitschen-, Sonnen- und Regenschirm-Fabriken	3	3	4
2) Knopffabriken	1	1	1
3) Möbelfabriken	6	6	66
4) Spielwaarenfabriken	1	3	6
5) Papier- und Pappe-Fabriken, Papiermühlen	23	35	626
6) Siegellack-, Bleistift-, Stahlfedern-Fabriken	1	2	5
7) Spielkartenfabriken	1	1	2
8) Steinpappe-u. Papiermachéwaaren-Fabriken	3	16	270
9) Fabriken für lackirte Waaren	1	1	1
10) Strohhut- und Strohwaaren-Manufactur	5	10	276
Summe VII.	45	78	1257
VIII. Mühlen:			
1) Walkmühlen	13	11	6
2) Gypsmühlen	23	18	20
3) Oelmühlen und Raffinerien	229	131	303
4) Lohmühlen	33	18	39
5) Säg- und Fourniermühlen	120	77	162
6) Getreidemühlen	745	730	859
Summe VIII.	1163	985	1389
Seite	1909	1692	8730

*) Apotheken sind in der Gewerbestatistik des Zollvereins für 1861 nicht aufgenommen.

Fabriken.	Anstalten.	Direktions-Personal.	Arbeiter.
Uebertrag.	1909	1692	8730
IX. Verzehrungs-Gegenstände:			
1) Stärke-, Nudeln- und Sago-Fabriken	15	16	48
2) Chocolade-, Kaffeesurrogat- u. Senffabriken	10	11	50
3) Tabaks- und Cigarren-Fabriken	57	70	763
4) Rübenzuckerfabriken und Raffinerien	3	8	258
5) Fabriken für eingedickte Pflanzensäfte	2	2	15
6) Essigfabriken	50	37	49
7) Bierbrauereien	220	228	446
8) Branntweinbrennereien	1727	1282	1233
9) Schaumweinfabriken	1	3	10
Summe IX.	2085	1657	2872
X. Andere Fabrikzweige:			
1) Waldsaamen-Klang-Anstalten	7	7	20
Summe X.	7	7	20
Summe I—X.	4001	3356	11622

D. Dampfmaschinen.

	Zahl	Pferdekräfte.
1) für Bergbau, Hütten- und Salinenbetrieb	27	1105
2) für Schneidemühlen	16	121
3) für Getreidemühlen	20	149
4) für Spinnerei, Weberei und Walkerei	17	424
5) für Maschinenfabriken	13	123
6) für metallische Fabriken aller Art	5	116
7) für andere Fabrikzweige	37	341
8) Schiffsmaschinen	4	610
9) Eisenbahn-Locomotive	53	3590
10) Sonstige Dampfmaschinen für Transport und Handelsgewerbe	2	11
Summe	194	6590

E. Handel und Handels-Vermittelung.

	Geschäftsinhaber.	Gehülfen.
1) Kaufleute u. Commissionäre ohne offene Läden	507	198
2) Kaufleute mit offenen Verkaufsstellen	3157	762
3) Herumziehende Händler und Lumpensammler	3610	—
4) Bankiers, Geld- und Wechselhandlungen	6	20
5) Geld-, Waaren und Schiffsmäkler im Großhandel	13	—
6) Mäkler im Kleinhandel und Spediteure	922	40
7) Auctionatoren, Agenten, Commissionäre Pfandleiher	163	9
Summe	8378	1029

F. Schiffahrt.

Auf Flüssen: 33 Segel- und Ruderschiffe mit 32587 Ctr. Tragfähigkeit,
4 Dampfschiffe und Schlepper mit 610 Pferdekräften,
31 Schiffseigenthümer und 221 Schiffsmannschaft.

G. Landtransport.

a) Eisenbahnen:

Zahl derselben	2.
Länge derselben in geogr. Meilen	26,32.
Zahl der Locomotiven	53.
„ „ Eisenbahnwagen	131.
„ „ Frachtwagen	1850.
„ des Dienstpersonals	730.

b) Fracht-, Stadt- und Reisefuhrwerk:

Länge der Chausseen in Meilen	367,07
Zahl der Fuhrleute	612.
„ „ Knechte	416.
„ „ Pferde	1351.

H. Gast- und Schankwirthschaft.

	Geschäftsinhaber.	Diener.
1) Gasthöfe, Krüge und Ausspannungen	761	295
2) Speisewirthe und Garköche	171	46
3) Schankwirthe, Tabagisten, Billardhalter	2553	272
Summe	3485	613

I. Anstalten und Unternehmungen zum literarischen Verkehr.

	Anstalten	Directions-Personal.	Gehülfen und Arbeiter.
1) Buch- und Notendruckereien	17	17	90
2) Kupferstich-, Holzschnitt-Druckereien und lithographische Anstalten	12	10	19
3) Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlungen	19	19	14
4) Antiquare und Antiquitätenhändler	1	1	—
5) Leihbibliotheken	10	10	2
Summe	59	57	125

Die gegenwärtigen Verhältnisse weichen factisch von den vorstehenden Angaben mehr oder weniger bedeutend ab, wie dieß an einzelnen auf zuverlässigen neueren Mittheilungen beruhenden Beispielen nachgewiesen werden wird.

Die 625,157 Einwohner, welche nach der Zählung von 1864 auf dem 108 Quadratmeilen umfassenden Gebiet der bayerischen Pfalz leben, sind sowohl durch Klima und Bodenbeschaffenheit, als durch Gesetz-

gebung, Sitten und Gewohnheiten zu den verschiedenartigsten Erwerbsgeschäften im Allgemeinen vorzüglich begünstigt. Im westlichen Theil, dem Westrich, hat die Pfalz bei Bexbach und besonders bei St. Ingbert ihren Antheil an dem flötzreichen Gebiet des großen Steinkohlenbeckens längs der Saar. Die Nachbarschaft der preußischen Gruben erleichtert eine reichliche Versorgung der ganzen Provinz mit der unentbehrlichen Grundlage der mechanischen Kraft und den Absatz mancher pfälzischen Erzeugnisse an die zahlreichen Consumenten einer höchst industriellen Umgegend.

Nach 36 verschiedenen pfälzischen Empfangsstationen brachte die Eisenbahn im Betriebsjahre 1864/65 14,274,094 Ctr. Steinkohlen. Davon gingen 3,591,599 Ctr. nach Baden, Württemberg, Hessen 2c. Die Gemeinden besitzen viele, schöne Waldungen (über 330,000 Morgen von nahe an 900,000 Morgen des gesammten Forstgrunds), auch ist Torf vorhanden, an Brennstoffen also kein Mangel. Am frühesten und bedeutendsten hat sich die pfälzische Industrie in der Nähe der Kohlenreviere entwickelt; sie schließt sich hier an die Industrie des preußischen Nachbarlands und bildet in Verbindung mit ihr einen jener merkwürdigen Schauplätze der Erde, die man nicht betreten und durchwandern kann, ohne dem menschlichen Geiste zu huldigen, die Kühnheit und Ausdauer, die Kraft und Gewandtheit zu bewundern, mit denen der Mensch seine Oberherrschaft über die Natur entwickelt. Die Fortschritte, welche unser Jahrhundert in der gewerblichen Veredelung der Rohstoffe gemacht hat, um die wachsenden Bedürfnisse des menschlichen Lebens befriedigen zu helfen, gehören hier, wie in andern Centren industrieller Gewerbthätigkeit, zu den interessantesten Erscheinungen unserer Zeit. — In ähnlicher Weise wie die Steinkohle im Westen, diente der schöne Strom, welcher den östlichen Theil des Landes bespült, zur Entwickelung der industriellen Thätigkeit der Pfälzer Bevölkerung. Der Rhein hat, wie weiter abwärts überall, so auch in der Pfalz seine Anziehungskraft auf den Unternehmungsgeist ausgeübt. Zahlreiche wirthschaftliche, zum Theil sehr bedeutende Anstalten sind hart an den Ufern dieser herrlichen Wasserstraße oder in ihrer Nähe entstanden. Zwischen Kohle- und Wasser hat die Eisenstraße, welche die Pfalz in der Richtung von Osten nach Westen durchschneidet und sie in zwei beinahe gleiche Hälften theilt, an Raum und Zeit den verjüngenden Maßstab angelegt, der eine Reihe anderer günstiger Vorbedingungen für das Gedeihen der Gewerbthätigkeit, billige Arbeitslöhne, billigen Grund und Boden, niedrige Holzpreise, zahlreiche Wasserkräfte, zu höherer Geltung bringt. Eine Menge kleiner und großer Bäche stürzen sich geschäftig vom östlichen Abfall der Vogesen, vom Rücken der Hardt, von der Hochebene bei Kaiserslautern, vom Donnersberg und westwärts in mannichfaltigen Verästelungen und Richtungen dem Rhein, der Saar und der Nahe zu: die beiden Lauter, Alsenz, Glan, Blies, Speyerbach, Queich

und viele kleinere Bäche, deren Gefäll von zahlreichen Wasserrädern zu gewerblichen Zwecken ausgebeutet wird, zum Theil auch periodisch zum Verflößen des Holzes aus den Staatswaldungen dient, eine Benutzung auf die jedoch, mit Rücksicht auf das Interesse der Mühlwerkbesitzer und der Ausdehnung des pfälzischen Eisenbahnnetzes, wohl mehr und mehr Verzicht geleistet werden dürfte. Gute die Provinz in verschiedenen Richtungen durchkreuzende Landstraßen erleichtern den Verkehr im Innern und mit den Gränzen. Andere wichtige Momente, die wesentlich zur Ausbreitung des Gewerbwesens und zur Blüthe zahlreicher industrieller Unternehmungen in der Pfalz beigetragen haben, sind die Gründung des deutschen Zollvereins, die Theilbarkeit des Bodens, die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit.

Wenn man diese zahllosen, schmalen Ackerstreifen, sogenannte Strumpfbänder, überblickt, in die, mit seltenen Ausnahmen, die hochcultivirte Scholle Erde hier zerschnitten ist, begreift man sofort die Nothwendigkeit, in welche die Mehrzahl der Besitzer sich versetzt fühlt, zwischen dem Ackerbau und andern Erwerbszweigen eine Verbindung aufzusuchen. Die Culturauslagen an Dung, Pflügen, Pflanzen 2c., mögen sich für einen Morgen Pfälzer Tabak auf ungefähr 30 fl. belaufen; der Reingewinn steigt, bei 6 bis 10 Ctr. per Morgen und einem Durchschnittspreis von 10 bis 12 fl. per Ctr., auf 40 bis 45 fl. Das ist gewiß eine gute Bodenrente, um die der Tabakspflanzer besonders dann beneidet werden mag, wenn er viele solcher Aecker sein nennt. Wenn es aber der gewerblichen Thätigkeit gelingt, wichtige Rohstoffe und Halbfabricate im Werthe jener Culturauslagen durch geschickte, rasche Verarbeitung so weit zu veredeln, daß sie um den Betrag des gedachten Reingewinns, den der Tabakbauer erzielt, im Preise steigen und auf dem Markte willige Abnehmer finden, so erscheint doch der Landmann, dem Gewerbsmann gegenüber, um so weniger beneidenswerth, als er weit mehr, wie dieser, von Zufälligkeiten der Witterung abhängig und nicht im Stande ist, sein Anlagekapital öfter als dieß die klimatischen und Bodenverhältnisse gestatten, umzuschlagen. Das ist vielleicht nirgend klarer und allgemeiner begriffen, wie in der Pfalz, wo das bewegliche Eigenthum sich durch Handel und Industrie in dem Verhältniß vermehrt hat, in welchem die Theilung des Bodens vor sich gegangen ist. In Obermiesau bei Waldmoor kommen auf 400 und einige Privatbesitzer 678 Tagwerke in 2770 Parcellen, und in Niedermiesau auf 300 Privatbesitzer an 400 Tagewerke in 3600 Parcellen. Dieses Parcellenthum hat in der Pfalz eine sorgfältige Bearbeitung des Bodens zur Folge gehabt. Erschwert es die Ausbreitung des landwirthschaftlichen Maschinenwesens, so begünstigt es dagegen die Spatencultur, den Anbau von Handelsgewächsen, den industriösen Handels- und Unternehmungsgeist, einen rascheren und lohnenderen Umsatz der Betriebskapitalien. Wenn Pflug und Hacke, Sense und Dreschflegel ihre Arbeit gethan haben,

nehmen Cigarrenfabrication, die Strohflechterei, die Bürstenbinderei, der Hausirhandel ihren Anfang. Die große Mehrzahl der in den Fabriken beschäftigten Arbeiter gehört zu den „Leuten vom Lande," die sich durchweg anstellig und gelehrig erweisen und in kurzer Zeit zu qualificirten Arbeiten verwenden lassen. — Auch das confessionelle Gemisch der Bevölkerung, namentlich die bedeutende Anzahl jüdischer Einwohner, ist der Entwickelung der pfälzischen Gewerbthätigkeit günstig. Es läßt sich nicht verkennen, daß dem jüdischen Element, welches auf dem gewerbefreien linken Rheinufer stark vertreten ist, manche ökonomische Eigenschaften innewohnen, die für die Zunahme des allgemeinen Wohlstands von wichtigem Einfluß sind; Rührigkeit, Genügsamkeit, Ausdauer, Sparsamkeit, Nüchternheit sind Tugenden, die in zahlreichen jüdischen Geschäften mit Intelligenz verbunden und Ursache blühender Verhältnisse sind. Es ist nicht zufällig, daß die pfälzische Kreis-, Gewerbe- und Handelskammer jüngst, nachdem ihr langjähriger verdienstvoller Präsident sein Amt niederlegte, einen Nachfolger wählte, welcher der jüdischen Gemeinde angehört. — Nicht ohne Rückwirkung auf die hier in Betracht kommenden Zustände, ist die bedeutende Auswanderung aus der Pfalz. Nannte man doch in früheren Zeiten den deutschen Auswanderer schlechthin einen Pfälzer. Von 1849 bis 1856, wo die Auswanderung am bedeutendsten war, belief sie sich, die heimliche Emigration ungerechnet, auf 64,852 Köpfe. Neuerdings hat sich auch in dieser Beziehung vieles gebessert; 1864 betrug die Zahl der Ausgewanderten nur 3,544, gegen 21,897 im Jahre 1855. Eine Bevölkerung, die theilweise mit einem Fuß in den Urwäldern und Prairien der neuen Welt und immer auf dem Sprunge steht, den Wanderstab zu ergreifen, macht sich nicht bloß mit dem Gedanken an Gefahren und Wechselfälle des Lebens vertraut, sondern sucht sich auch geschickt zu machen ihnen gewachsen zu sein.

Die meisten der vorstehend erwähnten, für den Entwickelungsgang des pfälzischen Erwerblebens wichtigen Verhältnisse sind besonders zu Tage getreten, seitdem die Schlagbäume beseitigt worden, welche den Verkehr der Pfalz mit ihren deutschen Nachbarländern, mit Preußen, Hessen und Baden früher erschwerten. Der Anschluß des Bayerisch-Württembergischen Vereins an den Preußisch-Hessischen Verein, die eigentliche Gründung des deutschen Zollvereins erfolgte 1833, nachdem schon seit Anfang des Jahres 1830 durch den Handelsvertrag vom 27. Mai 1829 diejenigen Erleichterungen eingetreten waren, welche besondere Wichtigkeit für die Pfalz hatten. Mit dem Verschwinden der Mauth auf der 24 Meilen langen preußisch-pfälzischen Gränze wurde der Absatz von Früchten, Schlachtvieh, Holz, Holzkohlen, Pottasche, Sand (für die preußischen Glashütten), Wein, Branntwein, Essig, Oel, Eisen und Eisenwaaren (von St. Ingbert, Trippstadt ꝛc.), aus der Pfalz nach Preußen wesentlich erleichtert und befördert. Im

Jahre 1858 gingen u. a. für 240,000 fl. rohe Tabakblätter über die pfälzische Gränze nach Preußen. Der Absatz an Farbwaaren, Nürnberger Waaren, Futter- und Packtuch, Baumwollwaaren, Draht und kurzen Waaren nach Preußen nahm bedeutend zu, in demselben Verhältniß stieg die Ausfuhr preußischer Saarkohlen, Eisen- und Stahlwaaren, Woll-, Baumwoll-, Seiden-, Band-, Garn- und Strumpfwaaren, Leder und anderer Waaren nach der Pfalz und Süddeutschland. Um jene Zeit lieferten die preußischen Eisenwerke an der Mosel 6 Millionen Pfund Schmiedeeisen, Gußwaaren, Schwarz- und Weißblech und Stahl jährlich in die Pfalz. Die Dichtigkeit der pfälzischen Bevölkerung stieg von 5129 Seelen für 1 Quadratmeile im Jahre 1834, auf 5777 im Jahre 1864. Unter den 1759 pfälzischen Ortschaften — 42 Städte und Marktflecken, 688 Dörfer und Colonien und 1031 Weiler und Einöden — sind es besonders die Städte, und unter diesen wieder vorzugsweise Kaiserslautern, Frankenthal, Landau, Edenkoben, Dürkheim, Pirmasens, Neustadt, Speier, St. Ingbert, Zweibrücken, Ludwigshafen, Grünstadt, Annweiler nebst einigen anderen, in denen mit dem Aufschwung der Industrie die Bevölkerung rasch zugenommen hat. Sie stieg z. B.:

in Kaiserslautern	von	8,227	Seelen i. J.	1840	auf	13,465	i. J. 1864
„ St. Ingbert	„	4,015	„ „ „	„	„	7,479	„ „ „
„ Frankenthal	„	4,622	„ „ „	„	„	6,496	„ „ „
„ Ludwigshafen	„	90	„ „ „	„	„	3,714	„ „ „

Nach der Zählung von 1861 standen zu Kaiserslautern bei den dortigen Meistern 526 Gesellen und Lehrlinge in Arbeit, im Sommer 1864 betrug dagegen die Zahl der Gesellen allein 889. Die Zahl der Meister und selbstständigen Arbeiter in der ganzen Pfalz war

	von 1847	bis 1861	von	17,756	auf	21,511,
die der Gehülfen und Lehrlinge	„	„	„	„	„	4,717	„ 14,370,
der Handwerker überhaupt	„	„	„	„	„	27,226	„ 40,058

gestiegen. — In Kaiserslautern gab es, nach der Zählung von 1861, 410 selbstständige Handwerksmeister und für eigene Rechnung arbeitende Personen. Nach einer vom Gewerberath daselbst gegebenen Uebersicht betrug im Jahre 1863 die Zahl jener Gewerbtreibenden 542. Es hatten sich beispielsweise die folgenden kleinen Gewerbe in nachstehend angeführter Weise vermehrt. Es gab in Kaiserslautern

	1861:	1863:
Seifensieder	3	4
Bürstenbinder	1	2
Schmiede	7	9
Schlosser, Messerschmiede . .	10	23
Blechschmiede	7	9
Schneider	47	76

	1861:	1863:
Schuhmacher	69	90
Kürschner	4	6
Kammmacher	4	6
Bäcker	27	34
Glaser	9	14
Metzger	20	28
Buchbinder	6	8
Sattler	6	7
Seiler	5	6

Die Gesammtzahl der in den pfälzischen Fabriken beschäftigten Arbeiter betrug 1847: 8,501 und im Jahre 1861: 12,348. Das Handelspersonal belief sich 1847 auf 6,392 Personen und 1861 auf 9407. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß seit 1861 die meisten Erwerbsgeschäfte in eben so günstigen, zum Theil noch viel günstigeren Verhältnissen zugenommen haben.

Von diesen einleitenden Betrachtungen wenden wir uns im Folgenden zu den einzelnen bedeutenderen Erwerbszweigen.

Zubereitung von Spinnstoffen und Erzeugung von Webstoffen. Mechanische Spinnereien bestehen in Kaiserslautern, Oggersheim, St. Lambrecht, Zweibrücken; mechanische Webereien hauptsächlich in Kaiserslautern, Oggersheim, Frankenthal, Otterberg, St. Lambrecht, Zweibrücken, Edenkoben, Cusel, Herxheim. Die Ludwigshafener Baumwoll-Spinnerei und Weberei zu Oggersheim wurde 1856 mit einem eingezahlten Kapital von einer Million Gulden gegründet. Dampfkraft und Räumlichkeiten der Fabrik sind auf 30,000 Spindeln und 500 Webstühle berechnet. Die erstere beträgt 350 Pferdekraft. Im Jahre 1863 beschäftigte die Anstalt 500 Arbeiter beiderlei Geschlechts mit einem durchschnittlichen Lohn von 40 kr. per Tag. Bei der durch die Baumwollkrisis herbeigeführten beschränkten Arbeitszeit wurden 1862 mit 15,000 Spindeln 450,000 Pfund Baumwollgarn, Nr. 32 im Mittel, gesponnen und auf 400 Webstühlen 467,000 Yards Baumwollsammet hergestellt. Wie in andern Ländern die mechanische Baumwoll-Spinnerei und Weberei, hat dieser wichtige Industriezweig auch in der Pfalz und namentlich in Oggersheim theuer erkaufte Erfahrungen gemacht. Im Jahre 1865 war die Anstalt außer Stande ihren Verbindlichkeiten allseitig nachzukommen, so daß die längst befürchtete Katastrophe zum Ausbruch kam. Das Concordatsverfahren wurde eingeleitet. Durch Erwerbung eines verhältnißmäßig theuren, vom Sitz der Direction entfernten Baugrunds, durch kostspielige Gebäude, war das richtige Verhältniß zwischen dem Anlage- und dem Betriebskapital von vorn herein gestört worden. Trotzdem, daß das Actienkapital nicht unbedeutend erhöht ward, konnten die Zinsen nicht bezahlt werden. Der

Mangel an qualificirten Arbeitern, die erst herangebildet werden mußten, eine bedeutende Steigerung der Baumwollpreise, die, für N. O. middling, von 5.89 d. im Jahre 1852/53 auf 28.38 d. im Jahre 1863/64 in die Höhe gingen, eine lange Reihe von theuren Experimenten, welche bei dem Mangel an technischer Erfahrung in der Färberei der Sammete gemacht worden waren, hatten den Sturz beschleunigt, von welchem sich die Anstalt jetzt, nach dem Eintritt besserer Zeiten, zu erholen anfängt. Die Oggersheimer Spinnerei und Weberei gehört zu den besteingerichteten Fabriken ihrer Art; ihre Maschinen sind von bester Construction, aus den ersten englischen, schweizerischen und deutschen Fabriken; ihre schwarzen Sammete lassen nichts zu wünschen übrig. Man darf hoffen, daß die Zukunft dieser Anstalt ihre Vergangenheit vergessen machen werde.

Die Actien-Baumwollspinnerei und Weberei zu Kaiserslautern ist mit Bleicherei, Druckerei und Färberei verbunden. Sie beschäftigte 1865 600 Arbeiter und besitzt 12,400 Spindeln und 488 Webstühle, unter denen 428 mechanische. Die Anstalt producirte 1865 aus 560,000 Pfund Baumwolle 490,000 Pfund Garn und daraus 30,000 Stück Gewebe im Werth von mehr denn 500,000 fl. Ihre Garne haben, seit der deutsch-französische Handelsvertrag in Kraft getreten ist, auch in Frankreich Absatz. Eine zweite zu Kaiserslautern bestehende Fabrik von bunten Baumwollgeweben, rohen, gebleichten und gefärbten Nesseln und Blaudruckwaaren der Firma Ad. Orth arbeitet mit 260 mechanischen Webstühlen, vier Perrotinen und beschäftigt 150 Arbeiter. Auch in Kusel wird die Baumwollweberei betrieben, und von drei dort bestehenden Färbereien, die durchschnittlich 200 Ctr. Indigo verbrauchen, werden viel Garne, Baumwoll- und Leinengewebe gefärbt.

Eine hervorragende Stellung nimmt die Wollspinnerei und Weberei in der Pfalz ein. Die Kammgarnspinnerei zu Kaiserslautern, die mit einem Actiencapital von einer Million Gulden und 18,000 Spindeln arbeitet, gehört zu den bedeutendsten und ersten Anstalten ihrer Art im deutschen Zollverein. Sie steht in Bezug auf die Menge ihrer Fabricate der größten deutschen Kammgarnspinnerei, der Augsburger, nicht nach, und die Qualität ihrer Garne ist so vorzüglich, daß die Nachfrage ihre Production fortwährend übersteigt. Diese Anstalt wurde 1858 mit 2400 Feinspindeln in Betrieb gesetzt. Sie arbeitet nach dem Heilmann'schen System, das von der Pfalz aus in Deutschland Verbreitung gefunden hat. Im Jahre 1864 producirte die Fabrik mit 12,000 Spindeln aus 600,000 Pf. roher und 150,000 Pf. gekämmter Wolle im Werth von 900,000 fl. 300,000 Pf. Garn im Werth von 900,000 fl. und 60,000 Pf. Kämmlinge im Werth von 80,000 fl. und für 42,000 fl. Abfälle.

Die Streichgarnspinnerei zu Kaiserslautern von Gebrüder Raab, welche mit Wollweberei und Strickerei verbunden ist, erzeugte 1865

aus 300 Ctr. roher Wolle, 240 Ctr. Garn im Werth von 36,000 fl. und verwandte ihre Garne größtentheils zur Herstellung von 500 Dutzend Jacken, 2200 Dutzend Strümpfen u. drgl. Die Streichgarnspinnerei von Lang und Sohn in Zweibrücken verbrauchte 1864 480 Ctr. Wolle und lieferte 400 Ctr. Streichgarn im Werth von 95,000 fl. In Kusel und St. Lambrecht wird die Streichgarnfabrication in Verbindung mit der Tuchfabrication betrieben. In St. Lambrecht befassen sich an 50 verschiedene Firmen mit der Erzeugung von Tuch. Sie verarbeiten sowohl grobe als feine, einheimische wie überseeische Wolle, unterhalten 250 Webstühle und beschäftigten 1862 an 800 Arbeiter. Die Lambrechter Wollmanufacturen, welche keine feine Tücher, sondern hauptsächlich Militärtuch, Buckskin u. drgl. erzeugen, sind aus kleinen Anfängen nach und nach zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangt. Sie haben durch Bildung von Genossenschaften Spinnereien, Walkereien, Färbereien, Appreturanstalten ins Leben gerufen, die, mit den besten Einrichtungen versehen, durch Wasser- und Dampfkraft betrieben werden. Im Jahre 1863 verarbeiteten sie 8000 Ctr. Garn und lieferten 6000 Ctr. Tuch im Werth von 2,400,000 fl. Der amerikanische Krieg war indeß während der letzten Jahre Ursache einer beschränkten Fabrication. Die durch Handelverträge mit dem Auslande gewährten Erleichterungen des Absatzes ihrer Fabricate waren schon lange Gegenstand der Wünsche der kleinen gewerbfleißigen Stadt, in welcher die gesunden Keime einer großen industriellen Zukunft vorhanden sind. Die Kuseler Walkmühlengesellschaft, die aus vier Theilnehmern besteht, erzeugte 1863 340 Ctr. Tuch im Werth von 40,000 fl. Eine fünfte Kuseler Fabrik lieferte in demselben Jahre aus 400 Ctr. Wolle 300 Ctr. Tuch im Werth von 86,000 fl. — Zu Schönthal bei Neustadt besteht eine Tuchfabrik, welche zu den bedeutendsten zählt.

Halbwollene Waaren werden in Neustadt, Kusel, Kaiserslautern und Frankenthal erzeugt.

Bedeutend ist die Seidenplüschfabrication in Zweibrücken. Die vorzüglichen Erzeugnisse der beiden Firmen H. Simon und Gebr. Eskales sind im Zollverein und im Auslande rühmlich bekannt. Die Erstere beschäftigt 150 bis 250 Arbeiter mit einem Taglohn von 1 fl. bis 1 fl. 30 kr. und producirte 1865 für 220,000 fl. Plüsch; die Zweite erzeugte etwa die Hälfte dieses Werthes. Die Zweibrückener Plüschfabrkien besitzen Centrifugal-, Scheer-, Streck-, Walzmaschinen, lassen aber auch zum Theil außer dem Hause arbeiten.

Die Actien-Leinengarnzwirnerei und Weberei zu Otterberg unweit Kaiserslautern beschäftigte 1863 200 meistens weibliche Arbeiter, mit einem Durchschnittslohn von 24 kr. bei zwölfstündiger Arbeit. Die Anstalt bezog 275,000 Pf. Garn und lieferte 200,000 Pf. Zwirn im Werth von 350,000 fl., so wie 3000 Stück Leinen im Werth von 50,000 fl. —

Von Bedeutung ist die Leinen- und Zwillichweberei von Jonathan Wolf in Herxheim bei Landau und die Damast-Weberei von P. Obernesser und Sohn in Edenkoben. An dem erstgenannten Ort und in dessen Umgegend werden auf etwa 80 Handwebstühlen, von denen jedoch während der Wintermonate nur die Hälfte im Gang ist, jährlich 8000 Stück Leinwand und Zwillich hergestellt und dazu 3000 Ctr. Garn von außen bezogen. Neuerdings wird diese Weberei mehr fabrikmäßig betrieben.

Die Wormser Wollgarnspinnerei besitzt in Frankenthal zur Herstellung von sog. Kunstwolle eine Anstalt, welche 1865 aus 9400 Ctr. Rohstoff (Wolllumpen) 5800 Ctr. Kunstwolle im Werth von 150,000 fl. lieferte und nach dem Zollverein, Belgien, England, Niederland und Oesterreich absetzte. Die Fabrik beschäftigt 100 Arbeiter. —

Die Roßhaarspinnerei von Th. Stern und Comp. in Landau beschäftigt 40 Arbeiter und besitzt eine Dampfmaschine zum Betrieb ihrer Hecheln- und anderer Hülfsmaschinen. —

In der Siebweberei von G. Scholler zu Neustadt a/H. werden alle feinen und groben Siebgewebe aus Metalldraht, besonders für Papierfabriken hergestellt.

Die Speierer Seilspinnerei von H. Leschmann liefert alle Arten von Tauwerk, Seile, Bindfaden und erzeugt jährlich für 40—50,000 fl. dieser Producte.

Soviel über die pfälzische Spinnerei und Weberei, die, wie aus dieser gedrängten Uebersicht erkannt werden wird, bereits zu einer Ausdehnung und Bedeutung gelangt ist, welche ihre Zukunft sichern und zu größeren Erwartungen berechtigen.

Die Eisenproduction und Verarbeitung gehört zu den wichtigsten Industriezweigen der Pfalz. Wir begegnen auf diesem Gebiete pfälzischen Anstalten, die ihrer Ausdehnung, ihren Leistungen und ihrem rationellen Betriebe nach zu den bedeutendsten Unternehmungen im deutschen Zollverein gehören und unsere Aufmerksamkeit um so mehr fesseln, als sie sich größtentheils aus bescheidenen Anfängen entwickelt haben und hauptsächlich der individuellen Thätigkeit und persönlichen Einsicht ihrer Gründer oder Besitzer ihren gegenwärtig blühenden Zustand verdanken. Nach Oechelhäuser betrug 1849 die Production von 5 pfälzischen Hochöfen 41,430 Ctr. Roheisen und 16,310 Ctr. Gußwaaren aus Erzen, im Ganzen 57,740 Ctr.; die Stabeisenproduction wurde auf 79,636 Ctr., die Blechfabrication auf 6230 Ctr. und die Drahtfabrication auf 2371 Ctr. geschätzt. Die Pfalz besaß damals 9 Frischfeuer und 23 Puddelöfen. Nach den amtlichen Zählungen war die

Zahl	der	pfälz.	Eisenwerke	von	5	im	J.	1847	auf	14	im	J. 1861
„	„	„	Hochöfen	„	6	„	„	„	„	12	„	„ „
„	„	„	Frischfeuer	„	8	„	„	„	„	18	„	„ „

Zahl	der	pfälz.	Puddlingsöfen	von	11	im	J.	1847	auf	22	im	J. 1861
„	„	„	Schweißöfen	„	3	„	„	„	„	15	„	„ „
„	„	„	Kuppelöfen	„	3	„	„	„	„	3	„	„ „
„	„	„	Eisendrahtwerke	„	2	„	„	„	„	3	„	„ „

gestiegen. Das größte, der bekannten Firma Gebruder Krämer gehörende Eisenwerk der Pfalz zu St. Ingbert, auf dem im Jahre 1865 520 ständige Arbeiter beschäftigt waren, besitzt vier Hochöfen, ein Puddelwerk mit 21 Puddlingsöfen, ein Walzwerk mit 8 Schweißöfen, 14 Walzstraßen, ein Drahtwerk, vier Dampfhämmer, 17 Dampfmaschinen und zwei Wasserräder von zusammen an tausend Pferdekräfte. Die verhütteten Erze werden theils aus den eigenen Thoneisensteingruben, theils aus den Nassauer Roth- und Brauneisensteingruben, theils, seit die Eisenbahnverbindung mit Luxemburg hergestellt ist, auch aus dem Luxemburger Minette-Gruben bezogen. Im Jahre 1865 wurden zu St. Ingbert

364,680 Ctr. Nassauer
332,690 „ Luxemburger Minette
81,090 „ eigene, im Ganzen

778,460 Ctr. Eisenerze und 201,400 Ctr. luxemburgisches Roheisen verbraucht, und daraus

259,300 Ctr.	Roheisen	im	Werthe	von	583,425 fl.
4,040 „	Gußwaaren	„	„	„	18,180 „
336,300 „	Stabeisen	„	„	„	1,832,835 „
16,920 „	Draht	„	„	„	126,900 „
				Zusammen	2,561,340 fl.

Die Ingberter Werke allein producirten demnach 1865 mehr denn das Sechsfaches der gesammten Stabeisenerzeugung der Pfalz im Jahre 1849. — Die den Gebrüdern von Gienanth gehörenden Eisenhüttenwerke Hochstein (Eisenberg und Trippstadt) im Kanton Winnweiler liegen in einer Entfernung von 2—3 Meilen nördlich von Kaiserslautern. Sie sind nicht in der Lage gewesen mit dem erwähnten größeren Werke Schritt zu halten. Trippstadt ist, wie das süddeutsche Holzkohleneisen überhaupt, der Concurrenz des Coksеisens erlegen. Ein Versuch, die Holzgasmethode auf die Holzkohlen-Blechfabrication anzuwenden, hat fehlgeschlagen. Die Waldungen, welche früher den Brennstoff lieferten, sind neuerdings in andere Hände übergegangen. Es wurden durchschnittlich 16—18,000 Klafter Holz zur Herstellung eines vorzüglichen Holzkohleneisens verwendet. Im Jahre 1865 consumirten die Hochsteiner Werke 400 Fuder Holzkohlen, 700 Ctr. Coks, 400 Ctr. Steinkohlen, und verhütteten 21,450 Ctr. Pfälzer und Nassauer Erze und 5700 Ctr. Kalkstein. Die Production belief sich auf 4000 Ctr. Roheisen im Werth von 16,000 fl., 7000 Ctr. Gußwaaren im Werthe von 49,000 fl. und 3000 Ctr. Schmiedeeisen im Werthe von

25,500 fl. Außer zehn Wasserrädern diente eine Dampfmaschine zum Betrieb von einem Hochofen, einem Cupolofen, zwei Frischfeuern, zwei Großhämmern, einem Kleinhammer, einer mechanischen Werkstatt, einer Schneidemühle und den Pochwerken. Im erwähnten Jahre wurden 80 Hüttenleute, 60 Bergleute, 15 Taglöhner, 40 Erzgräber und 15 Erzwäscher mit einem durchschnittlichen Tagelohn von 45 kr. beschäftigt. In neuerer Zeit hat ein 1842 auf der Mußbacher Grube bei Winnweiler zur Ableitung des Grubenwassers angelegter Erdstollen die Förderung der eigenen Erze wesentlich erleichtert und den Angriff eines reichen Erzlagers in unterer Teufe ermöglicht, so daß in Zukunft die Hochöfen der bezeichneten Werke mit einem vorzüglichen Eisenerz (Eisenrahm) versorgt werden können. Durch die Ausbreitung der pfälzischen Eisenbahnnetzes, insbesondere durch den Bau der Alsenzbahn, wird eines der großen Hindernisse mit denen die Gienanth'schen Werke zu kämpfen haben, die örtlich ungünstige Lage, wesentlich verbessert werden. — Das an der südlichen Gränze der Pfalz in den Vogesen belegene Schönauer Eisenwerk, das unter dem gedachten Mißstand am meisten zu leiden hatte, ist jüngst aus den Händen der Gebrüder Gienanth in die einer Actiengesellschaft übergegangen. Im Jahre 1863 besaß das Schönauer Hüttenwerk einen Holzkohlen-Hochofen, der jedoch kalt stand, drei Aufwerfhämmer, zwei Kleinhämmer, zwei Dampfhämmer und beschäftigte 40 Arbeiter. Die aus den vorräthigen Materialien hergestellten Erzeugnisse, 5000 Ctr. Guß- und 9000 Ctr. Schmiedeeisen hatten einen Werth von 100,000 fl.

Zahlreich sind die Anstalten, welche sich in der Pfalz mit der weitern Verarbeitung des Eisens befassen. Vier Fabriken, zu denen neuerdings eine fünfte gekommen, liefern eine ungeheure Masse von Draht, Stiften, Nägeln und Ketten. Das Gesammtgewicht ihrer Production wurde 1864 auf nahe an 100,000 Ctr. im Werth von beinahe 1 Million Gulden veranschlagt. Die bedeutendste Eisendraht-, Drahtstift- und Kettenfabrik nicht bloß der Pfalz, sondern des ganzen Zollvereins, ist die der Firma Roth, Heck und Schwinn in Ixheim bei Zweibrücken. Diese Fabrik beschäftigt 180 Arbeiter, hat drei Dampfmaschinen von 70 Pferdekraft und Wasserräder von 40 Pferdekraft, durch welche 35 Stiftmaschinen, 8 Drahtzüge mit 74 Drahttrommeln und 2 Spitzwalzen in Bewegung gesetzt werden. Das Ixheimer Werk lieferte 1865 60,800 Ctr. Fabricate im Werthe von 615,000 fl. In technischer Beziehung besonders interessant ist die Kettenfabrication, die hier bei consequenter Durchführung des Princips der Theilung der Arbeit, lediglich noch Sache der menschlichen Hände ist, welche es in der künstlichen Behandlung des Rohstoffes, in der sorgfältigsten Vermeidung jedes Zeitverlustes, im Schweißen und Formen unter dem Hammer zu einer bewundernswerthen Fertigkeit gebracht haben. — Auf dem Altleininger Drahtzug der Gebrüder Kuhn bei Grünstadt

wurden in den letzten Jahren durchschnittlich 1400 Ctr. Draht und 1000 Ctr. Ketten, zusammen im Werth von 62,800 fl. erzeugt und 42 Arbeiter beschäftigt. Die Stiften- und Nägelfabrik der Gebrüder Schleip in Kusel lieferte 1864 6000 Ctr. Fabricate im Werthe von 60,000 fl.

Wie bei dem raschen Aufschwunge der Pfälzer Industrie nicht anders erwartet werden kann, hat sich die Maschinenfabrication kräftig entwickelt. Die bedeutendste Anstalt dieser Art ist in Zweibrücken, welche einen in der Mechanik oft und ruhmvoll genannten Namen trägt. Die Dinglersche Anstalt arbeitet mit drei Dampfmaschinen, von zusammen 40 Pferdekräften, einem Dampfhammer und 84 Hülfsmaschinen. Sie beschäftigte 1865 140 Arbeiter und lieferte 30 Dampfmaschinen von zusammen 276 Pferdekräften. In der Eisengießerei wurden 12,500 Ctr. Maschinenguß, in der Kesselschmiede 5240 Ctr. Blech zu Dampfkessel und Gasometer verarbeitet. Die Dinglersche Fabrik hat sich besonders durch ihre vorzüglichen Buchdruckerpressen und neuerdings durch ihre vortrefflich construirten Dampfmaschinen ein wohlverdientes Renommée verschafft. Die letzteren sind gegenwärtig, bei wachsender Nachfrage, Gegenstand eigentlicher Specialität der Anstalt geworden.

In der Maschinenfabrik und Eisengießerei von Weyland, Lamarche und Schwarz zu St. Ingbert, die eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften, einen Dampfhammer und 28 Hülfsmaschinen besitzt und 105 Arbeiter beschäftigt, wurden 1865 4600 Ctr. Maschinen, und 5800 Ctr. Dampf- und andere Kessel und 5600 Ctr. Maschinenguß im Werth von zusammen 167,000 fl. erzeugt. — In der Maschinenfabrik und Eisengießerei von J. Pfeiffer in Kaiserslautern, welche Dampfmaschinen, Mahl-, Oel- und Sägemühlen, Transmissionen, Feuerspritzen und Bierbrauereieinrichtungen liefert, eine Dampfmaschine von 10 Pferdekräften und 50 Arbeiter beschäftigt, wurden 1865 Erzeugnisse im Werth von 60,000 fl. hergestellt. — In Frankenthal werden die Maschinenfabrication, Eisengießerei und Glockengießerei von mehreren Firmen mit gutem Erfolg betrieben. Die Kühnle'sche Maschinenbauanstalt, Gießerei und Kesselschmiede arbeitet mit einer Dampfmaschine von 20 Pferdekräften und 30 Hülfsmaschinen; im Jahr 1865 consumirte sie 5000 Ctr. Roheisen und erzeugte für 135,000 fl. Maschinen. Die bekannte Schnellpressenfabrik von Albert und Hamm in Frankenthal beschäftigt 27 Arbeiter, ein Dutzend Hülfsmaschinen und eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften. Sie verarbeitete 1865 820 Ctr. Eisen und Stahl und erzeugte für 51,000 fl. Maschinen. Die Maschinenfabrik und Glockengießerei von Andr. Hamm daselbst, in welcher 50 Arbeiter mit einem durchschnittlichen Tagelohn von 1 fl. beschäftigt sind, hat 18 Hülfsmaschinen und eine Dampfmaschine von 12 Pferdekräften. Sie lieferte im Jahre 1865 zwölf Dampfmaschinen, sechs Mühlwerke, 18 Glocken ꝛc. im Werth von 80,000 fl. Die Glockengießerei

von Lindemann in Zweibrücken erzeugte 1864 34 Glocken im Gewicht von 236 Ctr. und im Werth von 23,600 fl. —

Auch in Speier und Landau hat sich die Maschinenfabrication ansehnlich entwickelt. Die mechanische Werkstätte von Daniel Heß in Speier liefert Brauereieinrichtungen aller Art und landwirthschaftliche Maschinen. In der Maschinenfabrik und Messinggießerei von L. Joos Söhne und Comp. zu Landau, welche 60 Arbeiter und eine Dampfmaschine nebst einer Anzahl von Hülfsmaschinen beschäftigen, wurden 1865 für 130,000 fl. Einrichtungen zu Wasserleitungen, Bierbrauereien und ähnlichen Anstalten angefertigt und in der Eisengießerei dieser Firma für 25,000 fl. Guß geliefert. Eine zweite ähnliche Fabrik von H. K. Thyrdt in Landau führte 1865 Bestellungen auf Maschinen, Wasserleitungen &c. im Betrage von 80,000 fl. aus. Die mechanische Werkstatt der Gebr. Doll in Edenkoben lieferte 1865 für 20,000 fl. Erzeugnisse und consumirte 1000 Ctr. Eisen. — Die Feilenfabrik von L. Erlewein und Kuprian in Edenkoben liefert 10—12,000 Feilen verschiedener Größe im Werth von 25—26,000 fl. — Besondere Erwähnung verdient auch an dieser Stelle die Anstalt von Boyer und Cons. in Ludwigshafen, welche sich mit der Einrichtung sogenannter Caloriferen oder Heizungen mittelst warmer Luft befaßt und seit wenig Jahren zahlreiche Aufträge für Kirchen, Schulen, Fabriken, Schauspielhäuser, Schlösser, Gasthäuser, Casernen und größere Privatwohnungen in verschiedenen Ländern zu allgemeiner Zufriedenheit ausgeführt hat Die Einrichtungen der gedachten Firma bewähren sich als äußerst ökonomisch, gesund und angenehm.

Unter den verschiedenen mit Verarbeitung von mineralischen und gemischten Stoffen zu gewerblichen Zwecken beschäftigten Gewerben sind die Ziegeleien, Kalksteinbrennereien und Gasbereitungsanstalten am zahlreichsten. Kusel, Zweibrücken, Landau, Annweiler, Bergzabern, Speier, Neustadt u. a. Orte produciren, je nach der herrschenden Bauthätigkeit, 14 bis 16 Millionen Ziegel- und Backsteine, die einen Werth von 150 bis 160,000 fl. haben. In Speier und dessen Umgegend wurden 1865 an fünf Millionen Backsteine und Ziegel erzeugt; sieben Landauer Ziegeleien, unter denen sich eine, von J. H. Kiel, mit vollständiger Maschineneinrichtung für Dampfziegel befindet, wurden zwei Millionen, im Amtsbezirk Pirmasens, der zehn Ziegeleien zählt, anderthalb Millionen, in Kusel und dessen Umgegend von sieben Ziegeleien zwei Millionen, in Kaiserslautern von fünf Ziegeleien anderthalb Millionen, in Zweibrücken und Homburg von 17 Ziegeleien an vier Millionen Steine geliefert. Bei der günstigen Gelegenheit zur Beschaffung vorzüglicher rother Sandsteine aus den pfälzischen Steinbrüchen, wird übrigens von den Backsteinen in der Pfalz, wie am Mittel- und Oberrhein überall, weit weniger Gebrauch gemacht, als in manchen andern Gegenden. Im Amtsbezirk

Kusel zählt man 200 Kalköfen, welche über 400,000 Ctr. gebrannten Kalk im Werth von 200,000 fl. liefern. Die im Amtsbezirke Zweibrücken und Homburg bestehenden 45 Kalkbrennereien erzeugten 1865 216,000 Ctr. Kalk im Werth von 57,000 fl.

Die größeren Städte, Kaiserslautern, Speier, Zweibrücken, Landau, Frankenthal, Neustadt, Grünstadt, St. Ingbert u. s. w., sind alle mit Gasanstalten versehen. Es mögen in der Pfalz gegenwärtig ungefähr 25 bis 26,000 Brenner mit 50,000,000 Kubikfuß Gas jährlich gespeist werden. Am bedeutendsten ist der Consum in Kaiserslautern, wo 1865 für 183 öffentliche und 3984 Privatbrenner 8,100,000 Kubikfuß Gas verbraucht wurden. Der Preis des Gases schwankt zwischen 3—4 fl. per 1000 Kubikfuß.

Chemische Fabricate und Farben liefern hauptsächlich die Fabriken zu Ludwigshafen, Kaiserslautern und Speier. Gebrüder Giulini in Ludwigshafen produciren besonders Soda und eisenfreien Alaun. Sie beziehen den durch die Aluminiumfabrication bekannt gewordenen Grönländer Kryolith und haben sich mit zwei andern verwandten Anstalten das ausschließliche Recht der Ausbeute der Kryolithbrüche in Grönland gesichert. Die gedachte Fabrik beschäftigt durchschnittlich 50 Arbeiter mit einem Jahreslohn von zusammen 17,000 fl. Sie lieferte im Jahre 1865 für 200,000 fl. Erzeugnisse. Eine zweite in Ludwigshafen bestehende Fabrik erzeugt Weinsteinsalze für Färbereien und Druckereien. Eine großartige, mit einem Actiencapital von anderthalb Millionen Gulden ins Leben getretene Anlage zur Fabrication von Schwefelsäure, Anilin, Soda und Salzen, hat sich ihre Lage hart am Rhein und der Ludwigsbahn unterhalb Ludwigshafen ausgesucht und ihren Betrieb bereits begonnen. — Süddeutschland bezog im Jahre 1865 116,000 Ctr. sicilianischen Schwefels, von dem die vereinigten drei Fabriken auf dem rechten Rheinufer (Wohlgelegen, Heilbronn und Neuschloß) den größten Theil erhielten. Die Pfalz, Ludwigshafen, Kaiserslautern 2c. empfing davon 20,000 Ctr. Ihr Bedarf an Schwefel und Schwefelmetallen wie an Kochsalz wird in Zukunft voraussichtlich viel bedeutender sein. Der leichte Bezug billigen Kochsalzes kommt den chemischen Fabriken sehr zu statten. An Württemberger Steinsalz werden circa 500,000 Ctr. den Neckar herabgeführt.

Zu den wichtigsten Anstalten der hier erwähnten Gruppe gehört die Garancine-, Alizarin- und Purpurinfabrik von Lichtenberger und Comp. in Speier. Dieselbe arbeitet mit Dampf- und Wasserkraft und beschäftigt im Sommer 50, im Winter 30 Arbeiter. Sie bezog im Jahre 1865 aus den Niederlanden 2000 Ctr., aus Neapel 2000 Ctr., dem Elsaß und der Pfalz 3000 Ctr. zusammen 7000 Ctr. Krappwurzeln und erzeugte daraus 2500 Ctr. Farben, die im deutschen Zollverein, Oesterreich, in der Schweiz u. a. L. sehr gesucht sind. Besonders schön und be-

rühmt ist das Speierer Purpurin, das in der Seidenfärberei statt der Cochenille Verwendung findet. Eine in Kaiserslautern bestehende, einer Actiengesellschaft gehörende Ultramarinfabrik, welche 20 Naßmühlen, eine Trockenanstalt, 30 Muffelöfen und zwei Dampfmaschinen besitzt, erzeugte 1863 aus 20,000 Ctr. Rohmaterial 8000 Ctr. Ultramarin im Werth von 180,000 fl. — Einzelne Anstalten, wie die von Spieß und Klunk in Kleinkarlebach, liefern eine Menge Ocker oder Erdfarben für Tüncher, Tapetendruckerei &c. — Die Pfalz producirt auch eine nicht unbedeutende Menge Schießpulver. Eine der ersten Anstalten dieser Art, die Pulverfabrik von Raab, Karsch und Comp. bei Pirmasens verarbeitete 1865 1600 Ctr. Salpeter, 300 Ctr. Schwefel und 300 Ctr. Holzkohlen und lieferte 2000 Ctr. im Werthe von 50,000 fl. Auch an Zündwaarenfabriken fehlt es in der Pfalz nicht. Die Zündholzfabrik der Gebrüder Benedick in Albersweiler liefert jährlich 5 Millionen Schachteln. Die von J. Thiel seit einem Jahre gegründete Fabrik beschäftigt 80 Personen, verarbeitet 200 Ctr. Schwefel und 6 Ctr. Phosphor und producirte 1865 zehn Millionen gefüllte Zündholzschachteln im Werth von 50,000 fl.

Zu den wichtigsten Industriezweigen im westlichen Theil der Pfalz gehört die Glasfabrication. Sie bezieht ihre Rohmaterialien und Schmelzmittel theils aus der Provinz selbst, theils aus Belgien, Frankreich, Preußen und Hessen. Die bedeutendste Fensterglasfabrik, die von Chevandier und Vopelius, verarbeitete im Jahre 1865 3716 Ctr. Thon, 14,736 Ctr. Sand, 5750 Ctr. Soda und andere Salze, 5263 Ctr. Kalk und consumirte außerdem 62,401 Ctr. Kohlen und 8000 Ctr. Bretter zum Verpacken der Fabricate. Die Fabrik beschäftigt 62 Arbeiter und zwei Aufseher, so wie eine Dampfmaschine zum Vermahlen der Rohstoffe. Sie lieferte 14,950 Ctr. Fensterglas im Werth von 170,000 fl. Eine zweite Adolf Wagner gehörende Anstalt von gleichem Umfange, die Glashütte Marienthal bei St. Ingbert, erzeugt Tafelgläser aller Art, Mousselingläser und farbige Kirchenfenster. Diese Hütte consumirte im Jahre 1865 70,000 Ctr. Steinkohlen, 2800 Ctr. Thonerde, 16,000 Ctr. Sand, 7200 Ctr. schwefel- und kohlensaure Salze, 4800 Ctr. Kalk, 80 Klafter Brennholz und 10,000 Quadratmeter tannene Bretter. Sie beschäftigt 90 Arbeiter mit einem Tagelohn von 50 kr. bis 3 fl. 30 kr. und erzeugte 8000 Ctr. weißes Tafelglas im Werth von 90,000 fl. und 1500 Ctr. Mousselingläser im Werth von 30,000 fl. Die verzierten Gläser und Kirchenfenster dieser Hütte fanden auf der Kunst- und Industrieausstellung zu Trier im Jahre 1865 so großen Beifall, daß die königlich preußische Regierung zu Trier Anlaß nahm, dieselben als geschmackvolle, dem Baustyle entsprechende und preiswürdige Muster allen Kreis-, Local- und Kirchenbehörden bei Kirchenbauten besonders zu empfehlen. — In Pirmasens und Kaiserslautern hat die pfälzische Uhrglasfabrication ihren Sitz. Zu Pirmasens und

auf der benachbarten Lemberger Glashütte bestanden 1863 vier Anstalten, welche, je nach der Jahreszeit, 150 bis 200 Arbeiter beschäftigten und 32,000 Groß, an acht Millionen Uhrgläser, im Werth von 2 bis 8 fl. per Groß erzeugten. Der amerikanische Krieg und nicht weniger die französische Mitbewerbung haben die Verhältnisse dieses Industriezweigs minder günstig gestaltet, als sie waren. Das größte dieser Geschäfte, das der Gebrüder Arndt in Pirmasens, die sich das nöthige Glas selbst herstellten, hat die Uhrgläserfabrication ganz aufgegeben und statt deren die Lampenglasfabrication angefangen. Die gedachte Firma beschäftigte 1865 50 Arbeiter und lieferte für 100,000 fl. Lampengläser. Die Ludwigsthaler Glashütte der Firma Stengel und Greiner erzeugte 1865 6000 Groß-, Uhren-, Broches- und Medaillongläser. Die Uhrglasfabrik von Emil Kieffer in Kaiserslautern producirte im letzterwähnten Jahre 4000 Groß im Werth von 15,000 fl. —

Nicht unbedeutend ist die Steingutfabrication zu Grünstadt und Kaiserslautern. Die einer Actiengesellschaft gehörende Fabrik in Kaiserslautern beschäftigte 1864 70 Arbeiter, nebst einer Dampfmaschine und 26 mechanische Scheiben. Sie erzeugte 60,000 Ctr. Fabricate im Werth von 80,000 fl. Die Steingutfabrik der Gebrüder Bordollo in Grünstadt besteht seit 1808. Sie beschäftigt 60 bis 70 Arbeiter und lieferte 1865 für 60,000 fl. Fabricate, hauptsächlich Pfeifenköpfe, die wegen ihrer Eigenschaft, sich „anrauchen" zu lassen, beliebt sind. Ihre Rohstoffe, Thonerde, Kreide, Sand, Gyps, Feldspath 2c. beziehen diese Fabriken größtentheils aus der Pfalz, theilweise auch von auswärts. Ihre Erzeugnisse sind, trotz der mächtigen Concurrenz der rheinpreußischen Fabriken sehr gesucht.

Unter den Industriegeschäften die sich mit der Zubereitung von Pflanzen- und Thierstoffen zu gewerblichen und häuslichen Zwecken befassen, sind besonders die Fabriken von künstlichem Dünger von Bedeutung. Sie haben sich in neuerer Zeit sehr ausgedehnt und versorgen nicht bloß die Pfalz, sondern zum Theil auch die Nachbarländer, in denen, wie hier, die rationelle Landwirthschaft immer größere Fortschritte macht, mit dem der Ackerkrume durch die Ernte entzogenen unentbehrlichen Stickstoff, Phosphor und sonstigen Stoffen. Diese Fabriken verarbeiten Knochen aus der Pfalz und den Nachbarländern, Knochenkohle aus den Zuckerfabriken, Kalisalze aus Salpeterfabriken, Phosphorite von Sombrero in Westindien und andere früher für nutzlos erachtete Materialien. Durch Vermittlung der landwirthschaftlichen Vereine in den Absatzländern wird über die Qualität der künstlich erzeugten Dungstoffe eine Controle ausgeübt, welche sowohl für die Producenten als für die Abnehmer von Wichtigkeit ist. Die einer Actiengesellschaft gehörende Düngerfabrik zu Kaiserslautern hat sich im Jahre 1865 in Folge wachsender Nachfrage veran-

laßt gesehen, die zur Zersetzung ihrer Phosphate erforderliche Schwefelsäure selber zu fabriciren. Sie beschäftigt 30 Arbeiter und unterhält Dampf- wie Hülsmaschinen. Sie erzeugte im erwähnten Jahre 36,000 Ctr. Dungstoffe im Werth von 140,000 fl. Eine zweite Fabrik, von Koch und Frey liegt an der Eisenbahn in Rheingönheim. Eine neue große Düngerfabrik von Michel, Lederer und Comp. ist unmittelbar in der Nähe der gedachten neuen chemischen Fabrik ins Leben getreten.

In den pfälzischen Waldungen wird da und dort Pottasche gewonnen. Eine Calciniranstalt zu Kaiserslautern, welche diese rohe Pottasche aufkauft, beschäftigt sich mit der Reinigung derselben.

Die Seifen- und Lichterfabrication wird in der Pfalz an verschiedenen Plätzen betrieben. Eine Fabrik von F. C. Spitzer in Speier liefert jährlich für 10—12,000 fl. Erzeugnisse.

Mit der Fabrication von Papier, Kurzenwaaren und Holzwaaren sind zahlreiche größere und kleinere Anstalten beschäftigt. Bedeutend ist die pfälzische Papierfabrication. In Frankeneck, Neustadt, Hardtenburg bei Dürkheim und Gleisweiler bestehen Maschinenpapierfabriken, an vielen andern Orten wird Handpapier erzeugt. Die Pfalz liefert eine große Menge guter Druck- und Schreibpapiere und eine Masse Packpapier und Pappdeckel. Die bedeutendsten Maschinenpapierfabriken sind die von J. J. Goßler und Heinrich Goßler in Frankeneck, von Fritz Knöckel und Philipp Knöckel in Neustadt, Schaaf in Hardtenburg bei Dürkheim und H. Ungar in Gleisweiler, zu den bedeutendsten Handpapierfabriken gehört die von Michel im Annweilerthal, von C. Zimmermann in Speier, von G. F. Friedrich zu Großkarlebach, die letztere lieferte 1865 für 45,000 fl. Packpapier und für 50,000 fl. Düten. Ph. Knöckel und Sohn in Neustadt producirten 1865 bis zu 130,000 fl. Werthe.

Eine neue Tapetenfabrik von C. A. Serr wurde 1865 in Speier errichtet, eine ältere besteht in Kaiserslautern.

Zu Oggersheim ist eine Rouleaux- und Oelbilderfabrik von Baumann und Pauli entstanden, welche eine Menge guter Drucke nach einem neuen Verfahren erzeugt.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen im Gebiete der pfälzischen Industrie ist die Horndosen- und Papiermachéwaarenfabrik von Gebrüder Adt zu Ensheim. Die mannigfaltigen Erzeugnisse dieser Fabrik gehen in alle Welttheile. Sie zeichnen sich durch geschmackvolle Behandlung, Gediegenheit und Preiswürdigkeit vortheilhaft aus.

Die Decoration der verschiedenen Gegenstände des Luxus, des häuslichen Comforts, Kästchen, Dosen, Teller rc. rc. durch Perlmutter gibt diesen Sachen einen eigenthümlichen Schmelz, etwas Transparentes und läßt sie in allen Regenbogenfarben schillern. Die Politur und der Lack

der Ensheimer Papiermaché-Artikel sind vorzüglich, Form und Zeichnung geschmackvoll, die Charniere der Kästchen, Dosen und Schächtelchen äußerst solide. Im Gebrauche sind diese Sachen beinahe unverwüstlich. Die Fabrik beschäftigt 400 Arbeiter beiderlei Geschlechts mit einem Lohn von 36 kr. bis 1 fl. täglich. Sie unterhält eine Dampfmaschine und ein Dutzend Hülfmaschinen und liefert jährlich dem Gewichte nach 3600 Ctr. Producte im Werth von 200,000 fl. Die Anstalt besteht seit dem Jahre 1840, sie ist aus keinem handwerksmäßigen Betrieb hervorgegangen. Im Jahre 1847 stifteten die Besitzer eine Zweigfabrik in Forbach auf französischem Boden.

Die Horndosenfabrication aus Büffelhorn und Schildpatt begann 1858. Auch darin liefert Ensheim ausgezeichnetes. Es werden in der Anstalt jährlich consumirt: 6500 Ctr. Papier und Pappdeckel, 350 Ctr. Leinöl Terpentinöl und andere Oele, 50 Ctr. Copal, Bernstein, Asphalt rc., 60 Ctr. Messingblech und Drath, 80 Ctr. Eisen und Eisenblech, 300 Ctr. Siam Büffelhörner und Schildpatt, 100 Ctr. Perlmutter, Nuß, Stiften, Zinn, Elfenbein und andere Materialien.

Unter den jüngeren in der Pfalz eingebürgerten Industriezweigen ist hier die Strohflechterei hervorzuheben, die vorzugsweise in und um Annweiler ihren Sitz aufgeschlagen hat. Die dortigen Fabriken beziehen ihren Rohstoff, Bast und Stroh, aus Südamerika, aus Italien und der Schweiz. Die bedeutendste Anstalt, von Cordier und Comp., beschäftigt in einem Umkreise von 10 bis 12 Stunden 1200 Flechter und 60 Bügler. Sie lieferte 1865 350,000 Hüte im Werth von 120,000 fl. Eine zweite Firma, von Karl Ahlborn in Annweiler, beschäftigte 400 Flechter und 25 Bügler und producirte 50,000 Hüte im Werth von 30,000 fl., eine dritte, von Geiter daselbst, die 180 Flechtern und 4 Büglern Arbeit gibt, erzeugte 18,000 Hüte im Werth vou 8000 fl. Auch in Neustadt a/H. wird die Strohflechterei betrieben und im westlichen Theil der Pfalz sind für Rechnung eines preußischen Geschäfts mehrere hundert Flechter in Thätigkeit. Wie der bemerkte Werth der Waare zeigt, sind es keine kostbaren Panama oder Florentiner Kopfbedeckungen, die in Annweiler, im Ramberger- und Eußersthal geflochten werden, sondern billige gute Sommerhüte für den breiten Consum des Mittelstands. Doch gehen auch einzelne feinere Hüte aus den Händen der Flechterinnen hervor und die letztern entwickeln von Jahr zu Jahr eine größere Geschicklichkeit. Die Zukunft dieses Industriezweiges, der von der königlichen Kreisregierung in sehr wirksamer Weise unterstützt worden ist, erscheint vollkommen gesichert. Die Strohflechterei hat dazu beigetragen die socialen Verhältnisse der Bevölkerung sichtlich zu bessern; es ist nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht worden, daß die Strohflechterei Ursache einer erfreulichen Abnahme der früher viel häufiger vorkommenden Waldfrevel in den Staats- und Privatforsten der bezeichneten Gegend sei.

Noch massenhafter als für die sommerliche Hauptbedeckung wird in der Pfalz für die Fußbekleidung gearbeitet. Die pfälzische Schuhfabrication hat ihren Sitz in Pirmasens, wo sie sich aus bescheidenen Anfängen zu einer nicht geringen Bedeutung emporgeschwungen hat und von Jahr zu Jahr ausdehnt. Im Jahre 1861 beschäftigten dort fünf Unternehmer 117 ansässige Meister, 692 Arbeiter und 383 Arbeiterinnen. Sie fabricirten 1,264,800 Paar Schuhe und Pantoffeln, im Durchschnittswerth von 10 fl. das Dutzend; 1865 bestanden vierzehn größere Fabriken und 48 kleinere mit einem Arbeiterpersonal von 1700 Köpfen, unter denen 500 weibliche, die einen durchschnittlichen Lohn von 2 bis 8 fl. für das Dutzend Paar verdienten. Mit Hülfe von 90 Nähsohlenschneid- und Glättmaschinen werden über 6000 Ctr. Leder, 380,000 Ellen halbseidene, wollene, halbwollene und baumwollene Oberstoffe, 500,000 Ellen Futterstoffe und über 10,000 Ctr. Pappdeckel verarbeitet und daraus 1,800,000 Paar Schuh und Damenstiefeln im Werth von mehr denn zwei Millionen Gulden hergestellt. Diese Pirmasenser Fabricate sind keine unverwüstliche Bergschuhe, wie Heinrich Simon deren in Zürich kaufte und auf seiner Alpenwanderschaft durch Schnee und Eis mit Begeisterung pries, sondern, wie das angeführte Verhältniß zwischen Werth und Menge errathen läßt, leichte Waare für trockene Witterung und ebene Erde: Damenstiefel, Morgenschuhe und Pantoffeln für zarte Füße. Aber sie gehen in alle Welt und sind ihrer eleganten Form und Preiswürdigkeit wegen weit und breit beliebt. Sie sind auf allen Weltmärkten bekannt und scheuen die Concurrenz keines andern Landes. Auch die Holzschuhfabrication wird im Bezirk Pirmasens, in Haltersberg, Clausen, Hauenstein, Dahn, Erfweiler, Schinhard, Rumbach, Schönau, Fischbach und Bobenthal betrieben. Diese Orte liefern jährlich ungefähr 20,000 Dutzend Holzschuhe, im Werth von 1 fl. 45 kr. bis 2 fl. per Dutzend, in die Rheinpfalz, nach Rheinhessen, Rheinpreußen rc.—

Von nicht geringem Belang ist die Lederfabrication, die von zahlreichen größeren und kleineren Gerbereien betrieben wird. In Pirmasens und dessen Umgegend verarbeiteten 1865 siebenzehn Gerbereien 40,000 Stück Java-Landhäute und Kalbfelle im Gewicht von 7500 Ctrn. und im Werth von 650,000 fl. Sie verbrauchten dazu 27,000 Ctr. Lohrinde. Im Amtsbezirk Zweibrücken und Homburg wurden 10,000 Stück Sohlhäute im Werth von 225,000 fl., 12,000 Stück Kalbfelle, (44,000 fl.,) 9000 Stück Rindshäute (63,000 fl.) und 250 Stück Roßhäute verarbeitet. Speier, Landau, Kusel, Dürkheim, Annweiler und verschiedene andere Orte nehmen Theil an dieser wichtigen, durch gute Lohe aus den pfälzischen Eichenschälwaldungen und gutes Wasser begünstigten Industrie. — Eine Schuhwichsfabrik von J. Kraus in Frankenthal, die hier zu erwähnen ist, erzeugt das nicht unbedeutende Quantum von 2000 Ctr. guter Wichse jährlich, die einen Werth von 20 fl. per Ctr. hat.

Mit der Bürstenfabrication und dem Bürstenhausirhandel sind in den Dörfern Ramberg, Dernbach, Euserthal im Canton Annweiler über 1000 Personen beiderlei Geschlechts beschäftigt. Sie produciren während der Zeit, in welcher die Feldarbeit ruht, jährlich 250,000 Dutzend Bürsten, die von den Hausirern auf den Messen, in den Städten dies- und jenseits des Rheins abgesetzt werden.

Die Möbelfabrication hat sich seit den letzten Jahren an einzelnen Orten namentlich in Speier, Edenkoben und Neustadt bedeutend gehoben. Unter andern zeichnet sich die Firma Chr. Niederhöffer und Söhne in Edenkoben durch geschmackvolle Formen und Gediegenheit ihrer Fabricate vortheilhaft aus und arbeitet, troß der Mainzer, Stuttgarter und Berliner Concurrenz mit gutem Erfolg. Sie beschäftigte 1865 60 Arbeiter und lieferte für 60,000 fl. fertige Möbel.

Der Schiffsbau, welcher früher in Speier lebhaft betrieben wurde, hat durch die Verwendung des Eisens zu Schiffsgefäßen bedeutend abgenommen. Doch herrscht auf der Werfte in Speier immer noch einige Thätigkeit.

Die Fabrication fertiger Kleider wird in Landau, Frankenthal, Speier, Kaiserslautern und Zweibrücken von einzelnen Unternehmern in bedeutendem Umfange betrieben. Die aus der Pfalz (St. Lambrecht), Preußen und andern Ländern bezogenen Stoffe werden den Meistern und Arbeitern geliefert, welche sie daheim gegen Stücklohn und zum Theil unter Benützung der Nähmaschinen verarbeiten. Die fertigen Kleider wandern auf die Messen und in die Magazine der rheinischen Städte, in denen ganze Anzüge für wenige Gulden feil geboten werden.

Eine Speierer Fabrik erzeugt Siegellack und Tinten und liefert Kielfedern, von ersterm circa 400 Ctr. von letztern circa 1 Million jährlich. Die Fabrik der Gebrüder Ullrich in Maikammer bei Edenkoben hat sich in ganz Mittel- und Süddeutschland, wie in der Schweiz durch ihre vorzüglichen, genau gearbeiteten Maaßstäbe einen guten Ruf erworben. Sie verarbeitet Buchsholz, Messing, Elfenbein und Fischbein und liefert jährlich 1800 bis 2000 Dutzend Maaßstäbe verschiedener Sorteni m Werth von 8000—10,000 fl. Aus derselben Fabrik gehen jährlich für 15,000 fl. verzinnte, bronzirte oder lackirte Striegel und andere Blech- und Eisenwaaren hervor. Die Puppenfabrik von Gust. Neubronner in Frankenthal bevölkert das zollvereinsländische und schweizer Kinderstubengebiet mit hunderttausenden von kleinen und großen Puppen im Werth von 1 fl. 12 kr. das Dutzend bis 40 fl. per Stück. Die Anstalt beschäftigt 80 Arbeiter beiderlei Geschlechts in und außer dem Hause.

Die Zahl der pfälzischen Mühlwerke, der Walk-, Gyps-, Oel-, Knochen-, Loh-, Getreide- und Holzsägemühlen beläuft sich über tausend. Die bedeutenderen dieser Werke arbeiten mit Dampfkraft, manche mit Dampf- und Wasserkraft. Die meisten treiben zugleich Handel. Die Holz-

sägewerke beziehen ihre Hölzer aus den Staats-, Gemeinde- und Privatwaldungen der Pfalz, einzelne am Rhein belegene auch aus dem Schwarzwald und bereiten daraus Bauholz, Bretter, Latten, Eisenbahnschwellen, Faßdauben und grobe Holzwaaren. Gebrüder Gehrlein zu Maximiliansau am Rhein beschäftigen durchschnittlich 50 Arbeiter und unterhalten eine größere Dampfmaschine für ihre Fournir-, Kreis- und Schweifsägen. Die Fabrik liefert geschnittene Hölzer aller Art für Holland, Cigarrenkisten für die Pfalz, Baden und die Schweiz, Fruchtschaufeln, Metzgermulden, Schüsseln, Platten, auch hölzerne Tischdecken zum Aufrollen. Der Umsatz des Geschäfts, die Flößerei nach dem Niederrhein mit inbegriffen, belief sich im Jahre 1865 auf 190,000 fl. — Die Daubholzfabrik von Daniel Thunes in Busenberg, welche 60 Arbeiter beschäftigt, lieferte 1865 für 60,000 fl. Daubhölzer. Die Sägewerke in Ludwigshafen, Kaiserslautern, Hochspeier, im Weidenthal, in der Umgegend von Annweiler, in Dahn, Münchweiler, Rodalben, im Thal zwischen St. Lambrecht und Elmstein u. s. w. liefern jährlich viele hunderttausend Kubikfuß geschnittene Hölzer, Schwellen, Bretter und versorgen damit nicht bloß die Pfalz, sondern vorzugsweise auch den Mittel- und Niederrhein. Die Anstalt von Michel, Lederer u. Comp. bei Ludwigshafen ist der Hauptlieferant für preußische und niederrheinische Eisenbahnschwellen aus Eichenholz. Unter ähnlichen Verhältnissen wird die Fabrication von Mehl und Oel betrieben. Auch hier gehen Handel und Industrie Hand in Hand. Die größeren Geschäfte suchen sich von der Wasserkraft, die sie von Zeit zu Zeit im Stiche läßt, durch Aufstellung von Dampfmaschinen unabhängig zu machen. Die Concurrenz des österreichischen und französischen Mehls und die höheren Ansprüche der Consumenten an die Mühlenfabricate, wird die pfälzischen Mühlen zwingen allgemein auf zeitgemäße Verbesserungen Bedacht zu nehmen.

Am zahlreichsten sind außer den Mahlmühlen die Geschäfte, welche sich mit der Zubereitung und Verarbeitung von Verzehrungsgegenständen befassen. Wie überall hat auch in der Pfalz die Bierfabrication große Fortschritte gemacht. Am bedeutendsten ist sie in Kaiserslautern, Zweibrücken, Ludwigshafen, Landau und Speier. Zu den zahlreichen älteren Brauereien sind in neuern Zeiten die Actiengeschäfte hinzugetreten, unter denen die umfangreichste zu Ludwigshafen 1862 mit einem Capital von 320,000 fl. gegründet wurde. Diese Anstalt producirte im ersten Jahr ihres Bestehens aus 14,000 Ctr. Gerste und 130 Ctr. Hopfen 1,757,000 Liter Bier, ist aber auf jährlich 40,000 bayerische Eimer oder 2,720,000 Liter eingerichtet. Die gesammte pfälzische Biererzeugung kann auf mehr denn 30,000 Fuder (à 1000 Liter per Fuder) und der Werth desselben auf 2½ Millionen Gulden angenommen werden. Die Speierer Brauereien liefern 6—7000 Fuder, die Kuseler 1000 Fuder, die zu Landau 2—3000 Fuder, die zu Kaiserslautern 5000, die im Amtsbezirk

Zweibrücken und Homburg 9—10,000 Fuder. Ein Drittheil der Production geht ins Ausland, namentlich nach Frankreich, zumal nach Paris. Gutes Wasser, vorzügliche Keller, vortreffliche Gerste, guter Hopfen, billige Bezugs- und Absatzwege, die durch Eisenbahnen erleichterte Beschaffung des unentbehrlichen Eises in warmen Wintern, die selbst mitten in den Weinländern außerordentlich zunehmende Consumtion der auf Cerevis schwörenden Bevölkerung kommen der pfälzischen Bierfabrication, die sich die in diesem Industriezweige gemachten Fortschritte vollständig angeeignet hat, sehr zu statten. Die Bierfabrication ist dort gänzlich frei, die alten Zeiten aber in denen der kleine Mann den Schoppen Wein für drei Kreuzer trinken mochte, sind nicht mehr und wohl für immer dahin. Gutes Bier bietet ihm Ersatz; im allgemeinen hat indeß der Wohlstand der ganzen Provinz so sehr zugenommen, daß, trotz der höheren Weinpreise und der vermehrten Bierproduction, kaum weniger Wein getrunken werden dürfte, als in früheren billigeren Zeiten.

Die Pfälzer Essigsiedereien zu Kaiserslautern, Speier, Pirmasens, Waldfischbach, Neustadt, Dürkheim u. a. O. liefern eine Menge guten Essigs. Vorzüglich beliebt ist der Dürkheimer Weinessig. Die Pfalz gehört zu den obstreichsten Ländern am ganzen Rhein. Neben den Kastanienwäldern gedeihen in der Vorderpfalz Mandel und Feige im Freien. Die Rheinebene und die Hardt erzeugen eine Masse vorzüglicher Sorten Kern- und Steinobst: Aepfel und Birnen, Mirabellen, Quitten, Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Zwetschgen. Selbst in dem höher gelegenen Gebiet des Sandsteins ist die Obstcultur zu Hause. Sie bildet eine wichtige Einnahmequelle für zahlreiche Gemeinden, unter denen welche sind, die jährlich für 50 bis 60,000 fl. Obst verkaufen. Mehr als jene mit ihrem kurfürstlichen Gemahl an den verwandten Höfen umherbettelnde dänische Königstochter,[1]) die den Obstbau unterstützte, hat der erleichterte Verkehr zu Wasser und zu Lande den pfälzischen Obstbau gefördert. Ein großer Theil des Obstes geht frisch von den Bäumen gepflückt, in Körben verpackt, mit den rheinischen Dampfschiffen oder mittels der Eisenbahn nach dem Niederrhein, nach Holland und von da theilweise nach England.

Die Kunst- und Handelsgärtnerei von C. F. Velten in Speier befaßt sich mit der Zucht junger Obstbäume, Zierbäume, Ziersträucher, Wein- und Tafeltrauben, Topfpflanzen, mit Sämerei und Gemüsebau.

Die rheinische Früchtehandlung in Deidesheim betreibt die Fabrication eingemachter Früchte und liefert die edelsten Sorten sowohl im getrockneten als im eingemachten Zustande, in Zuckersaft, Branntwein rc. Die Fabricate dieser Anstalt wetteifern mit den besten französischen Erzeugnissen ähnlicher Art und sind Gegenstand eines ausgedehnten

[1]) Dorothea, Tochter Christians II., Gemahlin des Kurfürsten Friedrich II.

Handels. Ein solcher findet bekanntlich auch mit Pfälzer Trauben statt; namentlich sind es die Trauben aus der Dürkheimer Gemarkung, die um die Zeit der Lese in Masse verschickt werden. Eine Gänseleberpasteten-bäckerei von G. Brück in Landau liefert 10 bis 12,000 Pasteten in Steingut und Blechdosen bis zu 20 fl. im Werth.

Die Pfalz besitzt mehrere Rübenzuckerfabriken und liefert für die größte Zuckerfabrik im deutschen Zollverein, für die zu Waghäusel in Baden, Speier gegenüber, eine bedeutende Menge Rüben. Die größte Pfälzer Rübenzuckerfabrik ist die von J. C. Reihlen zu Friedensau bei Mutterstadt. Die seit 1847 in Frankenthal bestehende Zuckerfabrik von F. und C. Karcher verarbeitete 1865 100,000 Ctr. Rüben und producirte 8000 Ctr. Rohzucker und 3000 Ctr. Syrup im Werth von 180,000 fl.

Verschiedene Anstalten beschäftigen sich mit der Cichorienfabrication. Die Cichorienfabrik von Zorn und Kuhn in Zweibrücken liefert gewöhnlich 6 bis 7000 Ctr. Cichorien, im Werth von 60 bis 70,000 fl. jährlich. Die preußischen Cichorienfabriken, insbesondere die zu Neuwied, beziehen aus der Pfalz große Mengen Wurzeln, die, wie in Zweibrücken und Frankenthal, in Dörranstalten getrocknet werden.

Mit der Stärkefabrication befassen sich einige kleinere und größere Geschäfte in Kaiserslautern, Zweibrücken, Grünstadt, Rodalben, Pirmasens. Die Hambacher Fabrik, von W. Baader und Sohn, welche zugleich Sago und Rollgerste liefert, erzeugte 1865 für 82,000 fl. Weizenstärke, Sago aus Kartoffeln und Rollgerste.

Die Pfälzer Tabakfabrication beschäftigt eine Menge Arbeiter beiderlei Geschlechts. Diese Industrie scheint ihnen angeboren zu sein, denn nicht genug, daß das dritte Haus in der Pfalz eine kleine Cigarrenfabrik, wandern täglich aus den rheinischen Dörfern hunderte von Mädchen und jungen Männern in die badischen Tabakfabriken, insbesondere nach Mannheim, um dort in den großen Tabakmagazinen und Manufacturen zu arbeiten. Die Pfalz selbst erzeugt jährlich zwischen dreißig und vierzig Millionen Glimmstengel. Die größeren Geschäfte verarbeiten sowohl in- wie ausländische Tabake. Die Firma J. Walter und Comp. in Godramstein und Hochdorf lieferte 1865 2700 Ctr. Rauch- und Schnupftabak und acht Millionen Cigarren. Zwei Landauer Fabriken erzeugten 1½ Millionen Cigarren und 1500 Ctr. Rauchtabak. Wallenborn und Fritsch in Zweibrücken producirten eine Million Cigarren im Werth von 13,000 fl.; H. Höch und Comp. in Oggersheim 6 Millionen Cigarren, im Werth von 57,000 fl. Eichhorn und Comp. in Speier 2½ Millionen Cigarren für 30,000 fl. Clem. Aug. Reichard in Kaiserslautern 6 Millionen Cigarren im Werth von 120,000 fl. Ein Algiersches Geschäft, Bosson Frères in Oran, hat in Speier eine

Filialanstalt, welche 2 Millionen Cigarren lieferte. Dieser Industriezweig würde noch größere Ausdehnung erfahren, wenn die auf dem süddeutschen Product bei dessen Ausfuhr nach Norddeutschland lastende Uebergangssteuer nicht wäre. Sie benachtheiligt den Handel und die Fabrication, und einer der lebhaftesten Wünsche der Pfalz ist daher auf die Beseitigung dieser Steuer gerichtet.

Ungleich wichtiger als die Tabakproduction ist der pfälzische Weinbau, mit dem sich eine Bevölkerung von 100,000 Menschen beschäftigt. Wie weit die Kunst der Rebenerziehung, die Cultur des Weinstocks, der Kopfschnitt, der Stockwingertschnitt, Lese und Auslese, Edelfäule und Mischung es hier gebracht haben, ist bekannt. Der Saft der Rieslinge, Traminer und Orleans, die am östlichen Abhange der Hardt auf dem Buntsandstein, Lösboden und andern neueren Ablagerungen gewonnen und in den Kellern veredelt wird, gehört zu den köstlichsten Gaben der Natur; Forst, Dürkheim, Deidesheim, Wachenheim, Ruppertsberg, Ungstein, Annweiler, sind gefeierte Namen, deren Ruhm sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Die Produceuten und die öffentliche Meinung der Pfalz selbst wachen sorgfältig darauf, daß der gute Ruf der edlen Hardtweine nicht getrübt wird durch Gall'sche und andere Weinverbesserungsmethoden, die in der Pfalz nicht geduldet werden. Man schätzt den Werth der Pfälzer Weine in guten Jahren auf 12 Millionen Gulden und darüber. In neuerer Zeit hat sich auch die Schaumweinfabrication gedeihlich entwickelt, namentlich in Neustadt a./H. Gebrüder Kempf und Eugen Abresch daselbst liefern ein vorzügliches Product und helfen die in Deutschland hie und da zu Gunsten Frankreichs noch vorhandenen Vorurtheile beseitigen. Wie aus den vorstehenden Mittheilungen erhellt, beruht die industrielle Gewerbthätigkeit in der Pfalz weit weniger auf dem Umfang und der Größe des Actiencapitals, als auf der persönlichen Leistung, dem Fleiß und der Arbeit. Die Zahl der Actiengesellschaften ist sehr gering, desto größer die der Firmen „Gebrüder," „Vater und Sohn," „Söhne" und die der Commanditgesellschaften oder weniger Partner, welche sich die Arbeit und den Nutzen theilen. Dieser Umstand ist bezeichnend, er spricht für die glückliche, gesunde Stellung der pfälzischen Industrie.

Zu den bedeutendsten Handelsgeschäften der Pfalz gehören, außer dem Weinhandel, der Tabak-, Holz-, Leder-, Eisen-, Vieh-, Getreid- und Kohlenhandel, der Handel mit Bausteinen. In Speier, wo das Geschäft in Pfälzer Blättertabak sehr lebhaft betrieben wird, findet in diesem Artikel ein jährlicher Umschlag von circa 300,000 fl. statt. Das ausgedehnte Ledergeschäft von Karl David Söhne in Speier macht für 400,000 fl. Geschäfte. Die Eisen- und Kohlenhandlung Schmidborn und Comp. in Ludwigshafen lieferte 1865 für 681,000 fl. deutsches, schottisches und belgisches Eisen nach Süddeutschland, dem Elsaß und der Schweiz, für 285,000 fl. Stabeisen und Bleche, für 106,000 fl. schottische Gaskohlen

(53,000 Ctr.), für 560,000 fl. Ruhrkohlen und Coks (1,400,000 Ctr.) und für 184,520 fl. Saarkohlen (461,300 Ctr.). Annweiler liefert jährlich 60 bis 80,000 Hämmel nach Paris. Das Pfälzer Zuchtvieh, zumal die berühmte Glanrace, ist auch im Auslande hochgeschätzt und Gegenstand eines bedeutenden Handels. Zweibrücken leistet noch immer Tüchtiges in der Pferdezucht.

Ueber die Zahl der gegenwärtig zu den verschiedenen Transport- und Industriegeschäften in der Pfalz verwendeten Dampfmaschinen sind die neuesten amtlichen Erhebungen nicht bekannt. Gewiß aber ist, daß die in der Eingangs mitgetheilten Uebersicht angegebene Zahl der Dampfmaschinen und ihrer Kräfte seit dem Jahre 1861 ganz bedeutend zugenommen hat.

Auch in Bezug auf die Fluß- und Landtransportanstalten sind wesentliche Aenderungen eingetreten. Die bayerisch-pfälzische Dampfschleppschifffahrts-Gesellschaft zu Ludwigshafen besitzt gegenwärtig drei große Schlepper und zehn eigene eiserne Anhänge. Das Haus S. Lederle daselbst unterhält mit zwei Güterdampfschiffen die Fahrt zwischen den verschiedenen Rheinhäfen. Die erstgedachte Gesellschaft beförderte 1865 1,420,737 Ctr. Güter, die letzterwähnte Firma 126,009 Ctr. zu Berg und zu Thal auf dem Rhein.

Die Zahl der pfälzischen Eisenbahnen ist seit 1861 von zwei auf drei gestiegen, die Länge derselben in geographischen Meilen von 26,3 auf 32,3. Zu den drei vorhandenen Bahnen, der Ludwigsbahn, der Maxbahn und der Neustadt-Dürkheimer Bahn, kommen in kurzem noch die im Bau begriffenen, und zwar: die Bahn von Homburg nach St. Ingbert, mit 2,6 Meilen, die Verbindungsbahn nach der festen Rheinbrücke zwischen Ludwigshafen und Mannheim, mit 0,4 Meilen und die Bahn von Landstuhl nach Kusel, mit 4,0 Meilen Länge. Die Zahl der Locomotiven hat sich von 53 im Jahre 1861 auf 65 im Jahre 1865, die der Personenwagen von 131 auf 162, die der Lastwagen von 1850 auf 2120 und die des Dienstpersonals von 730 auf 940 gehoben, die Bahnhofarbeiter, Werkstättenarbeiter und sonstigen Tagelöhner nicht mitgerechnet.

Der wachsende Verkehr zwischen dem rechten und linken Rheinufer, namentlich von einer Eisenbahn zur andern, hat in den letzten Jahren neue Anstalten nothwendig gemacht, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können, weil sie für die volkswirthschaftlichen Verhältnisse der Pfalz von hoher Bedeutung sind. Um die Umladung der Güter, welche von der Ludwigsbahn auf die badische Bahn und umgekehrt übergehen, zu vermeiden, ist seit 1862 zwischen Ludwigshafen und Mannheim eine sogenannte Trajectanstalt in's Leben gerufen, eine Dampfschleppschifffahrt, welche, auf eigens dazu erbauten platten Fahrzeugen, die leeren wie die beladenen Waggons herüber und hinüber schleppt. Mittelst dieser Quer-

fahrt wurden 1865 an 70,000 Eisenbahngüterwägen und 5,216,862 Ctr. Güter und Kohlen von einem Ufer zum andern befördert.

Größere Erleichterung noch wird die stehende Rheinbrücke zwischen Ludwigshafen und Mannheim gewähren. Dieser von den beiden Uferstaaten gemeinschaftlich ausgeführte Bau bildet ein neues schönes Glied in der Kette großartiger fester Verbindungen, durch welche die Technik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das centraleuropäische Eisenbahnnetz vervollständigt und die Continuität der Bewegung hergestellt hat, welche durch den Rheinstrom unterbrochen war. Die gedachte Brücke wurde im Frühjahre 1865 begonnen und wird vor Ende 1866 dem Verkehr übergeben werden. Sie hat zwischen den beiderseitigen Uferlandfesten eine Weite von 270 Meter, drei Durchlaßöffnungen von je 87⅓ Meter und zwei Mittelpfeiler von je 4 Meter Stärke. Die in Senkkasten erbauten Pfeiler ruhen auf hölzernen Rosten, zu deren Herstellung 2400 lange Pfähle mittelst der Dampframme 6 bis 9 Meter in die Flußsohle eingetrieben worden. Auf den 14,2 Meter über dem Nullpunkt des Ludwigshafener Pegels sich erhebenden Pfeilern ruht der eiserne Oberbau für zwei Schienengeleise, eine Straßenfahrbahn nebst Fußpfad. — Eine zweite Brücke für den Eisenbahn- und Straßenverkehr zwischen der Pfalz und Baden ist bei Maximiliansau nach einem neuen System des Oberingenieurs der pfälzischen Ludwigsbahn, C. Basler, erbaut und im Mai 1865 dem Verkehr übergeben worden. Diese Anstalt ist die einzige ihrer Art, welche auf dem ganzen Rhein und überhaupt in Europa besteht. Sie ist die Lösung eines Problems und verdient die Bewunderung, welche ihr von allen Sachverständigen gezollt wird. Die Länge der Brücke und ihrer Auffahrtsrampen beträgt 363 Meter. In ihrem Starttheil besteht sie aus 12 Jochen von je 2 und 3 Schiffen, unter denen 6 Durchlaßjoche zum Durchlassen der Schiffe und Floße und 6 feste Joche, die nur in besonderen Fällen abgeführt werden. Von den 34 eichenen Brückenschiffen haben 6 sogenannte Bockschiffe eine untere Länge von 22,5 Meter und 4,6 Meter Breite, die übrigen 28 eine untere Länge von 2,0 Meter und 3,7 Meter Breite, bei einer Höhe von 1,4 Meter. Auf diesen Schiffen, die an ihren Jochenden 1,5 Meter und in der Mitte 3,6 Meter im Lichten auseinander stehen, ruht das Gebälk, welches in der Mitte das Eisenbahngeleise und zu beiden Seiten die Straßenfahrbahnen trägt. — Ursprünglich war diese Eisenbahnschiffbrücke bloß für den Kohlen- und Güterverkehr bestimmt. Die Sicherheit mit welcher die Züge über die Brücke gingen, beseitigte jedes Bedenken, auch die Personenwägen durch die Locomotive überführen zu lassen. Die Pfalz besitzt nun zwei, und, wenn man die erwähnte Trajectanstalt hinzurechnet, drei über den Rhein führende Verbindungen zwischen ihren und den badischen Eisenbahnen. Außer verschiedenen fliegenden Brücken auf der pfälzischen Rheinstrecke, besteht seit 1865 eine Schiffbrücke zu

Speier, welche an die Stelle der früheren Fähre getreten ist und dem Verkehr zwischen beiden Ufern an diesem Punkte eine langersehnte Erleichterung gewährt.

Was endlich die am Schluß der mitgetheilten Tabelle nach der Zählung von 1861 aufgeführten Geschäfte für geistige und leibliche Nahrung betrifft, so ist die Pfalz auch in diesen Beziehungen nicht stehen geblieben. Insbesondere hat sich die Zahl der Gasthäuser, Kaffeehäuser, Bierkeller und Wirthschaften bedeutend gehoben. Die Hôtels in allen größeren Städten der Provinz und in der ganzen Vorderpfalz wetteifern untereinander mit ihrer innern Einrichtung, ihrer Bedienung der Gäste, ihrer wohlbesetzten Tafel. Selbst in den kleinsten Orten wird dem Besucher des Comforts genug geboten, um ihn zu überzeugen, daß er sich in einem reichen gesegneten deutschen Gau befindet, in welchem es in Küche und Keller nirgend fehlt, um Hunger und Durst zu stillen. Unter der Sonnenuhr an der Mittagsseite eines kleinen Wirthshauses in einem kleinen Orte, Schwanheim, zwischen Annweiler und Dahn, stehen die Worte: „Sed fugit interea — fugit irreparabile tempus.“ Man macht dem Pfälzer, namentlich an der Hardt und in der Rheinebene, oft den Vorwurf, dieses Mahnrufs zu wenig eingedenk, in materiellen Genüssen arg verwöhnt zu sein. Er ist es wohl nicht mehr als die glücklichen Bewohner des ganzen gesegneten Rheinthals. Daß es der Pfalz an geistiger Frische und Rührigkeit nicht gebricht, davon zeugt ein Blick auf die wachsende Zahl derjenigen Anstalten und Einrichtungen, welche zur Befriedigung der Bedürfnisse des menschlichen Geistes und Gemüthes durch Druck und Schrift beitragen. Die Buch- und Musikalienhandlungen, die Zeitungsunternehmungen, die Druckereien haben sich bedeutend vergrößert und vermehrt.

Mit Recht sagt die Pfälzer Handelskammer an der Gränze eines fünfzigjährigen Zeitabschnitts, von dessen Bedeutung sich die gesammte Bevölkerung der Pfalz eben tief und patriotisch durchdrungen zeigt: „An den Fortschritten deutscher Cultur, an der Entwickelung des allgemeinen Wohlstands, an dem Gedeihen des Handels, an dem Emporblühen der Industrie hat diese schöne, von der Natur gesegnete Provinz ihren vollen Antheil.“

Zehnter Abschnitt.

Zur Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts.

Von Eduard Geib.

Quellen und Literatur.

Von geschichtlichen Werken insbesondere: J. G. Lehmann, geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreise. 2 Hefte (das Leininger und das Dürkheimer Thal). Heidelberg 1832 und 1834; — desselben urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser der bayer. Pfalz. Kaiserslautern 1857—1865; — desselben urkundliche Geschichten der Städte Landau (1851) und Kaiserslautern (1853). — Ferner: Ludw. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. 2 Bände. Heidelberg 1856. Fz. X. Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speyer 2 Bände nebst 2 Urkundenbänden. Mainz 1852—1854 — Desselben Geschichte der ehemaligen Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern. 2 Theile Neustadt a. H. 1836. — Ph. Cas. Heintz, das ehemalige Fürstenthum Zweibrücken und seine Herzoge. München 1833. — Gg. Chr. Johannis. Kalenderarbeiten, die Geschichte des Herzogthums Zweibrücken betreffend. Neu abgedruckt Zweibrücken 1825. — Joh. Goswin Widder, geogr.-hist. Beschreibung der Kurpfalz. 4 Theile Frankfurt 1786—1788. — Mich. Frey, geogr.-hist.-statistische Beschreibung des Rheinkreises. 4 Theile. Speyer 1836 und 1837 u. s. w.

Von kirchengeschichtlichen Werken: Burkh. Gotth. Struvens ausführlicher Bericht von der pfälzischen Kirchenhistorie. Frankfurt 1721. — D. L. Wundt, Grundriß der pfälzischen Kirchengeschichte. Heidelberg 1796. — Die neueste Religionsverfassung und Religionsstreitigkeiten der Reformirten in der Unterpfalz. Leipzig 1780. — Stoffe für den künftigen Verfasser einer pfalz-zweibrückischen Kirchengeschichte. — Rechtfertigung des landesfürstlichen Verfahrens beim Kirchheimer Tumult. (Prozeßschrift.) Wetzlar 1788.

Von Schulgeschichten: Die französischen Pädagogen in Deutschland oder die Geschichte des Lazarismus in der Pfalz. Bethania, im Verlag des Hl. Lazarus. 1793. — De veterum Ducum Bipontinorum in res scholasticas meritis. (Zweibrücker Schulprogramm von Rector Hertel.) — Ph. Cas. Heintz, le collége de Deuxponts depuis sa fondation jusqu'à nos jours. 3 part. Deuxponts 1813—1818. — Herm. Finger, Altes und Neues aus der 300jährigen Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums. (Jubiläumsschrift.) Landau 1859. — Aug. Ferd. Milster, Geschichte der Studienanstalt zu Speyer. (Festschrift.) Speyer 1830 — Die Vorsteher und Lehrer der früheren Rathsschule und des nachmaligen Gymnasiums der freien Reichsstadt Speyer. (Speyerer Schulprogramm von Hofrath Jäger für 1834/35.) — Ueber das Schul- und Erziehungswesen im kgl. bayer. Rheinkreise von 1817—1827. (Deßgleichen für 1836/1837.)

Endlich außer zerstreuten Notizen die alten Kirchen- und Schulordnungen, die amtlichen Schulerlasse in Kurpfalz, Pfalzzweibrücken u. s. w., die Gesetze, Verordnungen und Verfügungen der französischen, provisorischen und bayerischen Regierung in den bulletins des lois, den Amtsblättern und den verschiedenen Sammlungen, die Jahresberichte und Schulprogramme seit 1817 u. s. w.

Erstes Kapitel.

Von den Anfängen der Cultur bis zur Reformation.

Von einer Geschichte der Volksbildung in der heutigen Pfalz kann natürlich erst von der Zeit an die Rede sein, in welcher das linke Rheinufer durch Cäsars Siege dem römischen Weltreiche einverleibt und damit römischer Cultur geöffnet wurde. Denn die früheren germanischen und celtischen Bewohner, von denen wir kaum mehr als die Namen kennen, haben sich in Lebensweise und Sitten wohl nur wenig von ihren Stammesgenossen unterschieden. Die Römer aber haben ihr Colonisationstalent auch in unserer Gegend trefflich bewährt und dieselbe in den vier Jahrhunderten ihrer Oberherrschaft fast vollständig romanisirt, indem, durch eine verhältnißmäßig lange Kriegsruhe begünstigt, sich von ihren zahlreichen Rheinkastellen aus römische Sprache und Gesittung, römischer Cultus und Gewerbfleiß rings umher verbreiteten. Bei der bekannten Sorgfalt der Römer für eine gute Jugenderziehung wird es auch in den Städten am Rhein (Speier, Worms) an Gelegenheit hierzu nicht gefehlt

haben, obgleich uns darüber bestimmte Nachrichten abgehen. Darf man übrigens von dem Stand der Kunst auf jenen des Unterrichts schließen, so hat sich letzterer damals in unserer Heimath nicht über das unentbehrlichste Maß erhoben; denn der künstlerische Werth der vielen in ihr aufgefundenen römischen Denkmale erreicht bei den besten kaum die Mittelmäßigkeit, während er bei der größeren Mehrzahl auf der untersten Stufe steht.

So zahlreich hierunter Altäre und andere Gegenstände des heidnisch-römischen, zum Theil mit der heimischen Götterverehrung vermischten Cultus sind, so hat man doch seltsamer Weise bis jetzt auf pfälzischem Boden kein aus der Römerzeit stammendes christliches Denkmal gefunden, obwohl bereits gegen Ende des 2. Jahrhunderts das Christenthum am Rhein Wurzel gefaßt und sich nach Konstantin's Toleranzedict immer weiter verbreitet hatte, so daß sich in Mainz, Köln, Trier u. s. w. blühende Christengemeinden befanden. Auch lassen sich weder die Existenz eines Speierer Bischofs Jesse, der kirchlichen Nachrichten zufolge gegen 340 gelebt habe, noch die sonstigen Sagen von den Schicksalen damaliger Christen in Speier historisch erweisen. Es wäre daher möglich, daß die seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts beginnenden Streifzüge der Alemannen über den Ober- und Mittelrhein die Verbreitung der Lehre Christi und die Sammlung christlicher Gemeinden in unserer Heimath verhindert haben. Wie dem aber sei, jedenfalls erlag gleich der gesammten Cultur auch das Kreuz dem verheerenden Sturme der Völkerwanderung und der Zerstörungswuth der Alemannen, die sich zuletzt in unserer Heimath festsetzten, um der römischen Herrlichkeit daselbst für immer ein Ende zu machen. Dem Lande gereichte jedoch die Zeit der Verwüstung nicht zum sittlichen Nachtheil; denn mit ihrer Bildung hatten die Römer den Provinzen auch die moralische Gesunkenheit mitgetheilt, die mit dem Verfall ihres Reiches gleichen Schritt gehalten und welcher selbst der Einfluß des Christenthums nicht Einhalt zu thun vermocht hatte: „ibi praecipue vitia, ubicunque Romani," so urtheilte der gallische Bischof Salvian über die damaligen romanisirten und christlichen Städte des Rheinlandes. Erst das Auftreten unverdorbener, wenn auch roher Völker ermöglichte dem Christenthum die Entfaltung seiner sittlichenden und bildenden Kraft. Zwar machten sich, nachdem in Folge der Niederlage bei Tolbiacum (496) die zäheren Alemannen durch die siegreichen Franken aus der Pfalz verdrängt worden waren, bei der Schmiegbarkeit des Charakters der letztern die nachtheiligen Einflüsse römischen Wesens noch lange geltend; allein selbst in der düstern Periode der merovingischen Herrschaft wurden zahlreiche Keime christlicher Cultur gepflanzt, die sich bei der spätern Erstarkung des germanischen Geistes entwickeln konnten.

An solchen Keimen fehlte es auch in der Pfalz nicht, ja sie enthält

wohl das älteste Denkmal von dem Uebertritt der Franken zum Christenthum in Deutschland. Denn als König Chlodwig nach dem Sieg bei Tolbiacum sich in Rheims von Bischof Remigius taufen ließ, schenkte er diesem unter Anderm die Dörflein Cosla und Gleni, d. i. Kusel und Altenglan, ein Geschenk, welches später die Gründung des der St. Remigiusabtei in Rheims untergeordneten Klosters Remigiusberg veranlaßte und dessen Andenken noch heute in der gleichnamigen katholischen Pfarrei fortlebt. Wie der glaubenseifrige Bischof nicht versäumt haben wird, hier in seinem Gebiete das Evangelium verkündigen zu lassen, ebenso ist ohne Zweifel durch die königlichen Pfalzen und die Niederlassung fränkischer Großen nicht bloß die Cultur des Bodens gefördert, sondern auch das Christenthum verbreitet worden. In Metz und Worms, den Hauptsitzen austrasisch-merovingischer Herrlichkeit, begegnen uns daher schon im 6., in Mainz und Speier seit dem Anfang des 7. Jahrhunderts seßhafte Bischöfe, deren spätere Diöcesen in der Pfalz zusammenstießen.

Fast gleichzeitig mit der Befestigung des Christenthums trat hier auch der Benedictinerorden auf, dessen Klöster vornehmlich bestimmt waren, den Wissenschaften als Zufluchtsstätten zu dienen und den Samen der Bildung auszustreuen. Die ältesten derselben sind die Abteien Weissenburg, Blidenfeld (später Klingenmünster genannt), St. German bei Speier und ein Klösterlein bei Altrip,[1]) das bald wieder einging. Ihre Gründung wird von der kirchlichen Sage dem fränkischen König Dagobert — ob dem I. († 638) oder dem II. († 679) ist zweifelhaft — von dessen Zuneigung zu unserer Heimath die pfälzische Tradition überhaupt Manches zu erzählen weiß, zugeschrieben. Die größte Bedeutung unter denselben erlangte die Abtei Weissenburg, welche in den ersten Jahrhunderten recht eigentlich die Pflanzschule der Speierer Bischöfe war und daher hier nicht übergangen werden darf, obgleich sie nicht innerhalb der heutigen Pfalz, sondern hart an deren Gränze, im französischen Departement des Niederrheins, liegt. Schon in der frühesten Zeit beschäftigten sich ihre Mönche mit der Jugenderziehung, wie aus einer Urkunde vom Jahre 693 hervorgeht. Nach derselben schenkten nämlich drei Brüder, von denen einer selbst Benedictiner war, dem Kloster beträchtliche Besitzungen zu Billigheim aus Dank für die Aufnahme und Erziehung, welche sie als Waisen in demselben gefunden hatten. — Auch die berühmten Abteien Disibodenberg im Nordwesten und Hornbach im Südwesten der Pfalz sind in dieser Zeit entstanden. Ihre Gründer, der heil. Disibod († etwa 690) und der heil. Pirminius († 753), gehörten gleich dem

[1]) Aus der daselbst entstandenen, zum Kloster Prüm gehörigen Zelle ist vermuthlich der in Altrip geborene gelehrte und als Chronist berühmte Abt Regino von Prüm († 915) hervorgegangen.

heil. Philipp, der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts in dem heutigen Zell am Donnersberg seine Zelle baute, der Zahl jener auswärtigen, meistens den britischen Inseln entstammten Glaubensprediger an, die sich um die Verbreitung des Christenthums am Rhein besonders verdient gemacht haben. Denn wie das fränkische Staatswesen überhaupt, so war auch die fränkische Kirche durch den Einfluß des entnervenden gallo-römischen Wesens damals auf's tiefste gesunken und weder von den völlig verweltlichten, sittenlosen Bischöfen (wie einem Gewelieb in Mainz, 745 durch Bonifacius entsetzt), noch von der unwissenden, theilweise halb-heidnischen niedern Geistlichkeit, die oft nicht einmal das Glaubensbekenntniß kannte, geschah etwas für Förderung der Volksbildung. Erst mit der wachsenden Macht der austrasischen Hausmaier erwachte ein besserer Geist, und die Bemühungen der fremden Missionäre zur Neubelebung der Kirche erfreuten sich der Unterstützung der kräftigen Herrscher. Am erfolgreichsten wurde die Wirksamkeit Winfrieds (Bonifacius), welche gleichmäßig auf Besserung des Wandels wie auf Hebung der Bildung des Clerus gerichtet war. Daß dieselbe sich auch auf unsere Gegend erstreckte, geht schon aus den Besuchen hervor, welche der Apostel der Deutschen glaubwürdigen Nachrichten zufolge den Klöstern Disibodenberg und Hornbach, von denen jenes in seinem erzbischöflichen Sprengel lag, abgestattet hat. Vielleicht auf seine Anregung haben damals oder bald darauf die Hornbacher Mönche eine Schule gegründet, die lange Zeit für die Jugend des Bliesgaues die Wiege höherer Bildung war und aus welcher später das Zweibrücker Gymnasium hervorging. In dieselbe Zeit dürfte ferner die Entstehung der Speierer Domschule fallen, deren Leitung nach Chrodegangs Regel (760) ein besonderer Scholaster (scholarum magister oder scholasticus) zu übernehmen hatte.

Wie Karl der Große das Begonnene weiter geführt, was er für Hebung der Wissenschaften, Errichtung von Schulen und Förderung des Volksunterrichts geleistet, das gehört der Weltgeschichte an und bedarf hier keiner speciellen Schilderung. Seine Reformthätigkeit mußte zunächst und in vollem Maße dem fränkischen Rheinlande, dem Kern der Monarchie, wo er am liebsten weilte, zu gut kommen. Auch unsere, großentheils aus Königsgut bestehende Heimath sah ihn oft in ihrer Mitte und die zahlreichen Pfalzen daselbst (in Speier, Germersheim, Kaiserslautern, Wolfstein, Albisheim ꝛc.) waren ebensoviele Anstalten zur Beförderung seiner wohlmeinenden Bestrebungen. Die eine oder andere derselben hat vielleicht sogar einmal die durch Alkuin berühmte Pfalzschule aufgenommen, da diese dem Hofe nach dessen jedesmaligem Winteraufenthalt zu folgen pflegte. Von den zwei durch Karl angelegten Singschulen befand sich eine zu Metz, zu welchem Bisthum der südwestliche Theil der Pfalz gehörte. Welchen Erfolg der kaiserliche Befehl an die Geistlichkeit (787), für Verbesserung

des Unterrichts zu sorgen, an der Domschule zu Speier hatte, darüber fehlt es an bestimmten Nachrichten; doch scheint die Schule zunächst keine große Bedeutung erlangt zu haben, weil vor dem 12. Jahrhundert nur selten ein Bischof aus der Mitte des dortigen Capitels hervorging. Nachhaltiger war Karl's Wirksamkeit augenscheinlich im Kloster Weissenburg, indem hier noch lange ein reges wissenschaftliches Streben herrschte. Drei Aebte bestiegen nach einander den bischöflichen Stuhl in Worms, zwei andere wurden mit dem erzbischöflichen Pallium von Mainz bekleidet und von den acht bekannten Speierer Bischöfen des 10. Jahrhunderts sind fünf, sämmtlich durch Kenntnisse und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, aus den stillen Mauern dieses Klosters hervorgegangen. Den größten Ruf erlangte die dortige Klosterschule gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts, als sie unter der Leitung des gelehrten Mönches Ottfried stand, dessen dichterische Bearbeitung der Evangelien in deutscher Sprache, „Krist" betitelt, Weissenburg für immer eine rühmliche Stelle in der Literaturgeschichte sichert. Da Ottfried ein Schüler des Rhabanus Maurus, des eigentlichen Begründers mönchischer Gelehrsamkeit in Deutschland, war, so unterschied sich die Weissenburger Schule in Einrichtung, Umfang und Methode des Unterrichts wohl nicht von jenen zu Fulda, St. Gallen u. a., von denen wir nähere Kunde haben. Ottfried besaß nicht bloß tüchtige classische Bildung — mehrere von ihm geschriebene und noch vorhandene Urkunden zeichnen sich gleich der Vorrede seines Werkes durch reine Latinität aus — sondern er erkannte auch die hohe Wichtigkeit der Muttersprache für den Volksunterricht und eiferte ernstlich gegen die seit Karls des Großen Tod zunehmende Vernachlässigung derselben, indem er klagte, daß selbst große Männer mit Mühe fremde Sprachen lernten und gebrauchten, die eigene aber nicht einmal schreiben könnten. — Ebenso blühten wohl in Hornbach die Wissenschaften noch längere Zeit; wenigstens entstammte diesem Kloster der kenntnißreiche, schon als Mönch von Otto dem Großen zu vielen wichtigen Geschäften verwandte und später als geheimer kaiserlicher Rath in Italien thätige Bischof Ottgar von Speier († 970).

Im Uebrigen machte sich die unter Karls Nachfolgern rasch eintretende geistige Erstarrung auch in unserer Heimath fühlbar, und vergebens sieht man sich in ihr während des 9. und 10. Jahrhunderts nach einer sonstigen, irgendwie hervorragenden Klosterschule um. Selbst die Wirksamkeit des eifrigen Rhabanus Maurus, der als Erzbischof von Mainz 847 die verfallene oder zerstörte Abtei Klingenmünster wieder aufbaute, scheint keine Früchte getragen zu haben, da von einer geistigen Thätigkeit daselbst keine Nachricht auf uns gekommen ist. Nur ein einziges Kloster, Münsterdreisen, wurde in dieser traurigen Periode (872) gegründet, um nach kurzem Bestande durch die Ungarn wieder zerstört zu werden. Zwar geschah durch Gründung von Kirchen und Pfarreien, durch Geschenke an

Klöster und Bisthümer Manches für die festere Gestaltung des äußern Kirchenwesens; allein dafür mehrten sich auch die Klagen über Verfall der Klosterzucht und Sittenverderbniß des Clerus. Die rheinischen Bischöfe sahen sich mehr und mehr in den Strudel der politischen Wirren hineingerissen und weilten fast häufiger in der Umgebung der Könige als in ihren Sprengeln. Mit den Worten: „Hätte ich der Welt dienen wollen, so wäre ich nicht in 'diese Einsamkeit getreten," lehnte ein frommer Hirschauer Mönch die Speierer Bischofswürde ab, als ihn nach des erwähnten Ottgar's Tode die Wahl getroffen hatte. In gleicher Weise verweltlichten die Kanoniker und gaben gegen 976 in Mainz, Worms, wie in Speier das gemeinsame Zusammenleben auf, um in größerer Gemächlichkeit ihre Pfründen zu genießen. Mahnende Beschlüsse der zahlreichen Synoden blieben ebenso wirkungslos, wie die Bestimmung, daß die Bischöfe zu denselben ihre Scholaster behufs deren Prüfung mitbringen sollten.

Gegen Ende des 10. Jahrhunderts begann der vom Hofe der sächsischen Kaiser ausgehende bessere Geist den Fortschritten der Unwissenheit und des Aberglaubens Einhalt zu thun. An die Spitze der Bisthümer traten würdigere und kenntnißreichere Männer, deren belebender Einfluß sich auch in unserer Heimath zeigte. So stellte der weise Erzbischof Willigis in Mainz 977 das der Habsucht seines Vorgängers Hatto zum Opfer gefallene Kloster Disibodenberg wieder her. Einen mächtigen materiellen wie geistigen Aufschwung nahm aber die Gegend, als 1024 mit Konrad II. die einflußreichste und begütertste Herzogenfamilie derselben den deutschen Kaiserthron bestieg. Schon seit den frühesten Zeiten hatte diese sich hervorragende Verdienste um ihre Heimath erworben: von einem ihrer Ahnen war Pirminius zur Gründung des Klosters Hornbach berufen worden, ein anderer veranlaßte die Errichtung des Klosters Remigiusberg (gegen 950,) während Konrads Großvater, Herzog Otto, 987 die Benedictinerabtei St. Lambrecht (seit 1260 Dominikanerinnen eingeräumt) stiftete — was Wunder, daß die Salier auch auf dem Kaiserthrone mit Wohlwollen ihres Stammlandes gedachten! Hier weilten sie am liebsten; hier fanden sie auf dem Gipfel des Glücks wie in tiefster Erniedrigung die treuesten Anhänger in den Kämpfen gegen heimischen Neid und wälsche Tücke; hier wollten sie auch zur Ruhe gebettet sein von den Mühen und Leiden des Lebens. Ihre Anhänglichkeit an die rheinfränkischen Lande vererbten sie mit diesen an das verwandte Geschlecht der Hohenstaufen, dessen großen Sprößlinge, Konrad III., Friedrich Barbarossa rc., sich ebenfalls manche Lieblingssitze in unserer Heimath schufen. Da in derselben Zeit in Folge der Kreuzzüge und der kirchlichen Kämpfe das geistige Leben Deutschlands überhaupt einen neuen Aufschwung nahm, so begreift es sich, daß keine Periode der pfälzischen Geschichte reicher ist an großartigen kirchlichen und architektonischen Schöpfungen, als das 11., 12. und theilweise 13. Jahr-

hundert. Seltsamer Weise haben jedoch die zur Zeit der Hohenstaufen zahlreich ertönenden Lieder in unsern Gauen nur schwaches Echo geweckt, darunter die Minnelieder des Grafen Friedrich von Leiningen († 1220); vermuthlich hat schon damals der nüchtern-praktische Sinn der Bevölkerung die Musen verscheucht, wie ja die Pfalz bis heute noch keinen Dichter von einiger Bedeutung hervorgebracht hat.

Als Anfang der pfälzischen Glanzperiode kann man den 12. Juli 1030 bezeichnen; denn an diesem Tage soll Kaiser Konrad „der Speierer" die Grundsteine zur herrlichen Abteikirche des Benedictinerklosters Limburg bei Dürkheim, zu dem noch heute bewunderten Speierer Dom und zum Johannis- oder Guidostift ebenfalls in Speier gelegt haben. Neben letzterem entstanden in der „Todtenstadt des Reiches" bald zwei weitere Collegiatstifter: das Allerheiligenstift, von Bischof Sigebodo († 1051), und das St. Germansstift, gegen 1100 durch Umwandlung der gleichnamigen alten Benedictinerabtei gegründet. Etwa zu derselben Zeit benützte die Abtei Hornbach ihre Reichthümer, um neben ihrem Kloster das St. Fabiansstift, sowie in Zell, dem ehemaligen Wohnsitze des heil. Philipp, eine Propstei zu gründen. Auch bevölkerten die Hornbacher Benedictiner das 1131 errichtete Kloster Wörschweiler bei Zweibrücken, wo sie jedoch wegen Entartung schon 1172 dem Cisterzienserorden weichen mußten. Letzterer erfreute sich überhaupt seit dem folgenreichen Auftreten des Abtes Bernhard von Clairvaux im Speierer Dom (Weihnachten 1146) einer günstigen Aufnahme in der Gegend und gleich Wörschweiler erlangten seine Klöster Otterberg (seit 1144) und Eußerthal (seit 1148) bald großen Reichthum, ja den Mönchen des letztern ward die Hut der auf der nahen Veste Trifels aufbewahrten Reichskleinodien anvertraut. Kloster Gräfinthal bei Bliescastel ward von der Stifterin, einer Gräfin jener Gegend, 1243 dem Wilhelmiterorden, einem andern Zweig der Benedictiner, der sich etwas später vorübergehend auch in Speier ansiedelte, übergeben. Bereits lange vorher waren in der Pfalz Convente von Augustiner-Chorherren entstanden: 1103 Hördt bei Germersheim, 1119 Groß-Frankenthal, 1120 Höningen und 1129 Hane bei Bolanden, zu denen 1276, durch Graf Emich von Leiningen berufen, die Steigerherren in Landau kamen. Die Chorherren zu Hane nahmen 1160 die Regel Norberts an und vertauschten 20 Jahre später ihren Wohnsitz mit dem ihrer Schwestern in Kloster Rodenkirchen bei Orbis. Für Prämonstratenser stiftete ferner Kaiser Konrad III. 1144 das Kloster Münsterdreisen und Friedrich Barbarossa ein solches in der Nähe seiner Burg zu Kaiserslautern. In Speier ließen sich 1207 auch Brüder vom hl. Grab nieder. — In der langen Reihe der in dieser Zeit entstandenen Frauenklöster stehen voran jene der Benedictinerinnen: Disibodenberg neben dem gleichnamigen Mönchskloster, dann Hausen, Schönfeld und Seebach, rings um

die Abtei Limburg gelegen, welche sämmtlich gegen 1100 gegründet wurden; endlich das 1146 gestiftete Ramsen. Die Nonnen des letztern nahmen 1267 die strengere Regel der Cisterzienserinnen an, welche sich im 13. Jahrhundert rasch in der Pfalz verbreiteten und die Klöster Sion bei Morschheim, Paradies bei Mauchenheim, Heilsbrück bei Harthausen (später nach Edenkoben verlegt), Heidesheim, Daimbach bei Mörsfeld und das durch König Adolfs von Nassau Beisetzung berühmt gewordene Rosenthal bei Göllheim gründeten. Für Augustiner-Chorfrauen wurde 1119 Klein-Frankenthal, sowie gegen 1200 ein Kloster in Hertlingshausen gestiftet, während sich Norbertinerinnen 1145 in Marienthal, 1150 in Enkenbach und in dem bereits erwähnten Hane sammelten.

Wiewohl alle diese zahlreichen Stiftungen vorzugsweise kirchlichen und religiösen Interessen zu dienen bestimmt waren, so förderten sie dadurch, daß sie allenthalben zum Unterricht nahe Gelegenheit boten, doch auch die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung. Bei der Gründung einzelner derselben mögen weltliche Landesherren selbst vorzugsweise pädagogische Zwecke im Auge gehabt haben. So hat, nach einer Angabe bei Mutius, Pfalzgraf Konrad († 1195) nicht nur mehrere Mönchsklöster als Erziehungsanstalten für die adelige Jugend benützt, sondern auch das Stift Neuburg bei Heidelberg in ein Nonnenkloster verwandelt, damit es als Schule für vornehme Fräulein (puellae ingenuae) diene, „worin solche in Züchtigkeit zu Gottesfurcht und frommem Gehorsam gegen ihre dereinstigen Ehegemahle unterwiesen werden sollten." Auch in vielen der pfälzischen Klöster begegnen wir daher einer unterrichtenden und literarischen Thätigkeit. Vor allem ist dieß in Limburg der Fall, von dessen Aebten im 11. und 12. Jahrhundert nicht wenige wegen hervorragender Gelehrsamkeit die bischöfliche Würde in Speier erlangten; hier wurde durch Abt Stephan († 1085) auch der gelehrte Eckenbert von Worms, ein Dalberg, der später mit seiner Gemahlin die Klöster Groß- und Klein-Frankenthal gründete und gleich dieser sich daselbst einkleiden ließ, erzogen und gebildet. Von den Aebten auf Disibodenberg sind Theodorich und namentlich Dodechin im Anfang des 13. Jahrhunderts, jener als Biograph der hl. Hildegarde, dieser als verdienstvoller Fortsetzer der Chronik des Marianus Scotus (für die Jahre 1084 bis 1200) hervorzuheben. In den übrigen Benedictinerklöstern scheinen selbst die von der Abtei Hirschau (seit Abt Wilhelm, † 1091) ausgehenden Neubesetzungen für Weckung geistiger Thätigkeit fruchtlos geblieben zu sein. Dagegen waren die Augustiner-Chorherren zu Hördt und Höningen wenigstens später in Ertheilung von Unterricht thätig; jenen von Frankenthal hatte dieß schon der Gründer der Propstei zur Pflicht gemacht. Auch von den Prämonstratenser- und Cisterzienser-Aebten machten sich manche durch ihre Kenntnisse bemerklich, so Stephan, der erste Abt zu Rodenkirchen,

und Philipp zu Otterberg (gegen 1200) als Schriftsteller, Heinrich zu Eußerthal als Kanzler Heinrichs VII. u. A. Eine hervorragende Erscheinung dieser Zeit war die durch Gelehrsamkeit wie Sittenreinheit ausgezeichnete, von Kaisern und Päpsten geehrte, später heilig gesprochene Hildegarde, Aebtissin der Benedictinerinnen zu Disibodenberg. Sie war die Tochter eines Ritters der benachbarten Burg Böckelheim und im 14. Lebensjahre in dieses Kloster getreten, wo sie mit mehreren Gespielinnen von ihrer Vorgängerin in der äbtlichen Würde, der Sponheimer Gräfin Jutta († 1136), erzogen und gebildet wurde. Durch ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit und eine vielseitige Correspondenz wirkte sie sehr wohlthätig auf die Bildung und den Wandel des Clerus unserer Heimath selbst dann noch ein, als sich ihr Kloster bereits auf dem Rupertsberg bei Bingen befand, wohin sie es 1148 wegen der allzugroßen Nähe der Mönche auf Disibodenberg verlegt hatte.

In Speier hatten seit dem 11. Jahrhundert der häufige Aufenthalt der Kaiser, die vielen Reichstage, der Zusammenfluß von Handwerkern und Künstlern in Folge der großartigen Bauten ein reges Leben geweckt, das auch auf Bildung und Unterricht vortheilhaft einwirkte. Die Domschule hob sich namentlich unter Bischof Reginbald II. († 1039), welcher als erster Benedictinerabt zu St. Afra in Augsburg vorher den Grund zur dortigen Bildungsanstalt gelegt hatte, und erwarb sich einen solchen Ruf, daß selbst Schüler aus weiter Ferne, unter andern der spätere Bischof Benno von Osnabrück, sie aufsuchten. In ihr hat wohl auch der kenntnißreiche Speierer Patricier Rüdiger Hutzmann, der 1073 die bischöfliche Miter seiner Vaterstadt erhielt, seine Bildung erworben, wie überhaupt von da an nicht selten Speierer Geistliche zu Bischöfen erhoben wurden. Ueber den Unterricht selbst, der sich wohl auf die Ausbildung zum Kirchendienst und geistlichen Amte beschränkte, sind nur einzelne Aeußerlichkeiten aus späterer Zeit bekannt. Durch einen Beschluß des Domcapitels im Jahr 1230 wurden die Kanoniker (puerorum ex ordine episcopi genannt) für Nachlässigkeit in Beaufsichtigung der Schüler (wohl in der Kirche?) mit Geld- und Rangstrafen bedroht. Den Unterricht ertheilte ein besonderer Lehrer, Schulrector, welchem im Anfang des 15. Jahrhunderts der Scholaster Wohnung und Kost oder dafür jährlich 20 fl. reichen mußte; außer ihm befand sich unter dem Dompersonal noch ein Lehrer der Chorknaben (instructor choralium). Für den Unterhalt unbemittelter Schüler ward früh gesorgt: eine Stiftung für solche, vom Jahr 1236, beschränkte die zugedachte Wohlthat auf diejenigen, „welche dem Schulmeister gemäß der Schuldisciplin gehorsam und von solchem Alter sind, daß sie die Schule und den Chor füglich besuchen können;“ denn die Stifterin, die Wittwe eines Ritters von Weingarten, befürchtete, es möchten sonst zur Erlangung der Spende selbst unmündige Kinder in die Schüler-

listen eingeschmuggelt werden. — Nicht minder besorgt für den Unterricht waren die drei Collegiatstifter Speiers: die Chorherren zu St. German, wo schon frühe ein magister scholarum, später ein rector puerorum erwähnt wird, stifteten 1219 eine besondere Lehrerpfründe; das Guido- und das Allerheiligen-Stift hatten damals „Schulrectoren." Als nach einem der zahlreichen Kämpfe zwischen Stadt und Clerus 1302 ein Friede zu Stande kam, wurden neben den zwei „Pfaffen" auch deren Schüler, „die den Burgern von Spire in dirre Mißehelle (d. h. während des Kirchenbannes) sunget," in die ausbedungene Amnestie eingeschlossen.

Doch wurden in Speier nicht bloß die theologischen Wissenschaften gepflegt, sondern der geistvolle und weltgewandte Bischof Konrad III. aus dem pfälzischen Geschlechte der Herren von Scharfeneck († 1224), der als Kanzler mehrerer deutscher Kaiser und Könige sein Grab im Königschor seiner Kathedrale erhielt, wurde gewissermaßen „der Stifter einer Diplomatenschule" daselbst, indem von da an fast immer Speierer Bischöfe und Geistliche wichtige Staatsämter am kaiserlichen, wie später am kurpfälzischen Hofe bekleideten. Daher fand auch das damals in Deutschland eindringende römische Recht unter dem dortigen Clerus eifrige Pfleger, und sonderbarer Weise besteht das erste bekannte Büchergeschenk an die Dombibliothek aus drei juristischen Werken (digestum vetus, codex et decretales cum casibus), welche ein Geistlicher 1273 seiner Kirche vermachte. — Diese politische Wirksamkeit der Bischöfe, die Theilnahme an allen Händeln ihrer Zeit, welcher sich in ähnlicher Weise die Kirchenfürsten von Worms und noch ausschließlicher jene von Mainz hingaben, entfremdete dieselben aber den innern kirchlichen Angelegenheiten und trug somit ebenfalls zu dem seit Mitte des 13. Jahrhunderts immer fühlbarer werdenden Verfall des Kirchenwesens bei.

Dadurch nämlich, daß die zahlreichen Adelsgeschlechter unserer Heimath nicht nur die Dom- und Stiftspfründen allmählich als Monopole an sich gerissen hatten, sondern auch die reichen Klöster als ausschließliche Versorgungsanstalten ihrer nachgebornen Söhne und Töchter betrachteten, waren in den geistlichen Stand eine Menge unwürdiger oder unfreiwilliger Glieder gekommen, welche die rohen Sitten und Genüsse ihrer Stammesgenossen beibehielten und die Orte der Frömmigkeit zu Sitzen der Wollust und Ueppigkeit machten. Mit der Zucht wich zugleich jeder wissenschaftliche Sinn, so daß man in den Klöstern unserer Heimath von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts kaum eine Spur von geistiger Thätigkeit wahrnimmt. Eine rühmliche Ausnahme macht fast einzig der gegen 1330 in der Propstei Kaiserslautern lebende Norbertiner Petrus de Lutra, dessen zahlreiche Schriften von den ausgebreiteten Kenntnissen ihres Verfassers zeugen; doch scheinen in Hornbach, wo 1304 ein rector scholarum, und in Limburg, wo gegen 1340 ein Abteischullehrer erwähnt wird, die Kloster-

schulen fortbestanden zu haben. Da seit dem 11. Jahrhundert nach und nach auch die besser dotirten Pfarreien von den Bischöfen und Klöstern an sich gezogen oder als bloße Sinecuren vergeben wurden (sogar Zweibrücker Pfalzgrafen kommen als Westricher Dorfpfarrer vor), so war für das geistliche Wohl des Landes schlecht gesorgt, ja die entartete Geistlichkeit half durch Theilnahme an den zahllosen blutigen Fehden zur Zeit des Raubritterthums und des Faustrechts das materielle und moralische Verderben vermehren. Nur die Bettel- und Predigerorden, welche dem Volke näher standen, nahmen sich desselben sorgfältiger an. Von ihnen ließen sich in der Pfalz am frühesten die Minoriten nieder, indem durch die Thätigkeit des Cäsarius von Speier († 1239), eines der ersten Schüler des hl. Franz von Assisi, schon 1219 in Speier und 1221 in Kaiserslautern Convente des schwarzen Franziskaner entstanden. In Speier sammelten sich ferner 1265 Augustiner und Dominikaner, wenige Jahre später Karmeliter und reiche Klarissen (Franziskanerinnen); auch die Nonnen des seit 1226 daselbst bestehenden Magdalenenklosters, seltsamer Weise von allen pfälzischen Klöstern das einzige, welches sich, freilich mit 25jähriger Unterbrechung, durch alle Stürme der Jahrhunderte bis heute erhalten hat, ließen sich 1304 in den Dominikanerorden aufnehmen. Augustiner kamen 1290 auch nach Landau und etwas später Karmeliter nach Neuleiningen, während in der Mitte des 14. Jahrhunderts sich Serviten in Germersheim und Pauliner auf der einsamen Höhe des Donnersbergs niederließen. Von den Dominicanerinnen in Speier wird berichtet, daß ihnen wohlhabende Familien schon damals ihre Töchter zur Erziehung und Unterweisung in weiblichen Arbeiten übergaben. Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts beginnen aber auch in den Klöstern dieser Religiosen der sittliche Ernst und die Zucht zu sinken.

Schon längst war es auch am Rhein üblich geworden, zur höhern Ausbildung ausländische Hochschulen, namentlich Paris und Bologna, zu besuchen. Als daher in Folge des päpstlichen Schisma die Universitäten allmählich eine politische Bedeutung gewannen und an die deutschen Fürsten die Nothwendigkeit herantrat, Deutschland auch in wissenschaftlicher Hinsicht vom Ausland unabhängig zu machen und zugleich Ersatz für die verfallende Klosterbildung zu schaffen, war Pfalzgraf Ruprecht I. aus dem Geschlechte der Wittelsbacher einer der ersten, welche diesem Bedürfnisse Rechnung trugen, indem er alsbald nach dem Entstehen der Schulen in Prag und Wien die heute noch berühmte Universität Heidelberg (eröffnet am 18. October 1386) gründete und für deren äußern wie innern Flor gleich allen seinen Nachfolgern aufs eifrigste sorgte. Die nach dem Vorbild der Pariser eingerichtete Hochschule, deren Professoren sämmtlich dem geistlichen Stande angehörten und zum Theil an den Stiftern zu Speier, Worms und Neustadt (letzteres 1356 ebenfalls von Ruprecht I. gegründet) bepfründet

waren, bildete fortan den wissenschaftlichen Mittelpunkt der ganzen Gegend und wirkte, obgleich durch ihren kirchlichen Charakter an größerer geistiger Regsamkeit gehemmt und bis tief in das 16. Jahrhundert hinein allzusehr mit scholastischen Zänkereien beschäftigt, segensreich für die Verbreitung höherer Bildung. Ihr Einfluß zeigte sich durch zunehmende Achtung vor der Wissenschaft auch in der heutigen Pfalz, deren sämmtliche Territorien unter der Studentenschaft vertreten waren. Das streng aristokratische Speierer Domcapitel hob 1423, „ut viris literatis deferatur," für graduirte Juristen, Theologen und Mediciner die Bedingung adeliger Abstammung bei der Aufnahme unter die Domvicare und Beneficiaten auf und traf zugleich Bestimmungen über die Verhältnisse jener Kanoniker, die sich behufs des Studiums an eine Universität begeben wollten, wie überhaupt höhere Kirchen- und Staatsämter in der Folge gewöhnlich ehemaligen Lehrern oder Zöglingen der Hochschule anvertraut wurden. Unter der Speierer Geistlichkeit machte sich auch bald eine erhöhte literarische Thätigkeit bemerkbar, und die Chroniken des gelehrten Domdechanten Nik. Burgmann († 1443), der fünfmal Rector in Heidelberg war, sowie seiner jüngeren Zeitgenossen, der Domvicare Johann von Mutterstadt († 1472) und Wolfgang Baur aus Speier († 1516) sind nicht unwichtige Quellenschriften unserer Specialgeschichte.

Ein Hauptverdienst der Universität, die 1490 wegen einer Epidemie sogar eine Zeitlang nach Speier übersiedelte und von der ein Theil aus demselben Grunde 1528 in Landau weilte, war aber, daß sie den Laien den Zutritt zu den Wissenschaften erleichterte und dadurch den Stand gebildeter weltlicher Beamten schaffen half. Die Stadt Speier hatte wegen ihrer vielen Kämpfe mit dem Clerus schon vor 1350 gelehrte Laien zur Stadtverwaltung gezogen; im 15. Jahrhundert verdrängten auch am kurpfälzischen, am pfalzzweibrückischen und an anderen Höfen weltliche Räthe aus dem Adel- und Bürgerstande immer mehr die früher fast ausschließlich benützte Geistlichkeit. Damit hing zugleich das kräftigere Eingreifen der Landesherren unserer Heimath in die für die Volksbildung so wichtigen kirchlichen Verhältnisse zusammen. Namentlich die tiefe moralische und geistige Gesunkenheit der Klöster, durch welche selbst die allgemeine Sittlichkeit Noth litt, hatte schon längst große Bedenken erregt. Daher waren Regenten wie Friedrich I. und Philipp von der Pfalz, Stephan, Ludwig und Alexander von Zweibrücken, Hesso von Leiningen, Johann von Nassau eifrig bedacht, gemäß den Beschlüssen der Concile von Konstanz und Basel, die verfallene Klosterzucht nach den Regeln von Bursfeld, Windsheim oder in anderer Weise wiederherzustellen; und wenn ihre Erfolge in sittlicher Hinsicht auch gering waren und nicht wenige Klöster der Pfalz, namentlich viele Frauenklöster, als ganz unverbesserlich aufgelöst werden mußten, so darf doch die erhöhte pädagogische Thätigkeit in einzelnen Conventen vor-

zugsweise als ihr Werk betrachtet werden. Denn während die kirchlichen Obern dem Unterricht weniger Aufmerksamkeit schenkten (wie z. B. in einer neuen Ordnung, die Bischof Reinhard von Speier 1454 den Chorherren zu Hördt gab, für alles Mögliche gesorgt ist, der dortigen Ritterschule aber nicht einmal Erwähnung geschieht), ist der landesherrliche Einfluß auf die Klosterschulen hie und da deutlich sichtbar. Herzog Ludwig von Zweibrücken-Veldenz nöthigte 1447 auf die Klagen der Bürger die Johanniter-Comthurei in seiner Residenz Meisenheim zur ferneren Unterhaltung einer Schule, als die Ordensherren sich dieser Pflicht zu entziehen suchten. Der besonders durch die gelehrte Aebtissin Richmunde von der Horst († 1520) emporgebrachten Erziehungsanstalt für adelige Töchter in Kloster Seebach, in welche die Schülerinnen oft schon im 4. oder 5. Jahre aufgenommen wurden, um im Lesen, Schreiben wie in häuslichen Arbeiten unterrichtet zu werden, nahmen sich die Grafen von Leiningen, einer ähnlichen Anstalt in Rosenthal die Grafen von Nassau-Saarbrücken thätig an. Im Kloster Hördt errichteten die Chorherren eine Schule für Söhne des pfälzischen Adels wie für die Knaben des gleichnamigen Dorfes, die unter dem Schutz der Kurfürsten der Pfalz einen ziemlichen Ruf erlangte und bis zur Aufhebung des Klosters (1566) bestand. Als die Abtei Klingenmünster 1491 und das Norbertinerkloster zu Kaiserslautern 1510 mit fürstlicher Hülfe die Umwandlung in weltliche Stifter erlangten, wurden sie zur Unterhaltung eines Lehrers verpflichtet. Das Kloster Hornbach verlegte seine Schule in das dabei liegende Städtchen, während die Karmeliter in ihrem Kloster zu Speier 1498 eine Schule für Ordenszöglinge errichteten. Vereinzelte Beispiele von erziehender Thätigkeit in dieser Zeit begegnen uns in dem Paulinerkloster auf dem Donnersberg, in den Klöstern Limburg, Rodenkirchen, Höningen u. s. w., in denen Jünglinge theilweise vertragsmäßig gegen Vergütung zum Unterricht auf eine bestimmte Zeit aufgenommen wurden.

Im Ganzen blieb jedoch das wissenschaftliche und pädagogische Verdienst unserer Klöster während des Mittelalters jenen anderer Länder gegenüber außerordentlich gering, indem keins derselben hierin eine besondere Bedeutung erlangte. Ansehnliche Bibliotheken scheinen nur die Abteien Limburg und Hornbach besessen zu haben, während in vielen andern die Bücherschätze in leichtfertigster Weise verschleudert wurden, so in Höningen, wo die Chorherren die Pergamentblätter der interessantesten Werke, z. B. einer alten Handschrift von Wolframs von Eschenbach Parcival, zu Decken ihrer Gäns- und Hühnergültregister benützten! Es war daher kein Verlust für die Wissenschaft als die Reformation den Klöstern fast ausnahmslos den Untergang brachte.

Dagegen hatten die Städte allmählich begonnen, selbstständiger für die Bildung ihrer Jugend zu sorgen. Zwar die bedeutendste derselben,

Speier, war dieser Mühe enthoben, da die Dom- und Stiftsschulen genügten und von den Bürgern, wie es scheint, mit Erfolg benützt wurden, indem die meisten Rathsglieder nach einem ihnen 1470 gemachten Compliment die lateinische Sprache verstanden. Allein in Landau, wo weder die reichen Steigerherren, noch die Augustiner-Eremiten sich des Jugendunterrichts annahmen, gründete der Magistrat 1432 eine lateinische Schule, für die er ein städtisches Gebäude als Schulhaus anwies. Der „schulmeister" ward auf gegenseitige vierteljährige Aufkündigung angenommen und mit ihm ein Vertrag abgeschlossen, welcher zugleich Aufschlüsse über die Art und den Umfang des damaligen Unterrichts gibt. Darnach sollte derselbe dem Rathe Treue geloben, die Kinder der Bürger und Anderer treulich und aufs beste lehren, sie „nit vbell slagen, anders dann zymlich ist," den Chor mit ihnen besuchen und hinsichtlich des Gottesdienstes den Chorherren gehorsam sein, wofür er von den kleinen Kindern, die das Abc und das Benedicite lernen, 16 Heller, von denen, welche den Donat treiben, zwei Schillinge, und von jenen, die darüber sind und in den Temporalien sowie im ersten und zweiten Theil des Cato unterrichtet werden, 2½ Schilling Heller (wohl vierteljährlich) nehmen dürfe; von den „Cantilenen" (Gesangübungen), die er jährlich gebe, solle er von einem Knaben nur einen Pfennig fordern und auf besonderes Verlangen der Eltern die Kinder auch in der deutschen Sprache unterrichten. Im Winter mußten die Schüler, täglich Holz [1]) und Licht zur Schule bringen; letzteres war nöthig, weil der Unterricht früh um 6 Uhr begann und Abends um 5 Uhr endigte. Die Frequenz der Schule, die schon in den ersten Jahren auch von Fremden besucht war, nöthigte 1490 den Meister, einen „Locaten" (Gehilfen) anzunehmen; zugleich wurden zur Verhütung der häufigen „Spänne" zwischen Lehrer und Schülern strenge Disciplinarvorschriften erlassen. — Ebenso wird in Annweiler schon 1483 eine Schule erwähnt, welche der Kaplan „hanthaben" mußte und für deren Gedeihen die Stadt- und Kirchenvorstände bedacht waren. Etwa 30 Jahre später beschwerten sich die Bürger dieser Stadt bei den Commissären des Kaisers mit Erfolg gegen Herzog Alexander von Zweibrücken, weil derselbe ihnen bei 20 fl. Strafe verboten habe, ihre über 14 Jahre alten Söhne in die Schule zu schicken; eine solche Verordnung war in der That für das ganze Fürstenthum erlassen worden, und zwar in der väterlichen Besorgniß, daß denen, welche später die zum Eintritte in den geistlichen Stand nöthige landesfürstliche Genehmigung nicht erhielten und deßhalb ein Handwerk erlernen müßten,

[1]) Dieses „Scheitertragen," an der Landauer Lateinschule erst 1553 abgeschafft, war an den pfälzischen Volksschulen bis in das vorige Jahrhundert ziemlich allgemein üblich. und in Pfalzzweibrücken versuchte die Regierung gegen 1770 vergeblich, es vollständig zu beseitigen; in einzelnen armen Gemeinden kam es selbst vor einigen Jahren noch vor.

ein über Lesen und Schreiben hinausgehender Unterricht zum Nachtheil gereichen würde! — In Dürkheim, wo frühe ein Schulrector vorkommt, machte am Ende des 15. Jahrhunderts der dort geborene kaiserliche Reichsfiscal Dr. jur. Ostertag aus Dank für die Unterstützung, welche ihm seine Vaterstadt bei seinen Studien gewährt, eine reiche Stiftung (das noch bestehende „Sechser-Almosen"), deren Zinsen er theilweise zu Stipendien für talentvolle, in Heidelberg studirende Dürkheimer Jünglinge bestimmte. — Der Schule (Gymnasium) in der alten pfälzischen Amtsstadt Kreuznach stand 1507 als Rector der berüchtigte Schwarzkünstler Joh. Gg. Sab. Faust vor, der, wie Abt Tritheim berichtet, von dem damaligen Amtmanne Franz von Sickingen, „einem Manne, der viel auf Geheimkünste [1]) hält," zu dieser Stelle empfohlen worden war, aber wegen „schändlicher Gräuel" bei Nacht und Nebel bald wieder entfliehen mußte. — Von Schule zu Schule zogen wie anderwärts arme Schüler, die durch Singen vor den Häusern ihren Unterhalt gewannen, bis diese Gewohnheit des vielen Mißbrauches wegen im 16. Jahrhundert von den protestantischen Obrigkeiten unterdrückt wurde.

Der eigentliche Volksunterricht aber ward allenthalben auf die gewissenloseste Weise vernachlässigt, da die Weltgeistlichen an Unwissenheit und Sittenlosigkeit dem Regularclerus nicht nachstanden und tüchtige Speierer wie Wormser Bischöfe vergebens durch zahllose Mahn- und Drohschreiben eine Besserung herbeizuführen suchten. Das Uebel wurzelte zu tief und die Kluft zwischen der Bevölkerung und der außerdem wegen ihrer Habsucht und der drückenden Ausübung ihrer Feudalrechte verhaßten Geistlichkeit erweiterte sich täglich. Schonungslos wurden daher in den blutigen Kämpfen zur Zeit des siegreichen Friedrich von der Pfalz, im bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg sowie im Bauernkrieg Klöster und Stifter mitgenommen, wobei die blinde Wuth weder Kunst- und Bücherschätze noch architektonische Denkmale schonte und ohne Unterschied Würdige wie Unwürdige traf.

Eine edlere Opposition gegen das mittelalterliche Wesen in Kirche und Schule ging aus den neuerwachten classischen Studien hervor, welche vor allem zu Heidelberg am Hofe des Kurfürsten Philipp (1476—1508), „des ergebenen Freundes aller Gelehrten," warme Aufnahme und Pflege fanden. Um ihn und seinen Kanzler, den feingebildeten Johann von Dalberg (seit 1482 auch Bischof von Worms, † 1503) sammelten sich die Koryphäen der damaligen literarischen Bewegung: Dietrich von Plenningen, Rudolf Agricola, Konrad Celtes, Johann Wessel, „ein

[1]) Auch in unserer Gegend wurden nämlich die damals üblichen alchymistischen Studien getrieben und der berühmte Sickingen, hierin seinem unglücklichen Vater folgend, war nicht ihr einziger Verehrer; Kurfürst Friedrich der Siegreiche, ja Tritheim selbst sollen sich mit ihnen beschäftigt haben, während Graf Johann V von Sponheim († 1437) denselben mit Leidenschaft fröhnte und unter andern an dem Disibodenberger Cisterzienser Gobelin einen eifrigen Gehilfen hatte.

Vorgänger Luthers," Jakob Wimpheling, früher Domherr in Speier, und der größte von allen, Johann Reuchlin, um theils als unabhängige Gelehrte, theils als Lehrer der Hochschule durch Wort und Schrift einer neuen Zeit die Wege zu ebnen. Neben ihnen sind noch als Mitglieder der von Dalberg und Celtes gegründeten rheinischen Gesellschaft der hochgelehrte Sponheimer Abt Johann Trithemius und Ulrich von Hutten zu nennen, jener als Visitator der Benedictinerklöster, dieser durch seinen Einfluß auf Franz von Sickingen für unsere Heimath von besonderer Bedeutung. Obgleich die Universität sich dem neuen wissenschaftlichen Aufschwung feindselig gegenüberstellte und zähe an der „abgestandenen Hefe" der Scholastik hing, so vermochte sie doch die Verbreitung der humanistischen Bildung über das Land nicht zu verhindern. Der Unterricht jener hervorragenden Männer hatte willige Aufnahme auch bei zahlreichen Schülern aus unserer Heimath gefunden, von denen später manche wie zur Kirchenreformation, so zur Hebung des Schulwesens beitrugen.

Von förderndem Einfluß hiebei war die schon frühe (in Zweibrücken angeblich seit 1464) benützte Erfindung der Buchdruckerkunst, die namentlich in Speier, wo Peter Drach am Ende des 15. Jahrhunderts als erster Buchdrucker genannt wird, bald eine so große Rührigkeit entfaltete, daß sich 1522 Papst Hadrian VI. beschwerend an den dortigen Magistrat wandte.

Zweites Kapitel.

Von der Reformation bis zum Ryswicker Frieden (1697).

So kam es, daß die durch Luther hervorgerufene mächtige religiöse Bewegung in der Pfalz einen günstigen Boden fand und, durch mehrfache äußere Anregungen gefördert, die für neue Ideen überhaupt leicht empfänglichen Gemüther der Bevölkerung rasch entzündete. Unter dem Schutze des pfälzischen Ritters Franz von Sickingen († 1523) und Ulrichs von Hutten sammelten sich auf der Veste Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit," die ersten Anhänger der neuen Lehre und wirkten von hier durch Wort und Schrift für deren Verbreitung. Ihr Eifer hatte zunächst in Pfalzzweibrücken Erfolg, wo Herzog Ludwig II. bereits 1522, am frühesten von allen Reichsfürsten, das Lutherthum einzuführen begann. Die freien Städte Landau und Speier folgten bald dem Beispiele, die Klöster leerten sich und immer allgemeiner wurde das Verlangen des Volkes nach Predigern des „lautern Evangeliums." Die Fürsten konnten, aller Gegenbestrebungen der Bischöfe ungeachtet, diesem Begehren auf die Dauer nicht widerstehen, und als 1556 durch Otto Heinrich die Kirchenreform auch in Kurpfalz eingeführt ward, sah die alte Kirche ihre Macht völlig gebrochen; gegen 1570 war mit Ausnahme der fürstbischöflichen Aemter nahezu die ganze

heutige Pfalz der protestantischen Kirche zugethan. Erst der 30jährige Krieg, die französischen Reunionen und der Glaubensdruck des 18. Jahrhunderts haben dem Katholicismus wieder eine größere Verbreitung verschafft.

Wie überall in Deutschland durch die Kirchenreformation die Volksbildung ganz außerordentlich gefördert wurde, da protestantische Obrigkeiten von Anfang an die Obsorge für eine tüchtige Jugenderziehung zu ihren heiligsten Pflichten rechneten, so hat namentlich unsere Heimath im 16. Jahrhundert das unendliche Glück gehabt, sich einer Reihe vortrefflicher Fürsten zu erfreuen, die, wie sie überhaupt sich als wahre Landesväter erwiesen, insbesondere das Schulwesen auf eine für damalige Zeit hohe Stufe der Vollkommenheit brachten. Otto Heinrich, Friedrich III. und IV., Johann Kasimir von Kurpfalz, Herzog Wolfgang und Johann I. von Zweibrücken u. a. haben an dem pädagogischen Aufschwung jener Periode den wesentlichsten Antheil. Die Organisation des Unterrichtswesens wurde in finanzieller Hinsicht vielfach durch die Aufhebung der Klöster erleichtert. Schon 1550 hatte der Papst dem Kurfürsten Friedrich II. gestattet, zwölf pfälzische Klöster zum Vortheil der Universität Heidelberg und zur Gründung des Sapienzcollegiums einzuziehen; nach Einführung der Reformation aber erfolgte in allen Herrschaften die massenhafte Einziehung der zum großen Theil verlassenen Klöster und Stifter, deren reiche Erträgnisse fast überall nur zu Kirchen-, Schul- und Armenzwecken verwendet und von besonderen Behörden verwaltet wurden. Obgleich auch die katholische Kirche sich der Ueberzeugung nicht zu verschließen vermochte, daß manche geistliche Gefälle eine edlere und nützlichere Verwendung als bis dahin finden könnten, weßhalb schon 1549 der Papst dem Bischof Philipp II. von Speier die Verwendung kirchlicher Pfründen zu Schulzwecken gestattete, so machten doch die Bischöfe nur selten von dieser Befugniß Gebrauch, sondern suchten vielmehr bei jeder Gelegenheit die früheren Klöster wieder herzustellen.

In Kurpfalz begann schon Kurfürst Friedrich II. (1544—1556), hauptsächlich durch Paul Fagius (Büchlein) aus Rheinzabern unterstützt, die Reform des Schulwesens, obgleich seine Aengstlichkeit die gleichzeitig unternommene Kirchenreform wieder unterbrochen hatte. Der Universität, die durch ihr Abschließen gegen den wissenschaftlichen und kirchlichen Geist der Zeit und des Volkes in bedenklicher Weise verfallen war (lutherisch gesinnte Docenten, wie 1522 den Pfälzer Theobald Gerlach aus Billigheim — Billicanus — hielt sie ängstlich fern), half er durch Berufung ausgezeichneter humanistischer Gelehrten wieder auf, damit sie ihrem Zweck: „durch Erlernung freier Künste und fremder Sprachen die Jugend in der Furcht Gottes und ehrlicher Tugend zu unterweisen und aus ihr tüchtige Diener der Regierung zu bilden," besser entsprechen könnte. Mit ihr verband er das neugegründete Sapienzcollegium in

Heidelberg, worin talentvolle mittellose Jünglinge aus allen Aemtern der Pfalz durch die classischen Studien zu dem höheren Wissenschaften vorbereitet werden sollten. — Doch erst als Otto Heinrich (1556—1559) die Reformation im ganzen Lande einführte, nahm das Unterrichtswesen aller Art einen kräftigen Aufschwung und erreichte die höchste Blüthe, seitdem durch den frommen Kurfürsten Friedrich III. (1559—1576) die dem pfälzischen Volkscharakter näher stehende Schweizer Lehre zur allgemein herrschenden geworden war. Namentlich die pfälzische Hochschule, gepflegt und gefördert durch hochherzige, für die Wissenschaft begeisterte Fürsten, erlangte einen weder vorher noch nachher erreichten Glanz, den sie bis zum 30jährigen Krieg unvermindert behauptete, indem sich an ihr die bedeutendsten Gelehrten der reformirten Confession sammelten und sie zum wissenschaftlichen Mittelpunkt des europäischen Calvinismus machten. Das hier entfaltete freie geistige Streben, wie es befruchtend in die weitesten Kreise wirkte, übte insbesondere auf das pfälzische Staats- und Kirchenwesen den segensreichsten Einfluß. Nur einmal verödeten die sonst gefüllten Hörsäle und die Blüthe der Universität schien für lange geknickt, als Kurfürst Ludwig VI. die von seinem Vater eingeführte reformirte Lehre gewaltsam durch die lutherische zu ersetzen suchte; auch die Universitätsprofessoren sollten nämlich 1580 die unglückselige Concordienformel beschwören und wurden, als sie sich mit Ausnahme eines einzigen dessen weigerten, sämmtlich entsetzt und vertrieben. Doch der frühe Tod des Kurfürsten (1583) machte der lutherischen Reaction ein rasches Ende und mit den alten Lehrern kehrte auch der vorige Glanz der Hochschule zurück.

Während ihrer kurzen Verbannung hatte die reformirte Wissenschaft ein Asyl in der heutigen Pfalz gefunden. Ludwigs jüngerm Bruder Johann Kasimir waren nämlich als Erbtheil die Aemter Neustadt, Kaiserslautern und Böckelheim zugefallen und in ihnen wollte der glaubenseifrige Fürst dem gefährdeten Calvinismus eine geistige Stütze schaffen. Zu dem Ende stiftete er durch Urkunde vom 29. März 1578 zu Neustadt a. H. eine mit allen Vorrechten einer Universität begabte und ansehnlich dotirte Akademie, das nach ihm genannte Collegium Casimirianum, welches seinen Sitz in einem früheren Nonnenkloster erhielt. In demselben fanden unter der Aufsicht eines Propstes und zweier Inspectoren 12 Stipendiaten unentgeltlich und etwa 60 Bursanten gegen mäßige Zahlung Wohnung und Unterhalt. Tüchtige Männer wurden als Lehrer berufen, und da zu diesen noch die bedeutendsten der aus Heidelberg vertriebenen Professoren kamen: die Theologen H. Zanchius, Daniel Tossanus, Franz Junius und besonders Zacharias Ursinus (nebst Kaspar Olevianus Verfasser des 1562 erschienenen Heidelberger Katechismus, des berühmten Symbols der reformirten Kirche), dann der Jurist Nik. Dobbin, der Mediciner Henrich Smetius, die Glieder der philosophischen Facultät Simon Stenius, L. Pithopöus,

H. Witekind und Joh. Jungnitz —, so verbreitete sich der Ruf der jungen Schule bald in alle reformirten Länder und versammelte in Neustadt neben zahlreichen Zöglingen viele hervorragende Fremde, so daß die Universität Heidelberg von einer gefährlichen Nebenbuhlerin bedroht war. Allein damals, wie in der Folge noch häufig, entging der heutigen Pfalz der fast gesicherte Besitz einer eigenen Hochschule. Denn als 1583 Johann Kasimir die vormundschaftliche Regierung der Kurlande erhielt und jene Universität wiederherstellte, ward das Casimirianum als Academie überflüssig und deßhalb in ein Gymnasium illustre umgewandelt. Doch nahm es auch in dieser Gestalt in den folgenden Decennien eine hervorragende Stelle unter den kurpfälzischen höhern Unterrichtsanstalten ein.

Das Sapienzcollegium zu Heidelberg schuf Friedrich III. in ein reformirtes Predigerseminar um, das bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Bildungsstätte der reformirten Geistlichen und Professoren unser Heimath blieb. Dagegen stiftete er als Unterrichtsanstalten zur Vorbereitung der Knaben für die Universität das Pädagogium in Heidelberg, das Gymnasium zu Neuhausen bei Worms (1565) und als Erziehungsanstalt für pfälzische adelige Jünglinge zum Ersatz der Hördter Klosterschule die Ritteracademie zu Selz (1575). Auch diese Anstalten wurden durch den confessionellen Fanatismus Ludwigs VI. schwer getroffen, indem 1577 sämmtliche Lehrer und nahezu alle Schüler (gegen 400) vertrieben wurden[1]), weil sie lieber ihren Unterhalt als ihren Glauben aufgaben; viele der letzteren fanden Aufnahme im Casimirianum zu Neustadt. Die Schule zu Selz ging für immer ein, die übrigen Anstalten aber, aus denen die inzwischen eingesetzten, meistens aus der Oberpfalz berufenen lutherischen Lehrer und Zöglinge ebenso unbarmherzig verjagt wurden, stellte Johann Kasimir 1583 in der alten Ordnung wieder her und dieselben gelangten unter seiner und seines Nachfolgers, Friedrichs IV. (1592—1610), einsichtsvoller Pflege zu der erfreulichsten Blüthe. In den mit ihnen verbundenen Convicten fand jederzeit eine große Zahl unbemittelter Talente aus dem In- und Ausland ohne Unterschied des Standes unentgeltliche Pflege. — Lateinische Trivialschulen wurden, zum Theil schon durch Otto Heinrich, in den meisten größeren Städten, so in Neustadt, Kaiserslautern und später in dem rasch aufgeblühten Frankenthal, eingerichtet.

Nicht mindere Sorgfalt wurde im Fürstenthum Zweibrücken dem Unterrichtswesen gewidmet. Das daselbst durch Herzog Ludwig II. († 1532), der bereits 1523 in Zweibrücken eine Lateinschule errichtet hatte, begonnene Werk der Kirchen- und Schulreform vollendete mit unermüdlichem Eifer

[1]) Auch 600 reformirte Pfarrer und Schullehrer mußten mit ihren Familien in die Verbannung und fanden zum Theil in der Schweiz ein Asyl; von der heutigen Pfalz wurde jedoch hauptsächlich nur das Oberamt Germersheim durch diese Glaubensverfolgung getroffen.

dessen vortrefflicher Sohn, Herzog **Wolfgang**, der Stammvater aller heutigen Wittelsbacher. Alsbald nach seinem Regierungsantritt (1544) rief seine Thätigkeit in Bergzabern, Kusel, Meisenheim und 1558 auch in Annweiler (doch hier nur vorübergehend) Lateinschulen hervor. Seine vorzüglichste Schöpfung aber ist das in den Räumen und mit den Einkünften des Klosters Hornbach errichtete, am 1. Januar 1559 feierlich eröffnete **Hornbacher**, später **Zweibrücker Gymnasium**. Es erhielt Anfangs vier Classen mit je einem Lehrer, wozu dann als unterste Classe noch die aus der alten Klosterschule entstandene Lateinschule des Städtchens gefügt ward. Den Unterrichtsplan hatte Johann Marbach in Straßburg nach der Methode des berühmten Pädagogen Johannes Sturm entworfen; doch wurde 1574 die Schulordnung, welche letzterer für das ebenfalls von Herzog Wolfgang gegründete Gymnasium zu Lauingen verfaßt hatte, auch an der Hornbacher Anstalt eingeführt. Demgemäß bildeten die classischen Sprachen die Grundlage des Unterrichts und an sie schlossen sich Dialektik und Rhetorik, sowie für die Schüler der obersten Classe und die „publici“ philosophische und theologische Vorlesungen in der Weise an, daß die Zöglinge unmittelbar Schul- oder Kirchenämter antreten konnten. Doch war der spätere Besuch einer Hochschule die Regel und zur Erleichterung desselben erhielten nicht nur acht der vorzüglichsten Schüler Universitätsstipendien auf mehrere Jahre, sondern durch Herzog Johann II. ward auch Zweibrücker Landeskindern der Eintritt in das Heidelberger Sapienzcolleg vertragsmäßig gesichert. Von den Zöglingen, deren Aufnahme gewöhnlich im 15. Lebensjahre erfolgte, wohnte ein großer Theil, darunter 48 Stipendiaten ganz unentgeltlich, in dem mit der Schule verbundenen Convict, worin ein besonderer Pädagog die Aufsicht führte. Da getreu den ernsten Ermahnungen im väterlichen Testament auch Wolfgangs würdiger Sohn, Herzog **Johann** I. (1569—1604), in hingebendster Weise sich der Hornbacher Schule, des „Kleinodes seines Landes,“ annahm und meistens tüchtige Lehrer für sie bestellte, so erlangte dieselbe von Jahr zu Jahr einen höheren Aufschwung, der auch durch die Einführung der reformirten Lehre im Fürstenthum (1588) nicht gestört wurde, obgleich zwei allzuschroff lutherische Professoren ihre Entlassung erhielten. Der bildende Einfluß der Anstalt, deren Ruf selbst Zöglinge aus dem entfernten Ausland herbeizog, machte sich in Pfalz-Zweibrücken bald bemerkbar: eine große Zahl ihrer eigenen Lehrer sowie viele tüchtige Staats- und Kirchendiener gingen aus ihr hervor, und während noch bei einer Kirchenvisitation von 1558 manche Pfarrer und Schuldiener eine gränzenlose Unwissenheit bekundet hatten, zeigte sich später selbst bei Landgeistlichen vielfach eine überraschende Gelehrsamkeit. Bezeichnend ist auch das Beispiel der kleinen Dorfgemeinde Eßweiler bei Wolfstein, deren Bewohner sich 1604 an Herzog Johann II. mit der Bitte wandten, ihnen „anstatt ihres itzigen teutschen schuelmeisters“

einen andern zu verordnen, „welcher auch ihre Kinder etwas latein lehren könte," eine Bitte, welcher gnädigst willfahrt wurde; auf den Thürbogen ihres Schulhauses meißelten sie den alten Spruch: ἀνέχου καὶ ἀπέχου und kaum wird man je an einer andern Dorfschule eine ähnliche Inschrift gefunden haben.

Die beiden freien Städte der Pfalz, Speier und Landau, waren in der Fürsorge für den Jugendunterricht den benachbarten Ländern noch vorangegangen. In letzterer erhielt nach Einführung des Lutherthums die schon länger bestehende städtische Lateinschule eine verbesserte Einrichtung und vermehrte Lehrkräfte, so daß seit 1561 jede der drei Classen einen besondern Lehrer hatte. Die Aufsicht, welche Anfangs ein Rathsherr führte, wurde später zwei Scholarchen sowie der lutherischen Geistlichkeit übertragen, wobei jedoch der Rath selbst über Fleiß und Methode der Lehrer wachte. Arme Knaben erhielten aus öffentlichen Mitteln Wohnung und Kost beim Rector im Schulhaus, Theologie-Studirende außerdem Stipendien zum Besuch der Straßburger Academie, an welche sich alle lutherischen Schulanstalten unserer Heimath enge anschlossen, da bei ihnen das reformirte Heidelberg verpönt war. — In Speier hatten der Rath und die Bürgerschaft schon 1525 den Plan zu einer „Rathschule" (schola senatoria) entworfen, allein erst 1538 bei dem offenen Uebertritt der Stadt zur Reformation kam dieselbe wirklich zu Stande. In ihren vier Classen sollte die lutherische Jugend, unabhängig von den alten Stiftsschulen, in lateinischer und griechischer Sprache, Dialektik und Rhetorik unterrichtet werden. Der Vorstand (Gymnasiarch) konnte sich seine „Collaboratoren" selbst wählen. Durch das Interim (1548) in ihrer Existenz bedroht, erhielt die Schule nach Besetzung des in Speier befindlichen kaiserlichen Kammergerichts mit Protestanten (1555) festern Bestand und ward 1587 in den vielgenannten Retscher verlegt, in welchem später auch die Wohnungen für die Lehrer, die ansehnliche Bibliothek und eine Druckerei untergebracht wurden. Sie nahm hier einen so guten Fortgang, daß sie, nachdem schon 1594 eine Erweiterung des Unterrichts bewerkstelligt und für jede der vier Classen ein besonderer Lehrer angestellt worden war, 1612 nach abermals vermehrtem Lectionsplan und Annahme eines fünften Lehrers zu einem förmlichen Gymnasium erhoben wurde und in dieser Gestalt bis 1689 fortbestand. Zu den Unterrichtsgegenständen gehörten unter andern: lectiones theologicae, ethicae, physicae, dialecticae und politicae. Von den Lehrern, unter denen sich besonders viele Württemberger befanden, ist der 1594 zum Conrector ernannte Christophorus Lehmann als Verfasser der berühmten Speierer Chronik hervorzuheben. Eine städtische Stiftung von 1585 sicherte 12 armen Schülern freien Mittagstisch im Spital, statt dessen später sechs dort Wohnung und volle Kost erhielten.

Eine höhere lutherische Unterrichts- und Erziehungsanstalt wurde

ferner von dem Grafen Philipp I. von Leiningen-Westerburg in Höningen angelegt und 1573 eröffnet, nachdem ihm die protestantisch gewordenen Chorherren einige Jahre vorher dieses waldeinsame Kloster mit sämmtlichen Zubehörden abgetreten hatten. Die Schule bestand aus zwei Classen mit drei Lehrern, welche nebst den 30 Zöglingen in den Räumen des neuaufgebauten Klosters wohnten. Der Unterrichtsplan (alte Sprachen, Dialektik und Arithmetik) war ebenfalls nach dem Gutachten des Joh. Marbach aus Straßburg entworfen und von dort erhielt die Anstalt auch von Anfang an ihre meisten Lehrer. Nach längerem gedeihlichen Bestande wurde dieselbe 1595 von einer seltsamen Gefahr bedroht, indem einige rohe, nach den Klostergefällen lüsterne Agnaten des gräflichen Hauses durch wiederholte gewaltthätige Unterbrechungen des Unterrichts ihre Auflösung herbeizuführen suchten. Allein eine Pest raffte 1597 die Hauptstörenfriede rasch dahin und brachte die Schule ungetheilt an den gebildeten Sohn ihres Gründers, den Grafen Ludwig, unter dessen Schutz und Pflege sie neu gedieh. Unter dem Rectorate des gelehrten Paul Wenzel wurde 1614 der Lehrplan durchgehends verbessert und eine dritte Classe errichtet; die Schule zählte in dieser Zeit gegen 60 Zöglinge, worunter sich viele Söhne des benachbarten Adels befanden. Auch an ihr bestanden einige Freiplätze für arme talentvolle Knaben, und manche erhielten später von den Landesherren noch Stipendien zum Besuch der Universität Straßburg. — In der Grafschaft Leiningen-Hardenburg, deren Regierung 1551 in der Armen-Burse zu Heidelberg aus geistlichen Gefällen zwei theologische Stipendien gestiftet hatte, um dem großen Mangel an katholischen Geistlichen abzuhelfen, wurde seit 1566 das Lutherthum eingeführt und das Unterrichtswesen besonders durch Graf Emich XI. († 1606) gefördert, der auch in Dürkheim aus eigenen Mitteln eine lateinische Schule gründete und für dieselbe ein stattliches Gebäude aufführen ließ.

Dem religiösen Charakter der Zeit entsprechend standen alle diese Schulanstalten in engster Beziehung zur Kirche, oder sie waren vielmehr dieser gänzlich untergeordnet; der Religionsunterricht nach dem Heidelberger oder lutherischen Katechismus, Besuch des Gottesdienstes, musikalische Uebungen zum Behuf des Kirchengesangs wurden sorgfältig überwacht. Eigenthümlich war die in Zweibrücken, Speier, Höningen &c. herrschende Sitte, an den jährlich zwei- oder mehrmaligen Prüfungen sowie bei andern Schulfesten dramatische Stücke in lateinischer Sprache, die überhaupt für den Unterricht wie die Conversation obligatorisch war, durch die Zöglinge aufführen zu lassen, ein Gebrauch, der von der Universität Heidelberg ausging, wo Johann Reuchlin 1497 in Dalbergs Hause zum ersten Mal eine solche Aufführung durch Studenten veranlaßt hatte. — Für die lateinischen Trivialschulen, von denen manche nur einen, andere aber zwei oder drei Lehrer hatten und in denen daher auch der Umfang des

Unterrichts verschieden war, bestanden besondere, den Anweisungen Luthers und Melanchthons entsprechende „Schulordnungen;" mustergültig blieben lange Zeit namentlich die kurpfälzische des Kurfürsten Otto Heinrich von 1556, deren Inhalt Band II. Seite 383 f. dieses Werkes mitgetheilt ist, und die fast gleichlautende des Herzogs Wolfgang von 1557 für Pfalz-Zweibrücken, Veldenz-Lauterecken, Birkenfeld u. s. w. Vor allem wurde die Erlernung des Lateinischen und theilweise des Griechischen gefordert, wobei auch die zu benützenden Lehrbücher vorgeschrieben waren[1]); hinsichtlich des Gebrauchs der Bibel galt der für theologische Eiferer heute noch beherzigenswerthe Grundsatz: „Etliche Schulmeister wöllen eytel heylige Schrifft lesen, etliche gantz keine, diese Meynung beyde sind sträfflich." Sämmtliche Lehrer an den höhern Unterrichtsanstalten gehörten dem geistlichen Stande an und die Präceptoren der Lateinschulen fungirten häufig zugleich als Pfarrdiakone; das Lehramt bildete gleichsam die Vorstufe zur Erlangung einer Pfarrei, wie dieß in der Pfalz bis zur Schulordnung von 1854 vielfach üblich blieb.

Eine der segensreichsten Folgen der Reformation war indessen die allgemeine Verbreitung des eigentlichen Volksunterrichts, indem schon die ältesten protestantischen Kirchen- und Schulordnungen die Errichtung von deutschen oder Volksschulen, worin Knaben und Mädchen im Lesen, Schreiben und zuweilen im Rechnen unterrichtet würden, den Pfarrern und Pfarrgenossen zur Pflicht machten. Da der Unterricht als ein Theil des Kirchendienstes betrachtet wurde, so waren zur Ertheilung desselben zunächst die Pfarrer verbunden, und bis in das 17. Jahrhundert findet man daher auch in der Pfalz Pfarr- und Schulamt vielfach vereinigt. Wo der Pfarrer durch seine kirchlichen Geschäfte am Schulhalten verhindert war, oder wo er, wie dieß mit der Zeit immer häufiger geschah, sich davon frei zu machen wußte, wurde der Jugendunterricht dem Glöckner, Kirchendiener, Dorfgericht-

[1]) Als Herzog Wolfgang 1558 durch Dr. Marbach aus Straßburg und die Zweibrücker Superintendenten eine Kirchenvisitation im Oberamt Neucastel vornehmen ließ, fanden die Examinatoren in der Schule zu Bergzabern folgende „Methodus" eingeführt: „Die schuler so Lateinisch lehrnen, werden in III Classes abgetheilt vnd geordnet, Prima Classis sind die Alphabetary so die gemeine Lateinische handbüchlein darin die 5 stück der Christlichen Lher verfast sind (Laut der Ordnung), Buchstaben und lesen lhernen; Secunda classis sind diese, so im lesen etwas fertig den Donatum vnd Catonem zusammen außwendig vnd Exponiren lhernen. Tertia classis ist der vbrig hauff so Grammaticen vnd Syntaxin D. Philip. It. Terentium vnd Fabellas Esopi Anfangen zu Exponiren vnd auswendig Recitiren. Die andern aber so deutsch lhernen werden ohn vnderschiedlich in ein verordnete Condition vnd Claß von den lateinischen Abgesondert, welche mancherlei gemein deutsche Handbüchlein vnder sich geprauchen. Soviel den Catechismum belangt, sind die knaben bißhero in dem teudschen Catechismo D. Lotheri durchauß in allen Classibus geübt vnd vnderricht worden ꝛc." Die Schule ward jährlich durch den Pfarrer und zwei Rathsherren visitirt.

schreiber rc. übertragen. Beide Fälle waren indessen gleichsam nur Nothbehelfe für kleine und mittellose Gemeinden; denn in Städten und bedeutenderen Orten bestellten entweder die Kirchenbehörden oder die Einwohner selbst besondere „Schulmeister," wozu im 16. Jahrhundert nicht selten Pfarrcandidaten verwendet wurden. In Kurpfalz, wo das reiche Kirchenvermögen hinreichende Mittel zur Dotirung von Schulstellen und zu Besoldungen bot, dann in den wohlhabenden Leininger, Nassauer und andern Herrschaften hatten bald die meisten Gemeinden ihre deutschen Schulmeister; die Stadt Landau errichtete 1527 die erste deutsche Schule, und 20 Jahre später bestellte der Rath neben dem Schulmeister, der im Katechismus und Lesen zu unterrichten hatte, noch einen Rechenmeister für Schreib- und Rechenunterricht, wogegen er 1586 die Eröffnung einer Mädchenschule durch eine Frau untersagte. Schwieriger war die Einrichtung des Schulwesens natürlich in dem ärmeren Westrich; doch auch hier waren die Regierungen, vor allen die zweibrückische, jederzeit eifrig auf Vermehrung der Schulen bedacht und erleichterten den Gemeinden die Haltung von Lehrern durch Gewährung größerer oder kleinerer Zuschüsse zu den Gehalten.[1]) Als wesentlichstes Erforderniß eines Lehrers wurde überall dessen Rechtgläubigkeit betrachtet, weßhalb bei den mehrfachen Aenderungen der Landesreligion die Verfolgungen in gleicher Weise widerspenstige Kirchen- wie Schuldiener trafen. — Die Schulzeit beschränkte sich auf dem Lande in der Regel auf die Wintermonate und richtete sich überhaupt nach den localen Verhältnissen. Obgleich kein Schulzwang bestand (nur zum Besuch der Kinder- oder Christenlehre war die ganze Jugend bis zum 20. Jahre verpflichtet), suchten weltliche wie kirchliche Obrigkeiten doch eine möglichst allgemeine Betheiligung am Unterricht zu erzielen. Als bei einer 1584 im zweibrückischen Amt Neucastel abgehaltenen Kirchenvisitation die Pfarrer einzelner Gemeinden über ganz unterlassenen oder geringen Schulbesuch klagten (in Annweiler z. B. gingen von 93 Kindern nur 13 in die Schule), erließ

[1]) Um solche Zuschüsse zu erhalten, suchte die Gemeinde Limbach in einer Eingabe an die zweibrückische Regierung vom Jahr 1609 sogar die dynastische Eifersucht rege zu machen, indem sie schrieb: „Helt doch der Grave Ludwig einen Schulmeister zu Hebenburg (Graf Ludwig II. von Nassau in Homburg), warumb solte dann nicht auch ein Fürst einen zu Limbach halten?" Die Lehrergehalte waren übrigens sehr verschieden: in Landau erhielt der Lehrer Anfangs 30 fl., seit 1565 aber 40 fl.; der Schulmeister in Webenheim, der 1624 seine 15 Schüler täglich vier Stunden unterrichtete, und zwar viermal wöchentlich im Lesen und Schreiben und an zwei Tagen im Katechismus und Gesang, hatte außer dem Genuß verschiedener Dienstgründe 8 Malter Frucht, 21 fl., von jedem Haus einen Batzen, von jedem Schüler jährlich 1 fl., einen Wagen Holz und 1 Pfund Licht. Dagegen bezog z. B. der Lehrer in Niederkirchen bei Kusel nur 9 fl., 3 Wagen Heu und 2 Malter Korn, und als er 1577 in Zweibrücken um Zulage einkam, ward er abgewiesen, „da er genug habe."

Herzog Johann I. die Verfügung: „Wiewohl sich befindt, das nit allein in dieser, sondern auch andern Pfarren, die Eltern vermanth werden, Ihre Kinder zur Schuelen zu ziehen, So spürt man jedoch keine folg, Derwegen die Ambtleuth souiel an iuen, dran sein sollen, das die vnderthanen ire Kinder zur Schuel halten.“ Die häufigen Kirchenvisitationen im Zweibrücker Lande trugen überhaupt nicht wenig zur Hebung des dortigen Volksunterrichts bei. — In Kurpfalz führte der von Friedrich III. eingesetzte, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehende reformirte Kirchenrath die Oberaufsicht über das Schulwesen; er hatte, laut der Kirchenrathsordnung von 1564, die Schulen mit tauglichen Personen zu besetzen, auf deren Lehr und Leben Acht zu haben, die untauglichen aber abzuschaffen. Seine Organe waren die für jedes Amt aufgestellten Inspectoren, zu deren wichtigsten Functionen ebenfalls die Ueberwachung der Schulen und Schuldiener gehörte; dieselben sollten die Schulen „vielmals,“ besonders auch „unvermerkter Dinge“ visitiren, die Lehrer genau beaufsichtigen, ihr Amt über sie aber „nicht zur Herrschung, sondern ihrer Besserung mit Sanftmüthigkeit gebrauchen.“ Auch auf den jährlichen Classicalconventen (Synoden), die zugleich als Kirchenvisitationen dienten, mußten die Schulen untersucht und die Schulverhältnisse genau besprochen werden. Die Pfarrer aber sollten die Schulen wöchentlich mindestens einmal besuchen, sowie beim Tode eines Landschulmeisters „der Wittib, Kindern und armen Freundschaft zum Besten“ den Unterricht eine Zeitlang unentgeltlich ertheilen. — Während sich noch 1556 z. B. im Oberamt Germersheim nur drei Schulen befanden, entbehrten im Anfang des 17. Jahrhunderts verhältnißmäßig nur wenige Orte der Gelegenheit, die Jugend in den Elementen unterrichten zu lassen, und Gemeinden, wie das kleine Brenschelbach bei Hornbach, wo im Jahr 1624 von 99 Einwohnern nur einer lesen konnte, werden als Seltenheiten angeführt.

So gediehen in unserer Heimath höhere wie niedere Unterrichtsanstalten immer erfreulicher und verbreiteten den Segen der Bildung in alle Kreise und über alle Verhältnisse. Die Pfalz am Rhein nahm nicht bloß wegen der kirchlich-politischen Bedeutung ihrer Fürsten eine hervorragende Stelle ein, sie war auch durch den geistigen und materiellen Flor ihrer Bevölkerung in Wahrheit eine Perle des Vaterlandes.

Aber auch die katholische Kirche blieb auf dem Gebiete des Schulwesens nicht unthätig und suchte namentlich für den Nachwuchs gebildeter Geistlichen zu sorgen, an denen in den rheinischen Bisthümern seit der Reformation ein höchst fühlbarer Mangel eingetreten war. Zwar bestanden in den größeren Gemeinden des Fürstbisthums Speier schon vor der Reformation einzelne Schulen, wie z. B. der Vater des berühmten Paul Büchlein († 1504) Lehrer in Rheinzabern war; allein da weder diese, noch die bisherigen Dom- und Stiftsschulen, noch eine in Udenheim (Philipps-

burg) gegründete Lateinschule dem Bedürfnisse der Zeit genügten, so errichtete das Domcapitel 1561 zu Speier ein Alumnat (Burse) für geistliche Zöglinge und berief neun Jahre später im Einvernehmen mit Bischof Marquard ebendahin die als die gewandtesten Streiter der alten Kirche bewährten Jesuiten, damit diese neben Predigt und Seelsorge auch durch Unterricht der Jugend für die Bewahrung des katholischen Glaubens wirkten. Die Väter, von denen vertragsmäßig einer Griechisch zu lehren und theologische Vorlesungen zu halten hatte, während fünf von ihnen Professoren der lateinischen Sprache sein sollten, gründeten 1571 neben dem Dom ein Collegium, übernahmen die Leitung des Alumnats und eröffneten eine aus fünf Classen bestehende lateinische Schule, obgleich der Rath der Stadt Speier gegen ihre Aufnahme protestirte und den Bürgern verbot, Zöglinge ihrer Schule in Kost und Wohnung zu nehmen. Erst die Aufhebung des Ordens machte ihrem pädagogischen Wirken in Speier ein Ende. Um die Theologie-Studirenden vor Berührung mit protestantischer Wissenschaft auf Universitäten zu bewahren, wollte Bischof Marquard († 1581) in Speier auch ein ebenfalls den Jesuiten zu übergebendes Priesterseminar errichten; allein obgleich der Papst bereits die Bewilligung ertheilt hatte, hiezu das ganz herabgekommene Franziskanerkloster zu verwenden, so scheiterte doch damals, wie später wiederholt, der bischöfliche Plan. Dagegen wurden häufig Zöglinge des Speierer Alumnats mit Unterstützung des Domcapitels zur höhern Ausbildung nach Rom geschickt. Die Bemühungen der Bischöfe zur Hebung des Volksunterrichts hatten wegen Mangels an tauglichen Lehrkräften weniger günstigen Erfolg als in den benachbarten protestantischen Ländern.

Hier wie dort vernichtete indessen mit den Pflanzschulen auch die gewonnenen Früchte eines bessern Unterrichts der furchtbare 30jährige Krieg, zu dessen Beginn der pfälzische Kurfürst Friedrich V. durch die unkluge Annahme der böhmischen Königskrone das Signal gegeben hatte. Zu dem tausendfachen Elende, welches jene traurige Epoche in voller Fülle über unsere Heimath ausschüttete, kam für die protestantische Bevölkerung, namentlich die doppelt gehaßten Reformirten, der rücksichtsloseste Glaubensdruck; wie die Bayern rechts, so hatten die Spanier links des Rheins den Befehl zur Ausrottung der calvinistischen Ketzer und wurden deßhalb von zahlreichen Jesuiten, Kapuzinern und Franziskanern begleitet. Pfarrer und Lehrer wurden vertrieben, den Schulen die Einkünfte entzogen und die früheren Klöster größtentheils wieder hergestellt; nur die Einkünfte des Klosters Hördt verwendete auch der Speierer Bischof Philipp Christoph von Sötern zu Unterrichtszwecken, indem er damit ein nur kurze Zeit bestehendes Alumnat für Theologie-Studirende des Bisthums in dem von ihm angelegten Philippsburg errichtete. Auf kurze Zeit (1632—1635) ward zwar die Pfalz, die binnen wenigen Jahren aus einem protestantischen ein

katholisches Land geworden zu sein schien, durch Gustav Adolphs Siegeslaufbahn von dem kirchlichen Drucke befreit; die geflüchteten Kirchen- und Schuldiener kehrten zurück, die verlassenen Schulen und Gymnasien bevölkerten sich zum Theil wieder. Allein die Niederlage der Schweden bei Nördlingen (1634) brachte das frühere Elend in unendlich gesteigertem Maaße in unsere Heimath zurück, in welcher Freund und Feind, Mord, Pest und Hunger einen kaum glaublichen Nothstand herbeiführten, so daß selbst Aas und Leichname zur menschlichen Speise dienten.

Der Universität Heidelberg hatte der Einfall der Bayern ein Ende gemacht und sie stand gleich dem Sapienzcolleg und Pädagogium seit 1627 völlig still; die Professoren waren nach allen Weltgegenden zerstreut. Weit verhängnißvoller jedoch für das Land wie die deutsche Wissenschaft überhaupt war der Verlust der kostbaren, während zweier Jahrhunderte von allen Kurfürsten mit dem größten Eifer und Aufwand zusammengebrachten pfälzischen Landesbibliothek (Bibliotheca Palatina), der bedeutendsten Büchersammlung der Welt, welche durch Herzog Maximilian von Bayern 1623 dem Papste geschenkt und von diesem nebst den werthvolleren Büchern der Universität, des Sapienzcollegs 2c. im Vatican begraben wurde, bis ein Theil des Raubes in den Freiheitskriegen von 1815 über Paris nach Heidelberg zurückkehrte. — Das Casimirianum in Neustadt ward schon 1622 von Kaiser Ferdinand II. mit allen Gefällen den Jesuiten eingeräumt und dadurch mit kurzer Unterbrechung (1633 und 1634) für die Dauer des Krieges dem Unterricht entzogen. Derselbe Kaiser befahl 1628 auch die Restitution des Klosters Hornbach an den Bischof von Speier und ließ am 12. Januar 1631, aller Bemühungen des Herzogs Johann II. ungeachtet, die Lehrer und Schüler des dort seit 72 Jahren herrlich aufgeblühten Gymnasiums verjagen. Der besitz- und obdachlosen Schule, die nun für immer Hornbach verließ, bereitete der Herzog eine Wohnstätte in Zweibrücken, wo sie, theilweise durch ausländische Collecten erhalten, kümmerlich fortbestand, bis ihr 1635 die wiederholte Belagerung und endliche Verwüstung der Stadt durch Gallas ein Ende machte. In Hornbach wie in Zweibrücken wurden die Bibliotheken und Archive von den kaiserlichen Horden als Pferdestreu benützt. Die Schule zu Höningen löste sich, nachdem sie wiederholt durch spanische Raubzüge heimgesucht worden war, nach 57jährigem Bestande gegen 1630 ebenfalls auf, um erst etwa 100 Jahre später in Grünstadt wieder zu erstehen. Nur die Unterrichtsanstalten zu Speier, das städtische Gymnasium sowie die Lateinschule der Jesuiten, konnten sich während des Krieges erhalten, obwohl auch sie vielfache Störungen und Beeinträchtigungen erlitten und das erstere statt fünf meistens nur zwei bis drei Lehrer hatte. — Die lateinischen und deutschen Schulen waren natürlich mit wenigen Ausnahmen dem allgemeinen Elende erlegen. Von den Pfarrern, Professoren und Lehrern waren die meisten

gestorben oder geflüchtet, während der geringe Ueberrest unsägliche Noth litt und nur durch die Mildthätigkeit ausländischer Glaubensgenossen das Leben fristete. Wo die meisten Städte und fast alle Dörfer verwüstet sind, wo dem Hungertode viele Tausende erliegen und von der Bevölkerung kaum der zehnte Theil übrig bleibt: da ist an Unterricht überhaupt nicht mehr zu denken. Als am Ende des Krieges (1648) die rechtmäßigen Herren ihren Landesbesitz wieder antraten, fanden sie bei dem kümmerlichen Rest der Bewohner neben vollständigem materiellen Ruin auch rohe Unwissenheit und sittliche Verwilderung.

Unter dem Segen vaterländischer Regierungen erholte sich indessen unsere Heimath auffallend rasch von den Folgen des 30jährigen Krieges und war noch vor Ablauf eines Decenniums aus einer menschenleeren Einöde wieder ein blühender Garten geworden. Die gemeinsam erduldeten Leiden schienen auch die frühere confessionelle Unduldsamkeit gemildert zu haben; nach allen Ländern, selbst in die bischöflichen Gebiete wurden Kolonisten unter der Zusage von Glaubensfreiheit eingeladen und in Kurpfalz wie in Pfalz-Zweibrücken arbeiteten die Regenten ernstlich an einer Vereinigung der Religionsparteien. Die Concordienkirche in Mannheim war ein Denkmal dieses Strebens. Da nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens in Kurpfalz in politischer und kirchlicher Hinsicht alles wiederhergestellt werden sollte, wie es vor den böhmischen Unruhen, d. h. 1618, gewesen, während für den übrigen Theil der heutigen Pfalz das allgemein festgesetzte kirchliche Normaljahr 1624 galt, so wurden überall den protestantischen Kirchen und Schulen die früheren Besitzungen wieder eingeräumt, die im Ausland noch lebenden Pfarrer und Lehrer zurückgerufen und die alten Unterrichtsanstalten möglichst hergestellt. Eine hervorragende Thätigkeit in dieser Richtung entfaltete namentlich der vortreffliche Kurfürst Karl Ludwig († 1680), der Wiederhersteller und letzte wahre Landesvater der Kurpfalz. Eine seiner ersten Maßregeln nach Einsetzung in sein Land (1649) war die Neubestellung des reformirten Kirchenraths und die Verkündigung der alten Kirchen- und Schulordnung; er sorgte, daß nicht nur alsbald die Pfarreien und Volksschulen (in Städten wie Kaiserslautern, Neustadt rc. auch besondere „Mägdlein-Schulen" mit Lehrerinnen) soweit erforderlich besetzt, sondern auch, außer den Heidelberger Anstalten, das Casimirianum zu Neustadt, das Pädagogium zu Frankenthal und die Lateinschule zu Kaiserslautern wieder errichtet wurden, wobei freilich die unzureichenden Geldmittel sowie der Mangel an einer genügenden Zahl gebildeter Kirchen- und Schuldiener das Gedeihen der Anstalten anfangs beeinträchtigten. Nur die ganz neu gegründete pfälzische Hochschule, deren feierliche Einweihung am 1. Nov. 1652 ein Festtag für das gesammte Land war, erhob sich nochmals auf kurze Zeit zu ihrem vollen Glanze.

Auch in Pfalz-Zweibrücken wurden die Schulen allmählich reorganisirt.

Für das eingegangene Hornbacher oder Zweibrücker Gymnasium hatte Herzog Friedrich schon 1641 in seiner provisorischen Residenz Meisenheim einen nothdürftigen Ersatz geschaffen, indem er die dortige Lateinschule durch Anstellung eines dritten Lehrers erweiterte. Erst 1652 ward das Gymnasium nach Zweibrücken zurückverlegt; allein auch hier hemmten die ärmlichen äußern Verhältnisse, die beschränkte Zahl (drei) und die geringe Befähigung der Lehrer dessen Fortgang. Es zählte selten über 30 Zöglinge, darunter 6—8 Alumnen, die, wie vorher zu Meisenheim, in der herzoglichen Küche gespeist wurden. Ein frischeres Leben kam mit Herzog Friedrich Ludwig (1661—1681) in das zweibrückische Schulwesen: tüchtigere Lehrer wurden an dem Gymnasium, sowie an den Lateinschulen zu Kusel und Bergzabern angestellt, das ganz verfallene Volksschulwesen wurde geordnet und die Aufsicht über den Unterricht dem neuerrichteten reformirten Consistorium übergeben. — Ebenso machte in den kleineren pfälzischen Ländern die Wiederherstellung der Schulen freudige Fortschritte. Allein auch dem pfälzischen Schulwesen hatte die vom Pfalzgrafen Friedrich Ludwig im Ottoheinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses vernommene, unheildrohende Stimme gegolten: „O wehe dir Pfalz!"

Ueber das unglückliche Land, schon seit 1664 der Schauplatz verheerender Kämpfe, kam eine Zeit so schrecklich wie der kaum überstandene Krieg, aber weit verderblicher in seinen Folgen, veranlaßt durch die Ländergier des „allerchristlichsten" Königs Ludwig XIV. von Frankreich. Wie dessen mordbrennerische Horden von 1673 bis 1679, dann während der schmachvollen Reunionen, im Orleans'schen Krieg und später in unserer Heimath gewüthet, wie sie in einer seit der Hunnen- und Vandalenzeit nicht mehr erlebten Weise den Befehl ihres Herrn: de brûler le Palatinat, ausgeführt, keine Stadt, kein Dorf verschont und das Land zu einer völligen Wüste gemacht haben: das ist als ewiges Schandmal jenes verruchten Fürsten in die Blätter der Weltgeschichte eingetragen. Das barbarische Werk sollte aber durch Religionseifer geheiligt werden. Deßhalb waren den französischen Heeren ganze Schaaren von Mönchen, namentlich von Bettelmönchen, gefolgt, die sich unter dem Schutze der fremden Bajonette an vielen Orten ansiedelten (Franziskaner in Homburg und Kaiserslautern, Kapuziner in Grünstadt, Bergzabern, Frankenthal und Neustadt) und die Bekehrung der ketzerischen Bevölkerung in ihrer Weise durchführten. Allenthalben wurden die protestantischen Kirchen- und Schulgüter weggenommen, zahlreiche Prediger und Lehrer gefangen fortgeführt, die meisten übrigen verjagt und namentlich im Oberamt Germersheim, das Frankreich für immer zu anneriren gedachte, alle Pfarr- und Schulhäuser sowie das ganze Kirchenvermögen den Mönchen übergeben. Dadurch hörte natürlich der Unterricht fast überall von selbst auf, ehe noch die Brandfackeln der Franzosen auch die Schulgebäude in

Asche legten. Ein Befehl des Intendanten de la Goupillière, der von Homburg aus das eroberte Land verwaltete, führte 1694 in allen protestantischen Kirchen das Simultaneum ein, das bis heute eine Quelle zahlreicher Streitigkeiten in den Gemeinden ist. Die gewaltsamen kirchlichen Veränderungen erhielten 1697 durch die erschlichene Klausel zu Art. IV des Ryswicker Friedens (Religione tamen catholica Romana in locis sic restitutis in statu quo nunc est remanente) staatsrechtliche Bestätigung. Während aber protestantische Regierungen dieselbe nur auf die freie Religionsübung der Katholiken bezogen, das Kirchen- und Schulgut aber den Protestanten zurückgaben, so daß die neu eingesetzten katholischen Pfarrer später als sogenannte „Königspfarrer" durch eine französische Besoldung von je 300 Livres jährlich erhalten werden mußten; gaben katholische Regenten der Klausel die weiteste Ausdehnung, organisirten gegen ihre protestantischen Unterthanen einen unerhörten Glaubensdruck und zerrütteten mit dem Kirchen- zugleich das Schulwesen, bis endlich die freiheittrunkenen Söhne desselben Frankreichs der das geistige und sittliche Leben des Volkes benachtheiligenden „Mönchs- und Schreiberherrschaft auch bei uns ein Ende machten.

Drittes Kapitel.

Vom Ryswicker Frieden bis zur französischen Revolution.

a) Kurpfalz.

Das traurigste Bild einer kirchlichen und politischen Mißregierung bot die Kurpfalz, die nach dem Aussterben der Simmer'schen Linie 1685 an die katholischen Neuburger Pfalzgrafen gefallen war. Während bis dahin Regenten, Kirche und Bevölkerung gewetteifert hatten, durch Hebung des Unterrichts die Bildung und damit das Wohl des Landes zu fördern, stellten sich die schwachen, von Jesuiten mißleiteten Kurfürsten des 18. Jahrhunderts der großen Mehrzahl ihrer Unterthanen, welche die zugemuthete Glaubensänderung verweigerten, feindselig gegenüber und nahmen sich insbesondere des Schulwesens derselben nicht nur nicht an, sondern suchten sogar dessen Gedeihen durch die unlautersten Mittel zu verhindern. Schon 1698 erklärte Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716), unter welchem entgegen dem Haller Receß und den feierlichsten Versprechungen die rücksichtslose Gegenreformation begann, die noch übrigen protestantischen Kirchen mit den dazu gehörigen Gütern, Schulen rc. für simultan, während die von den Katholiken in Besitz genommenen ungetheilt blieben; die auch zum Unterhalt der Schulen bestimmten reformirten geistlichen Güter entzog er der bisherigen Verwaltung und unterstellte sie einer gemischten Commission, welche die Gefälle größtentheils zu katholischen Cultuszwecken ver-

wendete und deßhalb nicht nur sämmtlichen reformirten Kirchen- und Schuldienern die Besoldungen weit über die Hälfte minderte, sondern auch binnen zweier Jahre 60—70 reformirte Pfarrer und über 150 Lehrer, darunter die Mehrzahl in den linksrheinischen Aemtern, entließ, wobei den Gemeinden aufs strengste untersagt wurde, die eingezogenen Schulen aus eigenen Mitteln wieder zu bestellen. Das Casimirianum zu Neustadt, das einzige vom Kriege verschonte Gymnasium der Reformirten, übergab der Kurfürst 1698 den überdieß mit reformirtem Kirchengut reichbeschenkten Jesuiten, nachdem er den Rector Andreä und die drei übrigen Lehrer daraus hatte vertreiben lassen. Der Kirchenrath verlor alle Rechte und ging endlich völlig ein. Da die Gewissensfreiheit täglich mehr unterdrückt und die Bekehrung der Protestanten durch harte Geld- und Gefängnißstrafen, ja selbst, vor allem im Oberamt Germersheim, durch Militärgewalt (Dragonaden) erzwungen wurde, so daß jährlich Tausende der wohlhabendsten Pfälzer die Heimath verließen, nahmen sich endlich die protestantischen Mächte Europas der bedrängten Unterthanen an. Allein mehrjährige Unterhandlungen am pfälzischen Hof zu Düsseldorf blieben fruchtlos und erst als König Friedrich I. von Preußen zu Repressalien gegen die katholischen Kirchen und Klöster seines Landes schritt, kam im Nov. 1705 zwischen ihm und dem Kurfürsten ein Interimsvergleich zu Stande, der unter dem Namen der kurpfälzischen Religionsdeclaration bekannt ist.

Diese Declaration, in welcher zunächst den drei christlichen Confessionen in der ganzen Kurpfalz und speciell im Oberamt Germersheim vollkommene Gewissensfreiheit zugesagt wurde, bestimmte bezüglich der Schulen im wesentlichen Folgendes: Das Simultaneum ward aufgehoben, dagegen sollten Kirchen, Schulen und deren sämmtliche Gefälle so getheilt werden, daß die Katholiken $^2/_7$, die Reformirten $^5/_7$ erhielten; die geistlichen Güter, mit Ausnahme jener im Oberamt Germersheim, deren reiche Erträgnisse den Katholiken ausschließlich verblieben, sollten durch eine gemischte Administration verwaltet und von ihren Gefällen den Reformirten ebenfalls $^5/_7$ eingeräumt, die übrigen $^2/_7$ aber zur freien Verfügung des Kurfürsten gestellt werden; der Kirchenrath solle nach der Ordnung von 1564 reorganisirt werden und den Protestanten künftig die Errichtung von Schulen, sowie das Schulhalten an katholischen Feiertagen unverwehrt sein; alle von den Reformirten 1685 besessenen Gymnasien, Lateinschulen 2c., oder in den zerstörten Städten deren Plätze, mit allen Gefällen, speciell das Sapienzcolleg und die Neckarschule in Heidelberg (beide 1688 eingegangen), das Casimirianum in Neustadt, das Pädagogium in Frankenthal u. a. sollten den Reformirten ausschließlich bleiben, und endlich in der theologischen Facultät der seit der Zerstörung Heidelbergs (Mai 1693) aufgelösten Hochschule jederzeit zwei reformirte Professoren angestellt werden, „damit auch Unsere vormahls so berühmte Universität zu Heydelberg umb so viel eben-

der wieder in vorigen Flor und Frequentz gerathen, gesamten Religionen auch in allen Facultäten zu profitiren Gelegenheit gegeben werden möge."

Obgleich später das Corpus Evangelicorum und selbst der Kaiser die Religionsdeclaration zu genehmigen verweigerten, weil dieselbe dem westphälischen Frieden widerspreche und die pfälzische reformirte Kirche allzusehr benachtheilige, so behielt sie doch fortan rechtliche Geltung und die Reformirten würden sie, dem vorausgegangenen Terrorismus gegenüber, für einen großen Gewinn erachtet haben, wenn sie nur auch factisch zur Ausführung gekommen wäre. Allein einestheils erhielten diese bei der Theilung statt der ausbedungenen fünf Siebentel nicht einmal die Hälfte des Kirchenvermögens, so daß sie die geschmälerte Zahl ihrer Kirchen und Schulen noch mehr reduciren und selbst im Ausland collectiren mußten; anderntheils dauerten die Entziehungen reformirten Kirchenguts zu Gunsten der Jesuiten und Bettelmönche (der seit 1705 entzogene Besitz wurde 1789 auf $2^1/_2$ Millionen Gulden Capital und über 700,000 fl. Zinsen berechnet), sowie die alten Glaubensbedrückungen unverändert fort und die Klagen bei den evangelischen Ständen nahmen während des ganzen Jahrhunderts kein Ende. Unter dem Kurfürsten Karl Philipp (1716—1742), der auch den Heidelberger Katechismus zu unterdrücken suchte, mehrten sich die Gewaltthätigkeiten wieder der Art, daß England, Preußen und Hessenkassel nach vergeblichen Vermittlungsversuchen 1719 abermals den traurigen Weg der Repressalien gegen die Katholiken einschlugen. Allein weder diese Maßregel, noch die Absendung eines Gesandten der evangelischen Stände nach Heidelberg zur Ueberwachung der pfälzischen Regierung, noch die wiederholten strengen Befehle des Kaisers vermochten den auf dem protestantischen Kirchen- und Schulwesen lastenden Druck wesentlich zu erleichtern; kaum den schreiendsten Klagen ward Abhülfe gewährt. Nur begann man — und so blieb es auch während der langen Regierung Karl Theodors (seit 1742), des letzten pfälzischen Kurfürsten, — offene Gewalt zu vermeiden, um stiller, aber desto consequenter und nachhaltiger die Politik der Unterdrückung fortzuführen. Namentlich war das Streben der Regierung auf den finanziellen und moralischen Ruin des Calvinismus gerichtet und hiezu diente besonders die Corruption der geistlichen Güter-Administration und des reformirten Kirchenraths, die bald den Ruf genossen, die schlechtesten und lüderlichsten Behörden in der durchaus verdorbenen kurpfälzischen Bureaukratie zu sein. Der Personalstand der ersteren wurde allmählich von 12 auf 99 Beamten, darunter 28 Räthe, vermehrt, so daß die Verwaltungskosten, die im Jahre 1707 bloß 5915 fl. betrugen, 1776 bereits mindestens 87,000 fl., weit über die Hälfte aller Einnahmen, verzehrten. Aber auch mit dem Rest wurde auf das Gewissenloseste umgegangen; für Kirchen und Schulen blieb kaum der sechste Theil des früheren Einkommens übrig, und während die obern Beamten sich be-

reicherten, mußten Geistliche wie Lehrer oft Jahre lang auf ihre spärlichen Besoldungen warten. Ebenso wurde der zugleich die oberste Schulbehörde bildende Kirchenrath mit einer übergroßen Zahl (z. B. statt 6 Räthe deren 18) meistens in jeder Hinsicht unwürdiger und feiler Glieder bestellt, welche die Simonie als einträgliches Geschäft betrieben, indem sie Pfarr-, Professoren- und Lehrerstellen nicht bloß um baares Geld verkauften, sondern förmlich und öffentlich an die Meistbietenden versteigerten. Arme Candidaten konnten selbst bei anerkannter Tüchtigkeit kein Amt erhalten und mußten meistens ihr Unterkommen im Ausland suchen.[1] Als gegen dieses Treiben die Pfarrconvente (Synoden) laut ihre Stimme zu erheben wagten, wurden sie 1754, und zwar auf Anregung des Kirchenraths selbst, bei Cassationsstrafe verboten. Letzterer erhielt indessen gegen 1770 einzelne gewissenhafte Glieder, welche die auffallendsten Mißstände abzustellen suchten.

Unter diesen Umständen und da zudem den Protestanten jede Aussicht auf eine Staatsanstellung abgeschnitten war, indem sich trotz ihres numerischen Uebergewichtes ($^5/_7$ der Bevölkerung) in dem zahllosen kurpfälzischen Beamtenheer selten mehr als ein halbes Dutzend Nichtkatholiken befanden[2] — begreift es sich, daß deren Unterrichtsanstalten weit hinter den Forderungen der Zeit zurückblieben. Aber auch die katholischen Schulen standen auf einer höchst niedrigen Stufe; die Regierung hatte zwar aus confessionellen Gründen überall solche errichten lassen, allein aus dem reichen katholischen Kirchenvermögen floß ihnen wenig zu und die Kurfürsten, so ungeheure Summen sie an Kirchen, Klöster und Mönche verschwendeten, blieben gleichgültig bei der Verkümmerung des Jugendunterrichts.

Was die Volksschulen betrifft, so behauptete die alte reformirte Schulordnung im wesentlichen ihre Geltung. Die Schulen waren kirchliche Anstalten und wurden von den Kirchenbehörden beaufsichtigt und geleitet, während sich die Regierung darauf beschränkte, allgemeine Vorschriften zu ertheilen. An wohlmeinenden und zweckmäßigen Verordnungen dieser Art hatte es niemals gefehlt und namentlich häuften sie sich, als unter Karl

---

[1] Ein in dieser Weise aus der Heimath vertriebener Pfarrcandidat, Daniel Bernhard aus Frankenthal, machte in Holland und Batavia als Kaufmann sein Glück, und stiftete bei seinem Tode (etwa 1761) mit 9000 Pfund Sterling ein Stipendium an der Universität Utrecht für Theologie-studirende reformirte Pfälzer, um auf diese Weise seiner Mutterkirche wissenschaftlich gebildete Geistliche zu sichern. Von dieser Stiftung erhalten noch jetzt jährlich 12—14 in Utrecht studirende Pfälzer Stipendien von je 400—500 fl., in Folge dessen ein großer Theil der protestantischen Pfarrer und Studienlehrer der Pfalz die academische Bildung in Holland erworben hat.

[2] Dieß ging sogar soweit, daß in den Dörfern nicht selten der einzige Katholik, und wenn derselbe auch der Schweinhirt oder der einzige Bettler des Ortes war, zum Schultheißen gemacht wurde.

Theodor in den sechziger und siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein etwas frischerer Geist in das kurpfälzische Staatswesen eindringen zu wollen schien. Schon 1722 hatte ein Regierungsbefehl, der später häufig wiederholt ward (1766, 1771, 1776 rc.), die Unterrichtszeit auf das ganze Jahr ausgedehnt: in Städten sollte Winters und Sommers, Vor- und Nachmittags, in Dörfern aber im Sommer, mit Ausnahme der verschiedenen Ernteferien, wenigstens 2 bis 3 Stunden täglich Schule gehalten werden. Zum Schulbesuch waren Knaben wie Mädchen vom 7.—15. Lebensjahre[1]) verpflichtet und alljährlich erschienen die strengsten Verordnungen gegen nachlässige Eltern. Nach einer 1777 wiederholt eingeschärften Verordnung wurden die Schulversäumnisse fast in derselben Weise behandelt wie heute: auf Grund der vom Lehrer aufgestellten und vom Pfarrer beglaubigten Listen hatten die Kirchenvorstände am ersten oder zweiten Sonntage jeden Monats die Strafen festzusetzen, die 4 kr. für jede böswillige Schul- und 10 kr. für jede Christenlehr-Versäumniß betragen sollten; aber auch besondere Unarten der Schüler wurden in gleicher Weise mit Geld (1—3 fl.) oder Leibesstrafe (Ruthe oder Thurm) geahndet; die Controle übten bezüglich der protestantischen Schulen die Inspectoren, bezüglich der katholischen die weltliche Obrigkeit (Oberämter rc.). — Arme Kinder waren nicht allein von Bezahlung des Schulgeldes befreit, sondern nach einer Verordnung von 1751 mußten ihnen auch aus Gemeinde- oder Kirchenmitteln die nöthigen Bücher und Schreibmaterialien, ja selbst Kleider angeschafft werden. (In ähnlicher Weise ward in allen übrigen Ländern der heutigen Pfalz den Armen der Schulbesuch erleichtert.) Der Unterricht beschränkte sich auf Religion, Singen, Lesen, Schreiben und später in den besseren Schulen auf die Anfangsgründe der Rechenkunst, wobei es jedoch an einem bestimmten Lehrplan fehlte. Ueber Methode, Fleiß und Disciplin der Lehrer sollten die Ortsgeistlichen und Kirchenvorstände regelmäßig wachen und daher die Schulen häufig besuchen. Die jährlichen, gewöhnlich gegen Ostern stattfindenden Prüfungen, bei denen schon frühe das Vertheilen von Examenprezeln an die Schulkinder üblich war, hatten die Inspectoren, resp. Dechanten vorzunehmen und über das Ergebniß an die betreffende Kirchenbehörde (ref. Kirchenrath, luth. Consistorium, kath. Vicariat) zu berichten. — Da auch die Zahl der Schulen eine verhältnißmäßig große war, indem sich im Jahr 1775 in den 671 Städten, Flecken und Dörfern des Landes über 800 Schulen, darunter etwa 460 reformirte, befanden, d. h. auf je 350 Einwohner eine Schule kam, so hätte der Volksunterricht

[1]) In Frankenthal errichtete 1772 die Polizeicommission auch eine Kleinkinderschule, die „Weiberschule der drei Religionen," zu deren Besuch alle Kinder von 4—7 Jahren bei 30 Thlr. Execution verpflichtet wurden, wogegen aber die Protestanten remonstrirten.

schöne Früchte bringen können, wenn eben die zahlreichen „Schulbefehle" nicht bloßes Papier geblieben wären. Denn an ihre Befolgung und Durchführung war bei der Verderbniß des Beamtenthums und der Zerrüttung des Kirchenwesens nicht zu denken und in Wirklichkeit befanden sich die Volksschulen aller drei Confessionen in gleich kümmerlichem Zustand. Die Schulhäuser waren in der Regel die elendesten Gebäude der Gemeinden und von den Lehrergehalten nur wenige gut, mehrere mittelmäßig, die meisten überaus ärmlich. „Wenn aber — so schrieb 1780 ein Pfälzer — der Schullehrer, um sich und seiner hungrigen Familie Brod zu verschaffen, als Taglöhner den Karst und den Dreschflegel schwingen muß, so kann man sich leicht einen Begriff von dem Unterricht machen, der von ihm zu erwarten ist." Ebenso fehlte es an einer genügenden Vorbildung des Lehrerstandes, für den eine besondere Erziehungsanstalt nicht bestand; denn ein 1778 zu Heidelberg begonnener Unterrichtskurs für reformirte Schulcandidaten (Normalvorlesung) hörte aus Mangel an Geldmitteln bald wieder auf. In der Regel erfolgte die Vorbereitung der Candidaten, wenn eine solche überhaupt stattfand, an einer Lateinschule oder bei einem ältern Lehrer; über die erlangten Kenntnisse mußten sie sich sodann in einer Prüfung vor den obersten Kirchenbehörden, von denen auch die Anstellungen ausgingen, ausweisen. — Der Einfluß der Geistlichkeit war dem Schulwesen wenig förderlich. Denn in den protestantischen Kirchen fehlten in Folge des langen Drucks die sittliche Kraft und der freudige heilige Trieb, sich des Volksunterrichts mit Ernst und Eifer anzunehmen, und wenn dieß zuweilen doch geschah, so suchte es die weltliche Behörde auf alle Weise zu erschweren; gar häufig begegnet man in den Religionsbeschwerden der Klage, daß der Kirchenrath in seinem Disciplinarrecht gegen unwürdige Lehrer gehindert werde. In der katholischen Kirche aber übten, wie am Hof und in allen Staatsverhältnissen, Mönche und französische Abenteurer den entscheidenden Einfluß, während die einheimische Geistlichkeit auffallend zurückgesetzt wurde; selbst die wichtigsten Pfarreien, namentlich in den Städten, waren den Kapuzinern und Franziskanern anvertraut und diese qualificirten sich, wie begreiflich, schlecht zu Aposteln der Volksbildung; vielmehr ging von ihnen ein über alle Begriffe grasser Aberglauben aus, gegen den vernünftige Geistliche, wie z. B. der durch die erduldeten Verfolgungen bekannt gewordene Pfarrer Trunk in Bretten, vergebens ankämpften. Unwissenheit und Rohheit verbreiteten sich daher mehr und mehr in Städten und Dörfern; auch der Volkscharakter litt Noth und nur in wenigen Gemeinden erhielt sich etwas von dem geweckten frischen Geist der früheren Zeiten.

Die Juden, deren es zuletzt in Kurpfalz gegen 800 Familien gab, besaßen nirgends Schulen; die wohlhabenderen waren daher auf Hauslehrer angewiesen, während der größere Theil der jüdischen Jugend ohne allen Unterricht aufwuchs.

Von höhern Unterrichtsanstalten besaßen die Reformirten in Folge der Religionsdeclaration die Gymnasien zu Neustadt (Casimirianum), Heidelberg, Mannheim und Kreuznach, das Pädagogium zu Frankenthal und neun lateinische Trivialschulen, darunter die erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wiederhergestellte Schule in Kaiserslautern. An jedem der aus vier Classen bestehenden Gymnasien wirkten drei Lehrer, während jede der übrigen Anstalten nur einen Lehrer (Rector) hatte. Die Aufgabe der Gymnasien und des Pädagogiums bestand darin, die Schüler zur Universität vorzubereiten; mißbräuchlich gingen häufig auch die Zöglinge der Lateinschulen direct zu den Universitätsstudien über. — Wenn nicht zufällig ein tüchtiger Mann mit Selbstaufopferung eine Schule hob, so erwiesen sich Unterricht wie Erziehung als ungemein mangelhaft. Denn obwohl die Instruction den Rectoren vorschrieb, „die Jugend mehr zur Schärfung des Judicii als zur Beschwerung der Memorie anzuhalten," so war doch ein todter Gedächtnißkram vorherrschend; die Dressur des Lateinischen machte fast den ganzen Unterricht aus, Griechisch wurde nur in den obern Classen wöchentlich einige Stunden getrieben, Rhetorik und Logik beschränkte sich auf Memoriren magerer Compendien; die Realien dagegen, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie, die namentlich in den von Bürgersöhnen häufig besuchten Lateinschulen nöthig gewesen wären, wurden ganz vernachlässigt. Verhältnißmäßig den besten Ruf genoß das von 10—12 Schülern besuchte Pädagogium zu Frankenthal, an dem sich besonders der letzte Rector, Lebachelle, Verdienste erwarb. Ebenso rühmte man noch die Gymnasien zu Neustadt und Kreuznach, während jene in Mannheim und Heidelberg so sehr darniederlagen, daß durch eine Anzahl von Eltern 1778 in beiden Städten vorübergehend Philanthropine errichtet wurden. Auch die Einrichtung, daß den Herbstprüfungen an sämmtlichen Anstalten ein oder zwei Mitglieder des Kirchenrathes als Commissäre beiwohnten, war bei der schlechten Besetzung dieser Behörde ohne Nutzen. — Das Sapienzcolleg, die Erziehungsanstalt der Geistlichen und Präceptoren, zeigte keine Spur der früheren Blüthe; da sein Vermögen ihm nicht zurückerstattet worden war, mußte es durch Beiträge der Pfarrer und Kirchenalmosen erhalten werden. Die früheren Vorlesungen unterblieben und die Zöglinge genossen bloß Wohnung und leibliche Verpflegung.

Die Lutheraner ($^1/_7$ der Bevölkerung), deren Theologen während der Religionsstreitigkeiten eine zweideutige Rolle spielten, wurden durch die Religionsdeclaration auf den Besitzstand von 1624 beschränkt und entbehrten daher fast jeden Kirchenvermögens. Sie gründeten 1711 eine Lateinschule in Mannheim, die einen Lehrer und selten über 20 Schüler hatte und unter der Aufsicht des 1699 errichteten Consistoriums stand.

Die höheren Unterrichtsanstalten der Katholiken waren ausschließlich den Mönchen anvertraut. In Kaiserslautern unterhielten die Franzis-

kaner seit 1727 eine mit zwei Lehrern besetzte lateinische Schule, für welche die Stadt ein Schulhaus bauen mußte, die aber bei der wissenschaftlichen Untüchtigkeit der damaligen Bettelmönche niemals zu besonderer Bedeutung gelangte. Fast 30 Jahre vorher hatten auf Befehl des Kurfürsten Johann Wilhelm die Jesuiten im Casimirianum zu Neustadt ebenfalls eine Lateinschule errichtet, die sie nach 1705 in ihrem neuerbauten Collegium fortführten; sie zählte, gleich der erstgenannten, fünf Classen und nur wenige Schüler. Hervorragender waren die von demselben Orden geleiteten Gymnasien in Mannheim und Heidelberg. (Das kath. Gymnasium in Kreuznach hatte drei Carmeliter zu Lehrern.) Die Methode an den pfälzischen Jesuitenschulen war dieselbe wie überall; eine ängstliche Scheu vor nationaler Wissenschaft zeichnete den Unterricht aus: lateinisch waren alle Lehrbücher, selbst jene für die ersten Anfänger, und die Muttersprache blieb ganz unbeachtet; als ein Lehrer des Mannheimer Gymnasiums die Nationalliteratur in den Unterricht hineinzuziehen suchte, wurde er vom Orden alsbald entfernt. Da auch an dem französisch übertünchten Hofe deutsches Wesen geächtet war, so konnte ein damaliger pfälzischer Schriftsteller behaupten, es werde schwer sein, vor dem Jahr 1760 auch nur ein einziges in Kurpfalz gedrucktes Blatt zu finden, das richtig und mit Geschmack in deutscher Sprache geschrieben sei. Der Kanzleistyl vollends war in ein förmliches Kauderwälsch ausgeartet. Nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) schien den katholischen Schulen eine zeitgemäße Reform bevorzustehen, indem der Unterricht, statt fremden, für das Landeswohl gleichgültigen Mönchen, nunmehr theilweise der einheimischen Weltgeistlichkeit übertragen wurde. Allein schon 1781 übergab Kurfürst Karl Theodor die ehemaligen Jesuitenschulen einem andern Orden, den französischen Lazaristen, gegen deren Berufung selbst die Landesbischöfe Bedenken erhoben. Gränzenlose Unwissenheit, Dünkel, Lüderlichkeit und die schamloseste Habsucht waren die Haupteigenschaften der meisten dieser Fremdlinge, denen zu einer Zeit, in welcher sich allenthalben in Deutschland ein pädagogischer Aufschwung bemerkbar machte, ein deutscher Fürst die Erziehung und Bildung deutscher Knaben und Jünglinge anvertraute! Die Anstalten waren bald finanziell ruinirt, Gelder und Bibliotheken, namentlich auch jene des Neustadter Collegiums, wurden nach Frankreich verschleppt und der Unterricht wie die Zucht lagen ganz darnieder. Insbesondere die Schule zu Neustadt, die einen Professor und 8—12 Schüler hatte, wird in einer damals erschienenen Schrift über den Lazarismus als „erbärmlich schlecht" bezeichnet; sie scheine „bloß dazu geeignet zu sein, um manchen Vater zu befriedigen, der seinen Sohn über die gemeine Menschenclasse erheben und zum Schulmeister bilden lassen will. Weßwegen er fordert, daß der Knabe einige Schulen studiren, d. i. lateinisch lesen und schreiben, das Latein radbrechen und lateinisch sich geberden lernen soll. Mehr wird in Neustadt

nicht gethan." — Zur Erziehung der katholischen Geistlichen des Landes errichtete Kurfürst Karl Philipp 1730 in Heidelberg ein reichdotirtes Klerikalseminar, dessen Leitung er den Jesuiten übergab. Auch es fiel in die Hände der Lazaristen und litt unter deren ungeschickter und roher Behandlung, bis die Revolution endlich die allgemein gehaßten Fremdlinge aus dem Lande fegte. — Von andern Lehranstalten ist nur noch die „Handlungsschule" oder Philanthropine zu nennen, welche Karl Theodor 1779 in der durch ihn zu neuem Aufschwung gebrachten Fabrik- und Handelsstadt Frankenthal zugleich mit einem ähnlichen weiblichen Erziehungsinstitut errichtete.

An der Universität Heidelberg sammelten sich erst 1705 wieder einige Professoren. Gleich damals fanden auch die Jesuiten Zutritt und erhielten bald darauf von Kurfürst Karl Philipp alle Lehrstühle der philosophischen und die meisten der theologischen Facultät, während die übrigen theologischen Professuren, abgesehen von den reformirten, den Bettelmönchen eingeräumt wurden. Spitzfindigkeiten mönchischer Scholastik bildeten daher die Summe der hier gelehrten Weisheit und da zudem die strengsten Censurgesetze (1719) jede freiere Regung verhinderten, so herrschte an der nur äußerst schwach frequentirten Hochschule eine vollständige geistige Erschlaffung. Erst Kurfürst Karl Theodor that Manches zu ihrer Hebung, indem er besonders der juristischen und medicinischen Facultät tauglichere Lehrkräfte zuwies. Allein obgleich sich auch unter den Jesuiten zuweilen gründlich gebildete, ja in einzelnen Fächern, z. B. Astronomie, selbst ausgezeichnete Männer befanden, so stand die Universität doch dem wissenschaftlichen und literarischen Aufschwung der Nation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fremd und feindselig gegenüber, und als gar seit 1782 unwissende, meistens der deutschen Sprache unkundige Lazaristen in raschem Wechsel die wichtigsten Lehrstühle einnahmen, konnte trotz des Glanzes, womit die Hochschule 1786 ihr viertes Säcularfest beging, eine damalige Literaturzeitung sie mit einer „runzlichten Dame" vergleichen, die hoffnungslos auf ihre verlorenen Reize zurückblicke.

Eine nicht unwichtige Vermehrung ging ihr indessen aus der heutigen Pfalz zu. In Kaiserslautern hatte nämlich 1769 der Apotheker Riem, ein eifriger Imker, zur Verbreitung und Verbesserung der Bienenzucht eine Gesellschaft gebildet, die bald die Hebung der pfälzischen Landwirthschaft überhaupt zum Gegenstand ihres Strebens machte und 1770 als „kurpfälzische physikalisch-ökonomische Gesellschaft" von Karl Theodor bestätigt ward. An ihrer Spitze stand als Präsident der Pfalzgraf und spätere Herzog Karl August von Zweibrücken, als Director der Schöpfer des botanischen Gartens in Mannheim, Hofrath Frd. Kas. Medicus; zu ihren Ehrenmitgliedern gehörte neben mehreren Regenten auch Pfalzgraf Max Joseph, der spätere Kurfürst und König. Die Gesellschaft fand in

ihrer praktischen wie literarischen Thätigkeit gleich große Anerkennung und auch die von Mitgliedern gehaltenen öffentlichen Vorträge wurden so beifällig aufgenommen, daß sie 1774 in Kaiserslautern eine förmliche landwirthschaftliche Lehranstalt gründete, die am 25. August 1777 unter dem Namen Cameralschule in eine Staatsanstalt mit dem Rang und der Einrichtung einer Academie umgewandelt wurde. Gg. Anton Suckow aus Jena, der sie eingerichtet, und der Director Medicus wurden als Professoren der Naturwissenschaft, F. P. Wundt und Schmidt für Finanz- und Staatswesen, Melzheimer und Schneider für Belletristik, und der bekannte Jung-Stilling für Land- und Forstwissenschaft, Vieharzneikunde [1]) u. s. w. angestellt. Da nicht nur die Professoren von wissenschaftlichem Eifer erfüllt waren, sondern auch jeder, der in Kurpfalz einen Cameraldienst erhalten wollte, mindestens ein halbes Jahr den Vorlesungen an der Anstalt beiwohnen mußte, so hatte dieselbe einen erfreulichen Fortgang und befand sich in einem blühenden Zustande, als sie im Herbst 1784 nach Heidelberg verlegt und als eine selbstständige Facultät unter dem Namen „Staatswirthschafts hohe Schule" mit der Universität vereinigt wurde.

Ungeachtet der Mangelhaftigkeit ihrer Schulen entbehrte die Kurpfalz doch nicht des Zusammenhangs mit dem geistigen Leben der Nation. Namentlich das Streben Karl Theodors, durch äußere Unterstützung der Künste und Wissenschaften seinem Hofe einen besondern Glanz zu verleihen, ist nicht ohne erfreuliche Resultate geblieben. Mit einem Aufwand von 35 Millionen Gulden stellte er Künstlern und Gelehrten reiche Hilfsmittel zu Gebote; mit den Gemälde- und Antiken-Gallerien zu Mannheim wurde eine Zeichnungs- und Bildhauer-Academie, mit dem anatomischen Theater ein chirurgisches Collegium, eine Hebammen- und eine Krankenwärterschule verbunden; ein Münzcabinet, Naturaliensammlungen, ein botanischer Garten, eine Sternwarte unterstützten gelehrte Bestrebungen. Den größten Glanz erreichte aber die 1763 gestiftete „pfälzische Academie der Wissenschaften," welche ihren Sitz ebenfalls in Mannheim erhielt und sich namentlich um die Erforschung der pfälzischen Landesgeschichte Verdienste erwarb. Unter ihren Mitgliedern befanden sich auch viele Angehörige der heutigen Pfalz: Joh. Jakob und Kasimir Häffelin aus Minfeld, Jakob Hemmer aus Horbach bei Landstuhl, Gg. Chr. Crollius aus Zweibrücken, Joh.

[1]) Ven letzterer verstand zwar Jung bei seiner Vocation nichts, allein er meinte, wie er in seinem „häuslichen Leben" schreibt, dieselbe sei „ihm als praktischem Arzt leicht;" ganz ebenso wie Lennigs „reicher Bauer," der bei der Wahl des Fachstudiums für seinen Jergel auch die Medicin für nicht ganz verwerflich erachtete, denn

„Do nimmt er ab mei' Geil als in die Kur,
„Mer han jo doch all ahnerlah Natur."

Mart. Kremer zu Gaugrehweiler, Löbel zu Speier, Suckow zu Kaiserslautern u. s. w., deren Arbeiten zu den bedeutendsten Abhandlungen in den Actis Academiae Palatinae gehören. Ebenso war das linke Rheinufer unter den Siegern bei den jährlichen Preisaufgaben zahlreich vertreten. — Der genannte Academiker und Hofcaplan Hemmer († 1788), der erste Verbreiter des Blitzableiters am Rhein, gab durch mehrere Schriften über die deutsche Sprache, worin er den niedrigen geistigen Zustand der Kurpfalz ungeschminkt schilderte, Anlaß zur Gründung eines andern gelehrten Instituts, „der deutschen Gesellschaft" in Mannheim (1775), deren Zweck dahin ging, die neu aufgeblühte deutsche Literatur dem pfälzischen Lande zugänglich zu machen. Die aus den intelligentesten Männern des In- und Auslands bestehende Gesellschaft entwickelte eine lebhafte, freilich durch die Censur vielfach gehemmte schriftstellerische Thätigkeit, und vorzugsweise ihr Einfluß war es, welcher das Mannheimer Hoftheater der Nationaldichtung gewann und zur damaligen bedeutendsten Bühne Deutschlands machte.

Alle diese Anstalten vermochten jedoch auf die Hebung der Volksbildung nur wenig einzuwirken, da ihr Einfluß durch den mönchischen Geist des Hofes und der Regierung, namentlich seit Karl Theodors Uebersiedelung nach München, paralysirt ward.

b) Fürstenthum Zweibrücken.

Einer größern Fürsorge von Seiten der Regierung erfreuten sich die Schulen in Pfalzzweibrücken, die deßhalb auch trotz der beschränkten Mittel des Landes einen höheren Stand der Vollkommenheit erreichten. Das Zweibrücker Gymnasium hatte nach seiner Rückkehr aus Meisenheim sich kaum zu erholen begonnen, als es durch die Verheerungen der Franzosen 1676 zur abermaligen Flucht nach jener Stadt genöthigt wurde, um dort in trauriger Zeit ein selbst durch die Bemühungen der vortrefflichen Administratorin Charlotte Friederike (1693—1698) nicht viel gebessertes kümmerliches Dasein zu fristen. Nach Herstellung des Friedens, der das Land mit der Krone Schweden verband, siedelte das Gymnasium unter dem von König Karl XII. eingesetzten schwedischen Gouvernement 1706 zum dritten Mal nach Zweibrücken über. Hier wollte die neue Regierung nach einem schon früher gehegten Plane zugleich eine Academie für Theologie, Philosophie und Jurisprudenz gründen, wozu sie 1710 den Anfang machte, indem sie ein Gebäude einrichtete und zwei Professoren, darunter den Zweibrücker Geschichtschreiber Chr. Johannis, ernannte. Allein die vollständige Ausführung wurde durch den Argwohn der Bevölkerung gegen die lutheranisirenden Tendenzen des Gouvernements sowie durch die vielfachen Kriege Karls XII. verzögert und nach dem Tode des letztern (1718) der Plan ganz aufgegeben. Für die Hebung des Gymnasiums war inzwischen wenig oder gar nichts geschehen, vielmehr hatte

die Regierung durch Besetzung zweier Lehrerstellen mit Lutheranern eine heillose Verwirrung im Unterricht wie in der Disciplin veranlaßt; kein Lehrer ordnete sich dem andern unter, sondern jeder trieb, was er wollte, ohne Rücksicht auf irgend einen Lehrplan; in den untern Classen las man Cicero, in der obersten Cornelius Nepos; dabei weigerten sich mit Unterstützung der Eltern die reformirten Lehrer, die Zöglinge in die Classen ihrer lutherischen Collegen vorrücken zu lassen und umgekehrt. Einheit und Zusammenhang kamen erst wieder in die Anstalt, als unter dem katholischen Herzog Gustav Samuel (1719—1731) die bisherige Bedrückung der reformirten Kirche ein Ende nahm und eine 1720 zwischen den beiden protestantischen Confessionen abgeschlossene Uebereinkunft das Gymnasium als reformirte Anstalt anerkannte. Das vom Herzog wiederhergestellte und mit der Leitung des Schulwesens beauftragte reformirte Oberconsistorium übertrug das Rectorat sofort an Joh. Ph. Crollius aus Heidelberg († 1767), einen ausgezeichneten Schulmann und Erzieher, und diesem sowie seinem gleich tüchtigen Sohne und Nachfolger Gg. Chr. Crollius († 1790), beide auch als vaterländische Geschichtsforscher bekannt, verdankte das Gymnasium seine schönste Glanzperiode. Einen wesentlichen Antheil an dessen Aufblühen hatte auch Herzog Christian IV. (1735—1775), einer der vortrefflichsten Fürsten seines Jahrhunderts, welcher namentlich dem Schulwesen seines Landes eine einsichtsvolle, sorgsame Pflege widmete. Obgleich ebenfalls zum Katholizismus übergetreten, war derselbe doch weit entfernt von dem religiösen Fanatismus seiner kurpfälzischen Verwandten und beförderte vielmehr auf alle Weise eine vernünftige Duldsamkeit. Damit bei der Leitung des Unterrichts auch ein Fachmann mitwirke, ernannte er 1740 den Rector Crollius zum Mitglied des Oberconsistoriums, und als die Lutheraner, welche durch erwähnte Uebereinkunft zum Besuch des Gymnasiums berechtigt waren, fortwährend über Beeinträchtigungen klagten, entzog er 1757 die Aufsicht über dasselbe der geistlichen Behörde und übertrug sie einer aus Reformirten und Lutheranern bestehenden „fürstlichen Schulcommission," von welcher der Gymnasialrector 1776 ebenfalls Mitglied wurde; auch eine Lehrerstelle besetzte er mit einem Lutheraner. Zugleich mit der Einsetzung dieser Commission wurde durch ein neues „Schulreglement" der von Crollius 1720 eingeführte Unterrichtsplan fester geregelt: die Anstalt bestand demnach aus vier Classen, in denen die Schüler gewöhnlich je zwei Jahre zubringen mußten; neben Religionslehre und den alten Sprachen, von denen die griechische und hebräische nur für künftige Theologen obligatorisch waren, gehörten deutsche Sprache, Arithmetik und Mathematik, alte, mittlere und neue Geographie, allgemeine und vaterländische, Kirchen- und Literatur-Geschichte, Rhetorik und Logik zu den Unterrichtsgegenständen der Schule, während für die zu den „lectionibus academicis promovirten" Zöglinge gegen besondere Vergütung philosophische

Vorlesungen gehalten wurden. Für Kaligraphie, Zeichnen, französische Sprache (die seit 1719 obligatorisch war, aber damals so wenig wie heute von den pfälzischen Gymnasiasten mit Eifer getrieben wurde), dann seit 1770 für Mathematik waren besondere Fachlehrer aufgestellt. Entgegen den Ansichten des jüngern Crollius, der alle „Realcorrection" verbannt haben wollte, bestimmte das Reglement, den Schülern „ja nicht zu füreilig academische Freiheiten zu gestatten," jedoch auch „nicht beständig mit unanständigem Schelten und Schlagen hinter ihnen her zu sein;" das Strafen um Geld wurde gänzlich verboten, „in Betracht dadurch nicht die Schüler, sondern ihre Eltern gestraft werden." — Außer den beiden Crollius zeichneten sich auch die übrigen Professoren in der Regel durch Eifer und Wissen aus, und insbesondere haben Frd. Chr. Exter und Joh. Val. Embser, beide 1781 zurückgetreten, sich als Herausgeber der Editiones Bipontinae der alten Classiker einen wohlverdienten Ruf erworben. Obwohl die „zumahlen bei armen und unbemittelten Leuten eingerissene pravitas," jeden nur einigermaßen fähigen Knaben studiren zu lassen, von der Regierung nicht begünstigt, sondern schon 1753 befohlen wurde, nur ganz talentvolle „Subjecta zu den Studiis zu befördern," so nahm doch die Frequenz der Anstalt von Jahr zu Jahr zu und während dieselbe zur schwedischen Zeit kaum 40 Schüler hatte, zählte sie im Jahr 1756 deren 109, darunter 57 reformirte, 44 lutherische und 8 katholische. Da das frühere Alumnat 1706 aufgehoben worden war, so erhielten unbemittelte Schüler Stipendien aus den geistlichen Gefällen. Mit den zwei jährlichen öffentlichen Prüfungen waren feierliche Redeacte verbunden, welche den Ruf der Schule nicht wenig erhöhten; ebenso pflegte dieselbe die frohen Ereignisse des herzoglichen Hauses festlich zu begehen und feierte namentlich 1786 mit besonderm Glanze gleich dem ganzen Lande die Geburt eines voraussichtlich zur Erbfolge berufenen Prinzen, unseres noch lebenden Königs **Ludwig I.**, dessen einstigen hohen Ruhm Rector Crollius damals gleichsam prophetisch vorausverkündete. — Da nach einer Verordnung von 1745 jeder Landesangehörige, welcher im Fürstenthum ein Staats- oder Kirchenamt erlangen wollte, vor Besuch der Universität das Zweibrücker Gymnasium rite absolvirt haben mußte, so übte dasselbe den wichtigsten Einfluß auf die Erziehung und Bildung des Beamtenstandes; der Tüchtigkeit und Gediegenheit des letztern hatte es aber Pfalz-Zweibrücken vorzugsweise zu danken, daß sich in ihm die Nachtheile einer lüderlichen, verderbten Hofwirthschaft, wie sie unter dem letzten Herzog, Karl II. (seit 1775), einriß, weniger als in Kurpfalz fühlbar machten.

Als sich das Gymnasium 1676 nach Meisenheim geflüchtet hatte, wurde in Zweibrücken bloß eine reformirte Lateinschule fortgeführt, neben welcher später das schwedische Gouvernement noch eine lutherische errichtete, bis beide 1706 mit dem zurückgekehrten Gymnasium vereinigt wurden;

unter Herzog Gustav Samuel ertheilten daselbst eine Zeit lang auch Franziskaner lateinischen Unterricht. Die Lateinschulen zu Bergzabern und Kusel wurden durch die Einäscherung dieser Städte (1677) sowie durch die Kriegsnoth auf lange Jahre unterbrochen. In Kusel, wo bis 1687 der deutsche Schulmeister im Lateinischen unterrichtete, ward erst 1733 wieder ein lateinischer Präceptor mit einer von der geistlichen Güterverwaltung gereichten Besoldung aufgestellt, der gleich den Präceptoren der Bergzaberner Schule unter der Aufsicht der reformirten Inspectoren stand. Christian IV. gab auch den Lateinschulen eine festere Ordnung, indem er nicht nur die Aufnahme der Zöglinge regelte, sondern auch den Mißbrauch abstellte, einzelne Schüler unmittelbar zur Universität zu entlassen, wie dieß noch 1742 in Kusel vorgekommen war. Die Schulen waren in vier Classen eingetheilt und gewöhnlich von 15—20 Schülern besucht; außer den beiden classischen Sprachen und der Religion gehörten Hebräisch, Geschichte, Geographie und Arithmetik zu den Lehrgegenständen, wozu seit 1770 noch Geometrie kam, deren gründliche Kenntniß ein herzoglicher Befehl zur Bedingung der Anstellung von Präceptoren und Volksschullehrern in Städten erklärte. Die Lateinschulen waren reformirte Anstalten und behielten diesen Charakter, obgleich sie 1788 ebenfalls der gemischten „fürstlichen Schulcommission" unterstellt wurden.

Um die Reorganisation des Volksschulwesens, das in Folge der französischen Verheerungen völlig darniederlag, machte sich zunächst das schwedische Gouvernement verdient. Es führte durch ein 1706 erlassenes „Reglement, wie es im Hertzogthum Zweybrücken mit gemeiner Jugend in Beschickung der Schulen zu halten" (mit einigen Veränderungen durch Christian IV. 1757 als „Hochfürstlich Pfaltz-Zweybrückische erneuerte Schulordnung" abermals publicirt) allgemeinen Schulzwang für beide Geschlechter vom 6. bis 12. Lebensjahre ein und verbot, die Kinder „weder unter unziemlichem Vorwandt nöthigseyender Haus- oder Feldarbeit oder einig andern unfähigen praetexten von fleißiger frequentirung der Schul abzuhalten," wobei gegen nachlässige Eltern eine Strafe von 15 kr. und bei fortdauernder Renitenz von 30 kr. per Quartal angedroht, für Landgemeinden der Unterricht aber auf die Wintermonate beschränkt wurde. Die Schüler sollten religiös-sittlich erzogen und mit Benützung gleichmäßiger, von der Kirchenbehörde genehmigter Lehr- und Lesebücher „im Beten, Singen, Lesen, Schreiben, Rechnen wie auch den vornehmsten Stücken christlicher Religion" unterrichtet werden. Allein obgleich auch die Zahl der Schulen sich rasch vermehrte (schon 1714 meldeten die Inspectoren, „daß fast alle Dorfschaften, ob sie schon nur 10 Familien stark sind, absonderliche Schulmeister angenommen haben"), so verhinderte doch die Regierung selbst durch ihr Uebelwollen gegen die reformirte Landeskirche, die Auflösung des Oberconsistoriums und die willkürliche Verwendung

der Kirchengefälle ein rechtes Gedeihen des Unterrichts. Die ohne Controle und Unterstützung gelassenen Gemeinden wählten die Wenigstfordernden ohne Rücksicht auf Fähigkeit zu Lehrern und so konnte das Oberconsistorium 1720 das Urtheil fällen: „daß die mehresten Schuldiener dieses Herzogthumbs nicht allein im schreiben, woran doch sehr viel gelegen, sehr unerfahren, sondern auch die übrigen einem Schulmeister allerdings nötige qualitaeten gar nicht haben, noch sonst ihrem Ampt nach Gebühr abwarten." Als daher unter Gustav Samuel die reformirte Kirche wieder ihre selbstständige Stellung erhielt, machte das Oberconsistorium die Anstellung der Lehrer von seiner Bestätigung abhängig und befahl den Pfarrern und Presbyterien, nur „genugsam qualificirte Subjekte, welche in der Schreibkunst, auch wo möglich der Rechenkunst, zum wenigsten so viel die 5 Species betrifft, wohl erfahren sind," in Vorschlag zu bringen. — Als Aufsichtsbehörde über die lutherischen Schulen bestätigte der Herzog das lutherische Oberconsistorium; seinen katholischen Glaubensgenossen aber sicherte er durch eine Verordnung von 1719 das Recht, „benöthigte Schulmeister von ihrer Religion anzunehmen, jedoch daß solches ohne Präjudiz und ohnabbruchig der reformirten Schulen und auf ihr, der Katholischen, selbsteigene Kosten geschehe."

Wesentliche Verbesserungen wurden dem Elementarunterricht unter Herzog Christian IV. zu Theil. Durch die „erneuerte Schulordnung" von 1757 dehnte derselbe die Schulpflichtigkeit bis zum 13. oder 14. Lebensjahre aus (die Protestanten verlängerten sie bis zum 15. Jahre) und verordnete zugleich, daß die Kinder nach der Confirmation mindestens noch zwei Jahre die „Sonntagskinderlehre" besuchen sollten, „damit sie in dem erlernten sich desto fester setzen;" ferner sollte auf dem Lande auch im Sommer wenigstens viermal wöchentlich Schule gehalten werden, was indessen nur für die Gemeinden mit ständigen, aus den Kirchenschaffneien besoldeten Lehrern galt, indem kleinere Orte nach wie vor jährlich sogenannte „Winterschulmeister" (gewöhnlich Handwerker oder Schulcandidaten) „dingen" durften. Das Strafmaß für Versäumnisse wurde nicht erhöht, aber seine consequente Anwendung überwacht; die Bestrafung erfolgte durch die weltliche Obrigkeit (Oberämter 2c.), die daher eine Controle über den Schulbesuch übte. In der Instruction für die von Karl II. 1776 eingesetzte „Polizeicommission" hieß es ausdrücklich: „Die Aufsicht über die Schulordnung überlassen Wir zwar nach wie vor lediglich denen hiezu angeordneten Consistoriis und Geistlichen, wenn jedoch die Polizeicommission dießfallsige Mängel und Gebrechen wahrnehmen sollte, so hat dieselbe darüber mit der einschlägigen Behörde zu communiciren, bey nicht erfolgender Remedur aber davon die unterthänigste Anzeige Uns zu thun." Doch konnte damals so wenig wie heute die Leichtfertigkeit vieler Eltern überwunden werden, und noch 1792 klagte das Oberconsistorium über die

„ungeheure Zahl der unangezeigten Schulversäumnisse.“ — Um die genügende Anzahl gebildeter Lehrer zu erhalten, wurde seit 1754 das „Lehrgeld für arme Schulseminaristen“ durch Besteuerung der Kirchenalmosen aufgebracht; eine Prüfung der Schulcandidaten wurde jährlich zweimal in Zweibrücken vorgenommen. Obgleich es an einem bestimmten Schulplan fehlte, so war doch vorgeschrieben, jede Schule in Classen einzutheilen und die für die einzelnen Lehrgegenstände einmal festgesetzten Stunden genau einzuhalten; die Leseübungen sollten auch auf Currentschrift ausgedehnt, es sollte auf richtige Aussprache und Betonung geachtet, neben dem Schönschreiben das Rechtschreiben getrieben und im Rechnen (wenigstens zwei Stunden wöchentlich) praktisch verfahren werden. Den Pfarrern wurde fast alljährlich von der Regierung wie von den Kirchenbehörden die Pflicht einer eifrigen und gewissenhaften Ueberwachung des Unterrichts eingeschärft. Zweimal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst, fand eine Visitation sämmtlicher Schulen durch die Inspectoren statt, wobei die Lehrer den Schulkatalog, d. h. ein genaues Verzeichniß der Schüler, deren Fähigkeits- und Sittennoten, Versäumnisse 2c. sowie der Leistungen in jedem Unterrichtsgegenstand, vorzulegen hatten. Außerdem mußte jeder Pfarrer gegen Ostern einen Schuljahresbericht an das Oberconsistorium einsenden, welches daraus sowie aus den Prüfungsnachweisen den dem Herzog vorzulegenden Generalbericht zusammenstellte.

Ungenügende Lehrerbesoldungen beeinträchtigten auch im Zweibrückischen vielfach das Gedeihen der Schulen, und die Abhülfe war um so schwerer, als der Staat die Verwaltung der geistlichen Güter an sich gerissen hatte und dadurch das Oberconsistorium ohne Mittel war. In einem Erlasse von 1751 klagte es daher, daß „bißhero weder fürstl. geistl. Güterverwaltung noch die Gemeinden zu regulirung convenabler Besoldungen persuadiret werden können, in Betracht Erstere das onus auf die Gemeinden wälzet, letztere dahingegen theils ihre Armuth, theils aber vorschützen, daß hiezu die geistl. Gefälle auch mitgestiftet seyen, wodurch dann diese inconvenientz nothwendig erfolget, daß aus Mangel auch der gantz äußerst nöthigen Unterhaltung zu großem Schaden der Jugend die Schulen mit schlechten subjectis bisanhero bestellt werden.“ Um diesen Mißstand möglichst zu beseitigen, ordnete es zugleich an, daß sowohl die Ergebnisse der vierteljährlichen Kirchencollecten, welche nach einem Beschluß der Generalsynode von 1724 zur Unterstützung armer Gemeinden in Cultus- und Schulsachen erhoben wurden, als auch regelmäßige Beiträge aus allen Kirchenalmosen vorzugsweise zur Anschaffung von Grundstücken für schlecht dotirte Schulstellen verwendet werden sollten, eine Einrichtung, die bis zur französischen Revolution in Uebung blieb und zur Verbesserung der Gehalte mehr beitrug als der strenge, 1776 erneuerte Regierungsbefehl, daß die Lehrer Seidenzucht treiben müßten. — Ungeachtet mancher Mängel konnten die

Volksschulen des Fürstenthums, deren Zahl verhältnißmäßig groß war (die Reformirten mit 50,000 Seelen oder $^3/_4$ der Gesammtbevölkerung hatten im Jahr 1768 deren gegen 200), zu den besseren unserer Heimath gerechnet werden.

Für Pflege, Unterricht und Erziehung verlassener oder verwaister Kinder aller drei Confessionen sorgte Herzog Christian IV. durch Gründung eines Waisenhauses in Homburg (1763), dessen Fond noch heute vorhanden ist. Es war mit einer Besserungsanstalt sowie mit einer Fabrik verbunden, für welche die Pfleglinge arbeiten mußten. Die Vereinigung von Wohlthätigkeitsanstalten mit Fabrikbetrieb war damals in der Pfalz fast allgemein üblich: so bei der seit 1769 im Spital zu Frankenthal bestehenden Armenschule, in dem von den Grafen von der Layen angelegten Waisenhaus in Bliescastel, in dem Waisenhaus für das Hochstift Speier zu Bruchsal u. a.; doch blieben auch einzelne Waisenhäuser, z. B. das städtische zu Speier und das von den Grafen von Leiningen-Westerburg 1750 gebaute zu Grünstadt, frei von industrieller Thätigkeit.

c) Hochstift Speier.

Die Schulen des Hochstifts Speier, das unter seinen 20,000 linksrheinischen Bewohnern kaum einige Hundert Protestanten zählte, trugen natürlich einen streng und ausschließlich katholischen Charakter. Für höhere Unterrichtsanstalten, an welchen die nöthige Geistlichkeit hätte herangezogen werden können, war am Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts schlecht gesorgt, so daß die Klagen über die Unwissenheit des Klerus sich jährlich mehrten. Die Bischöfe begünstigten vorzugsweise Klöster und Mönche, und Lothar Friedrich († 1675) verweigerte geradezu die Mittel, als das Domcapital zu Speier wieder ein Alumnat und Seminar errichten wollte. Erst der Cardinal-Bischof Damian Hugo († 1743) half dem längst gefühlten Bedürfniß ab, indem er 1723 in der bischöflichen Residenz Bruchsal mit 24,000 fl. aus eigenem Vermögen ein Klerikalseminar gründete und damit eine Vorbereitungsschule verband, an welcher Seminaristen die Lehrerstellen versahen. Sein Nachfolger, Franz Christoph v. Hutten († 1770), verwandelte letztere Schule 1757 in ein Gymnasium mit 5 Classen und übertrug den Unterricht daran den Jesuiten. Nach Aufhebung dieses Ordens (1773) ernannte Bischof August v. Styrum sechs Weltgeistliche zu Professoren und führte einen verbesserten Lehrplan ein, was er auf allen Kanzeln verkündigen ließ. Von den Alumnen des Klerikalseminars wurden jährlich die vier besten in das Seminar zu Würzburg geschickt, um an der dortigen Hochschule noch gründlicher ausgebildet zu werden; außerdem erhielten einzelne derselben Unterstützungen zum Besuch des Collegium Germanicum in Rom, an welchem auch alle Speierer Fürstbischöfe seit 1675 studiert hatten.

Unabhängig von der bischöflichen Gewalt sorgte das Speierer Dom-

capitel für die Erziehung jener Geistlichen, welche es zur Besetzung der ihm zustehenden Pfarreien nöthig hatte. Schon 1654 verband es mit der zu Speier vorhandenen Jesuitenschule wieder ein kleines Alumnat, und beide Anstalten bestanden, abgesehen von der mehrjährigen, durch die Zerstörung der Stadt (1689) veranlaßten Unterbrechung, unverändert bis zur Aufhebung des Jesuitenordens fort, bei welcher Gelegenheit Bischof August die Stipendien an das Gymnasium zu Bruchsal verlegte und die Speierer Lateinschule ganz eingehen lassen wollte. Allein das Capitel widersetzte sich dieser Absicht und übertrug 1777 den Unterricht zuerst den Franziskanern, dann, als diese der Aufgabe sich nicht gewachsen zeigten, 10 Jahre später den Augustinermönchen, deren Thätigkeit bald darauf die französische Revolution ein Ende machte. Die theologische Ausbildung ließ das Domcapitel seinen Alumnen anfangs in dem Convict zu Fulda, seit 1730 aber im Klerikalseminar zu Heidelberg geben, dem sie dieselben jedoch später wegen schmählicher Mißhandlung durch die Lazaristen entzog.

Nach dem 30jährigen Krieg waren zwar in den meisten Gemeinden des Hochstifts wieder Volksschulen entstanden, allein bei dem niedrigen Bildungsstand der Pfarrer und Lehrer (die Dorfschulmeister waren damals wie später in der Regel Handwerker) war es mit dem Unterricht schlecht bestellt; die Kinder in benachbarte protestantische Schulen zu schicken, wurde durch Bischof Lothar Friedrich streng verboten. Während der französischen Kriegsnoth verfiel das Schulwesen fast vollständig, und auf die Klagen mehrerer Lehrer über zunehmende Verwilderung der Jugend konnte die Regierung ihre Beamten in Kirrweiler nur ermahnen, „so viel sich bei den jetzigen beschwerlichen Kriegsläuften thun lasse, die Kinder zur Schule und Kirche anzuhalten." Als daher Bischof Johann Hugo 1683 durch zwei Jesuiten eine allgemeine Kirchenvisitation im Hochstift vornehmen ließ, sah es auch mit den Schulen überall kläglich aus. Erst Bischof Heinrich Hartard († 1719) suchte durch eine neue Schulordnung von 1718, worin er Schulzwang einführte und die in der Aufsicht nachlässigen Pfarrer und Ortsvorstände, sowie unfolgsame Lehrer mit Geldstrafen bedrohte, den Volksunterricht zu heben, und keiner seiner Nachfolger ließ es in derselben Absicht an strengen Verordnungen und häufigen Ermahnungen fehlen. Alle unfähigen Lehrer wurden 1723 entfernt, die Amtleute zu einer strengen Ueberwachung und die Dechanten zur größten Vorsicht bei Neuanstellungen angewiesen. Nach einer Verordnung von 1764 mußten sich die Lehrer alle drei Jahre zu Bruchsal einer neuen Prüfung unterwerfen, von deren Resultat ihre Beibehaltung abhing; gut Bestandene erhielten Geldpreise. — Die anfangs in Landgemeinden auf die Wintermonate von November bis Ostern beschränkte Schulzeit wurde 1746 auf den Sommer ausgedehnt und eine genaue Aufsicht auf regelmäßigen Schulbesuch den Pfarrern und Beamten häufig anbefohlen; gegen muthwillige Schulversäumnisse wurden

schon 1728 Geld- und Arbeitsstrafen angedroht. Ein seltsames Mittel zur Anspornung des Fleißes in der Schule war die wohl nicht allzustreng durchgeführte Verfügung von 1765, daß Brautleuten der Ausrufschein so lange vorenthalten werden sollte, bis der Bräutigam nachgewiesen, daß er lesen und schreiben, die Braut, daß sie spinnen und stricken könne. Während die Dechanten bei den jährlichen Kirchenvisitationen vorzugsweise den religiösen Stand der Schulen zu untersuchen hatten, erstreckte sich die öffentliche Prüfung, welche der Pfarrer seit 1763 jedesmal am dritten Ostertag im Beisein der Ortsvorstände vornehmen mußte, auf alle Unterrichtsgegenstände sowie auf das Betragen der Schüler. Untugenden einzelner wurden dabei öffentlich gerügt; die geschicktesten Knaben und Mädchen erhielten Preisbücher, unwissende aber sollten zum ferneren Schulbesuch, selbst bis zum 18. Jahre, angehalten werden. Eine vorzugsweise Sorgfalt widmete Bischof August v. Styrum (1770 — 1797) dem Volksschulwesen, das er 1785 durch eine sehr zweckmäßige, aus 74 §§ bestehende Schulordnung neu regelte. Gegen Schulversäumnisse war er äußerst streng, und einzelne Gemeinden hatten in manchem Jahr über 100 fl. Strafgelder zu zahlen. Er erhöhte die Lehrerbesoldungen und machte eine Stiftung zur Anschaffung von Büchern für arme Schulkinder und Schullehrlinge. Noch im Tode gedachte er des Volksunterrichts, indem er letztwillig 20,000 fl. aus seinem Vermögen „für Freischulen in den bedürftigsten Ortschaften des Hochstifts unterhalb der Queich" aussetzte, welches Legat jedoch unserer Heimath nicht mehr zu gut kam. Allein seine sowie seiner Vorgänger wohlmeinende Absichten fanden bei der untergebenen Geistlichkeit nicht immer und überall die gebührende Unterstützung, und noch in seinem Testamente beklagte der eifrige Bischof „den augenscheinlichen Verfall des Schulwesens und des Unterrichts der Jugend."

d. Die kleineren pfälzischen Territorien.

Das lutherische Gymnasium der freien Reichsstadt Speier bestand während der letzten Hälfte des 17. Jahrhunders mit unveränderter Organisation fort. Da aber die verarmte Stadt nur geringe Besoldungen gewähren konnte, so wechselten die Lehrer so häufig, daß sogar das Sprichwort entstand: Rectores non moriuntur Spirae.[1]) Auf den Unterricht wirkte dieß begreiflicher Weise nachtheilig ein, obgleich wiederholt eifrige und gelehrte Rectoren, wie Rumetsch aus Speier (1656 — 1680) und sein Nachfolger Joh. Hofmann aus Marburg, der Schule vorstanden. Letzterer erlebte 1689 die fürchterliche Zerstörung der Stadt, welche gleich den

[1]) In Folge des häufigen System- und Personenwechsels in dem protest. Kirchenregiment der Pfalz seit der Vereinigung (1818) ist heute die ähnliche Redensart gang und gäbe, daß „kein Speierer Consistorialrath sterbe," d. h. bis zu seinem Tode als solcher in activem Dienst bleibe.

Bürgern auch die Lehrer nach allen Weltgegenden zerstreute. Neun Jahre lag die Stätte öde, ehe wieder einige Bewohner sich in den Trümmern ansiedelten und alsbald (1698) auch eine deutsche Schule einrichteten. An letztere schloß sich 6 Jahre später eine Lateinschule mit drei Lehrern an, die 1713 wieder zu einem Gymnasium mit 4 Classen und 4 Lehrern erhoben wurde. Nach der hiebei veröffentlichten Schulordnung war aber der Lectionsplan ziemlich beschränkt, indem in der Oberclasse nur die Lectüre einiger leichten lateinischen Classiker, wenig Griechisch, sowie Logik getrieben wurden. Erst seit 1736, nachdem der Rath als Rector J. Ch. Feistkohl († 1773) und als Conrector den als Speierer Geschichtschreiber bekannten Gg. Litzel († 1761) bestellt hatte, hob sich das Gymnasium durch Erweiterung des Unterrichts und gründlicheres Studium der alten Sprachen. Seine größte Blüthe erlangte es jedoch unter dem Rectorate des J. Gg. Hutten (1776—1790), der nicht nur die Errichtung einer fünften Classe mit einem besondern Lehrer veranlaßte, sondern auch die vorher vernachläßigte Muttersprache und Mathematik als ordentliche Unterrichtsgegenstände behandelte; um einheimische Lehrkräfte (auch für die deutschen Schulen der Stadt) heranzuziehen, erwirkte er ferner, daß die gemäß einer alten Stiftung unterhaltenen sechs Alumnen, falls sie Neigung zum Schulfach hatten, „beständigen Unterricht in der Erziehungswissenschaft erlangten.“ Die Ausführung eines 1791 ausgearbeiteten „verbesserten Lehrplans“ verhinderte der Ausbruch des französischen Revolutionskriegs.

Die Einkünfte der 1630 eingegangenen Höninger Schule waren seitdem von den Landesherren, den Grafen von Leiningen-Westerburg, theils zu fremden Zwecken verwendet, theils verschleudert worden und in der Reunionszeit nahe daran gewesen, für Unterrichtszwecke überhaupt verloren zu gehen, indem der lüderliche Graf Ludwig Eberhard, der 1673 katholisch geworden war und seine Unterthanen durch politischen und religiösen Druck in der Weise der spätern pfälzischen Kurfürsten mißhandelte, das Klostergut französischen, von der Montespan erbetenen Nonnen zuwenden wollte, was jedoch die Agnaten des gräflichen Hauses verhinderten. Als 1705 wieder eine protestantische Linie, die Schaumburger, zur Regierung der Grafschaft gelangte, wurde auf das wiederholte Verlangen der Bevölkerung die Herstellung der Schule ernstlich betrieben, deren Verlegung nach der gräflichen Residenz Grünstadt beschlossen und daselbst 1716 mittels einer im Ausland erhobenen Collecte ein Schulgebäude erworben. Allein erst dem eifrigen Grafen Georg Hermann (1721—1751) gelang es, 1729 die Eröffnung des Unterrichts zunächst durch einen Lehrer zu erwirken. Schon 1736 wurde die Schule zu einem förmlichen Gymnasium mit vier Lehrern eingerichtet, dessen Lectionsplan fast alle Unterrichtsgegenstände der Zweibrücker Studienanstalt umfaßte und an dem ebenfalls ein Franzose als Sprachlehrer angestellt war; nur das Studium

des Griechischen war anfangs beschränkt, bis 1775 auch die vorzüglichsten griechischen Classiker und in Folge der philanthropischen Bewegung zugleich die Erklärung der Meisterwerke der deutschen Nationalliteratur in den Kreis des Unterrichts gezogen wurden. Obgleich die Schule sich keiner besondern Gunst der spätern Landesherrn erfreute, vielmehr Rectoren und Lehrer nur allzuoft die Rechte und Einkünfte der Anstalt gegen die Uebergriffe jener vor den Reichsgerichten wahren mußten, so erlangte dieselbe doch durch eine zweckmäßige Lehr- und Erziehungsmethode und einen gründlichen Unterricht von Jahr zu Jahr eine höhere Blüthe und wurde zu den besten Gymnasien der Gegend gerechnet. Die Zahl der Schüler war stetig eine ziemlich hohe und belief sich in manchem Jahr auf 100, wovon ein großer Theil dem Auslande angehörte. Auf die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung im leiningischen Gebiete übte das Gymnasium einen segensreichen Einfluß, und noch heute bekundet die Frequenz der Grünstadter Lateinschule den fortdauernden Eifer für höheren Unterricht bei der Bevölkerung der Stadt und Umgegend.

Der durch die französischen Verwüstungen vollständig zerrütteten Schulen in der Grafschaft Leiningen-Hardenburg nahm sich Graf Johann Friedrich (1698—1722) mit landesväterlicher Fürsorge an, indem er die Schulhäuser wieder aufbaute und die Lehrergehalte möglichst erhöhte. Auch die bei der Zerstörung Dürkheims (1689) eingegangene Lateinschule stellte er 1702 wieder her und besetzte sie mit zwei Lehrern, einem Rector und einem zugleich als lutherischen Frühprediger fungirenden Conrector, zu denen nach einigen Jahren noch ein französischer Sprachmeister, sowie ein Schreib- und Singlehrer kamen. Mehr oder minder beträchtliche Schenkungen des Grafen[1]), der Verwandten und Beamten seines Hauses, sowie anderer Freunde, bildeten das Gründungscapital der wiedererstandenen Schule, deren meisten Bedürfnisse jedoch durch Beiträge aus dem Kirchenvermögen Dürkheims und sämmtlicher Gemeinden des Ländchens bestritten wurden.

Die Aufsicht über die Lateinschule wie über die Volksschulen des Ländchens gehörte zu den Amtspflichten des lutherischen Superintendenten in Dürkheim. Als solcher wurde 1776 vom Grafen (spätern Fürsten) Karl

[1]) Der Graf machte 1707 auch eine Stiftung von jährlich zwei Ohm Dürkheimer Wein und zwei Malter gutem Spelz mit der Bestimmung, es solle davon jedesmal an seinem Geburtstag (29. März) „denen drei lateinischen Praeceptoribus und dem Organisten Jedem ein mörber Kuchen, einem jeden lateinischen Schulknaben aber ein mörber Spitzweck gebacken und gegeben und der Wein von Ihnen denen Praeceptoribus, Knaben und ahnwesenden Musikanten selbigen Tag getrunken werden; so aber etwaß übrig bliebe, so haben die lateinischen Praeceptores solches unter sich zu vertheilen.“ Ebenso mußte an demselben Festtage einer der Lehrer oder ein „studiosus exemtus“ eine oratio publica halten, wofür das Honorar 2½ fl. betrug.

Friedrich Wilhelm der berüchtigte Theologe Karl Friedrich Bahrdt bestellt, der im Jahr zuvor das Philanthropin zu Marschlins in Graubünden geleitet hatte. Da damals die vielgepriesene pädagogische Methode Basedows in allen Kreisen mächtiges Aufsehen machte, so räumte der Landesherr dem neuen Superintendenten das durch Aussterben einer leiningischen Seitenlinie überflüssig gewordene Schloß zu Heidesheim bei Grünstadt ein, um daselbst nach jenen Grundsätzen eine Erziehungsanstalt für Jünglinge einzurichten und hiedurch für die „Veredelung des Menschengeschlechts“ auch in jener Gegend zu wirken. Die Eröffnung des Philanthropins wurde im Juli 1776 pomphaft angekündigt; allein obgleich sich demselben die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendete, so fehlte doch bei dem getrübten sittlichen Ruf des Leiters, der auch wissenschaftlich der Aufgabe keineswegs gewachsen war, das Vertrauen zu der Anstalt, und die Zahl der Zöglinge blieb ungeachtet einer Recrutirungsreise nach England auffallend klein. Das Philanthropin artete vielfach in eine wüste Gastwirthschaft oder noch Schlimmeres aus und fand, als Bahrdt wegen seiner in Frankenthal erschienenen „neuesten Offenbarungen Gottes“ 1778 vom Reichshofrath zur Verwaltung eines geistlichen Amtes für unfähig erklärt wurde, im Mai 1779 ein frühzeitiges Ende. Trotzdem ist die philanthropische Bewegung nicht ohne Nutzen für unsere Heimath geblieben, indem nicht nur dem Erziehungswesen überhaupt und namentlich dem Volksunterricht eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, sondern auch an manchen Studienanstalten, besonders in Zweibrücken, Grünstadt und Speier, eine vernünftigere und humanere Erziehungsmethode, sowie ein freierer und lebendigerer Unterricht bemerkbar wurde.

An dem fürstlichen Hofe zu Dürkheim war inzwischen das pädagogische Interesse durch ein ästhetisches verdrängt worden. Der Fürst war ein Freund der neuaufgeblühten Literatur und widmete dem Idyllendichter Geßner ein Tempelchen in anmuthiger Waldgegend, obgleich er anderseits — eine der Seltsamkeiten des aufgeklärten Despotismus im vorigen Jahrhundert — die Unterthanen durch seine ungezügelte Bau- und Jagdlust hart bedrückte. Der Erbprinz aber ließ als eifriger Verehrer der dramatischen Muse im Dürkheimer Schloß durch Iffland ein Theater einrichten, für welches dieser berühmte Mannheimer Mime selbst einige Stücke schrieb und das den Bürgern unentgeltlich geöffnet war. Auf die Bewohner Dürkheims waren diese schöngeistigen Liebhabereien nicht ohne bildenden Einfluß. —

Die lutherische Lateinschule in Landau, die nach dem 30jährigen Krieg wieder mit drei Lehrern bestellt worden war, konnte begreiflicher Weise durch die französische Besitzergreifung der Stadt (1679) nicht gewinnen, vielmehr verfiel dieselbe durch die politische und kirchliche Unterdrückung, unter welcher die Stadt immer mehr herabkam, allmählich so

sehr, daß in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts selbst die Schüler der Oberclasse es kaum zu den leichtesten Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen ins Deutsche, sowie zum Lesen der griechischen Schrift brachten, in Realien aber gar nicht unterrichtet wurden. Wenn die französischen Zwingherren sich um den Unterricht bekümmerten, so geschah es nur in der doppelten Absicht, die Bürgerschaft zu französisiren und für Ausbreitung der katholischen Religion zu wirken. Zu diesem Zwecke wurden schon in den ersten Jahren ihrer Herrschaft (1682—1685) ein französischer Sprachlehrer, ein französischer und ein deutscher katholischer Schullehrer angestellt, denen die Stadt Wohnung und Besoldung reichen mußte. Mittelst einer drückenden Besteuerung der Bürger wurde 1722 sogar noch eine katholische Lateinschule eingerichtet und dieselbe zwei Jahre später vom französischen Intendanten den Augustinern übertragen, so daß die ganz verarmte Stadt auch noch drei Mönche eines wohlhabenden Klosters als Lehrer besolden mußte.[1] Doch erlangte auch diese Schule keine Bedeutung. Die Bürgerschaft aber bewahrte allen Druckes ungeachtet ihren deutschen Charakter.

Eine lutherische Lateinschule wurde ferner vom Landgrafen Ludwig IX. von Hessendarmstadt († 1790) in seiner rasch aufgeblühten Militärstadt Pirmasens angelegt und eine ähnliche katholische Anstalt seit 1777 von den Franziskanern in der gräflich Leyen'schen Residenz Bliescastel unterhalten, so daß sich bei Ausbruch der fran sischen Revolution in der heutigen Pfalz im ganzen 17 höhere Unterrichtsanstalten — 6 reformirte, 5 lutherische und 6 katholische — befanden.

Das Volksschulwesen war auch in den kleineren Herrschaften unserer Heimath enge mit der Kirche verbunden, und wo daher eine Confession nur beschränkte Rechte besaß, sah sie sich auch bezüglich des Unterrichts gehemmt. In den französischen Souveränetätsländern südlich der Queich, zuletzt meistens zum Herzogthum Zweibrücken gehörig, war den Protestanten durch die lettres patentes der Könige jede Vermehrung ihrer Schulen untersagt; im Sickingischen, im bischöflich wormsischen Gebiete und anderwärts wurde alles protestantische Kirchenwesen mit Gewalt zu unterdrücken gesucht. Allein auch die protestantischen Religionsverwandten selbst zeigten sich gegenseitig sehr unduldsam; die Reformirten erhielten in der Reichsstadt Speier erst 1700, in Leiningen-Hardenburg 1725, in Nassau-Weilburg 1738 mit der Cultusfreiheit das Recht zur Errichtung von Schulen, in welchem sie jedoch von der lutherischen Geistlichkeit noch häufig genug beeinträchtigt wurden. — Der Unterricht zeigte, mit Ausnahme der Städte, wo etwas besser gesorgt wurde, allenthalben die gleichen Mängel: das Memoriren eines unverstandenen Katechismus und zahlreicher, häufig sinn- und geschmackloser Liederverse bildete den wesentlichsten Theil desselben; die Religionsbücher dienten zugleich zum Erlernen des Buchstabirens

und Lesens; mit einer nothdürftigen Unterweisung im Schreiben und einer noch mangelhafteren im Rechnen war sodann die Aufgabe der Schule vollendet. Als Lehrer der Jugend dienten leider nur allzuhäufig herabgekommene Handwerker oder ähnliche Subjecte, welchen die ununterbrochene Anwendung des Stockes als unentbehrliches und wesentliches Erziehungsmittel galt. Erst die große pädagogische Bewegung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts veranlaßte pflichteifrige Männer, auf eine zweckmäßigere Einrichtung des Elementarunterrichts hinzuwirken.[1]) Vor allem geschah dieß in den nassau-weilburgischen Herrschaften Kirchheim und Stauf, die überhaupt zu den bestregierten der Pfalz gehörten. Auf Anregung und unter thätiger Theilnahme der fürstlichen Regierung vereinigten sich nämlich 1776 die beiden lutherischen und der reformirte Pfarrer Kirchheimbolandens zu einer „gemeinschaftlichen Erziehungsanstalt," um in regelmäßigen Conferenzen, denen beizuwohnen die Landgeistlichen von der Regierung ermahnt, die Schullehrer aber verpflichtet wurden, das Beste der Schule zu berathen. Das Institut sollte sich „auf alles ausbreiten, was in denen Trivialschulen gelehret wird;" mit den Lehrern sollte „über die beste Methode im Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc. und über die Mittel, eine gute Zucht bei unserer Jugend einzuführen und zu erhalten," gesprochen und darnach später ein genauer und allgemeiner Schulplan für alle Schulen entworfen werden. Zuvörderst richtete die Anstalt ihr Augenmerk auf die Einführung besserer Lehrbücher und machte den Anfang mit einem neuen Abc-Buch, aus dem sie, um es für die in vielen Landschulen vereinigten lutherischen und reformirten Kinder gleichmäßig brauchbar zu machen, den Dekalog und das Glaubensbekenntniß wegließ. Allein die fanatische, von einzelnen Geistlichen aufgehetzte lutherische Bevölkerung, welche schon längst mit der toleranten Gesinnung der ebenfalls lutherischen Nassauer Fürsten unzufrieden war, erblickte in der Einführung eines „Abc-Buchs ohne alle Religionsbegriffe" eine ernste Gefährdung des „rechten Glaubens" durch den Calvinismus und verweigerte trotzig dessen Annahme. Als die Regierung hierauf einige der widerspänstigsten Eltern einsperren ließ, erhoben sich die Bauern der halben Herrschaft (unter andern die Bewohner von Göllheim, Albisheim, Bischheim, Morschheim, Orbis, Rittersheim u. s. w.[2])

[1]) Selbst die Reformthätigkeit Kaiser Josephs II. erstreckte sich auf die Pfalz, indem derselbe 1783 einen zu Winnweiler in der österreichischen Grafschaft Falkenstein vorhandenen Bruderschaftsfond zum Besten der Normatschulen einziehen ließ.

[2]) In derselben Gegend war in den jüngsten Jahren auch der Widerstand gegen die Einführung des neuen protestantischen Gesangbuchs am intensivsten, allein nicht weil durch dasselbe das orthodoxe Lutherthum bedroht, sondern im Gegentheil, weil es dadurch begünstigt zu werden schien — so vollständig hat sich in kurzem Zeitraum die Volksstimmung geändert! Nur die wenigsten protestantischen Pfälzer wissen heute, ob ihre Väter und Großväter den Heidelberger oder den lutherischen Katechismus haben auswendig lernen müssen.

und zogen, verstärkt durch Glaubensgenossen der benachbarten Gebiete, am 19. Februar 1777 nach Kirchheimbolanden vor das fürstliche Schloß, wo sie durch wilde Drohungen die Freigabe der Gefangenen erzwangen und die Abschaffung des Abc-Buches forderten. Ein von dem Fürsten Karl Christian sofort zu Hilfe gerufenes Bataillon Pfälzer machte indessen binnen weniger Tage diesem berühmten „Kirchheimer Abc-Buch-Krieg," den Kortüm in der Jobsiade so köstlich karikirt hat, ein unblutiges Ende. Die gedemüthigten Bauern mußten sich zur Annahme des gefährlichen Abc-Buches bequemen und das Erziehungsinstitut setzte seine gemeinnützige Thätigkeit ungehindert fort. Auf seine Anregung entstand auch zum Besten der Lehrerrelicten eine für Lutheraner und Reformirte gemeinsame „Schulwittwencasse," nach deren Muster eine gleiche Anstalt im Fürstenthum Zweibrücken eingerichtet wurde. Den hier wie in unserer Heimath überhaupt herrschenden „Sectenhaß" aber vermochten gewöhnliche pädagogische Maßregeln nicht zu beseitigen; es bedurfte dazu des gewaltigen Bildungsmittels der großen staatlichen Umwälzung, von der das linke Rheinufer am Ende des 18. Jahrhunderts betroffen wurde.

Viertes Kapitel.

Von der französischen Revolution bis zu unsern Tagen.

Gleich allen Verhältnissen unserer Heimath erfuhr auch das Unterrichtswesen durch die Stürme der Revolution und die Vereinigung des linken Rheinufers mit der neuen französischen Republik eine völlige Umgestaltung. Als kirchliche Anstalten wurden die Schulen in den ersten Kriegs- und Schreckensjahren (1792—1795) besonders hart getroffen, da die republikanischen Heere und Commissäre, welche statt der verheißenen Freiheit und Gleichheit den fürchterlichsten Terrorismus und die schmählichste Plünderung (die sogenannte „Ausleerung der Pfalz" mit dem Wahlspruch: il ne faut leur laisser que les yeux pour pleurer) brachten, ihre Wuth vor allem an Kirchen, Geistlichen und was damit zusammenhing, ausließen. Die Aufhebung der religiösen Orden und die Verjagung der Mönche machte sämmtlichen katholischen Lateinschulen ein plötzliches Ende; die Flucht zahlreicher anderer Lehrer, die häufige Verwendung der Schulhäuser zu militärischen Zwecken, die Abschaffung des Christenthums u. a. unterbrach auch in vielen der übrigen Anstalten den Unterricht auf längere oder kürzere Zeit. Zum größten Nachtheil gereichte aber dem Schulwesen die Beschlagnahme der zu Nationaleigenthum erklärten Kirchen- und Schulgüter, weil dadurch die Mittel zur Besoldung der Lehrer an den höhern wie an den deutschen Schulen entzogen wurden. Jahre lang blieben die Lehrer ohne Gehalt oder sahen sich auf die geringen Beiträge der Schüler beschränkt, da die Verfügung des Volksrepräsentanten Merlin vom Jahr 1795, welche

den Elementarlehrern eine Besoldung von 600 Livres in Assignaten anwies, bei der Werthlosigkeit dieses Zahlungsmittels ohne alle Bedeutung war. Selbst als gemäß einer Verordnung des Generals Hoche vom ersten Germinal V (21. März 1797) die geistlichen Güter allmählich zurückgegeben wurden, blieb der größte Theil der früheren Schuleinkünfte wegen Aufhebung der Zehnten und anderer Feudallasten verloren, so daß manche Studienanstalt völlig einging und andere nur mit Noth sich eine kümmerliche Forterxistenz zu sichern vermochten.

Da durch das Aufhören des früheren territorialen und kirchlichen Verbandes zugleich alle Aufsicht über die sich selbst überlassenen Unterrichtsanstalten geschwunden war, so entstand im Schulwesen ein förmliches Chaos, in welchem ein Beschluß des Regierungs-Commissärs Rudler vom 9. Floreal VI (28. April 1798) einige Ordnung herzustellen suchte. Darnach sollte, übereinstimmend mit Titel X der Constitution vom Jahr III, auch in den vier neugebildeten rheinischen Departements (die Pfalz gehörte größtentheils zum Departement Donnersberg, Hauptstadt Mainz) der öffentliche Unterricht in Primär-, Central- und Specialschulen (Facultäten) ertheilt werden. Eine Centralschule, d. h. höhere humanistische Unterrichtsanstalt, für unsere Heimath wurde in Mainz eingerichtet. Als Primärschulen erster Classe, deren Kosten ein Gesetz vom Jahr VII zu den Gemeindelasten zählte, sollten die bisherigen Pfarr- oder Volksschulen gelten, in denen jedoch die Kinder ohne Unterschied der Religion aufzunehmen und auch im Decimalrechnen, im Lesen und Schreiben der französischen Sprache sowie an Stelle der Katechismen in der „bürgerlichen Sittenlehre“ zu unterrichten seien. Zu Unterrichtsgegenständen der Primärschulen zweiter Classe wurden französische und lateinische Sprache, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Maßkunde erklärt. — Doch brachten diese provisorischen Verfügungen in dem Schulwesen der Pfalz keine Besserung hervor, da die französischen Beamten sich um deren Ausführung, wie um den Unterricht überhaupt, nur wenig kümmerten. Noch im Jahr 1801 erklärte der in Zweibrücken anwesende Präfect den ihm aufwartenden Gymnasialprofessoren, daß die Kenntniß aller todten Sprachen, Geschichte und dergleichen Wissenschaften sehr unnütz seien, da Frankreich bei allen seinen Eroberungen derselben nicht bedurft habe. Kein Wunder daher, daß die noch vorhandenen Gymnasien und Lateinschulen, an denen erst seit 1796 wieder ein einigermaßen regelmäßiger Unterricht begonnen hatte, einem immer sichtlicheren Verfalle entgegengingen. Am Zweibrücker Gymnasium waren mehrere Lehrerstellen, selbst jene der französischen Sprache, erledigt und wurden theils aus Mangel an Mitteln und geringer Schülerzahl, theils wegen der Ungewißheit über das Schicksal der Anstalt nicht besetzt. Die Grünstadter Schule verdankte die Rettung ihres Vermögens und damit ihren Fortbestand einzig dem Rector Matthiä; auch seine Stelle blieb unbesetzt, als er 1798 eine

Professur an der Mainzer Centralschule annahm. Am Gymnasium zu Speier ertheilte nach der Zerstreuung der Lehrer von 1796—1804 bloß die protestantische Geistlichkeit den Unterricht. Die Lateinschule des 1794 von den Franzosen abermals niedergebrannten Kusel suchte der letzte Präceptor Wernher vergebens bald in einem den Flammen entgangenen Bienenhaus, bald in dem benachbarten Altenglan wiederherzustellen, während in Neustadt, Dürkheim und Bliescastel vereinzelte Lehrer mit wenigen Schülern den Unterricht fortsetzten. Alle übrigen Anstalten waren der Revolution zum Opfer gefallen.

Erst das für ganz Frankreich erlassene, Schule und Kirche definitiv trennende Schulgesetz vom 11. Floreal X (1. Mai 1802) führte auch bei uns die Reorganisation der Unterrichtsanstalten herbei, die es in folgende Classen eintheilte: 1. die von den Gemeinden errichteten Primärschulen (Volksschulen), 2. die von Gemeinden oder Privaten errichteten Secondärschulen, 3. und 4. die auf Staatskosten unterhaltenen Lyceen und Specialschulen. Was die ersteren betrifft, so sollten die Lehrer durch die Maires und Gemeinderäthe gewählt werden und eine Besoldung beziehen, die aus einer von der Gemeinde zu stellenden Wohnung und aus einem von den Gemeinderäthen festzusetzenden und von den Eltern zu bezahlenden Gehalte bestehe; doch könnten die Gemeinderäthe unvermögende Eltern, aber nicht für mehr als den fünften Theil der in jede Schule aufgenommenen Kinder, von Bezahlung des Schulgeldes befreien. Die Unterpräfecten wurden mit der Organisation der Primärschulen beauftragt und angewiesen, monatlich über deren Zustand an die Präfecten zu berichten. — Als Secondärschulen sollten jene Anstalten gelten, in denen lateinische und französische Sprache, Geographie, Geschichte und Mathematik gelehrt werden, und die Regierung versprach, die Errichtung solcher, die übrigens jederzeit von ihrer Erlaubniß abhing, durch Bewilligung eines Locales, durch Ertheilung von Lyceal-Freiplätzen an die besten Schüler, sowie durch Prämien an die 50 tüchtigsten Lehrer des Reiches zu unterstützen. Weitere Beiträge leistete der Staat nicht, vielmehr setzte ein Consularbeschluß vom 30. Frimaire XI (21. Dec. 1802) fest, daß die Kosten der Gemeinde-Secondärschulen von den Schulgeldern der Zöglinge zu bestreiten seien, wobei jedoch zur Erhöhung der Lehrerbesoldungen auch Zuschüsse aus den Gemeindecassen bewilligt werden dürften. — Der eigentliche humanistische Unterricht zur Vorbereitung für die Fachstudien in den Specialschulen wurde den an die Stelle der Centralschulen tretenden und mit Pensionaten verbundenen Lyceen, von denen jeder Appellationsgerichtsbezirk eines enthalten sollte, zugewiesen. In den Lyceen sollten sich im Ganzen 6400 Freiplätze für „Nationalzöglinge," welche auf Staatskosten vollständig verpflegt und unterrichtet würden, befinden und davon 2400 an Söhne verdienter Militär- und Civilbeamten (in den vier

rheinischen Departementen während der nächsten 10 Jahre auch an Söhne verdienter Bürger), die übrigen 4000 aber an Schüler der autorisirten Secondärschulen, nach vorausgegangener Prüfung, eingeräumt werden. Ein Fünftel der Nationalzöglinge, welche des Freiplatzes 6 Jahre theilhaftig bleiben konnten, sollte nach Beendigung der Lycealstudien noch 2—4 Jahre ebenfalls auf Staatskosten in einer Specialschule unterhalten werden. Ein Gesetz vom 29. Nivose XIII (19. Januar 1805), das für die Pfalz erst durch Gesetz vom 15. April 1840 aufgehoben wurde, gab jedem Vater von 7 lebenden Kindern das Recht, davon einen mindestens 10 Jahre alten Sohn für einen solchen Freiplatz in einem Lyceum (resp. für Erziehung auf Staatskosten) zu bezeichnen. Außer den Nationalzöglingen und den Privatpensionären wurden an den Lyceen auch externe Zöglinge zur Theilnahme am Unterricht zugelassen. Den Preis der Pensionen wie des Schulgeldes hatte die Regierung festzusetzen. Die heutige Pfalz erhielt kein Lyceum, für den größten Theil derselben war vielmehr jenes zu Mainz bestimmt, dessen Errichtung ein Consularbeschluß vom 24. Vendemiaire XI (16. Oct. 1802) zugleich mit der Aufhebung der Centralschule verfügt hatte; die Zahl der Nationalzöglinge aus dem Departement Donnersberg war auf 41, der Preis der Pension auf 650 Francs nebst 50 Francs Büchergeld festgesetzt. Für den südlichen und westlichen Theil unserer Heimath bestanden die Lyceen in Straßburg und Metz. — Auf die Einrichtung, den Unterrichtsgang, die Disciplin rc. der Lyceen, dann auf die vielfachen Bestimmungen über die Special- (Fach-) Schulen näher einzugehen, liegt außerhalb des Zweckes wie des Raumes dieser Arbeit.

Die Einrichtung der Gemeinde-Secondärschulen wurde durch einen Beschluß vom 19. Vendemiaire XII (12. Oct. 1803) näher geregelt. Für jede derselben war darnach unter dem Vorsitz des Unterpräfecten oder Maire ein aus Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, zwei Gemeinderäthen und dem Director der Schule gebildetes bureau d'administration zu bestellen, dem die Ueberwachung „über alle Theile der Schule" und der Vorschlag der vom Minister zu ernennenden Lehrer zustand. Von den sechs Classen, in welche sich der Unterricht vertheilte, sollten die Zöglinge jährlich zwei passiren können, weßhalb auch zwei Prüfungen (15. Fructidor und 1. Germinal, d. i. Anfangs Sept. und Ende März) festgesetzt waren. Die Ferien sollten 5 Wochen (15. Fructidor bis 15. Vendemiaire) dauern. Der Umfang des Unterrichts richtete sich nach der Zahl der Lehrer und sollte bei acht Professoren jenen in den Lyceen völlig gleich sein; der Mathematik war dabei eine besonders hervorragende Stelle eingeräumt, so daß schon bei drei Professoren der eine sich ausschließlich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen hatte. Nach dem Gutachten der Administrations-Bureaux konnten auch Lehrer für neuere Sprachen, Zeichnen und unterhaltende Künste (Musik, Tanz rc.) angestellt werden. Religion gehörte nicht zu den

Lehrgegenständen der Schule, doch war der Besuch des Gottesdienstes vorgeschrieben und der Director hatte Sorge zu tragen, „daß die Zöglinge nach dem Verlangen ihrer Eltern in ihrer Religion unterrichtet werden mögen.“ Bei der feierlichen Preisvertheilung am 4. Fructidor sollten nicht bloß Fleiß- und Fortgangs-, sondern auch Tugendprämien vertheilt werden. Als Regel galt, daß die Zöglinge gemeinschaftlich in den von den Directoren gehaltenen Pensionen wohnten; allein da mit keiner Secondärschule unserer Heimath solche verbunden waren, so können auch die genauen Bestimmungen über dieselben hier übergangen werden. — Die Oberaufsicht über die Secondärschulen sowie über alle Privatlehranstalten war den Präfecten übertragen, die gleich den Unterpräfecten nach einem Beschluß vom 4. Messidor X (23. Juni 1802) jährlich im Monat Messidor sämmtliche Schulen ihres Bezirks visitiren und die Verzeichnisse der zu Secondärschulen erhobenen Anstalten der Regierung zur Genehmigung vorlegen mußten; doch hatten auf diese Erhebung laut eines weitern Beschlusses vom 19. Vendemiaire XII nur solche Particularschulen Anspruch, welche mindestens drei Lehrer und 50 Schüler zählten. — Privat-Secondärschulen waren im allgemeinen an denselben Unterrichtsplan gebunden. — Nachdem sonach in der Pfalz die Errichtung und Fortführung von höheren Unterrichtsanstalten den einzelnen Gemeinden oder Privaten anheimgegeben war, wurden durch verschiedene Consularbeschlüsse der Jahre XI und XII (1802—1804) die Gymnasien zu Zweibrücken, Grünstadt und Speier, das Casimirianum zu Neustadt, die Gemeindeschulen zu Dürkheim und Bliescastel, dann die Schule der Bürger Wernher und Bens zu Kusel zu Secondärschulen „erhoben“(!), sowie die Gemeinden Bergzabern und Landau zur Errichtung von solchen autorisirt. Doch nur die vier ersten vermochten die Bestimmung des Gesetzes (mindestens 3 Lehrer und 50 Schüler) zu erfüllen, während in Bliescastel, Kusel, Bergzabern und Landau die Schulen gar nicht zu Stande kamen. Die nunmehrigen écoles secondaires zu Zweibrücken und Grünstadt erhielten jede außer dem Director noch drei Professoren (erstere auch noch einige Nebenlehrer) und suchten nach Möglichkeit ihren früheren Ruhm zu behaupten. Neben den vorgeschriebenen Lehrgegenständen wurden an ihnen nicht bloß, wie an sämmtlichen Schulen unserer Heimath, die Muttersprache, sondern auch, vor allem in Zweibrücken, Griechisch und Hebräisch, Naturgeschichte und Logik in den Kreis des Unterrichts gezogen. Der Versuch des reformirten Consistoriums, die Zweibrücker Schule als reformirte Anstalt zu erklären und deren Leitung zurückzuerhalten, mißlang ebenso wie der Plan, mit ihr eine theologische Facultät (Seminar) zu verbinden, obwohl dieselbe fortwährend aus dem reformirten Kirchenvermögen unterhalten wurde und die Kirchenbehörde mit Recht hervorhob, daß die Unterhaltung einer eigentlichen Secondärschule der Stadtgemeinde obliege. Die Schulen in Neustadt und Speier hatten

außer dem Director nur zwei Professoren, und namentlich letztere blieb in ihren Leistungen gegen früher so bedeutend zurück, daß die Lehrer den Klagen der Eltern gegenüber sich wiederholt öffentlich zu rechtfertigen bestrebt waren.

Obwohl unter stäter Aufsicht des Staates konnten sich die einzelnen Schulen unter der Leitung ihrer Verwaltungsbureaux, die jedoch die Hebung des Unterrichts selbst nur wenig beförderten, ziemlich frei bewegen, bis auch sie durch das Kaiserthum einer straffen Centralisation unterworfen wurden. Schon ein Gesetz vom 10. Mai 1806 verordnete, daß unter dem Namen „kaiserliche Universität" ein Lehrkörper errichtet werden solle, dem der Unterricht im ganzen Reich ausschließlich anzuvertrauen sei, und ein kaiserliches Decret vom 17. März 1808 brachte dieses Gesetz zur Ausführung. Zu der „Universität" sollten hiernach folgende Schulen gehören: 1. Facultäten, 2. Lyceen, 3. Collegien (Collèges) oder Gemeinde-Secondärschulen, 4. Institute (Institutions) oder Particular-Secondärschulen, 5. Pensionate oder niedere Privat-Erziehungsanstalten und 6. kleine oder Primär- (d. h. Volks-) Schulen, in denen insgesammt 1. die Lehrsätze der katholischen Religion, 2. die Treue gegen den Kaiser, die kaiserliche Monarchie und die napoleonische Dynastie und 3. der Gehorsam gegen die Statuten des Lehrkörpers die Unterrichtsbasis bilden sollten. Die Universität, an welche die Zöglinge aller Anstalten eine jährliche Abgabe von 5 Procent der Pensionsbeträge entrichten mußten, bestand aus soviel Akademien als es Appellhöfe gab, und hatte als Vorstand den von einem Universitätsrath umgebenen Großmeister in Paris; in seinem Auftrag bereisten die 20—30 General-Inspectoren von Zeit zu Zeit das Reich, um den Zustand der Schulen zu untersuchen. Jede Akademie, in deren Hauptort (für unsere Gegend in Mainz) ein Akademierath zur Vermittlung der Beziehungen zwischen den Schulen und der Universität bestellt wurde, hatte einen oder mehrere Inspectoren zur regelmäßigen Visitation der Collegien, Privatanstalten und Primärschulen, sowie eine Normalschule zur Heranbildung von Volksschullehrern. Ein umfangreiches, indessen nicht mehr vollständig zur Ausführung gelangtes Decret vom 15. Nov. 1811 regelte die innere Ordnung der Universität; dieselbe erhielt die volle Disciplinargewalt über ihre Mitglieder, d. h. das gesammte Lehrerpersonal (die Zöglinge der Lyceen und Collegien konnte sie wegen Vergehen im Innern der Häuser zur Einsperrung von 3 Tagen bis zu 3 Monaten verurtheilen); die Errichtung oder die Schließung von Privat-Lehranstalten, welche übrigens gegenüber den Lyceen und Collegien im Unterricht wie in der Aufnahme von Zöglingen äußerst beschränkt wurden, hing von ihrer Entscheidung ab; sie hatte die Methode und Disciplin aller Schulen, die Lehrbücher 2c. festzusetzen, während die Administrations-Bureaux auf die Rechnungs-Prüfung beschränkt wurden u. s. w. Dabei blieb jedoch zugleich das Aufsichtsrecht der Prä-

fecten über die Schulen ihrer Bezirke, sowie namentlich jenes der Unterpräfecten und Maires über die Primärschulen gewahrt; nur sollten die Volksschullehrer künftig durch den Universitäts-Großmeister eingesetzt werden und die Akademie-Inspectoren darauf achten, daß dieselben „ihre Unterweisungen nicht über das Lesen, Schreiben und Rechnen hinauserstrecken." — Ohne Abänderung des Lehrplans erhielten in Folge dieser neuen Einrichtung 1811 die écoles secondaires zu Zweibrücken, Grünstadt, Speier und Neustadt den Namen von Collèges; außerdem wurden in demselben Jahr noch in Dürkheim und Kaiserslautern Collegien mit je drei Professoren eingerichtet, während der katholische Pfarrer Jakob Mayer († 1814) in Edesheim ein Lehrinstitut (institution) eröffnete, an welchem eine Zeit lang der spätere Cardinal-Erzbischof v. Geissel († 1864) als Unterlehrer wirkte. In verschiedenen andern Orten unterwiesen Privatlehrer in den Anfangsgründen der Sprachen.

Durch die französische Gesetzgebung war somit der Unterricht in den ehemals blühenden Anstalten der Pfalz nicht nur im allgemeinen wesentlich beschränkt worden, sondern er litt auch durch die fortwährenden Kriegsunruhen und die geringe Befähigung vieler, aus irgend einem Theile des französischen Reiches herbeigeschwemmten Lehrer; die sorgfältigere Aufsicht seit Errichtung der Universität hatte zu kurzen Bestand, als daß sie von merklichem Einfluß hätte sein können. Ein weit größerer Nachtheil drohte indessen unserer Heimath durch das namentlich unter dem Kaiserreich hervortretende Streben, die Bevölkerung zu entnationalisiren. Der Unterricht in der französischen Sprache wurde ungebührlich bevorzugt und von den Fortschritten in ihr das Aufsteigen der Schüler vorzugsweise abhängig gemacht; die vorgeschriebenen Grammatiken und Lehrbücher der alten Sprachen, der Geometrie u. s. w. waren französisch und alle Maßregeln darauf gerichtet, französische Bildung und Sitte an die Stelle der vaterländischen zu pflanzen. Hand in Hand ging damit das Bestreben, die Jugend an militärischen Geist zu gewöhnen, sie für den Waffenglanz Frankreichs und den Ruhm seines Kaisers zu begeistern; daher die vorgeschriebene Uniformirung und militärische Eintheilung der Zöglinge an den Lyceen und Collegien, die Subordination, die strenge Rangordnung der Lehrer, Siegesfeste u. a. Ja selbst auf die Volksschule erstreckte sich diese Beeinflussung, indem die Kinder aus dem durch kaiserliches Decret vom 4. April 1806 genehmigten und auf Befehl der Bischöfe von Mainz, Straßburg und Metz in den katholischen Schulen der Pfalz ausschließlich eingeführten „Katechismus zum Gebrauch aller Kirchen des französischen Reichs" (deutsche Ausgabe) unter anderm als Lehren des Christenthums lernen mußten, daß „Gott unsern Kaiser zum Diener seiner Macht, ja zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt hat," also daß, „wenn wir den Kaiser ehren und ihm dienen, wir Gott selbst ehren und dienen," während diejenigen, „die etwa in den Pflichten

gegen unsern Kaiser treulos handeln, sich der ewigen Verdammniß schuldig machen." Es ist hier nicht etwa bloß von der Obrigkeit überhaupt, sondern speciell von Napoleon I. die Rede, dessen Verdienste und reiche Gaben „sowohl in Friedens= als in Kriegszeiten" hoch gepriesen und als „besondere Beweggründe" angeführt werden, „die unsere Ergebenheit gegen unsern Kaiser, Napoleon den Ersten, noch um vieles verstärken sollen."

Im übrigen blieb der Volksunterricht, der mehrfachen Verordnungen ungeachtet, von den mit größeren Sorgen beschäftigten Behörden fast gänzlich ignorirt. Auch widerstrebte die Sitte der Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, der vom Gesetz verlangten Umwandlung der Volksschulen in confessionslose Gemeindeanstalten; die meisten derselben blieben confessionell getrennt und die Geistlichen übten daher fortwährend einen wenn auch nicht gesetzlichen, doch factischen Einfluß auf den Unterricht. Man zählte in dem Umfang der heutigen Pfalz über 800 noch aus der früheren Zeit stammende Elementarschulen, in welchen sich noch etwas von der alten Ordnung und Disciplin erhalten hatte, so daß unsere Heimath hierin weit bevorzugt vor dem eigentlichen Frankreich war. Allein da alles dem guten Willen der Gemeinden überlassen war, so konnten nicht nur die Schulhäuser jämmerlich verfallen (eine halbofficielle Schilderung erklärte die allermeisten Schulstuben, selbst in den Städten, für „wahrhafte Marterkammern"), sondern es wurde auch für den Unterhalt der Lehrer äußerst nothdürftig gesorgt; kaum 100 derselben bezogen noch im Jahr 1817 einen bestimmten Jahresgehalt von 200—300 fl., etwa 300 mußten sich mit 100 und 150 fl. begnügen, während die übrigen auf 20, 30, höchstens 50 fl. beschränkt waren und zum Theil ihre Kost in den Gemeinden abwechselnd von Haus zu Haus erhielten. Daher widmeten sich tüchtige Köpfe selten diesem Berufe, und das Lehrerpersonal bestand zum größten Theil aus ganz unfähigen Subjecten; nur sehr wenige waren in den Normalschulen, zu welchen sämmtliche Gemeinden Beiträge zu leisten hatten, gebildet.

Allein trotz aller Mängel im Unterrichtswesen blieb die Zeit der französischen Herrschaft nicht ohne fördernden Einfluß auf die geistige Hebung des Volkes. Denn nicht nur schwanden mit dem feudalen und religiösen Drucke zugleich vielfache Vorurtheile, sondern durch den Fall der zahllosen Schlagbäume und die Verschmelzung des vielgetheilten Landes mit einem großen Reiche erweiterte sich auch der Gesichtskreis der Bevölkerung, die sich allmählich über locale und confessionelle Engherzigkeit erhob, während die vermehrte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten das Selbstgefühl der Bürger in Stadt und Land mehr und mehr steigerte. Daher traten die Bewohner der Rheinlande nach kurzer Entfremdung viel geweckter, empfänglicher und geistig frischer zum Vaterland zurück, als sie es zu der Zeit waren, in welcher sie ihm entrissen worden.

Auch in dieser Hinsicht hatte sonach die französische Revolution den Boden bereitet und geebnet für die Saat, welche eine spätere väterliche Regierung zu herrlichem Wachsthum darin bergen sollte.

Bei Besitzergreifung des linken Rheinufers durch die deutschen Mächte (1814) behielten die französischen Unterrichtsgesetze im allgemeinen ihre Geltung. Der Generalgouverneur Gruner ernannte sofort einen Director des öffentlichen Unterrichts (Görres in Koblenz) und gab ihm später zwei in Mainz wohnende Inspectoren (darunter den nachmaligen pfälzischen Kreisschul- und Consistorialrath Butenschön) bei, welche das Gouvernement des Mittelrheins jährlich zweimal bereisen und die Aufsicht über sämmtliche Unterrichtsanstalten führen sollten. Nur dem „Landschulwesen" gab Gruner durch Verordnung vom 12. Juni 1814 eine veränderte Einrichtung, indem er es wieder enger mit der Kirche verknüpfte. Fortan sollten nämlich die Schullehrer „nach dem Vorschlag des Ortspfarrers auf das Gutachten des Bürgermeisters und nach vorgängiger Prüfung durch die Lehrer der Normalschule von den Gouvernements-Commissären ernannt werden" und wo möglich zugleich Küster sein; „als der natürliche Vorstand und Aufseher der Schule" wurde der Ortspfarrer bezeichnet, dessen verständigen Anordnungen der Lehrer Folge zu leisten habe, während die katholischen Cantonspfarrer, resp. die Präsidenten der protestantischen Localconsistorien, die Oberaufsicht über die sämmtlichen Volksschulen ihrer Bezirke führen und jährlich über deren Zustand an die Inspectoren berichten sollten. — Diese Bestimmungen blieben gemäß einer Verordnung der österr.-bayer. Landesadministrations-Commission vom 19. August 1814 auch in den folgenden Jahren in voller Kraft, nur daß nach Neuordnung des protestantischen Kirchenwesens seit 2. Nov. 1815 die Districts-Inspectoren als protest. Schul-Aufsichtsbehörden an die Stelle der aufgelösten Localconsistorien traten. Eine durchgreifende Aenderung des Lehrplanes vorzunehmen, lag nicht in der Aufgabe einer provisorischen Regierung und so blieb, des neuen geistlichen Einflusses ungeachtet, das Volksschulwesen und in gleicher Weise der höhere Unterricht in einem möglichst traurigen Zustande. Nur an der Studienanstalt zu Zweibrücken wurde 1815 die frühere Einrichtung wieder hergestellt, eine 4. und 5. Classe gebildet und der volle Gymnasial-Unterricht durch 7—8 größtentheils tüchtige Lehrer ertheilt; die übrigen Anstalten aber, obgleich sie meistens ebenfalls den Namen von Gymnasien annahmen, vermochten doch die Bedeutung von solchen nicht zu erreichen.

Eine neue Aera begann auch für das Schulwesen unserer Heimath, als am 30. April 1816 König Max I. von dem angestammten Lande wieder Besitz ergriff, da seitdem die wohlwollende Fürsorge, welche Bayerns Könige jederzeit dem Unterricht zugewendet haben, auch der Pfalz zu Theil ward und hier in der entgegenkommenden Bereit- und Opferwilligkeit einer

intelligenten Bevölkerung gebührende Anerkennung und Unterstützung fand. Den Grund zur Reorganisation der Schulen legte eine königl. Verordnung vom 29. Oct. 1817, welche verfügte, daß der öffentliche Unterricht im Rheinkreise „im Allgemeinen" nach den bereits für die übrigen Theile des Reiches bestehenden Verordnungen und Vorschriften einzurichten sei. Dieselbe Verordnung bestimmte zugleich, daß als höhere Studienanstalten ein Lyceum zu Speier mit 3 Professoren, zwei vollständige Gymnasien, zu Speier und Zweibrücken, mit je 6 Professoren und drei Progymnasien, zu Kaiserslautern, Landau und Frankenthal, mit je 3 Lehrern bestehen[1]), die übrigen pfälzischen Städte aber berechtigt sein sollten, lateinische Vorbereitungsschulen aus örtlichen Mitteln einzurichten. In Folge dessen setzten die Anstalten zu Zweibrücken und Kaiserslautern den Unterricht ununterbrochen fort, jene zu Speier und Frankenthal wurden binnen weniger Monate, die zu Landau aber erst im April 1819 eröffnet. Von den unberücksichtigt gebliebenen Schulen zu Grünstadt, Neustadt und Dürkheim löste sich nur letztere auf, um 1822 als lateinische Vorbereitungsschule wieder zu erstehen; an den beiden andern aber ward der Unterricht privatim fortgesetzt. Die Bürger Grünstadts erlangten nach Ordnung der verwirrten Schulfonds schon im August 1819 von der Regierung die Ermächtigung, ihre Schule zu einem Progymnasium mit drei Lehrern einzurichten, und hatten die Genugthuung, daß dasselbe bald die übrigen Progymnasien überflügelte, obwohl der wiederholte Versuch, ihm den alten Rang eines Gymnasiums zurückzugeben, jedesmal gescheitert ist. Die Neustadter Schule wurde 1826 in eine lateinische Vorbereitungsschule mit zwei Lehrern umgewandelt; ähnliche Anstalten mit je einem Lehrer errichteten zwei Jahre später auch die Städte Germersheim und Bergzabern. — An allen diesen Anstalten galt der für das ganze Königreich bestimmte Lehrplan, wobei nur der für alle Schüler obligatorische Unterricht in der französischen Sprache, wiewohl meistens ohne vielen Erfolg, eine größere Beachtung fand. Eine Regierungsverordnung vom 10. April 1818 führte auch an den pfälzischen Gymnasien die Abiturientenprüfungen ein, und zwei weitere Verordnungen von 1825 unterwarfen die Jurisprudenz- und Theologie-Studirenden des Rheinkreises dem vierjährigen akademischen Studium, von dem jene mindestens drei Jahre, diese mindestens das letzte Jahr auf einer inländischen Hochschule zubringen mußten.

---

[1]) Der Bedarf für diese Anstalten — anfangs 40—50,000 fl., später weit mehr — mußte größtentheils aus Kreis-, Gemeinde- und Stiftungsfonds geleistet werden, da der Staat kaum den vierten Theil dazu beitrug; erst durch das Ausscheidungsgesetz von 1846 wurde der Unterhalt der Studienanstalten zu Speier und Zweibrücken, sowie der beiden pfälzischen Schullehrerseminarien auf Staatsfonds übernommen.

Durch den Lehrplan von 1824 erhielten die beiden Gymnasien eine gleichmäßige Organisation: je eine Lyceal-, 5 Gymnasial- und 2 Vorbereitungsclassen mit 10 Hauptlehrern, einem französischen Sprachlehrer und mehreren Kunstlehrern; allein da sich auch an ihnen bald eine Ueberfüllung der Lycealclassen zeigte (in Speier stieg die Zahl der Lyceisten von 5 im Jahr 1824 auf 47 im Jahr 1829), so wurde 1829 abermals ein neuer Studienplan eingeführt, der jedoch eine noch kürzere Dauer hatte, indem er bereits im folgenden Jahr, insbesondere auf die dringende Vorstellung des pfälzischen Landraths, wieder aufgehoben und durch die Schulordnung vom März 1830 ersetzt wurde. Hiernach wurden die beiden Studienanstalten, nach Wegfall der Lyceen, in zwei Abtheilungen, Gymnasium und Lateinschule mit je 4 Classen, gesondert und in dieser Gestalt haben sie seitdem an dem vielfachen Wechsel in Maß und Form des Unterrichts, dem die bayerischen Gymnasien überhaupt unterworfen waren, Theil genommen. Die Ministerialverfügung vom 3. Februar 1834, daß in der Führung der zwei obern und der zwei untern Gymnasialclassen ein jährlicher Wechsel stattfinden solle, wurde an den pfälzischen Gymnasien erst 1842/43 in Anwendung gebracht, allein schon 1850 die alte Ordnung wieder hergestellt; seit 1843/44 ist der Unterricht im Hebräischen und seit 1845/46 jener in der Geschichte confessionell getrennt, nachdem im Jahr 1845 das Zweibrücker Gymnasium als ein ausschließlich protestantisches, das Speierer aber, aller historischen Wahrheit entgegen, als ein ausschließlich katholisches bezeichnet worden war. Vergebens hat der Landrath, der seit 1817 dem gesammten Unterrichtswesen der Pfalz eine stäte und gewissenhafte Aufmerksamkeit widmet, gegen diese confessionelle Scheidung wiederholt seine Stimme erhoben. — Mit der Speierer Anstalt wurde 1839 wieder ein Lyceum verbunden, das aus einem zweijährigen philosophischen Cursus bestand und mit tüchtigen Professoren besetzt war; es zählte in der Regel 30—40 Candidaten, bis es durch die Neuordnung des akademischen Studiums von 1847 alle Bedeutung verlor und seitdem nur noch einen einjährigen äußerst schwach frequentirten Cursus hat. — Die Schülerzahl der Studienanstalt zu Speier betrug von 1817 bis 1840 ziemlich gleichmäßig etwa 200; hob sich seit 1841 rasch von 250 auf 330, sank aber seit der strengeren Schulordnung von 1854 auf durchschnittlich 250 im Jahr. Die Zweibrücker Schule zählte vor 1832 jährlich 200—260, in den folgenden Jahren bloß 160—170 und seit 1845 durchschnittlich wieder über 230 Schüler. Der Confession nach sind von den Schülern der Speierer Anstalt nahezu zwei Drittel, von jenen in Zweibrücken etwa ein Viertel katholisch, die übrigen gehören der protestantischen Kirche, sehr wenige dem israelitischen Cultus an; vor Gründung des bischöflichen Convicts (1839) war in Speier die Zahl der katholischen und protestantischen Schüler fast gleich groß. Da in der Pfalz auf 10—12,000 Einwohner

ein Abiturient kommt, so ist der Zudrang zu den höheren Studien, resp. zur Beamtencarrière, nicht so unverhältnißmäßig groß als anderwärts. — Lange Zeit erfreute sich das mit tüchtigen Lehrern versehene Gymnasium zu Speier eines größeren Zutrauens; heute aber stehen sich beide Anstalten hinsichtlich ihrer Leistungen ziemlich gleich und entsprechen vollkommen den in Bayern überhaupt gestellten Anforderungen. Es ist daher wohl nicht ihre Schuld, wenn trotzdem nur so wenige pfälzische Jünglinge von wirklicher Liebe zu den classischen Studien, der Grundlage der Gymnasialbildung, erfüllt werden, vielmehr die allermeisten sofort nach Absolvirung der Schule den alten Autoren für immer den Rücken kehren. Auffallend ist auch die Abneigung der Pfälzer vor dem Studium der Philologie, die so weit geht, daß schon jetzt die Professoren- und Studienlehrer-Stellen meistens mit Candidaten aus den älteren Kreisen besetzt werden müssen, nachdem die früher gewöhnliche Verwendung von protestantischen Pfarramts-Candidaten seit Wegfall des kleinen philologischen Examens wesentlich erschwert ist.

Durch die Schulordnung von 1830 waren die Progymnasien zu Frankenthal, Kaiserslautern, Grünstadt und Landau, sowie die lateinischen Vorbereitungsschulen zu Dürkheim, Neustadt und Germersheim in Lateinschulen umgewandelt worden und sollten demgemäß die Schüler künftig bloß für das Gymnasium, nicht aber, wie vorher, zugleich für das bürgerliche Leben vorbereiten. Da jedoch den Pfälzern bei ihrer praktischen Richtung eine bloß formale Bildung der Jugend nicht genügte, so erhoben sich bald zahlreiche Beschwerden in Eingaben an die Stände des Reichs und den Landrath, der ebenfalls eine größere Berücksichtigung der realen und naturwissenschaftlichen Fächer beim Unterricht wiederholt verlangte. Als sich die Abhülfe verzögerte, trat in den folgenden Jahren, in welche auch die Gründung der pfälzischen Gewerbschulen fiel, eine höchst bedenkliche Entvölkerung der Lateinschulen ein, so daß sogar deren Forteristenz gefährdet schien. Allein der von 1834—1836 wiederholt als Ministerialcommissär in der Pfalz erscheinende Hofrath Dr. Thiersch aus München, der sämmtliche Schulvorstände mehrmals in Speier zu Berathungen versammelte, bewirkte, daß mit allen isolirten Lateinschulen (jene in Landau und Kaiserslautern, wo zugleich Gewerbschulen bestehen, ausgenommen) sogenannte Realcurse verbunden wurden, in Folge dessen nicht nur die bestehenden Anstalten sich rasch wieder hoben, sondern auch die Städte Homburg, Bliescastel, Bergzabern, Annweiler, Kirchheimbolanden, Kusel, Pirmasens und Edenkoben in den Jahren 1835 und 1836 neue Lateinschulen mit je zwei Lehrern (bloß Homburg blieb auf einen Lehrer beschränkt) errichteten. Die Schule zu Homburg löste sich indessen 1844, jene zu Bliescastel 1847 wieder auf; desto kräftiger entfalteten sich aber, gleich ihren ältern Schwesteranstalten, die meisten der übrigen Latein-

schulen. Der Unterricht in den Realcursen, die bloß im Jahr 1841/42 wegen Verweigerung der Mittel von Seiten des Landraths sistirt waren, erhielt durch Regierungsverfügung vom 23. Januar 1858 eine gleichmäßige Regelung in der Weise, daß 1) Naturgeschichte, 2) Naturlehre, 3) Geometrie, 4) Geschäftsrechnen, 5) Linear- und Ornamentenzeichnen nebst Modelliren gelehrt werden, jedoch die Theilnahme daran facultativ sein solle. Der Unterricht im Französischen wird in den meisten Schulen bereits in der untersten Classe begonnen; englisch (in den beiden obern Classen) wird in Landau, Neustadt und Kusel, Stenographie in Landau (auch in den beiden Gymnasien), Gesang, Turnen und Kalligraphie in sämmtlichen isolirten Lateinschulen getrieben; mit jenen zu Kusel und Germersheim sind seit mehreren Jahren Gewerbe-Sonntagsschulen für Zeichenunterricht verbunden. — Eine Ministerialverfügung vom Juli 1859, welche die Befugniß, Absolutorialprüfungen vorzunehmen, allen unvollständigen, d. h. nicht mit vier Classenlehrern versehenen Lateinschulen entzog, bedrohte die meisten Anstalten in ihrem Lebensnerv, da nur Grünstadt, Kaiserslautern (beide seit 1836), Landau (seit 1858) und Neustadt (seit 1859) vier Lehrer besaßen. Allein auf Vermittlung der beiden Gymnasialrectorate wurde im Dez. 1859 das erwähnte Recht auch den mit drei Lehrern versehenen Anstalten, jedoch mit der Beschränkung eingeräumt, daß sie es nur unter Leitung und Controle jener Rectorate ausüben dürfen. Da seitdem auch Dürkheim, Pirmasens und neuerdings Germersheim vierte Lehrer erhalten haben, Kusel, Edenkoben und Kirchheim aber schon lange Jahre und Frankenthal von Anfang an drei Lehrer besitzen, so entbehren nur die ohnehin unbedeutenden Schulen von Annweiler und Bergzabern des Prüfungsrechtes. Außer den Classenlehrern sind in Grünstadt (seit 1835) und Frankenthal (seit 1863) besondere Reallehrer, in Landau (seit 1838) und Neustadt (seit 1849) besondere Sprachlehrer angestellt, so daß, abgesehen von den Kunst- und Religionslehrern, jetzt (1864) an den 13 isolirten Lateinschulen 48 ordentliche Lehrer wirken. Diese, sowie die Lehrer an den Gewerbschulen waren durch die Liberalität des Landraths in der Besoldung ihren Collegen an den verbundenen Lateinschulen jederzeit gleichgestellt.

Während 1826/27 die damals bestehenden vier Progymnasien und zwei lateinischen Vorbereitungsschulen bei 16 Lehrern 326 Schüler zählten, waren 1836/37 die 14 isolirten Lateinschulen mit 39 Lehrern bereits von 733 und 1857/58 die 13 Schulen mit 43 Lehrern von 976 Schülern besucht; seitdem hat die Schülerzahl wieder abgenommen und betrug 1863/64 noch 752. Auf einen Lehrer kamen früher 20—22, jetzt 17—18 Schüler. Am besuchtesten waren von jeher die Schulen zu Grünstadt, Neustadt, Landau und Dürkheim, die gegen oder über 100 Schüler zählen; Frankenthal und Kaiserslautern haben in den letzten Jahren abgenommen und

sind von Germersheim und Pirmasens überflügelt worden. Die Lateinschulen von Speier und Zweibrücken eingerechnet, sind von 1000 Lateinschülern durchschnittlich 350 katholisch, 600 protestantisch und 50 Israeliten, ein Verhältniß, das mit jenem der Bevölkerung nicht übereinstimmt; denn während auf ungefähr 600 Einwohner überhaupt ein Lateinschüler kommt, trifft erst auf etwa 720 Katholiken, aber schon auf 540 Protestanten und auf 290 Israeliten je ein Schüler der betreffenden Confession. Die günstigeren Vermögensverhältnisse der Protestanten, sowie deren Ueberwiegen in den Städten sind wohl die Hauptursachen dieser Erscheinung.

Wenn in jüngsten Jahren im Landrath mehrmals Klagen laut wurden, daß unverhältnißmäßig viele aus den isolirten Lateinschulen kommende Knaben die Aufnahmsprüfungen an den Gymnasien nicht zu bestehen vermögen, so erklärt sich dieß leicht aus der doppelten Aufgabe bei einer zum Theil geringen Lehrerzahl jener Schulen. Im Ganzen gehören dieselben jedoch zu den besten des Königreichs, ja einzelne, wie Grünstadt, Dürkheim, Frankenthal u. a. erfreuen sich eines ausgezeichneten Rufes und ihre Zöglinge nehmen später in der Regel die ersten Plätze in den Gymnasien ein. — Obwohl man in der Pfalz ziemlich allgemein eine größere Beschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen zu Gunsten der Realien wünschte, so hat doch noch keine Stadt, Neustadt ausgenommen, ernstlich die Umwandlung ihrer humanistischen Anstalt in eine technische angestrebt, ja die Lateinschule in Landau ist ungeachtet der dortigen vortrefflichen Gewerbschule 1863/64 die besuchteste des Kreises gewesen und auch die Lateinschulen in Speier und Zweibrücken werden vom Gewerbe- und Handelsstand mit Vorliebe benützt. — Bei weitem die meisten Zöglinge der Lateinschulen suchen in diesen bloß ein die Aufgabe der Volksschule übersteigendes Maß von Bildung für das bürgerliche Leben, dem sie sich nach 1—3 Jahren widmen; kaum $1/_{16}$ beabsichtigt zu studiren, ja selbst von denen, welche die Lateinschule vollständig absolviren, geht nicht einmal die Hälfte an das Gymnasium über. Leider fehlt jedoch den Eltern größtentheils die Ausdauer oder die Einsicht, die Anstalten — dasselbe ist auch bei den Gewerbschulen der Fall — für ihre Söhne vollständig zu benützen; die große Masse der Schüler findet sich in der untersten Classe, bis zur dritten Classe halten nur wenige aus und die Oberclasse enthält in der Regel kaum $1/_8$ der Gesammtschülerzahl, so daß die meisten Knaben die Schule mit einer unfertigen Bildung verlassen.

Die Kosten der isolirten Lateinschulen (Kaiserslautern und Frankenthal sind Kreis-, die übrigen Localanstalten) werden ausschließlich aus Kreis- und Gemeindemitteln ohne alle Unterstützung des Staates bestritten und stiegen natürlich von Jahr zu Jahr; während sie 1853/54, den Aufwand für den Realunterricht ungerechnet, 25,600 fl. betrugen, sind sie pro 1864/65 auf 53,542 fl., also mehr als das Doppelte veranschlagt

wovon aus Kreisfonds 33,396, aus Gemeindemitteln 12,838, aus Stiftungen 2c. 2853 und aus Schulgeldern 4455 fl. gedeckt werden. — Außer den öffentlichen Lateinschulen bestanden in den kleineren Stadt- und größeren Landgemeinden der Pfalz je nach Bedürfniß und Gelegenheit fast jederzeit noch einzelne, manchmal ziemlich zahlreich besuchte Privat-Lateinschulen.

Zur Erziehung katholischer, für den geistlichen Stand bestimmter Knaben und Jünglinge wurde 1839 in Speier ein bischöfliches Convict gegründet, worin die Zöglinge, welche die dortige Studienanstalt zu besuchen haben, von der dritten Classe der Lateinschule an Aufnahme finden. Schon vorher (1827) war dort auch ein bischöfliches Klerikalseminar errichtet worden. Der jüngste Versuch des Bischofs aber, ebendaselbst im November 1864 eine katholische theologische Facultät zu eröffnen, scheiterte an dem Verbot der Staatsregierung.

Für Unterstützung unbemittelter studirender Jünglinge in allen Branchen ist durch Stipendien aus Kreis-, Kirchen-, Stiftungs- und andern Mitteln in der Pfalz eher zu viel als zu wenig gesorgt. —

Die königliche Aufforderung von 1829, in den größeren Städten des Reichs Gewerbschulen zu errichten, fand in der Pfalz williges Gehör, indem Landau, Kaiserslautern und Zweibrücken im Jahr 1833 nach dem Muster der in Speier schon länger bestehenden „Baugewerbschule" technische Unterrichtsanstalten in's Leben riefen. Dieselben wurden durch gleichmäßige Zuschüsse aus Kreisfonds unterstützt und in Gemäßheit der Ministerialverordnungen von 1833 und 1836 als „Landwirthschafts- und Gewerbschulen" eingerichtet, wobei Landau und Zweibrücken zwei, Speier und Kaiserslautern aber drei Curse erhielten. Die zur Kreisanstalt erklärte Schule zu Kaiserslautern nahm alsbald einen erfreulichen Aufschwung und erweiterte von Jahr zu Jahr ihren Lehrplan, so daß sie schon längst eines über die Grenzen der Pfalz hinausgehenden Vertrauens genießt. Anfangs mit der dortigen Lateinschule enger verbunden, erhielt sie 1844 auf Antrag des Landraths mit einem eigenen Rectorat eine selbstständige Stellung. Zugleich wurde, um ihr gründlicher vorbereitete Zöglinge zuzuführen, eine höhere Knabenschule errichtet, die 1851 als „Vorschule" förmlich mit ihr vereinigt ward. Eine Stiftung des Frhrn. v. Gienanth im Betrag von 16,000 fl., die in neuerer Zeit von der Staatsregierung dem Kreise streitig gemacht wird, ermöglichte 1845 die Anstellung eines Lehrers der praktischen Mechanik; in einer mechanischen Werkstätte, einem landwirthschaftlichen Versuchsfeld, einem chemischen Laboratorium, zahlreichen Sammlungen u. s. w. besaß die Schule schon frühe wichtige Unterrichtsmittel. Mit der landwirthschaftlich-gewerblichen Abtheilung ward 1851 noch eine aus zwei Cursen bestehende Handelsabtheilung und 1864 eine besondere landwirthschaftliche Abtheilung (Ackerbauschule) verbunden; für letztere hatte der Landrath allmählich einen Fonds, über 31,000 fl., admassirt, nachdem

die im Landrathsabschied von 1853 genehmigte Errichtung einer Kreis-ackerbauschule zu Speier nicht zu Stande gekommen war.

Bei den Landwirthschafts- und Gewerbschulen zu Speier, Landau und Zweibrücken dauerte es längere Zeit, bis sie zu einer gedeihlichen Existenz gelangten. Anfangs ertheilten an ihnen bloß Lehrer der in denselben Städten befindlichen Gymnasien und Lateinschulen oder andere geeignete Personen den Unterricht und auch die große Mehrzahl der in den Jahresberichten aufgeführten Schüler bestand aus Gymnasiasten und Lateinschülern, welche den in den Abendstunden ertheilten naturwissenschaftlichen Unterricht benützten, während die wenigen eigentlichen Gewerbschüler an dem Realien- und Mathematik-Unterricht in den humanistischen Anstalten Theil nahmen, so daß die Gewerbschulen gleichsam nur zur Ergänzung der letztern dienten. Dennoch berührte es peinlich, als durch Ministerialentschließung vom 8. Sept. 1841 mit den Realcursen an den Lateinschulen auch die drei Local-Gewerbschulen aufgelöst wurden, weil der Landrath die bis dahin gewährten Kreiszuschüsse (4350 fl., über die Hälfte des Gesammtbedarfs), zu deren Zahlung er den Staat verpflichtet glaubte, wiederholt verweigert hatte. Erst als der Landrath im folgenden Jahre die Zuschüsse auf's Neue bewilligte, wurden die Schulen 1843 mit vermehrten Lehrkräften, und zwar jene in Landau nunmehr ebenfalls mit einem dritten Curs, wieder hergestellt. Auch in Neustadt und Dürkheim sollten im Jahr 1849 Gewerbschulen errichtet werden; allein sie kamen nicht zu Stande, obgleich bereits eine ansehnliche Unterstützung aus Kreisfonds für sie bewilligt war. Dagegen erfolgte 1852 ein wichtiger Schritt zur Hebung der bestehenden Gewerbschulen, indem sie von den humanistischen Anstalten völlig getrennt und mit eigenen Realienlehrern versehen wurden, so daß sie sich seitdem kräftiger entwickeln konnten und bei erweitertem Lectionsplan, sowie vermehrten Unterrichtsmitteln und Lehrkräften sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Frequenz erfreuen. Da auch die Schule in Zweibrücken, mit der ebenfalls ein Vorcurs verbunden ist, 1864/65 einen dritten Curs erhielt, so besitzt die Pfalz jetzt vier vollständige Gewerbschulen, die auf die intellectuelle Hebung des Bürgerstandes in Zukunft wohl nicht weniger vortheilhaft einwirken werden, nachdem die Reorganisation der technischen Lehranstalten vom 14. Mai 1864 deren Aufgabe in mancher Hinsicht präciser zusammengefaßt hat.

Im Ganzen wirken an ihnen 23 Lehrer und die Zahl der ordentlichen Schüler betrug in den letzten Jahren durchschnittlich gegen 470; hievon kommen 8 Lehrer und 200 Schüler auf die Kreisgewerbschule zu Kaiserslautern, die in den ersten Decennien ihres Bestehens 50 bis 100 Schüler zählte. Noch eigenthümlicher als bei den Lateinschulen ist das Verhältniß der Confessionen beim Besuch der Gewerbschulen; denn während man nach einem mehrjährigen Durchschnitt einen Gewerbschüler auf 1350

Einwohner rechnen kann, trifft ein solcher der betreffenden Confession auf 2100 Katholiken, 1150 Protestanten und 330 Israeliten. — Außer den ordentlichen Schülern werden an den vier Gewerbschulen jährlich noch über 700 andere Individuen, theils als Zöglinge der mechanischen Werkstätten, Laboratorien u. s. w., größtentheils aber als Besucher der Handwerkerschulen unterrichtet. Mit den Anstalten in Speier, Zweibrücken und Kaiserslautern sind nämlich seit den ersten Jahren ihres Bestehens, mit jener in Landau seit 1849 Sonn- und Feiertagsschulen für Zeichenunterricht verbunden. Die Sonntags-Zeichenschule in Kaiserslautern wurde 1844 zu einer Handwerkerschule erweitert, in welcher der Unterricht auch an Werktag-Abenden ertheilt und auf Schön- und Rechtschreiben, Geschäftsstyl, Geschäftsrechnen, praktische Geometrie, Waaren- und Gewerbkunde, sowie Modelliren ausgedehnt wurde; dieselbe war durchschnittlich von 200—300 jungen Handwerkern besucht, bis die Ereignisse von 1849 störend einwirkten und der Unterricht seitdem auf Rechnen, einfache Buchhaltung und Zeichnen beschränkt wurde. Ebenso hat sich in Zweibrücken die Zeichenschule in eine Handwerkerschule für Rechnen und Zeichnen ausgebildet. An beiden Anstalten bestehen ferner auf Anregung des königl. Staatsministeriums seit 1861/62 gewerbliche Fortbildungsschulen für das weibliche Geschlecht zum Unterricht im Rechnen, in gewerblicher Buchführung und Correspondenz, die ziemlich fleißig benützt werden (in Kaiserslautern von 40—50 Mädchen).

Allein der Vortheil der pfälzischen Gewerbschulen beschränkt sich nicht auf den Jugendunterricht, sondern deren Lehrer üben auch durch öffentliche Vorträge in den Gewerbvereinen, durch ihre Rathschläge an Gewerbtreibende, durch die Arbeiten und Versuche in den Laboratorien und Werkstätten u. s. w. einen segensreichen Einfluß. Insbesondere verdankt die Stadt Kaiserslautern der dortigen Kreisgewerbschule, die 1847 auch ein chemisches Institut für Technik und Ackerbau gründete, zu nicht geringem Theil ihren industriellen und gewerblichen Vorrang. Darum wird auch der Aufwand für diese Schulen, der pro 1864/65 auf 30,938 fl. veranschlagt ist, gern bestritten, indem der Kreis hiezu 19,773, die Gemeinden 10,500 fl. beitragen und der Rest mit 665 fl. aus den Schulgeldern 2c. gedeckt wird.

Seit 1864/65 besitzt die Pfalz außerdem ein Real-Gymnasium in Speier, um dessen Sitz lange und viel gestritten wurde, da der größte Theil der Bevölkerung es lieber in Kaiserslautern als in Speier errichtet wissen wollte.

Hauptsächlich zur gründlicheren Vorbildung angehender Kaufleute entstand 1831 in Dürkheim eine Privat-Knaben-Erziehungsanstalt, deren Leistungen große Anerkennung fanden; seitdem sind noch in Grünstadt, Neustadt und Speier Privat-Handelsschulen errichtet worden, die zum Theil auch von auswärtigen Pensionären besucht sind. — Ebenso-

wenig fehlt es an Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend oder höheren Töchteranstalten, die nicht nur von dem Beamten- und bessern Bürgerstand, sondern auch von den wohlhabenderen Landleuten benützt werden. Schon 1818 gründete die Stadt Frankenthal das Karoliueninstitut und später sind ähnliche städtische Anstalten in Speier, Dürkheim, Kaiserslautern und Neustadt entstanden. Für die katholische Jugend ausschließlich ist die höhere Töchterschule im Magdalenenkloster zu Speier bestimmt, in welcher der Unterricht von den Dominikanerinnen ertheilt wird. Allein obgleich außerdem noch eine Reihe von Privat-Mädcheninstituten, deren Zahl (gegenwärtig, d. h. 1865, zehn) häufig wechselt, vorhanden ist, so vertrauen doch viele Eltern noch immer die Erziehung ihrer Töchter ausländischen, namentlich französischen Pensionaten an.

Was endlich den wichtigsten Zweig des Unterrichts, die Volks- oder Elementarschulen, seit 1838 officiell deutsche Schulen genannt, betrifft, so wurden deren innere und äußere Verhältnisse durch die wichtige Regierungsverordnung vom 20. August 1817, welche, wenn auch vielfach modificirt, noch heute die Grundlage der Organisation des deutschen Schulwesens bildet, geregelt. Nach derselben sollte in jeder Bürgermeisterei eine aus dem Bürgermeister (als Vorstand), einem Mitglied des Gemeinderaths und den Pfarrern jeder Confession bestehende „Ortsschulcommission" bestellt werden[1]), um in monatlichen Versammlungen für alle Angelegenheiten der Volksschulen (namentlich bezüglich der äußern Verhältnisse, der Lehrapparate, der Disciplin, des Schulbesuchs ꝛc.) Sorge zu tragen. Die Schulen der verschiedenen Religionen sollten, „soweit es die Zahl der Schüler und der Localfonds gestattet," von einander getrennt bleiben[2]) und jeder Pfarrer solle Ortsinspector (Localschulinspector) der Schulen seiner Confession sein. Für jeden Verwaltungsbezirk würden aus der Geistlichkeit der verschiedenen Religionen „Bezirksschulinspectoren" ernannt werden[3]), welche die Aufsicht auf die Schulen ihrer Religion in den betreffenden Bezirken zu führen, jede Schule jährlich wenigstens einmal ordentlich zu untersuchen und über alle Schulverhältnisse an die Regierung zu berichten hätten.

[1]) Jetzt besitzt jede politische Gemeinde eine Ortsschulcommission und gewöhnlich gehören statt eines zwei vom Bezirksamt ernannte Gemeinderathsglieder verschiedener Confession zu ihr; das 1861 laut gewordene Verlangen der Schullehrer, ebenfalls Sitz und Stimme darin zu erhalten, blieb ohne Erfolg.

[2]) Der Landrath wünschte 1818 die Vereinigung der Schulen ohne Unterschied der Religion mehr begünstigt und erhielt in seinem Abschied den Bescheid, daß dem überall kein Hinderniß entgegenstehe, wo die verschiedenen Religionstheile selbst dazu geneigt seien.

[3]) Auf den Antrag des Landraths wurde im Landrathsabschied von 1818 auch die Verwendung gebildeter Laien zugestanden und in der That wurden vor 1825 mehrmals weltliche Beamten zu katholischen Bezirksschulinspectoren ernannt.

Von 1819 an solle kein Lehrer oder Gehülfe angestellt werden, der nicht Anfangs ein, später zwei Jahre in der in Kaiserslautern zu errichtenden „Normalschule" gebildet worden sei; bei Besetzungen von Lehrerstellen habe dem Gesetze gemäß der Vorschlag vom Bürgermeister und Gemeinderathe, die Bestätigung von der Regierung zu erfolgen (Ortsschulcommission, Local- und Districtsschulinspector und Verwaltungsbehörde werden mit ihrem Gutachten gehört). Der Gehalt eines Lehrers incl. der Wohnung und der Bezüge aus Nebendiensten solle in Gemeinden über 2000 Seelen 400, in den übrigen Orten 300 fl. betragen. Das (von den Gemeinde-Einnehmern zu erhebende) Schulgeld dürfe in der Regel 3 kr. wöchentlich für ein Kind nicht überschreiten und nach dem Gesetz vom 11. Floreal X der fünfte Theil der Kinder wegen Armuth davon befreit werden. Die Ergänzung der Gehalte, die Herstellung und Unterhaltung der Schulgebäude, die Heizung der Lehrzimmer sowie die Anschaffung der Schulapparate liege den Gemeinden ob. Keine Schule solle mehr als 80 Kinder zählen; in Städten, dann in Landgemeinden über 2000 Seelen dürfe vom 1. Nov. bis 15 Sept. der Unterricht, und zwar täglich 6 Stunden, nicht unterbrochen werden, in den übrigen Gemeinden aber müsse während der Sommermonate die Schule mindestens an zwei Wochentagen fortgehalten werden. Außer Religions- und Sittenlehre seien Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Rechtschreibung und die nöthigen Kenntnisse von der Natur- und Weltgeschichte Gegenstände des Unterrichts (nach einem von der Regierung 1827 in Erinnerung gebrachten kaiserlichen Gesetz vom 12. Febr. 1812 ist in allen pfälzischen Schulen auch das metrische System gründlich zu lehren); zugleich sei für Industrie-Unterricht zu sorgen, und der erwachsenen Jugend beiderlei Geschlechts an Sonn- und Feiertagen je eine Stunde Unterricht zu ertheilen. Die Schulpflichtigkeit dauere für Mädchen vom 6. bis zum 12. und für Knaben bis zum erfüllten 13. Lebensjahre[1]), jede verschuldete Schulversäumniß sei von der Ortsschulcommission mit dem Wochenbetrag des Schulgeldes zu bestrafen. (Die weitere Verfügung, in Orten über 2000 Seelen für die aus der Volksschule ausgetretenen Kinder bis zum 15. Jahre höhere Bürgerschulen einzurichten, kam nicht zur Ausführung.)

Dieser Verordnung gemäß verfügte die Regierung schon am 10. Oct. 1817 die unverzügliche Errichtung eines für alle Confessionen gemeinschaftlichen Schullehrer-Seminariums in Kaiserslautern und that damit

[1]) Dieser Bestimmung entgegen endigte in der Pfalz die Werktagsschulpflichtigkeit immer erst mit der Confirmation, resp. ersten Communion, d. h. für die katholischen Kinder und die protestantischen Mädchen mit dem 13., für die protestantischen Knaben früher mit dem 14., seit 1845 aber ebenfalls mit dem 13. Lebensjahre; die wiederholten Anträge der protestantischen Synoden und Kirchenbehörden, das Confirmationsalter der Knaben wieder auf das 14. Jahr festzusetzen, sind bis jetzt erfolglos geblieben.

den wichtigsten Schritt zur Hebung des Volksunterrichts. Denn das Seminar, das drei Haupt- und mehrere Nebenlehrer erhielt, entwickelte unter verständiger Leitung bald eine allgemein anerkannte segensreiche Thätigkeit. Anfangs wohnten die Zöglinge außerhalb der Anstalt, bis 1826/27 ein Internat für 60 Präparanden eingerichtet wurde, seit welcher Zeit die Seminaristen nur ausnahmsweise in Privathäusern Kost und Wohnung nehmen dürfen. Die Zahl der in den ersten 10 Jahren in der Anstalt gebildeten Schulcandidaten belief sich auf 270, neben denen sich eine noch größere Zahl älterer Lehrer und Privatpräparanden den Concursprüfungen unterzog. Allein obwohl seit 1829 die Zahl der jährlich aufzunehmenden Zöglinge in der Regel von 30 auf 50—60 erhöht wurde, so reichten die geprüften Exspectanten doch für den Bedarf an Lehrern nicht hin und bis in die 40er Jahre mußten viele Schulstellen mit Präparanden besetzt werden. Im Jahr 1839/40 ward das Seminar, worin bis dahin die verschiedenen Confessionen vereinigt waren, zum Bedauern des Kreises und gegen den entschiedenen Willen des Landraths getrennt und für die katholischen Schullehrlinge ein besonderes Seminar in Speier errichtet, während jenes zu Kaiserslautern für protestantische und israelitische Zöglinge gemeinschaftlich blieb. Dadurch hat auch der Unterricht und die Erziehung der Seminaristen eine confessionellere Färbung angenommen und bis jetzt behalten. Aus dem Seminar zu Speier gingen seit 1840 jährlich im Durchschnitt etwa 26, aus dem zu Kaiserslautern 40—41 (darunter 2—4 Israeliten) ordnungsmäßig gebildete Schulcandidaten hervor. Die Zahl der jährlich um die Aufnahme concurrirenden Präparanden (Schullehrlinge) war vor 1848 in der Regel so groß, daß kaum der dritte, oft nicht einmal der vierte Theil berücksichtigt werden konnte; als aber nach 1850 eine strengere Aufsicht auf das Lehrerpersonal und auf die Vorbildung der Schullehrlinge eintrat, zeigte sich rasch eine solche Abnahme der letztern sowie der Frequenz der Seminarien, daß bereits 1855 wieder ein fühlbarer Mangel namentlich an protestantischen Schuldienstexspectanten eingetreten war. Das Verhältniß besserte sich zwar in den folgenden Jahren, allein die Verordnung über die Bildung der Schullehrer von 1857 hat eine abermalige Verminderung der Concurrenz herbeigeführt, so daß in jedem der letzten Jahre aus der Speierer Anstalt nur 20—21, aus jener zu Kaiserslautern 30—31 Exspectanten entlassen wurden.

Wenn auch die Bestimmungen der Verordnung von 1817 bezüglich der innern Einrichtung des deutschen Schulwesens nicht überall sofort zur Ausführung gebracht werden konnten, so nahm doch letzteres durch die unausgesetzte Sorgfalt der Regierung, durch den Eifer der Schulbehörden und die allmähliche Ersetzung untauglicher älterer Lehrer durch gebildete jüngere Kräfte von Jahr zu Jahr einen erfreulicheren Aufschwung. Eine Regierungsverfügung vom 20. Dez. 1827 regelte den Unterricht in den Landgemein-

den fester, indem sie befahl, daß in denselben während des Sommers täglich in der Frühe 2—3 Stunden Schule zu halten und auf einen regelmäßigen Schulbesuch ebenso zu dringen sei wie im Winter; doch verschwanden erst 10—12 Jahre später die in einzelnen armen Gemeinden der Landcommissariate Kusel und Kirchheim noch fortbestehenden „Winterschulen" und wurden durch ordentliche Schulen ersetzt. Ueber die Behandlung und Bestrafung der Versäumnisse gab eine Verfügung vom 17. Dez. 1819 nähere Anleitung und fast jährlich erfolgten neue Verordnungen zur Erzielung eines regelmäßigen Schulbesuchs, der sich auch gegen früher wesentlich besserte; da jedoch gegen den ärmeren Theil der Bevölkerung, um den es sich natürlich vorzugsweise handelte, die ausgesprochenen Geldstrafen nicht excquirt werden konnten, das französische Gesetz aber andere Zwangsmaßregeln nicht gestattete, so blieb die Zahl der Versäumnisse noch lange eine überaus hohe und erst die Gesetzgebung von 1862 ermöglichte ein energischeres Einschreiten. Namentlich die Sonntagsschulen, deren Einrichtung durch Regierungsverfügung vom 17. April 1818 geregelt und zu deren Besuch die aus der Werktagsschule entlassene Jugend bis zum 18. Jahre verpflichtet wurde, blieben lange vernachlässigt, da sie sich weder bei den Behörden noch den Gemeinden einer sonderlichen Gunst erfreuten; die Schulpflichtigkeit war für eine Gegend, wo sich die Mädchen selbst auf dem Land nicht selten mit dem 16. und 17. Jahre verehelichen, zu lange und so kam es, daß noch am Ende der 30er Jahre in sehr vielen Orten, selbst in der Kreishauptstadt Speier, gar keine Sonntagsschulen eingerichtet waren und der Besuch der bestehenden meistens von dem guten Willen der Pflichtigen abhing. Erst seit der neuen Einschärfung der bestehenden Vorschriften durch eine Regierungsverfügung vom 21. April 1853, besonders aber seit der Herabsetzung der Schulpflichtigkeit auf das 16. Jahr (1856) wird der regelmäßige Besuch der Sonn- und Feiertagsschulen überall strenge überwacht und die allerhöchste Verordnung vom 31. Dez. 1864 läßt für die Zukunft auch bessere Erfolge von denselben erwarten als bis dahin. — Das Jahr 1836 brachte für das deutsche Schulwesen des Rheinkreises zwei wesentliche Verbesserungen: zunächst die Verkleinerung der Schulbezirke in der Art, daß nahezu für jeden der 31 Kantone ein protestantischer und ein katholischer Districtsschulinspector aufgestellt (statt 24 gibt es seitdem 54—55 Inspectoren) und dadurch eine sorgfältigere Aufsicht ermöglicht wurde; sodann eine „Lehrordnung und Stundeneintheilung" zur unabänderlichen Befolgung in allen deutschen Schulen, während die Einhaltung einer solchen vorher in der Willkür der Lehrer lag. Seitdem richten sich die deutschen Schulen der Pfalz nach den für Bayern überhaupt erlassenen Verfügungen und erfreuen sich daher eines geregelten und im Ganzen blühenden Zustandes, nachdem der Mißstand einer ungebührlichen Bevorzugung des Religionsunterrichts und einer „maßlosen Ausdehnung des religiösen Memorir-

stoffs" auf Kosten der andern Lehrgegenstände, welcher in vielen protestantischen Schulen während der 50er Jahre bemerkbar wurde, seit 1860 durch das Einschreiten der Regierung (Erlaß vom 21. Dez.) und den Systemwechsel in der protestantischen Kirchenleitung aus Anlaß des Gesangbuchstreites rasch beseitigt worden ist.[1])

Die Verwendung von Ordensfrauen zum Unterricht der katholischen weiblichen Jugend hat in der Pfalz niemals großen Anklang gefunden. Ein Verein von Providenzschwestern, die sich 1818 in Homburg und Zweibrücken niederließen, zog sich, von Behörden und Bevölkerung ohne Unterstützung gelassen, bald nach der preußischen Rheinprovinz zurück. Dagegen wurde in dem Kloster der Dominikanerinnen zu Speier, das König Ludwig I. am 1. Dez. 1826 mit der Verpflichtung zum Unterricht und zur Erziehung der weiblichen Jugend wiederherstellte, eine noch heute bestehende, mit fünf Lehrerinnen besetzte Schule für die katholischen Mädchen der Stadt errichtet. Eine in Maikammer gegründete Filiale des Instituts der armen Schulschwestern wurde 1847 in Folge des Widerspruchs des Landraths wieder aufgelöst und erst 1852 ein Mutterhaus zur Heranbildung solcher Schwestern in Speier eröffnet; allein obgleich die Regierung den Behörden die kräftige Förderung des Instituts zur Pflicht machte und durch Verfügung vom 12. Juli 1854 die geprüften Schulschwestern als Lehrerinnen an den deutschen Schulen zuließ, so waren doch 1863 nur in 13 Gemeinden zusammen 19 Schwestern angestellt und selbst ganz katholische Gemeinden weigern sich, denselben den Unterricht zu übertragen.

Die Fürsorge der bayerischen Regierung ist auch der israelitischen Jugend zu statten gekommen. Obgleich 1808 die Cultusverhältnisse der Juden geregelt wurden, so blieb unter der französischen Herrschaft doch der Unterricht ihrer Jugend, die nur hie und da in den sogenannten Cheders (Schulstuben) von meistens unwissenden, oft verkommenen Subjecten nothdürftig hebräisch lesen lernte, fast gänzlich vernachlässigt. Erst die Schulverordnung von 1817 verfügte, daß die Kinder der Juden an den öffentlichen Schulen mit Ausnahme der Religionslehre Theil nehmen sollen, sofern nicht die Mittel zur Bildung eigener Schulen für sie vorhanden seien. Noch bestimmter wurde die „Verpflichtung" der Judenkinder beider Ge-

[1]) Die jährlichen Zusammenstellungen des Kriegsministeriums über die mit mangelhaften Schulkenntnissen ausgestatteten Recruten der einzelnen Kreise können durchaus nicht als Maßstab für den Stand des Unterrichts in der Pfalz betrachtet werden; denn erstlich treten hier fast durchgehends nur die Söhne ganz armer Familien, welche die zur Stellung eines Ersatzmannes nöthige Summe nicht auszutreiben vermögen, in die Armee ein und unter diesen ist begreiflicher Weise die Zahl der schlecht Unterrichteten verhältnißmäßig am größten; — sodann ist constatirt, daß nicht selten pfälzische Soldaten Unwissenheit simuliren, um nicht zu Unterofficieren befördert und dadurch längere Zeit an die Fahne gefesselt zu werden.

schlechter „zum öffentlichen Schulbesuche in Städten und auf dem Lande" in der Regierungsverordnung vom 8. Oct. 1823 ausgesprochen, welche zugleich die Bewilligung zur Errichtung besonderer israelitischer Schulen von der Aufstellung vorschriftsmäßig gebildeter Lehrer, der Ausmittelung eines zweckmäßigen Locales und der Sicherung eines Gehaltes von mindestens 300 fl. abhängig machte. Die auf diese Weise errichteten Schulen (im Jahr 1837 gab es deren 28, jetzt über 60) wurden an den allgemeinen Lehrplan gebunden und seit 1833 bei Vertheilung der Kreisfonds-Unterstützungen gleich den christlichen berücksichtigt; ein großer Theil derselben erhielt später auch Zuschüsse aus den Gemeindekassen. Ueberall, wo solche bestehen, ist seit 1845 auch ein Israelite Mitglied der Ortsschulcommission mit Sitz und Stimme bei allen die israelitische Schule betreffenden Verhandlungen. Die Aufsicht steht den protestantischen oder katholischen Schulinspectoren und nur bezüglich des Religionsunterrichts zugleich den Bezirksrabbinern zu. Der Antrag der letztern, als israelitische Localschulinspectoren angesehen zu werden, wurde durch Regierungsverfügung vom 17. April 1845 abgelehnt. Die Entlassung aus der Werktagsschule erfolgt ebenfalls im 13. Jahr durch die Confirmation. Sabbathschulen bestanden vor 1840 nur in wenigen Orten und da ihrem Gedeihen religiöse Hindernisse entgegenstanden, so ist der betreffende Unterricht seit 1845 auf die Sonntag-Nachmittage verlegt. Schon der relativ ungemein zahlreiche Besuch der pfälzischen höheren Lehranstalten von Seiten der israelitischen Jugend zeigt, welch hohen Werth die jüdischen Eltern auf eine gute Erziehung ihrer Kinder legen und dem entspricht auch der Stand der israelitisch-deutschen Schulen, die zu den besseren des Kreises gehören.

Zur Hebung der äußeren Schulverhältnisse haben Kreis und Gemeinden niemals Opfer gescheut. Die Zahl der Schulen wurde alljährlich vermehrt; während sie 1817 erst 844 betrug, war sie 1827 bereits auf 1174 gestiegen und belief sich 1862/63 in den 711 Gemeinden der Pfalz auf 1517. Davon waren 609 mit katholischen, 823 mit protestantischen und 61 mit israelitischen Lehrern oder Verwesern, 24 aber mit Lehrerinnen besetzt; in vielen Schulen sind die Kinder der verschiedenen Confessionen vereinigt. Ein Unterrichtsinstitut für Taubstumme ist seit 1825 mit der Kreisarmenanstalt in Frankenthal verbunden und dessen Erweiterung vom Landrath beschlossen. Zur Erziehung und Unterrichtung elternloser oder verkommener Kinder dienen außer dem Kantonal-Rettungs- und Waisenhaus (Marstift) in Dürkheim und den verschiedenen Districts- und städtischen Waisenhäusern die durch Privatwohlthätigkeit gegründeten protestantischen Rettungshäuser zu Haßloch (seit 1851) und Rockenhausen (1854), das katholische Armenkinderhaus zu Pirmasens (1853) mit seinen Filialen in Zweibrücken, Eilz und Frankenthal u. s. w. Weibliche Arbeitsschulen zum unentgeltlichen Unterricht der Mädchen in Handarbeiten werden seit

einigen Jahrzehnten von den meisten größeren Gemeinden unterhalten, während Baumschulen zur Unterweisung der Knaben in der Obstbaumzucht unter Leitung der Lehrer fast überall bestehen. Dagegen haben die Kleinkinderpflegen, die in der Pfalz erst 1848 aufkamen, noch nicht die wünschenswerthe Verbreitung gefunden. — Für Herstellung zweckmäßiger und geräumiger Schullocale hat die Regierung jederzeit eifrig gesorgt und unter den Gemeinden einen löblichen Wetteifer zu erwecken gewußt; von 1817 bis 1827 wurden über 300 neue Schulhäuser gebaut und jetzt gehören fast ausnahmslos nicht bloß in den Landgemeinden, sondern selbst in den Städten die Schulhäuser zu den stattlichsten Gebäuden. Welche enorme Summen die pfälzischen Gemeinden noch neuerdings hierauf verwenden, mag man daraus ermessen, daß sie nur in den Jahren 1850—1855 für Schulgebäude über 180,000 fl. ausgaben. Aermere Gemeinden wurden dabei von jeher aus Kreisfonds durch Beiträge oder Vorschüsse gegen mäßige Zinsen unterstützt, zu welchem Zweck ein besonderer „Kreis-Vorschußfonds für Schulhausbauten" von 27,000 fl. besteht.

Namentlich waren die Bestrebungen des Kreises fortwährend auf angemessene Erhöhung der Lehrergehalte gerichtet, und wenn die Erfolge den Wünschen nicht entsprachen, so lag die Ursache hauptsächlich daran, daß die Pfalz bezüglich des Unterhalts der Latein-, Gewerb- und Volksschulen auf ihre Hülfsquellen allein angewiesen war, indem sie aus Centralfonds, aller Reclamationen des Landraths ungeachtet, wenigstens in den letzten Jahrzehnten so gut wie gar keine Zuschüsse erhielt; die Motive dieser Zurücksetzung hat das Staatsministerium selbst in den Kammerverhandlungen von 1861 als „irrthümliche" bezeichnet. Die Bestimmung der Verordnung von 1817, welche die Minimalgehalte der Lehrer auf 300 und 400 fl. fixirte, konnte deßhalb niemals zum durchgreifenden Vollzug gelangen. Noch 1836/37 bezogen von 1000 Lehrern 229 weniger als 150 fl. und von 196 Gehülfen 31 weniger als 100 fl. Gehalt. Um die jährlichen Sustentationsbeiträge aus Kreisfonds (40,000 fl.) gewissenhafter vertheilen zu können, stellte die Regierung in jenem Jahr eine Besoldungsscala von vier Classen auf, wornach je nach der Einwohner- und Schülerzahl die Lehrergehalte auf 400, 350, 300 und 200 fl., die Gehülfengehalte auf 300, 250, 200 und 150 fl. gebracht werden sollten; allein erst 1842 gelang es ihr, allen wirklichen Lehrern eine Besoldung von wenigstens 200 fl. zu sichern. Die Congrua wurde 1851 abermals erhöht, und zwar für Lehrer in Städten auf 400 fl., in Landgemeinden über 2000 Seelen auf 350, in den übrigen Orten auf 300 und 250 fl., für Gehülfen nach derselben Abstufung auf 300, 250 und 200 fl. Allein noch 1860/61 hatten viele Schulstellen den ihnen zukommenden Minimalgehalt nicht erreicht: nur 130 (von 1496) hatten ein Einkommen von mehr als 400 fl., 294 bezogen bloß 150—200 fl. und 27 sogar unter

150 fl. Das durchschnittliche Jahreseinkommen einer Schulstelle incl. der Kreiszuschüsse belief sich 1841 auf etwa 244 fl., 1845 auf 280 fl. und 1861 auf 309 fl.; es war sonach das geringste im ganzen Königreich, obwohl die Gemeinden wie der Landrath von Jahr zu Jahr steigende Summen bewilligten. Erstere verwendeten schon 1841, die bedeutenden Ausgaben für Schullocale und Lehrapparate ungerechnet, für den Unterhalt des deutschen Lehrerpersonals 279,952 fl.; dieser Aufwand war 1861 auf 389,390 fl. gestiegen und betrug 1863, nachdem das Schulgesetz von 1861 die Besoldungen neuerdings (auf durchschnittlich 350 fl.) erhöht hat, 475,300 fl., die zum Theil durch drückende Gemeindeumlagen aufgebracht werden müssen. Hiezu kommen die Zuschüsse des Kreises für das deutsche Schulwesen, die sich in manchen Jahren auf 70—80,000 fl. beliefen und erst seit 1862 in Folge beträchtlicherer Beiträge aus Centralfonds auf etwa 54,000 fl. ermäßigt werden konnten. (Die Gesammtausgaben der Kreisgemeinde für Erziehung und Unterricht, excl. der Staats- und Gemeindezuschüsse, sind pro 1864/65 auf mehr als 130,000 fl. veranschlagt.) — Bei Vertheilung der Kreiszuschüsse war die Regierung immer von dem Bestreben ausgegangen, durch dieselben das Schulgeld, welches den unbemittelten Familienvater am härtesten zu drücken pflegt, möglichst zu ermäßigen oder ganz zu beseitigen. Da sie zu dessen Abschaffung auch die reicheren Gemeinden ermunterte, so bestehen jetzt in dem größeren Theil der Pfalz Freischulen, während vor 1817 die Entrichtung eines meistens hohen Schulgeldes die allgemeine Regel war.

Aufgemuntert von der Regierung und gefördert von dem Landrath wie den Gemeinden sind in der Pfalz verschiedene Privatvereine zu Gunsten des Lehrerstandes in's Leben getreten. Die „Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Anstalt," die jetzt ein Vermögen von 119,000 fl. besitzt und 1862/63 274 Wittwen nebst 313 Waisen unterstützte, ward schon 1827 gegründet; 1849 entstand der „Pfälzische Lehrersterbkasse-Verein" und 1855 die „Schullehrer-Pensionsanstalt," die 1862 zur Kreisanstalt erklärt wurde, jetzt ein Vermögen von mehr als 140,000 fl. besitzt und aus der 1862/63 92 dienstunfähige Lehrer 2c. ihren Quiescenzgehalt bezogen.

Ueberblickt man die Zahl wie die Leistungen sämmtlicher Unterrichtsanstalten, so kann sich die Pfalz getrost mit jedem der übrigen Kreise messen und dabei sich rühmen, ihre Schulen zum allergrößten Theil aus eigenen Mitteln gegründet und erhalten zu haben. Mit dem Aufblühen des Schulwesens hat sich aber auch die allgemeine Bildung des Volkes von Jahr zu Jahr gehoben, und wiewohl als charakteristische Erscheinung im Ganzen eine gewisse Tiefe vermißt wird, so sind doch elementare und höhere Kenntnisse in unserer Heimath so allgemein verbreitet, wie in irgend einem Theile des Vaterlandes.

Elfter Abschnitt.

Abriß der Ortsgeschichte.

Von J. G. Lehmann.

Einleitendes Vorwort.

Der heutige Pfalzkreis des Königreichs Bayern bildete früher einen Bestandtheil der ehemaligen rheinischen Pfalzgrafschaft, des köstlichsten Juwels in dem Diademe der Beherrscher des deutschen Reiches. Sowohl die Lage als auch die örtliche Beschaffenheit der Pfalz am Rheine waren, vor anderen Gegenden, augenscheinlich dazu geeignet, schon in den Urzeiten die Aufmerksamkeit wandernder Völkerschaften, so wie der Eroberer auf sich zu ziehen und so frühzeitig deren Cultur zu befördern, indem dieselbe an beiden Rheinufern in einer ebenen Fläche bestand, die auf jeder Seite durch parallel laufende Hügel- und Bergreihen (links vom Rheine durch die Vogesen und das Hardtgebirge, rechtsseitig aber durch den Schwarzwald und den Odenwald) begränzt wird, in deren Mitte der Spiegel des majestätischen Stromes hinabzieht, welche breite Ebene im allgemeinen das Rheinthal genannt wird, das sich am Oberrheine von der Schweizergränze bis nach Mainz, also von Süden nach Norden, ausdehnt; ein mit allen Erzeugnissen des Bodens überflüssig gesegnetes, sehr stark bevölkertes Land. Dieses schöne Gebiet, und unser darin gelegener Pfalzkreis hauptsächlich, mußte, vom Beginne der historischen Kenntniß desselben an, vor anderen deutschen Provinzen alle mannichfachen Schicksale und Wechselfälle Deutschlands in Freud und Leid, in Kampf und Frieden mit durchmachen, und dessen Geschichte spiegelt sich demnach in den großen Momenten des deutschen Reiches ab, auch birgt derselbe eine der bedeutsamsten Stätten des Gesammtvaterlandes, nämlich Speier, die Todtenstadt des Reiches, in seinen Gränzen. Wie nun dieses Ländchen sich aus dem Urzustande herausgerungen, wie nämlich die früher mit Haide und wildem Gestrüppe bedeckte Ebene, im Laufe der Jahrhunderte, in die herrlichsten, fruchtbaren, mit vielen Städten und Dörfern besäeten, Fluren und die ehedem unzugänglichen, unwirthbaren dunkeln Urwälder in freundliche bewohnte Thäler sich umgewandelt haben, dies ist die lohnende Aufgabe unserer gegenwärtigen ortsgeschichtlichen Schilderung, die, ohne gesuchte Künstelei, von selbst in vier Zeitabschnitte zerfällt, und zwar:

I. in den römischen vom Jahre 58 vor Christo bis zum Jahre 407 der christlichen Zeitrechnung; dann

II. in den fränkischen (mit Einschluß der kurzen allemannischen Herrschaft bis 496) seit 407, bis zum Vertrage von Verdun 843;

III. in den deutschen Zeitraum, von dem Vertrage von Verdun

an, bis zum Entstehen der rheinischen Pfalzgrafschaft im Jahre 1155, und endlich

IV. in den rheinpfälzischen seit dem Jahre 1155 bis zur Jetztzeit.

I.

Die Pfalz unter der Römerherrschaft, vom Jahre 58 vor Christo, bis zum Beginne des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

1) Urgeschichte.

Der Eroberungssucht, so wie dem kriegerischen Geiste der großen Nation, der Römer, haben wir die erste Kenntniß und Bekanntschaft mit den Urbewohnern unseres linksrheinischen Landes zu danken, das zu Gallien gehörte und von den Celten oder Kelten, einem in früheren Zeiten aus dem Morgenlande vorgedrungenen und eingewanderten Volke, bewohnt wurde, denn Julius Cäsar bezeichnet ausdrücklich den Oberrhein als die östliche Gränze des Gebietes, welches dieselben in Gallien neben den Aquitaniern und den Belgiern, letztere am Unterrheine, einnahmen. Später sonderten sich von diesen keltischen Galliern auf der linken Rheinseite, die wir vorzugsweise im Auge behalten müssen, besondere Stämme ab, und zwar von Basel abwärts die Rauracker, dann die Sequaner im Elsaße und zuletzt die Mediomatriker bis nach Mainz hinab und gegen Trier hin, deren ältere Geschichte jedoch (weil, im Laufe der Zeit, immer ein Volk oder vielmehr ein Stamm den anderen verdrängte, von welchem stäten Wechsel die Ungewißheit und Unsicherheit der Nachrichten über dieselben herrühren) in Dunkel gehüllet ist, bis zum Erscheinen des römischen Proconsuls Julius Cäsar, den die Sequaner und Aeduer, im Jahre 58 vor der christlichen Zeitrechnung, gegen Ariovist, den König der Markomannen, zu Hilfe riefen, welche er ihnen auch gewährte, die ihnen aber theuer zu stehen kam, indem die genannten Stämme dabei ihre frühere Selbstständigkeit einbüßten, weil der mächtige Sieger sich nach und nach ganz Gallien unterwarf und es dem römischen Reiche einverleibte.

Von dem bürgerlichen Leben und den religiösen Ansichten dieser Kelten oder Gallier ist uns ebenfalls nur mangelhafte Kunde aufbewahrt; jenes wurde durch Kampf, Jagd und nothdürftigen Ackerbau ausgefüllt, ihre Religion aber bestand im Druidenthume, dessen Träger in geheiligten Hainen wohnten, den Naturgottesdienst, so wie den spärlichen Unterricht besorgten, während eine eigene Classe derselben, die Sänger, Dichter oder Barden, die Thaten der Stämme, jedoch nicht in Schriften, sondern durch ihre Lieder verherrlichten, welche indessen sämmtlich verklungen und nicht mehr auf unsere Zeiten gekommen sind. Eben so wenig läßt sich über Denkmäler im Pfalzkreise aus dieser keltischen Periode etwas sicheres bestimmen, man müßte denn den Golden- oder Gollenstein bei Bliescastel,

den, auf einer Anhöhe bei Hinterweidenthal befindlichen, sogenannten Teufelstisch, bestehend in einer auf zwei freistehenden mächtigen Steinen ruhenden Felsenplatte (die jedoch eben so gut in jener Felsengegend ein Spiel der Natur, als auch ein späteres Erzeugniß von Menschenhänden sein kann) und mehrere andere Teufelssteine, Teufelsfelsen u. s. w., als Opferstätten der Druiden, als Gränzsteine, oder als Male, wo die öffentlichen Gerichte gehalten wurden, dahin rechnen, denen man in den nachherigen christlichen Zeiten dergleichen abenteuerliche Namen beilegte, um dadurch den Bekennern der neuen Lehre das Heidenthum recht verabscheuungswürdig zu machen. Ueberhaupt wird eben in unsern Tagen den noch sehr dunkeln und unzuverläßigen Partien der keltischen Geschichte von Seiten der Gelehrten vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet und alles versucht um dieselbe zu erforschen und aufzuhellen, hauptsächlich aber um aus sehr mühsamen sprachlichen Untersuchungen nachzuweisen, welchen bedeutenden Einfluß die Kelten auf die Sprache, das häusliche und religiöse Leben, so wie auf die Wissenschaften und die Gerichtsverfassung der Germanen, Gallier und Britannier gehabt haben. Da uns jedoch die Gränzen für unseren geschichtlichen Abriß etwas enge gezogen sind, so würden wir dieselben sehr überschreiten, wenn wir hier in solche noch schwebenden Untersuchungen näher oder tiefer eingehen wollten, allein zuverlässig gelingt es später dem unermüdet forschenden Geiste, auch in diese interessante, aber bislang noch unbekannte, Grundlage der Urgeschichte Deutschlands, Frankreichs und Großbritaniens Licht zu bringen und auch in dieser Hinsicht sichere Ergebnisse zu erzielen. Vor der Hand genügt es uns zu wissen, daß die Urbewohner unseres Landes zu den keltischen Stämmen zählten und gehörten.

2) Die Römer am Rheine. [1])

Zu desto größerer Befriedigung muß es uns daher gereichen, den Schleier, der die Urgeschichte des Pfalzkreises deckt, in dem römischen Zeitabschnitte theilweise gelüftet und diese durch Schriften erläutert, so wie durch jetzt noch vorhandene Ueberreste aus Stein, Erz u. dgl. dauernd begründet zu finden. Wir wollen also, weil unsere Pfalz ehedem Jahrhunderte lang unter Rom's Scepter stand, nach Angabe der zahlreichen Autoren der Römer vorerst ein allgemeines flüchtiges Bild des Wirkens dieses großen Volkes in der rheinischen Gegend entwerfen und dann den Aufenthalt desselben am linken Rheinufer durch Bezeichnung der Städte, Castelle und Tabernen, so wie der Haupt- und Verbindungsstraßen die dasselbe anlegte, nach Maßgabe der bereits gefundenen und entdeckten

---

[1]) Literatur: die historischen Classiker der Römer von Julius Cäsar an bis zu Ammianus Marcellinus. —

Denkmäler, bestehend in Steinschriften, Waffen, Gefäßen, Geräthschaften, Töpferwerkstätten und Münzen, etwas genauer und bestimmter erläutern.

Schon seit der ersten Bekanntschaft mit den Römern war in unserem Lande am Rhein ein reges Leben und ein unaufhörlicher Wechsel, weil dieser Strom die Gränze zwischen Gallien und Germanien bildete und demnach Einfälle von ersterem aus in Germanien, oder Ueberfälle aus diesem in die gallischen Provinzen unvermeidlich, ja sogar durch die politischen Verhältnisse und Gesinnungen dieser beiderseitigen Völkerschaften oft oder gleichsam geboten waren. Denn kaum hatte Julius Cäsar, nach langem hartnäckigem Kampfe, das keltische und belgische Gallien sich unterwürfig gemacht, so überschritt er den Gränzstrom und unternahm zwei Heerzüge nach Germanien; allein er drang nicht weit darin vor, sondern er kehrte nach Rom zurück, ohne Gallien jemals wieder zu sehen, nachdem er, wie am Unterrheine, so auch zum Schutze des Oberrheins, vier Legionen zurückgelassen hatte, und wir werden nun sehen, was die römischen Streitkräfte in dem jetzigen Pfalzkreise, auf welchen wir uns ausschließlich beschränken müssen, wirkten und verrichteten.

Kaum war des Augustus Alleinherrschaft fest begründet, so setzte sich derselbe, stets die weitaussehenden Entwürfe Cäsar's vor Augen und in seinem Geiste handelnd, sogleich in den Besitz Galliens, welchem er auch eine andere zweckmäßigere Eintheilung gab und dasselbe dann vorerst dem erprobten Feldherrn Agrippa anvertraute. Das gallische Land auf der Westseite des Rheins theilte er in zwei Provinzen, welche von den germanischen Völkerschaften, die sich nach und nach (ob bereits unter Ariovist, oder erst unter Cäsar und Augustus ist noch unausgemacht) an dessen Ufer niedergelassen und die Mediomatriker hinter die Vogesen zurückgedrängt hatten, die Namen Germania prima und secunda, oder Ober- und Untergermanien (am oberen und unteren Rheine) erhielten; jenes war von den Tribochen im heutigen Elsaße, deren Hauptstadt Argentoratum (Straßburg), von den Nemetern im jetzigen Pfalzkreise, mit der Hauptstadt Noviomagus (keltisch) oder Civitas Nemetum (Speier) und von den Vangionen, deren Hauptstadt Borbetomagus (keltisch) oder Civitas Vangionum (Worms), bis unterhalb Mainz, bewohnt, deren Sitten (denn sie kamen ja aus Germanien, dessen Bewohner uns Tacitus und andere römische Schriftsteller schildern) rein, aber einfach und roh waren, indem sie sich auf Keuschheit im Ehestande, Gastfreundschaft in Friedens- und Muth in Kriegszeiten beschränkten; ihre Leidenschaften bestanden in Jagd, Trunk und Spiel; Mangel an Lastern war ihre Tugend und ihr natürlicher Verstand verlieh und gab ihnen Rechtsgefühl, das eben so einfache und natürliche Gesetze erzeugte. Jeder fühlte sich frei und Freiheit war die Grundlage ihres Zusammenlebens; Tapferkeit gewährte Adel und Ehre, Feigheit hingegen Knechtschaft und Schmach; überhaupt hatten sie alle

Vorzüge und Gebrechen mit Halbbarbaren gemein, allein die Leichtigkeit, mit welcher sie sich den Römern anschlossen und sich unter ihnen bildeten, diente doch zum Beweise, daß sie das Bedürfniß der Civilisation durch ihr eigenes Gefühl erkannt und so die letzte Stufe der Barbarei überschritten hatten. —

Beide Provinzen wurden durch acht römische Legionen beschützt, um theils die unruhigen Gallier nieder zu halten, theils aber auch, um den Ueberfällen der rechtsrheinischen mächtigen germanischen Stämme mit Nachdruck begegnen zu können; allein letztere wagten dem ohngeachtet mehrmals den Gränzstrom zu überschreiten, daher Augustus seine beiden Adoptivsöhne, Drusus und, den nachherigen Kaiser, Tiberius, mit ansehnlichen Streitkräften an den Rhein senden mußte. Jener entwickelte hier seine großen unternehmenden Geistesgaben, denn er vollführte einige glückliche Feldzüge gegen die germanischen Stämme der Usipeter, Tenchterer, Katten, Cherusker, Sueven und Sicambrer, wobei er bis zur Elbe vordrang (daher ihm der Ehrennamen Germanicus geworden) und ließ darauf, während einiger Jahre, längs des Rheinufers mehr denn fünfzig Castelle errichten, (wodurch Moguntiacum oder Mainz der Mittelpunkt aller Militärkräfte der Römer am Oberrheine ward), um auf solche Weise den Galliern die Hoffnung auf Hülfe von Seiten der deutschen Völker, diesen selbst aber die Aussicht zu benehmen, je wieder über den Rhein kommen zu können. Leider mußte er in der Blüthe seines Lebens in den Tod dahin sinken und seine siegreiche Thätigkeit war unterbrochen, allein noch lebt sein Andenken in dem pfälzischen Dorfe Drusweiler bei Bergzabern (tabernae montanae) und in dem Orte Drusenheim, im untern Elsaße, fort; ja der vorerwähnten Erbauung der Castelle haben zuverlässig die meisten späteren Niederlassungen der Römer in unserem Kreise, am Rheine und am Gebirge, so wie auch manche nachherige Burgen, wie man aus den Grundmauern derselben ersieht, bei denen die viereckige Gestalt der Römercastelle beibehalten ist, z. B. die Kästenburg bei Hambach, die Madenburg u. s. w., ihre Entstehung zu danken und zugleich suchten die, für denselben begeisterten, Legionen ihrem Schmerze über den zu frühe von ihnen geschiedenen Helden durch ein Monument (den sogenannten Eichelstein), das sie ihm in der Hauptstadt Mainz errichteten, Ausdruck zu geben.

Drusus hatte seinen, ihm ganz ungleichen, unwürdigen Bruder Tiberius zum Nachfolger, der früher, als jener noch in Germanien kämpfte, die Rhätier und Vindelicier am oberen Rheine bezwungen und später mit seines Bruders heftigsten Widersachern, den Sicambrern, Frieden geschlossen hatte, so daß nun Augustus den ganzen Rheinstrom in seine Gewalt bekam und auch unser Obergermanien, das jetzt in der Rechtspflege, Verwaltung und Religion nach römischem Brauche umgestaltet ward, sich einige Jahre lang der Ruhe und des Friedens erfreute, welche nur durch die

gänzliche Niederlage des Varus (der nach Tiberius den Oberbefehl am Rheinstrome erhielt) im Teutoburger Walde, im Jahre 9 der christlichen Zeitrechnung, unterbrochen wurde. Nach dieser niederschlagenden Begebenheit schickte der Kaiser sogleich des Drusus Sohn, den edeln Germanicus, an den Rhein, der auch, bis zu jenes Monarchen Tode im Jahre 14, die Ordnung aufrecht erhielt, nachher aber, um seinem Namen Ehre zu machen, einen Zug nach Germanien unternahm, von Tiberius jedoch zurückberufen und in den Orient gesandt ward, wo er, als ein schändliches Opfer dieses Wütherichs, sein Leben verlor. Nach der Entfernung desselben bekam Silius den Oberbefehl über die obergermanischen Legionen, der, in Verbindung mit dem Befehlshaber in Untergermanien, die Gallier und Belgier, welche sich seitdem empört hatten, unterdrückte, worauf es eine Reihe von Jahren in unseren rheinischen Gegenden ruhig blieb; die römischen Colonien entfalteten allmählich reges Leben und sie übten einen wohlthätigen Einfluß auf die Völker zu beiden Seiten des Rheins; der Ackerbau suchte das Nomadenwesen zu verdrängen, der freie Verkehr entwickelte sich gedeihlich und die früheren wilden Horden und Stämme schienen sich zu milderem, friedlichem und bürgerlichem Leben hinneigen zu wollen.

Dieser ruhige Zustand dauerte auch während der gräuelvollen Regierung der Despoten Tiberius, Caligula, Claudius I. und Nero bei uns noch fort, allein unter letzterem war das Ansehen des Senates bereits so tief gesunken und dagegen der Militärdespotismus schon so weit erstarkt, daß die Armeen in verschiedenen Theilen des weitläufigen Reiches, in Spanien, in Germanien und die Prätorianer in Rom, willkürlich nach einander drei Männer zu Imperatoren ausriefen, nämlich Galba, Otto und Vitellius, die sich jedoch einander selbst aufrieben und deren Herrschaft glücklicherweise nur einige Monate lang währte, bis dann endlich im Jahre 69 das Heer in Asien, eifersüchtig auf die Ausübung dieses neuerworbenen oder vielmehr angemaßten Wahlrechtes, den, eben damals mit den Juden im Kriege begriffenen, tüchtigen Feldherrn Vespasianus zum Kaiser und Imperator erwählten, der auch wirklich der rechte Mann war, um den seitherigen, hauptsächlich in den letzteren Jahren durch die aufrühreriscen Bataver, Germanen und Gallier bis nach Obergermanien ausgebreiteten Verwüstungen und Unordnungen ein erwünschtes Ziel zu setzen und den, durch Zerstörung der meisten Castelle, angerichteten Schaden wieder gut zu machen, daher auch unter dessen und seines vortrefflichen Sohnes Titus Regierung, welcher letztere leider nur zu schnell nach seinem Vater, im Jahre 81 starb, sowohl Germanien, als auch unsere Provinz sich auf's neue einer wohlthätigen Ruhe zu erfreuen hatten, auf die jedoch, unter dem ehrgeizigen und herzlosen Tyrannen Domitianus, dem andern Sohne Vespasian's, der bis 96 regierte, nur einmal ein, aber bald unterdrückter, Aufstand der Legionen in Obergermanien störend einwirkte.

Nach demselben erblicken wir eine Reihe gütiger und weiser Männer auf dem Throne der Cäsaren, die bloß das Wohl und Beste des Staates und der Provinzen vor Augen hatten, nämlich Nerva, Trajanus, Hadrianus, Antoninus den Frommen und dessen vortrefflichen Sohn Marcus Aurelius, bis zum Jahre 180. — Aeußerst günstig wirkte die weise friedliche Verwaltung dieser Fürsten auf den Wohlstand der Provinzen, indem sie keine Feldzüge gegen die Germanen unternahmen, sondern ihre Bemühungen hauptsächlich nur darauf beschränkten, die rheinischen Lande, durch Wiederherstellung der während der früheren Ueberfälle und Unruhen zerstörten Städte und Castelle, so wie durch Anlage neuer Festungswerke, gegen die Einfälle und Uebergriffe jener zu schützen, wodurch sich Trajanus und Hadrianus vor allen ausgezeichneten, während später Antoninus, um die Legionen im Frieden zweckmäßig zu beschäftigen, durch dieselben Colonien anlegen und bebauen ließ. Unter diesen Monarchen siedelten sich auch Gallier in dem, schon zu Augustus Zeiten, von den Markomannen verlassenen Gebiete zwischen dem Maine und der Donau an, welches Land zwar nicht als eine römische Provinz angesehen wurde, dessen Bewohner aber dennoch den Römern zinspflichtig sein mußten, daher man dasselbe das Zehntland oder die decumatischen Felder (agri decumates) nannte, zu dessen Schutze entweder Trajanus oder Hadrianus die große römische Vertheidigungslinie, die Pfahlhecke oder den Pfahlgraben, auch später die Teufelsmauer geheißen, ins Leben rief, deren Spuren noch an vielen Stellen sichtbar sind. — Mit dem Hinscheiden Marc Aurel's befinden wir uns jedoch an dem Wendepunkte der römischen Geschichte und die Blüthezeit derselben ist vorüber, denn, mit Ausnahme mehrerer tüchtiger Männer, folgen nun größtentheils elende und ohnmächtige Kaiser, welche letzteren, unter mancherlei widrigen äußern Verhältnissen, so wie unter gewaltigen inneren Zerrüttungen und Gährungen der verschiedenartigsten Elemente, an dem Untergange des ehemaligen römischen Weltreiches arbeiteten und denselben auch endlich wirklich herbeiführten. Unerquicklich sind von nun an die meisten der folgenden Vorgänge und Erscheinungen, daher wir nur diejenigen flüchtig hervorheben wollen, die auf das Wohl oder Wehe unserer rheinischen Gegend Bezug haben.

Was die bisherigen würdigen Regenten am Rheine Gutes und Erfreuliches gewirkt und geschaffen hatten, ging später wieder zu Grunde, auch erhob sich und blieb, nach dem Falle des blutdürstigen Commodus, 192, wieder die frühere Soldatendespotie, so daß die Legionen in den verschiedenen Provinzen des Reiches die Feldherrnwürde willkürlich vergaben und dieselbe zuweilen sogar öffentlich feilboten, daher sich manchmal drei bis vier Imperatoren, Auguste oder Cäsaren zu gleicher Zeit vorfinden. Auch die gebornen Feinde der Römer, die Germanen, sahen die allmählich abnehmende und hinsinkende Macht derselben wohl ein und regten sich immer

fester und kräftiger gegen sie und zu gleicher Zeit mit ihnen tauchten noch neue mächtige Widersacher gegen ihre Unterdrücker auf. Unter dem wahren Ungeheuer Caracalla erschien nämlich an den rheinischen Gränzen des römischen Reiches ein in der Geschichte bisher noch nicht gekanntes Volk, die Allemannen, ein mächtiger Stämme- oder Völkerbund, der sich in der Stille nach und nach in den Ländern zwischen dem Rheine, dem Maine und der Donau gesammelt und gebildet hatte, und welcher von nun an eine neue furchtbare Geißel für die Römer wurde. Diese Allemanuen, die Schwäche und innere Zerrüttung ihrer Gegner erkennend, fielen jetzt über deren Besitzungen her, Caracalla zog 213 gegen dieselben zu Felde nnd besiegte sie, jedoch mehr durch Geld, als durch die Gewalt der Waffen und seitdem stand er auf freundschaftlichem Fuße mit ihnen; allein unter Alexander (Severus oder der Strenge benannt, weil er die Kriegszucht in dem zügellosen Heere wieder herzustellen suchte) wagten sie wiederholt einen Einfall in Gallien und jener wollte ihnen entgegenziehen, aber die Soldaten ermordeten ihn 235 bei Mainz, worauf sein Nachfolger Maximinus I. im nächsten Jahre die Legionen bei dieser Stadt über den Rhein führte und die Allemannen durch das Schwert und mittelst sonstiger Verheerungen so zurückdrängte und demüthigte, daß die römischen Rheinprovinzen auf dreißig Jahre lang vor deren Ueberfällen gesichert waren.

Unter den Kaisern Decius und dem tüchtigen Valerianus erhoben und zeigten sich abermals zwei neue, gefährliche und vorher gleichfalls unbekannte Feinde der Römer, die Gothen in den Donauländern und die Franken oder die Freien zwischen dem Niederrhein und der Weser, die mit ihren Schaaren Gallien überschwemmten; Valerianus drängte zwar letztere zurück und beschwichtigte jene, allein er starb schon 260 und unter Gallienus, dem Feigen, stürmte, zur Zeit der sogenannten dreißig Tyrannen, das Verderben von allen Seiten auf den römischen Staat ein und unter anderen brachen auch die Allemannen wieder hervor, verwüsteten Gallien und drangen bis nach Ober-Italien, während, zu gleicher Zeit, sich die Franken so wie die germanischen Stämme wieder erhoben; eine gefährliche, schmachvolle Zeit für Rom und auch großen Nachtheil bringend für unser Rheinland! — Claudius II., der kriegserfahrene und einsichtsvolle Imperator, besiegte indessen 269 die Gothen und sein gleichgesinnter Nachfolger Aurelianus überwältigte auch 271 die Allemannen, denen er auf ihre Bitten den Frieden gewährte; seine Ermordung jedoch im Jahre 275 hinderte ihn an weiteren Siegen. Auf's rühmlichste aber trat im folgenden Jahre der Kaiser Probus in seine Fußstapfen, der nicht nur die Gothen, Franken und Allemannen überwand, letztere bis zum Neckar und zur Alb zurückdrängte, sondern in ihrem Lande noch bedeutende Festungen anlegte, um die römische Macht zu sichern und jene im Zaum zu halten; zugleich zwang er sie zum Frieden und schlug auch noch neue Gegner, die Bur-

gunder und Vandalen, in die Flucht, welche über den Rhein dringen wollten, daher er als der Wiederhersteller der Ruhe und des Friedens in allen Theilen des römischen Reiches angesehen und verehrt ward. Um die Cultur des Landes erwarb sich dieser treffliche Regent und Krieger ebenfalls bleibende Verdienste, indem er die Legionen zu nützlichen Beschäftigungen verwendete, durch dieselben in Gallien viele nach Aurelian's Tode zerstörte Niederlassungen wieder aufbauen und auch den zerrütteten Feldbau in einen guten Stand bringen ließ, daher seitdem durch dessen Bemühungen am Rheinstrome Weinreben wurzelten und grünten und Kastanien, Mandeln so wie andere Südfrüchte daselbst reiften, und es ist nur zu bedauern, daß dieses tüchtigen Mannes Wirken so kurz war, da seine Krieger, denen er nicht alle ihre Wünsche zugestand und erfüllte, ihn 282 ermordeten.

Wir nahen nun, seit 284, wieder einer furchtbaren Periode des dahin sinkenden Reiches, einer Zeit gränzenloser Verwirrungen und Unruhen, in welchen wir manchmal vier, ja sogar sechs Cäsaren zugleich neben einander erblicken, die sämmtlich auf den Namen und die Würde der Auguste Anspruch machten oder dieselben auch wirklich besaßen, bis sich endlich diese langwierigen Zerrüttungen im Jahre 324 mit der Alleinherrschaft Constantin's I. oder des Großen, endigten und auflösten. Unter Diocletian's und Maximian's gemeinschaftlicher Regierung waren nämlich die alten Germanen, besonders aber die Allemannen, auf's neue einigemal in Gallien eingebrochen; allein jener drängte dieselben zurück und legte am Rheine sowie an der Donau wieder mehrere Festungen gegen sie an, dieser hingegen verfolgte sie mit seinen sieggewohnten Waffen bis in ihre Heimath; später aber überschritten dieselben, nachdem sie die ihnen entgegenstehenden Verschanzungen, Pfahlgräben u. s. w. niedergeworfen hatten, mit erneuertem Muthe wiederholt den Rhein, Schrecken und Verwüstung um sich her verbreitend, bis endlich, um's Jahr 304, der Cäsar Constantius I. Chlorus ihren Verheerungen in einer mörderischen Schlacht ein Ziel setzte und sie bis über den Rhein verfolgte. Seitdem drang kein Römer mehr über die, auf der rechten Seite dieses Stromes gelegenen, sogenannten Zehntländer, oder in das Innere Germanien's vor, sondern sie behaupteten und vertheidigten fürder nur noch schwach den Pfahlgraben, vor allem aber die durch den Rhein gebildete Gränze zwischen Gallien und Germanien, und nur einigemale kamen die Imperatoren, beim Verfolgen der Allemannen 2c., auf kurze Zeit etwas weiter in die Heimath ihrer Widersacher. Auf den Constantius I. oder Chlorus folgte im Jahre 306 sein Sohn Constantinus I., welcher, während Licinius das Morgenland regierte, seit der Unterdrückung des Galerius und Maxentius im Jahre 313 alleiniger Herr des Abendlandes war, bis er auch zuletzt, nach der Besiegung des Licinius 323, einziger und unumschränkter Beherrscher des ganzen römischen Staates wurde.

Seit seiner Thronbesteigung hatte derselbe manche Kämpfe mit den Allemannen, vorzüglich aber mit den Franken am Rheine und drängte sie mehrmals zurück, jedoch mehr durch die an den Gefangenen derselben verübten Grausamkeiten, als mit Waffengewalt, und zugleich erwarb sich dieser Regent bleibende Verdienste um die Cultur der Völker, durch die öffentliche Annahme des christlichen Glaubens, sowie durch die Erhebung desselben zur Staatsreligion, wodurch solche geistige Wohlthat auch rascheren Eingang und größere Verbreitung in unserem rheinischen Lande fand (denn die Angabe, daß unter dem Kaiser Titus mit der nach Mainz verlegten XXII. Legion, welche bei der Eroberung und Zerstörung Jerusalems gewesen, der erste christliche Lehrer und Bischof Crescens an den Rhein gekommen sein soll, scheint in das Gebiet der Fabeln zu gehören, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß sich unter jener Legion bereits einzelne Bekenner des Evangeliums befunden haben mögen), daher die Christen ihn, als ihren Schutzherrn, mit dem schönen Beinamen des Großen ehrten. Dessen drei Söhne theilten nach seinem Hinscheiden 337 das große Reich, allein unähnlich ihrem Vater, behielt endlich der anmaßliche Constantius II. die Oberhand über seine zwei Brüder, deren einer, Constantinus II., 340, der andere aber, Constans, 350 in einer Schlacht fiel, worauf dann jener alleiniger Gebieter der römischen Monarchie war. Dieser unwürdige Despot hatte ebenfalls einige unrühmliche Kämpfe mit den Allemannen, aber er ernannte, seine Untüchtigkeit zum Regenten wohl fühlend, im Jahre 354 seinen Verwandten, Julianus, zum Cäsar im Abendlande, den die Legionen in Gallien später zu ihrem Imperator ausriefen, in welcher Würde er auch, nach dem Absterben des Constantius II. 361, bestätigt ward. Derselbe besiegte schon als Cäsar 354 die Allemannen, Franken und andere germanische Stämme, welche in Gallien eingebrochen waren, die über 40 römische Städte am Rhein zerstört und viele Tausende in harte Gefangenschaft geschleppt hatten und befreite jene Städte wieder aus ihren Händen, worauf er einen günstigen Frieden mit denselben abschloß und sie einige Jahre lang in gebührender Achtung hielt; da sie aber später, 357 und 359, noch mehrmals über die Rheingränze kamen, schlug er dieselben wiederholt siegreich zurück. Noch nie hatte ein Beherrscher des römischen Reiches die Allemannen so sehr gedemüthigt und bezwungen, als dieser Julianus, der sich dadurch mit Recht den Namen „des Allemannenbändigers" erwarb und im Jahre 363 im Morgenlande umkam.

Sein Nachfolger Valentinianus I., der seinem Bruder Valens die Verwaltung des Orients überlassen und die Regierung des Abendlandes für sich behalten hatte, lebte ebenfalls in stätem Kampfe mit den Allemannen, diesen beständigen, zwar oft besiegten, aber immer auf's neue wiederkehrenden und erbitterten Feinden der Römer, indem mit der Schwäche und mit der sichtlich abnehmenden inneren Kraft ihres Staates, auf der anderen Seite die

Kühnheit, die Einfälle und Bedrängungen der Allemannen, Franken u. s. w. zunahmen und sich vermehrten. Erstere hauptsächlich erschienen wieder in außerordentlich großer Anzahl und fielen 366 in Gallien ein; sie wurden aber indessen durch den kaiserlichen Feldherrn Jovinus geschlagen und zurückgewiesen. Nicht lange nachher drangen auch die Franken nach jenem Lande vor, hausten besonders in Moguntiacum auf's unbarmherzigste mit Mord und Raub und kehrten mit schwerer Beute beladen wieder zurück, so daß der Kaiser selbst, im Jahre 368, gegen diese räuberischen Horden, so wie gegen die am oberen Rheine, im Schwarzwalde und Breisgaue hausenden Allemannen, zu Felde zog, ein fürchterliches Blutbad unter ihnen anrichtete und darauf die rheinischen Lande vor weiteren Ueberfällen und Verwüstungen dadurch zu schützen suchte, daß er an dem linken Rheinufer neue Castelle anlegte, die beschädigten ausbesserte, ja sogar auf der rechten Seite dieses Stromes am Gebirge manche Festungswerke errichtet haben soll. Allein dessen ohngeachtet beunruhigten die Franken auf's neue die Rheinprovinzen im Jahre 370 und eben so auch nicht lange darnach die unteren, am Maine gesessenen Allemannen, unter ihrem Könige Makrian, welche letzteren jedoch Valentinianus I. mit Hilfe der Burgunder überwand, dann seine noch unausgeführten Befestigungsarbeiten vollendete, 374 bei Mainz mit Makrian einen dem Anscheine nach festen Frieden abschloß und im folgenden Jahre seinen Geist aufgab. Gratianus, Valentinian's I. ältester Sohn, war der letzte römische Imperator, der im Jahre 378 nochmals gegen die Allemannen, oder vielmehr gegen einen Zweig derselben, die Lenzer, kämpfte, sie besiegte und über den Rhein in ihre Wohnsitze verfolgte; allein nach ihm betrat kein römischer Feldherr mehr den Boden Allemanniens und am Rheine blieb es seitdem ziemlich ruhig bis zu Gratian's Tode 383. Sein jüngerer Bruder, Valentinianus II., ersetzte ihn unter dem Schutze Theodosius des Großen, dem Beherrscher des Morgenlandes, bis zu seiner im Jahre 392 eingetretenen Ermordung, wodurch Theodosius, bis an sein 395 erfolgtes Lebensende, der alleinige, aber auch der letzte Gebieter des dahinsinkenden römischen Weltreiches wurde, das dessen Söhne, Arcadius und Honorius, nachher theilten, bis dann zu Anfang des fünften Jahrhunderts, als eine Folge der bereits unter Valens, dem Bruder Valentinian's I., im Oriente 375 begonnenen, großen Völkerwanderung, unsere Rheinprovinz den Römern entrissen ward und zuerst unter allemannische Botmäßigkeit, später aber unter die Herrschaft der mächtigen Franken kam, wie wir im zweiten Zeitabschnitte unseres geschichtlichen Abrisses vernehmen werden.

3) Straßen, Städte, Castelle, Tabernen, Stationen u. s. w. der Römer in der Pfalz am Rheine. [1]

Haben wir in dem Bisherigen, nach den Berichten der römischen Schriftsteller, das Wirken der Römer am Rheinstrome kurz geschildert, so wollen oder müssen wir nun auch, zur Bekräftigung des Gesagten, nach Maßgabe der noch vorhandenen Denkmale die Straßen, Niederlassungen und sonstigen örtlichen Spuren derselben nachweisen.

Die Hauptaufgabe der Römer bei der Eroberung Galliens bestand darin, dieses Land für ihre militärischen Zwecke zu verwenden und zugänglich zu machen, vor allem aber den Rhein, als die Gränze Galliens und Germaniens, durch Anlage von Castellen und Verschanzungen, wie ja schon Drusus gethan, in guten festen Vertheidigungsstand zu setzen. Klugheit und Noth riefen also die römischen Straßen in's Leben und dieselben liefern uns ein anschauliches Bild der raschen Cultur und des Anbaues unseres fruchtbaren rheinischen Landes, denn jene Straßen mußten doch nothwendiger Weise ihre Verbindungs-, Ruhe- und Anhaltspunkte in festen Orten, Castellen, Tabernen u. dgl. haben, welche letzteren ständig bewohnt und deren Insassen demnach, behufs ihres Lebensunterhaltes, auf die lohnende Bodencultur angewiesen waren. So finden wir also hier das Zweckmäßige mit dem Nützlichen, die Kriegsanstalten mit friedlichen Beschäftigungen verbunden und die Militärstraßen beförderten zugleich Handel und Verkehr, so wie auch die Ansiedler in und bei den, jene Verbindungswege deckenden, Castellen, den Feldbau und bürgerliche Gewerbe treiben mußten, wozu sogar die Legionen oder Besatzungen jener festen Orte in Jahren der Ruhe oft verwendet wurden. Der erste Eroberer Julius Cäsar fand, wie er selbst berichtet, in Gallien schon Städte, Dörfer und Höfe vor und dessen Bewohner hatten also demzufolge bereits mehr Cultur wie die wilden Germanen, denn die Schilderungen derselben passen nicht auf unsere linksrheinische Bevölkerung, so wie überhaupt solche Angaben der römischen Autoren sehr übertrieben sind, indem man von jenen Barbaren ein fürchterliches schreckenerregendes Bild entwarf, um den Kämpfen mit ihnen mehr Bedeutung zu verleihen und um dadurch die Siege der großen Nation über diese Horden noch glänzender und ruhmvoller zu machen. Allerdings waren die aus Lehmhütten bestehenden Häuser der Gallier äußerst mangelhaft und ließen noch sehr vieles zu wünschen übrig, allein wenn wir als zuverlässig annehmen müssen, die Römer hätten solche gallischen Ansiedelungen, die von den neu angelegten Straßenlinien berührt wurden,

---

[1] Literatur: Acta Academiae theod. palad. Vol. hist. I—VII; Ptolomaei Geographia; die Notitia Imperii occidentalis; die Publicationen des historischen Vereins der Pfalz; die Intelligenzblätter des Rheinkreises; die römischen Alterthümer der Gauen des Donnersberges von Lehne. 2 Bände &c.

in ihren Befestigungsplan aufgenommen, so folgt daraus zugleich, daß die bisherigen dürftigen Wohnungen der Gallier, unter dem Einflusse der damals sehr weit vorgeschrittenen römischen Baukunst, sich bald in dauerhaftere und schönere verwandelt haben werden.

Die Anlagen der Römerstraßen waren durch die örtliche und natürliche Beschaffenheit des Bodens bedingt und wir müssen daher zweierlei Arten derselben unterscheiden und annehmen, nämlich Haupt- und Verbindungsstraßen; jene zogen, da ja die Römer über die Alpen nach Gallien kamen, von Süden nach Norden und zwar in zwei, durch das Terrain gebotenen, Linien längs des Rheinufers und des Gebirgszuges, also eine Rhein- und eine Bergstraße; diese aber liefen von Osten nach Westen und verbanden jene Hauptstraßen mit dem Innern des Landes durch Thalstraßen. Dem eben Gesagten zufolge ist es zugleich über allen Zweifel erhaben, daß die genannten zwei Hauptstraßenzüge, als die nothwendigsten, auch die ältesten waren und also die Verbindungswege erst nach und nach und später angelegt wurden. Wir wollen nun diese Straßen, mit den Orten, Castellen ꝛc. die sie berührten oder in's Leben riefen, kennen lernen, wobei uns zwei der ältesten Documente[1]), nebst den bereits daselbst entdeckten und gefundenen Denkmälern, Inschriften, Geräthen u. s. w. die sichersten Anhaltspunkte geben werden, und wo solche Beweismittel fehlen, unterstützt und leitet uns eine reichhaltige Sammlung goldener, silberner und kupferner römischen Münzen die in der Pfalz zu Tage gefördert wurden und deren Fundorte genau angemerkt sind, so wie auch die Gemeinde-Flurbücher manche wichtige Aufschlüsse in dieser Beziehung darbieten, zu welchem allem noch die genaue Bekanntschaft des Verfassers dieses Abrisses, als Eingebörner, mit den Oertlichkeiten der rheinischen Pfalz kommt. —

Argentoratum (Straßburg) und Moguntiacum (Mainz) waren am Oberrheine die wichtigsten Städte und militärischen Niederlassungen der Römer; von ersterer gingen drei Straßen abwärts aus, die eine über Tres Tabernae (Elsaßzabern), Pons Saravi (Saarburg) und Decempagi (Dieuze) nach Divodurum (Metz) ꝛc., die andere über Tribunci, Saletio (Selz), Lauterburg, Tabernae (Rheinzabern) ꝛc. dem Laufe des Rheins

[1]) Die sogenannte tabula theodosiana, auch tabula peutingeriana oder augustana geheißen und das intinerarium Antonini; auf jener sind nur die an den Militärstraßen gelegenen Städte und wichtigeren Orte, mit Angabe ihrer Entfernung von einander in gallischen Leugen, verzeichnet, dahingegen diese außer den Städten auch die Tabernen, Stationen ꝛc. der Legionen und ebenfalls die Entfernung derselben von einer zur andern angibt. Zu bedauern ist es, daß der historische Verein der Pfalz, der hinsichtlich der Römerperiode so vieles zu Tage förderte und geschichtlich aufhellte, wovon die desfälligen Aufsätze in den Intelligenzblättern des Rheinkreises aus den Jahren 1818 bis 1830, sowie die beiden Jahresberichte jenes Vereins von den Jahren 1842 und 1847 rühmliche Zeugnisse ablegen, seit den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849 nicht mehr in Thätigkeit ist.

folgend, nach Speier, Worms und Mainz und die dritte zog ebenfalls abwärts durch Brocomagus (Brumat), Concordia (bei Weissenburg), Tabernae (Bergzabern) ꝛc. längs des vogesischen Gebirges hinab und mit diesen beiden letzteren haben wir uns jetzt vorzugsweise zu befassen. Lauterburg kann, wie man bisher von mancher Seite annahm, hauptsächlich der weiten Entfernung von Straßburg wegen, das Tribunci der Römer nicht sein und man glaubt daher, dasselbe sei eher in der Stadt Beinheim zu suchen. In Lauterburg, hart an der französischen Gränze und ohnweit des Ausflusses der Wies- oder Weißlauter in den Rhein gelegen, scheint nur eine geringe Station und keine bedeutendere römische Wohnstätte gewesen zu sein, denn man hat bisher daselbst wohl schon Münzen, aber noch keine Denksteine oder Reste von Gebäuden aus der Römerzeit gefunden. Von hier aus zog die Straße in ziemlich gerader Linie durch den Bienwald nach Tabernae oder dem heutigen Rheinzabern, einer ansehnlichen Niederlassung der Römer, wo auch der Praefectus militum Menapiorum, welcher unter dem Befehle des Dux in Mainz stand, seinen Sitz gehabt haben soll. Diese Straße (Tümel geheißen vielleicht von tumulus) ist noch gut erhalten und ihrer ganzen Länge nach sichtbar, denn sie erhebt sich größtentheils einen Meter hoch über den Boden und ist mehr oder weniger mit Holz bewachsen. Im Jahre 1824 fand man auf derselben, nahe bei Rheinzabern, einen, unter dem Kaiser Licinius, zu Anfang des vierten Jahrhunderts errichteten Meilenstein oder eine Wegsäule, welche die Entfernung von Speier zu 13 gallischen Leugen oder Milliarien, ganz richtig angibt; auch mögen die in und bei Langencandel erschürften römischen Ueberreste mit dieser Straße, jedoch etwas lose, zusammen hängen. Rheinzabern ist bis auf diese Stunde die ergiebigste Fundgrube römischer Alterthümer in der Pfalz und zwar in allen Zweigen derselben, denn es fanden sich früher und werden immer noch daselbst entdeckt: Denkmäler mit Götterfiguren und Inschriften, sonstige Bildwerke in Stein und Thon, Reliefbilder, auch ein merkwürdiger Legionsadler von Erz mit Vergoldung, Statuetten und Bronzefiguren, Spangen, Haften und Ringe, Schaalen, Gefäße aller Art und Lampen u. s. w. von rother und anderer Erde, Münzen in Silber und Erz aus den Zeiten Augustus bis zum vierten Jahrhunderte; ferner sind dort drei Begräbnißstätten vorhanden, welche reiche Ausbeuten von Särgen, Glasgefäßen, Urnen, Grablampen ꝛc. liefern; zugleich waren Töpferwerkstätten daselbst, denn man entdeckte den wohlerhaltenen Brennofen, so wie gebrannte Steine, Ziegeln ꝛc., letztere theils mit Legionsnummern in Menge und endlich liegen in der Nähe Rheinzaberns auch die Fundamente eines Bades oder Tempels, die noch nicht untersucht sind, aus welchem allem die Wichtigkeit dieser Stätte klar und deutlich hervorgeht.

Von diesem merkwürdigen Orte nahm die Straße ihre Richtung nach dem nicht weit davon entfernten jetzigen Dorfe Hert, wo man 1770 einige

römische Denkmäler entdeckte, bestehend in dem Stücke von einer, sieben Zoll im Durchmesser haltenden, Säule von Porphyr und in einem Steine, worauf eine opfernde Juno oder Vesta ausgehauen ist, jedoch ohne Inschrift; im Jahre 1829 ergaben sich dort abermals mehrere alte Ueberreste aus der Römerzeit und darunter ein aus Glas gebildeter kleiner Hahn, auch befinden sich in der dasigen Gemark die Heidengärten. Von der Anwesenheit der Römer dahier zeugen auch noch die an der nahen Dieterichskirche bei Rülzheim eingemauert gewesenen zwei Altarsteine, deren einer die Götterbilder der Fortuna und Minerva, so wie Apollo's und des Hercules zeigt, der andere aber mit den drei eben genannten Gottheiten und statt der Fortuna mit der Juno geziert ist. Die Straße wendet sich von da längs des Rheins nach der Stadt und Festung Germersheim, wo früher bei der Ausmündung der Queich in den Rhein das Castell Vicus Julius stand, dessen Besatzung unter der Aufsicht des Praefectus militum Anderecianorum gewesen sein soll; man war zwar lange Zeit über die Lage dieses Castells nicht einig, das die römischen Itinerarien ausdrücklich zwischen Rheinzabern und Speier setzen, allein die in neuerer Zeit daselbst gefundenen zwei Monumente, nämlich ein, nach der darauf befindlichen Schrift, der Götterkönigin Juno geweihter Stein, mit den Brustbildern derjenigen Gottheiten, welche die sieben Wochentage vorstellen, als Saturn, der strahlende Sol, die Luna, Mars, Mercur, Jupiter und Venus und dann ein sehr seltenes der Göttin Maia gewidmetes Steindenkmal, nebst noch anderen römischen Gefäßen und Münzen, lassen nun nicht mehr daran zweifeln, Germersheim sei wirklich auf der Stätte des alten Vicus Julius erbauet. — Von hier bis Noviomagus (celtisch), Nemetes oder Civitas Nemetum (Speier) sind es einige Stunden und die Straße lief an Lingenfeld, Mechtersheim, Heiligenstein und Berghausen vorüber, denn in der Nähe der drei zuletzt erwähnten Orte fand man in Gräbern Särge, mit Inschriften, Urnen und Lanzen, indem die Römer ihre Todten nahe bei den Heerstraßen oder nach Maßgabe des Terrain's, in einiger Entfernung von denselben, zu beerdigen pflegten, wie wir später noch oft hören werden.

Von Speier, dieser bedeutsamsten Stätte unseres Kreises, sowohl unter der Herrschaft der Römer, als auch unter fränkischer und deutscher Hoheit, werden wir am Schlusse in dem besonderen Abrisse der Geschichte derselben kurz handeln; allein ehe wir die, von hier nach Worms ziehende, römische Heerstraße weiter verfolgen, müssen wir zuvor von dem nur dritthalb Stunden von dieser Hauptstadt entlegenen, Castelle Alta ripa, dessen Namen sich noch vollständig in demjenigen des Dorfes Altrip erhalten hat, das Nöthige in Kürze erwähnen. Wir haben nämlich aus dem vorhergehenden geschichtlichen Abrisse des Wirkens der Römer am Rheine vernommen, die Allemannen seien, zur Zeit des Kaisers Julianus, über diesen Strom gekommen und hätten über vierzig Städte und Castelle längs desselben zer-

stört, Julians Nachfolger aber, Kaiser Valentinianus I. habe, nachdem jene Horden auch durch ihn 368 wiederholt zurückgedrängt und besiegt worden waren, hauptsächlich die Rheingränze durch neuerbaute Castelle, Schanzen und Thürme, so wie durch Ausbesserung der zerstörten, auf's neue befestigen lassen und so hatte derselbe auch, auf einer Anhöhe der damaligen Einmündung des Neckars gegenüber, am Rheine ein festes, hohes und sicheres Castell von Grund aus neu erbauet, um diesen wichtigen Punkt gegen das Einbrechen der Barbaren zu schützen, das, seiner erhöheten Lage und seiner örtlichen Beschaffenheit wegen, die Benennung Alta ripa erhielt. Da derselbe jedoch befürchtete, die Fundamente dieses Festungswerkes, das an dem äußersten Bogen einer Krümmung des Rheins gelegen und von diesem Strome beinahe ganz umflossen war, möchten durch die oft gewaltig anprallenden Fluthen des reißenden Neckars unterwühlt und mit Einsturz bedroht werden, so hatte er, mit vieler Mühe und mit bewundernswerther Ausdauer seiner Soldaten, diesen Fluß in sein heutiges Bette leiten lassen. [1]) In diesem Castelle lag der Praefectus militum Martensium als Vorgesetzter der Besatzung und durch die Allemannen ward dasselbe, im Beginne des fünften Jahrhunderts, gänzlich zerstört, denn 1380 wird nur noch urkundlich der Platz in Altrip bezeichnet, wo früher die Festung oder das Castell stand [2]) und die im Jahre 1750 beobachteten und, bei niedrigem Wasserstande jetzt noch manchmal sichtbaren Grundmauern, können also nicht die des Castells sein, sondern dieselben trugen entweder einen Brückenpfeiler, oder einen Thurm, um die Verbindung mit dem rechten Ufer, hauptsächlich mit der wichtigen Römercolonie Lupodunum (Ladenburg) am Neckar zu unterhalten. Die seit einigen Jahren und bis jetzt zu Altrip ausgegrabenen sieben Leuken oder Meilensteine, nebst noch eilf anderen, mitunter sehr interessanten, Altar-, Votiv- und Grabsteinen, theils mit, theils ohne Inschriften, sind erst später, von den an der Hauptheerstraße gelegenen Städten und anderen Niederlassungen der Römer, an ihren jetzigen Fundort verbracht worden, wie wir in der fränkischen Periode darthun werden.

Von Speier ging die römische Heerstraße in gerader Linie über den Limburger Hof nach Oggersheim, wo man 1528 einen Stein mit dem Bilde des Mercur entdeckte [3]), dessen Verehrung überhaupt in dem, äußerst fruchtbaren und zum Handel und Verkehr sehr vortheilhaft gelegenen, Rheinlande weit verbreitet war, wie die häufig gefundenen, demselben geweiheten, Monumente bezeugen; auch förderten die, ohnweit dieser Straßenlinie befindlichen, Orte Schifferstadt und Rheingönheim römische Münzen,

[1]) Ammianus Marcellinus XXVIII, II pag. 392 edit. Lindenbrogi 1609.

[2]) Freheri orig. pal. II. cap. XIV. f. 72: prope villam Altrip spir. Dioec. cum. area ibidem, super quas ab olim fortalicium sive castellum fuerat aedificatum etc.

[3]) Widder, Beschreibung und Geschichte der Kurpfalz II, 358.

so wie Mutterstadt außer solchen auch noch Spuren von Gräbern mit Urnen ꝛc. an's Tageslicht, Igelheim aber zwei Altäre mit Göttergebilden und Inschriften, welche die Vermuthung begründen, als sei daselbst ein Verbindungsweg von Dürkheim aus über Meckenheim nach der Hauptstadt der Nemeter vorbeigezogen; der in dem Banne von Schifferstadt im Jahre 1835 vereinzelt ausgegrabene, sonderbar geformte, goldene Hut, scheint entweder durch die Fluthen des Rheins aus den oberen Gegenden herabgeschwemmt, oder bei der Völkerwanderung durch bis jetzt unbekannte wilde Stämme in die Rheingegend gebracht worden zu sein, weil man dieses merkwürdige Alterthum, als Kopfbedeckung eines Priesters, oder dergleichen gottesdienstlichen Personen, die ehemals in unserem Lande gewohnt haben sollen, nicht deuten kann, indem dasselbe auf Celten, Gallier und Germanen durchaus nicht paßt.[1]) Von Oggersheim aus führte die Straße an der Westseite der jetzigen Stadt Frankenthal vorüber, wo sich Gräber mit Urnen und Knochen mit Bronzeringen offenbarten, aber sie beugte hier links ab, weil das niedrige Land zur Rechten durch die Ueberschwemmungen des Rheins ganz versumpft war, nach Heßheim, mit Gräberspuren, an Heuchelheim vorbei, auf der Anhöhe durch Groß- und Kleinniedesheim, welche drei Ortsgemarken die Fundorte vieler römischer Münzen vom ersten bis zum Ende des vierten Jahrhunderts sind und weiter durch Weinsheim nach Borbetomagus (celtisch) oder Civitas Vangionum, dem heutigen Worms, von wo sie, in dem großherzoglich hessischen Gebiete, über Banconica (Oppenheim) nach Moguntiacum (Mainz), das, wie bereits bemerkt, nebst Straßburg der Mittelpunkt der römischen Militärkräfte am Oberrheine war, leitete. Die bisher geschilderte Rheinstraße der Römer, von Lauterburg an der südlichen französischen Gränze des Pfalzkreises, bis zu dessen nördlicher Gränze bei Worms, ist theilweise noch deutlich sichtbar, auch deuten die noch jetzt gebräuchlichen und in den Flurbüchern aufbewahrten Namen: Heerweg, Heer- oder Hochstraße ꝛc. den Zug derselben genau an.

Die Erforschung der Römerwege von Concordia oder Altenstadt bei Weissenburg an, längs des vogesischen und Hardtgebirges bis hinab nach Dürkheim, bietet uns jedoch schon mehr Schwierigkeiten dar, wie die Rheinstraße, weil wir hier nicht so viele deutliche, benannte und bestimmte Anhaltspunkte, wie Rheinzabern, Germersheim, Speier und Altrip, sondern nur einen römischen Namen, Tabernae (Bergzabern), finden, woraus zugleich hervorgeht, diese Gebirgslinie sei von den Römern für minder wichtig als die von den Barbaren so oft bedrohte und auch überschrittene rheinische Gränzlinie gehalten worden und wir sind also bei der Ausmittlung derselben größtentheils auf Funde an Denksteinen, Gefäßen,

[1]) Nach Hefner-Alteneck ist dieser „goldene Hut" das Goldbeschläg vom Nabel eines Schildes. D. R.

Gräbern und Münzen, so wie auf die Namen der alten Wege und Straßen angewiesen.

Altenstadt, das Concordia der Römer, indem die heutige Stadt Weissenburg näher an das Gebirge und an den Eingang des Thales verlegt ward, förderte schon viele römische Alterthümer zu Tage und von da ging die Straße, heute noch der Heerweg geheißen, in gerader Linie nach Tabernae, dem jetzigen Bergzabern, welche Station jedoch ebenfalls etwas östlich von der ebengenannten Stadt gelegen sein mag; in der Nähe dieser Straße trägt ein Feldbezirk den Namen Heidenkirchhof, wo früher Särge ausgegraben wurden, und in dem Banne von Rechtenbach findet man die Heidenäcker, auch hat die Gemark von Bergzabern bereits manche Anzeichen von dem Aufenthalte der Römer daselbst und angeblich einen dem Deo Vosago geweiheten Denkstein, geliefert. Von hier aus wandte sich die Heerstraße, weil gegen das Gebirge hin das Land von zu vielen Anhöhen durchschnitten ist, rechts über Drusweiler, das noch von Drusus her seine Benennung beibehalten und gleichfalls schon Alterthümer, besonders viele Münzen von Augustus bis Antoninus dem Frommen ergeben hat und wo auch Ueberreste eines Bades sind, an Billigheim vorüber, in dessen Nähe römische Waffen und unweit davon, in heuchelheimer Gemarkung, Gräber entdeckt wurden, nach dem nahen Dorfe Impflingen, wo man das Fragment eines, dem Handelsgotte Mercur gewidmeten, Denkmals mit einer Inschrift ausgrub. Von hier aus mußte sich die Römerstraße, weil das Terrain, auf welchem im dreizehnten Jahrhundert die Stadt Landau in's Leben gerufen ward, damals zu versumpft war, westlich an Mörzheim vorbei, in dessen Mark eine Feldgewanne im Heidenbrunnen benannt ist, nach Arzheim wenden, wo sich in einer Mauer ein Denkstein mit dem Bilde des Hercules vorfand, von wo aus die alte Heerstraße beginnt, die über Godramstein und Nußdorf nach Edesheim und von da nach Neustadt leitet. Ersteres Dorf war eine bedeutende Niederlassung der Römer und früher, so wie noch jetzt eine ergiebige Fundgrube von Alterthümern aller Art, hauptsächlich von ausgezeichneten Altarsteinen, Gefäßen und Münzen, letztere von dem Beginne der Römerherrschaft in Gallien bis zum Schlusse des vierten christlichen Jahrhunderts; in dessen Banne liegt der Hofacker mit dem Geleitswege nach dem unweit davon gelegenen Frankweiler (in dessen Nähe ein Stein mit Brustbildern und viele Römergräber erschürft wurden), und endlich noch der Heidenberg; die an der Landauer Citadelle oder dem Fort (in welchem kürzlich ganze Lager von römischen Urnen gefunden wurden) vorüber und nach Nußdorf ziehende Heerstraße nimmt jetzt den Namen Heidenweg an und ein, in diesem Dorfe befindlicher, Altar mit Figuren verbürgt uns das Verweilen der Römer daselbst, so wie auch in Edesheim (Odinsheim, eine uralte Benennung) zwei kleine Votivsteine mit Inschriften, mehrere Gräber und Särge mit köstlichen Glasgefäßen,

vornämlich aber sehr interessante Münzen in Gold, Silber und Groſserz, vom ersten bis zum dritten Jahrhunderte, Zeugniß dafür ablegen, daß hier eine ansehnliche Station gewesen sein müsse, deren Straße, hier und an Edenkoben vorüber, fortwährend den Namen Heidenweg führt. Von diesem wichtigen Punkte aus muß auch ein Verbindungsweg mit der Hauptstadt Speier bestanden haben, indem die, theils in den Dörfern, theils in den Bännen von Groß- und Kleinfischlingen, Freimersheim, Freisbach, Schwegenheim, Harthausen und Dudenhofen, seither an's Tageslicht gekommenen Steindenkmale, nebst Gräbern und Münzen, uns die Linie desselben ganz genau andeuten. Die Gemarken von Maikammer, Alsterweiler, Diedesfeld und Hambach, welche Orte die Straße von Edesheim aus bis nach Neustadt berührt, erinnern durch ihre Benennungen: Heidengasse, Heidengraben, römische Waiden, Heidenweg und Heidenstock, lebhaft an das Dasein dieses Volkes daselbst.

Schon der Name Neustadt gibt zu erkennen, es habe sich daselbst früher eine alte, im Laufe der Jahrhunderte zerstörte und eingegangene, Stadt befunden, auf deren Stätte jene nachher erbaut worden sei und wir finden also hier dasselbe wie bei der Altenstadt, in deren Nähe, aber nicht auf deren Stelle später Weissenburg erstand. Die in Neustadt und nahe dabei bisher entdeckten, mitunter sehr merkwürdigen, Steindenkmäler, Statuen, Gefäße und Münzen, diese aus den ersten, bis zu den letzten Tagen der Herrschaft der großen Nation am Rheine, beurkunden ebenfalls augenscheinlich eine bedeutende Niederlassung derselben an diesem, zum Handel, so wie zur Wehr äußerst bequem und günstig gelegenen, Orte, an welchem sogar mehrere Gelehrten irrig das, in den Itinerarien angegebene, Noviomagus zu finden glaubten; wir hingegen halten dafür, daß entweder hier, oder bei dem nahen Rupertsburg, das, durch einen Schriftsteller ausdrücklich in das Gebiet der Nemeter verlegte römische Rufiana zu suchen sei, was vielleicht spätere Funde noch aufklären werden. Schwerlich kann die, in dem Walde des Dorfes Hardt auf einem hohen Berge befindliche, alte Burg oder das Heidenschloß, als ein römisches Castell nachgewiesen werden, indem die Heerstraße von hier aus nicht über das, von da an beginnende, steile Hardtgebirge hin ging, sondern sie nahm ihren Zug nach Dürkheim über Musbach und Deidesheim, denn zwischen Neustadt und jenem Dorfe grub man einen Denkstein mit Inschrift, so wie in einer Sandgrube daselbst römische Waffen und Werkzeuge von Bronze aus, auch liegt in dessen Gemark das Heidenfeld. Von Musbach lief die Straße direct nach Deidesheim, oder vielmehr nach Rupertsburg, zwischen welchen beiden Orten, auf der sogenannten Hohenburg, nach den vorliegenden Steinmalen, die Römer einen festen Halt- oder Vertheidigungspunkt in's Leben gerufen hatten. Bereits vor Jahrhunderten war in dem Städtchen Deidesheim ein, dem Mars gewidmeter, Denkstein vorhanden

und die auf dem nahen Martenberge befindlichen Heidenlöcher, werden wir beim Uebergange aus der römischen in die fränkische Periode erwähnen. Auf jener Hohenburg fanden sich 1821 in ziemlicher Tiefe, in Mauern und Gewölben, sieben, größtentheils wohlerhaltene, römische Denkmäler, bestehend in drei Altar- und vier Leichensteinen mit Aufschriften und früher schon zeigten sich unweit von diesem Fundorte viele Sarkophage mit Glasurnen und Thränengefäßen, nebst häufigen Römermünzen. Von dieser wichtigen Stelle aus nahm die Heerstraße, die jedoch in dem Wachenheimer Banne jetzt den neueren Namen Salinenweg führt, ihre Richtung über das im Dürkheimer Gemark befindliche Heidenfeld, nach dem jetzigen Pfeffingen, wo im vorigen Jahrhunderte, bei Anlegung einer neuen Straße, Todtensärge mit Kostbarkeiten entdeckt wurden und wo man vor mehreren Jahren einige Steine mit römischen Inschriften erschürfte. Dies war die erste Station in dem Lande der Vangionen, darum wurde auch der Hauptzug dieser Straße vorerst nach der Hauptstadt dieses Volksstammes, nach Borbetomagus (celtisch), Civitas Vangionum oder Worms, geleitet und zwar über Freinsheim, wo sich römische Gefäße ergaben und Weissenheim am Sand, mit einem, die sieben Wochentage oder Götter vorstellenden Denkmale, so wie mit einigen gläsernen und thönernen Gefäßen, nach Lambsheim, dem Fundorte von römischen Monumenten und vielen Münzen (in den Gemarkungen dieser zwei Orte gewahrt man noch in den Fruchtfluren die Linie der Römerstraße, auf deren steinigtem Boden das Getreide eher reif wird) und von da über das Heidenfeld und der Heerstraße folgend, nach Heßheim, wo sie, in die Rheinstraße einmündend, rechts, an Heuchelheim vorbei, über Groß- und Kleinniedesheim (von welchen Orten zahlreiche Münzen der Römer, aus ihrer Blüthezeit bis zu ihrer Verdrängung am Rheine, in unseren Händen sind) nach Worms, links aber über Pfeddersheim nach Alzei führte. Von der vorerwähnten Station Pfeffingen aus lief auch geraden Weges die Fortsetzung der Bergstraße längs des Gebirges, deren Zug in der, größtentheils noch vorhandenen, alten Heerstraße verfolgt werden kann, welche durch die Gemarken folgender Dörfer (die gleichfalls sämmtlich römische Alterthümer an Sarkophagen, Bronzen, Münzen rc., Kirchheim an der Eck sogar einen, dem Jupiter geheiligten, Altar lieferten) leitete, nämlich Ungstein, Kallstadt, Herxheim, Kirchheim, Sausenheim, Grünstadt, Albsheim, Groß- und Kleinbockenheim und von da, entweder bei Pfeddersheim, oder zu Niederflörsheim, in die Straße nach Alzei einmündete, nachdem sie schon vorher in Albsheim durch die Straße des Primmer Thales mit dem Donnersberge in Verbindung getreten war.

Nicht minder wichtig für die Ergründung der ältesten Geschichte der Pfalz sind, außer den, seither geschilderten, Straßenzügen am Rheine und längs des vogesischen und Hardtgebirges, diejenigen, die von Osten nach

Westen liefen und den Rhein mit dem Innern Galliens, so wie mit den Hauptniederlassungen der Römer daselbst, in Verbindung setzten, welche wir wohl, von unserem Gränzstrome an, bis zur ebengenannten Gebirgskette, genau anzugeben, von da an aber weiter westlich nur anzudeuten vermögen und zwar aus folgenden Gründen: weil nämlich die damals gegen Westen befindlichen undurchdringlichen Urwälder, hauptsächlich durch die Römer erst nach und nach zugänglich gemacht wurden und demnach nicht so angebaut und bevölkert sein konnten, wie die milde fruchtbare Rheinebene; dann auch, weil eben deßhalb in diesen westlichen gebirgigen Gegenden und Thälern sich nicht so viele Denkmäler und Spuren der Römer vorfinden und endlich, weil der westliche Theil des Pfalzkreises überhaupt geschichtlich und örtlich noch nicht so sorgfältig durchforscht oder erschürft ist und bisher nur in einigen milderen Gegenden, als z. B. im Blies- und Glanthale, bedeutendere römische Antiquitäten zu Tage getreten sind, durch welche wir unsere Ansichten und Urtheile fester begründen können. Uebrigens müssen wir aber im Allgemeinen als ausgemacht behaupten, daß die Römer, theils zu militärischen Zwecken, oder zum Schutze, theils auch aus Handels- und anderen Cultur-Rücksichten, alle Thäler der Vogesen und des Hardtwaldes, die meistens von Osten nach Westen ziehen, durch angelegte Straßen zugänglich machen und die Eingänge zu denselben mittelst Castellen, Thürmen und Schanzen befestigen und verwahren mußten. Als eine nothwendige Folge des eben Gesagten nehmen wir nun an, Lauterburg habe, durch eine Straße auf dem rechten oder dem linken Ufer der Weiß- oder Wieslauter, mit Concordia (Altenstadt) und so auch dieses Castell das Lauterthal hinein, über Dahn, wo der Thalweg von Bergzabern einmündete und am Kaltenbacher Hofe vorbei, wo sich die, von Godramstein hereinziehende, Römerstraße damit vereinigte, mit Pirmasens und so fort mit Zweibrücken und dem Bliesthale im Zusammenhange gestanden, wiewohl, außer der Umgebung von Pirmasens bisher noch gar keine, oder höchstens schwache Spuren, in der Regel nur Grabhügel, in jener Gebirgsgegend, von der Anwesenheit der Römer in den drei genannten Thälern sichtbar geworden sind.

Zur Begründung der Annahme einer Verbindungsstraße vom Vicus Julius, oder Germersheim, längs der Queich nach Godramstein und das Annweiler Thal hindurch nach Pirmasens, sind uns durch Fundorte römischer Fragmente noch keine Anhaltspunkte gegeben, wiewohl solches, von Godramstein aus und in dem Annweiler Thale bis zur Kaltenbach, durch gefundene Münzen, vorhandene Grabhügel u. dergl., als ausgemacht anzunehmen ist. Den Verbindungsweg von Edesheim nach Speier haben wir bereits oben nachgewiesen und ein solcher zwischen der Hauptstadt der Nemeter und Neustadt, dem Gestade der Speierbach entlang, wird durch die Funde bei Dudenhofen, Hanhofen und viele römische Münzen bei

Speierdorf mehr als wahrscheinlich gemacht, so wie es auch feststeht, daß derselbe durch das Thal nach Frankenstein ging, sich daselbst mit dem von Dürkheim kommenden vereinigte und dann nach Kaiserslautern zog; ersterer ist durch aufgefundene Urnen, Gefäße und Münzen, sogar aus dem ersten Jahrhunderte des Kaiserreiches, außer allem Zweifel gesetzt. Zugleich bestand ein Verbindungszug zwischen Neustadt und dem Castell Altaripa über Musbach, Meckenheim und Dannstadt, wo schon ansehnliche Antiquitäten und zwar in jenem Dorfe zwei römische Altäre mit Götterbildern und Waffenmodelle, so wie in diesem ein Stein mit acht Götterfiguren gefunden wurden und von da weiter durch die Bänne von Mutterstadt und Rheingönheim, wo sich gleichfalls viele Römerspuren in Münzen, Aschenkrügen &c. zeigten. Ob die von Neustadt aus südwestlich über die steilen Gebirgsrücken führende sogenannte Hochstraße, die sich in der Umgebung von Leimen und Merzalben verliert, ein Werk der Römer, oder des Mittelalters sei, vermögen wir, da jegliche Anhaltspunkte abgehen, nicht zu entscheiden, jedoch halten wir letzteres für wahrscheinlicher, indem es uns unglaublich dünkt, daß die intelligenten Römer, denen das schöne und ebene Neustadter Thal offen stand, eine äußerst mühsame und beschwerliche Militär- oder Handelsstraße, über sehr schroffe, damals mit unwirthbaren Urwäldern bedeckte, Höhen angelegt haben sollten.

Oggersheim, das, gleich dem jetzigen Frankenthal, vermöge des veränderten Rheinlaufes unterhalb Altrip, damals dicht an diesem Strome lag (indem ja Oppau und Edigheim noch unter Kaiser Karl dem Großen, als auf dem rechten Ufer gelegen, zum alten Lobdengaue zählten,[1]) stand durch eine Straße über Ruchheim, wo sich römische Gräber, an Ellerstadt vorbei, woselbst sich, wie in der Gönheimer Gemarkung, Gräber, Sarkophage, viele Gefäße, Waffen und Münzen ergaben, im Zusammenhange mit dem Dürkheimer Thale, in unmittelbarer Nähe der vorhin bemerkten Mansion Pfeffingen; von Dürkheim aus, dessen von Osten nach Westen laufende Hauptgasse heute noch die Römerstraße heißt und in dessen Banne sich auch Spuren eines Amphitheaters zeigen, führte der Heerweg durch das westliche Thal, worin bei der neuen Anlage der Chaussee viele römische Aschenkrüge und Münzen zu Tage kamen (in der Umgebung des Thales befindet sich auf waldiger Höhe der mythische Drachenfels mit der Drachenkammer, welchen Gegenstand wir im fränkischen Zeitabschnitte nochmals kurz berühren werden) nach Frankenstein und von dort, vereint dem von Neustadt kommenden, nach dem heutigen Kaiserslautern. Hier (obgleich außer vielen römischen Grabhügeln in den nahen Wäldern, sich sonst noch keine anderen Denkmale ergaben, weil der Platz, den diese Stadt gegenwärtig einnimmt, zu damaliger Zeit noch sehr sumpfig war und dieselbe

[1]) Codex laureshamensis dipl. I, Nr. 590—587 pag. 526—529.

erst später durch den Kaiser Friedrich I. im zwölften Jahrhunderte, mittelst Erbauung einer Burg an der Waldlauter, in's Leben gerufen ward) auf der Schneeschmelze des Gebirges war damals, so wie auch noch jetzt, in der Nähe der jetzigen Stadt, eine für den Verkehr äußerst wichtige Stätte, indem daselbst sieben Thalstraßen ihren Vereinigungspunkt hatten: die beiden ersten aus den Thälern von Neustadt und Dürkheim, die sich zu Frankenstein aneinander schlossen, haben wir schon erwähnt; zu Alsenborn und Enkenbach, beide, nebst der Umgegend, durch römische Alterthümer, besonders durch viele Grabhügel, bekannte Orte, verbanden sich ebenfalls zwei Römerwege und zogen von da vereint nach Kaiserslautern, nämlich die eine durch das Leininger Thal, die ihren Ausgangspunkt zu Heßheim hatte und über die Bänne von Großkarlbach, Kirchheim an der Eckbach und Neuleiningen, die wir bereits als römische Fundorte kennen, durch Altleiningen, wo sich mehrere silberne und bronzene Münzen von Imperatoren des ersten und zweiten Jahrhunderts fanden, nach Alsenborn zog; die andere aber, welche sich zu Albsheim bei Grünstadt der Bergstraße anschloß, nahm ihre Richtung längs der Eisbach in's Eisenberger Thal, in welchem, als in einem mit Anhöhen umschlossenen und gegen die rauhen Winde geschützten Raume, sich ein großes Winterlager der Römer befand, wo noch Ueberreste eines Tempels anzutreffen sind und an der sogenannten Hofstatt schon einige Steindenkmale mit Figuren und Inschriften, alle Arten von Gefäßen in großer Menge, Werkzeuge und Münzen, letztere hauptsächlich in Fülle seit Antoninus dem Frommen, zum Vorscheine kamen, während die an den Hügeln ringsum, bei Lautersheim die fette weiße, so wie gegen Hettenheim hin die graue Erde, mit welchen, den Fabriken unentbehrlichen Gegenständen, heute noch ein bedeutender Handel getrieben wird, sowohl den Soldaten, als auch den sonstigen Bewohnern dieser Niederlassung, eine erwünschte Gelegenheit und Material zur Bereitung von Gefäßen darbot, daher man auch, in Eisenbergs Nähe, noch Spuren und Namen von Töpferwerkstätten wahrnimmt. Von hier führte also die Straße das Thal hinein gegen Westen durch die Eishohle, wo man vor einigen Jahren einen, dem Silvan geweihten Denkstein entdeckte und gleichfalls über Alsenborn nach Kaiserslautern. Von da aus bestand auch, gleichlaufend mit der heutigen Kaiserchaussee, bei deren Erbauung sich viele Römerspuren ergaben, die jedoch damals nicht beachtet wurden, eine Straße nördlich bis zur jetzigen Langmeil, wo sich dieselbe theilte und rechts gegen Osten hin dem Primmbache folgend, über Marnheim, Albisheim ꝛc., dann über die Höhe von Cell und Mölsheim nach Niederflörsheim reichte, um die Verbindung mit Alzei und Worms herzustellen. In den Bännen der vier zuerst genannten Dörfer zeigten sich bisher schon häufige Spuren von dem Aufenthalte der Römer daselbst, in Todtentöpfen, Münzen u. s. w., allein es kann nicht nachgewiesen werden,

ob z. B. von Marnheim aus ein Heerweg nach dem nahen und colossalen Donnersberge, Mons Jovis, leitete, wiewohl es eine ausgemachte Sache ist, daß die Römer auf dieser ansehnlichen Höhe eine Befestigung hatten, von welcher, bei der späteren Gründung des Sanct Jakobsklosters daselbst im vierzehnten Jahrhunderte, der dieselbe umgebende alte Graben noch vorhanden war und ausdrücklich genannt wird. Auch am östlichen Abhange dieses Berges, zu Dannenfels und Jakobsweiler, grub man einige römische Alterthümer aus, allein die Vermuthung, ob die, in nördlicher Richtung, bei Kriegsfeld entdeckten römischen Ueberreste mit der Niederlassung auf dem Gipfel des Donnersbergs in Verbindung gebracht werden können, scheint uns zu gewagt, so daß wir diese Funde, bis neuere Entdeckungen zuverlässigere Wahrzeichen dazu darbieten, jetzt noch als isolirte betrachten müssen. Den auf dem Donnersberge befindlichen Königsstuhl werden wir in der fränkischen Periode erwähnen und es ist überhaupt sehr zu bedauern, daß jener imposante Berg sammt seiner Umgebung, bezüglich des Verweilens der Römer daselbst, noch nicht hinreichend geschichtlich untersucht und örtlich durchforscht ist. Schon 1820 ergaben sich an dessen Südseite bei Imsbach einige Münzen aus der Zeit der Constantine, im Jahre 1846 aber fand man daselbst ein großes irdenes Gefäß mit über tausend Stück Kupfermünzen, welche eine Reihenfolge der Kaiser von Diocletianus bis Constantinus II. bilden.

Nähere und sichere Anhaltspunkte bieten sich uns bei Erforschung des Römerweges dar, welcher, von der Langmeil aus links um den Donnersberg herum, dem Laufe der Alsenz nach, durch das sogenannte Alsenzer Thal, bis zu deren Einfluß in die Nahe folgte und von da über Kreuznach, längs der Nahe, nach Bingen an den Rhein zog, denn in Rockenhausen zeugen zwei mit Inschriften versehene Denkmäler, so wie ein zu Dielkirchen entdeckter Altar mit Göttergebilden, von dem Dasein der Römer in diesem Thale, was zugleich durch viele, in den übrigen darin gelegenen Dörfern, aufgefundenen Münzen, in deren Besitze wir sind, so wie durch einen im Jahre 1723 bei Mannweiler ausgegrabenen römischen Denkstein, seine vollkommene Bestätigung findet. Von jenem Rockenhausen aus muß auch nordwestlich, an Schönborn, Ransweiler, Becherbach, Gangloff und Adenbach vorüber, eine Straße nach Lauterecken, am Einflusse der Lauter in den Glan, abgezweigt haben, denn in den Gemarken dieser sämmtlichen Ortschaften ergaben sich römische Monumente mit Aufschriften und von Kaiserslautern führte zugleich ein Römerweg längs der Waldlauter hinunter nach dem eben genannten Lauterecken. Schon bei Otterbach zeigte sich, unweit dieser Straße ein römisches Grab mit Urne, Bronzeringen ꝛc. und weiter thalabwärts finden wir bei Kreimbach die Heidenburg, mit den Grundmauern eines römischen Castelles, das schon manches Monument mit Figuren zu Tag gefördert hat und eben so auch das ohnfern davon gelegene

Roßbach und Wolfstein. Zu Aschbach, Ruckweiler und Heinzenhausen, unterhalb Wolfstein, haben sich gleichfalls Spuren der Römer ergeben, besonders aber wurde bei jenem ersten Dorfe ein römisches Bad entdeckt und aufgeräumt. —

Die nächste, westlich von Kaiserslautern gelegene, Niederlassung der großen Nation war bei Landstuhl (indem auf der rechten Seite von Lautern an die Berge nördlich zurücktreten und die Gegend ein flaches Moorland bildet), welcher Ort, der vielen daselbst und in dessen Nähe gefundenen größtentheils merkwürdigen, mit Aufschriften versehenen und mit Bildwerken gezierten, Denkmäler zufolge, ebenfalls eine nicht unbedeutende Station gewesen war. Sollte nicht die auf einem Felsen oberhalb dieses Städtchens befindliche, später durch den mannhaften Ritter Franz von Sickingen so berühmt gewordene, Veste Nannstein (Nanna, celtisch?) früher ein Römercastell gewesen sein, denn in den Ruinen trifft man Ueberreste und Denksteine jenes mächtigen Volkes an? Wie wichtig diese Niederlassung gewesen, ergiebt sich aus den vielen in Landstuhl und ohnweit davon zum Vorschein gekommenen Monumenten und unter diesen besonders die sogenannten Sickinger Würfel, theils aber auch aus den Straßen, die von hier aus, und zwar eine über die südliche Sickinger Höhe, an Martinshöhe, einem römischen Fundorte, vorüber, nach Zweibrücken führte, um die Verbindung mit Bitsch herzustellen, während die zu Steinwenden, Reichenbach, vorzugsweise jedoch bei Oberstaufenbach in der Heidenburg, so wie zu Bosenbach und Friedelhausen entdeckten römischen Alterthümer, uns genau den Weg andeuten und bezeichnen, der von Landstuhl aus bei Altenglan in die Glanstraße mündete. Unter den eben genannten Orten ist jene Heidenburg, ein früheres römisches Castell, der vielen darin gefundenen Antiquitäten wegen, von vorzüglicher Bedeutung und Merkwürdigkeit.

Die Fortsetzung dieser Westlinie der Römer von Landstuhl aus, geht nach Vogelbach, wo von Miesau kommend längs des Glan sich eine Straße anschloß, welches Flüßchen, wie wir bereits vernommen haben, bei Lauterecken die Lauter aufnimmt und sich bei Odernheim in die Nahe ergießt. Die ersten Spuren von der Anwesenheit der Römer am Glan zeigen sich uns bei Quirnbach und Rehweiler, wo Denkmäler mit Aufschriften, nebst anderen römischen Ueberresten verschiedener Gattung erschürft wurden. Ob diese Funde im Zusammenhange stehen mit den bei Ohmbach, Altenkirchen, Dunzweiler, Höchen und Mittelberbach gefundenen Alterthümern und vielleicht eine Verbindung mit der von Homburg nach Metz ziehenden römischen Heerstraße bezweckten, müssen wir unentschieden lassen, weil in dieser Gegend die Fundorte ziemlich vereinzelt sind und weil die im vorigen Jahrhunderte im Herzogthume Zweibrücken entdeckten zahlreichen römischen Monumente nach dem Schloße Karlsberg verbracht werden mußten und daselbst aufbewahrt wurden, wo sie bei der Einäscherung und Zerstörung desselben durch

die Neufranken im Jahre 1794, sämmtlich zu Grunde gingen, was für unsere Zwecke sehr zu beklagen ist. Ohnweit des Glan's, zu Kusel, fand man einen Denkstein mit einer Inschrift und die auf dem Remigiusberge zu Tage geförderten Urnen geben Zeugniß, daß den Römern diese merkwürdige Höhe ebenfalls nicht unbekannt war. Die in dem nahen Horschbach und Hinzweiler entdeckten mannichfachen, mitunter sehr interessanten Alterthümer, stehen gleichfalls in Berührung mit der Glanstraße und endlich ist noch Glanodenbach, als Fundort mehrerer merkwürdigen antiken Gegenstände, zu beachten.

Von Vogelbach aus führte der oben berührte Hauptheerweg in westlicher Richtung weiter nach Divodurum (Metz), also in das Innere Gallien's, allein bei dem jetzigen Homburg, auf dessen Höhe man eine schöne römische Goldmünze fand, lösete sich gegen Süden eine Zweigstraße ab und bildete den Uebergang zum Bliesthale. Hier wird, im Gegensatz zu den seither durchwanderten Wäldern, auf einmal die Gegend milder, lieblicher und fruchtbarer, daher wir auch, am sogenannten Schwarzenacker, mit der plötzlich gesteigerten Bodencultur, auch sogleich eine ansehnliche Niederlassung der Römer antreffen. Daselbst eröffnete man, vor mehr denn hundert Jahren, auf dem Heidenhübel, ein römisches Bad [1]) und seitdem wurden dort unzählige Antiquitäten in Bronze, Gefäßen, Geschirren und Münzen der Kaiser Rom's aus dem zweiten und den folgenden Jahrhunderten, ausgegraben und noch heute ist diese bedeutsame Stätte, mit ihrer Umgebung, Bierbach, Einöd, Gutenbrunnen rc. eine erhebliche Fundgrube. Links von Schwarzenacker verband sich die Straße, in östlicher Richtung, bei Zweibrücken mit dem über Pirmasens vom Rheine kommenden Römerwege, dessen wir bereits oben gedacht haben, während die Bliesstraße, dem Laufe dieses oft sehr reißenden Wassers folgend, das Thal hinab zog bis zur Einmündung der Blies in die Saar bei Saargemünd. Unterhalb des Schwarzenackers erblickt man rechts an der Höhe das malerisch gelegene Städtchen Bliescastel, Castellum ad Blesam, wo die Römer zum Schutze des Thales ein Castell erbaut hatten, von welchem jenes Städtchen heute noch unverändert den Namen führt. Die daselbst und in der Umgegend erschürften vielen Monumente, die, entweder ganz, oder in Bruchstücken, einen hohen Grad von Geschmack und Kunstfertigkeit zu erkennen geben, liefern den klaren Beweis, welchen langjährigen festen Fuß die Römer auch hier gefaßt hatten. Als besonders wichtig und ergiebig an solchen römischen Alterthümern ist, weiter thalabwärts und nicht weit von der Ausmündung der Blies in die Saar, das Dorf Reinheim, nebst dem nahen Bliesbrücken, denn zwischen beiden grub man in einem Thale, das Allermannsland geheißen, einen verschütteten Tempel der Venus aus, bei dessen Aufräumung

[1]) Schöpflini Alsatia illustrata II, 539.

man sogar die metallene Statue dieser Göttin vorfand. Daselbst, auf dem sogenannten steinichten Felde, soll früher eine Römerstadt gewesen sein, welche Angabe durch die noch sichtbaren Fundamente der Wohnungen und Umfassungsmauern, so wie durch die Menge von Geräthschaften und Kaisermünzen aus dem dritten und vierten Jahrhunderte, die dort fortwährend gefunden werden, mehr als wahrscheinlich gemacht wird. Bei jenem Reinheim ward vor mehreren Jahren ein colossales Grabmal eröffnet, worin sich ein Schwert und Spieß, nebst mehreren Ringen, Knöpfen und Nägeln von Bronze vorfanden und in unmittelbarer Nähe dabei, auf einem Hügel, der den Namen Heidenkopf führt, soll, der gemeinen Sage nach, eine römische Verschanzung oder Lager befindlich gewesen sein.

So hätten wir denn nun, nach Maßgabe der römischen Classiker, verbunden mit anderen literarischen Hilfsmitteln und nach Angabe der bis zum Jahre 1847 bekannt gewordenen Entdeckungen römischer Monumente, Waffen, Gefäße, Münzen u. s. w., sowie auch nach eigenen Untersuchungen und Sammlungen, das Wirken der Römer in unserer rheinischen Pfalz und sowohl die, durch sie angelegten Haupt- und Verbindungsstraßen, als auch die an denselben errichteten Städte, Castelle, Stationen und sonstigen Befestigungen, in bündigster Kürze nachgewiesen und diese örtlichen Verhältnisse, so viel es die, bei solchen schwierigen Untersuchungen sich von selbst ergebenden, hindernden Umstände erlaubten, in ein möglichst helles Licht gestellt. Wirft man einen Blick auf dieses römische Straßennetz, (welches, wie schon bemerkt, theils zu militärischen Zwecken diente, theils aber auch den Handel und Verkehr belebte) womit jene große Nation, unter beständigen Kämpfen mit den germanischen Stämmen auf der rechten Rheinseite, die rheinischen oder gallischen Provinzen überzog, so wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß unsere Pfalz, vor allem aber das fruchtbare Gefilde der Rheinebene, ohngeachtet der öfteren Einbrüche und Verheerungen der Allemannen und anderer barbarischen Völker in dieselbe, bei der sichtbaren Abnahme der römischen Macht seit dem dritten und vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, sich dennoch größtentheils in einem blühenden Zustande befunden haben müsse, welchen Wohlstand unsere Voreltern, neben den Segnungen der christlichen Religion, jenem großen Volke allein zu verdanken hatten. Ja alles, wie einer der tiefsten Kenner des classischen Alterthums sagt, was bei uns römische Ueberreste heißt, enthält die Anfänge unserer rheinischen Cultur und Civilisation; denn Römer waren es, die uns Acker- und Weinbau gebracht, die unsere Flüße eingedämmt und schiffbar gemacht, die zwischen den dieß- und jenseitigen Rheinlanden Verbindungen gegründet, welche die ersten Städte an dem linken Rheinufer erbaut, so wie auch städtischem Gewerbe und Leben Antrieb und Muster verliehen, ja Römer waren es, die in unseren rheinischen Gebieten das Christenthum Jahrhunderte früher

eingeführt haben, als es auf anderen Wegen Eingang in die germanischen Urwälder gefunden hat. [1])

II.

Die Pfalz unter der Herrschaft der Franken (mit Einschluß der kurzen Oberhoheit der Allemannen von 407 bis 496), seit dem Jahre 407 bis zum Vertrage von Verdün 843. [2])

Wir haben oben, am Schlusse der kurzen Schilderung des Wirkens der Römer am Rheine während des ersten Zeitraums, vernommen, die beiden Söhne des Kaisers Theodosius des Großen, Arcadius und Honorius, hätten im Jahre 395 das römische Reich unter sich getheilt und letzterem, damals erst eilf Jahre alt, sei das Abendland zugefallen. Dessen Vormund, der tüchtige Feldherr Stilicho, suchte zwar durch seine siegreichen Bestrebungen das dahin sinkende Ansehen des Staates und der kaiserlichen Würde, bis an seinen Tod (408), kräftigst zu stützen, allein er konnte den Untergang beider nicht abwenden, sondern derselbe wurde dadurch nur noch etwas weiter hinausgeschoben. Alarich, der König der Westgothen fiel in Italien ein, zu dessen Bekämpfung Stilicho die Legionen aus Gallien und aus den rheinischen Gegenden zurückrufen mußte, allein kaum waren diese Provinzen von Soldaten entblößt, so drangen die barbarischen Völker und unter diesen die zügellosesten, die Vandalen, auf das sichtlich abnehmende abendländische Reich immer heftiger ein, in dessen Inneren zudem noch Zwietracht und Parteikämpfe zerstörend wütheten. Auch unser rheinisches Land, das, ungeachtet des stäten zweihundertjährigen Kampfes der Römer mit den germanischen Volksstämmen und der oft wiederholten Einfälle derselben in die Gebiete auf dem linken Rheinufer, wie wir aus dem vorhergehenden Zeitabschnitte wissen, sich bisher in religiöser, bürgerlicher und örtlicher Beziehung so schön und herrlich entwickelt hatte und sich in blühendem Zustande befand, mußte die unausbleiblichen nachtheiligen Folgen solcher großartigen politischen Vorfälle und Begebenheiten schwer und bitter erfahren, denn die Allemannen, dem ermunternden Beispiele der Vandalen folgend, überschritten den Rhein und setzten sich am linken Ufer dieses Stromes von Basel bis Mainz fest und seitdem (407) hatte die bisherige Herrschaft der Römer in diesem Landstriche ihr Ende erreicht, allein während dieser Vorgänge und Züge wurden auch die Städte, Castelle und

1) Fr. Creuzer: zur Geschichte der Altrömischen Cultur am Oberrhein S. 2.

2) Literatur: Acta Acad. Theod. palat. Vol. hist. I—VII; Traditiones possessionesque Wizenburgenses, ed. societas historica palatina; Chr. Jacob. Kremers Geschichte des rheinischen Franziens; Remling's Geschichte der Bischöfe zu Speier Band I, nebst dem dazu gehörigen speierischen Urkundenbuche Band I; dessen Abteien und Klöster des Rheinkreises Band I, einige Jahrgänge des Intelligenzblattes der Pfalz ꝛc. ꝛc.

Festungen gebrochen und zerschleift, so daß nichts von roher zerstörender Hand verschont blieb. Ja selbst die Franken, seither noch Bundesgenossen der Römer, konnten solchem lockenden Vorbilde nicht länger widerstehen und sie fielen ebenfalls in Gallien's herrliche Fluren ein, durch Raub, Brand und Schwert alles verheerend, daher wir demnach allenthalben nur allgemeine Unordnung, Zerrüttung und Verwüstung erblicken! —

Dieser jammervolle Zustand sollte indessen später noch höher gesteigert werden; denn, gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts (451), zog gleich einer verheerenden gewitterschwangern Donnerwolke, der König der Hunnen, Attila, mit mehr denn einer halben Million, nur nach Raub und Mord gieriger, entmenschter Barbaren, längs der Donau herauf und überschwemmte, fürchterliche Zerstörung rings um sich her verbreitend, ganze Länder. In der Umgegend Ulms soll er sein großes Heer in zwei Hälften getheilt haben, deren eine sich rechts gegen den Neckar und Main wandte, die andere aber an den oberen Rhein, nach dem unglücklichen Gallien, zog, welches diese schreckliche Geißel gleichfalls auf entsetzliche Weise empfinden mußte, indem Freund wie Feind mißhandelt und dasjenige noch vollends in Schutt und Trümmer verwandelt wurde, was die rauhe Hand der Allemannen und der übrigen Barbaren bisher verschont hatte. Rom's Sterbestunde hätte damals bereits geschlagen, wenn dessen letzte Stütze, der tapfere Feldherr Aetius, nebst Theodorich, dem Könige der Westgothen und dem Franken Meroväus, sich nicht dem hunnischen Colosse widersetzt und entgegen gestämmt hätten. Eine der schrecklichsten und furchtbarsten Riesenschlachten, deren die Geschichte des Alterthums je Meldung gethan, ward damals bei Chalons an der Marne im Jahre 451 geschlagen, in welcher Stamm gegen Stamm, Volk wider Volk, Hunnen, Sachsen, Gothen, Franken und Burgunden, in gleicher Erbitterung, Wuth und Verzweiflung, mit einander, man darf nicht sagen, kämpften, sondern wahrhaft gegen einander wütheten und raseten, bis endlich Attila den oft schwankenden Sieg verlor und über 160,000 Erschlagene die blutgetränkte Walstatt bedeckten!

Nach dieser gänzlichen Niederlage floh Attila mit den Seinigen, die ihm noch geblieben waren, über den Rhein zurück und von diesem, eben so mörderischen als verheerenden, Rückzuge haben wir noch zwei sehr merkwürdige Zeugen und Ueberreste in unserem Pfalzkreise, nämlich die Heiden- oder Ringmauer, auch das Hunnenlager geheißen, bei Dürkheim und die Heidenlöcher bei Deidesheim. Erstere befindet sich auf einem nordwestlich bei jener Stadt gelegenen Berge und ist nur aus losen, auf einander gehäuften Steinen zusammen gesetzt, in einer Höhe von 3 bis $3\frac{1}{2}$ Metres und in einer Breite von 30 Metres auf dem Boden; dieselbe umschließt eine ebene Fläche von 61 Morgen und ist gegen Norden, wo das Gebirge aufsteigt und an der nicht so steilen Ostseite durch einen 3 bis 4 Metres breiten und 1 Metre tiefen Graben, der stellenweise mit Wasser gefüllt ist,

geschützt; der, auf einer nördlichen Anhöhe, nahe dabei befindliche Teufelsstein, soll ehemals zum Opferaltare gedient haben. Von der nämlichen Beschaffenheit sind auch die, auf dem Martenberge bei Deidesheim befindlichen Heidenlöcher, jedoch in geringerem Umfange und mit schwächerem Steinwalle, welcher ebenfalls mit einem Graben umzogen war, der aber nur $1\frac{1}{2}$ Metres in der Höhe und 3 Metres in der Breite mißt, innerhalb welchen Steinwalles man in dem ebenen Boden viele Gruben und Löcher sieht, die dem Ganzen den Namen gegeben haben. Beide Anlagen hatten eine und dieselbe Bestimmung, nämlich den Bewohnern der Umgegend bei feindlichen Ueberfällen auf kurze Zeit zum Zufluchtsorte zu dienen und die Sage gibt an, in jener Ringmauer bei Dürkheim hätte Attila der Schreckliche, auf seinem schimpflichen Rückzuge, nach der in den catalaunischen Ebenen erlittenen Niederlage, mit dem Ueberreste seiner Horden gelagert und gerastet, daher man dieselbe heute noch bedeutsam das Hunnenlager nennt. Wahrscheinlich warfen auch unsere Urväter, bei dem angedeuteten Rückzuge Attila's, in der Eile dergleichen natürliche Schanzen (deren man auch in dem vogesischen Gebirge des Elsasses mehrere findet) auf, um sich und die Ihrigen darin augenblicklich vor der Wuth dieser Barbaren zu schützen, indem jene Stätten augenfällig zu einem längeren Aufenthalte nicht geeignet waren. Solche Vertheidigungswerke, wie wir sie hier treffen, waren den Römern fremd und können also nicht von denselben herrühren, obgleich schon viele Münzen aus der letzten Zeit des Verweilens der Römer am Rheine in dem Bereiche jener beiden Schanzen und Zufluchtsstätten gefunden worden sind, was jedoch gerade unsere, zuletzt ausgesprochene Muthmaßung über diesen, freilich immer noch in Dunkel gehüllten und schwebenden (weil jegliche geschriebene Nachricht darüber mangelt), örtlichen Gegenstand zu erhärten scheint.

Nach dem Abzuge der Hunnen blieben die rohen heidnischen Allemannen wieder die Herren und Besitzer des linken Ufers am Oberrheine, das jedoch einer Einöde glich, auf welcher seitdem gränzenloses Elend und die Mitternacht der Barbarei lagerte, daher wir auch, weil die aus dem rheinischen Lande verdrängten Römer, nach dem Jahre 407, nichts mehr von den Begebenheiten desselben aufzeichnen konnten, ohne alle weiteren Nachrichten von der Herrschaft der Allemannen sind, die jedoch, glücklicher Weise, nur bis zum Jahre 496, also nicht einmal ein ganzes Jahrhundert lang, währte. Es trat nämlich, nachdem die Noth und der Jammer unter dem Drucke der Allemannen den Höhepunkt erreicht hatten, plötzlich eine wohlthätige Aenderung bei uns ein und diese bewirkten die Franken oder Freien, ein mächtiger, schon seit dem dritten Jahrhunderte bekannter Völkerbund, der sich in den Ländern zwischen dem Rheine, dem Maine und der Weser gebildet, der lange Jahre mit wechselndem Glücke gegen die Römer gekämpft hatte und dem es auch endlich, unter dem Schutze des römischen

Kaisers Julianus († 363), gelungen war, auf der linken Seite des untern Rheins (in der ehemaligen Germania secunda) und gegen Belgien hin, festen Fuß zu fassen. Man unterschied die Franken in die Salier und die Ripuarier, als die zwei mächtigsten oder Hauptstämme derselben, von denen besonders jene, mit dem allmählichen Erlöschen der römischen Macht, sich, nebst den Burgunden und anderen Völkern, in Gallien immer weiter ausbreiteten, bis endlich, mit dem gänzlichen Sturze des ehemaligen römischen Weltreiches durch Odoaker (476), der Frankenkönig Chlodwig, 486, auch noch den nordwestlichen Theil Galliens mit seinem Reiche vereinigte. Mit diesem Monarchen ging unserem Rheinlande ein wohlthätiges Licht auf, das die auf demselben lastende Finsterniß und Unwissenheit erhellte, so wie auch dessen, unter geistigem und körperlichem Drucke beinahe erstarrten Bewohner wieder zu neuem schönerem Dasein weckte. Eben diese schnell aufwachsende Macht der Franken machte die Allemannen ängstlich und besorgt um ihre eigene Existenz, daher sie jene zu schwächen suchten und deßhalb im Jahre 496 die ripuarischen Franken, deren Regent, Siegbert, zu Köln seinen Sitz hatte, mit Krieg überzogen. Dies war nun für Chlodwig, dem König der salischen Franken, eine erwünschte Veranlassung seinem Stammverwandten zu Hilfe zu eilen, durch deren vereinigten Streitkräfte dann die Allemannen, nach schwerem blutigen Kampfe, in der entscheidenden Schlacht bei Zülpich im Jülichschen vollständig überwunden, ihre seitherige Selbstständigkeit vernichtet (496), so wie auch ihr bisher innegehabtes Gebiet in ein allemannisches oder rheinfränkisches Herzogthum, unter der Oberhoheit der Frankenkönige, umgewandelt wurde. Die wichtigste Folge dieses über die Allemannen errungenen glänzenden Sieges bestand darin, daß unmittelbar darauf Chlodwig und seine Familie nebst 3000 Franken zu Rheims die heilige Taufe empfingen, welchem schönen Beispiele auch der größte Theil der Nation folgte, so daß seitdem, sowohl in kirchlicher als staatlicher Beziehung, eine ganz neue Ordnung der Dinge in dem fränkischen Reiche in's Leben trat, von welchen neuen Einrichtungen wir jedoch nur diejenigen erwähnen werden, welche für unsere rheinische Pfalz von Bedeutung und von bleibendem Erfolge waren.

Die Franken hatten nämlich eine von der bisher üblichen sehr abweichende eigene Weise ihr Land zu regieren und zu verwalten, welche von nun an nach und nach die Grundlage des Staatensystems im westlichen Europa wurde. Das Volk zerfiel in drei Abtheilungen, nämlich edle Franken, freie Franken und dann die sogenannten Mancipien, oder Hörigen und Leibeignen; erstere standen unmittelbar unter dem Monarchen oder unter seinem Pfalzgrafen; die Freien, aus welchen sich nachher der niedere Adel entwickelte, waren zum Kriegsdienste verpflichtet, und aus den Mancipien, die unter der Aufsicht eines Meiers auf den Mansen oder Gütern wohnten, diese bebaueten und Gewerbe sowie sonstige Geschäfte trieben,

ging später der Bürger- und Bauernstand hervor. An der Spitze des Gesammtstaates stand der König, und das Reich war in besondere Provinzen oder Herzogthümer getheilt, die aus mehreren Gauen zusammengesetzt waren; jenen stand, jedoch nur im Namen oder aus Auftrag des Staatsoberhauptes, ein Herzog, diesen aber ein Graf (von Grau, Grave, weil sie als Richter bejahrte, erfahrne Männer sein mußten) vor, und beide waren als Beamte dem Monarchen in jeder Hinsicht untergeordnet. Der Herzog mußte die öffentliche Ordnung und Ruhe handhaben, die Einkünfte eintreiben lassen, vorzüglich aber in Kriegszeiten für die Waffen, so wie für die sonstigen Bedürfnisse sorgen und auch die Streitkräfte seiner Provinz anführen (daher auch sein Name, der vor dem Heere her zog und es befehligte), während die Grafen, im Namen des Herzogs oder des Regenten, die Gaue, hauptsächlich aber die Rechtspflege verwalteten; allein weder dem Herzoge, noch dem Gaugrafen stand ein Recht über die in ihren Gebieten befindlichen dem Könige eigens zugehörenden Paläste, Städte, Dörfer und Höfe zu, jedoch waren jenen beiden für ihre Dienstleistungen besondere Güter und Gefälle zum Besitze und Genusse angewiesen.

Nach der Unterwerfung der Allemannen ward, wie wir bereits bemerkten, das bisherige Gebiet derselben auf dem linken Rheinufer, das von der Mater oder von der Gränze des untern Elsasses bis unterhalb Bacharach reichte und den Speier-, Worms- und Nahegau umfaßte, nebst den allemannischen Gauen und Besitzungen auf der rechten Seite des Rheins in ein eignes fränkisches Herzogthum verwandelt, das den Namen des rheinischen oder des rheinfränkischen erhielt und einen Bestandtheil des Königreichs Austrasien ausmachte. Diese rheinische Provinz war die ausgezeichnetste in Austrasien, daher man sie auch die königliche hieß und deren Stellvertreter (vorerst procurator regius, dann camerae nuntius und zuletzt dux genannt) deßhalb auch den Vorzug vor den übrigen Großen des Reiches hatte. Ueberdem nannte man dieses Herzogthum noch arx regni, so wie dessen fränkische Bewohner das vornehmste Volk oder die Hauptstärke des Reiches, und zugleich war dasselbe der Sitz der salischen Familie, des edelsten deutschen Geschlechtes, aus welchem die Herzoge Rheinfrankens stammten. Die Könige mußten in dieser Provinz gewählt werden und zudem bei ihrer Krönung fränkisch gekleidet sein: darum war auch der Erzbischof von Mainz der vorzüglichste unter den geistlichen, der rheinfränkische Herzog aber der angesehenste unter den weltlichen Reichsfürsten, und die Stadt Frankfurt am Main besaß den ersten und ältesten königlichen Palast oder Saal in ihren Mauern. Ueberdem hatten aber die fränkischen Könige auf ihren eigenen Gütern in den Provinzen noch eine große Anzahl Paläste erbauen lassen, die ihnen zum Aufenthalte dienten, wann sie das Reich bereiseten, um die Verwaltung der Gaue zu untersuchen und um schwierige Rechts-

fälle zu entscheiden, oder auch um in den gebannten königlichen Forsten dem Jagdvergnügen obzuliegen; allein auch diese Paläste und das dazu gehörige Personal standen gleichfalls weder unter den Herzogen, noch unter den Gaugrafen, sondern unter besonderen Verwaltern. Von solchen Pfalzen oder Palästen hatte der Pfalzgraf, comes palatii, seine Benennung, als einer der angesehensten Hof- und Gerichtsbeamten, der später am Rheine zur höchsten Würde gelangte. Derselbe mußte in jenen Pfalzen oder Palästen, entweder in Begleitung des Königs oder auch allein, über die wichtigsten Rechtsfragen eigens zu Gerichte sitzen und dieselben in letzter Instanz entscheiden oder sie wieder an seinen Monarchen weisen und dessen Ausspruche unterstellen; zugleich traten aber auch manchmal Fälle ein, in welchen einzelnen Hochgestellten, Klöstern oder Stiftern das Vorrecht gebührte, ihre Streitigkeiten nur vor den Pfalzgrafen zu bringen, so wie derselbe auch oft, um bedeutende Rechtsfragen zu entscheiden, durch den König in die einzelnen Provinzen gesendet ward, und endlich standen den Pfalzgrafen noch ministerielle Befugnisse zu, indem sie dem Monarchen über weltliche Angelegenheiten Vortrag erstatten mußten. In unserem jetzigen Kreise befanden sich nur zwei solcher Pfalzen, die eine zu Albulfivilla, später Albolfesheim, jetzt Albisheim an der Primm, wo der nach Worms führende Königsweg heute noch die Stätte des ehemaligen Palastes zu erkennen gibt, und dann die Königspfalz in der Hauptstadt des Gaues, zu Speier in der Nähe des Domes.

Nach diesen kurzen allgemeinen Angaben, die wir zur Erläuterung dieses Zeitabschnittes vorausschicken mußten, kommen wir nun auf die einzelnen Bestandtheile unseres Kreises und auf dasjenige zurück, was wir darüber aus jenen alten dunkeln Zeiten noch geschichtliches erkundet haben. Unser jetziger Pfalzkreis besteht aus dem größten Theile des Speier-, Worms-, Nahe- und Bliesgaues, wobei wir aber bemerken müssen, daß dieselben mit dem Beginne der fränkischen Herrschaft im Rheinlande diese Benennungen noch nicht führten, sondern nur nach den Vornamen der Gaugrafen benannt wurden (so hieß es z. B. in pago oder in comitatu Godefridi comitis), welche letzteren damals ebenfalls noch keine eigenen oder Zunamen führten, und daß jene Benennungen der Gaue nach den Hauptstädten, Flüssen oder sonstigen örtlichen Beschaffenheiten erst dann gebräuchlich und in Urkunden angegeben wurden, nachdem sich das Land unter der Regierung der fränkischen Könige, im Laufe der Jahrhunderte, von den früheren barbarischen Verheerungen der Allemannen und Hunnen vollständig erholt hatte und auch die zerstörten Städte wieder erbauet und in's Leben gerufen waren. Den vom Könige gesetzten Gaugrafen lag, wie gesagt, vor allem die Rechtspflege ob, die sie, je nachdem die Fälle mehr oder minder wichtig waren, entweder selbst ausübten oder durch ihre Unterbeamten besorgen ließen. Solche Gaugerichte wurden öffentlich, münd-

lich und unter freiem Himmel, in Wäldern oder bei Landstraßen u. s. w. an besonders dazu bestimmten und bezeichneten Walstätten gehalten (in publico malo qui dicitur Liutramesforste), und über die Gerichtsstätte des Speiergaues vermögen wir folgenden Aufschluß zu geben. Dieselbe lag, was nun durch unverwerfliche Zeugnisse und Urkunden außer allen Zweifel gesetzt ist, in dem Mittelpunkte des Gaues am Vorgebirge, auf einer, an die Ostseite des Dorfes Frankweiler gränzenden, Anhöhe und führte die Benennung Stahlbühel oder Luitramsforst, in dessen Nähe sich auf der einen Seite die Richtstätte, Affolter genannt, auf der andern aber das Galgenplätzel befand, zu welchem, von der Hofstatt bei Godramstein aus, der Geleitsweg, zwei Diebspfäde auf der Ost- und Südseite und von Westen her der Armesünderweg zogen, womit zugleich mehrere ehemals römische Heerstraßen, sowohl in das Annweiler Thal und in die Ebene, als auch am Gebirge auf- und abwärts in Verbindung standen, welche sämmtliche Plätze, Wege, Straßen und Pfade bis zur gegenwärtigen Stunde noch die angegebenen Benennungen führen. Die älteste Nachricht von diesem Gaugerichte ist vom Jahre 828 in der Schenkung der Wiligarta an das Hornbacher Gotteshaus und dann von 977, als die Stiftungsurkunde der Abtei St. Lambrecht bei Neustadt ebenfalls daselbst ausgefertigt ward, welches Landgericht (comitatus in Liutramesforste geheißen) Kaiser Heinrich IV. 1086 dem Bischofe Huozmann in Speier und der Speierer Kirche schenkte, deren Prälaten seitdem die Vorstände dieses Gerichtes waren, das durch die Gaugrafen und später durch die Landvögte des Speiergaues gehegt wurde, worüber aus dem dreizehnten Jahrhunderte (in den Jahren 1237, 1256, 1283 2c., wo es von der Gerichtsstätte immer heißt: entweder in annali placito, oder in placito provinciali apud Lutramersvorst) manche urkundlichen Beweise vorliegen; in der Folge gelangte dasselbe, wie wir vernehmen werden, an die Pfalzgrafen bei Rhein.

In dem Wormsgaue, oder in dem sogenannten Wormazfelde, waren die Gerichtsverhältnisse etwas anders wie im Speiergaue, indem der Gaugraf an drei verschiedenen, an den Gränzen des Gaues befindlichen Orten zu Gerichte sitzen mußte, nämlich auf dem Stahlbühel bei Frankenthal, dann auf dem Kaltenberge bei Wachenheim an der Primm und endlich noch in oder auf dem Stamp oder dem Stumpfwalde, bei Alsenborn, an den Stolen, d. h. an den steinernen Gerichtsstühlen, die noch in neuerer Zeit auf diesem Malplatze vorhanden waren. Außer diesen drei müssen wir aber auch noch einen vierten Ding- oder Gerichtsstuhl im Wormsgaue annehmen, denn letzterer dehnte sich aus von Alsenborn bis nach Landstuhl, welcher Namen allein uns schon andeutet, wo solche vierte Malstätte gewesen sein muß, da doch dieser entlegene Theil des Gaugerichtsbezirks wahrlich nicht ohne Rechtspflege bleiben konnte und auch Landstuhl früher, wie wir bereits wissen, eine bedeutende Niederlassung der Römer, an vier

Heerstraßen gelegen war, welche Orte man, wie wir bei dem Stahlbühel in der Nähe Frankenweilers und Godramsteins gesehen haben, später vorzugsweise zu solchen Gerichtsstätten wählte und benutzte. Der Dingplatz für den vorderen Nahegau ist zuverlässig nur in Kreuznach und theilweise auch auf der Höhe des Donnersberges, wo sich heute noch der felsichte Königsstuhl erhebt, zu suchen, welchen Namen man demselben aus dem Grunde beilegte, weil die in dem nahen Palaste zu Albisheim an der Primm oft verweilenden Könige in wichtigen oder Criminalfällen vermuthlich auch manchmal oder oft Gerichtssitzungen daselbst abhielten. Den Malplatz und Dingstuhl für den Bliesgau bezeichnet uns genau der Gollen- oder Goldenstein (ein celtischer oder ein allemannischer Gränzstein) auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Bliescastel, in dessen Castelle oder Burg der Gaugraf überdem seinen Sitz hatte.

So war also unter der fränkischen Monarchie Ruhe und Frieden am Rheinstrome hergestellt und auf den Trümmern einer schweren Vergangenheit erblühete nach beinahe hundertjährigem heidnischen Gräuel wieder allmählich neues Leben, jedoch vorerst größtentheils nur auf kirchlichem Gebiete. Chlodwig schenkte dem Erzbischofe Remigius zu Rheims, aus Dankbarkeit für die durch denselben an ihm und den Seinigen vollbrachte Weihe zum Christenthume, einen Hof, Perna genannt, nebst zwei Dörfern, Cosla und Gleni (Kusel und Altenglan heute geheißen), welche Orte und Güter den Namen Sanct Remigsland bekamen und die jener heilige Mann seinem Domcapitel vermachte. Chlodwig starb, nachdem er vieles zur Ausbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens unter den Franken gewirkt und beigetragen hatte, im Jahre 511, worauf seine Söhne theilten und dadurch die Macht der fränkischen Monarchie brachen, so daß die Geschichte derselben wirklich höchst unerquicklich, ja manchmal sogar widerwärtig ist, bis zur Thronbesteigung Pipin des Kurzen und seines Sohnes Karl des Großen, unter welchem letzteren besonders sich der fränkische Thron, jedoch nur bis zu seinem Ableben, wieder in seiner vollendeten Hoheit zeigte. Von Chlodwigs Tode an und bis zum Jahre 613 wissen wir nichts zu melden, was unser Land beträfe, denn ein ganzes Jahrhundert hindurch zerrütteten Eifersucht, Mißgunst und Rachsucht, vorzugsweise aber Weiberwuth den fränkischen Staat, weil die Interessen der verschiedenen und schnellwechselnden Regenten sich zu sehr durchkreuzten, welche Zerwürfnisse, vermischt mit sonstigen Vorgängen und sagenhaften Ueberlieferungen, auch dem altdeutschen Epos der Nibelungen zur Grundlage gedient haben mögen, womit zugleich der Drachenfels und die Drachenkammer im Limburg-Dürkheimer Walde sammt dem Brunnholdisstuhl oder Brunhildisstein bei Dürkheim zusammenhängen. Unter solchen Gräueln und traurigen politischen Verhältnissen konnte weder das geistige noch das sociale Leben recht gedeihen; indessen hatte sich aber doch

das Christenthum (da ja sicherlich auch noch viele Christen aus der Römerzeit her sich während dieser Jahre allgemeiner Bedrängniß unter Mühen und Sorgen erhalten und gerettet haben werden) allmählich im Stillen so weit und schön entwickelt und die Zahl der Bekenner desselben sich so sehr vermehrt, daß man, nachdem auch die Städte und Dörfer unseres Landes seit der Verwüstung durch die barbarischen Allemannen und Hunnen sich ebenfalls wieder aus dem Schutte erhoben hatten, mit guten Gründen annehmen kann, das Bisthum Speier sei unter dem fränkischen Könige Clotar II., der, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieses Werk förderte und im Jahre 628 diese Welt verließ, gegründet, so wie zugleich eine den damaligen Bedürfnissen und geringen Hilfsmitteln angemessene Kathedrale daselbst errichtet worden.

Von der Religiosität des Sohnes desselben, des Königs Dagobert I. († 638), finden wir ebenfalls einige Beweise in dem Bereiche unseres Pfalzkreises, denn er ließ auf einer Anhöhe in Speier ein dem heiligen German geweihetes Gotteshaus errichten, auch stiftete er, etwa um's Jahr 635, die Abtei Blidenfeld, später Klingenmünster genannt und kurz vorher (623) hatte er an der südlichen Gränze unseres Kreises, in unmittelbarer Nähe der alten Concordia der Römer, die Abtei Weissenburg gegründet, welche beiden geistlichen Anstalten er dem Benedictinerorden übergab. Endlich soll auch dieser Dagobert I. zu Altrip, das uns gleichfalls als römische Niederlassung am Rheine bekannt ist, zur Ehre des heil. Medartus ein Kirchlein mit einer Zelle in's Dasein gerufen und begabt haben, welches König Pipin der Kurze 762 dem Stifte Prümm einräumte. Wenn wir, nach unseren begründeten Angaben aus dem römischen Zeitabschnitte, erwägen, daß die in Altrip entdeckten Alterthümer, die sämmtlich größtentheils aus dem dritten und einige aus dem Beginne des vierten Jahrhunderts stammen, das Castell daselbst aber erst unter Valentinianus I. errichtet ward; besonders wenn wir bedenken, daß die dort gefundenen sieben Leugen- oder Meilensteine ursprünglich nicht in Altrip, das von der Hauptstraße entfernt lag, gewesen sein können, sondern an der Heerstraße standen, indem man auch auf einer langen Strecke derselben bisher noch keine entdeckt hat, so wird es zuverlässig, daß sie später durch Dagobert dorthin verbracht worden sind, um in diese steinarmen Gegend bei dem Grundbaue des Medartuskirchleins verwendet zu werden, wozu noch kommt, daß es damals und auch noch später Gebrauch war, als ein sichtbares Zeichen des Sieges des Christenthums über das Heidenthum an denjenigen Stätten, wo früher römische Tempel standen, Kirchen oder Capellen, die vorzugsweise dem heil. Erzengel Michael, dem Drachentödter, geweihet wurden, zu errichten und überhaupt römische Monumente und Steine zum Baue von Gotteshäusern zu benutzen; zudem haben sich auch bei den bisherigen Forschungen zu Altrip noch keine römischen

Münzen aus den früheren Jahrhunderten, sondern nur von Valentinianus I., Valens und einigen folgenden Kaisern, ergeben.

Nicht minder wichtig wird jedoch dieser fränkische König Dagobert I. für unsere rheinische Gegend, und bleibende Verdienste hat sich derselbe zugleich, um den Wohlstand und das Gedeihen der neu erstehenden Dörfer und deren Gemeindewesen erworben dadurch daß er die, vermuthlich schon aus früherer Zeit stammenden, gemeinsamen Eigenthums- und sonstigen Rechte derselben in den unermeßlichen Waldungen des vogesischen Gebirges, von Wanzenau im Elsasse an bis nach Dürkheim hinab, bestätigte und ordnete, welche Wälder man mit dem Namen Haingeraiden, der den Begriff einer untheilbaren Gemeinschaft oder Genossenschaft in sich schloß, bezeichnete. Dieselben waren ursprünglich in sechszehn Geraiden abgetheilt und zu jeder gehörten mehrere Dörfer, die einen bestimmten Walddistrict gemeinsam besaßen und benutzten; jede Geraidegenossenschaft hatte zugleich ihren eigenen Gerichts- oder Geraidenstuhl (deren man noch viele kennt und nennt), um daselbst durch die Geraidenbeamten die Waldfrevel, so wie sonstige Streitigkeiten entscheiden zu lassen, und sicher dehnte sich die Forstgerichtsbarkeit dieser Geraidenstühle in den Urzeiten auch auf andere Vergehen und Verbrechen aus, weil sich bei den meisten derselben heute noch Galgenplätze oder Galgenäcker befinden. Die Urkunde Dagoberts über diese Verleihung oder Bestätigung ist zwar nicht mehr vorhanden, allein sie findet sich zuverlässig unter den ältesten Documenten der Abtei Weissenburg, wenn einmal irgend ein Zufall dieselben entdeckt und an's Licht bringt. Diese Haingeraiden würden überhaupt Stoff zu äußerst interessanten geschichtlichen und rechtlichen Untersuchungen bieten, wenn alle dahin einschlägigen Urkunden und Acten gesammelt oder dem Benutzen zugänglich wären. Wir wollen indessen zur Bekräftigung der Angabe der Geraidengenossen, Dagobert sei der Gründer und Verleiher dieser Gemeinschaften, hier nur noch folgendes anmerken: der ebengenannte König begabte die Abtei Weissenburg mit den ansehnlichen Mundat- (von Immunitas = freier Bezirk) Waldungen, die jetzt noch bestehen, so wie die Abtei Klingenmünster, seine andere Stiftung, auch mit Waldbezirken, welche letzteren offenbar früher ebenfalls zum Geraidenverbande gehörten, was zugleich zum Beweise dient, daß ihm als Staatsoberhaupte das Recht zustand, darüber zu gebieten und dann findet man nicht, daß seine Nachfolger im Reiche, die fränkischen oder die deutschen Könige, jemals zum Besten eines Dritten weder über das Ganze, noch über einzelne Districte solcher Geraiden später eigenmächtig verfügt hätten. Die betreffenden Gemeinden unseres Kreises sind heute noch im ungestörten Besitze und Genusse ihrer, wiewohl seit den 1820ger Jahren und zwar zu ihrem augenscheinlichen Nutzen und Vortheile getheilten, Geraidenwaldungen und sie verehren bis auf diese Stunde noch den König Dagobert als ihren größten zeitlichen Wohlthäter. Ja es

kamen uns schon aus Stein gearbeitete, ungefähr einen Schuh hohe, Statuetten dieses Frankenfürsten zu Gesicht, mit antikem Gepräge und mit der alten Schrift am Fußgestelle: **Dagobertus Rex Francorum**, die entweder zur dankbaren Erinnerung an diesen Regenten, gleichsam als ihren weltlichen Schutzheiligen, dienten, oder vielleicht auch bei gerichtlichen Verhandlungen (die man im Mittelalter durchgängig öffentlich und unter freiem Himmel abhielt) auf den Geraidenstühlen oder bei eidlichen Zeugenaussagen verwendet wurden. Auch uralte liebliche Volkssagen, die wir vielleicht an anderer Stelle erörtern werden und welche die Treue und Anhänglichkeit der Gebirgsbewohner gegen ihren König und Gebieter Dagobert I. zur Zeit der Noth und Gefahr als Ursache der Verleihung seines Privilegiums über die Geraiden angeben, erhärten die thatsächlich begründete Ueberzeugung der Geraidengenossen von jenem Regenten als ihrem Wohlthäter, und so hat sich also derselbe in dieser Hinsicht ein großes folgenreiches Verdienst um die rheinischen Bewohner Austrasiens erworben. Die, zur späteren Veste Falkenburg gehörigen, beträchtlichen Waldstriche, die Frankwaide geheißen, die sich vom Annweiler Thale oder von jener Burg bis zum Frankenstein und dem Weiler Frankeneck im Neustadter Thale hinabziehen und ausdehnen, haben vielleicht demselben Monarchen gleichfalls Verleihung und Namen zu verdanken.

Unter den Nachfolgern Dagoberts I., besonders während der Minderjährigkeit seiner beiden Söhne, Siegbert II. und Chlodwig II., die 638 das Reich in Austrasien und Neustrien theilten, stieg das Ansehen der Majordome oder Großhofmeister sehr hoch, und unter dem Herzoge Pipin von Heristall, der seit 687 zum Großhofmeister über das ganze Frankenland erhoben wurde, sanken die fränkischen Regenten endlich zu Schattenkönigen herab. Während dieser bedeutenden politischen Veränderungen und als unter der Herrschaft des eben erwähnten Pipin, die Könige, gleichsam als Nebenpersonen, nicht mehr genannt wurden, kamen mehrere gottbegeisterte Glaubenshelden in unser Rheinland, um, vorzugsweise in dessen Urwäldern, durch die Predigt vom Gekreuzigten neues Licht zu verbreiten, unter denen sich folgende Männer bleibende Verdienste um das geistige Wohl der Bewohner unseres Pfalzkreises erworben haben, deren Namen also nicht verschwiegen werden dürfen. Disibodus, ein Geistlicher aus Irland, verließ nämlich mit drei Gefährten, Giswald, Clemens und Sallust geheißen, seine Heimath, um den fränkischen Völkerschaften das Evangelium zu verkündigen und zog, unter den größten Entbehrungen, Mühsalen und Gefahren, viele Jahre lang in den Wäldern und Wildnissen der rheinischen Gaue umher, um seinem hohen Berufe zu genügen, bis er sich endlich, müde des Umherziehens, nebst seinen drei Gefährten bei dem Ausflusse des Glans in die Nahe, unterhalb einer felsichten Anhöhe, eine Hütte erbauete. Auf dieser Anhöhe errichteten ihm die vielen

Gläubigen (die seine Predigten so wie sein frommer Wandel herbeigezogen hatte und die dann auch in den bisher unwirthbaren Thälern und schauerlichen Wäldern des Glan's und der Nahe ihre Wohnsitze aufschlugen und so die Umgegend cultivirten) um das Jahr 690 ein Gotteshaus mit mehreren Zellen, woraus später die Benedictiner-Abtei Disibodenberg erwuchs, welche sowohl auf die geistige, als auf die Bodencultur des Nahgaues mächtig einwirkte. Die dankbare Nachwelt ehrte diesen Mann, wegen seiner geistigen Verdienste, die er sich durch unerschütterlichen Glaubensmuth und durch seine Lehre erworben, mit dem Namen eines Heiligen.

Der andere Geistliche, dessen Haupt später ebenfalls aus Dankbarkeit mit einem Heiligenscheine umgeben ward und welcher auch, wie allgemein angenommen wird, ein geborner Irländer war, hieß Pirminius, der, während der Herrschaft des Majordom's Karl Martell, mit unermüdlichem Eifer in den Rheinlanden, so wie in den Gauen Schwabens, Bayerns, des Elsasses und der Schweiz herumgewandert war und mehrere geistlichen Anstalten, z. B. Reichenau, Schuttern, Gengenbach, Schwarzach, Maursmünster und Pfäfers, entweder in's Dasein gerufen, oder wieder erneuert hatte, bis derselbe endlich, auf Anstehen des Grafen Wernher und seiner Gemahlin Wiligarte, um's Jahr 740, an dem Hornbache, wo zwei Bäche, die Trualb und Sualb, sich vereinigen (daher man auch diese Stätte anfänglich Gamundia oder Gemünd, von Einmündung, hieß), ein Kirchlein und Zellen erbauete, aus denen nachher die, so bedeutend in die Cultur des Bliesgaues eingreifende, Benedictiner-Abtei Hornbach hervorging, welche durch die, mittelst ihrer reichen Gefälle gegründete, höhere Lehranstalt in Zweibrücken, heute noch segensvoll wirkt.

Früher war auch, auf der nordwestlichen Seite des Bliesgaues, der Irländer Ingbert für die Ausbreitung des Christenthums thätig gewesen, der 566 verstorben sein soll und von welchem die Stadt Sanct Ingbert oder Ingbrecht ihre Benennung herleitet. — Unter dem Nachfolger Karl Martell's, dem Majordome und seit 752 zugleich Beherrscher des großen Frankenreiches, Pipin dem Kurzen, dem Vater Karls des Großen, erschien ein anderer Priester und Beichtiger, Philipp geheißen, der gleichfalls Irland verlassen hatte, um dem Volke am Rheine durch christliche Lehre und tugendhaften Wandel zu dienen und ihm dadurch ein Vorbild zu werden, der auf einer Anhöhe des Primmer Thales, im damaligen Wormsgaue, auch eine Zelle und Kirche gründete, was die Veranlassung zur Errichtung des Stiftes des heil. Philipp von Zell, in dem daselbst nachher entstandenen und jetzigen gleichnamigen Dorfe Zell, ward, das später durch die Könige unter die Aufsicht des Abtes von Hornbach kam und in dessen unmittelbarer Nähe die, schon früher erwähnte, königliche Pfalz Albulfivilla (Albisheim) sich befand. —

Wir wenden uns nun von diesen kirchlichen Nachrichten und von dieser religiösen Entwicklung wieder zu der politischen Regierung unseres Landes. Von den letzten fränkischen Schattenkönigen, die sich höchstens durch Schenkungen an Stifter und Geistlichen etwas bemerklich machten, ist sonst nichts weiter zu erwähnen, allein um so kräftiger und wohlthätiger wirkten die beiden Majordome Karl Martell und Pipin der Kurze, dieser zugleich als König bis 768, durch ihre Kriege und weisen Einrichtungen auf das Gedeihen des Volkes und auf die Cultur des Bodens ein, welche Bemühungen des letzteren Sohn, der einsichtsvolle, umsichtige und thatkräftige fränkische König Karl (alleiniger Herrscher vom Jahre 771 an), der Große geheißen und seit 800 zugleich römischer Kaiser, unter dem sich die Hoheit des fränkischen Reiches erst am glänzendsten erhob und zeigte, in noch weit ausgedehnterem und höherem Maßstabe glücklich fortsetzte und die vom schönsten Erfolge begleitet waren, über welchem politischen Wirken jene Fürsten aber auch die Förderung des geistigen und kirchlichen Lebens nicht vergaßen. Wie gedeihlich die Bestrebungen dieser drei Regenten auf das Emporkommen, den Flor und Wohlstand, so wie auf die Bevölkerung unseres rheinischen Landes einwirkten, können wir am augenscheinlichsten durch die Aufzählung der meisten Städte und Dörfer nachweisen, welche, jedoch vorzugsweise in der fruchtbaren Rheinebene, zur Zeit derselben und ihrer Nachfolger, der Karolinger, im achten und neunten Jahrhunderte schon vorhanden waren und in ihren jetzigen, freilich durch die Ausbildung der deutschen Sprache veränderten, Namen noch genau zu erkennen sind.

Im Speiergaue finden wir nämlich folgende (wobei wir jedoch bemerken müssen, daß wir denjenigen Orten, deren Namen sich wenig oder gar nicht verändert haben, ihre jetzige Benennung nicht beifügen, sondern nur denen, deren Deutung für manche nicht so augenfällig sein mag): **Spira** (Speier, die Hauptstadt des Gaues), **Geginheim** (Rheingönheim), **Mudach** (Maudach), **Muoterestadt** oder **Muderstath**, **Scurheim** (Schauernheim), **Assenheim**, **Richinisheim** (Ruchheim), **Alasheim** (Alsheim bei Gronau), **Fausgina** (Fußgönheim), **Alaridestath** (Ellerstadt), **Ginninheim** (Gönheim), **Fridolfesheim** (Friedelsheim), **Thuringeheim** (die Stadt Dürkheim), **Wackenheim** (die Stadt Wachenheim), **Cunigesbach** (Königsbach), **Ratherisheim** (Rödersheim), **Didinesheim** (Deidesheim), **Hochtorph**, **Buhilo** (Böhl), **Ugulenheim** (Igelheim), **Macchenheim** (Meckenheim), **Hasalaha** oder **Haselach**, **Mosbach** (Musbach), **Dendestadt** oder **Tatastat** (Danstadt), **Gummeltingen**, **Gravehusen** (Grevenhausen, jetzt mit Sanct Lambrecht eine Gemeinde bildend), **Altrepio**, **Medenheim** (gegenwärtig Neuhofen), **Hildensheim** (jetzt ausgegangen, lag bei Medenheim), **Affalterloch** (ebenfalls eingegangen und bei Neuhofen gelegen), **Walahesheim** (Waldsee), **Sciffestad**, **Dittenhouen** (Dudenhofen), **Hagenheim** (Hanhofen), **Gummaresheim** (Gommersheim), **Gunzinheim** (Geinsheim), **Spiridorf**,

Lacha, Wenzingen oder Wincingas, Dutinsvelt, Meinkemere, Veninga, Bebingen, Freimarsheim, Ossingen (Essingen), Fischilingen, Zothingowe (Edenkoben), Ottinsheim (Edesheim), Chrothincheim (Rhodt), Rosbach, Wilere (Weiher), Bubenwilre (Burrweiler), Flamaringen (Flemlingen), Glizenwilere (Gleisweiler), Buochinheim (Böchingen), Suuebengheim (Schwegenheim), Lengenveld (Lingenfeld), Snoringen (Knöringen), Wingartheim (Weingarten), Lustatheim (Ober- und Niederlustat), Zezzincheim oder Zuosinchowa iuxta lustate (Zeiskam), Hohunstat oder Hubestat (Ober- und Niederhochstadt), Brunheim (Bornheim), Walahesheim (Walsheim), Nuzdorf, Godmarstain oder Cotemaristein (Godramstein), Singulfingheim (Siebeldingen), Franckenwilre, Grazolfeshusen (Gräfenhausen), Rintdale, Wiligartlawisa, Spurchinebach (Spirkelbach), Hohunstat (Hochstätten), Terherdi (Herdt), Bellinheim, Udomarsheim oder Otheresheim (Ottersheim), Cnutilesheim (Knittelsheim), Ruadleichesheim (Rülzheim), Offinbach, Hariesheim oder Hergisesheim (Herxheim), Wanzesheim (eingegangenes Dorf bei Rheinzabern), Ensechichisheim (Insheim), Emphelingen (Impflingen), Merlungheim (Mörlheim), Huitzingen (Eußingen), Mulinhuson (Mühlhausen), Servilingen (Serfilingen), diese drei Dörfer lagen bei der Stadt Landau und sind später eingegangen, Wolmodesheim (Wollmesheim), Arbotsheim (Arzheim), Hughlinheim (Heuchelheim), Blidenvelt (Klingenmünster, Abtei und Flecken), Adelbrahteswilre oder Albrahteswilre (Albersweiler), Luitmarsheim (Leimersheim), Cohart, Steinuuilri, Heifanheim (Höfen), Mundifeld (Minfeld), Vreckenveld, Turrenbach (Dierbach), Bolinchaim (Billigheim), Rorbaho (Rorbach), Abbenhoua, Oterbach, Pleswilre, Sueninheim (eingegangenes Dorf bei Jockgrimm), Haganbach oder Aganbach (Hagenbach), Berg und Spirgescheid (Schaid). —

Im Wormsgaue ergeben sich aus der karolingischen Zeit folgende Ortschaften unseres Kreises: Mundinheim, Hemmingesheim (Hemsheim, eingegangen bis auf die jetzigen Hemshöfe bei der Stadt Ludwigshafen am Rhein), Frisenheim, Agridesheim (Oggersheim), Ebenstein (Eppstein), Babinheim (Bobenheim am Rhein), Rochenheim oder Rocchesheim (Roxheim), Marisga oder Merische (Mörsch), Franconadal oder Franckendale, Otincheim (Edigheim) und Obfowa (Oppau, diese zwei Dörfer lagen in den Jahren 772 und 808 jenseits des Rheins im Lobdengaue, oder doch wenigstens auf einer großen Rheininsel, die zum Lobdengaue, aber in zwei Diplomen des Königs Arnulf von 888, im Juli zum Lobdengaue und im November zum Wormazfeld gezählt wurden), Agmaresheim (eingegangen bis auf den Ormsheimer- oder Siebenbauern-Hof bei der Stadt Frankenthal), Bentritesheim (Beindersheim), Heisinisheim oder Hessicheim (Heßheim), Vtzelnheim (Groß- und Kleinniedesheim), Flammersheim, Lammundisheim (Lamsheim), Wizzenheim (Weissenheim am Sand),

Agrisheim (Eygersheim, ein ausgegangenes Dorf bei vorigem), Frainesheim, Erpholfesheim (Erpolsheim), Cagelenstat (Kallstadt), Unckenstein oder Unchesstaine (Ungstein), Dacchenheim (Dackenheim), Carlobahe (Groß- und Kleinkarlbach), Bizziricheshaim (Bissersheim), Uuisa später Wissen und Wissheim (Weissenheim am Berg), Ciricheim, Gernisheim (eingegangenes Dorf bei diesem Kirchheim), Vettemberg (Battenberg), Babenhaim (Bobenheim am Berg), Liutersheim (Littersheim, ausgegangenes Dörfchen bei vorigem), Huchilheim (Heuchelheim), Liutmarsheim (Laumersheim), Sulcia (Sülzen), Mulinheim (Mülheim), Colngestein (Colgenstein), Aolfesheim (Albsheim an der Eis), Azzulnnhaim (Asselnheim), Grundstadt (die Stadt Grünstadt), Susenheim, Linunga (Altleiningen), Vadenheim, Isinburg (Eisenberg), Eberolfesheim (Ebertsheim), Merteinsheim, Bucchenheim (Groß- und Kleinbockenheim), Gozinesheim (Gossesheim, eingegangenes Dorf bei Kindenheim), Arasheim oder Harawasheim (Harxheim), Niwarheim (Niefernheim), Bubinheim, Autmaresheim (Otersheim), Imminisheim (Immesheim), Rossulvesheim oder Rossunga (Rüssingen), Bosinesheim (Büdesheim), Quirnheim, Buxlare (Boßweiler), Rodenbach, Liutmarsheim (Lautersheim), Gylnheim (Stadt Göllheim), Dreisa, Enseltheim (Einselthum), Elmutesheim (heutiger Elbisheimer Hof bei Göllheim), Albulfivilla (Albisheim an der Primm, mit einer königlichen Pfalz), Stetin (Stetten), Gomuritesheim (Gauersheim), Hulvinisheim (Ilbisheim), Mawenheim (Mauchenheim), Kircheim, Vunnivillare (Winnweiler), Alsenzbrune (Alsenborn), Liutra (die Stadt Lautern), Nentriswilre (Nentersweiler, jetzt ein Hof mit einer Mühle bei jenem Kaiserslautern) und Quidersbach.

Der Nahegau gibt uns Aufschluß über das Bestehen folgender Dörfer aus der fränkisch-karolingischen Periode: Brucca (Osterbrücken), Hosternaha (Osterna, heißt gegenwärtig Niederkirchen), Ouinbach (Ohmbach), Cosla (die Stadt Kusel), Gleni (Altenglan), Conchis oder Concha (Konken), Capella (Flurscapelle, ein im dreißigjährigen Kriege zerstörtes Dorf bei Ulmet), Querenbac (Quirnbach), Deinesberge (Theisbergstegen), Ninunchiricha (Neunkirchen), Richinbahe (Reichenbach), Basinbahe (Bosenbach), Hornesawe (Horschau, auch Hirschau, ein im dreißigjährigen Kriege eingegangenes Dorf bei Horschbach am Glan), Husen (Oberhausen bei Duchroth), Rode (Duchroth), Robura (Rehborn), Odernheim (am Glan), Skeringesfeld (Schiersfeld), Affloa (Münsterappel), Alisentia (Alsenz), Tilenkiriche (Dielkirchen), S. Albini (Sanct Alban) und Rogkenhuson (Rockenhausen), wiewohl auch die zuletztgenannten Orte von Affloa an, manchmal noch zum Wormsgaue gerechnet werden, indem die westliche Gränze dieses Gaues sehr schwer zu bestimmen ist; wir nehmen aber, aus guten Gründen, die spätere Raubgrafschaft als noch zum Nahegaue gehörend an, weil die Gründer und Besitzer derselben aus den alten

Grafen des Nahegaues entsprungen sind und sie sich demnach ursprünglich keine Güter und Besitzungen aus einem anderen Gaue eigenthümlich zueignen konnten. — Auch aus dem Bliesgaue sind uns die Namen einiger damals schon vorhandenen Orte urkundlich aufbewahrt, z. B. Mindenbach (Mimbach), Abbonis ecclesia (später Appenchiricha, jetzt Habkirchen), Walahesheim (Walsheim), Felishalba (Felsalben, ein eingegangenes Dorf bei Neuhornbach), Lautolvinga (Leichelbingen, gegenwärtig ein Hof, Monbijou, bei Hornbach) und Medilinesheim (Medelsheim). Sämmtliche bisher genannten Dörfer, die wir aus zuverlässigen, größtentheils Schenkungs-Urkunden kennen lernen, bestanden also schon unter den fränkischen Königen und den Karolingern, allein wir müssen zudem als ausgemacht annehmen, daß die, in diesen Verzeichnissen nicht enthaltenen übrigen Ortschaften unseres Kreises und darunter vorzüglich diejenigen in der Rheinebene, damals zum großen Theile auch bereits im Wesen waren, indem bei weitem die meisten derselben nicht lange hernach, unter den sächsischen und salischen Kaisern, urkundlich erscheinen.

Auf dem Sohne und den Enkeln Karls des Großen, unter welchem das ausgedehnte fränkische Reich einer gesetzlich gesicherten Verfassung genoß, ruhete nicht des Vaters und des Ahnherren Geist, denn was dessen Einsicht geschaffen und mit Kraft und Gewalt zusammengehalten hatte, das zerfiel unter seinen Nachkommen und wir finden nun unter denselben die nämlichen betrübten Erscheinungen, wie früher unter der Herrschaft der fränkischen Könige nach Chlodwig I., nämlich Bürgerkriege, Mord, Treubruch und die unnatürlichsten Vorgänge zwischen Vater und Söhnen, bis zum Untergange des karolingischen Stammes, wovon leider und besonders die Geschichte Ludwigs I., des sogenannten Frommen, des Sohnes Karls des Großen, zeugt. Schon dessen Beinamen deutet auf ausschließliche Begünstigung der Geistlichkeit, der Stiftungen und Kirchen hin und unter solchen Verhältnissen konnte für des Reiches Wohl wenig oder gar nichts geschehen, daher wir auch nur einige unerhebliche Handlungen desselben bezüglich unseres Pfälzer Landes finden; in dem Todesjahre seines großen Vaters (814) bestätigte er der Stiftung des heiligen Pirminius zu Hornbach die durch seinen Großvater und seinen Erzeuger ertheilte Zoll- und Abgabenfreiheit im ganzen fränkischen Reiche und 819 erließ er den Befehl, die, dieser Abtei durch andere ungerechter Weise entzogenen, eigenen Güter zu Gilnheim (Göllheim) im Wormsgau und zu Habkirchen im Bliesgaue, wieder zuzustellen, welchen Vorgang dessen Sohn, der Kaiser Lothar 833, ebenfalls genehmigte. Da, einige Jahre darauf, ein Beamter jenes Gotteshaus bedrängt hatte, so ließ Ludwig der Fromme diesen Gegenstand genau untersuchen und stellte 822 die frühere Ordnung wieder her und im Jahre 828 endlich schenkte Wiligarte, eine Tochter des Grafen Werinher II., aus edlem Frankengeschlechte stammend (aus welchem die

salisch-fränkischen Herzoge, die Ahnen der späteren salischen Kaiser, entsprossen sind, wodurch jene Gräfin besondere Bedeutung für uns gewinnt), dem erwähnten Hornbacher Kloster, zu ihrem und ihrer Eltern Seelenheile, den Hof und das Dorf Wiligartlawisa im Speiergaue, mit der Kirche, Mühle und mit allen übrigen Zubehörden an Häusern, Gütern, Aeckern, Wäldern, Einkünften und Leibeigenen, wobei zugleich die Gränzmarke des ganzen Besitzthums genau bezeichnet ward.

Ludwig I. oder der Fromme endigte sein mühseliges Dasein 840 und seine drei Söhne theilten drei Jahre nachher, durch den bekannten Vertrag von Verdün, das große fränkische Reich, wodurch drei auf immer geschiedene Monarchien entstanden; Lothar erhielt Italien, Ludwig Deutschland, Karl der Kahle aber Frankreich und der vorzügliche Wein im rheinischen Franken soll die Hauptursache gewesen sein, daß der Speier-, Worms- und Nahegau von Frankreich getrennt und noch zu Ludwigs des Deutschen Loos geschlagen wurden, daher wir mit diesem Regenten den dritten oder den deutschen Zeitabschnitt beginnen.

III.

Deutscher Zeitraum, von dem Vertrage von Verdün 843 an, bis zum Entstehen der rheinischen Pfalzgrafschaft im Jahre 1155. [1])

Nach der Trennung von Frankreich und von Italien fließen unter den Karolingern, sächsischen und salischen Regenten die Quellen für unsere pfälzische Ortsgeschichte noch äußerst spärlich, da die aus dieser Periode vorhandenen Urkunden sich größtentheils nur auf Schenkungen an das Hochstift Speier und an die bestehenden Abteien, oder auf die Erneuerung und Bestätigung der Privilegien derselben beziehen, indem man es vermuthlich nicht für nöthig oder der Mühe werth gefunden hat, die sonstigen weltliche Angelegenheiten betreffenden Documente für die Nachkommen aufzubewahren, denn sogar der entscheidende und wichtige Theilungsvertrag von Verdün aus dem Jahre 843 ist nicht mehr vorhanden. In dem folgenden pfälzischen Zeitabschnitte tritt jedoch hierin eine Aenderung ein und wir können dann, durch zahlreiche Urkunden und Nachrichten unterstützt, später genauer auf die Geschichte der einzelnen Herrschaften, die sich nach und nach gebildet haben, so wie auch auf die in denselben befindlichen Städte, Burgen und Orte eingehen.

Der König Ludwig II. oder, wie man ihn zu nennen pflegt, der

[1]) Literatur: Acta Acad. theod. pal. Vol. histor. I bis VII; Codex Laureshamensis Vol. I—III; Schoepflini alsatia diplomatica I; Schannat historia episcopatus wormatiensis II; Dr. Remlings speierer Urkundenbuch Bd. I; Kremer's Origines nassoicae Bd. II; Gudeni Cod. diplom. moguntinus Vol. I; Dr. Friedrich Böhmers Kaiserregesten; Würdtwein's subsidia diplomatica etc.

Deutsche, bestätigte, den Bitten Rhabans, des Mainzer Erzbischofs, gemäß der Abtei Klingenmünster 848 ihre Besitzungen und hörigen Leute, weil sie die darüber sprechenden Briefe bei einem Brande eingebüßt hatte. Im Jahre 864 bekräftigte er dem Bischofe Gebhart von Speier unter andern eine Schenkung zu Hagenbach im Speiergaue, so wie auch vier Jahre später einen Gütertausch zwischen jenem Prälaten und dem Gaugrafen Christian in demselben Gaue, vermöge dessen dieser einen Weinberg zu Wachenheim, jener aber drei Morgen Feld in Schifferstadt erhielt. Unter seiner Regierung gründete und begabte der Herzog Nantharius und dessen Gattin Kunigunde 872 die Nonnenabtei Münsterdreisen am Donnersberg, welche, nachher durch die Ungarn verwüstet, später unter den Hohenstaufen, 1144, wieder neu aufblühete, 873 beurkundete jener Kaiser die Uebergabe der Kirche zu Neckarau an das Prümmische Kloster Altrip und sein Sohn, König Ludwig der Jüngere, machte ums Jahr 879 der Speierer Domkirche mehrere Güterstücke in Beninga und in Visgelinga (Fischlingen), nebst einigen Leibeigenen sammt ihrer Nachkommenschaft, zum Geschenke.

Der Gaugraf Werinher V., aus dessen Geschlechte die späteren fränkischen Herzoge abstammten, ordnete ums Jahr 887, als Gebieter über die Abtei Hornbach, deren äußere Verhältnisse, indem er festsetzte, daß für die Zukunft nur der Aelteste seiner Familie die Herrenrechte über die Besitzungen und hörigen Leute derselben im Bliesgaue ausüben sollte. Im folgenden Jahre finden wir einige Verleihungen des deutschen Königs Arnulf an zwei seiner Getreuen, nämlich an Sigolf auf Lebenszeit ein Gut in Rochesheimermarka (zu Rorheim) nebst der Rheininsel Saigenwert in der Grafschaft Worms und dann dem Sigebalt sechs Huben Landes zwischen Otincheim und Hovhofen (Edigheim und Oppau), welche damals noch auf der rechten Rheinseite im Lobdengaue lagen, als Eigenthum. Derselbe schenkte als Kaiser auf die Verwendung seiner Gattin Uta und zu seinem Jahrgedächtnisse, dem Petersdome zu Worms die sämmtlichen Zehnten von seinen salischen Ländereien zu Alzei und in der Umgegend, so wie auch zu Rogkenhuson und in den dazu gehörigen Dörfern. Von dem Könige Ludwig dem Kinde endlich, dem letzten Zweige des so schnell erstorbenen Stammes Karls des Großen, entdeckten wir nur drei Schenkungen von Gütern in unserer Pfalz und zwar im Jahre 900 an das Kloster Hornbach zwei Huben Aecker in den Dörfern Brunheim (Bornheim) und Cotemaristein (Godramstein), ferner zur selben Zeit an die Abtei Weissenburg drei Huben Feldes zu Haselach (Haßloch) mit allen Zubehörungen und sechs Jahre darauf dem Stifte des heiligen Cyriakus (in Neuhausen bei Worms) ein Hofgut zu Titinesheim (Deidesheim) im Speiergaue, sämmtliche Schenkungen zum Heile seiner armen Seele.

Von den deutschen Königen, nach dem unrühmlichen Untergange des karolingischen Hauses, Konrad I., dem ehemaligen Frankenherzoge, und

Heinrich I., dem früheren Herzoge zu Sachsen, der die Reihe der ruhmgekrönten sächsischen Oberhäupter Deutschlands eröffnete, finden wir keine Spuren in unserem kleinen rheinischen Gebiete, denn des ersteren Regierung war zu kurz und letzterer war, bis an sein Lebensende (936), allzusehr mit der Wiederherstellung der Ruhe des deutschen Reiches im Allgemeinen, so wie mit der Gründung oder Befestigung der Macht und des Wohlstandes desselben beschäftigt, auch mußte er, der Ueberfälle der zügellosen Ungarn wegen, seine Aufmerksamkeit meistens auf Nord- und Mitteldeutschland richten, wo er Städte und Vesten ins Leben rief, während in der Rheingegend bereits viele feste Städte, Burgen und kaiserliche Paläste, längs dieses Stromes und an den Höhen der Berge schon lange Zeit vorhanden waren, wozu noch kommt, daß sich überhaupt von diesem Monarchen auffallend wenige Urkunden vorfinden, zum deutlichen Beweise, derselbe habe mehr durch Einsicht und durch sein siegreiches Schwert, als durch schriftliche Verhandlungen zu wirken gesucht. Dessen Sohn, Otto I. oder der Große, bezeigte, sogleich bei seinem Regierungsantritte, seine Freigebigkeit gegen die Domkirche zu Worms, indem er derselben 937 die Kirche zu Rinunchiricha (Neunkirchen), nebst einer dabei gelegenen Hube königlichen Landes im Nahegaue und in dem Walde Wasago, eigenthümlich übergab, welchem Geschenke er 942 noch acht, ebenfalls bei jener Kirche befindliche, königliche Mansen Feldes, sammt 20 Leibeignen beifügte und in demselben Gaue verlieh er, drei Jahre nachher, seinem Getreuen Franko sechs Königsmansen zwischen Basinbach und Richinbach (Bosenbach und Reichenbach). Der erste rheinfränkische Herzog Konrad I., ein Enkel des oben erwähnten Gaugrafen Werinher V. und ein Sohn Werinhers VI., der ein Graf in dem Speier-, Worms- und Nahegaue war, begabte den Dom zu Speier 946 sehr reichlich mit bedeutenden Rechten, Gefällen und Steuern in dieser Stadt selbst, wofür er von dem Bischofe Reginbald folgende Lehen auf Lebenszeit erhielt: das Dorf Ratheresheim (Rödersheim) mit sämmtlichen Zubehörden an Menschen, Thieren und 19 Huben Feld, ferner dasjenige womit die bischöflichen Vasallen Rodinc und Widegowo in Thuringeheim (Dürkheim) beliehen waren, sammt eilf Huben und der dasigen Kirche und endlich noch drei Huben nebst der Mühle zu Erfoltesheim (Erpolzheim).

König Otto I. bestätigte 952 die dem Dome des heiligen Petrus in Worms durch den Herzog Konrad gemachte Schenkung zu Deidesheim und in demselben Jahre dem Kloster des heiligen Remigius zu Rheims den schon früher erwähnten Hof zu Cosla (Kusel), was er auch als Kaiser, in Verbindung mit seinem Sohne, dem Könige Otto II., 965 wiederholte und welche letztere Uebergabe sein Enkel Otto III. 993 und dessen Nachfolger Heinrich II. 1002, ebenfalls bekräftigten. Jener Otto I. begabte 956 das Domstift zu Worms mit einem Walde bei Chevilunbache (Schwedelbach)

und Neunkirchen im Nahegaue, auch wandte er unter anderem im Jahre 966 der durch ihn gestifteten Kirche des heiligen Mauritius in Magdeburg mehrere ihm heimgefallene Güterstücke in Speierdorf zu und zuletzt übergab er seiner Gattin Adelheid, zwei Jahre später, den Hof Steinuuillare im Speiergaue, mit allen möglichen Zuständigkeiten zum Eigenthume. Sein Sohn Kaiser Otto II. überließ ums Jahr 978 der Abtei Hornbach sechs königliche Mansen Feldes zu Quideredesbach (Queidersbach) im Gaue Wormsfeld, nebst dem Weide- und Beholzigungsrechte in den dabei befindlichen königlichen Waldungen und 982 genehmigte derselbe das der Speierer Kirche durch den Grafen Cuno geschenkte Gotteshaus in Steinweiler, so wie auch einige Neurotte bei Minfeld und Freckenfeld, sammt den Neubrüchen in dem bis an die Vogesen reichenden Walde, mit allen dazu gehörenden Leuten, Gütern u. s. w.

Der rheinfränkische Herzog Otto zu Worms, der Großvater des ersten salischen Kaisers Konrads II., gründete 987 in dem Neustadter Thale, bei dem Orte Grafenhuse (Gräfenhausen) eine Benedictinerabtei, über welche der Aelteste seines Stammes jederzeit Schirmvogt sein sollte, die er überhaupt reichlich und auch in unserem Kreise mit der Mutterkirche zu Steinweiler und dem Zehnten daselbst, so wie mit Einkünften zu Skeferstadt (Groß- und Klein-Schifferstadt), nebst bedeutenden Gütern zu Alesenzum, Moraha (Waldmoor) und Scurheim (Schauernheim) ausstattete. Im Jahre 889 erneuerte König Otto III. der Speierer Kirche die von seinen Voreltern verliehenen Gerechtsamen und wahrscheinlich um die nämliche Zeit auch der Abtei Hornbach die durch seine Vorgänger am Reiche ertheilten Freibriefe. Aus dem Jahre 992 sind uns drei Handlungen von demselben bekannt; vorerst genehmigte er einen Gütertausch zwischen dem Oberhirten von Worms und dem Gaugrafen Wolfram, wodurch dieser mehrere Zehnten, jener aber neun Mansen Feld in den Gemarken von Altenglan und Deinesberge (Theisbergstegen) erhielt; ferner übergab er der an der Gränze des Elsasses gelegenen Abtei Selz ein Gut zu Steinweiler und endlich stellte er dem Stifte des heiligen Maximinus bei Trier einige demselben ungerechter Weise entrissene Güter in dem Nahe-, Worms- und Speiergaue wieder zu, was schon sein Ahne und sein Vater hatten bewerkstelligen wollen, woran sie aber durch ihr unerwartetes Ableben verhindert worden waren. König Heinrich II., indem sich mit Otto III. die Reihe der sächsischen Kaiser im Jahre 1002 endigte, begabte 1006 den Dom in Speier, zu seinem Seelenheile, mit einem bedeutenden Gute, in den Orten Glizenuuilre (Gleisweiler), Hohenstat und Wolmodesheim (Wollmesheim), sammt den dazu gehörigen Leibeignen, Gebäuden und was sonst noch damit verbunden war.

Der vorhin gedachte fränkische Herzog Otto, der Stifter des Gotteshauses St. Lambrecht, hatte zwei Söhne, Heinrich und Konrad; dieser

pflanzte zwar die alte Wormser Linie fort, allein sie schloß sich schon wieder im männlichen Gliede, im Jahre 1039, mit seinem Sohne Konrad dem Jüngern; jener aber gründete die Speierer Linie der salisch fränkischen Herzoge, die sich die Lintburg bei Dürkheim zur Residenz erbauete und dessen Sohn Konrad, vorzugsweise der Salier geheißen, ward nach Heinrichs II. Tode, durch die Wahl der Großen und des Volkes, 1024 zum Oberhaupte des deutschen Reiches erhoben, ein in jeder Beziehung tüchtiger Regent, der die Reihe der salischen Kaiser eröffnete und vermuthlich unmittelbar nach seiner Erwählung, seine salischen Stammgüter der herzoglichen Wormser Linie überließ. Dieser Monarch verweilte oft in der Lintburg, wie manche daselbst ausgestellten Urkunden bezeugen, aber im Jahre 1030 verwandelte er dieselbe in eine Benedictinerabtei, Limburg genannt, die er fünf Jahre später mit ansehnlichen eigenen oder salischen Gütern zu Dürkheim, Wachenheim, Schifferstadt und Creudentheim (St. Grethen), so wie auswärts in der Wetterau reichlich bedachte und in deren nahen Umgebung nicht lange hernach auch die drei Benedictinerinnenklöster Hausen, Schönfeld und Seebach aufblühten; zugleich legte er in dem zuerst genannten Jahre den Grundstein zu dem herrlichen Dome in Speier, förderte dessen Bau mit großer Freigebigkeit und bestimmte denselben zur künftigen Begräbnißstätte der deutschen Kaiser. Sein Nachfolger und Sohn, König Heinrich III. schenkte, zu seinem so wie zu seiner Eltern und Gattinnen Seelentroste, eben dieser Speierer Domkirche und den an derselben angestellten Geistlichen, 1046, Güter zu Nußdorf, Schaidt, Lauterburg und Salmbach im Speiergaue, nebst den übrigen dabei gelegenen Dörfern, die sein Vater erworben und ihm als Erbe hinterlassen hatte, mit allen sonstigen Zuständigkeiten, welcher Gabe er, an demselben Tage, noch ein Vermächtniß für das nämliche Gotteshaus beifügte, bestehend in den zwei Dörfern Spirkelbach und Lug in dem genannten Gaue. Im Jahre 1051 übergab er, als Kaiser und aus demselben Beweggrunde, der Abtei Selz den Zehnten zu Minfeld, mit der Capelle zu Freckenfeld, nebst diesen beiden Orten selbst, welches Bethaus er, gegen die ihm eigens zustehende Kirche in Sueninheim (einem bei Rheinzabern gelegenen, aber seit lange eingegangenen Dorfe) eingetauscht hatte, zum Eigenthume.

Ein Jahr nach dessen Hinscheiden, 1057, wendete sein Sohn, König Heinrich IV., dem Bischofe in Speier ein Gut in Herigesheim (Herxheim bei Landau) mit Leibeignen, Gebäuden, kurz mit allen Zubehörden, so wie auch zu gleicher Zeit dem Speierer Dome Güter in Deidesheim, als milde Gaben zu und 1080 erneuerte er die Rechte und Freiheiten der durch den König Dagobert gegründeten Abtei Klingenmünster. Vor allem gnädig und mildthätig erwies sich dieser Kaiser gegen die Domkirche zu Speier und überhaupt gegen das Bisthum, denn schon im Jahre 1065 übergab er jener die Abteien St. Lambrecht und Limburg und 1086 verlieh er dem Bischofe Huoz-

mann die zwei Gaugrafschaften oder Gaugerichte zu Liutramsforst im Speiergaue und zu Vorechheim im Uffgaue, sammt allen damit verknüpften Gefällen und mit der ausdrücklichen Befugniß, der Bischof wie seine Nachfolger sollten in jenen beiden Bezirken dasselbe Recht und die nämliche Gewalt wie die früheren weltlichen Gaugrafen auszuüben haben. In demselben Jahre schenkte dieser Monarch dem St. Guidonsstifte zu Speier Grundbesitzungen in der Gemark von Titinesheim (Deidesheim) und im darauf folgenden Jahre dem durch seinen Ahn gegründeten Dome die Abtei Hornbach im Bliesgaue, mit ihren sämmtlichen Zubehörungen, welche Gabe er später, 1100 und 1105, nochmals erneuerte und zudem sogar dem Speierer Oberhirten die Befugniß ertheilte, den Vogt über diese Abtei zu ernennen. Auch bestätigte er als Kaiser, im Jahre 1101, alle Besitzungen, Vorrechte und Freiheiten des Hochstifts Speier, wie er dies schon früher, 1061, als König gethan hatte. Während dessen Regierung übergab Hermann von Spiegelberg dem Speierer Domstifte das durch ihn im Jahre 1103 gestiftete Augustiner-Chorherrenkloster Hert am Rheine. —

Allbekannt sind die traurigen Schicksale jenes unglücklichen Monarchen und dessen schwere Kämpfe mit dem römischen Stuhle, welche die Zertrümmerung der Hoheit des deutschen Reiches zur unausbleiblichen Folge hatten. Diese politischen Begebenheiten gehören zwar nicht in den Bereich unserer gegenwärtigen Darstellung, allein wir müssen des bedeutenden Einflusses wegen, den sie auf die Umgestaltung des pfälzischen Gebietes ausübten, den Erfolg derselben dennoch hier mit einigen Worten erwähnen. Mit dem Tode des Kaisers Heinrichs IV., 1106, sind wir nämlich an dem Wendepunkte der Geschicke Deutschlands und der seitherigen staatlichen Einrichtungen desselben angelangt, indem die bisherige Herzogswürde nun erloschen war und auch die Gauverfassung sich allmählich auflöste. Dessen Sohn, Heinrich V., setzte indessen den durch seinen Erzeuger begonnenen Kampf gegen die geistliche Anmaßung und Uebermacht noch fort, allein unter ihm äußerte sich bereits die schnelle Abnahme der früheren Kraft und Gewalt Deutschlands und seiner Herrscher immer augenscheinlicher; die weltlichen Herren, die Herzoge und Grafen, verwandelten ihre bisher vom Reiche abhängigen amtlichen Würden in selbstständige Dynastien, von denen sie sich auch seitdem die Namen beilegten, und welche sie zugleich durch eigenmächtig an sich gezogene Besitzungen befestigten und die geistlichen Herren, die Bischöfe und Vorstände der Stifter, ahmten das lockende Beispiel jener nach. Kaiser Heinrich V. beschloß die Reihe der salischen Monarchen und starb kinderlos im Jahre 1125, nachdem er vorher seine angestammten rheinfränkischen Besitzungen und Güter dem, ihm nahe verwandten, hohenstaufischen Geschlechte überwiesen hatte. Gleiche Verhältnisse finden wir im deutschen Vaterlande noch unter dessen Nachfolger Lothar von Sachsen, der im Jahre 1137, nach kurzer Herrschaft

sein Leben endigte, allein durch die Wahl Konrads III. von Hohenstaufen, ward der Grund zu einer neuen, mächtigen und glänzenden Dynastie, aber auch zugleich zu dem bekannten, mehrere Jahrhunderte hindurch währenden, erbitterten Ka:upfe des sächsischen und hohenstaufischen Hauses, oder zwischen den Welfen und Waiblingern, gelegt. Im Jahre 1146 begeisterte der heilige Bernhard, in den Hallen des Speierer Domes, den König Konrad III. sowohl, als auch die Großen des Reiches, durch seine Feuerreden zu einem neuen Kreuzzuge, allein dieser Fürst endigte bald darauf, 1152, sein Dasein und mit der Wahl Friedrichs I., oder des Rothbarts, die in demselben Jahre erfolgte, eröffnet sich ein neuer Zeitabschnitt für die Geschichte des Reiches, wie auch für die unseres rheinischen Landes.

IV.

Rheinpfälzische Periode, seit dem Jahre 1155 bis zur Jetztzeit. [1])

1) Die Pfalzgrafen.

Wir haben oben, bei der Schilderung der Verfassung der fränkischen Monarchie, die Würde und die Verrichtungen der Palast- oder Pfalzgrafen, die dem Reichsoberhaupte am nächsten standen, besonders hervorgehoben und bezeichnet, allein bereits mit der Abnahme und dem Untergange der Karolinger (911), verschwinden diese hochgestellten, einflußreichen Hofbeamten und wir finden seitdem verschiedene Pfalzgrafen in einzelnen Provinzen, in Bayern, Sachsen, Schwaben u. s. w., jedoch mit eingeschränkteren Befugnissen, wie sie früher der eine Pfalzgraf für das gesammte fränkische Reich hatte. Dieselben waren nun theils königliche Landrichter in den Provinzen, vor deren Forum nur diejenigen gehörten, welche nicht unter den Herzogen oder Gaugrafen standen, theils waren sie Stellvertreter oder manchmal Beaufsichtiger der Herzoge, ohne deren Mitwirkung letztere nichts wichtiges unternehmen konnten, theils mußten sie aber auch, als Verwaltungsbeamten, über den Schutz und die Handhabung der Krongüter, so wie überhaupt über die Aufrechthaltung der königlichen Hoheitsrechte, ein wachsames Auge haben.

Neben solchen Provinzial-Pfalzgrafen, gab es aber auch noch, seit Otto's des Großen Regierung, besondere Pfalzgrafen zu Aachen, die jedoch von bedeutenderem Gewichte und Einflusse als die ebenerwähnten waren, denen die Provinz Niederlothararingen (d. h. das Herzogthum der ripuarischen Franken, daher man dieselben auch früher für salische oder rheinfränkische Pfalzgrafen hielt) zur Verwaltung übergeben war, mit welchem

[1]) Literatur: Die bekannten zahlreichen, älteren und neueren Schriften über die rheinpfälzische Geschichte, welche wir jedoch des Raumes wegen, nicht alle namhaft machen können, verbunden mit einer vollständigen und bedeutenden Sammlung ungedruckter Urkunden, aus allen Zweigen der Geschichte des Rheinlandes.

Amte nur die zuverlässigsten Anhänger der deutschen Monarchen betraut wurden, deren Würde auch deshalb ihren Familien erblich verblieb und mit denen sich, weil sie mit den angesehensten Geschlechtern in Verwandtschaft standen, sogar die Könige oft näher befreundeten und verbanden, um sie immer inniger in ihr Interesse zu ziehen, daher selbst Kaiser Otto III. seine Schwester Mathilde dem Aachener Pfalzgrafen Ehrenfried oder Ezo zur Lebensgefährtin gab. Die Reihe derselben, die wir jedoch, als außer dem Bereiche unserer Aufgabe liegend, nicht genauer angeben wollen,[1]) eröffnete Hermann I., ein Freund und treuer Rathgeber Otto's I. oder des Großen und dieselbe endigte sich mit Hermann III., Graf von Stahleck und zugleich Pfalzgraf bei Rhein seit 1142, welcher 1155 durch Kaiser Friedrich I., als Friedensstörer, seiner pfalzgräflichen Würde entsetzt ward, der sie sodann seinem Halbbruder, dem Herzoge Konrad von Hohenstaufen, dem eigentlichen Gründer der nachherigen Pfalzgrafschaft bei Rhein, übertrug. Wir haben bereits früher erwähnt, der letzte ohne leibliche Erben verblichene Salier, Heinrich V., habe seinem Neffen, dem Herzoge Friedrich dem Einäugigen in Schwaben, die ihm eigenthümlich zugehörenden salischen oder rheinfränkischen Erbgüter zugewendet, und als nun letzterer im Jahre 1146 das Zeitliche segnete, theilten dessen zwei Söhne im folgenden Jahre den väterlichen Nachlaß; Friedrich, der nachherige Kaiser, erhielt das Herzogthum Schwaben, Konrad hingegen die rheinfränkischen Güter, zu welchen, wie wir vorhin bemerkten, durch seines Bruders Uebertrag, 1155 noch die pfalzgräflichen Besitzungen kamen. Ehe wir jedoch die Ortsgeschichte unseres Kreises unter den Pfalzgrafen beginnen, wird hier der schicklichste Ort sein, die, nach dem Untergange der Herzoge und Gaugrafen, in demselben eingetretenen wichtigen Veränderungen etwas weitläufiger auseinander zu setzen und die Gestalt unseres rheinpfälzischen Landes, sowohl bei dem Regierungsantritte Friedrichs I. oder des Hohenstaufen 1152, als auch beim Beginne der eigentlichen Pfalzgrafschaft 1155, genau zu kennzeichnen.

2) Wie sich die Gaue auflöseten.

Man kann sich wahrlich, nachdem die Macht und Hoheit des deutschen Königthums während der Regierung des Kaisers Heinrichs IV., durch den römischen Primat und dessen geistliche und weltliche Helfer, gedemüthiget, gebrochen und in Staub getreten war, den traurigen und verwirrten Zustand des früher so herrlichen, kräftigen und unter einem Oberhaupte

[1]) Wir wollen indessen doch die Namen und ihr Todesjahr anmerken: Hermann I. † 993, Ehrenfried oder Ezo † 1035, Otto I. † 1047, Heinrich I. † 1061, Herman II. † 1085, Heinrich II. † 1095, Siegfried † 1113, Gottfried † 1129, Wilhelm † 1140, Heinrich III. wurde 1141 Markgraf zu Oesterreich und Herzog in Bayern und endlich Hermann III. Graf von Stahleck und Pfalzgraf bei Rhein seit 1142, entsetzt im Jahre 1155.

stehenden, deutschen Reiches nicht besser und augenscheinlicher versinnlichen, als unter dem Bilde eines vacanten oder eröffneten Nachlasses von bedeutenden Besitzungen, für welchen keine bestimmten Erben mit rechtlichen Ansprüchen vorhanden waren, und es ging also, nach dem Absterben jenes unglücklichen Regenten, ja theilweise noch während seines Lebens, hauptsächlich aber unter seinen drei Nachfolgern, Heinrich V., Lothar II. und Konrad III. und bis zum Jahre 1152, um uns eines juristischen Ausdruckes zu bedienen, in den sittlich unterwühlten und hülflosen deutschen Ländern, alles im Wege des öffentlichen Zugriffes her. Jeder große und kleine Gewaltige eignete sich dasjenige, was ihm zunächst lag und gefiel, oder was er bisher als ein königliches Amt, Lehen oder Gnadengeschenk besessen hatte, ohne Jemandes Einsprache, als eigenthümliches Besitzthum zu; so wurde Deutschland getheilt und zerrissen und es entstanden auf solche Weise in demselben, während der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, die erblichen selbstständigen Herzogsländer, Mark- und Landgrafthümer, so wie eine Menge von Grafschaften und Dynastien. Den Beweis für das Gesagte und für solche gewaltthätige unrechtmäßige Auflösung der bisherigen Verhältnisse liefert uns die Gestalt unseres Pfalzkreises nach dieser eben angedeuteten kläglichen Katastrophe, daher wir jetzt die in demselben errichteten selbstständigen Dynastien namhaft machen und zugleich einen kurzen Ueberblick ihrer Bestandtheile und Geschichte oder deren Veränderungen geben wollen.

Wir machen den Anfang mit dem Wormsgaue, in welchem sich, während dieser Zeiten der Auflösung, folgende Veränderungen ergaben und der, dem größten Theile nach, aus des Reiches in den Besitz anderer kam. Die Grafen dieses Gaues benutzten nämlich die allgemeine Verwirrung und zogen einen großen, ja den schönsten Theil desselben, als erbliches Eigenthum, unter dem Namen der Grafschaft Leiningen, an sich und Graf Emich II. gründete, in der Nähe seiner Stammburg (Alt-) Leiningen, bereits 1120 das Augustiner-Chorherrenkloster Höningen; die Gränzen dieses neuen gräflichen Gebietes waren gegen Süden der Speiergau längs der Isenach bis hinein nach Hochspeier, von wo sich dieselbe nach Alsenborn und längs des Stumpfwaldes hinab gen Ebertsheim, ferner über die Eis nach Lautersheim, Büdesheim Immesheim, Einselthum, nach Flörsheim, Westhofen, Bechtheim, Frettenheim, Bibelnheim, Hillesheim, Dolgesheim, bis hinunter nach Dienheim an den Rhein wendete, welcher Strom die östliche Gränze bis hinauf nach Oggersheim bildete. Zu dieser ursprünglichen Grafschaft zählten aus dem früheren Wormsgaue in unserem Kreise die Städte und Dörfer: Oggersheim, Friesenheim, Eppstein, Flomersheim, Studernheim, Lamsheim, Eigersheim, Erpolzheim, Pfeffingen, Ungstein, Kallstadt, Leistadt, Freinsheim, Herxheim, Weissenheim am Berg und am Sand, Dackenheim, Bobenheim am Berg, Battenberg, Hertlingshausen, Seckenhausen, Altleiningen Burg

und Dorf, Klein- und Großkarlbach, Bissersheim, Gerolsheim, Heßheim, Beindersheim, Groß- und Kleinniedesheim, Heuchelheim, Dirmstein, Laumersheim, Kirchheim an der Eck, Wattenheim, Hettenleidelheim, Tiefenthal, Sausenheim, Obersülzen, Grünstadt (spätere Stadt), Mertesheim, Ebertsheim, Rodenbach, Bosweiler, Quirnheim, Lautersheim, Büdesheim, Ottersheim, Bubenheim, Immesheim, Harxheim, Niefernheim, Einselthum, Zell, Kindenheim, Gössesheim, Klein- und Großbockenheim, Asselheim, Albsheim, Mülheim, Heidesheim, Obrigheim und Colgenstein. Die in diesem Gebiete, in der Umgebung der Stadt Worms gelegenen, sogenannten neun Rheindörfer: Mörsch, Roxheim, Bobenheim am Rhein, Horchheim, Weinsheim, Bösoppenheim, Pfiffligheim, Leiselheim und Hochheim gehörten jedoch nicht zur Grafschaft Leiningen, sondern die alten Grafen von Saarbrücken hatten dieselben als Vögte von Worms im Genusse und Besitze, von denen sie an die, aus dem Saarbrücker Hause entsprossenen, Grafen zu Zweibrücken kamen, die sie nachher mit ihrer Herrschaft Stauf vereinigten; im Jahre 1427 erhielt der Bischof von Worms die Hälfte derselben, bis sie endlich 1706 vertragsmäßig und ganz an Kurpfalz gelangten. Die gräflich leiningische Familie hat sich, unter wechselnden Schicksalen, noch in zwei Hauptlinien bis auf unsere Zeiten erhalten, welche sich schon im Jahre 1317 gebildet hatten und die man die Altleininger und Hartenburger nannte; jene erlosch im Mannsstamme 1467 und aus derselben ging dann, wie wir aus der kurpfälzischen Ortsgeschichte vernehmen werden, die Leiningen-Westerburger Linie hervor, die ihren Sitz zu Altleiningen, zuletzt aber in Grünstadt hatte, diese aber blühet noch, sowohl in der fürstlichen Linie, die zu Hartenburg und in Dürkheim residirte, als auch in den beiden gräflichen Seitenlinien, welche man von ihren Residenzen in die Heidesheimer und Guntersblumer unterschied.

Kaiser Heinrich V., der letzte Salier, übertrug bei seinem Römerzuge seinem Neffen, dem Herzoge Friedrich von Schwaben, die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit und mit letzterem kam eine schwäbische Familie, die von Bonlanden, nachher von Bolanden geheißen, an den Rhein, welche sich in der Umgebung des Donnersbergs festsetzte. Werner I., der Gründer dieses neuen Geschlechts, erbauete die jetzt ganz verschwundene Burg (Alt-)Bolanden zu seinem Sitze und stiftete in deren Nähe, bei der später errichteten Veste Neubolanden, schon 1129 ein Kloster, Hagen oder Hane genannt, und dessen Sohn Werner II. nicht lange darnach, unweit der jetzigen Stadt Kirchheimbolanden, ebenfalls noch eine andere geistliche Anstalt, Rodenkirchen, welche beide mit Prämonstratenser Schwestern und Brüdern bevölkert wurden. Um sich in dem Besitze seiner angemaßten Ländereien zu befestigen, trat Werner I. mit dem Mainzer Erzbischofe sogleich in Lehensverbindung, indem er sogar dessen Wappen, ein Rad, zu demjenigen seines Stammes machte und so

wirkten damals geistliche und weltliche Herren zu gegenseitigem Schutze und zur Zertrümmerung der Verfassung des deutschen Reiches in Gemeinschaft und einmüthig zusammen. Dieses Bolander Gebiet umfaßte folgende Ortschaften: Kirchheim, Bischheim, Bolanden, Marnheim, Albisheim, Rüdersheim, Morsheim, Orbis, Mauchenheim, Oberwiesen, Tannenfels und Bennhausen. Die Bolander Familie blühete schnell empor und stand in hohen Ehren und Würden, denn Werner III. († 1218) erlangte sogar die erbliche Würde eines Reichstruchsesses und dessen Enkel, Werner V. und Philipp, theilten 1268, aber nicht ihr Besitzthum, sondern nur ihre Lehen, Vasallen und Pfarrsatzrechte; allein im folgenden Jahrhunderte erbleichte der Glanz dieses Hauses und dessen beträchtliche Güter vererbten theilweise und nur auf kurze Zeit au die Rauhgrafen, dann aber größtentheils an den Grafen Heinrich II. von Spanheim, durch dessen Enkelin Anna, das Ganze, nebst der Herrschaft Stauf, an die Nassau-Saarbrücker Familie gelangte, deren besondere jetzt noch regierende herzogliche oder Weilburger Linie später in der Stadt Kirchheimbolanden residirte, bei welcher diese Besitzungen auch bis zur französischen Revolution blieben.

Aus diesem alten Bolander Stamme waren auch zwei andere ansehnliche Geschlechter entsprossen, nämlich Hohenfels an der südlichen und Falkenstein an der westlichen Seite des Donnersbergs; jenes Dynastenhaus blühete bereits im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts und in der Nähe von dessen Gebiete, an der nordwestlichen Seite des Donnersbergs, hatte Graf Ludwig von Arnstein bereits 1145 das Nonnenconvent Marienthal angepflanzt, allein dasselbe ging seit 1350 durch eigene Schuld unter und dessen Güter und Besitzungen, die in Marienthal, Imsbach, Steinbach, Jakobsweiler, Börrstadt, Standenbühl und Dreisen bei Münster bestanden, kamen, wie wir später hören werden, an Kurpfalz. Ein Zweig dieser Hohenfelser besaß auch die auf dem linken Ufer der Alsenz, also im ehemaligen Nahegaue, gelegene Herrschaft Reipolzkirchen (auf der Nord- und Westseite durch die Grafschaft Veldenz, südlich durch die Herrschaft Schelodenbach und das rauhgräfliche Gebiet und östlich durch die Alsenz begränzt), mit nachstehenden Dörfern: Reipolzkirchen, Rölsberg, Reichsthal, Rathskirchen, Hefersweiler, Moorbach, Rudolfskirchen, Niederkirchen, Finkenbach, Gersweiler, Dörnbach, Schönborn, Nußbach, Berzweiler und Seelen; dieselbe erhielt sich unter wechselndem Geschicke bis 1602, in welchem Jahre der letzte Sproße, Johannes II. von Hohenfels, Herr zu Reipolzkirchen, Ritingen und Forbach, ohne Kinder aus der Welt schied, worauf die vorbezeichneten Orte nachher in mancherlei Hände geriethen.

Der andere aus dem Bolander Stamme getriebene Zweig der Dynasten von Falkenstein hatte, jedoch unter den mannichfachsten Veränderungen und Schicksalen, ein glücklicheres Loos wie die Hohenfelser; zwar starb das erste Falkensteiner Geschlecht, dessen Geschichte noch etwas in Dunkel-

heit gehüllet ist, seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts aus, allein Philipp I. von Bolanden erneuerte dasselbe wieder seit 1233, in welchem Jahre er die vom Reiche lehenbare Herrschaft Falkenstein bereits inne hatte und sich bald darauf mit der Erbtochter Isengarte von Münzenberg in der Wetterau vermählte, wodurch das Reichskämmereramt am kaiserlichen Hofe, verbunden mit den bedeutenden Münzenberger Besitzungen an die von Falkenstein gelangte. Seine Söhne Philipp II. und Werner stifteten zwei Linien, allein die des ersteren erlosch wieder gegen das Jahr 1338, die jüngere hingegen blühete mächtig, angesehen und mit dem Grafentitel geschmückt, bis zum letzten männlichen Gliede derselben, dem 1418 verblichenen Erzbischofe Werner von Trier. Die Kinder der beiden bereits verstorbenen Schwestern desselben, von denen die ältere einen von Eppenstein, die jüngere aber einen Grafen von Solms zum Gatten hatte, theilten um 1419 ihr beträchtliches Erbe, wodurch die Herrschaft Falkenstein, deren ansehnliches Gebiet sich weit nach Süden hin ausdehnte, an den Grafen Ruprecht von Virnenburg fiel, den Gemahl der Gräfin Agnes von Solms, einer Tochter der jüngeren falkensteinischen Erbin, unter dessen Enkel, Wilhelm, die fragliche Dynastie, nachdem das Reichslehen derselben durch den Kaiser im Jahre 1458 dem Herzogthume Lothringen übertragen worden war, vorerst unterpfändlich und darauf später durch seine an Melchior von Daun, Herrn zum Oberstein, verheirathete Tochter Margaretha als Eigenthum an diese Familie kam. Dem ältesten Sohne jenes Melchior ward die reichsgräfliche Würde erneuert, die nach dessen kinderlosem Hinscheiden 1530 auf seinen Bruder Wirich, Herrn zu Daun und Oberstein, Grafen zu Falkenstein überging, dessen Söhne drei Linien gründeten, die Brucher, Falkensteiner und Obersteiner; die mittlere endigte sich 1628 und während des langjährigen Streites und Haders der beiden anderen Linien über dieses eröffnete Erbe nahm der Herzog von Lothringen, als Lehensherr, die ganze Grafschaft Falkenstein in Besitz, erkaufte später nach und nach von den Erben ihre Ansprüche und so wurde dieselbe endlich im vorigen Jahrhunderte an das österreichische Kaiserhaus vererbt, welches, weil die Burg Falkenstein früher durch die Franzosen verwüstet worden war, den Amtssitz dieses, unter der Regierung zu Freiburg im Breisgaue stehenden, gräflichen Gebietes in das Städtchen Winnweiler verlegte. Zu dieser Herrschaft und späteren Grafschaft gehörten: Falkenstein, Burg und Dorf, Winnweiler, Alsenbrück, Hochstein, Höringen, Langmeil, Lohnsfeld, Potzbach, Schweisweiler und Ilbisheim bei Kirchheimbolanden.

An die Besitzungen der Bolander, Hohenfelser und Falkensteiner schloß sich das rauhgräfliche Gebiet an, das von jenen, so wie von der Alsenz begränzt war und welches sich an diesem Flüßchen hinauf, auch wohl über dasselbe hinüber, erstreckte und ausdehnte und in unserem

Kreise, so viel nämlich von dessen ursprünglichen Bestandtheilen urkundlich ermittelt werden konnte, folgende Dörfer enthielt: Altenbaumburg, Veste und Dorf, Niederhausen, Mörsfeld, Münsterappel, Oberhausen, Winterborn, Kalkofen, Gaugrehweiler, Sanct Alban, Gerbach, Würzweiler, die Burg Ruprtsecken und dann an der Alfenz hinauf: Hochstätten, Alfenz, Oberndorf, die Veste Stolzenburg, Cöln, Steckweiler, Bayerfeld, Steingruben, Dielkirchen, Rockenhausen, Imsweiler, Burg und Dorf, Gundersweiler und Gerweiler, die beiden letzteren in einem Seitenthälchen oberhalb Imsweiler. Diese Rauhgrafen stammen, gleich den Wildgrafen und denjenigen von Veldenz und Spanheim, ebenfalls von den alten kaiserlichen Grafen des Nahegaues her und sie ergriffen, bei der Auflösung der Gauverfassung im zwölften Jahrhunderte, dasjenige zum eigenthümlichen Besitze, was von dem Nahegaue, längs und rechts der Alfenz bis an die Westgränze des Wormsgaues, noch nicht vergeben oder noch übrig war. Sie erscheinen schon 1140 als mächtiges Geschlecht und sie hatten, außer dem vorhin angedeuteten Gebiete, wie die Falkensteiner, Wildgrafen, Spanheimer und Bolander, zugleich noch ansehnliche Besitzungen gegen Osten hin, in dem ehemaligen Wormsgaue, bis an die Ufer des Rheins zwischen Mainz und Oppenheim. Als Stammvater derselben kennen wir den Grafen Emich I., dessen Enkel Ruprecht I. und Gerhart 1180 zwei Linien gründeten; dieser blieb in dem Stammhause, während sich jener, ohnweit davon, im jetzigen hessischen Rheinlande, die Neuebaumburg zur Wohnung errichtete. Erstere theilte sich, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, abermals in zwei besondere Aeste, in den älteren, welcher in der Stammveste Altenbaumburg fortblühete, und in den jüngeren in der Stolzenburg bei Bayerfeld und außer diesen finden wir noch einige Zweige desselben in Ranstein, Rockenhausen und Imsweiler, welche Zerstückelungen und Zersplitterungen indessen äußerst nachtheilig für die Familie waren, so daß die Stolzenburger Linie bereits 1358 wieder erlosch und deren Güter dem Philipp von Bolanden zufielen, der sich zugleich Herr von der Altenbaumburg schrieb; die Altenbaumburger Linie hingegen endigte sich im Jahre 1385, worauf die Besitzungen derselben theils an Kurpfalz, theils an die Grafen von Spanheim gelangten. Der Rauhgraf Philipp I. von der Neuenbaumburg ehelichte zwar 1371 die Erbtochter jenes ebengenannten Philipps von Bolanden, wodurch er die noch nicht zersplitterten Güter des ganzen Stammes wieder erwarb, allein sein Sohn Otto veräußerte und verpfändete nach und nach sein sämmtliches Hab und Gut an Kurpfalz (bis auf Neuenbaumburg, das dem Erzbischofe von Mainz versetzt war und so in dessen Hände überging), welche Veränderungen wir in der pfalzgräflichen Geschichte noch besonders erwähnen werden. So schnell war dieses so glänzend erblühete Geschlecht dahin.

Neben dem Hohenfelser Gebiete und an der Südseite der Dynastie

Bolanden bildete sich die Herrschaft Stauf, welche die Grafschaft Leiningen zur östlichen Nachbarin hatte, deren Namen schon auf die Hohenstaufen, als die Erbauer der darin befindlichen Burg Stauf zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, hindeutet, unterhalb welcher Veste 1146 das Cisterzerkloster Ramsen in's Leben gerufen ward und deren Gebiet aus folgenden Orten zusammengesetzt war: Stauf, Burg und Dorf, Ramsen, Eisenberg, Kerzenheim, Kerzweiler, Rüssingen, Göllheim die Stadt, Sippersfeld, Primmerhof und Breunchweiler. Kaiser Friedrich übertrug die, vom Erzstift Trier lehenrührige, Herrschaft Stauf dem Grafen Eberhart I. von Eberstein, dessen Sohn Eberhart II. 1241 die ganz in der Nähe der Burg gelegene Nonnenabtei Rosenthal errichtete und begabte, da er aber keine männlichen Nachkommen hatte, so kam sein Besitzthum nach seinem Tode 1263, durch die Vermählung seiner einzigen Tochter und Erbin Agnes mit dem Grafen Heinrich zu Zweibrücken, an dieses Grafengeschlecht und durch den letzten Zweig desselben, den Grafen Eberhart (der 1394 ohne Kinder verschied), in den Jahren 1378 und 1388, theils durch Verpfändung, theils durch Kauf, an den bereits oben gedachten Grafen Heinrich II. von Spanheim, von welchem Stauf, nebst der Herrschaft Bolanden, durch seine Enkelin Anna 1393 an die Nassau-Saarbrücker Familie überging, die auch diese beiden seitdem, unter der Benennung der Herrschaft Kirchheim, mit einander vereinigten Gebiete, fortwährend ruhig besaß. In dem Bereiche der Dynastie Stauf erwuchs Göllheim zu einem Städtchen, in dessen unmittelbarer Nähe, am 2. Juli 1298, die entscheidende Schlacht zwischen dem Herzoge Albrecht von Oesterreich und dem Könige Adolf von Nassau geschlagen wurde, die sich mit der Niederlage und dem Tode des letzteren endigte. An Stauf gränzte unmittelbar die, anderseits durch die Grafschaften Leiningen und Falkenstein eingeschlossene, kleine Herrschaft Wartenberg, mit der gleichnamigen Burg und den Dörflein: Mehlingen, Rohrbach, Sembach und Wartenberg, womit man, als dieselbe später am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts 1699, in eine Reichsgrafschaft verwandelt ward, noch die bei Frankenstein befindliche Veste Diemerstein mit dem Weiler Fischbach, nebst den Dörfern Marienthal und Imsbach verband; neben Wartenberg tauchte auch die unbedeutende, durch die von Flersheim in's Leben gerufene Herrschaft Neuhemsbach auf, bestehend nur in dem genannten Orte, welche die Grafen von Sayn-Wittgenstein als kurpfälzisches Lehen besaßen. In der Nähe dieser Gebiete und zwei Stunden südlich von Kaiserslautern lag die einem schwäbischen Grafen zugehörige Otterburg, welche jedoch 1144 in eine Cisterzer Abtei verwandelt ward, aus welcher geistlichen Anstalt nachher die jetzige Stadt Otterberg hervorging, während sich, beinahe in gleicher Entfernung von jener ersten Stadt, gegen Osten hin und an der Gränze der leiningischen Grafschaft, etwa um dieselbe Zeit, das Prämonstratenserkloster Enkenbach bei Alsenborn erhob.

Auf solche Weise, wie wir bisher geschildert haben, war also der größte Theil des Wormsgaues in festen Privatbesitz übergegangen und nur das westliche und südliche Ende desselben, bestehend in unermeßlichen Waldungen zwischen dem Nahe-, Blies- und Speiergaue, war noch nicht in Angriff genommen. Da warf der einsichtsvolle Monarch Friedrich I. oder der Rothbart, sogleich beim Antritte seiner Regierung, den Blick auf diesen Ueberrest des alten verkommenen Wormsgaues und suchte denselben der Krone und dem Reiche dadurch zu erhalten, daß er zum Schutze dieses verwaiseten Landstriches, unweit des Ursprungs der Lauter, 1152 eine mächtige Burg, oder vielmehr einen herrlich ausgeschmückten kaiserlichen Palast, erbauen ließ, um welchen sich in kurzer Zeit viele Bewohner ansiedelten, daher jener Regent nicht lange hernach daselbst auch ein Spital stiften mußte, das er später in eine klösterliche Anstalt umwandelte, die er dem Prämonstratenserorden eingab. Dies ist der Ursprung der Stadt Lautern, die man zur Ehre und zum Gedächtnisse ihres erhabenen Gründers, in der Folge Kaiserslautern benannte. Zu jener Burg oder jenem Palaste wurde das zwischen der jetzigen Kaiserstraße und dem Blies- und Nahegaue gegen Westen gelegene Land geschlagen, worin nachher, durch Ausroden der Wälder, mehr denn zwanzig Dörfer und Weiler entstanden und welchem man den Namen Reichsland beilegte, das dem Lauterer Burggrafen untergeben war. Die in diesem Reichslande befindlichen Dörfer hießen: Dörrbach, Eulenbis, Erzenhausen, Schwedelbach, Weilerbach, Rodenbach, Schwanden, Mackenbach, Kottweiler, Miesenbach, Reischbach, Nieder- und Obermoor, Steinwenden, Schrollbach, Weltersbach, Ramstein, Diezweiler, Katzenbach, Spesbach und Hitschenhausen, wozu auch noch das später an Pfalzzweibrücken gekommene und weiter westlich gelegene kleine Amt Kübelberg, bestehend in den Orten: Kübelberg, Elschbach, Ober- und Niedermiesau, Sand, Schmittweiler, Schöneberg, nebst mehreren Höfen und Mühlen, gezählt werden muß.

Da nun nördlich die Waldlauter hinab im Nahegaue ebenfalls noch ein Strich Landes vacant, oder durch andere noch nicht in Besitz genommen war, so suchte der umsichtige Kaiser Friedrich I. auch dieses aus der allgemeinen Verwirrung für das Reich zu retten, indem er an dem linken Ufer der Lauter die Veste Wolfstein, in deren Nähe auch ein Städtchen gleichen Namens erstand, aufführen und derselben die nahe Umgebung, die man nachher das Königsland nannte, unterordnen ließ, auf welchen Gegenstand wir in der pfälzischen Geschichte, unter dem Könige Rudolf I. von Habsburg, noch einmal zurückkommen werden und worin mit der Zeit gleichfalls einige Ortschaften, als Zweikirchen, Rathsweiler, Rothseelberg, Frankelbach, Olsbrücken, Ober- und Niedersulzbach, Kreimbach, Kaulbach, Hirschhorn, Mehlbach und Katzweiler erblüheten. Südlich von Kaiserslautern lagen große und beträchtliche Waldungen, in denen jener

mildthätige Hohenstaufe sowohl das Prämonstratenserstift, als auch die Bürger der Stadt Lautern, mit Berechtigungen und mit Eigenthum begabte und um auch diese Gesammtwälder dem Reiche zu sichern (darum heute noch der **Reichswald** geheißen, zu dessen Schutze man die Vesten Bilenstein und Hoheneцken in's Leben rief) gründete er, bei dem jetzigen Dorfe Trippstadt, die Reichsburg **Wilenstein**, die nach und nach mehreren Geschlechtern als Gemeinern verliehen ward und einer besonderen, später pfälzischen Herrschaft den Namen gab, wozu die Dörfer Trippstadt, Mölsbach und Stelzenberg gehörten. Des Rothbarts Fürsorge für des Reiches Güter und Gerechtsame in dieser Waldgegend war aber noch nicht erschöpft, denn noch war daselbst, südlich vom Reichslande und durch die Grafschaften Homburg und Zweibrücken eingeschlossen, ein von den auf Unkosten des Reiches eigenthumslustigen Dynasten und Grafen noch unberührtes Gebiet des Wormsgaues übrig oder vorhanden, zu dessen Rettung und Erhaltung der Kaiser auf dem Felsen Nanstein eine Reichsburg errichtete, unterhalb welcher später, an der von Lautern kommenden sogenannten **Königsstraße**, das jetzige Städtchen **Landstuhl**, nebst der Herrschaft gleichen Namens, sich bildeten, in deren Gebiete man folgende Orte zählte: Landstuhl mit der Burg Nanstein, Bann, Gerhartsbrunn, Harsberg, Hauptstuhl, Hermersberg, Horbach, Kindsbach, Kirchenarnbach, Knopp, Krickenbach, Laubach, Langwieden, Linden, Martinshöhe, Mittelbrunn, Mühlbach, Oberarnbach, Obernheim, Quidersbach, Schauerberg, Weselberg und Zeselberg. Nanstein gelangte, weil im Mittelalter die Regenten öfters wechselten, die solche Vesten ihren Anhängern verliehen, als Reichslehen von einer Familie zur andern und so endlich an Leiningen und an die Rauhgrafen, welche letztere sie nach aufgehobener Reichslehenschaft 1347 an Spanheim verpfändeten, die Grafen von Leiningen jedoch wieder einlöseten, von denen dann die gesammte Herrschaft an Spanheim und Zweibrücken fiel. In der Folge erscheinen vier Grafen und ein Dynaste als Gemeiner oder Ganerben in jener Burg und zuletzt erwarben 1409 die Puller von Hohenburg ein Viertheil daran, das durch Mitgift an die von Sickingen kam, welche Edeln darauf die übrigen Theile auslöseten, sich seitdem in dem Besitze der Herrschaft Landstuhl oder der bevölkerten sogenannten **Sickinger Höhe** erhielten und damit, im sechszehnten Jahrhunderte, noch die zwischen dem Königslande Reipolzkirchen, den Rauhgrafen und dem Bereiche der ehemaligen Otterburg gelegene Herrschaft **Schelodenbach** sammt den Dörfern Schelodenbach, Schneckenhausen, Wörsbach, Heimkirchen und zwei Hofgütern, damit verbanden. An das Landstuhler Gebiet gränzte südöstlich das durch die Herrschaften Wilenstein, Grevenstein und Lemberg umgebene Gericht **Waldfischbach**, mit den Ortschaften: Waldfischbach, Geiselberg, Heltersberg, Schmalenberg, Schopp und Steinalben, gewöhnlich seiner ansehnlichen, ergiebigen Waldungen

halber, das Holzland zubenannt, das ursprünglich zur uralten Abtei Hornbach gehörte und unter dem Schirme der Grafen von Homburg stand, bis es endlich nach deren Aussterben, nebst jenem Kloster, in herzoglich zweibrückischen Besitz überging.

Nachdem wir bisher die Schicksale des Wormsgaues während jenes bedeutsamen Auflösungsprocesses, so weit derselbe nämlich unseren jetzigen Kreis berührt, auseinandergesetzt haben, wenden wir uns nun zu dem gegen Norden angränzenden Nahegau, aus welchem sich uns jedoch, von Ebernburg an, zwischen der Alsenz, der Nahe und dem Glan, ja noch jenseits dieses Flüßchens und südlich hinauf bis zum Gerichte Kübelberg, nur die beträchtlichen Besitzungen der mächtigen Grafen von Veldenz darbieten, die in unserem Pfalzkreise die nachherigen Aemter: Odernheim, Obermoschel oder Moschellandsberg, Lauterecken (diese beiden, wie wir später hören werden, auf einige Zeit die Residenzen pfalz-zweibrückischer Seitenlinien) und Kusel sammt dem Remigslande bildeten und ausmachten. Auch dieses hohe Geschlecht entsprang aus den alten Grafen des Nahegaues, von welchem es einen großen Theil eigenthümlich an sich zog, während in den oben geschilderten kläglichen Wirren des deutschen Vaterlandes unter dem letzten Salier, an dem linken Naheufer bis zu dem Rheinstrome, die Wildgrafen, so wie die Grafen von Spanheim, gleichfalls Sprößlinge der Gaugrafen, ihre widerrechtlich erworbenen Sitze gründeten. Auf die Größe und Ausdehnung des Veldenzer Gebietes kann man einen sicheren Schluß machen, wenn man bedenkt, daß dasselbe nur in unserm Pfalzkreise einhundert eilf Städte, Burgen und Dörfer zählte, die wir jedoch, um nicht weitschweifig zu werden, hier nicht namhaft machen wollen. Ihre Benennung nahmen diese Grafen von der Burg und Vogtei Veldenz im Moselgaue und bei diesem Fluße gelegen, an und beide trugen ihnen die Bischofe von Verdün frühzeitig zu Lehen auf, vermuthlich des Schutzes wegen für ihre, in jenem Reichsdurcheinander sich ebenfalls angemaßten Ortschaften und Güter. Aus demselben Grunde übertrugen auch die Erzbischöfe von Mainz den Gliedern dieser schnell und kräftig aufblühenden Veldenzer Familie das Erbtruchsessen- und Küchenmeister-Amt, während die Grafen dagegen jenen Erzhirten ansehnliche Theile ihres Landes zu Lehen aufgaben, um auf solche Weise, nach dem Vorbilde der übrigen, plötzlich und unerwartet emporgekommenen Dynasten und Grafen, ihre gegenseitig errungenen Vortheile aufs innigste zu verknüpfen. Der Stammvater des Veldenzer Geschlechtes war der Graf im Nahegaue, Emich I. von Schmidburg, der noch im Jahre 1108 lebte und mit seinen beiden Söhnen, Emich II. und Gerlach I., erscheint, von denen jener durch seine zwei Söhne der Gründer des wild- und rauhgräflichen Hauses, dieser aber, seit 1112, der Urheber der Grafen von Veldenz wurde, welche durch den, im Jahre 1260 eingetretenen Tod Gerlachs V. im männlichen Gliede erloschen sind.

Derselbe hinterließ nur eine Tochter, Agnes, die ihrem Gemahle, Heinrich von Hohengeroldseck jenseits des Rheins, ihre väterlichen Besitzungen als Erbe zubrachte und der das zweite Veldenzer Geschlecht gründete; allein auch dieses neigte sich im fünfzehnten Jahrhunderte zu Ende, indem der im Jahre 1444 verlebte Graf Friederich III. ebenfalls nur eine Tochter und Erbin, Anna, hatte, die Gattin des ersten Pfalzgrafen Stephan zu Zweibrücken, des Stammvaters der jetzigen königlichen Dynastie in Bayern, durch welche die bedeutende Grafschaft Veldenz an die pfalz-zweibrücker Familie gelangte, wie uns später noch bekannt werden wird.

Es muß als ausgemacht angenommen werden, die Inhaber der Herrschaft Kirkel, so wie der Grafschaft Hohenburg (Homburg im Wasgaue) seien aus den Grafen von Saarwerden hervorgegangen, mit welcher Annahme auch zugleich feststeht, daß diese Grafen und Herren, als kaiserliche Verwalter des Saargaues, sich ihre Besitzungen ebenfalls eigenmächtig angemaßt hatten und demnach jene beiden Gebiete in dem Saargaue und nicht im Bliesgaue gelegen waren, so wie auch, daß letzterer (nachdem die aufrührerischen Grafen des Bliesgaues durch den Kaiser Otto I. 960 gedemüthiget, ihrer Würde entsetzt und der Gau selbst dem Bisthum Metz zugewendet worden) damals sehr klein und nur noch auf die Herrschaft Bliescastel beschränkt war. Sei dem nun wie da wolle, indem wir darüber vorläufig und ohne genauere Untersuchungen in den bislang noch unbekannten Saarbrücker Urkunden, nichts Zuverlässiges zu bestimmen vermögen, so sind uns doch die Besitzer der nicht umfangreichen reichslehenbaren Herrschaft Kirkel, bestehend aus den Dörfern: Limbach, Dörrenbach, Furth, Hassel, Völkerskirchen, Neuhäusel, Erbach, Reiskirchen und Waldmoor, womit später noch die Burg und Herrschaft Buntenbach verknüpft war, seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts bekannt und wir wissen zugleich, der letzte derselben, der 1387 kinderlos verblichene Herr Johannes IV. von Kirkel, habe, einige Jahre vorher, seine Theile an St. Wendel und an dem dasigen Gerichte dem Kurfürsten von Trier, die übrigen Theile seiner Güter aber größtentheils an Kurpfalz versetzt oder verkauft, wodurch sie an dieses hohe Haus und endlich von demselben als Erbe an das Herzogthum Pfalz-Zweibrücken übergingen. Eben so kennen wir auch die gleichfalls von Saarwerden abstammenden Grafen von Hohenburg schon seit dem Jahre 1172, in deren Gebiete der Graf Friederich von Saarwerden 1131 die Cisterzerabtei Werschweiler stiftete, was gar leicht für einen Sohn dieses Stifters die Veranlassung gewesen sein mag, sich zum Schirme dieses Gotteshauses und in der Nähe desselben die hohe Burg auf steiler Höhe zu erbauen; wenigstens standen die Grafen von Homburg in stäter und genauer Verbindung mit Werschweiler, wo sie auch ihr Erbbegräbniß hatten, bis zu ihrem Aussterben um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, worauf deren Besitzungen, nämlich die spätere Stadt Homburg, sammt den

Dörfern Beeden, Schwarzenbach, Altstadt und Kirberg, später an die Grafen von Nassau fielen, die schon vorher Theile davon inne gehabt hatten, bis zuletzt der Herzog von Zweibrücken, zur Abrundung seines Fürstenthums, Homburg, von der fürstlich nassauischen Familie gegen Abtretung anderer Güter, 1755 eintauschte und daraus ein besonderes Amt bildete.

Die Verwaltung der auf dem rechten Ufer der Blies südlich bis nach Saargemünd sich ausdehnenden Herrschaft Bliescastel (welches freundliche neuere Städtchen wir, aus den Zeiten der Römer her, schon kennen), eines Ueberrestes des alten Bliesgaues, den, wie wir vorhin hörten, der sächsische Kaiser Otto der Große dem Bisthume Metz geschenkt hatte, übertrug der Vorstand dieser Diöcese, unter der Benennung einer Grafschaft, seinen Vasallen, den Grafen von Lüneville. Die Linie derselben erlosch im Jahre 1237 mit dem Grafen Heinrich, welcher keinen Sohn, aber fünf Töchter hinterließ, deren Nachkommen, viele Jahre lang, mit wechselndem Glücke um die Grafschaft Bliescastel stritten; der Metzer Bischof versetzte dieselbe indessen an Vinstingen, welche Pfandschaft er jedoch im Jahre 1337 an Kurtrier abtrat und seitdem kam sie, als Trierer Lehen, an verschiedene Grafen. Diese Herrschaft, oder vielmehr Grafschaft Bliescastel, war, außer der gleichnamigen Burg nebst dem nachherigen Städtchen, aus folgenden Dörfern zusammengesetzt: Alsbach, Altaltheim, Aßweiler, Ballweiler, Biesingen, Blickweiler, Bebelsheim, Bliesbolgen, Bliesmengen, Ehlingen, Erfweiler, Gersheim, Habkirchen, Heckendalheim, St. Ingbert, Lautzkirchen, Medelsheim, Neualtheim, Niedergailbach, Niederwürzbach, Oberwürzbach, Ommersheim, Ormesheim, Pepenkum, Reinheim, Rubenheim, Selchenbach, Seiweiler, Utweiler, Wecklingen und Wittersheim. Später wurden andere und so auch, seit 1554, die von Eltz von der Wecklinger Linie, erblich mit dieser Herrschaft beliehen, nach deren Aussterben im Jahre 1654, der Trierer Erzbischof Karl Kaspar von der Leyen das Lehen einzog und es, nebst dem ganzen herrschaftlichen Gebiete, seiner Familie, die zu Bliescastel ihre Residenz aufschlug und 1715 durch den Kaiser in den Grafenstand des Reiches erhoben ward, als erbliches Fideicommißgut übergab. Früher, 1243, hatte eine Gräfin von Bliescastel in dem Bereiche dieser Herrschaft ein Wilhelmitenkloster gestiftet und begabt.

Den bei weitem größten Theil des ehemaligen Bliesgaues auf dem linken Ufer dieses Flüßchens gegen Osten hin, hatten sich die, von dem Saarbrücker Stamme abzweigenden, Grafen zu Zweibrücken zugeeignet, neben deren Burgsitz später die Stadt Zweibrücken, die Wiege unseres königlichen Herrschergeschlechtes, ins Leben trat. Graf Heinrich I. eröffnete den Reigen der Zweibrücker und erscheint schon 1191 als solcher, dessen Enkel, Eberhardt I. und Walram I., in den Jahren 1295, 1303 und 1304 die väterlichen Besitzungen theilten, woraus zwei Linien hervorgingen und zwar durch jenen die ältere, die man, wegen der im Jahre 1297 von dem

Herzoge zu Lothringen eingetauschten Herrschaft Bitsch, die Zweibrücken-Bitscher nannte, die in unserem Kreise die Herrschaft Lemberg, oder das nachherige Amt Pirmasens mit der Stadt Pirmasens und den Dörfchen und Weilern: Burgalben, Donsieders, Eppenbrunn, Fehrbach, Gersbach, Hilst, Kröppen, Lemberg, Ludwigswinkel, Nieder- und Obersimten, Petersbächel, Riedelberg, Rupertsweiler, Schweix, Thaleischweiler, Thalfröschen, Trulben, Vinningen und Winzeln besaß, welches Amt, nach dem Erlöschen der Bitscher Linie 1570, an die Grafen von Hanau-Lichtenberg fiel und von diesen, im vorigen Jahrhunderte, an die Landgrafen von Hessen-Darmstadt vererbte; Walram I. hingegen pflanzte die jüngere Zweibrücker Linie fort, die aber, schon nach Verlauf von hundert Jahren 1394 mit dem Grafen Eberhardt, der seine Grafschaft (bestehend in den Orten: Zweibrücken, Burg und Stadt, Neuhornbach, Abtei, Burg und Stadt, Althornbach, Bierbach, Böckweiler, Breitfurt, Bubenhausen, Contwig, Dellfeld, Einöd, Ernstweiler, Hengstbach, Ingweiler, Irheim, Maßweiler, Mauschbach, Mimbach, Mittelbach, Nieder- und Oberauerbach, Nieder- und Oberhausen, Rinschweiler, Rimschweiler, Schwarzenacker, Schmittshausen, Walshausen, Wattweiler und Webenheim), wie wir in der pfälzischen Geschichte vernehmen werden, zur Hälfte durch Kauf und die andere Hälfte vermöge Lehensauftrages, an das Kurhaus Pfalz brachte. Der letzte Gegenstand, der im ehemaligen Bliesgaue unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die Burg Grevenstein, welche sich die Grafen von Leiningen an dem Punkte wo der Worms-, Speier- und Bliesgau, oder die drei Diöcesen Worms, Speier und Metz, sich berührten und an einander gränzten, zum Schutze ihrer Besitzungen und Wälder, im zwölften Jahrhunderte erbaueten, woraus die, in den drei ebengenannten Gauen und Diöcesen liegende Herrschaft gleichen Namens erwuchs, zu welcher folgende Ortschaften zählten: Merzalben, Rodalben, Clausen, Leimen, Steinbach, Münchweiler, Riegelborn, Kaltenbach (diese zwei schon längst ausgegangen) und der Hof zu Weiler. Grevenstein ging von dem älteren, oder Altleininger Stamme, welchem sie bei der Theilung 1317 zugefallen war, seit 1363 mittelst Kauf und Pfandschaft, durch die Hände mehrerer Familien, im Jahre 1423 aber gelangte sie durch den Markgrafen Bernhart von Baden als Mitgift abermals an ihr ursprüngliches Haus und zwar an den Leiningen-Hartenburger Stamm, der sie seitdem über hundert Jahre lang inne hatte, bis dieselbe 1533 durch die Pfalzgrafen von den Leiningern eingelöset, jedoch nicht lange darauf von dem markgräflich badischen Hause wieder erworben ward, um bei demselben bis zum Ausbruche der ersten großen französischen Staatsumwälzung zu bleiben.

Wir haben nun noch die Veränderungen in dem Speiergaue auseinander zu setzen, die sich seit dem Regierungsantritte des großen Hohenstaufen Friedrich I. und seit der Uebertragung der rheinischen Pfalzgrafschaft an dessen Bruder Konrad ereigneten und zwar als eine nothwendige

Folge der, durch die unseligen Kämpfe mit dem römischen Stuhle, so wie durch die Untreue vieler Herzoge und anderer Großen gegen Kaiser und Reich, gestürzten und in den Staub getretenen Hoheit des deutschen Vaterlandes und der Beherrscher desselben. Wir beginnen damit an der nämlichen Stelle, von welcher wir oben bei der Beschreibung der Gaue ausgegangen sind, d. h. an der Gränze des Worms- und Speiergaues, müssen aber zum voraus im Allgemeinen bemerken, daß es mit letzterem Gaue eine eigenthümliche Beschaffenheit hatte, weil es in demselben keine Gaugrafen mehr gab (deren Reihenfolge wir ziemlich genau anzugeben vermögen, was wir jedoch, der Weitschweifigkeit wegen, unterlassen wollen), welche sich, wie wir im Worms- und Nahegaue gesehen haben, die ihnen gefälligen und anstehenden vorzüglichsten Güter des Speiergaues, gleichfalls mit starker Faust hätten eigenthümlich und eigenmächtig zueignen können, indem ja diese Würde und dieses Amt, wie wir bereits oben hörten, seit dem Jahre 1086 den Bischöfen von Speier übertragen war, die aber, der bald darauf eingetretenen großen politischen und kirchlichen Zerwürfnisse, Stürme und Kämpfe halber, sich dieser kaiserlichen Vergünstigung gar nicht erfreuen, so wie auch die ihnen dadurch unrechtmäßig zugestandenen Befugnisse nie ausüben konnten und zudem besaßen die Hohenstaufen, sowohl König Konrad III., als der Rothbart sein Nachfolger, auch noch die meisten der ihnen durch den letzten Salier, Kaiser Heinrich V. ihren Verwandten, zugewendeten, salischen Erbgüter im Speiergaue, die sie aus der allgemeinen Verwirrung während der Zerrüttung des deutschen Reiches, mit großer Anstrengung gerettet und behauptet hatten, welche aber, wie wir wissen, Kaiser Friedrich I., nebst den rheinpfalzgräflichen Besitzungen, 1155 seinem Bruder, dem Herzoge Konrad, übergeben hatte. Außer diesen salischen und pfalzgräflichen Gütern, war also der gesammte Speiergau, nach gestillten Unruhen, damals noch in der Gewalt des Reiches und darum war es auch eine Hauptsorge jenes weisen hohenstaufischen Regenten, solche noch vorhandenen Reichsgüter gleichfalls zu retten und zu erhalten, wie wir dessen Sorgfalt eben so im Wormsgaue, bezüglich des Reichs- und Königslandes, mit Vergnügen wahrgenommen haben. Um diesen schönen Zweck zu erreichen, legte er, zum Schutze des Landes und zur Beschirmung jener dem Reiche noch zugehörigen Güter, in diesem Gaue viele neue Burgen an und erneuerte zugleich die während des schweren langen Streites zerstörten, die er sämmtlich erprobten Männern, manchmal nahen Verwandten, zur Bewachung, so wie zur Handhabung der Ordnung, als Reichslehen anvertraute, daher wir auch im Speiergaue die auffallend hohe Zahl von mehr denn sechszehn Reichsvesten antreffen, welche wir nun, nebst ihren Bestandtheilen, nach einander namhaft machen und dann später dasjenige noch erwähnen wollen, was, außer dem Wirken der Pfalzgrafen bei Rhein, durch die deutschen Kaiser und Könige hinsichtlich der Städte, Burgen und Orte

im Pfalzkreise wichtiges geschah und wie sich die Verhältnisse derselben, bis zur neuesten Zeit, geändert und umgestaltet haben. Edel und gut war des Hohenstaufen Absicht, durch solche weise Anstalten das deutsche Vaterland wo möglich vor gänzlichem Verfalle zu bewahren; allein seine Bemühungen konnten, der Verschleuderungen seiner Nachfolger im vierzehnten Jahrhunderte und anderer widriger Umstände wegen, keine ersprießlichen Früchte bringen.

Früher schon haben wir vernommen, die Speierer Linie der herzoglich salischen Familie habe sich, unmittelbar an der nördlichen Gränze des Speiergaues, auf einem Berge die Lintburg zu ihrer Residenz errichtet, welche aber Kaiser Konrad II. oder der Salier 1030 in die Benedictinerabtei Limburg verwandelte, die er auch mit eigenen Gütern zu Dürkheim, Wachenheim, Grethen und Schifferstadt begabte; da nun die ältesten Nachrichten und Urkunden dieses Gotteshauses nur sehr mangelhaft auf uns gekommen sind, so müssen wir hier die nicht sehr gewagte Vermuthung unterstellen, die salischen Besitzungen hätten sich, von Deidesheim an, gegen Osten über Hochdorf bis an den Rhein, ja von da an vielleicht südlich und längs der Speierbach bis westlich nach Neustadt ausgedehnt, oder die Salier müßten doch wenigstens viele Güter und Gerechtsame in den in diesem Bezirke gelegenen Ortschaften besessen haben, die sie größtentheils entweder ihrer Stiftung Limburg (wo zugleich, bis zur Vollendung des Kaiserdomes in Speier, die Glieder jener Familie ihre Ruhestätte fanden), oder dem Speierer Domstifte zuwendeten, weil diese Abtei namentlich Güter und Kirchensätze zu Friedelsheim, Gönheim, Rödersheim, Schauernheim, Mutterstadt &c. besaß und auch sogar, ohnfern des letztgenannten Ortes, ein heute noch von ihr den Namen führendes, sehr ausgedehntes Hofgut anlegte. Um nun diese Familiengüter oder Reichsdörfer dem Staate zu erhalten und um sie zugleich schirmen zu können, gründete Kaiser Friedrich I., oder sein Bruder Konrad der Pfalzgraf an der Gränze des Wormsgaues, dessen schönsten und fruchtbarsten Theil die Grafen von Leiningen bereits dem Reiche entrissen und sich als Eigenthum zugeeignet hatten, auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Wachenheim eine, eben so geheißene, feste Burg, die, nach mannichfachen Schicksalen während des Zwischenreiches, in vielerlei Hände gerieth, bis sie endlich König Rudolf I. im Jahre 1274 von den Dynasten von Weinsberg für 1100 Mark Silbers erkaufte und dieselbe dem pfälzischen Hause zuwandte. Ein Gleiches that jener Hohenstaufe oberhalb Neustadt, wo er die auf einem Gebirgsvorsprunge oberhalb des Dorfes Hambach befindliche, auf den Trümmern eines Römercastelles, wie deren Quadratform zu erkennen gibt, ruhende, aus den Zeiten der Salier stammende und, während der langwierigen Kämpfe in Abgang gekommene Kestenburg wieder erneuerte, mit welcher er die nahegelegenen Orte Hambach, Diedesfeld, Alsterweiler, Maikammer und Kirweiler vereinigte.

Von hieraus aufwärts am Gebirge gegen Süden und auch in einigen westlich ziehenden Thälern zeigen sich jetzt noch die Ueberreste der unter diesem umsichtigen Monarchen erbaueten Reichsvesten in ununterbrochener Reihenfolge, zum augenscheinlichen Beweise, daß das unterhalb derselben befindliche flache Land, mit seinen zahlreichen Ortschaften, damals noch im Besitze des Reiches war. Des Zusammenhanges und eben der zu diesen Vesten geschlagenen oder gehörigen Dörfer wegen, müssen wir jedoch hier in diese Reichsburgen die, auf einem steilen Berge über der jetzigen königlichen Villa Ludwigshöhe thronende, durch den Ritter Hermann von Riet ums Jahr 1200 angelegte Rietburg einschieben, wozu später, am Gebirge und in der Ebene die Dörfer St. Martin, Weiher, Rod, Bazzenhofen (Edenkoben), Veningen, Freimersheim und Großfischlingen gehörten. Jenes Hermanns gleichnamiger Sohn verübte in den Wirren des sogenannten Interregnums und des heillosen Faustrechtes, eine unerhörte Frevelthat, indem er 1255 die Gemahlin des Königs Wilhelm, die sich nach der Reichsburg Trifels begeben wollte, überfiel, ausplünderte und, nebst ihrem Gefolge, in seine Veste schleppte, weßhalb derselbe geächtet, vertrieben und seine Burg gebrochen ward. Sie wurde jedoch, wahrscheinlich unter dem Habsburger Rudolf I., wieder aufgerichtet und durch denselben seinem Verwandten, Otto III. Herrn zu Ochsenstein, übertragen, der damit seine, an den Grafen Josried von Leiningen 1291 vermählte Tochter aussteuerte; der Vater Josrieds veräußerte sie indessen, nach dem Jahre 1305, an das Bisthum Speier, dessen Eigenthum sie von nun an blieb, bis auf das Dorf Rod, das nachher an Zweibrücken-Bitsch und endlich an die Markgrafschaft Baden gelangte.

Rechts von Weiher erhob sich in einem Seitenthälchen auf einem Felsen, die ohne Zweifel in den Bereich des mächtigen und bedeutungsvollen Trifels gezogene und gehörige Reichsburg Meistersel, mit dem unter derselben befindlichen Dörfchen Modenbach und den unweit des Einganges zum Thale gelegenen Orten Hainfeld und Edesheim. Dieselbe wurde einer adelichen Familie eingegeben, die, wie dies damals oft der Fall war, den Namen davon annahm, aber 1277 mit Sigelo von Meistersel ausstarb, worauf König Rudolf I. den mit ihm nahe verwandten Dynasten Otto von Ochsenstein aus dem unteren Elsasse, dieses Reichslehen übergab, dessen Nachkommen jedoch fortwährend Theile der Burg an Kurpfalz, an den Bischof von Speier, oder an andere Gemeiner verpfändeten, verkauften und dieselbe mit ihnen theilten, so daß bei dem Aussterben ihres Stammes 1485, nur noch ein kleiner Rest den Ochsensteinern zugehörte. Pfalz konnte seine erworbenen Theile ebenfalls nicht fest behaupten und der bischöfliche Antheil kam endlich, nebst dem pfälzischen, nach Beendigung des verwüstenden dreißigjährigen Krieges, durch den Trierer Dompropst, Damian Hartard von der Leyen, in den Jahren

1663 und 1667 käuflich an dessen Familie. Links bei der Oeffnung dieses Modenbacher Thälchens erblicken wir einen abgerundeten Rebenhügel, der die Mauern und Zinnen der Reichsveste Geisburg trug, die zu ihrem Bezirke die drei Orte Burweiler, Flemlingen und Roschbach zählte, von welcher wir jedoch nur äußerst sparsame Nachrichten haben und nur soviel davon wissen, daß die Herren von Tan dieselbe vom Reiche zu Lehen hatten, bis zu ihrem im Jahre 1603 erfolgten Erlöschen. Der Kaiser belieh hernach damit einen Herrn von Schonenburg, bis sie zuletzt 1663 an die vorbemerkte Familie von der Leyen überging, welche Meisterfel damit verband und daraus die Herrschaft Burweiler bildete. An der Mündung des darauf folgenden Thälchens, bei dem Dorfe Frankweiler und in der Nähe des Lutramsforstes, des Ding-, Mal- oder Gerichtsplatzes für den gesammten Speiergau, rief der Hohenstaufe die Burg Scharfeneck in's Leben, hauptsächlich zum Schutze der in dem nahen Annweiler Thale befindlichen Hauptveste Trifels, mit welcher die Orte Sanct Johann, Albersweiler zur Hälfte, Gleisweiler, Frankweiler, Böchingen und Walsheim verknüpst waren. Schon im Jahre 1339 kamen Theile von Scharfeneck an den Kurfürsten Rudolf II. von der Pfalz und später 1360, gelangte das pfälzische Erbtruchsessenamt an die Scharfenecker, welche deßhalb ihre Veste von Kurpfalz zu Lehen empfingen, das aber Kurfürst Ludwig IV., nach dem Aussterben jener Familie 1416, wieder an sich zog. Die weiteren wichtigen Schicksale dieser Herrschaft, die, nachdem die Burg Altscharfeneck eingegangen war, sich in Neuscharfeneck verjüngte, werden wir unter dem Pfälzer Kurfürsten Friederich I. vernehmen. Unterhalb dieser neuen Veste liegt gegen Westen im Thale die vermuthlich mit dem Trifels ebenfalls engverknüpfte und seit dem zwölften Jahrhunderte bekannte Ramburg, mit den dabei befindlichen Dörfern Ramberg und Dernbach, die aber, nachdem Hanns von Ramburg im Jahre 1520 sein Geschlecht beschlossen hatte, mit der Herrschaft Scharfeneck verschmolzen ward.

Altscharfeneck gegenüber und an der entgegengesetzten Seite der Oeffnung zum Annweiler Thale erhob sich auf einem steilen Felsen die Reichsburg Rikastel mit den Orten Leinsweiler und Ilbesheim, deren Inhaber bereits im Jahre 1123 urkundlich erscheinen, aber schon 1246 ausstarben, daher König Konrad IV. diese Veste dem Philipp von Falkenstein einräumte, bis sie endlich der Kaiser Ludwig der Bayer 1330 dem pfälzischen Hause versetzte. — Westlich von derselben, in dem lieblichen Annweiler Thale, zeigt sich auf drei hintereinander liegenden und südlich ziehenden mächtigen Höhen, die Dreifelsenburg Trifels, Anebos und Scharfenberg, welche ursprünglich ein Ganzes bildete, die aus den Zeiten der salischen Monarchen stammte, während der Kämpfe der letzten Salier aber in Verfall gerieth und durch den Kaiser Friedrich I., den Hohenstaufen, mit größerer Pracht und höherem Glanze wieder hergestellt wurde, in

deren unmittelbaren Nähe in einem Seitenthälchen auch 1148 die Cisterzerabtei Eußersthal in's Leben trat, deren Mönche die Capelle zu Trifels bedienen, so wie zugleich die darin aufbewahrten Reichsinsignien bewachen mußten. Von jenen drei Burgen wurde hauptsächlich die erstere, Trifels, für außerordentlich fest und uneinnehmbar geachtet, daher sie auch öfters zur Schatzkammer des deutschen Reiches und Jahrhunderte lang zur Aufbewahrung der Reichskleinodien benutzt ward. Friedrich der Rothbart und seine Nachfolger verweilten oft in dem prachtvollen Marmorsaale des Trifels oder Dreifels, der nach dem eben Gesagten eine hervorragende Rolle in der Geschichte des deutschen Vaterlandes spielte, bis derselbe bei der Abnahme des Reichsregimentes endlich auch von seiner Größe und Höhe herabsinken mußte, denn diese Veste wurde, gleich Nikastel, ebenfalls dem Reichskämmerer von Falkenstein zur Behütung übergeben, bis sie endlich nach wechselvollem Geschicke der Kaiser Ludwig im Jahre 1330 auch den Pfalzgrafen unterpfändlich zuwandte, auf welche Vorgänge wir in der spätern pfälzischen Geschichte nochmals zurückkommen müssen. Zum Trifels zählte man früher die Stadt Annweiler und die Ortschaften Wernersberg, Sarnsthal, Bindersbach, Queichhambach und die Hälfte von Albersweiler. Die mittlere dieser drei Burgen ging frühzeitig ein und die obere, Scharfenberg genannt, diente zum Aufbewahrungsorte oder zum Staatsgefängnisse für ausgezeichnete Männer, selbst für Fürsten und Könige, die sich scheinbar oder wirklich an dem Reiche versündiget hatten. Nachdem die Familie von Scharfenberg (mit den von Scharfeneck eines Stammes), welche diese Veste als Reichslehen besessen hatte, erloschen war, kam dieselbe im Jahre 1307 durch den König Albrecht I. an einen königlichen Beamten, von diesem aber an einige von Adel, die sie 1334 an das Stift Weissenburg veräußerten, welchem sie jedoch im Jahre 1500 mittelst Vertrag und Gewalt durch das Zweibrücker Fürstenhaus entrissen und so wieder mit dem gleichfalls zweibrückischen Trifels vereiniget ward.

In dem Annweiler- oder Queichthale in westlicher Richtung ließ der Rothbart auf einem steilen Felsen auch die Reichsveste Falkenburg erstehen, deren Aufsicht und Schirme er die Dörfer Wilgartswiesen, Spirkelbach, Rinnthal und Hochstätten nebst dem der Abtei Hornbach zuständigen Pirmanslande und den unermeßlichen Waldungen unterstellte. Letztere dehnten sich gegen Westen bis an das Gewälde der Herrschaft Grevenstein und in nördlicher Richtung, rechts an den Haingeraiden und dem Elmsteiner Walde hinab, bis in's Neustadter Thal bei Frankeneck aus; man hieß diesen ansehnlichen Bezirk, vermuthlich weil die fränkischen Könige sich denselben besonders vorbehalten, oder zu eigenen Zwecken bestimmt hatten, die Frankwaide, die man in die obere, mittlere und untere eintheilte und mit welcher auch die Burg Frankenstein in genauer Verbindung stand, obgleich letztere später zur Abtei Limburg gezogen und

den Schutzherren derselben, den Grafen von Leiningen, eingegeben wurde. Von der Reichsveste Falkenburg fehlen uns alle früheren Nachrichten, bis wir dieselbe im Jahre 1300 als Pfandschaft in den Händen des Grafen Friederich von Leiningen erblicken; sie fiel, nach der Theilung in diesem Hause von 1317, der jüngeren oder Hartenburger Linie zu, bei welcher sie fortan blieb, wiewohl Kaiser Ludwig auch diese Burg seinen pfälzischen Vettern 1330 verpfändet hatte. Letztere löseten dieselbe, nebst der Gutenburg 1379 für 30,000 Goldgulden von den Leiningern ein, allein sie versetzten sie ihnen sogleich wieder und reichten sie denselben zu Lehen, jedoch mit dem Vorbehalte der Hälfte der Burg und dem vierten Theile an den Dörfern, in welchem Verhältnisse nun beide, Pfalz und Leiningen, fürder und bis zur neuesten Zeit blieben, nachdem die Burg bei der pfälzischen Haupttheilung im Jahre 1410 dem Herzogthume Zweibrücken zugefallen war. Seit der leiningischen Brudertheilung von 1560 verlegte die jüngere Linie ihre Residenz hierher und nahm auch davon den Namen der Falkenburger an, bis dieselbe, kurz vor dem Beginne des dreißigjährigen Krieges, ihren Sitz in Heidesheim bei Grünstadt aufschlug. Zum besseren Unterhalte der Falkenburg und der dazu gehörigen Unterthanen in dieser waldigen und fruchtarmen Gegend hatte man schon frühzeitig die gesegneten Gefilde der drei in der Nähe Neustadts befindlichen Dörfer Haßloch, Böhl und Igelheim damit verbunden.

An jenes Rikastel reiht sich, auf dem gegen Süden zunächst gelegenen Berge, die weitläufige aus einer Vor-, Mittel- und Hinterburg bestehende Reichsveste Madenburg an, zu deren Bereiche die Orte: Wahldrohrbach, Waldhambach, Eschbach, Rausbach, Arzheim, Nußdorf, Mühlhausen, Gervelingen, Oberbornheim, Eutzingen (drei ausgegangene Dörfer, deren Bänne man mit der Gemarkung der im dreizehnten Jahrhunderte gegründeten Reichsstadt Landau vereinigte), Queichheim und Dammheim zählten. Dieselbe wurde schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durch das Oberhaupt des deutschen Reiches der leiningischen Familie übertragen und kam, bei der Theilung von 1317, in den Besitz des älteren oder Altleininger Stammes, dessen Glieder aber jene Veste seit 1361 an einige Edle, an die Kämmerer von Worms und an die Landschaden verpfändeten, bis sie endlich im Jahre 1379 nichts mehr daran zu suchen hatten; später gelangte dieselbe um 1411 an die Familie von Fleckenstein, die sich auch nach manchen Kämpfen mit dem Pfälzer Kurfürsten Friederich I. bis 1479 darin behauptete, allein schon 1488 waren die von Heydeck in deren Besitze, welche Herren aber die Burg 1511 an den Herzog Ulrich von Württemberg veräußerten, von dem sie zuletzt und zwar bereits im Jahre 1516, käuflich an den Bischof Georg in Speier überging, bei dessen Bisthume sie nun fortwährend blieb. Noch mehr Bedeutung aber und ein viel weiter ausgedehnteres Gebiet als die Madenburg, hatte die

unweit davon auf einem Bergvorsprunge, oberhalb der uralten Abtei Klingenmünster, sich erhebende Reichsburg Landeck, denn dazu gehörten in der fruchtbaren Ebene die größtentheils beträchtlichen Orte: Klingenmünster mit der Abtei, welche zu schirmen der Inhaber der Veste verpflichtet war, Gleishorbach, Gleiszellen, Oberhofen, Gleisweiler, Bergzabern, später 1286 mit Stadtrechten begabt, Niederhorbach, Drusweiler, Kapellen, Oberhausen, Barbelroth, Hergersweiler, Winden (diese sieben nachher ein eigenes Amt mit dem Sitze in Barbelroth bildend), Göcklingen, Heuchelheim, Appenhofen, Mörzheim, Wolmesheim, Insheim, Mörlheim, Offenbach, Bornheim, Ober- und Niederhochstadt, Zeiskam, Lingenfeld, Schwegenheim (das eben genannte Niederhochstadt war nur kurze Zeit, die weiter östlich gelegenen Ober- und Niederlustadt aber ständig mit der nahe dabei befindlichen Johanniter-Comthurei Haimbach verbunden, welche letztere Kaiser Friederich I. schon im Jahre 1185 begabt hatte). Im Gebirge gegen Westen zählten folgende Dörflein und Weiler zu Landeck und Klingenmünster: Blankenborn, Birkenhert, Böllenborn, Reichsdorf und das Gossersweiler Thal, bestehend in den Ortschaften: Gossersweiler, Völkersweiler, Mönchweiler, Vollach, Sülz, Stein, Lug und Schwanheim. Der Hohenstaufe Kaiser Philipp von Schwaben übergab zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Veste Landeck lehensweise dem Grafen Friederich von Leiningen, damals Landvogt im Speiergaue, und in der Theilung zwischen Friedrich III. und Emich IV. von 1237 fiel sie letzterem zu, der daselbst eine besondere Linie, die Landecker geheißen, gründete, die jedoch schon wieder 1289 mit dessen einzigem Sohne zu Ende ging, worauf König Rudolf I. die leiningische Hälfte dieser Burg, indem der andere halbe Theil schon vor dem Jahre 1254, vermuthlich durch Mitgift, an die Grafen von Zweibrücken gediehen war, seinem Neffen dem Herrn Otto von Ochsenstein einräumte; die beiden Inhaber trugen sie 1345 dem Abte von Klingenmünster zu Lehen auf und verschrieben zugleich nicht lange hernach dem Pfälzer Kurfürsten Ruprecht I. eine Oeffnung darin, auch verpfändeten sie darauf einen Theil der Veste nach dem andern an Pfalz, so wie an das Bisthum Speier und unter dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz werden wir bei dem Jahre 1485 hören, wie das ganze wichtige Amt Landeck den Besitzungen des Kurstaates allmählich einverleibt ward.

Gegen Osten hin gränzten an das Landecker Gebiet die Dörfer: Billigheim, Impflingen, Rohrbach, Ingenheim, Klingen, Mühlhofen, Steinweiler und Erlenbach, welche sich bisher noch Niemand zugeeignet hatte, die also dem Reiche verblieben, aber noch nicht der Aufsicht und dem Schutze einer Reichsburg unterstellt worden waren und deren Schicksale wir hier am füglichsten berühren können, denn dieselben wurden mit den ebenfalls noch reichsunmittelbaren Orten: Godramstein, Siebeldingen und Birkweiler bei Landau, gewöhnlich das Siebeldinger Thal geheißen,

durch den Kaiser (wahrscheinlich Karl IV.) dem Pfalzgrafen Rudolf II. zugewendet, der sie mit des Reichsoberhauptes und dessen Gemahlin seiner Tochter Anna Genehmhaltung im Jahre 1350 dem Grafen Emich von Leiningen um 4000 Goldgulden versetzte, zu welcher Summe, wegen der dem letzteren übertragenen Burgmannschaften zu Winzingen und Wolfsburg, in dem nämlichen Jahre noch 1000 weitere Goldgulden geschlagen worden waren, welche Pfandschaft aber Kurfürst Ruprecht I. 1361 mit 5000 Goldgulden einlösete und jene Ortschaften unter der Benennung des Amts Billigheim (ein schönes Landstädtchen, das die Kurfürsten Friederich I. und II. in eine Festung verwandelten) und des Gerichts Godramstein auf immer der Pfalz einverleibte.

Südlich von Landeck finden wir auf dem Gebirge die Veste Gutenburg, die zwar vor Friederichs des Rothbarts Zeiten schon bestand, aber durch denselben erst zu einer Reichsburg mit folgenden ihr anhängigen größtentheils beträchtlichen Dörfern in der Ebene erhoben ward, nämlich: Dörrenbach, die zwei Otterbach, Rechtenbach, Schweigen, Dierbach, Volmersweiler, Minfeld, Freckenfeld, Kandel, Minderslachen, Horbach, Mosau, Widdehohe und Niuret, welche drei letzteren später ausgegangen sind. Auch diese Burg und der dazu gehörige Bezirk kamen frühzeitig, bereits im dreizehnten Jahrhundert, pfandweise in den Besitz der Leininger, von der Hartenburger Linie, und obwohl Kaiser Ludwig dieselben seinen pfälzischen Verwandten gleichfalls im Jahre 1330 für 6000 Mark Silbers versetzt hatte, so blieben sie dennoch unangefochten in leiningischen Händen bis zum Jahre 1378, da sich Emich V. des Kaisers Ungnade zugezogen hatte, daher letzterer den Pfalzgrafen die Vergünstigung ertheilte, die Herrschaften Gutenburg und Falkenburg mit 30,000 Gulden von den Leiningern auszulösen, allein es kam nicht dazu und Kurfürst Ruprecht I. verpfändete 1379 jenem Emich wieder die Hälfte Gutenburgs mit allen Zubehörden, die er ihm zugleich zu Mannlehen reichte und behielt die andere Hälfte für sich, daher man diese Herrschaft, wegen des gemeinsamen Besitzes, seitdem die Gemeinschaft Gutenburg zubenannte, welcher pfälzische halbe Theil bei der Haupttheilung von 1410 dem Pfalzgrafen Stephan, oder der Zweibrücker Linie in's Loos fiel. In der leiningischen Theilung vom Jahre 1448 wurde die Hälfte Gutenburgs dem Grafen Schafried zugesprochen, der dieselbe aber während seines langjährigen Kampfes mit den Dynasten von Lichtenberg gewaltsamer und ungerechter Weise einbüßte, worauf sie dann 1463 dem Kurfürsten Friederich I. von der Pfalz zugewendet ward, bis endlich die Gutenburger Pflege oder Gemeinschaft, nach dem Erlöschen der alten Kurlinie im Jahre 1559 den Erbverträgen gemäß ganz und ungetheilt an den Zweibrücker Stamm gelangte und, zwar unter verschiedenen Linien, seitdem fortwährend einen Bestandtheil dieses Herzogthums ausmachte. Die südlich von dieser Herrschaft bis an die jetzige

französische Gränze befindlichen Orte, Schweighofen, Steinfeld und Kappsweiher, kamen gleich Essingen und Knöringen schon frühzeitig an die uralte Abtei oder an das Stift Weissenburg. Der längs des Rheins von Lauterburg bis hinab gen Waldsee gelegenen Dörfer, werden wir am Schlusse der Ortsgeschichte des Speiergaues unter dem Kaiser Friederich I. kurze Erwähnung thun.

Westlich von Gutenburg bildete sich um die Felsenburg Berwartstein die Herrschaft gleichen Namens, bestehend aus den Ortschaften Bobenthal, Niederschlettenbach, Bundenthal, Bärenbach, Erlenbach und Lauterschwan; jene war ebenfalls allem Vermuthen nach eine aus der Salierzeit stammende Reichsveste, welche Kaiser Barbarossa bei seiner Thronbesteigung 1152 dem Hochstifte Speier einräumte, das sich jedoch in den Wirren des dreizehnten Jahrhunderts in deren Besitze nicht erhalten konnte, denn wir finden daselbst eine edle Familie, die den Namen davon annahm und diese Veste 1343 an einen Adelichen, dieser aber 1347 an das Stift Weissenburg veräußerte; letzteres hatte indessen deßhalb jahrelange Kämpfe mit seinen Nachbarn, vorzüglich mit den Drachenfelsern, so wie mit seinem eigenen Amtmanne in Berwartstein, als deren Folge der Pfälzer Kurfürst Friederich I. 1472 diese Burg besetzte, dessen Nachfolger Philipp aber 1480 den Ritter von Drot vorerst damit belehnte und sie ihm nebst Greventan im Jahre 1485 sogar verkaufte, von dessen Sohne dieselbe später an die Herren von Fleckenstein vererbte, nach deren Aussterben 1637 der Kaiser in jenen Kriegsjahren die Veste nebst deren Gebiete als ein erbliches Reichslehen den Freiherren von Waldenburg überließ.

So unbedeutend die westlich an den Berwartstein gränzende Herrschaft Drachenfels war, indem dieselbe nur aus dem einzigen Orte Busenberg bestand, so wichtig ist doch dagegen in mancher Beziehung die Geschichte der in starren Felsen gebildeten Burg Drachenfels. Es war dieß keine Reichsveste und sie scheint zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts während der Kriege Philipps von Schwaben und Otto's IV. durch eine Ritterfamilie entstanden zu sein, die sich von dem Felsen den Namen beilegte und 1344 ihr Besitzthum an die Grafen von Zweibrücken verkaufte. Seitdem tauchte unter den dasigen Burgmännern ein neues Geschlecht der Alhelme und Eckbrechte von Dürkheim auf, welches sich die Burg nach und nach als Zweibrücker Lehen zueignete und dieselbe auch seitdem immerwährend besaß. Diese Edeln zählten zum zahlreichen Wasgauer Adel, der sich, besonders seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, mit dem Kaiser Maximilian I. an der Spitze und unter der Anführung des unternehmenden männiglich bekannten Franz von Sickingen aus der nahen Veste Hohenburg mächtig erhob und eine wichtige Rolle spielte, die ohne die Hitze und den vorschnellen Eifer jenes edeln Sickingers zur gänzlichen politischen Umgestaltung des deutschen Reiches noch viel bedeutender hätte

werden können, dessen Zusammenkünfte in dem geräumigen Rittersaale dieser damals für unüberwindlich geschätzten Burg regelmäßig gehalten wurden; Franzens übermäßige Hitze vereitelte jedoch das gewagte Unternehmen, das derselbe mit seinem Heldenblute in Nanstein büßen mußte, und die gegen ihn verbündeten Fürsten säumten nach seinem Falle im Jahre 1523 nicht, nicht nur den Nanstein, sondern auch dessen nahe Hohenburg und darauf den Drachenfels, als den Hauptherd des vereinigten Adels, von Grund aus zu zerstören und so schreckliche Rache zu üben. An das Drachenfelser Gebiet stößt nordöstlich die Reichsherrschaft Lindelbol, deren Veste sich auf dem Felsen eines freiliegenden Bergkegels majestätisch erhob und in deren Bereiche die vier Dörfer Vorderweidenthal, Oberschlettenbach, Darstein und Dimbach lagen. Diese sehr alte Reichsburg bewohnte gleichfalls ein davon benanntes adeliches Geschlecht, da sich aber dasselbe seinem Ende zuneigte, so gab König Rudolf I. jene Veste 1274 den ihm befreundeten Leiningern ein, bei deren Haupttheilung 1317 sie dem Hartenburger Stamme zugesprochen ward, bei welchem sie auch fortan blieb, zwar früher zu gleichen Theilen gemeinschaftlich mit dem gräflichen Zweibrücken-Bitscher Hause, allein seit dem Erlöschen derselben 1570 wieder ungetheilt bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts.

An diese beiden Gebiete schloß sich gegen Westen das, von der Wies- oder Waldlauter bewässerte Amt Tan an, welches westlich durch das Amt Lemberg oder Pirmasens, nördlich durch Falkenburg und südlich durch Wegelnburg, die letzte Reichsveste des Speiergaues, begränzt wird. Jenes, aus den Dörfern Hinterweidenthal, Hauenstein, Tan, Bruchweiler, Fischbach, Schindhart und Erfweiler bestehende Amt verdankt seinen Namen und seine Entstehung der dreifachen Felsenburg, Alttan, Greventan und Tanstein, so wie der Veste Neutan, die sämmtlich Lehen vom Hochstifte Speier waren. Erstere ward schon zu Kaiser Friederichs des Hohenstaufen Zeiten durch ein edles Geschlecht gegründet, welches, so wie sich die Familie vermehrte, im folgenden Jahrhundert vorerst Neutan und dann später Greventan, nebst Tanstein aufführen ließ; Greventan, die mittlere Burg, erhielt ihre Benennung daher, weil die beiden Eidame Konrads von Tan, der ohne männliche Erben zu hinterlassen gestorben war, dessen Veste, um aller desfälligen Ansprüche und Unannehmlichkeiten überhoben zu sein, 1339 an die Grafen von Spanheim veräußerten, bei deren Stamme dieselbe auch bis zu seinem Aussterben 1437 verblieb, worauf sie an Baden und nicht lange darnach an den Kurfürsten Friederich I. von der Pfalz fiel, dessen Neffe Philipp sie 1485 an den Johann von Drot als Eigenthum verkaufte, wie wir vorhin beim Berwartstein gehört haben. Die drei übrigen Burgen, Dörfer und Güter blieben aber beständig bei der Taner Familie bis zu deren kinderlosem Erlöschen mit Ludwig von Tan zu Burr-

weiler im Jahre 1603, da dann das Hochstift Speier diese Lehenstücke in Besitz nahm und auch behielt.

Der Ursprung der hochthronenden **Wegelnburg**, wozu in unserem Kreise die kleinen Ortschaften Hirschthal, Schönau, Rumbach und Rothweiler gehörten, ist noch nicht aufgeklärt, allein da dieselbe bereits im dreizehnten Jahrhundert als Reichsveste genannt wird, so scheint sie durch einen der Hohenstaufer Monarchen zur Sicherung der Gränzen gegen Elsaß und Lothringen hin, so wie zum Schirme der dabei liegenden vorerwähnten Reichsdörfer erbauet oder erneuert worden zu sein. Dieselbe hatte ebenfalls das Schicksal, durch Kaiser Ludwig den Bayern 1330 an das pfälzische Haus verpfändet zu werden, in dessen Besitze sie nun fortwährend erscheint. Dem Kurfürsten Ludwig IV. fiel zwar, bei der Theilung des väterlichen Nachlasses 1410, die Wegelnburg in's Loos, allein er trat sie, sieben Jahre später, an seinen Bruder, den Herzog Stephan von Zweibrücken, ab, der dieselbe seitdem durch einen Beamten bewohnen und verwalten ließ. In einem Seitenthälchen bei Schönau lag auf einem Felsen die kleine Burg **Blumenstein**, schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch ein davon benanntes Geschlecht bekannt, von welchem jene Veste an die nahe angränzenden Fleckensteiner und an die Taner Herren gelangte, bis sie endlich, vor etwas mehr denn hundert Jahren, durch Kauf u. s. w. zu einem Viertheile den Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Rest aber, zu gleichen Theilen, dem Herzogthume Zweibrücken und dem Bisthume Speier eigenthümlich zugehörte.

Es erübrigt uns nun noch das Geschichtliche der **am Rheine**, oder in der Nähe dieses Stromes gelegenen Dörfer zu berühren. Faßt man nämlich die, schon früher erwähnte, Schenkung des Grafen Cuno zu Minfeld und Freckenfeld an die Speierer Kirche, welche Kaiser Otto II. 982 bekräftigte, recht in's Auge, so kann unter dem darin bemerkten Walde, der sich gegen das vogesische Gebirge hin ausdehnte, nur der weitläufige Bienwald, so wie unter den, in demselben befindlichen Neurode, auf welchen sich natürlich und zuverlässig in solcher Waldeinöde Leute ansiedeln und auf solche Weise nach und nach Orte entstehen mußten, keine anderen Dörfer als Schaidt, Scheibenhart und Büchelberg verstanden werden, und rechnet man dazu noch zwei Schenkungen von Gütern und Besitzungen in Lutern (Lauterburg) mit allen möglichen Zubehörden, Leibeigenen, Gefällen u. s. w. an dieselbe Domkirche, durch Kaiser Heinrich IV. in den Jahren 1086 und 1103, so wird es einem klar und einleuchtend, wie jenes Hochstift in den Besitz des Bienwaldes, der darin oder daran gelegenen Dörfer gekommen sei und wie sich das Städtchen und bischöfliche Amt Lauterburg (wozu, außer den drei eben genannten Ortschaften, im Speiergaue, der sich bekanntlich bis zur Selz, als die Gränze des unteren Elsasses erstreckte, jenseits der Lauter, im jetzigen französischen Departemente des Niederrheins,

noch eilf Orte gehörten) gebildet hat, womit man später noch das gegen Norden daran gränzende Unteramt Jockrim vereinigte, welches die, dem Bisthume Speier ebenfalls geschenkten, oder von demselben erworbenen, Dörfer Jockrim, Hatzenbühl, Neupforz, Rheinzabern, Haina, Herxheim, Herxheimweiher und Rülzheim umfaßte; diese zwei Amtssitze wurden durch die Speierer Oberhirten nachher mit Mauern umgeben und mit Burgen versehen, in denen sie oft verweilten. An dieses Amtsgebiet reiheten sich östlich, hart am Gestade des Rheins, noch fünf Orte an, nämlich Neuburg, Hagenbach, Berg, Pforz und Wörth, deren Geschichte, namentlich die der beiden ersten, bis zum vierzehnten Jahrhunderte, noch sehr verwirrt ist; ja Neuburg scheint sogar, in Folge der mehrfachen Veränderungen des Rheinlaufes, auf dem rechten Ufer des Flusses befindlich gewesen zu sein, indem es, noch bis in die neuesten Zeiten, mit einigen gegenüber liegenden badischen Dörfern, als Neuburgweiher, Mörsch und Au, im Orts- und Gemarkverbande gestanden hat. Dieses Neuburg besaßen die Dynasten von Lichtenberg im Elsasse, als eine Zubehör des, auf der rechten Rheinseite gelegenen und ihnen zustehenden, Amtes Lichtenau, denn Herr Hanemann von Lichtenberg verpfändete 1347, für die Mitgift seiner, an den Grafen Simon Wecker von Zweibrücken-Bitsch vermählten, Tochter Agnes, die Burg zu Neuburg am Rheine, den vor derselben gelegenen Flecken und den Zoll auf jenem Flusse, welches Besitzthum der Pfälzer Kurfürst Ruprecht I. im Jahre 1383 von dem Dynasten Heinrich IV., oder dem Jüngeren von Lichtenberg, Herrn zu Lichtenau, um 18,000 Goldgulden erkaufte. Derselbe Pfalzgraf und Fürst erhielt auch 1353 den Ort Hagenbach, welchem König Rudolf I. 1281 Stadtrechte ertheilt hatte und worin sich ebenfalls eine Burg mit einer Vogtei befand; letztere brachte jener Ruprecht I. 1361 käuflich an sein Haus und daraus erwuchs die kurpfälzische Vogtei Hagenbach, mit Neuburg, Berg, Pforz und Wörth, die, im vorigen Jahrhunderte, an Pfalz-Zweibrücken vertauscht ward.

Unterhalb des vorberührten bischöflich speierischen Unteramtes Jockrim und an dessen Nordseite, befand sich der, mit der Burg Germersheim vereinigte Bezirk, enthaltend die Dörfer Leimersheim, Kuhart, die Abtei Hert, Bellheim, Knittesheim, Ottersheim, Sondernheim und Westheim. Wir haben bereits in der römischen Periode Germersheim als den Ort bezeichnet, wo der vicus Julii zu suchen sei, welcher vortheilhafte, an der Einmündung der Queich in den Rhein gelegene, Punkt, nach der Zerstörung der römischen Niederlassung, in den folgenden Jahrhunderten gewiß nicht unbeachtet geblieben ist, daher schon Kaiser Konrad II. im eilften Jahrhunderte daselbst eine Burg errichtet haben soll. Sicherer ist die Angabe, Friederich der Rothbart habe auf dieser Stätte eine Veste gegründet, oder auch wohl jene frühere erneuert und erweitert, denn einer seiner dasigen Burggrafen erscheint 1175 als Heinrich Marschalk von Germersheim, dem also, dieser

Benennung zufolge, durch den Hohenstaufen, bezüglich seines jeweiligen Aufenthaltes in den Rheingegenden, noch ein besonderes Hofamt übertragen war. Hundert Jahre später rief König Rudolf der Habsburger in der Umgebung dieser Reichsburg eine Stadt in's Leben, die er mit eigenen Privilegien begabte, wodurch der Ort immer bedeutender und wichtiger wurde; allein derselbe verlor bald seine Selbstständigkeit und Vorrechte, indem, wie wir dieß schon mehrmals vernommen haben, der Kaiser Ludwig der Bayer auch Germersheim, Burg und Stadt mit Zubehörden, im Jahre 1330, an die Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I., für 6000 Mark Silbers, zu Pfand gab, wodurch dieselben endlich aus des Reiches in pfälzischen eigenthümlichen Besitz übergingen. Im Norden vom Amte Germersheim, unterhalb Mechtersheim (das früher der Abtei Eußersthal gehörte und nach deren Aufhebung durch Kurpfalz, im sechszehnten Jahrhunderte, jenem Amte einverleibt ward), also in geringer Entfernung, betreten wir in der Nähe Speiers wieder bischöfliches Gebiet, in welchem folgende Ortschaften lagen, die allmählich und zwar die meisten schon frühzeitig, in des Bisthums Hände kamen und demselben auch verblieben, deren Erwerbung wir jedoch, der uns gezogenen engen Gränzen wegen, nicht einzeln namhaft machen können, nämlich: Heiligenstein, Berghausen, Harthausen, Dudenhofen, Hanhofen, Otterstadt, Waldsee, die beiden Schifferstadt und westlich gegen das Gebirge hin: Hochdorf, Rödersheim, Deidesheim, Forst und Niederkirchen oder Niederdeidesheim.

So hätten wir denn nun, an der Hand der Geschichte, unseren Kreis durchwandert und, nach bestem Wissen, Gewissen und Vermögen (weil manche Partien gar dunkel und unsicher waren, ja einzelne sogar es noch sind) die Entstehung aller Orte in demselben, seit dem Beginne der historischen Kenntniß, namhaft gemacht und zugleich die Geschichte und Schicksale der Gebiete, wozu jene entweder früher gehörten, oder bei denen sie bis zur großen französischen Staatsumwälzung blieben, kurz erläutert; diejenigen Städte und Dörfer aber, welche später an das Kurhaus Pfalz gelangten und wie und wann dieß geschehen sei, werden wir in den nachfolgenden pfälzischen Abschnitten, ebenfalls in möglichster gebotener Kürze berühren, so wie denn auch, zum Schlusse des Ganzen, die Geschichte der ehemaligen wichtigen Reichs- und jetzigen Kreishauptstadt Speier und diejenige der übrigen hervorragendsten Städte unserer bayerischen Pfalz, in einem kurzen Abrisse, gleichfalls ihre Erledigung finden wird. Daß wir diese Periode die pfälzische benannten, wird dadurch gehörig gerechtfertigt und begründet erscheinen, weil von den 787 Städten, Flecken und Dörfern die unser Kreis zählt, 450, also über die Hälfte, zur Kurpfalz und zu ihren Nebenlinien gehörten, so daß demnach deren Geschichte sich an die des pfälzischen Herrscherhauses anlehnt und mit derselben auf's innigste verwebt ist, und zudem auch endlich unser Kreis so wie überhaupt das oberrheinische

Gebiet, heute noch mit Stolz den Namen seines angestammten Fürstenhauses trägt.

3) Die Pfalzgrafschaft bis zu deren Vereinigung mit dem Hause Wittelsbach, von 1155 bis 1214.

Wir haben schon oben angedeutet, Herzog Konrad, der Gründer der rheinischen Pfalzgrafschaft, hätte, bereits im Jahre 1147, mit seinem Bruder, dem nachherigen Kaiser Friederich I., die väterlichen Besitzungen getheilt, wodurch diesem das Herzogthum Schwaben, jenem aber die rheinfränkischen Güter zugefallen seien. Worin letztere bestanden haben, läßt sich, aus Mangel urkundlichen Beweises, nicht genau bestimmen, allein wenn wir von den Gütern und Besitzungen, die in der pavia'schen Haupttheilung vom Jahre 1329 als zu der Rheinpfalz gehörig bezeichnet werden, diejenige abziehen, welche seit 1155 bis 1329 durch die Pfalzgrafen erworben wurden, so stellt sich folgendes Ergebniß heraus. Als Ueberreste salischer oder rheinfränkischer Güter in unserem Kreise müssen wir dann annehmen: in der Nähe der Lintburg, der früheren Residenz der Herzoge Rheinfrankens, die Orte Dürkheim, Wachenheim, Friedelsheim, Gönheim, Ellerstadt, Alsheim, Assenheim, Schauernheim, Fußgönheim, Dannstadt, Mutterstadt, Neuhofen, Rheingönheim, Altrip, Maudach und Mundenheim; auch gehörten sicher die südlich dabei gelegenen Ortschaften Deidesheim, Forst, Niederkirchen und Rödersheim dazu, welche sich jedoch das Bisthum Speier frühzeitig, mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts, zueignete, und überhaupt scheinen sämmtliche zwischen der Isenach und Speierbach befindlichen Dörfer einen Theil dieses salischen Erbes ausgemacht zu haben, von denen, wie wir früher hörten, Haßloch, Böhl und Igelheim zu Falkenburg im Queichgebiete geschlagen wurden, die in der Nähe des Rheins, oder bei Speier gelegenen jedoch frühzeitig und vermuthlich größtentheils durch Schenkungen der salischen Kaiser, an die Speierer Domkirche gelangt sind. Theils zum Schutze der längs der Isenach befindlichen vorerwähnten Orte, theils aber auch zur Sicherung des salischen Eigenthums gegen die Uebergriffe der angränzenden Leininger, die, während jener oben geschilderten politischen Wirren, den schönsten Theil des ehemaligen Wormsgaues an sich gerissen hatten, errichtete der erste Pfalzgraf Konrad, oder auch wohl dessen Bruder, das Reichsoberhaupt, oberhalb des Dorfes Wachenheim, eine gleichnamige Veste, die zwar in dem Zwischenreiche des dreizehnten Jahrhunderts, den Pfalzgrafen entwältiget, später aber, 1274, von denselben wieder erworben ward. Ferner müssen wir, als eine nothwendige Folge des bisher Gesagten, zu diesen salischen Besitzungen der Speierer Linie die Ortschaften am Gebirge, von Deidesheim bis zur Speierbach, rechnen, nämlich Rupertsberg, Königsbach, Gimmeldingen, Lobloch, Musbach, Winzingen und auch Meckenheim, die sämmtlich ihren Stützpunkt in

der, am Eingange des Thales auf den Trümmern der alten Römerstätte und deren Befestigungen, durch die Hohenstaufen in's Dasein gerufenen, neuen Stadt (Neustadt) erhielten, so wie man auch, um dieselbe Zeit, zur Sicherung der letzteren und des Thaleinganges, die beiden Burgen Winzingen, oberhalb des Dorfes Hart und die Wolfsburg, in geringer Entfernung westlich hinter Neustadt, erbauete. Bei dem rheinfränkischen Orte Grevenhausen in dem Neustadter Thale, sahen wir bereits 987 durch den salischen Herzog Otto die Abtei St. Lambrecht (die derselbe, zur Begründung unserer obigen Behauptung, mit eigenen salischen Gütern, namentlich mit Gefällen und Einkünften in Schifferstadt, mit Gütern zu Schauernheim, mit der Kirche zu Steinweiler u. s. w. reichlich begabte), so wie in deren Nähe und hauptsächlich zu ihrer Beschützung, im dreizehnten Jahrhunderte die Besten Lindenberg und Lichtenstein erstehen, während Neidenfels, vornehmlich der Jagd und der Wälder wegen, erst im folgenden Jahrhunderte durch die Pfalzgrafen angelegt ward. Zugleich waren mit diesen salischen Erbgütern bedeutende Waldungen verbunden, die wir, wenn wir hinter Lambrecht der links hervorrauschenden Speierbach bis zu ihrem Ursprunge folgen, bei Elmstein finden, umschlossen von dem Falkenburger Gewälde der Frankwaide und den Haingeraiden und so wie später die Grafen von Leiningen in dem Elmsteiner Thale, links der Speierbach, zwei feste Häuser, Erphenstein und Breitenstein, zum Schutze ihres Falkenburger Waldes und rechts jenes Baches der Bischof von Speier, wegen der zur Kestenburg gehörigen Wälder, die Burg Spangenberg erbauen ließen, ebenso erhob sich durch den Hohenstaufen und ersten Pfalzgrafen Konrad, um die beträchtlichen Waldungen, nebst der im Thale ziehenden Laudstraße schirmen zu können, schon im zwölften Jahrhundert, die Beste Elbstein, in deren Umgebung nachher die Dörflein Elmstein, Igelbach und Appenthal entstanden.

Da bei der Theilung des väterlichen Erbes zwischen dem Herzoge und späteren Kaiser Friederich I. und seinem Bruder Konrad 1147, jener das Herzogthum Schwaben, dieser aber die salischen oder rheinfränkischen Güter erhielt, so können demnach letztere nicht unbedeutend gewesen sein und müssen, außer den eben erwähnten, in unserem Kreise liegenden, auch noch in anderen Burgen, Ortschaften und deren Zubehörden bestanden haben. Wir können oder müssen daher, weil die oben berührten Pfalzgrafen von Aachen, deren Würde und Besitzungen jenem Konrad 1155 verliehen wurden, nur am Unter- und nicht am Oberrheine begütert waren, mit gutem Grunde hier annehmen, die übrigen, dem Herzoge Konrad zugefallenen, salischen Erbgüter seien am rechten Rheinufer, im Lobdengaue, Kraich- und Elsenzgaue, zu suchen, weil auch die Leininger, Bolander, Falkensteiner, Rauh- und Wildgrafen den ganzen Wormsgau an sich gezogen hatten und wir höchstens noch die Stadt Alzei zu den, aus jenen Zeiten der Willkür

unter den letzten Saliern, geretteten rheinfränkischen Besitzungen rechnen können. Zu denselben gehörten also, nach solchen Voraussetzungen auf der rechten Rheinseite: Heidelberg, wo vielleicht schon der schwäbische Herzog Friederich der Einäugige, der Vater des Pfalzgrafen Konrad, die sogenannte obere Burg, um sein ererbtes salisches Gebiet zu schützen, angelegt hatte, mit Bergheim, Neuenheim, Ilvesheim, Seckenheim, Rohrbach, Nußloch, Eppelheim, Schwetzingen und andern, Wiesloch, Burg und Stadt mit Zubehörden, die Vesten Rheinhausen bei Mannheim und Wellersau oder Wersau, die Burgen Harfenberg und Obrigheim am Neckar, Steinsberg die Veste und Hilsbach, diese alle sammt zubehörigen Dörfern und endlich Weinheim, Burg und Stadt, nebst den Orten Lautenbach, Hausen, Hemsbach, Groß- und Hochsachsen, Virnheim, Walstatt, Sunthofen, Käferthal, Veidenheim u. a., die sämmtlich in den drei vorbemerkten Gauen lagen.

Zu diesen schönen und einträglichen salischen Besitzungen dies- und jenseits Rheins, denen vielleicht noch manche andere hätten angereihet werden können, wenn die Nachrichten und Urkunden aus jener Periode des Werdens und Entstehens neuer staatlicher Verhältnisse nicht allzuschwankend und zugleich zu spärlich wären, kamen nun noch im Jahre 1155, als eine Folge der Uebertragung der Pfalzgrafenwürde (womit, von den Saliern herrührend, die wichtigsten Vogteirechte über die Erzstifter Mainz, Trier und Köln, so wie auch über andere Hochstifter und bedeutende Abteien, als Worms, Speier, Würzburg, Fuld, Lorsch, Limburg u. s. w. verknüpft waren) an den schwäbischen Herzog Konrad, durch seinen Bruder den Rothbart, die pfalzgräflichen Güter am unteren Rheine, bestehend in der Veste Pfalzgrafenstein und folgenden Burgen an den Ufern jenes Stromes: Stahlberg, Stahleck, Braunshorn, Fürstenberg und Reichenstein, ferner der Stadt Bacharach, mit den Thälern Diebach, Stegen und Mannbach ꝛc., dem Marktflecken Rheinböllen, so wie in den Vesten Stromburg und endlich Turon an der Mosel, sammt den damit verbundenen Dörfern, Gütern und Gerechtsamen. Diese bisher aufgezählten Gebietstheile bildeten den Anfang und den Kern der nachher so wichtigen Pfalzgrafschaft am Rheine, deren Träger und Beherrscher sich, im Laufe der Jahrhunderte, zum ersten und bedeutendsten weltlichen Reichsfürsten emporschwangen und tief und mächtig auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes einwirkten. Wir wollen nun den Gang solcher Entwickelung von Geschlecht zu Geschlecht verfolgen und dann in der Ortsgeschichte unseres Kreises zugleich nachweisen, wie sich dadurch der pfälzische Staatskörper allmählich zu einem großen Ganzen gestaltet hat.

Jene rheinfränkischen und pfalzgräflichen Besitzungen lagen größtentheils einzeln oder lose und hatten noch keinen festen Zusammenhang unter einander, daher es eine Hauptaufgabe für den neuernannten Pfalzgrafen Konrad war, die Vereinigung dieser zerstreut liegenden Güter wenigstens

anzubahnen, oder auch theilweise zu vollbringen. Derselbe war, als ein entschiedener kräftiger Fürst, ganz dazu geeignet, solcher Aufgabe auch wirklich zu entsprechen, bei deren Ausführung ihn sein mächtiger kaiserlicher Bruder unterstützte und wobei ihm zugleich die, in seiner Hand ruhenden, Vogteigerechtsame sehr gut zu statten kamen. Viele Kämpfe hatte er deßhalb mit Weltlichen und Geistlichen zu bestehen, welche sich, wie uns bekannt ist, in den politischen Wirren seit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts, auf dem Wege der Gewalt und des Unrechts, manches schöne Stück von den salischen oder pfalzgräflichen Gütern zugeeignet hatten, was hauptsächlich mit den Erzhirten zu Trier und Köln der Fall war. Aehnliche Zerwürfnisse mußten nothgedrungen auch mit den Oberhirten von Worms und Speier eintreten, welche ebenfalls, gleich den Gaugrafen, in jener Zeit großer Staatsunruhen, im Lobden-, Speier- und Kraichgaue salische Besitzungen an sich gezogen hatten und denen er sie, theilweise mit Waffengewalt wieder entreißen mußte, um sein Erbe am oberen Rheine zu ergänzen und abzurunden. Man erinnere sich z. B. nur der berüchtigten Thatsache, als hätte Bischof Johannes von Speier, ein Abkömmling der Grafen im Kraichgau, seinem Hochstifte, im Jahre 1100, Deidesheim, nebst den Vesten Kestenburg, Meisterfel, Spangenberg und Lindenburg eigenthümlich geschenkt oder zugeeignet, wenn wir die Mittel kennen lernen wollen, welche damals theilweise versucht oder gebraucht wurden, um sich, unter dem Scheine des Rechtes, Besitzungen anzueignen! — Wir können zwar von solchen Erwerbungen Konrads nichts bestimmt, oder namentlich bezeichnen, allein die Klagen eines Chronisten über denselben, er habe den Geistlichen viele Orte und Güter in den Rheingegenden entzogen und für sich behalten, können uns von dergleichen Vorgängen vergewissern. So nahm er auch dem Wormser Bischofe manche Besitzungen im Neckarthale wieder ab; indessen scheinen aber doch die Irrungen mit diesem Prälaten sich damit friedlich geendigt zu haben, daß der Pfalzgraf demselben seitdem seine Stammburg Heidelberg zu Lehen auftrug.

Da dessen Ehe mit keinem männlichen Sprossen gesegnet war, so bewirkte er bei dem Erzbischofe Philipp in Köln die Uebertragung des niederrheinischen pfalzgräflichen Lehens der Burg Stahleck und der Vogtei Bacharach, auf seine einzige Tochter Agnes im Jahre 1189, deren, ans romantische streifende, aber von deutscher Treue zeugende, Vermählung mit dem Sohne Heinrichs des Löwen, dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, 1193, wodurch man die seitherigen nachtheiligen Zerwürfnisse zwischen den Welfen und Waiblingern versöhnt und ausgeglichen wähnte, allgemein bekannt ist. Konrad starb zwei Jahre nachher und so kam die Pfalzgrafschaft an's welfische Haus, allein das Verhängniß wollte es nicht, daß sie bei demselben blieb, indem der einzige gleichnamige Sohn jenes Herzogs Heinrich, dem er die rheinpfalzgräfliche Würde und Länder 1211 einge-

räumt halte, drei Jahre darauf ohne Erben verschied. Für die Vermehrung der Pfalz konnte jener Heinrich der Aeltere nichts thun, denn seine Tage waren zu unstät, auch machte er 1198 einen Kreuzzug mit und die Wahl seines Bruders, Otto's IV., zum deutschen Könige nach dem Ableben Heinrich's VI., (1197), welchem der Hohenstaufe Philipp von Schwaben entgegengesetzt ward, verwickelte ihn in die auf's neue entbrannten blutigen Kämpfe der alten Feinde, der Welfen und Waiblinger, bis zu seiner Abdankung oder Uebergabe der Pfalz an seinen Sohn, worauf er sich in seine Stammlande zurückzog und daselbst 1227 starb. Diese Unruhen, vornehmlich aber der eben angedeutete Kreuzzug, waren zugleich die Ursache, daß er alte pfalzgräfliche Güter am Unterrhein und an der Mosel an die Spanheimer Grafen und sogar die Vogtei über das Erzstift Trier an letzteres selbst, veräußern mußte. Von seinem und seines Sohnes sonstigen Wirken zum Besten der Rheinpfalz ist uns nichts weiter bekannt und nach dem tödtlichen Hingange des letzteren, gelangte die rheinische Pfalzgrafschaft, wie wir im folgenden Abschnitte hören werden, an das erlauchte Wittelsbacher Geschlecht.

Von sonstigen Vorgängen und Ortsveränderungen unter den seitherigen Pfalzgrafen haben wir noch zu bemerken, daß Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1196 der Wormser Kirche tauschweise gegen den Zoll zu Boppard, die Vogtei zu Dirmstein, die er von den Grafen von Zweibrücken erworben hatte, überließ, durch welche Veranlassung jenes Hochstift später in den Besitz Dirmsteins und Laumersheims kam. In jenem Dorfe ließen sich viele Adeliche nieder und erbaueten sich Burgen darin, wodurch dasselbe mit der Zeit zu einem bedeutenden Orte anwuchs und, wegen der vielen Gemeinsherren, gleichsam als ein großes Ganerbenhaus angesehen werden konnte. Eben dieses Verhältniß mochte aber auch dem Wormser Bischofe Johannes bedenklich vorkommen, daher er 1419 dem Pfälzer Kurfürsten Ludwig IV. die Hälfte dieser Vogtei oder des Gerichts, das in jenen beiden Dörfern bestand, sammt allen damit verknüpften Rechten, Gütern und Einkünften, verkaufte und seitdem blieben Pfalz und Worms in Gemeinschaft daselbst bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts; auch errichteten die Bischöfe von Worms in Dirmstein ein Schloß zu ihrer Sommerwohnung.

Während der langjährigen erbitterten Kämpfe der beiden erwählten Reichsoberhäupter, Otto's IV. und Philipps von Schwaben, welche auch sehr nachtheilig auf die gedeihliche Entwicklung des rheinischen Landes einwirkten, hatten sich die in Beningen und in den pfälzischen Orten Dudweiler, Gommersheim, Altdorf, Böbingen, Lachen, Freisbach und Weingarten gesessenen Ritter und Adelichen, die auch von diesen Dörfern ihre Benennungen führten, zur Sicherheit ihrer Familien und ihres Eigenthums in jenen gefahrvollen Läufen, ungefähr ums Jahr 1206, zur Erbauung

einer Burg, oder eines festen Ganerbenhauses in der Nähe ihrer Edelsitze, vereiniget, welchem Vorhaben die Veste Krobsburg, zwischen der Riet- und Kestenburg, oberhalb St. Martin ihr Entstehen verdankte. Später, im sogenannten Zwischenreiche, schlossen sich noch andere Standes- und Gesinnungsgenossen und unter diesen vorzugsweise die von Odenbach bei Kaiserslautern, die von Lichtenstein im Neustadter Thale und die von Friesenheim bei Oggersheim am Rheine, an dieselben an, bis dann zuletzt die alte Familie der Kämmerer von Worms genannt von Dalberg in den alleinigen Besitz der Krobsburg gelangte, auch später damit das, 1585 von den von Rosenberg erkaufte Dorf Essingen verband und nun beide bis zur jüngsten Zeit behielt. Zugleich müssen wir hier noch bemerken, daß der weit verbreitete Templerorden während des zwölften Jahrhunderts ebenfalls Güter in unserem Kreise erwarb und dieselben zu Commenden, oder sogenannten Tempelhöfen vereinigte, von denen uns folgende bekannt geworden sind, nämlich die Rothenburg im Walde von Göllheim, die Tempelhäuser in Eisenberg, zum See bei Kirchheim an der Eckbach, zu Heuchelheim bei Frankenthal, zu Mußbach und in der Reichsstadt Speier, welche Besitzungen, nach der gewaltsamen Unterdrückung des Ordens, zum größten Theile den Johannitern zufielen.

4) Die rheinische Pfalzgrafschaft bis zur Trennung derselben vom Wittelsbacher Stamme, von 1214 bis 1329.

Herzog Ludwig I. von Bayern, der Sohn Otto's des Großen von Wittelsbach, hatte sich dem Hohenstaufen Friederich II., sogleich nach dessen Erhebung auf den deutschen Königsthron, angeschlossen und half auch auf's kräftigste dessen Sache verfechten, daher ihm derselbe, als Belohnung seiner Anhänglichkeit und Verdienste, im Jahre 1214 die erledigte Pfalzgrafschaft am Rheine übertrug. Bei der Besitznahme derselben zeigten sich jedoch Schwierigkeiten, zudem ließen sich des neuen Pfalzgrafen Beamten auch allerlei Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen, kurz die Rheinpfälzer lehnten sich gegen ihren neuen Herrn auf, nahmen ihn sogar gefangen und er mußte sich mit schweren Summen aus der Haft lösen. Da suchte derselbe andere Wege einzuschlagen, um die ihm übertragene Würde dauernd behaupten und die Bewohner der Pfalz für sich gewinnen zu können, denn Ludwig I. war wohl Pfalzgraf durch des Kaisers Wohlwollen und Macht, allein noch lebte der Pfalzgraf Heinrich von Braunschweig der Aeltere (der, wie bemerkt, erst 1227 starb) und wiewohl dessen Sohn, Heinrich der Jüngere, 1214 ohne leibliche Erben aus der Welt geschieden war, so hatte doch jener noch ein Töchterlein, Agnes geheißen, welcher ein Recht an die erledigte Pfalzgrafschaft gebührte und daher stammte die Anhänglichkeit der Pfälzer an ihren alten Gebieter und an dessen Familie, so wie auch ihre Abneigung gegen den neuen Pfalzgrafen und Herrn.

Herzog Ludwig I. fand also für gut und gerathen, den ihm durch des Reichsoberhauptes Gnade verliehenen Ansprüchen auf die Pfalz, auch noch seine Berechtigung dazu beizufügen und dieß geschah durch die Verlobung seines Sohnes Otto mit der Erbpfalzgräfin Agnes, beide damals noch in zartem Alter, wodurch die Gemüther der Rheinpfälzer beruhigt wurden. Herzog Ludwig I. von Bayern verwaltete also seitdem unser Pfälzer Gebiet als Verweser für jene Agnes, deren Namen deßhalb in allen öffentlichen Verhandlungen erscheint und deren Vermählung mit Otto I., oder dem Erlauchten, 1225 gefeiert ward, worauf sein Vater demselben, drei Jahre später, die, ihm nun rechtmäßig gebührende, Pfalzgrafschaft am Rhein überantwortete, während er selbst, bis an sein tragisches Ende 1231, noch das Herzogthum Bayern regierte, das dann auch seinem Sohne, jenem Pfalzgrafen, zufiel. Von dem Wirken beider in der linksrheinischen Pfalz sind uns wenige Daten aufbewahrt, indem überhaupt unter der Regierung Kaiser Friederichs II. und, während dessen fünfzehnjährigen Abwesenheit in Italien, unter seinem unruhigen rebellischen Sohne, dem Könige und Reichsverweser Heinrich, die Zustände Deutschlands äußerst unsicher und verwirrt waren. Von Otto I. kennen wir nur einige sparsame Nachrichten bezüglich unserer Pfalz, nämlich aus dem Jahre 1248, wie wir nachher hören werden und von 1229, als er seinem Getreuen Edbert, Schenke zu Elbstein, gestattete, dem deutschen Orden einen Zins von dessen Hofe in Büdesheim, der pfälzisches Lehen war, zu schenken, aus welcher, zu Alzei ausgestellten, Urkunde, wir zugleich sehen, jener Pfalzgraf sei damals im Besitze dieser, aus dem salisch-fränkischen Erbe noch geretteten, Stadt gewesen. Ueberdem konnte auch unter der Verwaltung dieser beiden Pfalzgrafen, des Vaters und Sohnes, auf dem linken Rheinufer von keinen neuen Erwerbungen die Sprache sein, weil, wie wir ja aus der Schilderung unseres rheinischen Landes seit dem Regierungsantritte des Kaisers Friederich I. und des ersten rheinischen Pfalzgrafen Konrad wissen, alle einzelnen Gebiete, die sich aus der, nach den Saliern eingetretenen, Reichszersplitterung gebildet hatten, in festen Händen und zwar entweder der eigenmächtigen Grafen und Dynasten, oder, wie im ehemaligen Speiergaue, in denen des Reiches waren. Während der sogenannten Zwischenherrschaft unter den ausländischen Königen Wilhelm von Holland und Richard aus England, wurden indessen die politischen Bande sehr gelockert, so daß sich auch die bisher bestandenen Verhältnisse durch die Lehensaufträge der nachherigen Kaiser und Könige auflöseten. Unsere Pfalz war also unter Otto dem Erlauchten ruhig und gesichert, allein um so mehr ward, bei jenen allgemeinen Wirren, Otto's Thätigkeit in dem Herzogthume Bayern in Anspruch genommen, bis an sein, im Jahre 1253 erfolgtes, Lebensende.

Dessen beiden Söhne, Ludwig II. und Heinrich, wurden bald streitig

über des Vaters Nachlaß und sie endigten daher die gemeinschaftliche Regierung durch eine Theilung im Jahre 1256, wobei letzterer Niederbayern, jener aber mit Recht der Strenge zubenannt als der ältere, Oberbayern und die Pfalz erhielt, von dessen Auftreten und Handeln am linken Ufer des Rheines wir nun häufigere Beweise, als von seinen Vorgängern finden. In den Jahren 1256 und 1258 genehmigte er die Schenkung des von der Pfalz zu Lehen gehenden Patronates nebst Zehnten zu Dannstadt an das bei der Neuenstadt gelegene Nonnenkloster Sanct Lambrecht, welche Briefe abermals in Neustadt und Alzei ausgefertigt wurden, so wie er auch während seines Kampfes mit dem Wormser Oberhirten wegen des Dorfes Neckarau, seine Sorgfalt für Lambrecht bewies, indem er seinem Vogte und den Bürgern zu Neustadt 1261 und 1262 von Alzei aus den gemessenen Auftrag ertheilte, jenes Kloster nebst dessen Besitzungen gegen alle Beeinträchtigungen Anderer zu schirmen und 1269 übergab er, zum Schutze seiner Neustadt und deren Umgebung, die Wolfsburg einem tüchtigen Adelichen, als pfälzischem Burgmanne und zugleich traten auch Neustadt und Speier dem mächtigen Bunde bei, welchen die Städte am Rheine in jenen gefahrdrohenden Zeiten, 1255, errichteten, an dessen Spitze unser hochherziger Pfalzgraf stand. Derselbe war auch einer der thätigsten Mitwirkenden zur Wahl Rudolf's von Habsburg zum Könige der Deutschen 1273 und erhielt von demselben als dessen Eidam im folgenden Jahre zur theilweisen Mitgift seiner Gattin Mechtild, die ehemals salische wichtige Reichsburg Wachenheim mit allen ihren Zubehörungen (zu denen auch das von dieser Veste abhängige Dorf Mutterstadt zählte), die seitdem fortwährend einen Bestandtheil der Rheinpfalz ausmachte und in welche Burg Ludwig der Strenge 1278 den Grafen Emich IV. von Leiningen als Burgmann einsetzte. Der nämliche Graf war bereits früher 1248 durch Otto den Erlauchten und durch dessen zwei Söhne Ludwig II. und Heinrich, ebenfalls zum Burgmanne in Winzingen aufgenommen worden, welche Veste der strenge Pfalzgraf 1281 seinem ältesten Sohne, jenem Ludwig, bei seiner Verlobung mit Elisabetha von Lothringen nebst Neustadt, Wolfsburg, Elbstein u. s. w. einräumte, in welcher Verschreibung auch Burg und Dorf Friesenheim vorkommen, die also damals schon durch die Pfalzgrafen erworben waren. Das Dorf Meckenheim erkaufte Herzog Ludwig II. im Jahre 1287 von Diether zu Hohenfels und seitdem erbauete sich die in Pfeddersheim gesessene Familie von Meckenheim einen Burgsitz in diesem Orte und nannte sich darnach, aus welcher Friederich von Meckenheim, der seitdem mit dem Interesse der Pfalzgrafen genau verbunden war, einige Jahre später 1290 als Burgmann in der nahen Veste Wachenheim erscheint. Als letzte Nachricht von Ludwig dem Strengen finden wir, daß er 1291 den Grafen Walram zu Zweibrücken für 300 Mark zum Burgmanne in Neustadt aufnahm, der ihm für jene Summe zugleich dasjenige zustellte,

was er bisher an der Burg Elbstein inne gehabt hatte und 1294 ging jener Fürst zu Grabe.

Drei Jahre zuvor hatte auch der König Rudolf I. von Habsburg seine rühmliche Laufbahn vollendet, dessen Thaten und Handlungen gleichfalls nicht ohne Bedeutung für die späteren Verhältnisse der Pfalz waren; denn so wie der große Hohenstaufe Friederich I. die aus den in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nach der Erniedrigung der deutschen Königswürde hochgehenden stürmischen Wogen geretteten Reichsgüter durch die Anlagen von Burgen und festen Plätzen zu schirmen suchte, wie wir weiter oben dargethan haben, eben so glaubte Rudolf I. in dem freien Bürgerthume, das er durch die Errichtung neuer, so wie durch die Bestätigung oder Erweiterung der Privilegien älterer Reichsstädte zu begründen strebte, der weltlichen Macht eine Hauptstütze zu schaffen, auch gab er den angesehensten gräflichen Familien, zumal denjenigen an welche ihn Verwandtschaftsbande knüpften, die meisten der noch vorhandenen Reichsburgen ein, um sie der Krone zu erhalten, allein dadurch legte er, wiewohl nicht absichtlich, den Grund zur nachherigen Verschleuderung und Zersplitterung derselben, indem sich aus deren Zubehörden unter seinen Nachfolgern besondere selbstständige und dem Reiche gänzlich entfremdete Herrschaften bildeten, wodurch sich zugleich, seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, den Pfalzgrafen ein weites fruchtbares Feld zu vielen neuen Erwerbungen, so wie zur Erweiterung und Abrundung ihrer seither noch getrennten und unzusammenhängenden Territorien in den rheinischen Gegenden eröffnete. Wir wollen deßhalb jetzt kurz berühren, was in der vorhin angedeuteten ersteren Beziehung hinsichtlich der freien Städte durch jenen König in unserem Kreise geschah, da wir in dem früheren Abschnitte: „Wie sich die Gauverfassungen auflösten," bereits diejenigen Reichsburgen im Speiergaue genannt und angemerkt haben, welche Rudolf I. angesehenen Geschlechtern zur Beschützung eingeräumt hatte. Von dessen Sorgfalt für die Begründung und Pflege des Bürgerthums, finden wir in unserem kleinen pfälzischen Ländchen folgende glänzenden Beweise: sogleich nach seiner Erhebung auf den Thron der Deutschen bestätigte er, gleich seinen Vorgängern am Reiche, 1273 die Vorrechte und Freiheiten der Reichsstadt Speier und im folgenden Jahre erwies er dem durch Kaiser Friedrich II. zur Stadt erhobenen Annweiler, nicht nur die nämliche Gnade, sondern er ertheilte derselben 1286 auch noch eine besondere wichtige Vergünstigung wegen der Pfahlbürger. Landau erhob er 1274, Hagenbach am Rhein im Jahre 1281 und Bergzabern 1286 zu Städten, mit Freiheiten und Rechten, wie sie die Stadt Hagenau zu genießen hatte; Neustadt und Wolfstein hingegen begnadigte derselbe Monarch 1275 mit Stadtrechten und eben so in Jahresfrist Germersheim und Kaiserslautern, diese vier sämmtlich mit solchen Freiheiten, deren sich Speier zu erfreuen

habe; ja sogar den Bürgern des Dorfes Godramstein bei Landau ertheilte derselbe 1285 den Genuß der Rechte der Reichsstadt Speier.

Pfalzgraf Ludwig der Strenge endigte, wie gesagt, sein vielbewegtes Leben im Jahre 1294 und dessen ältester Sohn Rudolf I. beherrschte Bayern und die Pfalz, in seinem und seines unmündigen Bruders Ludwig III. Namen, bis zum Schlusse des Jahres 1300, aber seit dem darauf folgenden Jahre regierten sie gemeinsam. Während des Verweilens der Pfalzgrafen im Herzogthume Bayern verwaltete ein sogenannter Vicedom, auch gewaltiger Amtmann am Rheine geheißen, die Pfalz an deren Stelle, der seinen Amtssitz in Neustadt hatte und wir finden von einem solchen Beamten schon 1296 einen Erlaß wegen der Abgaben für den Schutz der Kirchweihe in Neuhofen. Rudolf I. befand sich oft am Rheine, in Neustadt, Heidelberg und Lindenfels, denn 1299 überließ er dem Nonnenkloster in Frankenthal die Alment hinter Hempyngsheim (die jetzigen Hemshöfe bei der Stadt Ludwigshafen am Rhein) mit der Verpflichtung Dämme daselbst anzulegen, damit die Gemeinde Friesenheim durch das Wasser nicht beschädigt werde und 1300 schenkte er den Nonnen zu Lambrecht ein Haus in Winzingen. An den Kriegszügen und Schicksalen des Königs Adolf von Nassau, seines Schwähers, nahm derselbe thätigen Antheil bis zu dessen Tode, den er 1298 in der entscheidenden Schlacht bei Göllheim fand; er schloß sich zwar nachher an seinen Oheim, den König Albrecht I., an, allein er und die drei rheinischen Erzhirten verfeindeten sich bald mit demselben, der deßhalb im Jahre 1301 durch seine Kriegsheere die pfälzischen Besitzungen und darunter auch die linksrheinischen sehr beschädigen ließ. So wie Ludwig III. seine Volljährigkeit erreicht hatte, führten die beiden aus den zwei letzten Ehen ihres Vaters stammenden sehr ungleichen Brüder (Rudolf I. war nämlich roh und heftig), seit 1301 die Regierung gemeinschaftlich und so finden wir dieselben 1303 zu Neustadt, welcher Stadt sie die Zusicherung ertheilten, sie gleich ihrem Vater schirmen zu wollen. Die Einigkeit unter denselben hatte jedoch keinen langen Bestand und mehrmals standen sie mit den Waffen in der Hand einander feindselig gegenüber, während welcher Zerwürfnisse die Orte und Bewohner der Rheinpfalz auch manches leiden und erdulden mußten. Nach dem Hinscheiden des Königs Albrecht näherten sich wohl beide einander und söhnten sich sogar aus, allein die Wahl König Heinrichs VII. 1308 wurde wieder die Veranlassung zu neuen Irrungen unter ihnen, sie trennten sich feindlich, theilten das Herzogthum Bayern 1310 und bekriegten sich eine Zeitlang daselbst, um im Jahre 1313 abermals eine Vereinigung zu treffen und um die Rheinpfalz nebst Bayern wiederholt in gemeinsamer Verwaltung zu behalten. Der Tod Heinrichs VII. war für die beiden eben damals in der Pfalz verweilenden Brüder ein Grund, mit der Reichsstadt Speier 1313 ein dreijähriges Schutz- und Trutzbündniß

bezüglich ihrer rheinischen Besitzungen einzugehen, allein die Wahl des jüngeren Bruders zum deutschen Könige 1314 erzeugte jedoch wieder neuen Hader zwischen ihnen, welcher zwar in Jahresfrist durch einen Vertrag ausgeglichen ward, aber die Eintracht war nur von ganz kurzer Dauer, denn Rudolf I. mußte sich 1316 flüchten und, durch die Noth gezwungen, ein Jahr später seinem Bruder Ludwig seinen Landesantheil überlassen (wobei seiner Gattin, der Pfalzgräfin Mechtilde, nur Weinheim und Lindenfels als Witthum vorbehalten blieb); das Heimathland sah er nie wieder, denn er überlebte sein trauriges Geschick nur um einige Jahre und starb 1319 in Oesterreich.

König Ludwig trug den auf seinen Bruder Rudolf I. geworfenen Groll sogar auf dessen drei unmündige Söhne, Adolf, Rudolf II. und Ruprecht I. über, indem er sie später nicht zu ihrem rechtmäßigen Erbe kommen ließ. Er behielt sowohl das Herzogthum, als auch die Rheinpfalz fortwährend in festem Besitze und muß deßwegen, unter dem Namen Ludwig III., als Pfalzgraf bei Rhein anerkannt und in die Reihe derselben eingestellt werden, denn er beherrschte das Pfälzer Gebiet nicht als Vormünder oder Verweser für seine vorgenannten Neffen, sondern wie mehrere seiner Urkunden bezeugen, als wirklicher Regent unseres Landes.[1]) Adolf, der älteste Sohn Rudolfs I., der sich mit seiner Mutter und Vormünderin seit 1320 in den rheinischen Gegenden aufhielt, muß aber ebenfalls als regierender Pfalzgraf angenommen werden, obgleich ihm der König, sein Oheim, die Pfalz nie förmlich abgetreten hatte. Dieser Monarch war bekanntlich in langjährigen schweren Kriegen mit seinem Gegenkönige, dem Herzoge Friederich dem Schönen von Oesterreich, befangen, von welchem letzteren, der in seinen Elsässer Besitzungen einen Hauptstützpunkt seiner Macht hatte, wir auch mehrere Beweise königlicher Regierungshandlungen in unserem Lande in Händen haben und während dieser kriegerischen Vorgänge suchte sich nun der seit 1321 volljährig gewordene Adolf, gleichfalls seinem Oheim gegenüber als Pfalzgraf bei Rhein zu erhalten und zu behaupten, was durch manche dafür sprechende Thatsachen erhärtet werden kann, bei welchen er als selbstständiger Regent auftrat. In einer Witthumseinwilligung für einen Lindenfelser Burgmann von 1320, seitens der Mutter und Vormünderin Mechtilde, bekannte ihr Sohn, Herzog Adolf, diese Verschreibung ebenfalls zu halten, wenn es an ihn d. h. wenn er zur Regierung gelange und zwei Jahre darauf erklärten

[1]) Derselbe sagt unter anderm in der Privilegiumserneuerung für Lambrecht von 1323, er habe es gethan: nedum ex auctoritate Regia, verum eciam ex Dominio Comicie Pallatine, nobis competenti und als die Grafen von Leiningen demselben 1323 die Stadt Oggersheim veräußerten, heißt es ausdrücklich, sie hätten dieselbe verkauft dem Könige, als Pfalzgrafen und den Herzogen, die der Pfalz Erbe sein sollen.

jene Herzogin Mechtilde und ihr Sohn Adolf, Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, nebst ihren Helfern, den Grafen von Nassau, Spanheim und den Wildgrafen, sie wollten den Erzbischof Balduin zu Trier und den König Johann von Böhmen in den ihnen durch den König Ludwig verpfändeten pfalzgräflichen Besitzungen Stahlberg, Stahleck, Bacharach u. s. w. unangefochten sitzen lassen. Im Jahre 1325 belieh Adolf, als Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, den Grafen Philipp von Spanheim mit der Veste Lichtenberg im Odenwalde, nach Jahresfrist ertheilte er, in derselben Eigenschaft als regierender Herr, dem Johann von Meckenheim Güter und Gefälle zu Meckenheim und Dürkheim als (Wachenheimer) Burglehen und 1327 starb er mit Hinterlassung eines einzigen Söhnchens, des nachherigen Pfalzgrafen und Kurfürsten Ruprechts II. König Ludwig beharrte indessen fortwährend in seiner Abneigung gegen seine zwei andere Neffen, von denen der Aeltere, Rudolf II., bei Adolfs Tode schon majorenn war, der andere aber, Ruprecht I., bald achtzehn Jahre zählte und schloß beide von der Regierung aus, bis derselbe doch endlich nach Verlauf von zwei Jahren auf seinem Zuge nach Italien anderen Sinnes ward und jenen das schon längst gebührende väterliche Erbe zutheilte, seit welcher Begebenheit aber auch die Rheinpfalz als selbstständiges Fürstenthum, zugleich außer aller näheren Verbindung und Gemeinschaft mit dem Wittelsbacher Stamme kam, wie uns der folgende Abschnitt belehren wird.

Am Schlusse des gegenwärtigen haben wir noch zweier Erscheinungen zu gedenken, nämlich der während des dreizehnten Jahrhunderts in unserem Pfalzkreise gestifteten Klöster und dann des Institutes der Landvögte im Speiergaue. Jene sehen wir in kurzen Zwischenräumen, vorzüglich während des durch den Hohenstaufen Friederich II. erneuerten heftigen Kampfes mit dem römischen Stuhle und zur Vermehrung dessen Macht, so wie überall also auch in unserem gesegneten rheinischen Lande, wie Pilze aus der Erde aufschießen, nämlich zu Hertlingshausen ein Nonnenconvent um's Jahr 1214, Franziskaner in Speier 1219 und zu Kaiserslautern im folgenden Jahre, eine Deutschordenscommende in jener Stadt 1230, Cisterzernonnen zu Heilsbrück in demselben Jahre, Dominicanerinnen in Speier 1231, Cisterzerinnen zu Sion 1232 und in Rosenthal 1241, Wilhelmiter zu Gräfinthal 1243, Reuerinnen in Johanniskirchen um 1250; die Deutschordenscomthurei zu Einsiedel hinter Kaiserslautern bestand bereits vor 1253, Dominicaner 1260, Augustiner-Eremiten 1265 und Carmeliten 1270 zu Speier, Augustiner-Chorherren 1276 und Eremiten in Landau gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Hinsichtlich der Landvögte müssen wir als ausgemacht annehmen, daß schon der große Hohenstaufe, Friederich der Rothbart, bei der oben geschilderten neuen Einrichtung und Verwaltung des nach jenen lang-

jährigen politischen Wirren noch bei dem Reiche gebliebenen Speiergaues (da die an einzelne Dynastenfamilien eigenthümlich übergegangenen und der deutschen Krone entrissenen Worms- und Nahegaue &c. keiner Landvögte mehr bedurften), sicherlich auch daran gedacht und dafür gesorgt haben werde, zur Ueberwachung und Handhabung dieser neuen staatlichen Ordnung, an die Stelle der eingegangenen Gaugrafen, andere Verwaltungsbeamten zu ernennen, obgleich wir keinen derselben aus dieser Zeit namhaft machen können, allein schon unter dessen Sohne, dem Könige Philipp von Schwaben, treffen wir im Jahre 1206 den Grafen Friederich I. von Leiningen als ersten Landvogt des Speiergaues urkundlich an. Die mannichfachen Befugnisse und Amtsverrichtungen dieser Vögte bestanden in der Beschützung der dem Reiche gehörenden kaiserlichen Burgen, Güter, Einkünfte und Gerechtsame; ferner in der Ausübung des Richteramtes über Bürger und Hörige auf dem uns bekannten Lutramsforste, dem öffentlichen Gerichts-, Mal- oder Dingplatze; dann in der Handhabung des Geleites und der Sicherheit auf öffentlichen Landstraßen, so wie in der Ueberwachung der dem kaiserlichen Fiscus zustehenden Wälder und Jagden, zugleich lag ihnen aber hauptsächlich ob, Kirchen und geistliche Anstalten &c. in ihren Rechten und eigenthümlichen Gütern zu schirmen und um diesen vielseitigen Pflichten und Obliegenheiten nachkommen zu können, waren denselben noch besondere Untervögte beigegeben. Jene Würde war nicht erblich, sondern die Reichsoberhäupter beehrten nur die tüchtigsten und angesehensten edeln Männer, welche ihr vollkommenes Vertrauen besaßen, mit solch' wichtigem Amte, dessen Träger also auch nur in des Monarchen Namen und zu dessen, so wie zu des Reiches Besten handeln mußten. Nach obigem Grafen von Leiningen, welchem Kaiser Philipp 1206 den Schutz der Abtei Limburg übertrug, finden wir eine urkundlich begründete und ziemlich vollständige Reihenfolge der kaiserlichen oder königlichen Landvögte des Speiergaues, deren Wirksamkeit sich auch manchmal noch über andere nahegelegene Reichsgebiete ausdehnte. Während der Regierung des Kaisers Friederich II. begleitete das Amt eines Landvogtes in dem erwähnten Gaue Ludwig von Schüpf aus Franken und unter demselben war Hugo von Offenbach 1237 öffentlicher Richter auf dem Stuhle zu Lutramsforst; König Wilhelm aus Holland ernannte 1256 den Grafen Adolf von Waldeck und sein Nachfolger, König Richard aus England, den Dynasten Philipp von Falkenstein zum Vogte daselbst. Rudolf I. von Habsburg betraute seinen Verwandten, den mächtigen und einsichtsvollen Grafen Friedrich III. von Leiningen, mit solcher Vogtei 1275 und im Jahre 1279[1]) übertrug er demselben auch noch die Aufsicht und die oberste

---

[1]) Als solcher wird der Leininger genannt: justitiarius generalis et vicem gerens pro bono pacis Domini Rudolfi Regis.

Gerichtspflege über das uns bekannte Reichs- und Königsland bei Lautern, bis zu dessen 1287 erfolgten Tode. Er hatte zum Untervogte vorerst den Marquart Kaufmann bis zum Jahre 1278 und darauf den Ritter Heinrich von Banacker, der nach des Grafen Tode zum Landvogte erhoben ward. Nach des Habsburgers Hinscheiden setzte König Adolf den Johannes von Rinberg in diese Würde ein nebst dem Untervogte Heinrich von Zweibrücken, und jenem war zugleich noch das vorbemerkte Gericht und Gebiet um Lautern, so wie die Aufsicht über die Reichsstadt Oppenheim anvertraut. Nach Adolfs Falle 1298 gelangte das landvogteiliche Amt im Speiergaue, während der Herrschaft des Königs Albrecht, wiederholt an die Leiningische Familie, in der Person des Grafen Friederich IV. und an den Heinrich von Banacker als Unterbeamten, seit dem Jahre 1303 jedoch an letzteren allein und nach demselben vom Jahre 1306 an erscheint der Rauhgraf Georg von Altenbaumburg bis an sein Lebensende 1309 mit dieser Würde bekleidet, worauf Kaiser Heinrich VII. den Veldenzer Grafen Georg zu dessen Nachfolger ernannte. König Ludwig der Bayer bestätigte letzteren in seinem Amte und derselbe nahm seinen Wohnsitz in Speier, während der Gegenkönig, Herzog Friederich der Schöne von Oesterreich, seinen Blutsfreund, den Otto IV. von Ochsenstein, zum Vogte ernannte, der seinen Amtssitz in der Reichsstadt Landau aufschlug bis zum Jahre 1321 und später 1327 kommt derselbe noch als Landvogt des Elsasses und zugleich im Speiergaue vor, auf welchen Albrecht Hummel von Lichtenberg gefolgt sein soll, bis endlich Kaiser Ludwig die Landvogtei über den Speiergau im Jahre 1331 seinen Vettern, den Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I., verpfändete, bei deren Hause sie auch fürder blieb.

5) Die Pfalzgrafschaft bei Rhein nach der Trennung vom Wittelsbacher Hause, oder seit dem Vertrage von Pavia, bis zur Theilung des kurpfälzischen Gebietes unter den Söhnen des Königs Ruprecht von der Pfalz; vom Jahre 1329 bis 1410.

Obgleich dieser Abschnitt nur eine geringe Zahl von Jahren umfaßt, so ist derselbe doch reich und fruchtbar an den wichtigsten und bedeutendsten Länder-Erwerbungen, hauptsächlich während der langjährigen Regierung des einsichtsvollen Kurfürsten Ruprechts I., unter welchem Regenten der größte Theil des nachherigen Kurstaates sich eigentlich erst gebildet hat und vorzugsweise waren solche Erwerbungen ergiebig in unserem linksrheinischen Gebiete, das wir fortwährend und allein im Auge behalten müssen.

Die pfalzgräflichen Brüder Rudolf II. und Ruprecht I. begleiteten den König Ludwig, ihren Oheim, mit dem Beginne des Jahres 1327 auf seinem Zuge nach Italien, wo er sich in Rom die Kaiserkrone holen wollte, wodurch sie sich also gefällig und dienstfertig gegen denselben erzeigten, obgleich er auch nach seiner Krönung zu Rom Anfangs 1328 und bis über die Hälfte des folgenden Jahres hinaus, noch nicht die entferntesten Anstalten machte, seinen Neffen bezüglich des ihnen gebührenden

Erbes gerecht zu werden. Der ältere Bruder scheint diese Ungerechtigkeit seines kaiserlichen Ohms und dessen Beeinträchtigungen mit Geduld ertragen und hingenommen zu haben, allein nicht so der feurige jüngere Ruprecht I., der sich während seines Verweilens in Italien auf die päpstliche Seite hinneigte und weil überhaupt der mannichfachen Parteien wegen die Lage des Kaisers in Wälschland nichts weniger als angenehm und auch nicht gefahrlos war, so liegt die Vermuthung ganz nahe, dieses Verhalten seines nächsten Blutsfreundes und die Furcht, dasselbe möchte bei dessen Anhange leicht Nachahmung finden, habe jenen milder und versöhnlicher gegen seine Neffen gestimmt und auf solche Weise kam dann endlich im August 1329 die berühmte Hauptteilung in Pavia zu Stande, die man gewöhnlich den pavischen Vertrag nennt. Durch diese Theilung, bei welcher einerseits der Kaiser mit seinen beiden Söhnen, andererseits aber dessen zwei mehrerwähnten Neffen und das vierjährige Söhnchen Adolfs, Ruprecht II., als handelnde Personen auftraten, erhielten letztere das uns bereits genugsam bekannte alte pfalzgräfliche Gebiet am Niederrheine, dann sämmtliche ehemals rheinfränkische oder salische Besitzungen, nebst den seit 1155 dazu erworbenen Gütern, namentlich in unserem Kreise die Burgen Wachenheim, Winzingen, Wolfsburg und Elbstein, mit allen ihren Zubehörden an Dörfern, Land, Leuten, Einkünften 2c., ferner die beiden Städte Neustadt und Oggersheim und endlich bekamen sie von dem, nach Konradins unglücklichem Ende angefallenen, hohenstaufischen Erbe, aus dem Vicedomamte Lengfeld, noch diejenigen Vesten, Städte, Märkte und Dörfer, ebenfalls mit allen Zuständigkeiten, die man nachher mit der Benennung Oberpfalz bezeichnete; alles übrige Gut blieb bei dem bayerischen oder Wittelsbacher Stamme und seitdem war die rheinische Pfalzgrafschaft als selbstständiger Staat, von dem Herzogthume Bayern geschieden, jedoch gelobten beide Theile, die ihnen zugefallenen Besitzungen und Gebietstheile, entweder durch Kauf, Pfand oder Tausch, nur an ihren gemeinsamen Stamm und nicht in fremde Hände kommen zu lassen, so wie auch das Recht, einen deutschen König küren zu helfen, den beiden Linien abwechselnd vorbehalten bleiben sollte.

So war also, nach vielen Jahren, endlich wieder Friede und Eintracht in dem pfälzischen und bayerischen Hause eingekehrt, ja Kaiser Ludwig erwies sich fortan äußerst gütig und wohlwollend gegen seine Neffen, denn noch auf seiner Rückreise aus Italien verpfändete er denselben, um sie für die bei dem Römerzuge erwiesenen Dienste zu belohnen und wegen früheren Unrechts zu entschädigen, zu Trient im Jahre 1330 folgende ansehnlichen Reichsgüter, nebst den damit verbundenen Landen, Orten und Leuten und zwar jenseits des Rheins die Vesten und Städte Neckargemünd und Eberbach, sammt den Städten Mosbach und Sinsheim, in unserem Pfalzkreise aber die Burgen Trifels, Nikastel, Gutenburg, Falkenburg und

Wegelnburg, die Veste und Stadt Germersheim, die Stadt Annweiler und die, mit der Falkenburg verknüpften, Dörfer Haßloch, Böhl (und Igelheim), für 6000 Mark Silbers, mit der Ermächtigung, die auf den genannten Reichsgütern bereits haftenden Pfandschaften abzulösen und zugleich unter der, für die Pfalzgrafen sehr günstigen, ausdrücklichen Bedingung, diese Stücke dürften nicht einzeln, sondern nur zusammen durch das Reichsoberhaupt wieder eingelöset werden. Es war dieß eine äußerst erfolgreiche Verpfändung für die Pfalzgrafschaft, durch welche jene bedeutenden Güter (bis auf die Hälfte der Herrschaft Falkenburg) nach und nach gänzlich aus des Reiches in pfälzischen Besitz übergingen und die Macht dieses Hauses im ehemaligen Speiergaue immer fester begründeten. In dem ebengenannten Gebiete faßten die beiden Pfalzgrafen fortwährend kräftigeren Fuß, indem ihnen jener Monarch, nach Jahresfrist, auch den Schirm über die Reichsstadt Weissenburg, nebst der Landvogtei im Speiergaue für 1000 Pfund gute Heller aus dem Grunde versetzte, weil sie diese Summe, die der Kaiser dem Albrecht Hummel von Lichtenberg schuldete, an denselben bezahlt hatten. Diese Landvogtei, die vornehmlich nur für den Schutz der Reichsgüter, der Hoheitsrechte und der Staatseinnahmen angeordnet war, verlor, nachdem, wie wir eben hörten, bei weitem die meisten und ansehnlichsten kaiserlichen Güter des Speiergaues als Pfand an die Pfalz gelangt waren, natürlicher Weise immer mehr von ihrer ehemaligen Wichtigkeit und Bedeutung, bis zuletzt die Pfalzgrafen, weil von des Reiches wegen nichts mehr zu beschützen war, sie bald hernach mit ihrer Würde vereinigten und die, mit der früheren Landvogtei verknüpften, richterlichen Functionen durch ihren Vicedom in Neustadt versehen ließen, worauf denn auch der bisherige Ding- oder Gerichtsplatz auf dem Lutramsforste einging und somit die letzte Spur von dem Dasein des Speiergaues verschwand.

Die mehrgenannten Brüder Rudolf II. und Ruprecht I. verwalteten seitdem die rheinische und obere Pfalz in Gemeinschaft und bemüheten sich besonders, durch die Erlangung von Oeffnungsrechten in Burgen, so wie durch Lehensaufträge, Tausch-, Kauf-, Pfandschafts-Verträge u. dgl., jene Gebietstheile immer mehr abzurunden und zu einem Ganzen zu verbinden. Im Jahre 1330 öffneten ihnen die Edeln von Stetten ihre gleichnamige Burg und empfingen sie wieder als pfälzisches Lehen und im darauf folgenden Jahre gestattete Kaiser Ludwig seinen Verwandten, die, an den Bischof in Speier versetzte, Reichsstadt Landau von demselben auszulösen, was jedoch nachher nicht zu Stande kam. Später, im Jahre 1338, hielten es die pfalzgräflichen Brüder für zweckmäßiger, eine Trennung ihres Besitzthumes vorzunehmen, wodurch Ruprecht I. und sein Neffe Ruprecht II., neben anderen Stücken auch Heidelberg und die Umgegend u. s. w., Rudolf II. aber hingegen die in unserem Kreise liegenden, oben beim pavia'schen Vertrage genannten, Burgen und Städten mit ihren Zubehörden,

nebst den vorerwähnten verpfändeten Reichsgütern, erhielt, der nun, weil sein Bruder in Heidelberg residirte, seinen Wohnsitz in Winzingen oder in Neustadt wählte und vieles zur Verschönerung dieser Stadt that, vorzüglich dadurch, daß er den Grund zur dasigen Stiftskirche legte.

Von den Erwerbungen 2c. dieser beiden Pfalzgrafen nach ihrer Trennung sind uns noch folgende bekannt: der ältere Bruder erkaufte von Hanns von Kirweiler, im Jahre 1339, dessen Theil an der Veste Scharfeneck (die davon den Namen führenden Herren von Scharfeneck erhielten 1363 ihre Burg von Kurpfalz zu Mannlehen) und der Graf Walram zu Zweibrücken verschrieb sich und seine Nachkommen, 1340, dem Herzoge Ruprecht I. und der Pfalz, für 1000 Pfund Heller, zum Manne; im nächsten Jahre schlug der Kaiser Ludwig Rudolf II. nochmals 2000 Mark Silbers auf die demselben verpfändete Landvogtei im Speiergaue; Ritter Heinrich Knebel veräußerte letzterem die Veste Grunau (Gronau bei Alsheim) und Johann vom Stein gab ihm das halbe Gericht in Edigheim auf und empfing es wieder zu Lehen. Die Rauhgrafen Georg und sein Sohn Wilhelm, öffneten dem Pfalzgrafen Ruprecht I. nicht nur, im Jahre 1343, ihre Hauptveste Altenbaumburg, sondern sie verschrieben sich demselben auch noch zu immerwährendem Dienste mit ihren Leibern und sämmtlichen Gütern, wofür der Fürst beide, mit ihren Besitzungen, schirmen und, falls sie ohne männliche Leibeserben verfahren würden, letztere sogar erben sollte, durch welche innige Verbindung der Grund gelegt ward, daß bei weitem der größte Theil der schönen rauhgräflichen Güter, später, vermöge Pfandschaften oder Käufe, allmählich an Kurpfalz gelangte. Seinem Vetter Ruprecht I. versetzte der Kaiser ferner, im Jahre 1346, für 2000 Mark Silbers die Juden, oder des Reiches Kammerknechte, in Speier und Worms, wodurch sich die pfälzische Macht am Rheine immer mehr ausdehnte. Das Gericht Billigheim war unterdessen, sammt dem sogenannten Siebeldinger Thale, gleichfalls in pfälzischen Besitz gekommen, denn Rudolf II. verpfändete beide an den Grafen Emich V. von Leiningen für 4000 kleine Gulden, wozu seine einzige, an den König Karl IV. vermählte, Tochter Anna 1350 ihre Einwilligung ertheilte. Jener Pfalzgraf schied im Jahre 1353 aus diesem Leben und weil er, wie eben gesagt, nur eine Tochter hatte, so hätte nun die Regierung der Pfalz an den Sohn seines ältesten Bruders Adolf, Ruprecht II., fallen sollen, allein da die Ehe Ruprechts I. kinderlos geblieben war, so verzichtete dessen Neffe Ruprecht II., durch die Vermittlung des Königs Karl IV. und einiger Reichsfürsten dazu bewogen, auf seine Rechte an die Kur (welche von dem eben genannten Monarchen dem pfälzischen Hause ausschließlich zugewendet war), so wie an die Pfalzgrafschaft, jedoch unter der Bedingung der Erbfolge, zog sich darauf zurück und begnügte sich mit den ihm zubeschiedenen Landestheilen. Wir wollen nun sehen, wie dieser Ruprecht I., ein thätiger weiser Fürst und

der Stifter der Hohenschule zu Heidelberg, als alleiniger Regent seit 1354 durch die Gunst Karls IV. und durch die ihm, vermöge der goldenen Bulle als erstem Kur- und Reichsfürsten, oberstem Truchsessen ꝛc. eingeräumten, Gerechtsamen und Vorzüge, seine langjährige Regierung zur Erhöhung und Erweiterung der Pfalzgrafschaft am Rheine, auf solch' treffliche Weise benutzte, so daß derselbe, wenn man seine nachstehend geschilderte Wirksamkeit nur in unserem kleinen Kreise erwägt, gewiß als der hervorragendste Begründer des pfälzischen Staatskörpers angesehen werden muß.

Sowohl Herr Ludwig von Kirkel, als auch der Graf Simon von Zweibrücken-Bitsch und dessen Sohn Johannes, verschrieben sich im Jahre 1354 dem Kurfürsten Ruprecht I. und der Pfalz zu Manne und zwar jener für 500, dieser aber für 1000 kleine Gulden. Kaiser Karl IV. gab in dessen Schutz und Schirm 1357 die Stadt Kaiserslautern mit dem Reichslande, so wie auch die Burg Wolfstein nebst dem damit verbundenen Königslande und 1361 versetzte er ihm beide Gebiete für 5000 Florenzer Goldgulden, wodurch diese schönen Reichsgüter nicht lange hernach in pfälzischen Besitz gelangten. Derselbe Regent erneuerte und bestätigte jenem Pfalzgrafen 1358 seine Geleitsrechte an beiden Ufern des Rheins und zwar auf der linken Seite von der Selz an bis zur Primm, nebst den davon fallenden Gebühren; ein Jahr später verschrieben ihm die von Flersheim eine ewige Oeffnung in ihren Theilen der Veste Wilenstein und eben so waren auch die Grafschaft Pfeffingen, sammt dem Gerichte und der Pfarrei Waldfischbach, die beide zur Grafschaft Homburg gehörten, bereits 1360 unter Ruprecht I. der Kurpfalz lehenrührig geworden. Im folgenden Jahre lösete derselbe das Gericht Billigheim von den Grafen von Leiningen mit 5000 Gulden wieder ein, 1366 erlangte er von den Dynasten von Ochsenstein das Oeffnungsrecht in den Vesten Meistersel und Landeck (von ersterer erwarb er später einen achten Theil, der jedoch nachher wieder für die Pfalz verloren ging, aber letztere kam, mit ihren bedeutenden Zubehörden, endlich unter dem Kurfürsten Philipp ganz an das Kurhaus) und 1367 brachte er von den Grafen von Leiningen die Burg Grevenstein, bis auf ein Achtheil davon, für 6100 Goldgulden, käuflich an sich. Karl IV. verlieh dem Herzoge Ruprecht I. im Jahre 1376 auf's neue den Zoll und das Geleite auf dem Lande zwischen den Städten Speier und Worms, mit Festsetzung der Gebühren, Graf Hanemann von Zweibrücken-Bitsch verpfändete ihm 1379 ein Viertheil an Landeck und 1383 brachte er von dem Dynasten Heinrich dem Jungen zu Lichtenberg die Veste und Stadt Neuburg am Rhein, sammt den Zöllen, Burgmannen, Lehen, Dörfern, Gerichten, Leuten und Gütern, durch die Kaufsumme von 18,000 guten Gulden, an das kurpfälzische Haus. Die schönste Erwerbung jedoch machte jener rastlose Pfalzgraf und Kurfürst im Jahre 1385, indem der letzte kinderlose Graf Eberhart zu Zweibrücken und dessen Gattin Lise von Vel-

denz, ihm ihre halbe Grafschaft, bestehend in den Burgen und Städten Zweibrücken, Hornbach und Bergzabern mit allen zubehörigen Dörfern, Gerechtsamen, Einkünften u. s. w., um die baare Summe von 25,000 Gulden veräußerten, die andere Hälfte demselben aber als recht eigen aufgaben und sie von ihm wieder zu Mannlehen empfingen, so daß also, nach dem Ableben jenes Eberharts 1394, die gesammte Grafschaft an die Pfalz fiel und später, seit 1410, die Wiege und das Stammland unseres jetzt regierenden Königsgeschlechtes wurde. Nach Verlauf eines Jahres verpfändete der Graf Simon Wecker von Zweibrücken-Bitsch an Ruprecht I. die Hälfte der Veste Kirkel mit ihren Zuständigkeiten für 1100 gute schwere Gulden und als der letzte Herr von Kirkel 1387 ohne Kinder mit Tode abgegangen war, so belehnte König Wenzeslaus jenen Pfalzgrafen mit der, vom Reiche lehenrührigen und demselben heimgefallenen, vorgenannten Burg, deren Hälfte letzterer dem erwähnten Bitscher Grafen Simon Wecker sogleich wieder zu Afterlehen reichte und so gelangte auch diese Herrschaft an Kurpfalz, welche jedoch bald darauf mit der nahegelegenen Grafschaft Zweibrücken vereinigt ward. Auf solche rühmliche Weise sorgte der, zu Anfang des Jahres 1390 entschlafene, Kurfürst Ruprecht I., oder der Aeltere, emsig und thätig für das Wohl seines hohen Hauses, so wie für die Vermehrung der Güter und Besitzungen desselben und so wird unser über diesen Fürsten, in solcher Beziehung, oben ausgesprochenes Urtheil sicherlich erwiesen und begründet sein.

Sein Neffe und Nachfolger in der Kur, Ruprecht II. (gestorben zu Anfang des Jahres 1398) und dessen Sohn Ruprecht III., der nachherige römische König, haben, nach dem schönen Vorbilde Ruprechts I., auf der linken und rechten Rheinseite, ebenfalls manches Gut errungen, so wie auch viele Erwerbungen ihres Vorgängers in unserem Kreise noch weiter und vollständiger ausgedehnt, oder dieselben mehr abgeründet und besonders hat jener König sehr ansehnliche, damals noch vorhandene, Reichsgüter, z. B. Oppenheim und andere Orte in der Umgebung von Mainz, seinem angestammten Hause zugewendet, allein die Hauptsache war durch Ruprechts I. Umsicht und Thätigkeit vollbracht und der Besitzstand des Kurfürstenthums durch denselben fest begründet. Der König Ruprecht schied aus dem Zeitlichen im Jahre 1410 und, seiner letztwilligen Verfügung zufolge, mußten die nachgelassenen, jetzt sehr beträchtlichen, pfälzischen Lande unter seine vier Söhne getheilt werden.

6) Theilung; die dadurch entstandenen vier pfälzischen Linien und die alte Kurlinie bis zu ihrem Erlöschen, von 1410 bis 1559.

König Ruprecht hatte, wie gesagt, in seinem Testamente eine Theilung unter seinen Söhnen angeordnet und sieben seiner Vertrauten den Vollzug derselben aufgetragen, die auch, noch in demselben Jahre 1410, dieses

Werk zu allseitiger Zufriedenheit der Betheiligten vollbrachten und wir wollen daher, um dem Zwecke der gegenwärtigen Aufgabe zu genügen, aus diesem weitläufigen Theilungsinstrumente nur dasjenige anführen, was zunächst unsern Pfalzkreis angeht. Der älteste Sohn, Ludwig IV., erhielt, als Pfalzgraf und Kurfürst, zum voraus die, mit diesen beiden Würden unzertrennlich verknüpften, alten pfalzgräflichen, rheinfränkischen ꝛc. Besitzungen und unter diesen die Stadt Neustadt, mit der dahinter liegenden Wolfsburg, die Pfandschaft Kaiserslautern, nebst dem Reichslande, hatte derselbe aber bereits 1402, als Kurprinz, sammt noch anderen versetzten Reichsgütern, bekommen, daher sie bei der Theilung nicht in Anschlag kamen. Dann ward ihm, zur Ausgleichung mit seinen Brüdern, zugeschieden: Germersheim Burg und Stadt, die Veste Neuburg am Rhein, Burg und Stadt Hagenbach, der Weinzehnte zu Dürkheim, die drei Vesten Winzingen, Neidenfels und Wegelnburg und die pfälzischen Theile in Meisterselden, Altenbaumburg und Altwolfstein zur Hälfte und endlich noch die Pfandschaft Rockenhausen und zwar sämmtliche vorgenannten Stücke, wie dieß vom ganzen Theilungsbriefe zu verstehen ist, mit allen möglichen Zubehörden an Leuten, Gütern, Dörfern, Rechten und Gefällen. Dem anderen Bruder, dem Pfalzgrafen Johannes, ward sein Erbtheil in der oberen Pfalz angewiesen, der also hier nicht in Betracht kommen kann, allein am wichtigsten für uns ist der dritte Sohn, der Herzog Stephan, welchem folgendes zugetheilt ward: die Vesten Bolanden und Ruprechtseck am Donnersberg, Trifels die Veste und Annweiler die Stadt, Zweibrücken Burg und Stadt, Hornbach die Stadt, Bergzabern Burg und Stadt, Kirkel und Nanstein die Vesten, die pfälzischen Theile an Gutenburg und Falkenburg, so wie auch die andere Hälfte an den Theilen zu Altenbaumburg, Altwolfstein und Meistersel gemeinsam mit seinem ältesten Bruder und endlich noch der Pfalz Theile zu Freinsheim; zugleich sollten demselben, nach dem Absterben der Pfalzgräfin Elisabeth, einer gebornen von Spanheim, Burg und Stadt Wachenheim an der Hart, sammt den Städten Lamsheim und Oggersheim, die ihr zum Witthum verschrieben waren und nach dem Tode des Ritters Heinrich Kämmerer, auch noch dessen Gut zu Lamsheim, nebst der Burg Heuchelheim bei Frankenthal, zufallen und verbleiben. Das Erbtheil des jüngsten Sohnes, Otto, lag meistens im Neckarthale so wie an der Bergstraße und man hieß deßhalb die durch denselben gegründete Linie, von seinem Residenzorte, die Mosbacher. So wohl diese, als auch die, durch Johannes begonnene, Oberpfälzer Linie starben schon wieder mit den Söhnen der Stifter aus und zwar letztere mit dem Pfalzgrafen Christoph, dem Sohne jenes Johannes, der zugleich König in Schweden, Dänemark und Norwegen war, bereits im Jahre 1448, dessen Besitzungen in der Oberpfalz seinen drei Oheimen zufielen, von denen aber der Pfalzgraf Stephan seinen Antheil daran seinem Bruder Otto I.

von Mosbach für die Summe von 90,000 Gulden abtrat. Letzterer starb 1461 und sein Sohn, Otto II., im Jahre 1499 ohne Leibeserben zu hinterlassen, worauf die Güter dieser Linie wieder an die Kur zurückfielen. Wir haben uns also fortan vorerst mit den Schicksalen und Erwerbungen des ebengenannten Stammes bis zu seinem Absterben und dann noch zum Schlusse mit dem Simmerer oder Zweibrücker Aste des pfälzischen Hauses, so wie mit den mannichfachen aus letzterem entsprungenen Nebenlinien, zu beschäftigen.

Für die Mitwirkung des Kurfürsten Ludwigs IV. bei der Wahl des Königs Sigismund im Jahre 1410 und weil er demselben 8000 Gulden vorgeschossen hatte, erneuerte letzterer dem Kurhause 1414 alle seitherigen Reichspfandschaften und schlug ihm jenes geliehene Geld noch dazu, nämlich in unserem Kreise auf Germersheim, Wegelnburg, auf die Burg und Stadt Lautern, Neuwolfstein Veste und Stadt, Gutenburg und Falkenburg, deren Pfandsummen sich ohnedieß schon so hoch beliefen, daß das Reich sie nicht mehr zusammen oder vereint ablösen konnte und demnach diese vielen versetzten Güter, wie wir unter dem Kurfürsten Philipp vernehmen werden, den kurpfälzischen Landen einverleibt bleiben mußten. Nachdem das Geschlecht der Dynasten von Scharfeneck 1416 erloschen war, zog Ludwig IV. diese, von Kurpfalz zu Lehen gehende, Herrschaft ein und im folgenden Jahre trat ihm sein Bruder Stephan von Zweibrücken seine Theile an mehreren Burgen, darunter auch Meistersel, gegen die alleinige Ueberlassung der Veste Wegeluburg, mit zubehörigen Dörfern, ab. Ein Fünftheil der vorderen Grafschaft Spanheim kam 1417 als Erbe an jenen Pfälzer Kurfürsten durch die Wittwe seines längst verstorbenen Bruders Ruprecht Pipan, Elisabetha von Spanheim, und ein weiteres Fünftel erkaufte derselbe 1422 um 20,000 Gulden von dem Grafen Johannes V., dem Inhaber der hinteren und vorderen Grafschaft. Von dem Convente zu Enkenbach erwarb er käuflich im Jahre 1420 die Hälfte der Dörfer Enkenbach und Alsenborn, während die andere Hälfte vorläufig in seinen und der Pfalz Schirm kam und 1424 veräußerte ihm der Herzog Stephan, sein Bruder, die Stadt Oggersheim, nebst seinem Theile an Dorf und Gericht Freinsheim, mit allen Rechten, um 5000 gute rheinische Gulden. Heinrich von Steinhauser verschrieb Ludwig IV. und der Kur 1435 eine ewige Oeffnung in seinem Schlosse zu Essingen und Heinrich von Tan unterstellte nicht nur seine Dörfer Burweiler, Rosbach, Flemlingen und Wernersberg, dem Schutze des Kurverwesers, Otto I. von Mosbach, sondern er öffnete auch noch zugleich der Pfalz seine bei jenem ersten Orte gelegene Veste Geisburg und sein in der Gemeinde Böchingen befindliches Burglein, im Jahre 1438, während der Kurfürst Ludwig IV. ein Jahr zuvor Todes verblichen war. Von der kurzen Regierung seines Sohnes Ludwigs V., welcher frühzeitig 1449 das Zeitliche segnete, sind keine Nachrichten von

Erwerbungen oder Vermehrung des Pfalzgebietes vorhanden, aber um so mehr war dieß unter der kräftigen Verwaltung des Vormundes und nachherigen Kurfürsten, Friedrichs I. oder des Siegreichen, der Fall.

Dieser Fürst war, gleich Ruprecht I., einer der entschiedensten, umsichtigsten und thätigsten Regenten der Pfalz, welcher sowohl durch vortheilhafte Verträge und Käufe, als auch hauptsächlich durch seine vielfachen Kämpfe mit Feinden aller Art, den Kurstaat mit den schönsten Erwerbungen an Grafschaften, Herrschaften, Städten und Dörfern, ebenfalls ansehnlich erweiterte, vergrößerte und denselben, nach allen Seiten hin, erst vollständig arrondirte, wie eine kurze Auseinandersetzung dessen Wirkens in Bezug auf unsere Pfalz zeigen wird. Den dritten Theil an den Schlössern Kirchheimbolanden, Stauf- und Tannenfels erkaufte er 1452 wiederlöslich von den Grafen von Nassau, dessen Besitz ihm 1460, nach der siegreichen Schlacht bei Pfeddersheim, bestätigt ward, allein später kamen jene Besten mit ihren Zuständigkeiten dennoch wieder an die nassauische Familie und blieben auch bei derselben. Im folgenden Jahre erlangte der Kurfürst von den besiegten Grafen von Leiningen die Hälfte der Dörfer Haßloch, Böhl und Igelheim, welche nach manchen Störungen dem Kurhause 1518 aufs neue zugesprochen wurden. Durch seine Einmischung in den Streit zwischen den Dynasten von Lichtenberg und den Grafen Schafriet von Leiningen, kam derselbe 1463, für eine mäßige Summe, in den eigenthümlichen Besitz der Hälfte der Veste und Herrschaft Gutenburg; allein die schönsten und meisten Orte erwarb er im Jahre 1467 in dem Leiningischen Erbstreite über den Nachlaß des Landgrafen Hesso von Leiningen, indem ihm, für seinen dabei geleisteten Schutz und Beistand, die an einen Dynasten von Westerburg vermählte Schwester des Erblassers die leiningischen Dörfer: Weissenheim am Sand, Sülzen, Großkarlbach, Heßheim, Flomersheim, Beindersheim, Dackenheim, Ottersheim, Immesheim, Cell, Harxheim und Niefernheim, nebst noch mehreren anderen, die gegenwärtig in Rheinhessen liegen, der aber gleichfalls dabei betheiligte Bischof von Worms ihm die Hälfte der Stadt und Veste Neuleiningen &c. verschreiben und abtreten mußten. Das Kloster Kleinfrankenthal veräußerte an Friederich I. die Vogtei und das Gericht zu Eppstein im Jahre 1468 und 1476 trug Imias von Oberstein demselben seine eigenthümliche Hälfte jenes Dorfes zu Mannlehen auf. Nach der Beendigung des schweren und hartnäckigen Kampfes und Krieges, den er während der Jahre 1470 und 1471 mit dem Herzoge Ludwig dem Schwarzen von Zweibrücken-Veldenz führte, mußte dieser dem Sieger Burg und Stadt Wachenheim, die Stadt Lamsheim, die Besten Ruprechtseck und Stolzenburg, sammt allen davon abhängigen Dörfern, zum Eigenthum überlassen, durch welche beiden letzteren Burgen er die schon früher von dem Rauhgrafen Otto erkauften Besitzungen auf's vollständigste abrundete und endlich veräußerten ihm 1470 Friederich von Rosenberg und zwei Jahre

später Friederich von Fleckenstein, jeder seinen vierten Theil an dem Schlosse Madenburg mit Zubehörungen. Läugnen läßt es sich indessen auf der anderen Seite auch nicht, daß die meisten dieser Erwerbungen theuer errungen waren, indem durch solche oft wiederholte Fehden und Kriegszüge des Siegreichen, sowohl seine eigenen Lande und Ortschaften, als auch die Besten und Dörfer seiner Gegner und unter diesen hauptsächlich die des Herzogs Ludwig von Veldenz und der Grafen von Leiningen-Hartenburg, mehrfach zerstört und verwüstet, so wie überhaupt die Unterthanen sehr belästigt und beeinträchtigt wurden. Mit der Herrschaft Scharfeneck begabte Friederich I. seinen in morganatischer Ehe erzeugten Sohn, welcher nachher der Gründer des jetzigen gräflichen und fürstlichen Geschlechtes der Löwensteiner ward.

Zu Ende des Jahres 1476 schied dieser treffliche Fürst aus der Welt und den Kurthron bestieg dessen Mündel und Neffe Philipp, welchem sein siegreicher Oheim wohl einen mächtigen und befestigten Staat, aber damit auch zugleich viele Feinde hinterlassen hatte. Letzterem war, bereits 1472, durch die von Drachenfels, die der Abtei Weissenburg zuständige Burg und Herrschaft Berwartstein widerrechtlich eingeräumt worden und nach dessen Hinscheiden blieb der Kurfürst Philipp auch im Besitze derselben, allein im Jahre 1480 reichte er beide, nebst Greventan, dem Ritter Hanns von Drat zu Lehen und 1485 verkaufte er ihm dieselben, welche Güter später, 1545, an die Fleckensteiner gelangten, bis sie endlich der Kaiser, nach deren Aussterben 1637, als Reichslehen einzog und den Freiherren von Waldenburg übertrug. Von dem Grafen Reinhart I. von Leiningen-Westerburg erwarb Kurfürst Philipp 1481 käuflich den größten Theil seines gräflichen Gebietes für 8000 Goldgulden, was einen schönen Zuwachs zu den kurpfälzischen Landen bildete, allein er konnte sich darin nicht behaupten und die nachtheiligen Folgen der bayerischen Fehde nöthigten ihn, im Jahre 1505 dem Leininger die erkauften Orte wieder um dieselbe Summe zu überlassen. Nachdem der Dynaste Georg von Ochsenstein, als der letzte seines Stammes, 1485 kinderlos verstorben war, eignete sich der Pfälzer Regent die Lehen dieser Familie und darunter auch die Burg Landeck mit ihren ansehnlichen Zubehörden, die von der unter dem Schutze der Pfalz stehenden Abtei Klingenmünster lehenrührig waren, dadurch zu, daß er dem Gelüsten des Abtes und seines Conventes, ihre Abtei in ein weltliches Stift verwandelt zu sehen, bei der römischen Curie allen möglichen Vorschub leistete, daher der Abt, oder der nachherige Probst, nach erreichtem Zwecke und nach erfülltem Gelüste, seinen Schirmherrn mit dem Ochsensteiner Theile, d. h. mit der Hälfte Landecks belehnte; nach dem Erlöschen der Grafen von Zweibrücken-Bitsch im Jahre 1570, welche bisher noch ein Viertheil an jener Beste inne hatten, zog Kurpfalz auch diesen Theil als Lehen an sich und das letzte dem Bisthume Speier angehörige Viertheil

derselben kam 1709 vertragsmäßig und so die größtentheils aus wohlhabenden Dörfern bestehende bedeutende Herrschaft Landeck allmählich ganz an das pfälzische Haus, wozu also der Kurfürst Philipp den Grund gelegt hatte. Derselbe hatte sich, hinsichtlich der Vergrößerung des Kurstaates, noch einiger wichtiger Vorgänge zu erfreuen, denn der kinderlose Pfalzgraf Otto II. von Mosbach wandte ihm, im Jahre 1490, durch eine unwiderrufliche Schenkung unter Lebenden, das, seinem Vater Otto I. 1410 zu Theil gefallene, gesammte Herzogthum als Erbe zu, welches jener auch, nach dessen Ableben 1499, wirklich antrat und mit den Kurlanden vereinigte und dann verwandelte Kaiser Maximilian I., in Berücksichtigung der ausgezeichneten ihm durch den Pfälzer bisher erwiesenen Dienste, die dessen Hause zustehenden sämmtlichen und ansehnlichen Reichspfandschaften, die wir bezüglich unseres Pfalzkreises aus der seitherigen Darstellung genau kennen, im Jahre 1495 in erbliches eigenthümliches Besitzthum. Dieser ruhige und gedeihliche Zustand der Kurpfalz am Rheine ward durch die bekannte und verheerende sogenannte bayerische Fehde von 1503 bis 1507 aufs häßlichste gestört und unterbrochen; viele von dem Siegreichen errungene Besitzungen gingen dadurch wieder verloren, das Land war erschöpft, verwustet, zu Grunde gerichtet und von dem bayerischen oder oberpfalzischen Gebiete war dem pfälzischen Kurhause, oder vielmehr den Kindern Ruprechts des Tugendhaften (eigentlicher: des Streitbaren), Namens Otto Heinrich und Philipp, aus diesem verhängnißvollen Kampfe nichts übrig geblieben und gerettet worden, als die junge Pfalz, wie man sie nannte, oder das Herzogthum Neuburg. Dem Kurfürsten Philipp brach das Herz ob solchen Jammers und 1508 schlummerte er zu seinen Ahnen hinüber.

Das Wirken seiner beiden Söhne, Ludwigs VI. und Friederichs II. so wie seines Enkels Otto Heinrich, für unsere Pfalz und für den Kurstaat, lassen sich in wenige Worte zusammendrängen. Es bedurfte wahrlich eines solchen sanftmüthigen und friedfertigen Charakters, wie derjenige des Kurfürsten Ludwigs VI. in der That war, um durch begütigende Verträge die, durch jene bayerische Fehde geschlagenen, tiefen Wunden zu heilen und um das frühere friedliche Verhältniß mit Kaiser und Reich so wie mit den Nachbarstaaten wieder herzustellen; allein es war, seit dem Aufblühen der Wissenschaften, ein besonders in dem kurpfälzischen Gebiete durch die Heidelberger Landesuniversität genährter, anderer Geist ins Volk und auch in die Edeln gedrungen, mit welchem der Kurfürst zu kämpfen hatte; die Sickingische Fehde, 1523, so wie der Bauernkrieg, 1525, sind dessen Zeugen und hauptsächlich letzterer verursachte unserer rheinischen Pfalz große materielle Abnahme und sonstige Störungen des allgemeinen Wohls. Unter solchen Verhältnissen konnte an Erwerbungen, oder Gebietserweiterung nicht gedacht werden, jedoch wendete Kaiser Karl V., im Jahre 1521, das in der bayerischen Fehde der Kur entzogene, Amt Altstadt bei

Weissenburg, bestehend in den Dörfern Altstadt, Schleithal, Seebach und Schweighofen, wieder zu, welches erst durch den oben berührten Tauschvertrag im Jahre 1709 von der Pfalz auf's neue an die Propstei Weissenburg, oder vielmehr an das Hochstift Speier zurückkehrte. Auch die damals entstandenen religiösen Wirren beschäftigten den kinderlosen friedliebenden Pfalzgrafen vielfach, bis an seinen Tod, 1544, ohne daß aber seine Bemühungen den gehofften und gewünschten Frieden hatten herbeiführen können, was auch während der Regierung seines Bruders Friederichs II. der Fall war, welcher überdieß, bei seinem unruhigen üppigen Leben, sogar noch pfälzische Güter in fremde Hände kommen ließ, z. B. in unserem Kreise, im Jahre 1550, das Schloß Friedelsheim, mit den halben Dörfern Gönnheim und Weidenthal an die Grafen von Leiningen zu Hartenburg, welche Gebietstheile jedoch der haushälterische Kurfürst Friederich III., 1575 von den letzteren wieder erwarb und einlösete. Nach seinem Hinscheiden, 1556, folgte ihm sein Neffe Otto Heinrich, der Pfalzgraf und Herzog aus der jungen Pfalz, oder von Neuburg und Sulzbach, welches Herzogthum er, bei seinem Regierungsantritte, dem Herzoge Wolfgang von Zweibrücken, für ansehnliche, ihm von demselben in früheren Jahren dargeliehene, Summen überließ, wodurch zugleich wieder der Grund zu späterem Emporblühen des pfälzischen Hauses gelegt ward. Von dem sehr kurzen Wirken Otto Heinrichs, mit dem ehrenden Beinamen des Großmüthigen, das sich vorzugsweise nur auf kirchliche Gegenstände und auf die Universität in seiner Residenz erstreckte, bieten sich uns, bezüglich der Ortsgeschichte des Pfalzkreises, keine erwähnenswerthe Momente dar; im Jahre 1559 sank er in die Gruft der heiligen Geistkirche zu Heidelberg hinab, und zwar ohne leibliche Nachkommen zu hinterlassen, und mit demselben hatte also die alte Kurlinie ihr Ende erreicht.

7) Die Pfalz-Simmerische Linie bis zu ihrem Aussterben, von 1559 bis 1685.

So gering auch der Antheil des Pfalzgrafen und Herzogs Stephan an dem Erbe seines Vaters, des Königs Ruprecht von der Pfalz, gewesen war, wie wir oben aus der Theilung von 1410 erfahren haben, so hat er denselben dennoch durch seine glückliche eheliche Verbindung mit Anna, der einzigen Tochter und Erbin des Grafen Friederich III. von Veldenz, beträchtlich vermehrt. Eben dieser Veldenzer Graf hatte kurz vor seinem Lebensende, 1444, gemeinschaftlich mit seinem Eidame, dem Pfalzgrafen Stephan, um allem späteren Familienhader vorzubeugen, ihre beiderseitigen Besitzungen unter ihre zwei Enkel und Söhne, Friederich und Ludwig, getheilt, wodurch ersterem folgende Grafschaften und Herrschaften zugeschieden wurden, und zwar zuerst aus dem großväterlichen Besitzthum: dessen Antheil an der, mit dem markgräflichen Hause Baden gemeinsamen, vorderen und hinteren Grafschaft Spanheim und dazu von seinem Vater Stephan das

beträchtliche, durch den Kurfürsten Ruprecht I. 1359 von den Raubgrafen käuflich erworbene, Simmer'sche Gebiet auf dem Hunsrücken und, nebst anderen Schlössern und Städten, in unserem Kreise namentlich noch Burg und Stadt Wachenheim, die zwei Städte Oggersheim und Lamsheim, der Zoll an der Hütte bei Mutterstadt und die Theile an Freinsheim, Heuchelheim, Bolanden, Ranstein und Altenbaumburg; dem Jüngeren oder dem Herzoge Ludwig ward zugetheilt vorerst von seines Großvaters Gütern die zwischen der Alsenz und am Glan gelegene bedeutende Grafschaft Veldenz, deren Gebietstheile wir schon oben, bei Angabe der seit dem Untergange der kaiserlichen Hoheit im zwölften Jahrhundert gebildeten selbstständigen Territorien, kennen gelernt haben und darin namentlich, außer anderen Burgen und Städten, die in unserem Pfalzkreise befindlichen Orte: Kusel, Remigiusberg, Lauterecken, Landsberg mit der darunter gelegenen Stadt Obermoschel, nebst Odernheim am Glan; ferner der dritte Theil an Stolzenburg, der Antheil an Ruprechtsecken und der verpfändete Theil an Ranstein; dann fielen von den Besitzungen seines Vaters Stephan in sein Loos: die Grafschaft Zweibrücken mit den Schlössern und Städten Zweibrücken, Hornbach und Bergzabern, die Theile an Hohenburg (Homburg), die Veste Kirkel mit der Oeffnung zu Buntenbach, Duchrod und Oberhausen, der Antheil an den Gemeinschaften Gutenburg und Falkenburg, die Vesten Wegelnburg, Nikastel und Trifels mit der Stadt Annweiler und endlich der Theil an Altwolfstein. Der Großvater dieser beiden Pfalzgrafen, Graf Friederich III. von Veldenz, starb im Jahre 1444, ihr Vater, der Herzog Stephan, aber 1459, worauf sie erst vollständig in den Besitz und Genuß der ihnen zugewiesenen Güter kamen und zwei pfälzische Linien stifteten; diejenige des älteren Bruders nannte man die Simmerer, er schrieb sich zugleich, vorstehender Anordnung und Theilung zufolge, Graf von Spanheim und schlug seine Residenz in Simmern auf, während man die durch den Pfalzgrafen Ludwig den Schwarzen in der Residenzstadt Zweibrücken gegründete die Veldenzer hieß, die auch zugleich das Wappen dieser Grafschaft führen mußte.

Die Besitzungen der älteren oder Simmerer Linie wurden nicht durch weitere Theilungen zersplittert, sondern sie bildeten fortan ein Ganzes, bis auf einige zu weit entfernt gelegene Theile, nämlich Burg und Stadt Wachenheim, Lamsheim die Stadt, den Zoll auf der Hütte, den Theil zu Freinsheim, Haus und Güter in Oggersheim und endlich den Hemshof, welche Pfalzgraf Friedrich, gegen Uebernahme der darauf haftenden Schulden, 1464 seinem Bruder Ludwig eigenthümlich abtrat. Weil nun seitdem diese ältere Linie nicht mehr in unserem Pfalzkreise begütert war, so kann dieselbe, da es ja nicht unsere Aufgabe ist eine Geschichte des pfälzischen Hauses, sondern eine Ortsgeschichte des pfälzischen Kreises zu schreiben, nur seit dem Zeitpunkte wieder in Betracht gezogen werden, als der gleich-

namige Urenkel des Gründers, der Herzog Friederich II. von Simmern, nach dem Aussterben der alten Kurlinie 1559 und nach Ueberlassung des Herzogthums Simmern an seinen Bruder Georg als Kurfürst Friederich III. zur Regierung des pfälzischen Staates gelangte, dessen Thätigkeit jedoch meistens durch kirchliche Gegenstände, Religionsgespräche, Aufhebungen von Klöstern u. s. w. in Anspruch genommen ward; gleichwohl wurde aber durch denselben in einigen früheren geistlichen Anstalten der Grund zu nachherigen gewerbreichen Städten und Orten der Pfalz gelegt, wie wir in der Geschichte der Stadt Frankenthal berühren werden, indem er die daselbst befindlichen beiden Klostergebäude den ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländern 1562 einräumte, welche durch Anlagen von Fabriken jenen Ort zu hoher Blüthe brachten. Von dessen Sohne, Ludwig VII., der nach seines Vaters Tode 1576 die Zügel der Verwaltung ergriff, können wir hinsichtlich unserer Ortsgeschichte ebenfalls gar nichts erwähnen, indem seine bis 1583 dauernde Regierungszeit ausschließlich nur mit kirchlichen Angelegenheiten ausgefüllt war, weil die damals noch nicht zum Selbstbewußtsein gelangten protestantischen Gemeinden die Ordnung ihres religiösen Lebens und Kirchenwesens nur dem Schutz- und Landesherrn, so wie den Gelehrten auf der Hohenschule zu Heidelberg überließen, welch' letztere Herren bekanntlich bald diese, bald jene dogmatische Ansicht aufstellten und ihr unter dem Beistande der weltlichen Macht Geltung zu verschaffen suchten. Sein Bruder, der Herzog Johann Casimir, übernahm nach des Kurfürsten Ludwigs VII. Tode die Vormundschaft über den unmündigen Kurprinzen Friederich IV.; allein ihm selbst hatte sein Vater Friederich III. die beiden Oberämter Kaiserslautern und Neustadt, unter der Benennung: Fürstenthum Lautern, testamentarisch zugewiesen, und in ortsgeschichtlicher Beziehung müssen wir vorzüglich zwei durch denselben begründete gewerbliche Niederlassungen hervorheben, nämlich St. Lambrecht und Otterberg. Schon unter dem Vater Johann Casimirs hatten mehrere flüchtige Niederländer oder Wallonen Schutz und Aufnahme in den verlassenen öden Zellen jener beiden aufgehobenen Klöster gefunden und durch Gewerbfleiß sich eine Heimath zu gründen versucht, allein zur wahren Blüthe gelangten Otterberg und Lambrecht erst unter jenem Herzoge nach seines Vaters Ableben. Sogleich beim Antritte der Verwaltung seines Fürstenthums, 1576, richtete er neben der sonstigen musterhaften und väterlichen Sorgfalt für sein Gebiet in jeder Hinsicht auch seine Aufmerksamkeit auf diese beiden Colonien, und da dieselben durch ihre von Schönau eingewanderten Landsleute verstärkt worden waren, ertheilte er ihnen besondere günstige Privilegien oder sogenannte Capitulationen, und zwar zu St. Lambrecht im Jahre 1577 und in Otterberg 1579, kraft deren es den fleißigen und gewerbthätigen Fremdlingen erst gelang, durch Errichtung von Manufacturen in Wollenzeugen die genannten Orte in

einen solchen Flor und gedeihlichen Wohlstand zu versetzen, daß, bei schnell entwickelter Bevölkerung, Otterberg sogar zu einem Städtchen anwuchs und deßhalb mit Mauern umfangen werden mußte.

Von neuen Erwerbungen und von Vermehrung des pfälzischen Besitzthums unter der Simmer'schen Kurlinie haben wir jetzt nichts mehr zu melden, wohl aber im Gegentheile von gänzlicher Abnahme des seitherigen allgemeinen Wohlstandes sowie von weit verbreitetem Jammer, Noth und Zerstörung. Unter dem Sohne Ludwigs VII., dem Kurfürsten Friederich IV. (welcher die 1598 ausgestorbene bisherige Simmer'sche Linie erbte und deßhalb dem jüngsten seiner Kinder, dem im Jahre 1654 verblichenen Herzoge Ludwig Philipp, Simmern und Lautern vermachte, dessen Sohn Ludwig Heinrich Moritz aber 1673 ohne Erben verschied, daher dessen Besitzungen unter Kurfürst Karl Ludwig dem pfälzischen Kurstaate wieder anheimfielen), welcher 1610 starb und unter dessen Nachfolger Friederich V., blieb es, zwar bei beständigen kirchlichen Wirren und bei gegenseitigen militärischen Rüstungen, noch ziemlich ruhig, bis zum Ausbruche des durch Fanatismus hervorgerufenen verheerenden dreißigjährigen Krieges, zu welchem die Annahme der Krone Böhmens von Seiten Friederichs V. ebenfalls mit eine, jedoch unschuldige, Veranlassung hergeben mußte, denn fest stand der Entschluß der Liga, die evangelischen Länder, und unter diesen vorzugsweise die schöne blühende Pfalz am Rheine, den Hauptherd der reformatorischen Bewegung, materiell und geistig zu zertrümmern und auf diesen Trümmern die Siegesfahne der allein seligmachenden Kirche wieder aufzupflanzen. Meisterhaft gelang dieses Werk, wie uns leider die durch alle möglichen und denkbaren Gräuel beschmutzten Blätter der Geschichte dieses dreißigjährigen Kampfes lehren, indem durch Raub, Brand, Plünderung und schonungslose Verwüstung jeder Art, sowie durch die gewöhnlichen Begleiter und Geißeln der Kriegsfurie, durch Hunger und Seuchen, unaussprechlicher, namenloser Jammer auf den unglücklichen Bewohnern des vorher stark bevölkerten, geistig und materiell sehr glücklichen rheinischen Landes ruhete, dessen Dörfer nun aber, nach Beendigung des Krieges, größtentheils verödet standen, von denen manche nicht wieder erbauet wurden und dessen ergiebiger Boden jetzt mit Disteln und Dornen überwuchert war. Der Sohn des mitten in den Kriegswirren 1632 verstorbenen unglücklichen Friederichs V., der Kurfürst Karl Ludwig, verwendete alle mögliche Sorgfalt darauf die während des langwierigen Kampfes geschlagenen tiefen Wunden durch unermüdete weise Anordnungen zu heilen, was diesem Fürsten, unterstützt durch productiven Boden und durch die musterhafte Thätigkeit, Ausdauer und Willigkeit sowohl seiner wenigen Unterthanen, welche Krieg und Pest verschont hatten, als auch der durch günstige Anerbietungen von auswärts in seinen Staat gelockten und gezogenen Fremden wirklich in unglaublich kurzer Zeit gelang, so

daß nach Verlauf eines Jahrzehnts die Pfalz am Rhein wieder einem blühenden Garten zu vergleichen war, wodurch sich Karl Ludwig, mit Recht der Salomo Deutschlands geheißen, als der Wiederhersteller des ruinirten Pfälzer Landes auf's glänzendste beurkundete, das er überdem noch durch die Einziehung vieler, während des langjährigen Krieges erloschener Lehengüter sehr vermehrte und bereicherte, von denen wir jedoch, weil bloß Einzelnheiten berührend, bezüglich unseres Pfalzkreises keine hier namhaft machen wollen. Im Jahre 1680 endigte dieser Regent sein in vieler Hinsicht rühriges und gesegnetes Dasein und auf ihn folgte sein Sohn Karl, der nach einer unthätigen fünfjährigen Regierung 1685 starb und, weil er keine Leibeserben hinterließ, die Simmerische Kurlinie beschloß. —

Wir müssen nun zu der durch den jüngeren Sohn des Herzogs Stephan, Ludwig I. oder den Schwarzen von Veldenz gegründeten Zweibrücker oder Veldenzer Linie zurückgehen, um zu sehen, wie ihre Besitzungen ab- und zunahmen, in wie viele Nebenlinien sie sich verzweigte, und welche derselben den jetzt erledigten Kurstuhl bestieg. Welche vielen und schönen Güter der Stifter dieser Veldenzer Linie während der mannichfachen Kämpfe mit dem Kurfürsten Friederich I., oder dem Siegreichen, verloren und eingebüßt hat, haben wir bereits oben berührt, allein nach seinem Ableben, das im Jahre 1489 erfolgte, drohete unter seinen Söhnen, Caspar und Alexander, seinem Gebiete ein noch größerer Verlust oder die theilweise Auflösung und Entfremdung desselben, indem jener, der überhaupt ein unruhiger und eigen- ja unsinniger Herr war, nicht nur den ihm von seinem Vater zu seinem anständigen Unterhalte ausgeschiedenen Antheil Landes, bestehend in Nikastel, Bergzabern, Annweiler, Falkenburg, nebst Haßloch, Böhl und Igelheim, mit deren sämmtlichen Zuständigkeiten, sondern dazu auch noch sein ganzes, ihm als Erstgebornem gebührendes, künftiges Erbe dem Kurfürsten Philipp im Jahre 1481 verschrieb und vermachte, welche Schenkung jedoch bei der Aussöhnung der beiden Brüder in dem Sterbejahr ihres Vaters nur dadurch wieder aufgehoben und für nichtig erklärt werden konnte, daß sie die, dem letzteren durch Friederich den Siegreichen im Kriege abgenommenen Städte und Orte, namentlich in unserem Kreise Schloß und Stadt Wachenheim, den Zoll auf der Hütte bei Oggersheim, den Hemshof, die Stadt Lamsheim, das Schloß Ruprechtseck, nebst Gundersweiler und Gerweiler, für immer an Kurpfalz abtreten und darauf verzichten mußten. Die gemeinsame Regierung der genannten Brüder war indessen voraussichtlich nicht von langer Dauer und schon 1491 ward Caspar, der Tolle, um ihn unschädlich zu machen, in Haft gelegt, in welcher er auch 1527 seinen Geist aufgab. Alexander war nun allein Herr und benützte die bayerische Fehde dazu, über des geächteten Kurfürsten Philipp Besitzungen herzufallen, um sich wenigstens für dasjenige

schadlos zu halten, was demselben, wie eben bemerkt, 1489 abgetreten werden mußte, was indessen nach beendigter Fehde im Jahre 1507 durch einen gütlichen Vergleich dahin entschieden ward, daß der Herzog das eroberte und bisher innegehabte schöne und einträgliche Amt Landeck an Kurpfalz zurückgab, auf seinen vierten Theil an Haßloch, Böhl und Igelheim Verzicht leistete, wogegen der Kurfürst demselben Odernheim am Glan und ein Viertheil an der Gemeinschaft Gutenburg einräumte, so wie ihm auch zugleich das ganze Amt Kleeburg oberhalb Weissenburg, welches er während jener Fehde gleichfalls eingenommen hatte, zum Eigenthume überließ. —

Obgleich der im Jahre 1514 verstorbene Alexander in dem herzoglichen Hause das Recht der Erstgeburt als Familiengesetz eingeführt hatte, so finden wir demungeachtet später, nach dessen Enkels, des Herzogs Wolfgang Zeiten und als Gegensatz zum Simmerer Stamme, der sich gar nicht verzweigte, in dem Zweibrück-Veldenzer Hause viele Linien, die wir, in so fern sie Orte in unserem rheinischen Lande berühren, hier nur kurz andeuten müssen, um bald wieder auf das Pfälzer Kurhaus zurückkommen zu können. Jener Wolfgang stand, nach dem frühzeitigen tödtlichen Hintritte seines Vaters, des Herzogs Ludwigs II., 1532, unter der Vormundschaft seines väterlichen Oheims, des Pfalzgrafen Ruprecht, und als er, mündig geworden, im Jahre 1543 die Regierung übernahm, räumte er seinem Oheime aus Dankbarkeit und Erkenntlichkeit für dessen wirklich musterhaft geführte Vormundschaft die Aemter Veldenz, Lauterecken und die Einkünfte der Propstei Remigiberg bei Kusel ein, wodurch derselbe der Gründer der sogenannten Veldenzer Seitenlinie wurde, die bis zu ihrem Erlöschen im Jahre 1694 mit Leopold Ludwig ihre Residenz zu Lauterecken beim Einflusse der Lauter in den Glan hatte. Der Herzog Wolfgang, einer der hochherzigsten und umsichtigsten Regenten seiner Zeit und zugleich der Stammvater aller nachherigen Pfalzgrafen, erhielt durch den Kurfürsten Otto Heinrich einen bedeutenden Länderzuwachs, indem ihm derselbe, im zweiten Jahre seiner Regierung 1557, sein bisher besessenes Herzogthum Neuburg nebst Sulzbach abtrat. Herzog Wolfgang theilte in seinem letzten Willen vom Jahre 1569, mit Beibehaltung der bisher üblichen Primogenitur, das gesammte Land seinen fünf Söhnen zu; der Aelteste, Philipp Ludwig, erhielt das Herzogthum Neuburg, der zweite, Johannes I., das Fürstenthum Zweibrücken, der dritt- und viertgeborne bekamen besondere Aemter aus dem Neuburgischen, deren Linien jedoch bald wieder erloschen sind, und dem Jüngsten, Karl, ward die Hälfte der hinteren Grafschaft Spanheim zu Theil, der seine Wohnung zu Birkenfeld nahm, woher auch diese Linie den Namen führte. Die erstere oder die Neuburger Linie gelangte nach dem Abgange des Simmerer Stammes 1685 zur Kurwürde; die Zweibrücker theilte sich jedoch wieder in drei Zweige, die in Zwei-

brücken, Landsberg bei Obermoschel und in Kleeburg ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten; jene endigte bereits 1661, die zweite im Jahre 1681 und letztere, oder die schwedische Linie, die sich indessen abermals getheilt hatte, erreichte ihr Ende vorerst 1718 mit dem Heldenkönige Karl XII. von Schweden und dann mit dem Tode des Zweibrücker Herzogs Gustav Samuel Leopold im Jahre 1731. Die jüngste Birkenfelder Linie, welcher das geringste und bescheidenste Erbtheil zugedacht war, ist die einzige, welche die beiden anderen nebst deren Seitenlinien überdauerte und von welcher auch ein Sprosse zu Bischweiler im Elsasse abzweigte, sich aber nach Verlauf mehrerer Jahre mit dem Birkenfelder Stamme wieder vereinigte und später, 1731, durch Christian III. zum Herzogthum Zweibrücken gelangte, so wie auch Maximilian Joseph IV., der Ahnherr unseres königlichen Herrscherhauses, 1799 das Kurfürstenthum Pfalzbayern erhielt und im Jahre 1806 auf's Neue zur früheren bayerischen Königswürde emporstieg! —

8) **Die Pfalz-Neuburger und Sulzbacher Linie bis zur Auflösung des pfälzischen Kurstaates, seit dem Jahre 1685 bis zur Neuzeit.**

Nach dem Erlöschen des Simmer'schen Stammes 1685 ging, vorstehenden kurzen genealogischen Angaben zufolge, die Kurwürde an die älteste Neuburger Linie über, in der Person des Herzogs Philipp Wilhelm, eines Enkels des Gründers derselben. Die nur fünf Jahre lang währende Regierung dieses Fürsten fiel in eine der verhängnißvollsten Zeiten für die Kurpfalz am Rhein, indem der französische Hof die Erbansprüche an das pfälzische Haus von Seiten des Herzogs von Orleans, der die einzige Schwester des kinderlos verlebten letzten Simmerer Kurfürsten Karl geehelicht hatte, dazu benutzte, um durch sein Heer, oder vielmehr durch seine uniformirten Räuberhorden, bestehend aus schonungslosen entmenschten Würgern und Mordbrennern, nicht allein die sämmtlichen pfälzischen Schlösser, Städte, Flecken und Dörfer diesseits des Rheins, sondern dazu auch noch diejenigen der übrigen Grafschaften und Herrschaften nebst den beiden uralten freien Städten des deutschen Reiches, Speier und Worms, während der Jahre 1688 und 1689, auf's grausamste durch Feuer zu verwüsten und überhaupt das seit dem dreißigjährigen Religionskriege wieder so reichlich gesegnete und auf's neue blühende linksrheinische Land in eine verheerte Brandstätte zu verwandeln, mit alleiniger Ausnahme von vier Städten, nämlich Germersheim und Landau (jene Stadt hatten die Franzosen, wegen der Forderungen der Herzogin von Orleans, nebst dem ganze Amte bereits mit Beschlag belegt und diese hatten sie sich schon früher mit Gewalt zugeeignet); Kaiserslautern und Zweibrücken (welche Stadt vorher, 1677, durch die Soldateska des allerchristlichsten Königs theilweise verwüstet worden war), wurden aber deßhalb verschont

und bis 1697 militärisch besetzt gehalten, um die Straße nach Lothringen decken und sich den Rückzug offen halten zu können. Während dieser unerhörten Gräuel starb der greise Kurfürst Philipp Wilhelm 1690 und auf ihn folgte sein Sohn Johann Wilhelm, unter welchem die Franzosen, im Jahre 1693, auch noch das rechtsrheinische pfälzische Gebiet mit ansehnlichen Streitkräften überschwemmten und daselbst durch Raub, Mord und Brand eine gleiche Verwüstung und Zerstörung anrichteten, wobei auch das altehrwürdige Residenzschloß und die Stadt Heidelberg der Fackel der höhnischen Brandstifter unterliegen mußten. Noch nie ward früher, den langwährenden dreißigjährigen Krieg etwa ausgenommen, in so kurzer Zeit ein solches allgemeines Elend über die Pfalz und deren unschuldige Bewohner ausgebreitet oder vielmehr muthwillig, ja absichtlich, herbeigeführt, so daß bis zum Friedensschlusse von Ryswick 1697, durch welchen die ehemalige Reichsstadt Landau mit ihren Dörfern Nußdorf, Queichheim und Dammheim an die Krone Frankreich förmlich abgetreten werden mußten, das ganze Land einer schauerlichen Einöde zu vergleichen war. —

Unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm erholte sich das Land nach und nach wieder von den erlittenen Drangsalen und Verwüstungen, die Städte, Flecken und Ortschaften erstanden wieder aus Schutt und Trümmern, so wie auch Ackerbau und Gewerbe auf's neue zu blühen anfingen, welches Streben jener Regent nebst den übrigen Grafen und Herren in dem Pfalzkreise auf's kräftigste unterstützten und begünstigten. Da die alten Burgen und Schlösser der letzteren während der französischen Ueberfälle und Verheerungen ebenfalls zerstört worden waren, so erbaueten sie sich Residenzen und Schlösser in sicheren Orten oder Städten und trugen dadurch zugleich vieles zum Aufkommen derselben bei, so die Pfalzgrafen und Herzoge in der Stadt Zweibrücken, die von der Leyen zu Bliescastel, die Sickinger zu Landstuhl und Ebernburg, die Grafen von Wartenberg und Sayn zu Neuhemsbach und Wartenberg, die Rheingrafen zu Gaugrehweiler, der Fürst von Nassau zu Kirchheimbolanden, die Fürsten und Grafen von Leiningen in Dürkheim, Grünstadt, Heidesheim und Bockenheim, so wie auch noch viele andere Adelichen in lehensherrlichen Dörfern sich Wohnsitze errichteten. Die Orte Laumersheim, Dirmstein und Beindersheim gingen in den Jahren 1705 und 1708 durch Tausch von Kurpfalz an das Hochstift Worms über, der Bischof von Speier trat dem Kurfürsten Johann Wilhelm 1709 seine Ansprüche auf die Dörfer Mundenheim und Maudach ab und unter diesem Regenten wurden auch die bisherigen Aemter des Pfälzer Gebietes in Oberämter verwandelt. Nach dem Ableben des eben genannten Fürsten im Jahre 1716, folgte ihm, weil er keine Leibeserben erzielt hatte, sein Bruder Karl Philipp, welcher 1733 mit dem Pfalzgrafen Christian III. von Birkenfeld (unter Anerkennung dessen Successionsrechte in dem Herzogthum Zweibrücken, seit dem Hinscheiden des Herzogs

Gustav Samuel Leopold 1731) zur Beendigung der vieljährigen Zerwürfnisse und Streitigkeiten wegen der Landestheile der im Jahre 1694 erloschenen Veldenz-Lauterecker Linie einen Vergleich einging, vermöge dessen der Kurstaat das Amt Lauterecken, der Herzog aber nebst anderen Gütern den Veldenzer vierten Theil an der Gemeinschaft Gutenburg erhielt, wozu ihm der Kurfürst noch sein eignes Viertheil an derselben Herrschaft abtrat.

Nachdem dieser Fürst, als der letzte Neuburger, im Jahre 1742, in sehr hohem Alter kinderlos verschieden war, kam der Pfalzgraf Karl Philipp Theodor von der Sulzbacher Linie (da sich nämlich der Neuburger Hauptast durch die beiden Söhne des Stifters desselben, des Herzogs Philipp Ludwigs, in die zwei Separatlinien zu Neuburg und zu Sulzbach verzweigt hatte) zur pfälzischen Kur, unter dessen langjähriger Regierung durch Tausch-, Kauf- und sonstige Verträge mit anderen Fürsten, Grafen und Herren in unserer Pfalz folgende Ortsveränderungen eintraten. Im Jahre 1749 überließ derselbe dem Johanniterhause Haimbach lehensweise die kurpfälzischen Hoheitsrechte in den Dörfern Niederhochstadt, Ober- und Niederlustadt und der Herzog Christian IV. zu Zweibrücken erhielt 1768, gegen die Abtretung der Schultheißerei Einöllen, Glanoderheims, der Orte Frankweiler, Niederhausen, Hochstätten und einiger weiteren Gefälle und Unterthanen an Kurpfalz, die Aemter Hagenbach und Selz im Elsasse. Von der niederrheinischen Ritterschaft und von den Edeln von Sickingen brachte Karl Theodor 1771 drei Fünftheile des Amtes Ebernburg, so wie von dem markgräflich badischen Hause auch die zwei übrigen Fünftel tauschweise zu den pfälzischen Besitzungen, und durch einen Tauschvertrag von 1779 wurden gegen die Ueberlassung des aus zwölf Ortschaften bestehenden Kübelberger Gerichtes an den Herzog Karl August von Zweibrücken, die Dörfer Duchrod und Oberhausen, der Zweibrücker Antheil am Dorfe Niederkirchen, nebst noch anderen Gefällen und Einkünften mit dem pfälzischen Kurstaate vereinigt.

So war also seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts unser Pfalzkreis unter den verschiedenartigsten Herrschaften in allen seinen Theilen und Gebieten wohl geordnet und erfreute sich größtentheils des Wohlstandes, des Friedens und der Ruhe bis zum Ausbruche der ersten großen französischen Staatsumwälzung, die einen Krieg mit dem deutschen Reiche zur Folge hatte, in welchem die Franzosen, während der Jahre 1793 bis 1797, das linke Rheinufer theilweise verwüsteten und aussaugten, wobei besonders einige Städte und Orte, wie Landau, durch mehrfache hartnäckige Belagerungen, Kaiserslautern und Pirmasens durch die daselbst vorgefallenen Schlachten, Kusel und Edesheim durch Einäscherung, überhaupt aber sämmtliche Bewohner durch die jahrelangen Kriegszüge, Einquartierungen, Plünderungen, Brandschatzungen und hauptsächlich durch die berüchtigte Ausleerungscommission sehr vieles leiden, erdulden und ein-

büßen mußten und eben so wurden auch die Schlösser und herrschaftlichen Sitze der Fürsten, Grafen und Herren, bis auf einige wenige durch die Neufranken niedergebrannt, bis dann endlich durch den Frieden von Lüneville im Jahre 1801, vermöge dessen das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und mit demselben vereinigt ward, nach so vielen lang anhaltenden Unfällen, Kriegsstürmen und Störungen eine wohlthätige Ruhe eintrat. Unser Kreis stand nur bis zum Januar 1814 unter französischer Botmäßigkeit, in welchem Jahre der durch die siegreichen verbündeten Heere der Deutschen bewirkte erste Pariser Frieden die linke Rheinseite bis zur Queich den deutschen Ländern wieder gab, welche Gränze aber durch den zweiten Friedensschluß im folgenden Jahre bis zur Lauter, der jetzigen südlichen Gränze gegen Frankreich, ausgedehnt wurde, worauf dann durch einen Vertrag Bayerns mit Oesterreich im Jahre 1816 der Rhein- oder gegenwärtige Pfalzkreis wieder an sein altes angestammtes Herrscherhaus, an den König Maximilian Joseph I. von Bayern, gelangte, welcher biedere und menschenfreundliche Monarch zum Wohl aller Einwohner und Bürger sein Reich 1818 mit einer Verfassung beglückte und dessen Namen unter anderen auch der während seiner milden und väterlichen Regierung neu angelegte Ort Maxdorf bei Lamsheim bewahrt. Sein Sohn, König Ludwig I., rief später die Stadt Ludwigshafen in's Leben, die großartig begonnen und durch den deutschen Strom, so wie durch Schienenwege begünstigt, einst ein bedeutsamer Handelsplatz zu werden verspricht und derselbe Fürst erbauete sich auch, am Gebirge bei Edenkoben, den Landsitz Ludwigshöhe, wo er von zwei zu zwei Jahren in den angenehmen Sommermonaten immer längere Zeit gern verweilt.

Inzwischen haben sich unter dem Schutze der Verfassung und der erneuerten und verbesserten Gesetzgebung durch die Vorsorge der königlichen Regierung, so wie durch die Betriebsamkeit und Thätigkeit der Bewohner die Städte und Orte des milden, von der gütigen Natur so reich gesegneten Pfalzkreises, in Feld- und Weinbau, in Handel, Gewerben und Künsten, zu immer höherer und schönerer Blüthe gehoben!

V.

Abriß der Geschichte der bedeutendsten Städte in dem Pfalzkreise.

1) Die Kreishauptstadt Speier. [1])

Unter diesen gebühret der Vorzug oder der erste Rang der früheren freien Stadt des deutschen Reiches und der jetzigen Kreishauptstadt Speier,

---

[1]) Das Hauptwerk über Speier bleibt die bekannte Chronica spirensis von Christoph Lehmann, wiewohl dieselbe, der darin enthaltenen Unrichtigkeiten und schiefen Urtheile wegen, mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist; dann Dr. Remling's Geschichte

in welcher die königliche Regierung des Pfalzkreises ihren Sitz hat. Sie war von jeher eine der bedeutendsten Städte am Rhein und in ihrer wichtigen Geschichte spiegelt sich diejenige des deutschen Reiches und ihrer Beherrscher ab, daher wir auch, der uns gezogenen engen Schranken wegen, hier keinen eigentlichen Abriß der Schicksale derselben, sondern nur kurze Andeutungen über die, durch innere oder äußere Einwirungen herbeigeführten, Wendepunkte ihrer Geschicke zu geben vermögen; eine vollständige Geschichte dieser Stadt, deren sie, wie sich aus nachfolgenden Grundzügen ergeben wird, so würdig ist, muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Die älteste Geschichte Speiers ist, wie diejenige aller alten und nachher bedeutungsvollen Städte, in Dunkelheit gehüllt und demnach sehr ungenügend, denn ob wir gleich, wie aus der Eingangs geschilderten Römerperiode erhellet, über die Schicksale unseres Rheinlandes im Allgemeinen ziemlich vollständige, aus den römischen Schriftstellern geschöpfte Nachrichten besitzen, so fehlen uns doch die genauen Nachweise über die geschichtlichen Momente einzelner Städte und Castelle. Bereits vor der Ankunft jener Welteroberer am Rhein war Speier ein wichtiger befestigter Punkt der celtischen Gallier, welcher damals den Namen Noviomagus führte und erst später, nach Augustus, wurde derselben von den aus Deutschland eingewanderten Nemetern, die sich um Speier festsetzten, die Benennung civitas Nemetum, Nemeterstadt, beigelegt, die sie nun auch bis zur Zeit der Herrschaft der Franken behielt. Von den Römern ließ sich mit Bestimmtheit erwarten, daß sie einen solchen am Rhein sehr vortheilhaft gelegenen Gränzort und zwar vorzugsweise für ihre militärischen Zwecke immer noch mehr auszudehnen und zu befestigen suchten, und so erwuchs Speier allmählich zu einer römischen Municipal- oder Freistadt und, wie es ausdrücklich heißt, zu einer der mächtigsten und blühendsten in Germania prima, die stets mit einer ansehnlichen Besatzung versehen sein mußte; letzteres bezeugt der unter anderen daselbst entdeckte Grabstein eines Soldaten der vierten flavischen Legion, der hier lag und starb; auch soll der praefectus militum vindicum dort sein Standquartier gehabt haben, und dann geben noch sieben andere daselbst gefundene und aufbewahrte römische Denkmale Kunde von der Anwesenheit der Römer in dieser Stadt und wie viele andere Monumente mögen in früheren Jahrhunderten zu Grunde gegangen sein; ja es sollen sich sogar drei Tempel darin befunden haben, indem

---

der Bischöfe zu Speier I. und II. nebst Urkundenbuch I. und II.; einige Publicationen des hist. Vereins von Dr. Zeuß und Prof. Rau; Mone's Geschichte der Stadt Speier u. a. Das städtische Archiv ist, da es während des dreißigjährigen Krieges sowie bei den nachherigen Einfällen und Zerstörungen der Franzosen mehrmals geflüchtet werden mußte und auch zugleich von letzteren beraubt wurde, ebenfalls nicht mehr vollständig vorhanden.

spätere Geschichtschreiber behaupten, auf dem Domplatze sei ehemals ein der Diana, auf dem Guidonsberge ein der Venus und auf der Anhöhe, welche später das St. Germanskloster zierte, ein dem Mercur geweihter römischer Tempel gewesen. Dieß ist alles, was wir über die frühere Herrlichkeit, Größe und Macht unserer Stadt aus der Periode jener Welteroberer wissen.

Daß dieselbe und das dazu gehörige Nemetergebiet, dessen Hauptstadt sie war, zugleich alle Wechselfälle jener großen Nation mit erdulden mußte, ist außer allem Zweifel und besonders wurde sie, als eine feste Niederlassung der Römer, von deren grimmigsten Widersachern, den Allemannen, bei ihrem öfteren Vordringen über den Rhein in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts mehrmals zerstört und ihrer befestigten Zierden beraubt, daher wir unter Constantius Chlorus die specielle Angabe finden, derselbe habe die Stadt, nachdem er jene wilden Horden in einer mörderischen Schlacht bei Langres vollständig geschlagen, wieder auf's neue befestiget und in ihren früheren Stand versetzt, so daß man ihn später fälschlich für deren Gründer und Erbauer gehalten hat; ja man behauptete sogar nachher, dieser Cäsar habe daselbst lange Zeit gewohnt und sogar, einem unrichtig aufgefaßten in Speier gefundenen Grabsteine zufolge, seinem verstorbenen Bruder Valentin, so wie seiner verlebten Mutter Luna, jenes Denkmal setzen lassen. Später mußte die Nemeterstadt, während der stäten, größtentheils erfolglosen Kämpfe der Kaiser mit den Allemannen, Gothen 2c. zur Erhaltung der dahinsinkenden Macht der Römer am Rheine, wieder vieles Ungemach erfahren bis zur großen Völkerwanderung, welche der Herrschaft jener Weltbezwinger ein Ziel setzte, worauf dann unter den Allemannen, Vandalen und während der Hunnenzüge, jener betrübte und gräßliche Zustand in unserer rheinischen Gegend erfolgte, wie wir denselben oben, zu Anfang des zweiten Abschnittes, bis zur Besiegung und Unterwerfung der Allemannen durch die Franken im Jahre 496, geschildert haben.

Unter der Regierung der christlichen Franken trat wohl eine wohlthätige Aenderung am Rheine ein, eine Zeit der Ruhe nach so vielen Stürmen und gewaltsamen Verheerungen, ja es war unter den meistens ruhmlosen und unthätigen fränkischen Königen nur zu ruhig im Lande (jedoch um so unruhiger und gräuelvoller in den Familien derselben), so daß wir, bis zur Erhebung der Karolinger, von jenen nur einige, unsere Stadt betreffende Handlungen aufgezeichnet fanden. Diejenigen Einwohner, welche die Wuth der Allemannen, Vandalen und Hunnen 2c. verschont hatte, suchten die alten, früher bedeutsamen, ihnen lieb und werth gewordenen Stätten wieder auf, räumten den Schutt der sie deckte hinweg, errichteten auf's neue wieder ihre Wohnungen und so erstanden bald wieder am Oberrheine die Städte Mainz, Worms, Speier und Straßburg, die man, gleichsam die neue Ordnung der Dinge bezeichnend, mit neuen Namen belegte und so ward auch Speier unter den Franken nach dem die Stadt be-

spülenden Flüßchen benannt. Als eine neue Schöpfung und eigenthümliche Einrichtung wurde das Land sogleich in Gaue eingetheilt, denen ein Gaugraf vorstand, welchen der König ernannte und der deßwegen auch alle Rechte des Monarchen über Weltliche und Geistliche ausübte. [1]) Speier ward, nachdem dasselbe mit der Zeit wieder zu einem großen Orte, oder zu einer Stadt angewachsen war, die Hauptstadt des Speiergaues, wo der Gaugraf seinen Sitz hatte und dessen öffentlichen Ding- oder Gerichtsplatz auf dem Lutramsforste wir aus den vorhergehenden Angaben bereits kennen, so wie wir auch die Verrichtungen der Gaugrafen früher geschildert haben. Ob schon die fränkischen Regenten sich eine königliche Pfalz (oder ein palatium regium oder regis) in unserer Stadt gegründet haben, in welcher sie bei ihren Rundreisen im Staate verweilten, ist leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, jedoch können wir es nicht urkundlich verbürgen und nachweisen, wie dieß nachher unter den Karolingern wirklich der Fall war.

Um der, während der beinahe hundertjährigen Herrschaft der 496 durch den König Chlodwig unterdrückten, rohen heidnischen Allemannen, eingerissenen Verwilderung und geistigen Versunkenheit der Rheinbewohner zu steuern und wohlthätige Gränzen zu setzen, mußten der eben erwähnte erste christliche Frankenkönig und dessen Nachfolger auf dem Throne, ihr Haupt-Augenmerk und ihre Sorgfalt vorzüglich, ja fast ausschließlich, auf kirchliche Einrichtungen, als einziges Erziehungs- und Bildungsmittel, verwenden, wie auch aus deren Anordnungen und Gesetzen deutlich hervorgeht und so ward, um einen festeren geistigen Halt- und Vereinigungspunkt zur Erreichung dieses löblichen Zweckes zu erhalten, durch den im Jahre 628 verstorbenen König Clotar II. der Bischofssitz in Speier gegründet und begabt. Solchen milden Schenkungen fügte der Sohn desselben, Dagobert I., ansehnliche Güter im Elsasse bei, sein Enkel Sigbert III. wandte der Speierer Kirche (ecclesia Nemetensis) und deren Vorstande, dem Bischofe Principius, den jährlichen Zehnten von allen königlichen Gefällen und Einkünften im Speiergaue an Frucht, Wein, Honig u. s. w, um's Jahr 650 urkundlich zu und der Beherrscher des Königreichs Austrasien, zu welchem der Speiergau zählte, Kilderich II., befreite in den Jahren 670 bis 673 jene Hauptkirche von allen Beten und Steuern, die der königliche Fiscus zu erheben hatte und verbot zugleich den öffentlichen Richtern, von

---

[1]) Die bis jetzt in Urkunden entdeckten Namen der Gaugrafen des Speiergaues sind folgende: Baugulgus im J. 771, Siggerus 828, Christianus 869, Volcharius 789, Walaho 900, Werenharius 906, Walaho 911, Cunradus 940, Altduon 957 und 960, Gerungus 966, Hugo 977, Otto 982, Wolframus 992 und 1006, Burghardus 1033, Hugo 1046, Heinricus 1065; dieser war der letzte Gaugraf, da 1086 das Gaugericht Lutramsforst durch K. Heinrichs IV. Schenkung an den Bischof von Speier gelangte.

den Gütern und Höfen derselben weder Strafen, Zinsen oder Heerbannsgelder zu fordern, noch von deren Dienstleuten irgend eine Abgabe zu verlangen. Dieß ist alles was uns aus der Periode der Merovinger über Speier aufbewahrt ist, woraus wir zu unserem gegenwärtigen Zwecke so viel abnehmen können, daß dasselbe, als der Hauptort des Gaues und als der Sitz eines Bischofs, schon damals eine ansehnliche und bevölkerte Stadt gewesen sein muß, wiewohl uns über ihre Größe, Ausdehnung und Beschaffenheit nichts Specielles bekannt ist.

Während der Herrschaft der Karolinger und der sächsischen Kaiser gewinnen wir schon zuverlässigere Anhaltspunkte für die Geschichte Speiers, hauptsächlich für die innere Entwicklung dieses Ortes, der 768 ausdrücklich eine Stadt (civitas Spira vel Spirea) genannt wird, welches Wort freilich damals nur einen größeren, befestigten oder mit Mauern umgebenen Ort bedeutete, wobei wir also noch an keine selbstständige bürgerliche Verfassung derselben denken können, die sich erst später gestaltete. Die Bewohner dieser civitas bestanden aus Freien und Unfreien, letztere jedoch in verschiedenen Abstufungen, besonders als Hörige der königlichen Pfalz oder des Gaues oder andererseits der Kirche; jene waren der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen, diese aber derjenigen des Bischofs unterworfen und letztere dehnte sich vermöge kaiserlicher Privilegien, allmählich über sämmtliche Einwohner aus.

Karl der Große erneuerte im Jahre 782 dem dasigen Bischofe die von seinen Vorgängern am Reiche und auch von seinem Vater Pipin erlassenen Verfügungen, hauptsächlich die Befreiungen der Speierer Kirche, ihrer Hörigen und Güter von allen Steuern, Beten und sonstigen Abgaben; dieser Monarch muß überhaupt, bei seinem öfteren Verweilen am Rheine während des langjährigen Sachsenkrieges, mehrmals die königliche Pfalz in Speier besucht haben, denn 777 befand er sich daselbst mit seiner Gemahlin Hildigarda und seinen Söhnen Karl, Pipin und Ludwig, so wie er auch, namentlich im Juli 787, in jener Pfalz eine Urkunde über die Gründung und Dotirung des Bisthums Bremen erließ (in palatio Nemetensi, wobei wir bemerken müssen, daß unter den Karolingern und sächsischen Monarchen, Speier größtentheils immer mit doppelter Benennung, der alten und der neuen, erscheint, z. B. in civitate Nemetense, seu Spirense oder in civitate Nemeta et Spira). Wenn wir nun mit dem Biographen jenes Kaisers annehmen, derselbe habe nur drei Pfalzen in's Leben gerufen, zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim, so muß demnach die unsrige schon lange vorher unter fränkischer Hoheit entstanden sein. Seine Nachfolger sorgten ebenfalls für das zeitliche Wohl des Bisthums Speier, denn Ludwig der Deutsche, zu dessen Reiche nun auch, nach dem bekannten Vertrage von Verdun, der Speiergau zählte, bestätigte 859 und 864 einige demselben gemachte Schenkungen an liegenden Gründen, so wie auch 869 einen

Gütertausch zwischen dem Oberhirten und dem Gaugrafen daselbst und der jüngere Ludwig, König der Franken, überließ dem Bischofe Gebhart 879 gleichfalls Besitzungen in unserem Gaue. Die beklagenswerthen blutigen Kriege, welche die Karolingischen Brüder und nächsten Blutsfreunde unter und gegen einander führten, während welcher Zerwürfnisse auch die Söhne Ludwigs des Deutschen sich wider ihren Vater empörten und 871 den Speiergau auf einige Jahre in Besitz nahmen, mögen die Ursache gewesen sein, daß sich lange Zeit hindurch keine Glieder dieser Familie mehr in dem kaiserlichen Palaste zu Speier aufhielten und nur den König Arnulf treffen wir 888 noch einmal darin an, der auch drei Jahre später das dasige Domstift mit einer Kirche beschenkte, allein nicht lange darauf war die anfangs so mächtige und vielversprechende Dynastie Karls des Großen durch eigene Schuld erloschen und in Staub dahingesunken.

Unter den sächsischen Regenten, namentlich unter Otto I., ging eine tiefgreifende Veränderung in der Stellung des Speierer Prälaten zu unserer Stadt vor. Jener Herr hatte nämlich bereits im Jahre 940 seine gütigen Gesinnungen gegen das Bisthum durch die Ueberlassung des Dorfes Mörsch im Ufgaue an dasselbe beurkundet, und sechs Jahre später legte Herzog Konrad, der Stifter der Wormser und Speierer Linien der salischen Familie, den Grund zur Erweiterung der oberhirtlichen Gewalt und Gerichtsbarkeit in Speier, dadurch daß er dem Bischofe Reginbald und dem Domstifte die ihm zustehenden, in der Stadt wohnenden, leibeigenen Leute, sammt ihrer Nachkommenschaft, zu eigen übergab und dazu noch folgende, mitunter wichtigen Gerechtsamen und Güter schenkte: das Münzrecht in Speier ganz und den Zoll halber, dessen andere Hälfte dem dasigen Prälaten schon längst zustand; ferner die Steuern vom Salz, Pech und Wein, nebst dem Pflichtpfenning oder den Abgaben von Besitzthümern und sonstiger Habe; dann das Recht die Diebe einzufangen und über deren gestohlene Sachen zu verfügen, die fremden Handelsleute zu besteuern u. s. w., wozu endlich noch die Abtretung beträchtlicher Güter in Rödersheim, Dürkheim und Erpolzheim kam, durch welche vielseitigen Schenkungen die Ausdehnung der bischöflichen Hoheitsrechte inner- und außerhalb der Stadt augenfällig angebahnt wurde.

Diese hoheitlichen oder richterlichen Befugnisse der Speierer Oberhirten kamen indessen zum völligen Abschlusse und erhielten ihre gesetzliche Begründung durch jenen Kaiser Otto I., welcher die großen Verdienste, die sich der einsichtsvolle Bischof Otger während seiner Kämpfe und Feldzüge in Italien um ihn erworben hatte, damit belohnte, daß er im Jahre 969 den Befehl erließ: weder der Gaugraf noch sonst ein Richter oder eine andere mit richterlicher Gewalt bekleidete Person, dürfe in Speier oder in dem außerhalb der Ringmauern dieser Stadt befindlichen Dorfe (Alt-) Speier öffentlich zu Gerichte sitzen, sondern nur allein der Vogt des Dom-

stiftes oder der Speierer Kirche und dann sei es keinem Lehensmanne der Kirche oder des Reiches erlaubt, in den Gotteshäusern und Ortschaften oder auf den Gütern und übrigen Besitzungen die das Bisthum bereits rechtlich erworben hätte oder die demselben künftig noch zugewendet werden würden, Recht zu sprechen, Steuern zu fordern, Lager zu halten, Bürgschaften zu erheben, noch auf sonstige Abgaben oder Dienste zu dringen, so wie überhaupt die Angehörigen des Hochstiftes, seien es Freie oder Leibeigene, jemals ungerechter Weise zu bedrängen. Durch diese theilweise Erneuerung der früheren Rechte und Befugnisse, so wie auch durch die Verleihung neuer und umfassenderer Gerechtsamen, war also der Bischof oberster Gerichtsherr zu Speier und in den hochstiftlichen Besitzungen, demnach im Besitze der vorzüglichsten Hoheitsrechte und der öffentlichen gesetzlichen Einkünfte in der Stadt und somit im vollen Sinne des Wortes, Herr über dieselbe und ihre Bewohner. Dergleichen Verleihungen waren hauptsächlich durch den Grundsatz bedingt und gerechtfertigt, daß nur der Intelligenz die Ausübung solcher wichtigen Hoheitsrechte und Befugnisse gebühre, die sich damals wirklich auf Seiten der Geistlichkeit befand, indem dieselbe allein im Besitze der Kenntniß der lateinischen Sprache, dürftiger Rechtsbegriffe, so wie des Lesens und Schreibens, oder dessen war was man in jenen Zeiten unter Bildung und Wissenschaft verstand, aus welchem nämlichen Grundsatze wir aber auch später bedeutende Veränderungen, ja sogar gänzlichen Umschwung in der Verfassung Speiers eintreten sehen werden. Zugleich entnehmen wir diesem wichtigen Actenstücke, welches Otto's I. Sohn, Otto II. im Jahre 974 und sein Enkel Otto III. 989 bestätigten, daß, außerhalb der Mauern unserer Stadt, damals schon ein Dorf gleichen Namens bestand. Unter Kaiser Heinrich II., der vorstehenden Freiheitsbrief des ersten der Ottone ebenfalls 1003 confirmirte, blieben der innere Zustand und die Verhältnisse Speiers fortwährend die vorhin geschilderten.

Die auf denselben folgenden, von den salisch-rheinfränkischen Herzogen abstammenden Beherrscher Deutschlands, trugen sehr vieles zur Hebung sowohl des Domstiftes, als auch der Stadt Speier bei und unter diesen besonders, seit 1024, der erste Salier Kaiser Konrad II. (der Speierer oder der im Speiergaue ansässigen Linie seines Geschlechtes angehörig und daher, zum Unterschiede von der Wormser salischen Linie, vorzugsweise der Speierer geheißen), welcher auf der Lintburg seine herzogliche Residenz hatte, die er jedoch im Juli des Jahres 1030, in eine Abtei verwandelte und an dem Gründungstage derselben zugleich den ersten Stein zu einem neuen herrlichen Dome in Speier und zur Johannis- späteren Guidonskirche daselbst legte. So wie also Kaiser Otto I. die Macht und Hoheit des dasigen Bisthumsvorstandes durch die vorerwähnten bedeutsamen Actenstücke aus den Jahren 940, 946 und vorzüglich von 969 außerordentlich gehoben und befestiget hatte, wodurch derselbe zum Herrn der Stadt, so wie zum Gebieter über

deren Bewohner gesetzt worden war, eben so mußte die Würde und Macht des Hochstiftes durch die Erbauung eines hehren Domes, an der Stelle des bisherigen, wahrscheinlich unansehnlichen, aus dem siebenten Jahrhundert herrührenden, jetzt auch äußerlich versinnlicht werden, welchen der fromme Konrad II. (neben anderen wohlthätigen Schenkungen, die er und seine unmittelbaren Nachfolger diesem Gotteshause zuwendeten) mit kaiserlicher Freigebigkeit begann und zugleich zur Ruhestätte der Könige des deutschen Reiches bestimmte, den auch dessen Sohn und Enkel Heinrich III. und IV. im großartigsten Maßstabe, im Sinne ihres seligen Vaters und Ahns, vollendeten und der in seiner jetzigen gänzlichen Wiederherstellung und inneren Ausschmückung nach so vielen erlittenen Unbilden heute noch eine Zierde der Stadt und des Landes ist. Wie viele Künstler und sonstige Arbeitskräfte zog nicht dieser Prachtbau nach Speier, wie mußte sich dadurch nicht nur die Zahl der Bewohner mehren, sondern auch an Geschmack und Bildung gewinnen und sich allmählich zu einer aus dem Verbande mit der übrigen Bevölkerung des Gaues heraustretenden, bedeutenden, städtischen Gemeinde entwickeln! Die schnelle Vermehrung der Seelenzahl findet ihre Begründung darin, daß der aus einer angesehenen Speierer Patricierfamilie entsprossene Bischof Rüdiger Huozmann die Stadt erweitern mußte, indem er das schon im Jahre 969 genannte, an der nördlichen Seite der Stadtmauern befindliche Dorf Altspeier um 1084 ebenfalls mit Mauern umfieng und es dadurch mit jener vereinigte, worin er zugleich den Israeliten ein besonderes Viertel nebst einer Begräbnißstätte anwies und denselben zudem noch eigene, für sie nicht ungünstige Gesetze und Verordnungen gab, welche König Heinrich IV. 1090 bestätigte und erweiterte; auch hat der Prälat Johannes († 1104) jene Bauten seines Vorgängers noch gänzlich vollendet und sonst die Thürme und Festungswerke der eigentlichen Stadt vielfach ausgebessert. Die innere Entwicklung und Erkräftigung der Bürgerschaft zum Gemeinsinne ꝛc. verbürgt uns der bedeutsame Umstand, daß sie in den damaligen kläglichen, für beide Theile unheilbringenden Wirren, Zerwürfnissen und Kämpfen der römischen Curie mit dem Kaiser Heinrich IV. fest und unerschütterlich auf des letzteren Seite stand, wodurch aber auch in derselben zugleich der Geist der Opposition gegen die Träger des Kirchenthums kräftige Wurzel faßte, welcher sich bald darauf in Thaten äußerte.

Allbekannt sind die traurigen Schicksale des ebengenannten Monarchen, dessen Verfolgungen und Mißhandlungen sich noch nicht mit seinem kummerlichen, im Jahre 1106 zu Lüttich erfolgten Tode (der doch sonst Alles löset!) endigten; denn seinem Leichname wurde sogar die Beisetzung an der Seite seines Großvaters und Erzeugers in der Kaisergruft des von jenem begonnenen, durch diesen aber und ihn selbst vollbrachten majestätischen Domes zu Speier, dessen ausgezeichneter Wohlthäter an Geschenken und

Stiftungen er überdieß noch war, auf schmachvolle Weise versagt und lange Zeit mußten seine Gebeine in der durch ihn an der Nordseite des Domes erbaueten Afracapelle aufbewahret werden bis zum Jahre 1111, da dann sein Sohn Heinrich V., nach erlangter Kaiserkrone und nach gelösetem kirchlichen Banne, die Asche desselben am 14. August mit großem Pompe in dem Königschore daselbst einsenken ließ. Dieser feierliche Begräbnißtag war für die Stadt Speier zugleich die Morgenröthe ihrer künftigen Größe und Selbstständigkeit, denn Heinrich V., theils um die Gewaltthaten die er an seinem nun zur Ruhe gebrachten Vater früher vielfach auf unnatürliche Weise verübt hatte, einigermaßen zu sühnen, theils aber auch um die Treue seiner Speierer Bürger, die sie dem Entschlafenen unter allen Stürmen und Widerwärtigkeiten standhaft bewahret hatten, glänzend zu belohnen und sie vor anderen durch Gerechtsame auszuzeichnen, ertheilte denselben an dem nämlichen Tage zwei wichtige Privilegien, die das hiesige städtische Wesen begründeten und deren Inhalt wir deßhalb, weil zu tief in die Entwicklungsgeschichte der Stadt eingreifend, hier kurz angeben müssen. Das erste zugestandene Vorrecht war ein specielles, das sich nur über die sogenannten Hörigen oder die unfreien Bewohner Speiers erstreckte, die jener Monarch von dem Butheil befreiete, vermöge dessen der geistliche oder weltliche Herr solcher Unfreien, nach ihrem Absterben seither als Miterbe, und zwar zur Hälfte, an ihrer hinterlassenen Habe eingetreten war, was nothwendiger Weise eine schwere Auflage und eine drückende Beeinträchtigung für die Armen und Hörigen sein mußte, welche der Kaiser selbst in seinem Erlasse ein ungerechtes und schändliches Gesetz nannte, das die gesammte Stadt bisher in Armuth gebracht oder gehalten habe und das nun aber für alle künftigen Zeiten aufgehoben ward. Der fernere Inhalt des Privilegiums bezog sich auf alle Bewohner Speiers, also auch auf die Freien, denen nun die früheren Hörigen bezüglich der Bürgerrechte gleich gestellt wurden, indem Heinrich V. seine Bürger daselbst im Allgemeinen für frei von jedem Zolle erklärte, den sie seither in der Stadt hatten entrichten müssen; dann hob er den Bann- und Schutzpfennning auf, welche Abgabe die Einwohner als Anerkennung der Gerichtsbarkeit des Bischofs und seiner Angestellten hatten erlegen müssen; ferner brauche kein Bürger mehr außerhalb der Stadt vor einem Vogteigerichte zu erscheinen oder von seinem Eigenthum und seiner fahrenden Habe außerhalb des städtischen Bezirkes irgend welche Leistungen zu machen; kein Beamter eines Herrn oder dessen Bote dürfe von Bäckern, Metzgern oder sonst von einem Bürger wider deren Willen ein Stück ihrer fahrenden Habe wegnehmen, auch dürften erstere keinen Bannwein verkaufen oder das Schiff eines Bürgers zum Dienste ihrer Herren gebrauchen; von den Bürgern die ihr Eigenthum auf fremden oder eigenen Schiffen vorüberführen, sollte künftig keinerlei Abgabe mehr erhoben werden; es sei Niemandem gestattet die bestehende

Münze leichter oder geringer zu machen ohne des Rathes Zustimmung, so wie auch alle Speierer Bürger, sowohl im Bisthume als in den Gebieten sämmtlicher Städte und Orte des Reiches, vom Zolle befreit sein sollten; keiner könne oder dürfe weiter angefochten werden, wenn er ohne eines anderen Einsprache Jahr und Tag in einem Hofe oder Hause gesessen oder gewohnt habe und endlich dürfe ein in der Stadt anhängiger Rechtsstreit weder durch den Bischof, noch durch irgend eine andere Gewalt vor ein auswärtiges Gericht zur Aburtheilung gebracht oder verwiesen werden. Es waren dieß goldene Worte und bedeutsame Anordnungen des Kaisers, die auch deßwegen, damit sie von keinem seiner Nachfolger am Reiche, noch von einem Bischofe, Gaugrafen und überhaupt von keiner höheren oder niederen Gewalt angetastet oder gebrochen werden möchten, auf dessen ausdrücklichen Befehl ihrem Hauptinhalte nach in Erz gegossen, die Buchstaben daran vergoldet und mit des Monarchen Bildniß, auf Kosten der Bürger, zum ewigen Gedächtnisse über der Haupt- oder Mittelthüre des Münsters befestiget werden mußten, damit man daraus zugleich seine besondere Liebe zu den Speierern augenscheinlich ersehen möge.

Wie traurig war also nicht die Lage unserer Bürger vor der Ertheilung dieser beiden Gnadenbriefe! Welchen willkürlichen Beeinträchtigungen, Eingriffen und Besteuerungen, die offenbar das Gedeihen der Stadt hinderten, waren nicht alle Bewohner derselben, hauptsächlich aber die Hörigen, unterworfen! Und allem diesem half jetzt Heinrich V. mit einem Schlage ab, indem er die Einwohner von diesen drückenden Lasten und Uebeln befreiete, allen gleiche Bürgerrechte ertheilte, sie sämmtlich zu einem gemeinsamen Ganzen verband und dadurch die Anfänge eines freien städtischen Wesens in's Leben rief, sowie auch dessen gedeihlicher Entwicklung und weiteren Ausbildung auf's künftige den Weg bahnte. Die Bürger Speiers müssen doch nothwendiger Weise über solche schreiende Ungerechtigkeit, wie z. B. das Butheil war, so wie über die sonstigen Bedrückungen und Willkür der Beamten bei jenem Monarchen Beschwerden geführt haben, denen er also willig abhalf, um sie für ihre Treue zu belohnen und sie zugleich für sich und sein Haus zu gewinnen, was sich auch nicht lange darauf durch die That offenbarte, da sie in den Jahren 1128 und 1129, während der Kämpfe des Königs Lothar mit den schwäbischen Herzogen Friederich und Konrad, ersterem, als eine Genossenschaft, kräftigen Widerstand leisteten und sich aus Dankbarkeit und Rechtsgefühl an die mit den Saliern, ihren großen Wohlthätern, verwandten Hohenstaufen eng anschlossen.

Unmittelbar nach diesen beiden denkwürdigen kaiserlichen Privilegien entwickelten sich nun die Speierer Bürger, so wie dieß damals auch in anderen Reichsstädten der Fall war, zu einem gegliederten Ganzen und unterschieden sich in drei Classen, in die Münzer, d. h. die alten, von jeher freien, reichen und angesehenen Geschlechter oder Edeln, welche von dem

Bischofe das Münzrecht als Lehen besaßen und verwalteten; dann in die Hausgenossen oder den dienstmännischen Adel (mit welchen zwei Corporationen jedoch später mancherlei Veränderungen vorgingen, bis sie sich zuletzt in eine Genossenschaft auflösten) und die übrigen Einwohner traten allmählich, je nachdem sich Handel und Gewerbe vermehrten und erweiterten, als Innungen in Zünften zusammen. Ueber diesen verschiedenen Ständen befand sich ein, zwar anfangs noch mannichfach eingeschränkter Rath, dessen einheitlicher Leitung die gesammte Bürgerschaft untergeordnet war und der nach und nach die verschiedenen Hoheits- und Regierungsrechte in seine Hand zu bringen suchte, was demselben auch sogar mit der Gerichtsbarkeit gelang, die noch fortwährend unter dem Bischofe oder unter dessen Angestellten gestanden hatte, so wie auch im zwölften Jahrhunderte die Zölle und das Ungelt als städtische Abgaben und Einkünfte allmählich unter die Verwaltung des Rathes kamen, der zugleich wie die übrigen freien Städte schon frühzeitig ein eigenes Siegel mit dem Bilde Maria's, der Schutzheiligen des Bisthums, führte, gleichsam als stehe auch die Stadt unter dem Schirm derselben. Da nun auf solche Weise die Bürger, als städtische Genossenschaft, ihrem früheren Herrn, dem Bischofe und seinem Domcapitel, gegenüber standen und letztere sich auf ihre alten, jene aber auf ihre neu erworbenen Vorrechte und Begünstigungen stützten, so konnte es an gegenseitigen Uebergriffen, Neckereien und Irrungen nicht fehlen, aus welchen Kämpfen jedoch endlich Speier als freie Stadt des Reiches hervorging. Um das Weihnachtsfest 1146 hielt König Konrad III. einen Reichstag daselbst, bei welcher Gelegenheit der dasige Dom der Schauplatz und Zeuge jenes erhebenden Auftrittes war, als der heilige Bernhard durch seine glühende Beredsamkeit jenen Monarchen so wie viele Großen des Reichs, Fürsten, Grafen und Edle, zu einem neuen Kreuzzuge begeisterte. Seitdem befanden sich die Beherrscher Deutschlands oft in den Mauern unserer Stadt und veranstalteten mitunter wichtige Reichstage daselbst, so wie durch dieselben später auch öfters Landfrieden hier errichtet wurden, auf welche Begebenheiten wir jedoch, als außer dem Bereiche unserer gegenwärtigen Forschungen liegend, nicht näher eingehen können.

Der Bischof Ulrich II. zu Speier suchte indessen die ihm durch die Gnadenbriefe Heinrichs V. theilweise entzogenen Einkünfte von den dasigen Bewohnern dadurch wieder zu erlangen, daß er das Hauptrecht oder Besthaupt, ebenfalls eine sehr lästige Abgabe von dem Nachlasse oder der fahrenden Habe eines Verstorbenen, von denselben einforderte, als sei diese seine Berechtigung durch jenes Privilegium nicht namentlich aufgehoben, dessen Lieferung sich aber die Bürger widersetzten und sich auf die kaiserliche Befreiung beriefen, worüber es große Spänne und Zerwürfnisse in der Stadt absetzte, die jedoch durch den Hohenstaufen Friederich I. im

Jahre 1182 ihre Erledigung fanden, indem derselbe, vermöge einer richtigen Auslegung jener durch Heinrich V. ertheilten Freiheitsbriefe, die er zugleich wörtlich wiederholte und bestätigte, die Entscheidung erließ: die Speierer hätten dem Oberhirten kein Besthaupt zu liefern. Weil die Gerichtsbarkeit in unserer Stadt damals noch dem Bischofe oder seinen Beamten gebührte, mit deren Aussprüchen indessen die betreffenden Einwohner öfters unzufrieden waren und manchmal, ja sogar noch vor gefälltem Urtheile, Berufung an den Kaiser Heinrich VI. einlegten, worüber sich der Speierer Prälat beklagte, so erließ jener um's Jahr 1193 einen strengen Befehl an die Bürgerschaft, verbot ihr solchen Unfug und gestattete ihr wohl die Berufung an seine Person, jedoch erst nach gesprochenem Urtheile und mit dessen schriftlicher Vorlage.

Heinrich VI. starb frühzeitig 1197 und schon zu Anfang des folgenden Jahres ersuchte der nachherige König Philipp, als Herzog von Schwaben, in seinem und seines unmündigen Neffen, Friederichs II., Namen unsere Stadt um ihren Beistand und schloß mit derselben, um sie auf hohenstaufischer Seite zu erhalten, folgende wichtige und merkwürdige Uebereinkunft ab: die Bürgerschaft gelobte nämlich eidlich, den Herzog und sein Heer (indem sich mit dem von der welfischen Partei als Gegenkönig erwählten Otto IV. von Braunschweig ein langjähriger Bürgerkrieg erhob) mit ihren Schiffen so wie mit Lebensmitteln nach Nothdurft zu unterstützen, auch von dessen Heere dreißig Ritter mit ihren Mannen in die Stadt aufzunehmen und ihm nebst dem Bischofe, jedoch nur innerhalb der Gränzen des Hochstiftes, gegen seine Feinde beizustehen, welche Hilfe ihnen der Herzog gleichfalls zusagte. Für diesen Beweis ihrer Anhänglichkeit erneuerte und bestätigte er den Bürgern ihre sämmtlichen alten kaiserlichen Vorrechte und Privilegien, namentlich aber, worüber sie sich oft beklagt hatten, ihre Befreiung von fremder Gerichtsbarkeit, oder daß sie vor keinen geistlichen oder weltlichen Richter, was man Dinggang heiße, gezogen und auch ihre Güter außer den gewöhnlichen städtischen Steuern nicht weiter belästigt werden dürften, so wie er zugleich festsetzte, weder er noch sonst ein anderer Regent dürfe sie mit einer besondern Schatzung belegen, es sei denn mit ihrer Zustimmung, oder daß sie dem Reichsoberhaupte als ihrem Herrn aus freien Stücken Hilfe leisten würden, und endlich gestattete ihnen, inhaltlich der Verordnung des seligen Kaisers Heinrich V., der Herzog für sich und den minorennen König noch die Freiheit zwölf aus ihren Mitbürgern zu erwählen, die, unter dem Eide: das Wohl der Bürgerschaft nach bestem Wissen und nach allen ihren Kräften zu befördern, die Stadt verwalten und regieren sollten. Einige Monate darauf ward jener Herzog Philipp selbst zum Könige erkoren und die Speierer blieben ihm, unter Kampf und Ungemach aller Art, treu bis zu seinem gräßlichen Ende im Jahre 1208, worauf sie sich erst dem Könige Otto IV. zuwandten, je-

doch nur bis zu dem Zeitpunkte, da der Hohenstaufe Friederich II. im Jahre 1213 die Zügel des deutschen Reiches ergriff.

Während des dreizehnten Jahrhunderts war überhaupt in den früheren Bischofs- oder späteren Reichsstädten, weil in allen dieselben inneren Verhältnisse und Uebelstände wie in Speier obwalteten, ein ständiger gleichmäßiger Kampf zweier Parteien, nämlich von Seiten der Bürger ein Streben nach immer größerer Selbstständigkeit und bei dem Clerus ein unablässiges Bemühen, seine frühere Oberhoheit wieder herzustellen, welche Kämpfe wir jedoch in ihren Einzelnheiten nicht verfolgen oder namhaft machen können, daher wir aus denselben nur einiges übersichtlich andeuten wollen. Die Münzer und Hausgenossen prägten sich immer mehr als aristokratische Institute aus; sie wählten als der reichste, mächtigste und intelligenteste Theil der Bürgerschaft die Rathsglieder unter sich, schlugen den Schultheißen, Vogt, Zollverwalter und Münzmeister, sämmtlich früher rein bischöfliche Beamte aus dem Bürgerstande, dem Bischofe zur Genehmigung vor; sie hatten demnach die Regierung der Stadt allein in Händen und übten also auch die Autonomie in derselben aus, denn wir kennen namentlich schon eine Polizei-Ordnung des Rathes vom Jahre 1230, während sich die Zünfte bei gesteigertem Verkehr und Handel mehrten, gekräftigt durch ihre innigen Verbindungen mit Schwesterstädten und gleichen Schritt mit ihnen haltend, ihr inneres Wesen immer weiter ausbildeten, befestigten und so ebenfalls durch gesteigerte Intelligenz erstarkten. Das sogenannte Zwischenreich bot denselben vielfache Gelegenheit ihre Macht und die Vorrechte der Stadt zu erweitern und diejenigen des Oberhirten und seines Clerus einzuschränken, so wie auch der große rheinische Städtebund, obgleich dessen Dauer nur von 1254 bis 1257 währte, vieles zur Stärkung des Gemeinsinnes sämmtlicher Bürger beitrug. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts erscheinen auch die selbstgewählten zwei Rathsbürgermeister und nicht lange hernach die sogenannten Vierrichter und zudem blieb die Zahl der Rathsglieder wegen der Reibungen, die solche Bestrebungen der Bürgerschaft mit dem Bischofe und der Geistlichkeit hervorrufen mußten, sich nicht immer gleich. Die Streitigkeiten des Rathes mit letzteren dienten indessen jederzeit nur dazu, das Stadtregiment und dessen Vorrechte zu befestigen, denn der Bischof Friederich mußte endlich 1280 versprechen, die städtischen Privilegien nicht beeinträchtigen zu wollen und im Jahre 1294 errichtete derselbe Prälat wegen anderer bisherigen Irrungen eine neue friedliche Uebereinkunft mit dem Rathe, worin er auf seine übrigen Vorrechte und Ansprüche verzichtete und sich nur das Bestätigungsrecht über die Besetzung der alten obenerwähnten Aemter vorbehielt und so hatte dann endlich die bürgerliche Intelligenz den Sieg über den Clerus davon getragen. Die Zerwürfnisse, die auch manchmal selbst in dem Schooße der edeln Geschlechter auftauchten, hatten die innere Kräftigung der Zünfte

zur nothwendigen Folge, so daß gegen Ende dieses Jahrhunderts auf dem gebräuchlichen Dreikönigstag die Münzer und Hausgenossen mit den Zünften und deren Ausschüssen die erledigten Rathsstellen in Gemeinschaft, aber nur aus jenen beiden ersteren oder aus den Patriciern, wählten und besetzten. Auch nach außen trat unsere Stadt als freie selbstständige Gemeinschaft vielfach auf, wie wir schon daraus ersehen haben, daß sich dieselbe für diesen oder jenen Kaiser oder König erklärte und ihn mit ihrer bewaffneten Macht unterstützte; so errichteten unsere Bürger bald nach dem Jahre 1208 mit denen von Worms einen Vertrag über die Erhebung des Zolles in ihren beiderseitigen Städten, jedoch unter der Genehmhaltung der Bischöfe, ihrer Herrn; aber ohne diese Genehmigung trafen Speier und Straßburg bereits 1227 eine Einigung wegen der Schulden ihrer Bürger; eben so verständigte sich unser Rath 1278 mit Otto von Bruchsal wegen Schadens in einer Fehde und erkaufte 1281 einen dritten Theil der hinter Neustadt gelegenen Burg Lichtenstein; später, 1293, schlossen die Bürger zu Mainz, Worms und Speier unter sich ein Schutz- und Trutzbündniß ab und die unsrigen so wie die zu Hagenbach gewährten sich 1297 gegenseitig Zollfreiheit.

So hatte also unsere Stadt, wie wir eben angedeutet haben, nach langem Kampfe am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts durch vereinte Kraft und freie Selbstentwicklung ihre Selbstständigkeit errungen bis auf einige geringe dem Bischofe noch verbliebene Rechte; dieselbe hatte eine ansehnliche Bevölkerung, welche sich auf die eigentliche Stadt und auf vier große Vorstädte, nämlich Altspeier, die beiden Vorstädte vor dem Altburgthore (Altpörtel) und dem Rheinburgthore und endlich auf den Bezirk überm Hasenpfuhl vertheilte; Wohlstand war verbreitet; Handel und Gewerbe blüheten durch die Thätigkeit der dreizehn Zünfte; der Rath so wie die gesammte innere Verwaltung waren ohne jede fremde Einmischung selbstständig geordnet und die ganze Staatsmaschine wurde durch die edeln Geschlechter, die Münzer und Hansgenossen, geleitet. Während dieser Selbstentwicklung und der damit unzertrennlich verknüpften Anstrengungen waren die beiden Factoren, die Patricier und Zunftgenossen, einig und steuerten mit vereinter Kraft nach dem vorgesteckten Ziele; allein so wie dasselbe erreicht und kein Widersacher mehr vorhanden war, da erwachte (wie wir dieß in der Entwicklungsgeschichte vieler großen und kleinen Staaten des Alterthums und auch mancher der Neuzeit finden), durch Reichthum und Wohlhabenheit genährt, Uebermuth, Stolz und Neid in dem Schooße der Bürgerschaft, oder, was gleichbedeutend ist, in den Zünften, die seitherige Eintracht war dahin und sie begehrten mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts laut und ungescheut Theilnahme an der Regierung des Freistaates, welche die Münzer und Hausgenossen bislang allein in Händen gehabt hatten. Letztere müssen in ihrem Hochgefühl doch auch

manchmal zu schroff gegen die Zunftgenossen aufgetreten sein; sie wollten überhaupt von ihren Vorrechten nichts aufgeben, sondern sie suchten sich im Gegentheil durch Erhöhung oder Vermehrung der städtischen Auflagen noch weitere zu erwerben und deßhalb verlangten jene im Jahre 1304 Theil zu nehmen an den Versammlungen der Alten, um zu sehen, wie dieselben mit dem Vermögen der Stadt umgingen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatten, wie wir gehört haben, die Patricier in dem Getriebe der Parteien den Zünften einmal ihre Mitwirkung bei der Wahl neuer Rathsglieder zugestanden und so gaben sie auch jetzt nach einigem fruchtlosen Widerstreben ihre Einwilligung, mit den Ausschüssen aus jeder Zunft über eine neue Zusammensetzung des Rathes Verhandlungen zu pflegen, deren Ergebniß war, daß derselbe statt wie bisher aus zwölf Personen, von nun an aus eilf von den Geschlechtern und dreizehn aus den Zünften, also aus vier und zwanzig auf Lebenszeit erwählten Gliedern oder Herren bestehen sollte, und um diese Zahl fortwährend zu ergänzen und zu erhalten, müßten die abgehenden Mitglieder aus den Zunftgenossen durch deren Ausschüsse, diejenigen aus den Geschlechtern aber durch den gesammten Rath, also unter der Mitwirkung der Zünfte, ergänzt, die beiden Bürgermeister jedoch jährlich, der eine aus den Zünftigen, der andere aus den Patriciern, erwählt werden.

Diese durch eine feierliche Sühne bekräftigte Uebereinkunft und Anordnung hatte, weil den Geschlechtern lästig, keinen langen Bestand, indem dieselben unter Mißachtung der Zünfte die ganze Verwaltung allmählich auf's neue an sich brachten und so saßen bereits im Jahre 1316 wieder sechszehn aus ihrer Mitte allein in dem Rathe, daher, was bei solchem Uebermuthe nicht ausbleiben konnte, die Zünftigen sich 1327 abermals und zwar noch kräftiger erheben mußten; sie verbündeten sich nun als Eidgenossen dahin, einander in ihren vertragsmäßigen Rechten gegenseitig schützen zu wollen und zwangen demgemäß die Patricier wiederholt, ihnen eine überwiegende Zahl im Rathe einzuräumen, was sie auch durch einen neuen Vertrag erlangten, so daß jetzt der Stadtrath aus fünfzehn von den Geschlechtern und aus sechszehn Zunftgenossen zusammengesetzt sein sollte. (Während dieser entscheidenden Vorgänge hatte Speier auch noch anderes Ungemach zu erdulden, und zwar im Innern durch eine pestartige Krankheit, welche im Jahre 1312 ein Drittheil der Bevölkerung hinwegraffte, und dann nach Außen durch den Krieg der beiden Gegenkönige Ludwigs des Bayern und Friederichs des Schönen von Oesterreich, während dessen unsere, auf Seiten des ersteren stehende Stadt durch des letzteren Bruder, den Herzog Leopold von Oesterreich, in den Jahren 1315, 1320 und 1322 drei schwere Belagerungen aushalten mußte und überhaupt hart bedrängt ward.) Die vorerwähnte abermalige Niederlage erbitterte die Patricier noch viel mehr als die frühere; sie setzten nun alle

Ueberlegung und Intelligenz bei Seite und anstatt sich ruhig in das zu fügen, was der unaufhaltsam fortschreitende Zeitgeist gebot, sannen sie im Gegentheil nur darauf, ihre frühere Machtstellung und Vorrechte, und zwar jetzt auf dem Wege der Gewalt wieder zu erstreben, und Speier mit seinen Bürgern auf immer zu unterjochen, daher sie nach Verlauf von drei Jahren mit dem umher wohnenden Landadel eine Verschwörung anzettelten, um an einem bestimmten Tage die Stadt mit bewaffneter Hand zu überrumpeln, die ungebärdigen Zünftigen mit eiserner Faust nieder zu halten und dann das Stadtregiment nur nach ihrem Gutdünken und ihren althergebrachten Vorrechten gemäß wieder herzustellen. Dieser schändliche Anschlag ward indessen verrathen, vereitelt und schwer mußten die Geschlechter ihren frevelnden Uebermuth büßen, da unter der Vermittlung von Rathsfreunden aus benachbarten freien Städten die nunmehrige Zahl der Rathspersonen auf 28, und zwar zur Hälfte von den Patriciern und zur Hälfte von den Zünften, festgesetzt ward, die aus beiden Theilen gleichheitlich, jedoch nicht wie bisher lebenslänglich, sondern nur auf die Dauer eines Jahres, nebst den zwei Bürgermeistern, jährlich am Drei-Königstage durch den abgehenden Rath erwählt werden sollten. Vermöge weiteren Vermittlungsspruches wurde aber die seitherige Macht der Edeln durch die Beschränkung des Vorrechtes die Wechselgeschäfte allein treiben zu dürfen, so wie durch die Aufhebung ihrer Oberaufsicht über die Zünftigen und ihres früheren ausschließlichen Gerichtsstandes vor ihrem Innungsmeister, gänzlich gebrochen und vernichtet. Seitdem leiteten die Zunftgenossen allein die Verwaltung unseres städtischen Wesens und Haushaltes, allein sie blieben ebenfalls nicht bei den bisher errungenen Vortheilen über die Geschlechter stehen, sondern nach der Beilegung eines im Jahre 1349 auf's neue ausgebrochenen Aufstandes, bei welchem letztere wieder stark compromittirt waren, mußten dieselben endlich auf ihre sämmtlichen patricischen Vorrechte und Privilegien förmlich verzichten, hinsort nur eine einfache, den übrigen ganz gleichstehende Zunft bilden, in die Eidgenossenschaft von 1327 eintreten, so wie jede andere Zunft ihre bestimmte Anzahl Rathsglieder erwählen und gleich den übrigen Bürgern alle städtischen Dienste, Wachten u. s. w. leisten, so daß ihnen, jedoch durch eigenes Verschulden, von ihrer früheren Hoheit und Herrlichkeit jetzt nur noch ein beschränktes Wechselrecht an der Münze nebst dem Genusse des Münzgerichtes verblieb. —

Dieselben kamen seitdem nie mehr auf, ihre ehemalige leider oft mißbrauchte Selbstständigkeit war dahin und fortan regierten nur die Zünfte in Speier; aus jeder derselben wählte man jährlich zwei in den Rath, der also aus acht und zwanzig Gliedern bestand, aus denen und durch welche man auch die beiden Bürgermeister erkor; allein da die austretenden so wie die denselben vorhergegangenen Rathsglieder in besondern Fällen immer noch zur Mitberathung beigezogen wurden, so bildeten eigentlich

74 Personen den großen oder weiteren, jene 28 aber den inneren, sitzenden oder wirklichen Rath. Ums Jahr 1370 kam zu den bisherigen Zünften noch eine neue, die Weinknechte- oder Rebleutezunft, so daß ihrer nun fünfzehn waren, ein Beweis des steigenden Verkehrs der Gewerbthätigkeit und innern Mächtigkeit; allein seit dem verheerenden und nachtheiligen Kriege, den die Städte Mainz, Worms und Speier 1376 mit den angesehenen, kampfgeübten Grafen von Leiningen führten, trat der Wendepunkt in der Geschichte Speiers ein. Unter dem schwachen Kaiser Karl IV. und noch mehr während des nachlässigen Regimentes seines untüchtigen Sohnes Wenzeslaus, begann nämlich von Seiten der Landesherrn, Fürsten und Grafen in dem heiligen römischen Reiche, hauptsächlich aber in den Rheingegenden, eine solche betrübte Zeit der Willkür, Gesetzlosigkeit und der öffentlichen Unsicherheit, welche seit 1380 die Städtebündnisse hervorrief, denen sich jene Fürsten je nach ihrem Vortheile oder Gutdünken bald anschlossen, bald wieder Gegner derselben waren, bis die Städte nach vielen bedeutenden Verlusten an Geld, Mannschaft und Rechten, zuletzt im Jahre 1390 besiegt und unterdrückt wurden. Seitdem hatte der durch solche Reichswehen und Zerwürfnisse nach und nach sehr mächtig gewordene Kurfürst von der Pfalz, der allseitige Nachbar Speiers, den größten Einfluß auf die Geschicke unserer Stadt nach Außen und nach Innen, denn bald war der Pfalzgraf deren Feind und Gegner, bald aber auch ihr Helfer und Schirmer. Der Verfall derselben und das Sinken des Wohlstandes ihrer Einwohner ward aber noch am meisten beschleunigt durch eine unglücksschwangere, langjährige, erbitterte Fehde mit dem Bischofe Raban und der gesammten Geistlichkeit daselbst, die vom Jahre 1411 bis 1422 dauerte und der Stadt bedeutende Opfer kostete. Die Verarmung nahm dergestalt zu, die Bevölkerung hingegen so schnell ab, daß die bisherigen fünfzehn Zünfte im Jahre 1432 in zwölf zusammengeschmolzen werden mußten; auch kamen als eine Folge solcher doppelten Unfälle die Zunftgenossen nach und nach wieder unter die Aufsicht der Rathsglieder und so bildete sich an der Stelle der alten Aristokratie unter den ehemaligen Münzern und Hausgenossen nun allmählich eine Oligarchie in unserem Stadtregimente aus, wodurch die Rathsstellen und sonstigen städtischen Aemter, welche letzteren angeblich zum Besten und Frommen des ganzen Haushaltes sehr vervielfältigt wurden, anfingen in den angesehensten und vermögenden Familien erblich zu werden. Auch diese drückenden Uebelstände riefen wie früher noch mancherlei bedenkliche Auftritte und Unruhen, namentlich im Jahre 1512 unter der Bürgerschaft hervor, welche des Kaisers Beamten wohl beschwichtigten und beilegten, aber dadurch an den bisherigen mangelhaften Zuständen und inneren Gebrechen wenig oder gar nichts änderten. So blieben denn nun sortan die Verhältnisse unserer sogenannten freien Reichsstadt, und gleich der gesammten Verwaltung befand sich auch die

Justiz nur in den Händen einiger Wenigen. Die Zeit der Intelligenz war so wie im ganzen heiligen römischen Reiche deutscher Nation, also auch in den einzelnen Gliedern desselben vorüber, der frühere schaffende Geist war entflohen, und so blieb seit dem sechszehnten Jahrhunderte nur das starre kalte Formenwesen übrig, das von den Häuptern der Stadt auf's sorgfältigste gepflegt, genährt und eifersüchtig bewacht ward, damit ja keine fremdartigen geistigen und daher für nachtheilig erachteten Elemente in das städtische Regiment eindringen möchten. —

Das Werk der Reformation, nachdem der das Land verheerende Bauernkrieg von 1525 spurlos an den gewaltigen Warten, Mauern und mächtigen Thürmen der Stadt vorübergezogen war, fand nach den bisher geschilderten früheren und noch oft sich wiederholenden Kämpfen mit dem Bischofe, mit dessen Domcapitel und den übrigen Stiftern, frühzeitig und dauernden Anklang und Eingang bei der Speierer Bürgerschaft, ja ein Leichtes wäre es für dieselbe gewesen, neben der geistigen Freiheit die sie errang, auch ihre frühere Selbstständigkeit wieder zu erstreben und den Rath in seine ehemaligen gesetzlichen Schranken zurückzuweisen; allein ihre Abhängigkeit von den angesehenen regierenden Familien so wie ihr eigenes Philister- und Spießbürgerthum ließen keinen Gedanken mehr an eine solche im deutschen Reiche ohnedieß unerhörte Neuerung bei ihnen aufkommen; die Intelligenz war einmal unterdrückt und die starre geistlose Form so wie Druck und Uebermuth fuhrten das Staatsruder; ja letzterer schwoll sogar so mächtig an, daß die reichen herrschenden Geschlechter, um alles unter ihre Macht zu bekommen und um die übrigen Rathsglieder von der Theilnahme an der Regierung auszuschließen oder gleichsam unthätig zu machen, später in dem Rathscollegium noch einen besonderen Ausschuß von dreizehn Personen in's Leben riefen, die man bedeutungsvoll die Geheimen des Rathes, oder die Herren Dreizehner nannte, welche die vorkommenden wichtigsten Gegenstände vorerst unter sich verhandelten oder beriethen und nur dann und wann, oder nöthigenfalls dem übrigen Rathe ihre geheimen Beschlüsse, nicht etwa zur Besprechung oder Berathung, sondern nur der Zustimmung wegen vorlegten; dieser geheime Dreizehner-Ausschuß war ganz folgerichtig aus den höchsten Potenzen zusammengesetzt, d. h. aus den beiden regierenden Bürgermeistern, den zwei Altbürgermeistern, so wie aus den durch den ausgehenden Rath gewählten vier Gerichtsfürsprechern und endlich aus fünf Gliedern des sitzenden oder wirklichen Rathes; die übrigen Räthe nebst der alldahiesigen, gutmüthigen und geduldigen Bürgerschaft waren und blieben — Nullen!

Noch einen merkwürdigen, ja weltgeschichtlichen Moment bietet die Geschichte Speiers dar, indem auf dem daselbst vorzüglich der religiösen Wirren wegen im Jahre 1529 abgehaltenen Reichstage einige der verbesserten evangelischen Lehre ergebene Fürsten gegen die, die Anhänger des

neuen Glaubens vernichtenden, Beschlüsse der Mehrheit der Reichsstände einen feierlichen Protest einlegten, welcher die junge erblühende evangelische Kirche rettete und woher sie den Namen der protestirenden oder protestantischen erhielt, den sie heute noch in Ehren und mit gutem Rechte führt. Von minderer Bedeutung und Wichtigkeit ist indessen der Umstand, daß Kaiser Karl V. im folgenden Jahre den ständigen Sitz des Reichskammergerichtes in unsere Stadt verlegte, welche durch den weisen Kaiser Maximilian I. in's Leben gerufene Anstalt anfänglich wohl gute und heilsame Früchte getragen haben mag, die aber, durch die spätere (1559) Einsetzung des Reichshofrathes paralysirt, bald zu einem juristisch verknöcherten Institute herabsank, das durch seinen schleppenden protectionellen Gang viele angesehenen Familien in Schulden stürzte und ganz herunter brachte (indem man in der Regel den Glanz und die Würde eines alten Geschlechtes nur nach der Menge der am Reichskammergerichte anhängigen Processe bemaß) und zuletzt nur dazu diente, ein Heer von höheren und niederen Beamten von jeder Sorte, z. B. Räthe, Advocaten, Rechtsconsulenten 2c., zu ernähren. Obgleich der evangelische Glaube sich unter der hiesigen Bürgerschaft sehr schnell und kräftig ausbreitete, so daß außer den daselbst befindlichen Stifts- und anderen geistlichen Personen nur noch eine ganz geringe Zahl den Lehren der alten Kirche huldigte und Speier also eine durchaus evangelische Reichsstadt war, so wurde doch auch dieser geistige Aufschwung so wie in ganz Deutschland also auch hier durch die hohen und höchsten oben geschilderten Gewalten in innigem Bunde mit den dogmatisirenden Theologen ebenfalls in einen strengen, starren und geisttödtenden Dogmatismus umgewandelt und auf solche Weise das Werk der Reformation noch vor dem Ablaufe des Jahrhunderts das es erzeugt hatte, in seiner segensvollen Entwicklung gehemmt.

In solcher Verfassung blieb nun unsere Stadt bis zu den Verheerungen und Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges, während dessen Dauer dieselbe alle Wechselfälle dieses fanatischen Kampfes durchmachen mußte. Da es nicht in unserem Plane liegt, in die Einzelheiten dieser verhängnißvollen Katastrophe einzugehen, so wollen wir nur eine gedrängte Uebersicht derselben geben. Speier kam so zu sagen aus einer Hand in die andere und Freunde wie Feinde, je nachdem ihre religiösen Ansichten waren, schützten oder drängten sie, alle wollten haben und sogen oder vielmehr zogen die Bürgerschaft allmählich aus. Union und Liga standen einander schroff und feindselig gegenüber in diesem fürchterlichen Drama, in dessen Zwischenacten auch die Schweden und Franzosen mitwirkten, letztere durch den Speierer Bischof und zugleich Erzbischof von Trier, Philipp Christoph von Sötern, den Erbauer der unglücksschwangern Festung Philippsburg in der unmittelbaren Nähe Speiers, auf verrätherische Weise in diesen Waffentanz mit hinein gezogen. Bereits im Jahre 1620 überschwemmten die Spanier

unter Spinola die rheinische Pfalz und besetzten auch unsere Stadt, allein der Graf von Mannsfeld verdrängte sie im folgenden Jahre; jedoch mußte er 1622 den Tilly'schen Schaaren wieder weichen, worauf der Erzherzog Leopold Speier in Besitz nahm und seitdem stand das linke und rechte Rheinufer unter der bayerischen Regierung zu Heidelberg und der spanischen zu Kreuznach, während welcher Zeit, wie in der Pfalz, also auch in Speier die Protestanten auf's äußerste gedrückt, verfolgt und bedrängt wurden bis zum Erscheinen des Schwedenkönigs Gustav Adolf am Rheine im Jahre 1632. So wie sich derselbe diesem Strome näherte, schloß der vorgenannte Trierer Erzbischof und Speierer Oberhirte Philipp Christoph ein enges Bündniß mit Frankreich ab und übertrug der französischen Armee das Besatzungsrecht in Philippsburg und zu Ehrenbreitstein. Mit dem Jahre 1632 drangen die Schweden bis zum Oberrheine vor und nahmen die Stadt Speier ein, die sie jedoch im Mai den Spaniern übergeben mußten, bis dieselbe aber jenen im Monate Juli wiederholt in die Hände fiel. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen 1634 stürmten nun im Januar des folgenden Jahres von der rechten Rheinseite her die Kaiserlichen u. s. w. heran und bemächtigten sich unserer Stadt, die ihnen aber die Franzosen und der Herzog Bernhard von Weimar im März mit gewaffneter Hand und mit Sturm wieder entrissen; sie konnten indessen diesen Platz nur bis zum Juni 1635 behaupten, indem die Kaiserlichen von Philippsburg aus auf's neue vordrangen. Schrecklich war besonders das Jahr 1636 für Speier und die gesammten oberrheinischen Lande, denn zu der Furie des Krieges, die allenthalben und so lange schon gewüthet hatte, kam nun noch der gewöhnliche Begleiter derselben, nämlich eine entsetzliche Hungersnoth in Verbindung mit unausbleiblichen verheerenden Seuchen und pestartigen Krankheiten. Tiefer Jammer lagerte damals über der unglücklichen Stadt! — Im August 1644 fiel dieselbe abermals in die Hände der Franzosen, die jetzt auch darin blieben bis zum Abschlusse des so sehnlichst erwünschten Friedens zu Münster im Jahre 1648, durch dessen Bestimmungen jenen das Recht der ständigen Besatzung Philippsburgs im Herzen Deutschlands verblieb. So sehr auch Speier am Ende dieses unheilbringenden langwierigen Kampfes verarmt, entvölkert und also innerlich zu Grunde gerichtet oder an den Rand des Verderbens gebracht worden war, so blieb doch bei den mehrmaligen Erstürmungen das Aeußere der Stadt noch ziemlich verschont; die festen Thürme standen nebst den hohen Mauern noch unversehrt und luden die wenigen innerhalb derselben unter Hunger und Kummer Gebliebenen so wie auch diejenigen welche Noth und Pest vertrieben und verschont hatten oder die sonst aus freien Stücken gezogen kamen, ein sich an dem geschützten heimathlichen Heerde wieder anzusiedeln und mittelst Landbau und Gewerbthätigkeit auf's neue an dem Aufkommen und Emporblühen der gesunkenen Stadt zu arbeiten.

Dieselbe erholte sich nach und nach wieder von den harten Schlägen, welche sie betroffen; die den Protestanten während des Krieges entrissenen Kirchen wurden denselben wieder eingeräumt und das frühere Regiment im Rath und Gerichte ging wiederholt seinen alten gewohnten und ruhigen Gang, aber zugleich erneuerten sich wieder die bekannten Reibereien mit dem Bischofe und seinem Capitel. Die im Jahre 1666 grassirende Pest that unserer städtischen Bevölkerung gleichfalls bedeutenden Eintrag, aber während des Kampfes den Frankreich unter Turenne seit 1673 mit dem deutschen Reiche führte, kam die Bürgerschaft wegen der Nähe des gefahrdrohenden Philippsburg mit dem bloßen Schrecken davon, bis zuletzt der Nymweger Friedensschluß von 1679 der Zwietracht ein Ziel setzte. Die Reunions-Ansprüche der Franzosen auf das linksrheinische Land seit dem Jahre 1680 konnten zwar Speier nicht berühren, allein sie waren ein deutlicher Fingerzeig dessen, was von jener Nation zu erwarten stand, die einmal seit dem dreißigjährigen Kriege durch Verrath und Gewalt sich in die inneren Verhältnisse des deutschen Vaterlandes eingemischt und eingedrungen hatte. Der im Jahre 1685 eingetretene kinderlose Tod des Pfälzer Kurfürsten Karl, des letzten der Simmerer Linie, dessen Schwester Elisabeth dem Herzoge von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV., vermählt war, bot den Franzosen dazu die gewünschte Veranlassung. Die Ansprüche des französischen Hofes gründeten sich nämlich auf den letzten Willen des Vaters jener Prinzessin Elisabetha, des 1680 verblichenen Kurfürsten Karl Ludwig, worin er dieselbe auf den Fall des Ablebens seines einzigen Sohnes Karl, dessen Ehe mit keinen Nachkommen gesegnet war, zur Erbin seiner Allodialgüter eingesetzt hatte. Jahre lang dauerten die Verhandlungen über das was eigentlich von den pfälzischen Landen Allodial sei oder was dem Kurfürsten eigenthümlich zugehört habe und, wie nicht anders zu erwarten stand, unverschämt und weit aussehend waren die Forderungen der Krone Frankreich, daher, wenn nicht der gesammte Kurstaat in Gefahr kommen sollte zerstückelt zu werden, der erste Kurfürst aus der Neuburger Linie, Philipp Wilhelm, auf solche alles Recht mit Füßen stampfenden und jede Billigkeit höhnisch übersteigenden Ansprüche nicht eingehen konnte oder durfte. Die angedeutete Gefahr wurde zwar durch die männliche Weigerung des Pfalzgrafen vermieden, aber dagegen traf doppelter, ja zehnfacher Jammer die Bewohner der Pfalz auf beiden Seiten des Rheines, so wie auch die angränzenden, nicht im entferntesten bei jenen übertriebenen Orleans'schen Erbansprüchen betheiligten Reichsstädte.

Wir wollen über diese Gräuel schnell hinwegeilen. Nachdem alle bisher gepflogenen gütlichen Verhandlungen sich zerschlagen hatten, gebrauchte der große König Ludwig XIV. Gewalt und ließ seine Truppen 1688 in die Pfalz einrücken, die auch im September Speier mit zahlreichen Haufen besetzten, denen im folgenden Jahre noch starke Colonnen nachfolgten, von

welchen unsere Stadt ebenfalls wieder ihren tüchtigen Antheil erhielt, die nun barbarisch darin hausten und sich die härtesten Bedrückungen, verbunden mit den unerhörtesten Erpressungen, gegen die unschuldigen Bürger erlaubten. Im Februar 1689 fingen die Soldaten an die Mauern an der westlichen Vorstadt niederzureißen; die Geistlichkeit und Bürgerschaft baten daher bei dem Befehlshaber, doch die Hauptmauer um die Stadt und deren stolze Thürme zu verschonen, allein ihr Flehen blieb nicht nur unerhört, sondern die Einwohner wurden sogar noch gezwungen, selbst mit Hand an das Zerstörungswerk zu legen, so daß bis zur Hälfte des Monats April sämmtliche Stadtmauern nebst sieben Haupt- und zwei und zwanzig Nebenthürmen sammt den Thoren zertrümmert und gebrochen waren und nur das einzige Altburgthor blieb, und zwar aus dem die ganze betrübte Situation bezeichnenden einseitigen Grunde verschont, damit es ja nicht in seinem Falle ein nahegelegenes Kloster beschädigen möchte! — Die Angst und Noth der Bürgerschaft war bei solchen unerwarteten schrecklichen Vorgängen unbeschreiblich, aber noch höher mußten sich der Jammer und die Verzweiflung steigern, als trotz der früheren Versicherungen der Befehlshaber, es dürfe von Plünderung und Brand keine Rede sein, der Intendant am 23. Mai dem Rathe ankündigte: sämmtliche Bewohner müßten innerhalb sechs Tagen mit ihrer Habe die Stadt räumen, womit derselbe aber nochmals die bestimmteste Zusicherung verband, die Stadt würde mit Brand verschont werden. Solche Reden waren jedoch Lug, Trug und teuflische Bosheit, indem vier Tage darauf der General Monclar dem bischöflichen Statthalter unumwunden erklärte: ihm sei vom Versailler Hofe der Befehl geworden, die ganze Stadt zu verbrennen und nur des Domes zu schonen, worauf man, nachdem der Intendant diese Blutworte bestätigt hatte, den Bürgern den Rath ertheilte, ihre noch nicht geflüchteten Habseligkeiten in den Dom zu verbringen, woselbst sie sicher seien. Am 31. Mai rückte die Besatzung aus und am Mittage zogen die geübten französischen Mordbrenner ein um ihr fürchterliches, unmenschliches Zerstörungswerk systematisch zu beginnen und zu vollenden, was ihnen auch an diesem und an dem folgenden Tage, hauptsächlich begünstigt durch ein unglücksschwangeres Gewitter mit heftigem Sturme, der die prasselnden Flammen nach allen Seiten hin und auch in das Domgebäude peitschte, wirklich und meisterhaft gelang, denn bereits am Morgen des zweiten Juni war die ehemalige Reichsstadt Speier ein rauchender Aschen- und Trümmerhaufen, den gegen Westen nur das Altpörtel, so wie nach Osten hin die ausgebrannten Mauern und Thürme des eingesunkenen altehrwürdigen Kaiserdomes überragten und wo hier oder da noch eine Mauer aus Schutt und Graus hervorsah, da legten die entmenschten Mordbrenner stracks ihre geschäftigen Krallen an, um alles zu ebenen und dem Boden gleich zu machen, jedoch wurde ihnen verboten, die Ueberreste des durch sie ruinirten Domes zu sprengen, was sie auch beabsichtigt hatten,

um so jede Spur desselben zu vertilgen. Solch' herzzerreißendes Elend traf unser Speier und die unschuldigen Bewohner desselben, auf den ausdrücklichen Befehl des allerchristlichsten Monarchen Ludwigs XIV. und seiner Minister, car tel est notre plaisir! — Im Jahre 1693 setzten die Franzosen ihr teuflisches Verwüstungswerk in dem kurpfälzischen Gebiete jenseits des Rheins fort, wo nebst der alten Residenz Heidelberg gleichfalls sämmtliche Städte und Orte der Brandfackel derselben erliegen mußten, während das ohnmächtige Reichsoberhaupt sammt den übrigen Fürsten des uneinigen und zersplitterten deutschen Vaterlandes, solcher frevelhaften Grausamkeit und Schmach ruhig und theilnahmslos zusah! —

Acht Jahre lang mußte die Brandstätte des ehemaligen Speier wüste und öde liege bleiben und erst nach dem Abschlusse des Friedens von Ryswick im Jahre 1697 sammelten sich die solchen Jammer überlebenden Bürger und erbaueten sich nach Hinwegräumung des Schuttes wieder Hütten und später Häuser auf der lieben alten Heimathsstätte, denen sich auch Fremde anschlossen, allein nur äußerst langsam konnte sich die Stadt von dem allzuherben Schlage erholen, zumal da dieselbe in den nachherigen Kriegszügen bis zum Rastadter Frieden von 1714 und noch später wegen der Nachbarschaft Philippsburgs viele Einquartierungen und sonstige drückende Lasten ertragen, so wie auch in der Zwischenzeit mit dem neuernannten Bischofe Hartard bis 1716 einen hartnäckigen Strauß bestehen mußte. An die Wiedererrichtung der Vorstädte konnte außer dem Hasenpfuhle nicht mehr gedacht werden, und jetzt finden sich noch viele und große leere Räume auch in dem Bereiche der Stadt, die in Gärten verwandelt oder mit Reben bepflanzt sind. Allmählich erstanden mehrere Kirchen, das städtische Rathhaus und andere ansehnliche öffentliche Gebäude, allein der Dom erhob sich erst während der Jahre 1772 bis 1778 aus seiner Verwüstung. Während des Revolutionskrieges ward die Bürgerschaft durch Einquartierungen, Brandschatzungen, Plünderungen u. s. w. wiederholt hart und empfindlich mitgenommen, bis zur Abtretung des linken Rheinufers an die Republik Frankreich, vermöge des Friedens von Lüneville im Jahre 1801; auch sämmtliche Kirchen und der Dom wurden während jener langjährigen Unruhen auf's neue beraubt, geschändet und verwüstet, ja letzterer sollte sogar auf den Abbruch vergeben werden, was jedoch noch rechtzeitig verhindert und so dieses Alterthum erhalten ward. Während des französischen Kaiserreiches war Speier der Hauptort eines Bezirkes und der Sitz einer, zum Departement des Donnersberges gehörigen Unterpräfectur, allein mit der Zurückgabe eines Theils der Pfalz an ihr altangestammtes königliches Haus Bayern, 1816, ward dasselbe zur Kreishauptstadt, mit dem Sitze der königlichen Regierung, erhoben. Auch für den seither zum Stroh- und Heumagazin u. s. w. benutzten und herabgewürdigten Dom schlug seit dieser glücklichen Begebenheit die Stunde der Erlösung und Wiedererhebung,

denn König Maximilian I. ließ denselben mit großmüthigem bedeutendem Zuschusse zu den Kosten, in den Jahren 1820 bis 1822 wiederherstellen, seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeben und auch zugleich den alten Bischofssitz daselbst wieder erneuern. Während der Regierung der kunstsinnigen Könige Ludwig I. und Max II. ward seit 1846 das Innere dieses Tempels mit den herrlichsten Fresken geschmückt, so wie auch in den Jahren 1854 bis 1858 durch großartige, wahrhaft königliche Unterstützungen jener beiden ebengenannten Wittelsbacher und anderer Regenten, dem alten Bauplane gemäß, die westliche Giebelseite des Domes mit ihren Thürmen neu erbaut, und so prangt nun diese Kunstschöpfung wieder in ihrer früheren ursprünglichen Pracht, die alljährlich von einer beträchtlichen Zahl Fremder besucht und bewundert wird. Die Bewohner der Stadt erfreuen sich des Wohlstandes, aber zu ihrer früheren Blüthe gelangt letztere nie mehr, da ihr durch die Anlage des nahen Ludwigshafens der größere Handel für immer entzogen ist und bleibt.

2) Bezirkshauptstadt Zweibrücken. [1]

Ueber den Ursprung so wie über die ältere und neuere Geschichte dieser Stadt stehen uns nur unbedeutende Hülfsmittel zu Gebote, indem die französischen Horden im Jahr 1675 dieselbe in Besitz nahmen, sie vor ihrem Abzuge 1677 in Brand steckten und sowohl die ansehnliche herzogliche Bibliothek, als auch sämmtliche Urkunden und Akten des fürstlichen Archivs mitnahmen und ihren Raub nach Metz und Nancy in Sicherheit brachten, wo er noch jetzt theilweise in Verborgenheit und unter engem Verschlusse ruhet.

Von den alten Saarbrücker Grafen zweigten im zwölften Jahrhundert die Grafen zu Zweibrücken ab und der Stammvater der letzteren, Heinrich I., erscheint schon 1196 in einer Tauschurkunde des Kaisers Heinrich VI. mit der Wormser Kirche und entweder hat derselbe oder sein Vater, der Graf Simon zu Saarbrücken, welcher Schirmvogt der Abtei Hornbach war, hier eine Burg erbaut, die, weil in einem Winkel errichtet den die Erbach bildete und zu welcher zwei Brücken führten, den Namen Zweibrücken (Bipons, Bipontus, auch Geminus pons) bekam, welche Benennung Graf Heinrich I. für sein neu gegründetes Geschlecht beibehielt, um sich dadurch von dem alten Stamme zu unterscheiden. — Bei dieser in einem angenehmen Wiesenthale gelegenen Burg siedelten sich nach und nach und schon frühzeitig Bewohner an, woraus das Dorf und die spätere Stadt Zweibrücken entstand. Die beiden Enkel jenes Heinrichs I., Eberhardt und Walram, trennten sich 1297, theilten ihre Besitzungen und stifteten wieder zwei besondere Linien,

[1] Quellen: theilweise die Bearbeiter der pfalz-zweibrückischen Geschichte: Joannis, Crollius, Heintz und andere, nebst eigenen Urkunden und Handschriftlichem.

jener die Bitscher, dieser aber die eigentliche Zweibrücker und seitdem schrieben sich ersterer und seine Nachkommen, Grafen von Zweibrücken, Herren zu Bitsch, letzterer jedoch und die Seinigen, Grafen zu Zweibrücken, allein die ebengenannte Linie erlosch schon mit dem Urenkel ihres Stifters, mit dem 1394 verstorbenen Grafen Eberhardt, der mit seiner Gemahlin, Lise von Veldenz, in einer unfruchtbaren Ehe lebte und deßhalb seine Grafschaft im Jahre 1385 zur Hälfte an den Pfälzer Kurfürsten Ruprecht I. verkaufte, die andere Hälfte aber an Kurpfalz aufgab und wieder zu Lehen empfieng, wodurch dieselbe nach seinem tödtlichen Hingange ein Eigenthum des pfälzischen Staates wurde. Vermöge letztwilliger Verfügung des Königs Ruprecht von der Pfalz, mußten dessen Besitzungen 1410 unter seine vier Söhne getheilt werden, wodurch nebst anderen Landestheilen, die Grafschaft Zweibrücken in das Loos des Pfalzgrafen Stephan fiel, des Gründers der herzoglichen Pfalz-Zweibrücker Linie jenes Kurhauses.

Weil die Zweibrücker Grafen Schirmherrn über die Abtei Hornbach waren, so finden wir schon frühzeitig in Verträgen zwischen beiden und auch in sonstigen Urkunden jenes uralten Gotteshauses, einige Nachrichten von Zweibrücker Burgmännern oder von sonstigen Adelichen, welche den Namen „von Zweibrücken" angenommen hatten und entweder in der Burg oder in dem dabei befindlichen Dorfe wohnten und in letzterem Burgmannsgüter im Genusse hatten. Ritter Johann Marschall von Zweibrücken hatte nämlich der erwähnten Abtei eine jährliche Gülte von seinen Gütern in Hingespach vermacht, die auch sein Sohn noch fort entrichtete, allein nach des letzteren Hinscheiden verweigerten dessen Wittwe, Havela von Zweibrücken und ihre Tochter Sophia die Bezahlung dieser Rente, welches Zerwürfniß der Graf Heinrich II. zu Zweibrücken und seine Gattin Agnes 1274 gütlich beilegten und im Jahre 1296 verkauften Ritter Stebelo von Zweibrücken (de Geminoponte) und seine Hausfrau Agnes jenem Kloster Güter zu Diderchingen. Haben wir nun so eben einen gräflichen Marschall entdeckt, so zeigt sich uns im Jahre 1301 ein Vogt Folmar von Zweibrücken und seine Ehefrau Gela (ob aber einen Burgvogt oder den gräflichen Beamten in dem Dorfe Zweibrücken müssen wir unentschieden lassen), welchen Eheleuten der Graf Walram, besonderer geleisteten Dienste wegen, ein Gut im Banne von Uckensheim (Jxheim) auf ihre Lebenszeit übergab, das er von Clunela der Wittwe Egelo's von Zweibrücken und von Gerhardt genannt in dem Altenmarkte erkauft hatte; letzterer Namen deutet schon auf eine Erweiterung oder Vergrößerung Zweibrückens hin, denn wo ein alter Marktplatz war, da befand sich sicher auch ein neuer, wie wir ja aus damaliger Zeit häufig dergleichen bürgerliche Benennungen von der Lage der Häuser in Städten und größeren Orten finden. Ein anderer Vogt Gerhardt von Zweibrücken bezeugte 1322 eine Hornbacher Urkunde, Johannes genannt Setzerede Ritter von Zweibrücken

erscheint 1330 in einem Briefe über veräußerte Besitzungen an diese Abtei und 1348 war Ritter Konrad Swind von Zweibrücken Mitglied des Mannegerichts des dasigen Abtes Walter. Den Bewohnern Zweibrückens ertheilte Kaiser Karl IV. 1352 neue Vergünstigungen, mit denen ohne Zweifel zugleich die Erhebung des seitherigen Dorfes zu einer Stadt verknüpft war, weil uns bereits im folgenden Jahre der Schultheiß Albrecht von Zweibrücken bekannt ist, welcher jener Abtei eine milde Stiftung zuwendete. Bisher haben sich uns schon mehrere edle Familien ergeben die den Namen von unserer Stadt führten und zur Bestätigung unserer obigen Vermuthung es hätten die Zweibrücker Burgleute daselbst oder in andern benachbarten Orten Burgmannsgüter besessen, dient die Thatsache, daß der Zweibrücker Burgmann Ritter Johann Swinde, des obigen Herrn Konrads Sohn, dem Grafen Walram 1358 seine sämmtlichen ihm von seinem Vater erblich angefallenen Rechte, liegenden Güter und Zinsen zu Stampach verkaufte, mit Ausnahme seines Hauses und Hofgerings zu Contwig, welche Burglehen seien und auch bleiben sollten. Schon im Jahre 1237 beurkundeten der Trierer Erzbischof mit den Bischöfen zu Metz und Speier einen Vergleich zwischen dem Abte von Hornbach und dem Schirmvogte seines Gotteshauses, dem Grafen Heinrich II. zu Zweibrücken wegen ihrer beiderseitigen Rechte, zu denen auch das Gericht zu Zweibrücken gehörte, wie wir aus einer Erneuerung jener Uebereinkunft vom Jahre 1364 ersehen, in welcher Graf Walram II. und sein Sohn Eberhardt das jener Abtei seither zugefügte Unrecht anerkannten und dieselbe wieder in das Gericht zu Zweibrücken einsetzten. Der Hornbacher Abt besserte 1381 dem Albrecht von Zweibrücken seine Lehen und 1399 siegelte letzterer als Ritter einen Güterverkauf Zweibrücker Bürger an jenes Gotteshaus.

So schwach und spärlich auch immerhin die Quellen für die Geschichte unserer Stadt fließen, wie wir aus den bisherigen Daten entnommen haben, so müssen wir doch mit Gewißheit unterstellen, mit der pfälzischen Herrschaft habe eine neue Aera für dieselbe begonnen, denn Herzog Stephan wählte die Zweibrücker Burg zu seiner Residenz und erst mit dem erblichen Anfalle der bedeutenden Grafschaft Veldenz im Jahre 1445 wechselte er manchmal seinen Wohnsitz zwischen hier und Meisenheim. Bedenken wir nun, daß die Räumlichkeiten der alten gräflichen Burg seit dem Jahre 1410 für die herzogliche Hofhaltung unmöglich ausreichen konnten, so müssen wir als gewiß annehmen, obgleich wir bislang keine urkundlichen Beweise dafür beizubringen vermögen, der Pfalzgraf Stephan werde die seit dem Tode des letzten Grafen Eberhardt zu Zweibrücken vielleicht gar nicht benutzte oder bewohnte und also baufällige Burg daselbst (an welcher sich besonders zwei starke Thürme befanden, deren einer wegen seiner Schieferbedachung die Benennung des blauen führte) wiederhergestellt, erweitert und überhaupt in eine anständige fürstliche Wohnung verwandelt

haben und dasjenige was derselbe für das Aufblühen Zweibrückens (von welchem es im Theilungsbriefe von 1410 ausdrücklich heißt: „Burg und Stadt") gethan hat, kann uns ebenfalls ein sicherer Bürge für die Wahrheit des eben Gesagten sein. Der Herzog bewirkte nämlich nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung von der Kirchenversammlung zu Costnitz (von 1414 bis 1418) die Genehmigung, das ganz nahe bei Zweibrücken gelegene und in seinen Sitten sehr zurückgekommene Kloster der Reuerinnen, Marienstein geheißen, in die Stadt verlegen zu dürfen, zu welchem Behufe er daselbst einen ansehnlichen Bau ausführen ließ (in welchem sich gegenwärtig das städtische Hospital befindet) und die nahe dabei gestandene Kirche mit dieser neuen Klosteranstalt verband, wodurch zugleich die Einkünfte jener bedeutend vermehrt wurden. Da nun diese Kirche bisher noch keinen eigenen Geistlichen hatte, sondern eine Filiale der nahen und kleinen Pfarrei Irheim war, so suchte jener Pfalzgraf, um seine Residenzstadt immer mehr zu heben, auch diesem großen Uebelstande abzuhelfen, indem er bei dem zu Basel (von 1431 bis 1444) abgehaltenen Concilium den Beschluß zur Reise brachte, den Pfarrsitz von Irheim in die Stadt verlegen zu dürfen und so das mit dem Reuerinnenkloster verknüpfte Gotteshaus daselbst in eine selbstständige Mutterkirche zu verwandeln, was auch im April 1448 glücklich vollbracht ward. Unter diesem Herzoge trafen wir auch noch eine andere, später weit verzweigte, edle Familie an, die von unserer Stadt den Namen führte, nämlich die Mauchenheimer von Zweibrücken und zwar zum erstenmale im Jahr 1446 die Brüder Simon und Hanns.

Pfalzgraf Stephan hatte mit seiner Gattin Anna, der einzigen Tochter des letzten Grafen Friederich von Veldenz, durch welche diese ansehnliche Grafschaft an Pfalz-Zweibrücken gelangte, mehrere Kinder und unter diesen auch zwei für den weltlichen Stand bestimmte Söhne Friederich und Ludwig gezeugt, von denen der Aeltere hinsichtlich der einstigen Vererbung und Theilung des väterlichen Nachlasses einige Besorgnisse rege machte, daher um allem künftigen Familienhader vorzubeugen, der letzte Veldenzer und sein Eidam der Herzog Stephan 1444 eine vorläufige Theilung unter ihren beiden Enkeln, resp. Söhnen, festsetzten, wodurch dem jüngsten Prinzen Ludwig unter anderem aus dem großväterlichen Erbe die Grafschaft Veldenz, von den väterlichen Besitzungen aber die Grafschaft Zweibrücken aufs künftige zufallen sollten. Als nun Graf Friederich von Veldenz nicht lange darauf verstarb, so wurden seine zwei Enkel in dessen Verlassenschaft an Land und Leuten eingesetzt und zwar Friederich in die Theile der beträchtlichen hintern und vordern Grafschaft Spanheim, welcher nun seinen Wohnsitz in der Stadt Simmern errichtete und der Stammvater der Pfalz-Simmerer Linie ward, Ludwig hingegen in das Veldenzer Gebiet, der vorläufig 1445 seine Wohnung in Meisenheim aufschlug, während ihr Vater Stephan noch die Verwaltung des Herzogthums Pfalz-Zweibrücken behielt,

was jedoch nur bis zum Jahr 1453 dauerte, da er sich von den Regierungsgeschäften zurückzog, seinen beiden Söhnen vermöge jenes Vertrages von 1444 auch die pfalzgräflichen Besitzungen einräumte, nach Meisenheim übersiedelte und im Jahr 1459 das Zeitliche segnete. Ludwig I. bezog demnach als Herzog von Pfalz-Zweibrücken und Graf zu Veldenz 1453 als gewöhnliche Residenz die Burg in unserer Stadt, auf welche er ungeachtet der vielfachen nachtheiligen Kriege, in die er mit dem Pfälzer Kurfürsten Friederich I. verwickelt war und eben so auf die übrigen Burgen und Schlösser seines Fürstenthums große Sorgfalt verwendete und namentlich in dem Schlosse zu Zweibrücken einen neuen Stock zur Wohnung für die Frauenzimmer erbaute; derselbe Pfalzgraf soll auch die erste Buchdruckerei in Zweibrücken errichtet haben und wir fanden zugleich während dessen Regierung nochmals eine andere ebenfalls von unserer Stadt genannte adeliche Familie, nämlich den Thebolt Heinrich von Zweibrücken, der 1488 von dem Hornbacher Abteivorstande seine Lehen erhielt.

Nach Ludwigs Hinscheiden führten seine Söhne Caspar und Alexander die Regierung zuerst in Gemeinschaft (und bestätigten auch gemeinsam im Jahre 1489 die Freiheiten der Zweibrücker Bürgerschaft), später aber letzterer allein, welchem unsere Stadt eine ihrer schönsten baulichen Zierden verdankt, die jedoch nicht unbeschädigt auf unsere Zeiten gekommen ist. Derselbe faßte nämlich 1495 den Entschluß eine Pilgerreise zum heiligen Grabe in Jerusalem anzutreten, den er auch ausführte und als er im Januar des folgenden Jahres wieder glücklich und wohl in die Heimath zurückgekehrt war, bewog ihn die Dankbarkeit für den Schutz des Höchsten auf dieser gefahrvollen Reise, in seiner Residenzstadt Zweibrücken eine neue Pfarrkirche zu erbauen, die er auch während zweier Jahre in reichem gothischem oder Spitzbogenstyl vollenden ließ; sie erhielt von ihrem Gründer den Namen Alexanderskirche, das darin bereitete Gruftgewölbe bestimmte der Herzog zum Begräbnisse der Glieder seiner Linie und noch jetzt erblickt man dieses zum Gottesdienste benutzte und von der Pietät eines edeln Fürsten zeugende, wiewohl im siebenzehnten Jahrhundert durch die fränkischen Vandalen theilweise verwüstete, imposante Gebäude in dem Schooße unserer Stadt. Alexander schied im Jahre 1514 aus diesem Leben und ihm folgte sein Sohn Herzog Ludwig II., welcher in dem Zweibrücker Schlosse ebenfalls manche Neubauten ausführte; derselbe war ein Freund und Liebhaber der Künste und Wissenschaften und zugleich ein entschiedener Anhänger der Reformation, die er in der Stadt und im ganzen Fürstenthum beförderte, allein er mußte schon in der Blüthe seines Lebens 1532 dahinsterben, daher sein Bruder der Pfalzgraf Ruprecht, zugleich Vormund über seinen minorennen Sohn Wolfgang, das Werk der Glaubensverbesserung eifrig fortsetzte, das dann durch den ebenerwähnten Herzog Wolfgang vollendet ward, der auch zugleich in der Abtei Hornbach das

später in die Stadt Zweibrücken verlegte, heute noch sehr segensreich wirkende Landesgymnasium in's Dasein rief. Sowohl dieser Pfalzgraf Wolfgang, der Stammvater aller nachherigen viel verzweigten Linien des pfälzischen Hauses, als auch dessen Sohn Johannes I. und Enkel Johannes II., thaten sehr vieles zur Befestigung der Stadt, vorzüglich aber zur Erweiterung und Verschönerung des dasigen Schlosses, indem namentlich ersterer ein neues Stockwerk oberhalb des Kellers und des großen Saales aufführen ließ und das Zeughaus erbauete, Johannes I. aber die herzogliche Münze und den sogenannten langen Bau längs der Erbach errichtete, welchen dessen Sohn Johannes II. bis in den Schloßhof fortsetzte und vollendete.

Unterdessen kam die drangvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges auch für die Stadt und das Herzogthum Zweibrücken herbei und besonders jene wurde ebenfalls von beiden kriegführenden Theilen, von Freund und Feind, von Oesterreichern, Spaniern, Schweden und Franzosen hart mitgenommen durch Plünderung, Einquartierungen, Raub und unzählige andere Quälereien und Plackereien bis zum Jahre 1635, die wir jedoch, weil in eine ausführliche Geschichte des Herzogthums gehörig, hier nicht namhaft machen können. Diesen Jammer hat endlich in dem so eben angeführten und in den folgenden Jahren Hunger und Pest beschlossen, die vorzüglich unsere Stadt gänzlich entvölkerten, so daß nach einer sicheren Angabe während Jahresfrist (1638) darin nur eine Geburt vorkam. Der selbst in äußerster Bedrängniß lebende Herzog Friederich suchte zwar nach wiederhergestellter Ruhe und nach dem Abschlusse des Friedens zu rathen, zu helfen und die allgemeine Noth zu lindern so viel in seinem Vermögen stand, allein dessen Thätigkeit ward durch seinen frühzeitigen im Jahre 1661 erfolgten, kinderlosen Tod unterbrochen und auf ihn folgte Pfalzgraf Friederich Ludwig von der nächsten Moschellandsberger Linie; kaum glaubten aber die Unterthanen sich unter der weisen und sorgfältigen Regierung desselben vollständig erholen zu können, da brach ein neuer Krieg zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche aus, dessen Resultat und Ende in den Jahren 1676 und 1677 die Zerstörung des herzoglichen Schlosses, sämmtlicher öffentlichen Gebäude, der kunstreichen Alexanderskirche und des größten Theils der Stadt durch die französischen Mordbrenner war.

Während dieser unheilvollen Jahre (in welchen sich jedoch die Alexanderskirche wieder aus ihrem Schutte erhob) war das Fürstenthum Zweibrücken an die Cleeburger oder schwedische Linie gekommen, allein erst nach dem Friedensschlusse von Ryswick 1697 konnte der jetzige Regent, der Heldenkönig Karl XII. von Schweden, durch die eingesetzte fürstliche Regierung seine wohlthätige Wirksamkeit für das Beste unserer Stadt und des Landes beginnen; derselbe ließ das alte herzogliche Schloß vollständig herstellen (welches der polnische König Stanislaus Lesczinski eine zeitlang bewohnte) und das Münz- und Zeughaus wieder errichten, so wie er auch

für seine Glaubensgenossen die nach ihm benannte Karlskirche seit 1708 in's Leben rief, aber zehn Jahre später machte dessen gewaltsamer Tod seinem rühmlichen Wirken ein Ende, worauf sein Verwandter Gustav Samuel Leopold ihn in der Regierung ersetzte. Dieser im Jahre 1731 ohne Leibeserben verstorbene Fürst ist der eigentliche Wiederhersteller, Erweiterer und Verschönerer der Stadt Zweibrücken, wie sie sich uns jetzt noch darstellt, denn er erbaute bald nach dem Antritte seiner Regierung das neue Residenzschloß, die beiden großen Kasernen, das sogenannte kleine Schlößchen zur Verschönerung des Hofgartens und er ließ entweder selbst noch viele Gebäude, die jetzt die Stadt zieren, errichten oder veranlaßte und begünstigte deren Aufführung. Derselbe hatte zum Nachfolger den Herzog Christian den III. von der Birkenfeld-Bischweiler Linie, auf diesen kam sein Sohn, der 1775 verlebte Christian IV. und unter dessen Neffen dem letzten in Zweibrücken und auf dem Karlsberge residirenden Herzoge Karl August Christian fiel dann der französische Revolutionskrieg ein, während dessen dieser Fürst 1795 in Mannheim starb und die Stadt Zweibrücken ebenfalls viele Bedrängnisse und Erpressungen ausstehen mußte, bis sie endlich dem französischen Reiche einverleibt, im Jahre 1816 aber ihrer alten Herrscherfamilie wieder zugetheilt ward. In derselben befinden sich der Sitz des Appellations- und Assisenhofes für den Pfalzkreis als Bezirksstadt, zu welcher die Bezirksämter Zweibrücken, Homburg und Pirmasens zählen, ein Bezirksgericht und neben den sonstigen Verwaltungsstellen auch das Landesgestüte; durch die Anlage von Fabriken und einträglichen Gewerben, z. B. renommirter Bierbrauereien, Maschinenwerkstätten ɿc. verbunden mit einem blühenden Acker- und Wiesenbau, nebst ansehnlichem, durch eine Zweigbahn begünstigten Handel u. s. w., hat sich der Wohlstand Zweibrückens seither bedeutend gehoben.

3) Bezirkshauptstadt Frankenthal. [1])

Obgleich Frankenthal als Stadt erst seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts besteht, so ist ihre Geschichte doch in mancher Beziehung merkwürdig, sowohl schon durch ihr Entstehen und ihr schnelles Aufblühen, als auch durch den gänzlichen plötzlichen Untergang derselben im siebenzehnten und durch ihren abermaligen Aufschwung im vorigen Jahrhundert, wie aus nachstehendem kurzen Abrisse hervorgehen wird.

An der Stelle der jetzigen Stadt bestand bereits im achten Jahrhundert ein im Wormsgaue gelegenes Dorf Franconodal oder Frankendale geheißen, mit einer Kirche, in dessen Gemark die Abtei Lorsch unter der Regierung Karls des Großen als fränkischen Königs, seit dem Jahre 800

[1]) Quellen: Widder's geogr. Beschreibung der Pfalz II., 393 ɿc. und kurze Vorstellung der Industrie in den drei Hauptstädten der Kurpfalz; größtentheils aber ungedruckte Urkunden und Acten.

aber als römischen Kaisers, mehrere Güterstücke geschenkt erhielt, während die dasige Kirche um dieselbe Zeit tauschweise an das Stift Weissenburg gelangte. Dieses Dorf scheint durch Krieg, Ueberschwemmungen des Rheins oder andere Umstände, vielleicht auch dadurch daß dessen Gemarkung in den Besitz der nachher dort errichteten Klöster überging, frühzeitig eingegangen zu sein, weil dasselbe später mit keiner Sylbe mehr erwähnt wird, da doch seit dem dreizehnten Jahrhundert das nahe Dörfchen Ormsheim, an dessen Stelle wir jetzt den Siebenbauernhof erblicken, oft vorkommt. Der Kämmerer Erckenbert von Worms gründete und begabte hier 1119 ein Kloster für Augustiner-Chorherren, das 1124 vollendet war und in welchem er später seine Tage als Abt zubrachte, während seine gottesfürchtige Gemahlin Richlinde nicht lange darauf in dessen Nähe eine eben solche geistliche Anstalt für Augustiner-Chorfrauen stiftete und gleichfalls die Stelle als Aebtin in derselben bekleidete; jenes nannte man Groß-, dieses aber Kleinfrankenthal. —

Die Geschichte beider bietet durchaus nichts Bemerkenswerthes dar, wie dieß mit etwaiger Ausnahme der verdienstvollen Benedictiner bei den meisten Klöstern der Fall ist, indem von der geistigen Wirksamkeit ihrer Bewohner keine Kunde auf unsere Zeiten gekommen ist, sondern nur von Erwerbungen oder Veräußerungen zeitlicher Güter, Gefälle und Gerechtsame bis zum allgemeinen Zerfalle der Klosterzucht in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, so daß mit Bewilligung des Oberhauptes der Kirche, Kleinfrankenthal schon 1431 aufgehoben werden mußte, dessen Einkünfte den Chorherren zufielen. Jedoch auch unter diesen nahm die geistliche Zucht und Ordnung im Innern und Aeußern allmählich ab, so daß der Wormser Oberhirte, um dieser Anstalt geistig und materiell wieder aufzuhelfen, dieselbe 1468 unter die Aufsicht der Windesheimer Congregation stellen mußte, seit welchem Vorgange auch Prioren die Verwaltung derselben führten. Dessen ungeachtet warfen sich aber die Conventualen noch in demselben Jahre dem mächtigen Kurfürsten von der Pfalz, Friederich dem Siegreichen oder I., in die Arme, der sie auch in seinen kräftigen Schutz nahm, ihre Anstalt darauf den Mönchen von Kirschgarten bei Worms übergab um den Gottesdienst darin zu ordnen, „zv oben vnd zu uolbringen" und dieselbe zugleich von Atzung, Frohndiensten, Schatzungen, sowie überhaupt von allen bisherigen lästigen Beschwerden für immer befreite, wogegen der Prior und das Convent („des Closters Franckental zuschen Worms vnd Spire gelegen," also befand sich kein Dorf mehr bei demselben) jenem Fürsten für solche gnädige Zusicherungen und ebenfalls für ewige Zeiten sogleich die Herberge, genannt die Hütte bei Frankenthal, die Hälfte des Vogteigerichtes zu Eppstein und das ihnen zustehende „Fahre hinder dem Closter Franckendal gelegen," zu erblichem Besitze übergaben und zustellten, aus welcher Verschreibung wir für die örtliche Umgebung

des Gotteshauses so viel entnehmen, dasselbe habe an der westlich vorbeiziehenden Heer- oder Rheinstraße, zur Bequemlichkeit der Reisenden und der Fuhrleute, eine Herberge oder Wirthshaus errichtet und besessen, so wie auch daß damals ein Arm des Rheins, von welchem der Altrhein bei Roxheim noch vorhanden ist, in der unmittelbaren Nähe jenes Klosters vorbeigeflossen sein muß, weil es ausdrücklich heißt, das Fahr habe sich hinter demselben befunden.

Die Conventualen waren nun einmal in nähere Verbindung mit ihrem Schirmherrn getreten, daher sie demselben nach Jahresfrist und unter der Bestätigung der bisherigen Vorgänge durch den Wormser Bischof Reinhart, 32 Morgen Wiesen zwischen der Lampertheimer Bach und Kirschgarthausen jenseit des Rheins für 900 Gulden käuflich überließen, wofür er gegen den Nachlaß von 400 Gulden an dieser Kaufsumme sie einige Wochen hernach wieder in den Genuß der vorbemerkten Herberge oder Hütte einsetzte, gleichfalls mit der Einwilligung jenes Oberhirten. Aus diesem Verhältnisse zwischen Kurpfalz und den Augustinern gingen schon nach Verlauf von vier Jahren Rechte und Oberherrlichkeiten für den Kurfürsten bezüglich der letzteren hervor, indem er einem Gütertausche derselben von 1457, in dem Bereiche des Hemshofes und in dem Friesenheimer Banne mit dem Herzoge und Pfalzgrafen Friederich von Simmern, im Jahre 1473 seine nachträgliche Genehmhaltung ertheilte und demzufolge landesherrliche Hoheit über des Klosters Besitzthum ausübte. Dieß ersehen wir noch augenscheinlicher aus folgendem Vorgange; in der vorerwähnten Herberge wurde nämlich später großer Unfug getrieben, oder, wie es ausdrücklich heißt: sich darin „vil vnthatten von frembden vnd heimschen begeben vnd dartzu ein vndtersleiff vil leichtfertiger person vnd boser hendel gewesen ist,“ daher Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz, um „solich bubery auszureuten vnd zu tilgen“ damit es zugleich seiner Stadt Oggersheim zur Aufnahme dienen möge, woselbst redliche Leute und Personen viel besser gehalten würden und auch mehr gesichert wären „dan jn solicher herberge, als ein offen ding“, nach vorhergegangenem Benehmen seines Marschalls und Landschreibers mit dem Pater und Convente, 1514 solch klösterliches Wirthshaus auf ein Jahr lang schließen ließ, damit Niemand mehr darin beherbergt würde und wann sich solche Maßregel als zweckmäßig erweise, so sollte die Herberge für immer geschlossen bleiben und abgethan sein, im entgegengesetzten Falle aber würde er, als Landesfürst, allem früheren Unwesen in derselben für die Zukunft vorbeugen, wenn sie nach Jahresfrist wieder eröffnet werden sollte. Zur Zeit des Bauernkrieges 1525 traf unsere Conventualen manches Unangenehme und dem Einfluß der, in der Pfalz bedeutenden Anhang findenden, Reformation konnte diese klösterliche Anstalt nicht widerstehen, sie hatte sich überlebt und der letzte Prior trat dieselbe, nebst ihren sämmtlichen Besitzungen und Einkünften an den Schirmherrn, den Pfälzer Kurfürsten Friedrich III. im Jahre 1562 ab.

Seitdem begann eine neue segensvolle Epoche für Frankenthal, denn jener weise Fürst übergab in demselben Jahre die Conventsgebäude sechzig wallonischen, wegen ihres Glaubens hart bedrängten und darum aus den Niederlanden geflüchteten Familien, die größtentheils Fabricanten und Manufacturisten waren und bedeutendes Vermögen mitbrachten. Dieses Häuflein intelligenter und betriebsamer Männer, denen von dem Landesherrn, vermöge einer sogenannten Capitulation, Glaubensfreiheit, eigene Ordnung ihres Gemeindehaushaltes und noch sonstige Vergünstigungen zugesichert worden waren, legten durch die Errichtung von bisher in ganz Deutschland gänzlich unbekannten Fabriken in Seide und Wolle, den Grund zur nachherigen Größe und Bedeutendheit der Stadt Frankenthal, und da nach Verfluß einiger Jahre sich noch viele andere Niederländer Protestanten, ebenfalls sämmtlich Fabricanten, Kaufleute und Gewerbtreibende, um dem unmenschlichen Drucke des Wütherichs Alba zu entgehen, auch hierher flüchteten, so wuchs dieser Ort in kurzer Zeit zu einer solchen Größe an, daß Friedrich III. dieser neuen Stadt besondere Freiheit ertheilte und der Bürgerschaft unter anderm 1573 das Recht zugestand ihren Schultheißen, die Bürgermeister und Schöffen selbst zu wählen, so wie er auch zugleich die Führung ihres selbstgewählten, bedeutungsvollen Stadtwappens genehmigte. So wie durch jene gewaltsamen Bedrückungen und blutdürstigen Verfolgungen in den spanischen Niederlanden der Wohlstand daselbst schnell und sichtbar abnahm, in demselben Maße nahm er in unserem Frankenthal, als einer freien selbständigen Niederlassung, augenscheinlich und erfreulich zu und um den ausgebreiteten Handel noch mehr zu heben, hatten die betriebsamen Manufacturisten, mit Benutzung der Gewässer des Altrheins gegen Mörsch hin, einen Kanal an den Rhein anlegen lassen. Der umsichtige Fürst und Herzog Johann Casimir, welchem durch seinen Vater Friedrich III. die beiden Oberämter Neustadt und Kaiserslautern testamentarisch zugewiesen waren, vermehrte, um den Flor und Wohlstand der jungen Stadt immer kräftiger zu befördern, die derselben bereits durch seinen Vater ertheilten ausgedehnten und zweckmäßigen Freiheiten und Vorrechte im Jahre 1577 mit neuen, umzog die Stadt, der größeren Sicherheit wegen, mit einem Graben und ließ 1583 um dieselbe einige Festungswerke anlegen. Nach Johann Casimirs Tode erneuerte dessen Neffe, der Kurfürst Friedrich IV., nicht nur die seitherigen wichtigen Privilegien dieser damals sehr bedeutenden Handels- und Fabrikstadt, sondern ließ dieselbe zugleich seit 1608 in eine Hauptfestung verwandeln und legte zu den drei vorhandenen, dem wormser, lamsheimer und speierer Thore, noch das vierte, das Rheinthor, an. Dessen Sohn und Nachfolger, der unglückliche Böhmenkönig, Kurfürst Friedrich V., vollendete, seit seinem Regierungsantritt 1612, was sein Vater an diesen neuen Werken noch unausgeführt gelassen hatte und nach dem noch vorhandenen Grundrisse hatte unsere Festung einen

beträchtlichen Umfang und war, da die Seite gegen den Rhein hin größtentheils aus Sümpfen bestand und man ihr also von da nicht beikommen konnte, hauptsächlich auf der Süd-West- und Nordseite mit vielen Ravelins versehen und demnach, weil auch die Umgebung ganz flaches Land ist, sehr mühsam zu belagern oder einzunehmen. Damals stand die Stadt Frankenthal in ihrer höchsten Blüthe, denn sie zählte 1800 Bürger, dem größten Theile nach Fabricanten, künstlerische Gewerbtreibende und Handelsleute, während die übrigen dem lohnenden Feldbaue oblagen; sie hatte eine gut eingerichtete selbständige und freisinnige, bürgerliche Verfassung; sie erfreute sich dabei eines ausgebreiteten, durch den Kanal sehr begünstigten Handels, der ihr von allen Seiten Reichthümer zuführte und überhaupt hätte sich Frankenthal, durch solche Vortheile begünstigt, sicherlich zu einem der ersten Manufactur- und Handelsplätze Deutschlands, oder doch wenigstens des Rheinstroms aufgeschwungen, wenn nicht die Furie des dreißigjährigen Krieges ihren herrlichen blühenden Zustand vernichtet hätte.

Doch darum war ja dieser Kampf absichtlich herbeigeführt und angefacht worden, um, vorzugsweise in der gesegneten protestantischen Kurpfalz, alle intellectuellen und materiellen Fortschritte nicht nur zu hemmen, sondern gewaltsam zu unterdrücken, zu welchem boshaften Streben auch unsere Stadt einen traurigen Beleg liefern mußte, indem die Gräuel dieses Krieges sie auf's empfindlichste trafen. Bereits am 19 September 1621 rückte der spanische General Don Corduba in drei Colonnen von Oggersheim, Lamsheim und Heßheim her, mit seinem Heere vor die Festung, die nun in dem ebengenannten und folgenden Monate eine harte Belagerung aushalten mußte, während welcher die englischen, deutschen und holländischen Soldaten, in enger Verbrüderung mit der ansehnlichen muthigen Bürgerschaft, unter dem Grafen Ludwig von Wittgenstein als Gouverneur, sich auf's tapferste vertheidigten, bis sie im October durch die Truppen des Mannsfelder Grafen entsetzt wurden und darauf die Spanier nach großem Verlust abzogen. Gegen das Ende des folgenden Jahres war indessen das ganze Pfälzer Land wieder unter fremde Botmäßigkeit gekommen und alle festen Orte in demselben erobert, bis auf Frankenthal, das die Spanier abermals einschlossen. Weil nun dieser Hauptfestung mit Gewalt nicht leicht beizukommen war und auch die Besatzung größtentheils aus englischen Soldaten bestand, indem der König von England die Stadt für seinen Tochtermann, den Pfalzgrafen und Böhmenkönig Friedrich V., in Besitz genommen hatte, so suchte der spanische Heerführer Verdugo, als Gouverneur der linksrheinischen untern Pfalz, durch gütliche, aber trügerische Unterhandlungen mit dem Bevollmächtigten jenes Königs unsere Festung in seine Gewalt zu bekommen, was ihm auch endlich durch eine Uebereinkunft vom 19. März 1623 wirklich gelang, kraft welcher, aus heute noch unbegreiflichen Gründen Frankenthal mit allem Proviant, Geschütze und Kriegs-

munition, worüber eir genaues Inventarium gefertigt ward, der spanischen Infantin Isabella „als ein Sequester oder Deposition" auf achtzehn Monate lang eingegeben werden, die Spanier die Festung besetzen, die Besatzung der Engländer dieselbe aber verlassen sollte; könnte jedoch während dieser achtzehnmonatlichen Frist durch den König von England keine Aussöhnung zwischen dessen Eidam und dem deutschen Kaiser zu Stande gebracht werden, so müßte die Stadt, nebst ihren sämmtlichen in dem berührten Inventare angegebenen Zubehörden den englischen Truppen wieder eingeräumt werden und die Spanier dagegen abziehen! Die Punkte dieses sonderbaren Vertrages theilte man dem Festungscommandanten mit, der nebst der Garnison und Bürgerschaft fest entschlossen war sich auf's äußerste zu vertheidigen, welchem er jedoch „wunderlich vnd seltzam vorkommen", indessen mußte derselbe „auff Ankunfft eines Englischen Commissarien pariren vnd die Statt quittiren." —

Die Spanier rückten demnach ein, aber sie hielten nicht eine der eingegangenen und feierlich zugesagten Bedingungen, namentlich nicht diejenige bezüglich der „freien und friedlichen Uebung der Religion" der Bürger, und sie blieben nun darin bis die siegreichen schwedischen Waffen sie im Jahr 1632 daraus vertrieben. Was unsere Einwohner und zwar vorzugsweise weil deren Eltern aus den spanischen Niederlanden stammten, während dieser neun Jahre von der Wuth ihrer ehemaligen fanatischen Landsleute erfahren und ausstehen mußten, läßt sich eher denken und fühlen als beschreiben. Nach der Nördlinger Schlacht bekamen die Spanier 1635 unsere Stadt abermals in ihre blutgierigen Hände und nun begannen die Drangsale mit erneuerter Wuth und Grausamkeit, wozu sich seit 1636 noch Hungersnoth und Seuchen gesellten; die spanische Besatzung blieb seitdem ständig in Frankenthal (natürlich immer unter dem Vorwande des berüchtigten Sequesters für die Infantin, obgleich diese Stadt der Kurfürstin Elisabetha von England, der Wittwe Friedrichs V., zum Witthum verschrieben war), ja sogar der westphälische Friedensschluß konnte die fremden unmenschlichen Dränger nicht daraus vertreiben, bis sie dann endlich, nach jahrelangen mühseligen Unterhandlungen, doch anfangs März 1652 abzogen und den Kurfürsten Karl Ludwig zu seinem so lange und so schmählich vorenthaltenen Eigenthume kommen ließen. Dieser besorgte Fürst erneuerte der bis auf 324 Köpfe zusammengeschmolzenen Bürgerschaft (eine, im Verhältnisse zu dem entsetzlichen Jammer den dieselbe durchkämpfen mußte, immer noch ansehnliche Zahl) ihre früheren Privilegien und ließ ihr auch alle sonstige mögliche und thunliche Unterstützung angedeihen, allein die Ruhe währte nur ungefähr 36 Jahre und der gedeihliche Zustand der Stadt wurde nicht nur abermals auf's häßlichste unterbrochen und gestört, sondern letztere auch gänzlich zu Grunde gerichtet, ja so zu sagen vom Boden vertilgt.

Dieß geschah durch die Franzosen unter ihrem Könige Ludwig XIV., dem Großen geheißen und dessen Minister Louvois, während ihres Ueberfalles der unschuldigen so oft und schwer heimgesuchten Pfalz am Rhein, wegen des uns leider schon zur Genüge bekannten orleans'schen Erbstreites, 1688, und in dem folgenden Jahre. Weil Frankenthal damals noch stark befestigt war, so rückte die französische Armee erst nach gänzlicher Eroberung und Besetzung der Pfalz im November 1688 vor dasselbe, legte sogleich, um allgemeinen Schrecken als Willkomm zu verbreiten, durch eingeworfene Bomben über fünfzig Häuser in der Nähe der deutschen und wallonischen Kirche in Asche, worauf die geängstigte Bürgerschaft, damit nicht die ganze Stadt und ihre sämmtliche Habe auf's neue ein Opfer des Krieges werde, so lange in den Commandanten drang, bis er endlich den Platz den Franzosen mittelst Accord übergab. Nicht völlig ein Jahr lang blieben sie daselbst in Besatzung, unter beständigen beinahe unerschwinglichen Requisitionen und Contributionen der geängstigten und bedrohten Bürgerschaft, welcher indessen zu ihrem größten Schrecken am 14 September 1689 durch den Comte d'Auvergne bedeutet wurde sogleich die Stadt zu räumen, weil sie abgebrannt werden müsse, wobei man noch gräßlichen Hohn und Spott mit den Bedrängten trieb. — Die Bevölkerung begann nämlich auf der Stelle ihre beste Habe fortzuschaffen, allein da gegen Abend ein Quartiermeister mit der Nachricht anlangte: die Stadt solle vom Brande verschont bleiben, stellte man das Flüchten ein, jedoch gebrauchte der Stadtrath noch die Vorsicht des Nachts um 10 Uhr sogleich zwei aus seiner Mitte zu jenem Grafen zu senden, um die Bestätigung dieser angenehmen Nachricht aus dessen eigenem Munde zu vernehmen; sie erhielten aber den zerschmetternden Bescheid: es sei ein strenger Befehl von Paris eingegangen und in zwei Stunden müsse er die Stadt in Brand stecken; die beiden Abgesandten flehten darauf nur noch um einen einzigen Tag Aufschub des Vollzugs jener Ordre, allein sie wurden kalt und gefühllos damit abgewiesen! Des Morgens um 3 Uhr kamen die Deputirten in die Stadt zurück und auf die fürchterliche Botschaft die sie brachten hin, erhob sich unter Männern, Weibern und Kindern ein unbeschreibliches Wehklagen und das herzzerreißende Jammern der Verzweiflung, denn nun handelte es sich nicht mehr um das Flüchten des Hausrathes, sondern um das Unterbringen der Kranken, Alten und Gebrechlichen in den Hospitälern und aus den Häusern, an die man zuerst Hand legte und kaum war dieses Liebeswerk vollbracht, so kamen die sogenannten „Brenner“ am Morgen des 15ten in die Stadt und begannen ihr teuflisches Zerstörungswerk, das die bis an die hohe Brücke geflüchteten und daselbst gelagerten Bewohner mit blutenden Herzen mit ansehen und in stumpfem Trübsinn die Vernichtung ihrer Wohnungen und ihrer Habe durch Brand und Raub erleben mußten. Das früher so blühende Frankenthal war und blieb seitdem ein verödeter Trümmerhaufen, bis nach dem Ryswicker Frieden von 1697! —

Die goldne Friedenssonne lockte die zerstreuten und geflüchteten Bürger und Geschäftsleute Frankenthals wieder zur alten, lieb gewordenen Heimath und die Erinnerung an den frühern Wohlstand derselben, den nur äußere Einwirkungen, Krieg und barbarische Mordbrennerei der Franzosen hatten zerstören können und welchen ihr Eifer und ihre Betriebsamkeit auf's neue beleben könne, bestärkte sie in dem Entschlusse ihre eingeäscherten Wohnungen wieder zu errichten, so wie ihre früheren Gewerbe und Fabriken abermals zu beginnen, in welchem Vorhaben sie der Kurfürst Johann Wilhelm, durch die Bestätigung ihrer alten sehr vortheilhaften Privilegien im Jahre 1699 auf's löblichste unterstützte. Ein gleiches that dessen Nachfolger, Pfalzgraf Karl Philipp, der, um den Ort schnell zu heben und zu bevölkern, nicht nur die ehemaligen Freiheiten und Rechte erneuerte, sondern denselben noch neue hinzufügte, ja sogar, im Rückblicke auf Frankenthals frühere Größe, bedeutenden Wohlstand und ausgedehnten Handel, dasselbe zur dritten Hauptstadt des pfälzischen Kurstaates erklärte und erhob. Solche landesväterlichen Bemühungen hatten indessen nur einen geringen Erfolg und die Künstler und Bürger konnten hinsichtlich ihrer Gewerbe und Unternehmungen nicht recht gedeihen, bis dann endlich mit dem für alles Gute, Wahre und Schöne begeisterten Kurfürsten Karl Theodor, so wie dem gesammten Lande, also auch unserem Frankenthal ein wohlthätiger Stern aufgieng. Dieser weise Fürst ertheilte 1758 der Stadt und der Bürgerschaft noch speciellere Freiheiten als die seitherigen waren, auf die Dauer von zwölf Jahren, allein nach dem Umlauf dieser Zeit war, als eine Folge eigenthümlicher innerer Verhältnisse, die Seelenzahl erst auf etwas über tausend gestiegen und die gewerblichen Zustände waren von untergeordnetem Belange. Da warf jener Landesvater nochmals einen Gnadenblick auf seine dritte Hauptstadt und seinen weisen und umsichtigen Anordnungen, in dem merkwürdigen Patente oder Privilegium vom Jahre 1771, sowie seinen auf Millionen sich belaufenden großmüthigen Unterstützungen gelang es die bisherigen Uebelstände und Hindernisse zu beseitigen und Frankenthal durch Eröffnung ergiebiger Nahrungsquellen, auf's neue in eine blühende Fabrikstadt zu verwandeln, welche in der unglaublich kurzen Zeit von vier Jahren, 1775, bereits wieder 4000 Seelen zählten. Durch jenen Fürsten wurden zugleich zur Beförderung seiner wohlwollenden Absichten im Jahre 1771 folgende neue Institute in's Leben gerufen, nämlich vorerst eine von dem Stadtrathe gesonderte unmittelbar unter der Landes-Regierung stehende permanente Privilegien- und Polizei-Commission, deren hauptsächlichste Aufgabe die Hebung des städtischen Wesens im allgemeinen, sowie der Industrie und des bürgerlichen Wohlstandes im einzelnen, die Erbauung, Verschönerung und Bevölkerung der Stadt, überhaupt eifrige Unterstützung und Anregung des Fabrikwesens und des Handels war, dahingegen dem Stadtrathe die Rechtspflege, sowie die sonstigen bürgerlichen und amtlichen Verrichtungen überlassen blieben.

Der vorhin angedeutete Uebelstand, welcher dem Gedeihen der Stadt bisher hindernd in den Weg getreten war, wurde durch das kurfürstliche Privilegium vom Jahre 1771 gleichfalls beseitigt. Wir wissen nämlich aus dem früher Gesagten, daß den niederländischen Flüchtlingen und Fabricanten bei der Gründung der Stadt die umfassendsten Vorrechte, die eigene freie Wahl des Stadtrathes, sowie auch die selbstständige Gerichtsbarkeit zugestanden worden war, und da nun seit 1699 die den Krieg und Brand überlebenden alten Frankenthaler Manufacturisten und Künstler sich wieder daselbst niederließen, zu denen sich andere zuziehende In- und Ausländer gesellten, so gingen hieraus zweierlei Gattungen von Einwohnern hervor, diese frisch Eingewanderten und jene Fabricanten; letztere hatten von jeher einen eigenen freien Künstlerstand gebildet, auch nie unter städtischer Jurisdiction gestanden und wollten sich deßhalb derselben nicht fügen, daher der weise Karl Theodor sämmtliche Fabriken und deren Inhaber nebst den darin befindlichen Künstlern und Arbeitern nicht nur in seinen besondern Schutz nahm und sie jeglicher städtischen Auflage und Gerichtsbarkeit völlig enthob, sondern auch noch eine eigene ebenfalls unmittelbare und ständige Fabriken- und Handels-Commission einsetzte, unter welcher die Fabrikherren, ihre Arbeiter und was damit zusammenhing standen, deren Rechtssachen und Klagen jene Commission schlichten, ihre Gerechtsamen handhaben und sie vor allen nachtheiligen Eingriffen schützen mußte, so daß sich demnach in unserer Stadt zwei verschiedene Gerichtsbarkeiten befanden, nämlich zuerst die eben geschilderte für die Fabricanten, Kaufleute u. s. w., welche der genannten Commission und dann die andere für die übrigen Bürger, die dem Stadtrathe untergeben waren. Diese Anordnungen waren die zwei Haupthebel für das schnelle Aufblühen der Stadt, wie wir schon aus der oben angegebenen Seelenzahl bemerkt haben; der Fabrikstand konnte sich ungestört, frei und selbstständig entwickeln, ohne durch etwas anderes als bloß durch die Verordnungen der Handelscommission eingeschränkt zu seyn, die jedoch unausgesetzt nur dessen Wohl, Förderung, Gedeihen und Blüthe vor Augen haben mußte und je mehr sich die Manufacturen hoben, um so kräftiger und gedeihlicher wirkten sie auf den Wohlstand der Bürger ein, die außer Gewerben und Ackerbau vorzüglich die sehr einträgliche Gärtnerei nebst dem Gemüsebau betrieben.

Der umsichtige Landesfürst krönte sein mit so gesegnetem Erfolge für die Bewohner Frankenthals verbundenes wohlwollendes Werk durch die Anlage und Erbauung eines neuen, mit bedeutenden Kosten in den Jahren 1773 bis 1777 vollendeten Kanals (statt des alten, ungenügenden und unbrauchbaren), der für größere Rheinschiffe zugänglich war, in gerader Linie eine künstliche Wasserstraße von fünf Viertelstunden bildete, unsere Stadt mit dem Rheine und dadurch mit dem Welthandel in Verbindung brachte, so daß jene zu einem der wichtigsten Fabrikorte des Landes empor-

wuchs, welcher glückliche Zustand aber durch die große französische Staatsumwälzung, sowie durch den daraus entsprungenen langjährigen Krieg auf's tiefste erschüttert, gestört und unterbrochen ward. — Nach dem Ende der französischen Periode fiel diese Stadt im Jahre 1816 wieder an ihren pfälzischen Fürstenstamm Bayern; ein Bezirksgericht, dem die drei Bezirksämter Frankenthal, Neustadt und Speier untergeben sind, wurde dahin verlegt und die königliche Regierung erwarb sich zugleich große Verdienste um dieselbe durch die Wiederherstellung des unter der französischen Herrschaft ganz versumpften und äußerst baufällig gewordenen Kanals in den Jahren 1821 bis 1823; auch befindet sich die während des Kaiserreiches gegründete und unter dem jetzigen Gouvernement erweiterte und wohl eingerichtete Kreis-Armenanstalt, in den Mauern Frankenthals, dessen geborener Wohlstand sich auch schon in dem Aeußern dieser freundlichen und reinlichen Stadt kund giebt.

4) Bezirkshauptstadt Kaiserslautern. [1])

Wir haben bereits früher in der ersten oder römischen Periode unserer Ortsgeschichte der Pfalz bemerkt, daß obgleich in der Nähe der jetzigen Stadt Lautern sieben römische Straßen ihren Vereinigungspunkt hatten, es bisher noch nicht gelungen sei, Denkmale ausfindig zu machen um diese Stätte bezeichnen zu können, wiewohl in den umliegenden Wäldern viele römische Todtenhügel vorkommen. Erst in den folgenden Zeiten scheint der Boden der die ursprüngliche alte Stadt trägt, allmählich entsumpft und der Waldlauter ihr gegenwärtiges Bette bereitet worden zu sein, so daß es erst im eilften oder zwölften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung möglich wurde, auf dieser für den Verkehr so wichtigen Stelle an die Anlage eines Dorfes oder Burg zu denken. Dieß war, wie wir ebenfalls oben in dem vierten Zeitabschnitte (IV, 2, wie sich die Gaue auflösten) erwähnt haben, dem umsichtigen Kaiser Friederich I. oder dem Rothbarte vorbehalten, welcher, um den Rest des größtentheils in fremden Besitz übergegangenen Wormsgaues in dasiger Gegend dem Reiche zu erhalten, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung (1152) eine feste Burg oder einen mächtigen Palast, zur Beschützung des sogenannten Reichslandes, an dem Ufer der Lauter, wo sich vielleicht früher schon einige Höfe befunden haben mögen, errichten ließ. Unmittelbar an diese Burg gränzte auf der einen Seite ein großer Teich, der Kaiserswoog geheißen, bei dessen Anlage außer dem Zwecke der Sicherheit des Palastes, dem von dieser Wasserseite nicht beizukommen war, jenen Regenten auch die nöthige Absicht geleitet haben mag, um dadurch, wie wir schon vorhin gesagt haben, das umherliegende Terrain

[1]) Als Quelle siehe meine im Jahre 1853 erschienene urkundliche Geschichte der Bezirkshauptstadt Kaiserslautern.

immer mehr zu entwässern, trocken zu legen und dadurch zum Anbaue geeigneter zu machen. Schon der Bau der großen, schönen und weitläufigen Burg versammelte viele Arbeiter daselbst; aber auch noch andere siedelten sich in der Nähe der schützenden Mauern an, und zwar in solcher beträchtlichen Zahl, daß jener Monarch auch ein Spital für Arme und Gebrechliche in dem neuentstandenen Burgflecken gründen, erbauen und begaben mußte, das er dem Prämonstratenser-Orden zur Aufsicht übergab, und welches später in eine Klosteranstalt verwandelt ward. Der Rothbart, sein Sohn und Enkel, Heinrich VI. und Friederich II., hielten sich öfters in dem kaiserlichen Palaste zu Lautern auf und letzterer veranlaßte daselbst die Stiftung eines Baarfüßerklosters. Wir wollen nun das Bemerkenswertheste aus den Schicksalen dieser Stadt, die man zu Ehren ihres erhabenen Gründers später Kaiserslautern benannte, übersichtlich mittheilen. —

In der dasigen Burg, die unter einem sogenannten Burggrafen stand, und in welcher theils die in dem dabei liegenden Flecken wohnenden und den Namen „von Lautern" führenden Edeln, theils aber auch die Adelichen der Umgegend oder aus den nahen Besten Burgsitze hatten, befand sich das kaiserliche Gericht für das Reichs- und Königsland, so wie für die nächste Umgebung. Dieses Gericht hielten die Oberhäupter des Reiches bei ihrer Anwesenheit dahier selbst ab; ließen es sonst aber unter dem Vorsitze angesehener Männer aus dem Grafen- oder Dynastenstande, z. B. die Leininger, Hohenfelser, Bolander, Veldenzer, Falkensteiner u. s. w. in des Kaisers Namen abhalten, bei welchen Verhandlungen die Burgmänner als Beisitzer mitwirkten, deren Urtheilssprüche schon seit 1220 bekannt sind und wodurch also unser Lautern auch in dieser Beziehung schon frühzeitig von Bedeutung war. Obgleich der mit der kaiserlichen Burg durch Mauern verbundene Flecken bereits städtische Einrichtungen hatte, auch damals wirklich eine Stadt (civitas) hieß und dessen Bewohner Bürger genannt wurden, so hatte derselbe demungeachtet von einem römischen Könige, dem diese Befugniß allein zustand, noch keine eigentlichen Stadtrechte erhalten, was erst durch den Habsburger Rudolf I., den Begründer vieler Städte, geschah. Es war nämlich im Jahr 1276 als dieser vortreffliche Monarch seiner Stadt Lautern und den darin wohnenden Bürgern den Genuß derselben Privilegien, Freiheiten und Gerechtsamen zusicherte, deren sich die Reichsstadt Speier von Kaisern und Königen zu erfreuen habe; dadurch wurde Rudolf I. nach Friederich I. dem Hohenstaufen der zweite Gründer Lauterns, das er in die Reihe der freien Städte des deutschen Reiches einsetzte, und seit diesem Vorgange unterschied man auch zu Lautern so wie in dem Reichs- und Königslande die sogenannten vier Glieder des Reiches, nämlich die Burgmänner in der kaiserlichen Veste, die Lauterer Bürger, die unter ihrem Stadtrathe standen, die Förster, denen die ausgedehnten

Reichswaldungen untergeben waren und die Amtmänner oder Vögte, die die nähere Aufsicht über die Reichs- und Königsleute führten, welche vier Genossenschaften demnach gemeinsam für das Wohl der Stadt und des Reichslandes besorgt sein mußten. Sowohl der König Adolf als auch dessen Nachfolger Albrecht I. bestätigten die Freiheiten Kaiserslauterns und letzterer vorzüglich wurde noch einer der größten Wohlthäter der gesammten Bürgerschaft, indem er derselben ihrer erprobten Treue und Anhänglichkeit wegen im Jahre 1303 die Waldungen zum Geschenke machte, in deren Besitze die Stadt noch gegenwärtig ist und wodurch eigentlich der städtische Wohlstand begründet ward.

Nicht lange konnte sich dieselbe ungestört ihrer Reichsfreiheit erfreuen, denn König Ludwig der Bayer versetzte unmittelbar nach Beendigung des langwierigen Kampfes mit seinem Gegenkönige Friederich dem Schönen von Oesterreich, auf dessen Seite die Lauterer Bürgerschaft aus Anhänglichkeit an das edle Habsburger Haus gestanden hatte, 1322 die Städte Kaiserslautern und Wolfstein, das Haupt des Königslandes, an seinen Schwager den König Johann von Böhmen um 10,000 Pfund Heller, was die Veranlassung war, daß jene Städte nach und nach ihre Reichsunmittelbarkeit einbüßten und später mit dem Kurfürstenthume Pfalz vereinigt wurden. Sieben Jahre nachher gab der Böhmenkönig die beiden genannten Städte dem Grafen Jofried von Leiningen in Afterpfandschaft und 1332 trat er dieselben, nachdem dieser Graf zurückgetreten war, dem Erzbischofe Balduin von Trier unterpfändlich ab, der im darauf folgenden Jahre bei Kaiser Ludwig einen Erlaß bewirkte, diese Pfandschaft dürfe nicht in einzelnen Theilen, sondern nur zusammen ausgelöset werden, welchem Prälaten die Bürgerschaft nun auch als ihrem Herrn huldigen mußte. Da Balduin jedoch keine Aussicht hatte, jene Städte als Eigenthum in seine Gewalt zu bekommen, so versetzte er beide an den Grafen Heinrich zu Veldenz 1351, allein Karl IV. (der ebenfalls gleich allen seinen Nachfolgern am Reiche die Freiheiten der Lauterer Bürgerschaft erneuert hatte, was indessen jetzt nur eine leere Formel war) brachte dieselben von dem Hauptpfandinhaber, dem Erzstifte Trier, im Jahre 1357 durch Einlösung wieder an sich und an das Reich. Die Hoffnung jene Städte nun letzterem zu erhalten, ward jedoch sogleich zu Wasser, indem sie noch in dem nämlichen Jahre unterpfändlich an den Verwandten des Kaisers, den mächtigen Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz, gelangten, mit dessen Landen sie endlich eigenthümlich vereinigt wurden. Zu dieser Verpfändung Lauterns an Ruprecht I. oder den Aelteren kamen nämlich durch den Kaiser Karl IV., der die Großen des Reichs für die Wahl seines Sohnes Wenzeslaus geneigt zu machen suchte, im Jahre 1375 noch andere, z. B. die Städte Oppenheim und Odernheim mit Schwabsburg sammt allen Zubehörungen u. s. w. zu lebenslänglichem Besitze, in welcher Uebergabe eine

künftige Auslösung nicht einmal erwähnt wird, welche sämmtlichen versetzten Orte der König Wenzeslaus, nach Ruprechts I. Tode, dessen Neffen, dem Pfalzgrafen Ruprecht II., schon im voraus 1378 zusicherte. Nach des letzteren Absterben schlug jener König dessen Sohn dem Kurfürsten Ruprecht III. im Jahre 1398 noch 20,000 Goldgulden zu der bisherigen auf Lautern ꝛc. ruhenden Pfandsumme, und als dieser Fürst nach Wenzels Entsetzung selbst die Krone des Reichs empfangen hatte, entlieh er 1402 von seinem Sohne, dem Kurprinzen Ludwig, die Mitgift dessen Gemahlin mit 40,000 Nobeln oder 100,000 Gulden, die nun ebenfalls zu den früheren Pfandgeldern von Odernheim, Oppenheim, Schwabsburg, Nierstein, Ober- und Niederingelheim, Winternheim und Lautern mit ihren sämmtlichen Zuständigkeiten geschlagen wurden, welche übermäßig hohen Summen später nicht mehr ausgelöset werden konnten, daher auch, nachdem unsere Bürger dem Kurprinzen gehuldigt hatten, sie dessen königlicher Vater der dem Reiche geleisteten Gelübde und Eide im Jahre 1407 entband, wodurch also jede bisherige Verbindung mit letzterem für immer aufgehoben und die Stadt nebst dem Reichslande dem Kurstaate einverleibt war und auch fürder blieb, obgleich alle nachfolgenden Kurfürsten den Bewohnern derselben die bestimmte, aber überflüssige Versicherung ausstellten: sie sollten den Pfalzgrafen und ihren Erben nicht weiter zu Pfande stehen!? — So wie nun die Reichsherrlichkeit Lauterns untergegangen war, eben so ging auch als eine nothwendige Folge derselben diejenige der kaiserlichen Hohenstaufenburg daselbst ein, welche letztere jetzt fortwährend der Sitz des pfälzischen Beamten oder des Burggrafen blieb.

Seitdem ging alles seinen ruhigen friedlichen Gang in unserer Stadt und nur die Irrungen, welche der Rath öfters mit dem dasigen Prämonstratenserkloster oder dem Stifte und mit der nahen Abtei Otterburg, sowie mit den pfälzischen Beamten und dem umwohnenden Adel hatte, füllen nun die Blätter der Geschichte derselben aus. Ja selbst unter dem Rathe und der Bürgerschaft brachen öfters Zwistigkeiten aus, vornämlich im Jahre 1441, daher der Vormund des minorennen Kurfürsten Ludwig V., der Herzog und Pfalzgraf Otto von Mosbach, die Glieder des Rathes eigenmächtig absetzte, zwölf andere an deren Stelle ernannte und diesen aus jeder der eilf Zünfte noch zwei, also zwei und zwanzig Männer von Seiten der Gemeinde zur Berathung beigab und überhaupt das gesammte städtische Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungswesen auf's neue anordnete, was jedoch nicht verhindern konnte, daß in späteren Jahren, namentlich 1498, 1510 ꝛc. wiederholt tiefgehende Uneinigkeiten zwischen Rath und Gemeinde eintraten, welche gewöhnlich durch den Kurfürsten als Landesherrn geschlichtet werden mußten. In dem Bauernkriege, 1525, blieb unsere Stadt ihrer festen Mauern und Thürme halber unangefochten, wie denn überhaupt dieser Aufruhr im Westriche, dessen Bewohner von ruhigerer Gemüthsart

waren und noch sind, als die lebhafteren feurigen Weinbauern am Vorgebirge und in der pfälzischen Rheinebene, nicht so bedeutend war. Die Reformation hingegen fand schon frühzeitig Eingang in Lautern und nachdem das dasige Prämonstratenserstift nebst dem Baarfüßerkloster eingegangen waren, ward hauptsächlich unter den Kurfürsten Otto Heinrich und Friederich III. die verbesserte evangelische Lehre, wie im gesammten kurpfälzischen Staate also auch dahier und in dem dazu gehörigen Amte vollständig eingeführt.

Der eben erwähnte im Jahre 1576 verstorbene Kurfürst Friederich III. hatte seinem zweiten Sohne dem Herzoge und Pfalzgrafen Johann Casimir, einem in jeder Beziehung ausgezeichneten Fürsten, in seinem letzten Willen die zwei Oberämter Neustadt und Lautern zugeschieden, vorzüglich aus dem Grunde, damit die in Frankenthal, St. Lambrecht und Otterberg angesiedelten niederländischen und wallonischen Auswanderer, zu denen sich später noch die ebenfalls ihres Glaubens wegen aus Frankreich vertriebenen Hugonotten gesellten, in der Ausübung ihrer Religion und in der Entfaltung ihres Wohlstandes vermittelst Anlegung von Fabriken ꝛc. durch seinen älteren Sohn und Nachfolger Ludwig VII. nicht gestört oder beeinträchtigt werden möchten, durch welche Anordnung unserer Stadt ein Mittel zu kräftigem Aufschwunge gegeben war, indem Herzog Johann Casimir die Verwaltung jener beiden unter dem Namen Fürstenthum Lautern mit einander verbundenen Oberämter 1576 übernahm und seine Residenz in der dasigen kaiserlichen Burg aufschlug, die er bedeutend vergrößerte und verschönerte, allein die durch jenen Herzog hier gegründete Linie trieb keine frischen Zweige, auch zog derselbe nach dem frühzeitigen plötzlichen Tode seines Bruders Ludwig VII., als der Vormund dessen Sohnes Friederich IV., nach Heidelberg, und so starb dieser einsichtsvolle Fürst, der so vieles für die genannten drei wallonischen Colonien und überhaupt für das Aufblühen seines Fürstenthums gethan hatte, wovon sich noch jetzt viele Spuren vorfinden, ohne Erben zu hinterlassen zu Anfang des Jahres 1592, worauf seine Besitzungen wieder mit dem Kurstaate vereinigt wurden.

Während des dreißigjährigen Krieges, der wie überall in der Pfalz und also auch hier den blühenden Wohlstand unserer Stadt vernichtete, finden wir in derselben die nämlichen traurigen Vorgänge und betrübten Erscheinungen, wie wir sie in Frankenthal geschildert und gesehen haben. Schon 1620 zogen die Spanier unter Spinola vor Lautern, welcher letztere sein Winterquartier daselbst nehmen wollte, allein die Bürger schlugen seinen Angriff muthig und beherzt zurück, kaum war aber des Reiches Acht über den Pfälzer Kurfürsten 1621 verhängt, so bemächtigte sich der General Don Corduba Lauterns; im folgenden Jahre mußten die Bürger einen fehlgeschlagenen Versuch gegen die Spanier zu Gunsten ihres rechtmäßigen von Kaiser und Reich wahrhaft mißhandelten Fürsten schwer

büßen und seitdem bausten die fanatischen oder entmenschten fremden Dränger zehn Jahre lang in unsern Mauern, auch hier, dem Zwecke dieses Vertilgungskrieges gemäß, allbekannten materiellen und geistigen Druck ausübend, dessen näherer Auseinandersetzung wir gerne überhoben sind. Die schwedischen Waffen stellten zwar seit 1631 die Ruhe und Ordnung wieder her, jedoch nur auf kurze Zeit, denn nach der Schlacht bei Nördlingen, 1634, legte der Herzog Bernhard von Weimar eine schwedische Besatzung hierher, um seine Vereinigung mit Lothringen und Frankreich zu decken, aber im Sommer des folgenden Jahres wurde die Stadt durch das kaiserliche Heer unter Gallas mit stürmender Hand erobert, die schwedische Garnison bis auf den letzten Mann niedergehauen und zu gleicher Zeit 1500 unglückliche Einwohner, Greise, Männer, Weiber und Kinder durch den siegenden Feind schonungslos erwürgt, alles durch denselben rein ausgeraubt und was noch von Menschenleben verschont blieb, in den darauf folgenden Jahren durch Hunger und Pest größtentheils aufgerieben! Im Jahre 1644 verjagten die Schweden und Franzosen die Kaiserlichen aus Lautern und blieben hernach hier bis zum westphälischen Friedensschlusse.

Der weise Kurfürst Karl Ludwig that seit 1652 was in seinen Kräften stand um der entvölkerten und ruinirten Stadt wieder aufzuhelfen, was ihm auch einigermaßen gelang, allein der kleine Krieg den er selbst 1668 und 1669 gegen den Herzog von Lothringen, wegen der Schlösser Landstuhl, Hoheneckeu und Falkenstein, die letzterer besetzt hielt, führte, bereitete den Bürgern wieder vieles Ungemach von mancherlei Art, weil die Stadt eben jenes Krieges wegen durch Anlegung mehrerer neuer Bollwerke in einen kräftigeren Vertheidigungsstand gebracht worden war und dem zufolge eine Besatzung mit einem Commandanten einnehmen mußte, der in Verbindung mit dem pfälzischen Oberamtmanne oder Landschreiber daran arbeitete, den Rath und die Bürgerschaft um den Rest oder vielmehr den Schatten der ihnen seither noch gebliebenen und äußerst geschmälerten Gerechtsamen zu bringen und sie dadurch den übrigen Amtsunterthanen in allem gleich stellen und behandeln zu können, was jenen Herren auch ungeachtet der öfteren Petitionen der Bürger mit der Zeit wirklich gelang. Im September 1688 rückten endlich, der uns leider zur Genüge bekannten Orleans'schen Erbforderungen halber, auch noch die Franzosen vor Lautern, nahmen es ein und setzten sich darin fest, nachdem sowohl die pfälzische Besatzung ausgezogen war, als auch die kurfürstlichen Beamten sich entfernt hatten. Da die Hauptmacht der französischen Armee im Westrich damals in den Vesten Homburg und Bitsch ihren Halt- und Centralpunkt hatte, so ließen die neuen Ankömmlinge sämmtliche mit so großen Kosten angelegten und erst im Jahre 1679 vollendeten, hiesigen Bollwerke und sonstige Festungsbauten schleifen, so wie auch zugleich das Schloß größtentheils demoliren, und die Einwohner seufzten seitdem unter französischem Soldaten-

drucke bis zum Frieden von Ryswick 1697, jedoch wurde die Stadt mit Brand verschont, was die Franzosen bei der Uebergabe 1688 versprochen hatten und — zum größten Erstaunen — auch hielten.

Erst nach geschlossenem Frieden entfernten sich die fremden Gäste und Lautern ward seinem Landesherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, wieder eingeräumt, das verfallene Schloß für den Wohnsitz des pfälzischen Landschreibers nothdürftig hergerichtet, auch die Mauern der Stadt ausgebessert, dieselbe auf's neue mit einer pfälzischen Garnison versehen und die Verwaltung ging nun seitdem ihren, nur noch einmal durch feindlichen französischen Ueberfall im Jahre 1713, jedoch unbedeutend, gestörten, gedeihlichen Gang ruhig fort. Auch der alles Nützliche und Gute so willig fördernde Kurfürst Karl Theodor that außer der Erneuerung der alten, so wie der Ertheilung neuer Privilegien und Freiheiten, manches zum Besten und zur Verschönerung unserer Stadt, denn den seit dem Jahre 1769 in deren Mauern, so wie in der Umgegend im Stillen wirkenden, sogenannten Bienenverein, der auch noch andere landwirthschaftliche Gegenstände in seinen Bereich gezogen hatte, erhob jener gütige Fürst zu einer physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, welche derselbe unter großmüthiger Unterstützung und Aufmunterung 1774 in eine Cameral- oder Staatswirthschaftshohe Schule mit fünf ordentlichen Lehrern verwandelte, die äußerst vortheilhaft und segensreich auf alle Zweige der Cultur im Westrich einwirkte, zehn Jahre später aber nach Heidelberg verlegt und mit der dasigen philosophischen Facultät vereinigt ward.

In dem französischen Revolutionskriege, während dessen Dauer unsere Bürger gleich dem übrigen linken Rheinufer unter Plünderungen, Contributionen, übermäßigen Einquartierungen u. s. w. vieles ausstehen mußten, erlangte Kaiserslautern noch eine besondere traurige Berühmtheit durch die am 29. und 30. November 1793 zwischen den Preußen, unter dem Herzoge von Braunschweig, und zwischen den Neufranken, unter Hoche, daselbst vorgefallene Schlacht, die zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Als eine Folge jenes Krieges kam die linke Rheinseite an Frankreich; Lautern wurde schon unter den Franzosen eine Bezirksstadt mit einer Unterpräfectur und einem Tribunal, welches letztere als Bezirksgericht noch daselbst besteht und die späteren Truppenzüge, vornämlich aber die seit 1810 angelegte, sogenannte Kaiserstraße beförderten augenscheinlich den Wohlstand der Bürger, allein unter der nachfolgenden königlich bayerischen Herrschaft hob und vergrößerte sich diese Bezirksstadt, mit welcher die Bezirksämter Kaiserslautern, Kusel und Kirchheimbolanden verbunden sind, seit dem Jahre 1816 noch viel mehr und befindet sich gegenwärtig durch ansehnlichen Handel, Gewerbe, bedeutende Fabriken, Bierbrauereien u. s. w. in einem wahrhaft blühenden Zustande. Die königliche Regierung verlegte zugleich manche Anstalten in unsere in der Mitte des Kreises gelegene Stadt, z. B. das Schullehrer-

seminarium, das Centralgefängniß und die Kreis-, Landwirthschafts- und Gewerbschule, so wie auch der wöchentlich in der dasigen geräumigen Fruchthalle, in welcher Raum für 6000 Centner Getreide ist, stattfindende Fruchtmarkt, neben dem Mainzer einer der besuchtesten und bedeutendsten am Oberrheine ist. Was der Handerwerb durch die Anlage der Eisenbahn seit 1848 verloren hat, ist durch die Errichtung vieler Fabriken mehr als hinreichend ersetzt worden und noch täglich sind Handel und Industrie im Zunehmen begriffen.

5) Bezirkshauptstadt und Festung Landau. [1]

Wir haben schon oben in der Ortsgeschichte aus der römischen Periode vernommen, daß die Römer, weil der Boden, auf welchem wir jetzt die Stadt Landau erblicken, durch die ausgetretenen Gewässer der Queich ganz sumpfig war, deßwegen ihre Heerstraße längs des Gebirges von Impflingen aus über Mörzheim, Arzheim, Godramstein und Nußdorf leiten mußten. Erst in den nachfolgenden Jahrhunderten dämmte man jenen aus dem Annweiler Thale kommenden, mitunter reißenden Bach in sein jetziges Bette ein, wodurch der bisherige Sumpf nach und nach entwässert und trocken gelegt ward, so daß der Graf Emich IV. von Leiningen, der eine besondere Linie seines Geschlechtes in der oberhalb der Abtei Klingenmünster befindlichen Burg Landeck begonnen und der auch die nahe Reichsveste Madenburg, zu welcher mitunter die Dörfer Waldhambach, Waldrohrbach, Eschbach, Ransbach, Arzheim, Nußdorf, Dammheim, Queichheim, Mühlhausen, Servelingen, Eutzingen und Oberbornheim gehörten, inne hatte, beim Beginne der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts daran denken konnte, auf seinem Gebiete in der Mitte der vier zuletzt genannten Dörfer eine Stadt zu gründen, welcher er wegen ihrer angenehmen Lage den Namen Landau (des Landes Aue) beilegte und deren Gemarkung aus den Bännen jener vier Orte gebildet wurde, indem die Bewohner aus drei dieser Dörfer die erste Bevölkerung der neuen Ansiedelung ausmachten, Mühlhausen hingegen und seine Gemark etwas später einging und mit der Stadt und deren Banne vereiniget ward. Die unmittelbare Nähe des wichtigen Ding- oder Gerichtsplatzes für die ehemaligen Grafen und für die jetzigen Landvögte des Speiergaues auf dem Lutramsforste, die liebliche, fruchtbare und stark bevölkerte Gegend, die sehr lohnenden Erwerb, Handel, Verkehr und Absatz in sichere Aussicht stellte, vorzüglich aber die Erwägung, bei dem öfteren Wechsel der Regenten während des unheilvollen Zwischenreiches, so wie bei dem dadurch herbeigeführten betrübten, rechtlosen Zustande, den Bewohnern der zur Madenburg zählenden Ortschaften nöthigenfalls eine

---

[1] Siehe als Quelle meine urkundliche Geschichte der ehemaligen Reichsstadt und jetzigen Bundesfestung Landau in der Pfalz. Neustadt 1851.

sichere Zufluchtsstätte zu bereiten, scheinen die hauptsächlichsten Gründe gewesen zu sein, die jenen Grafen in seinem einmal beschlossenen Vorhaben bestärkten. Schon im Jahre 1268 war Landau in vollkommenem Wesen und Stande, denn ihr Stifter nennt sie ausdrücklich und urkundlich seine Stadt, allein die wahre und unumgängliche Weihe als solche erhielt sie erst 1274 durch den König Rudolf I., der ihr Rechte und Freiheiten, wie sie die Stadt Hagenau habe, ertheilte und zugleich einen Wochenmarkt daselbst gestattete. Emich IV. berief zwei Jahre hernach einige Augustiner-Chorherren aus ihrem Kloster bei der Elsaßzaberer Steige hierher um auch den religiösen Bedürfnissen der Bürger in seiner neuen Pflanzung zu genügen, denen er einen Platz zur Errichtung ihrer Anstalt, verbunden mit einem Krankenhause, anwies, sie auch sonst mit Gütern und Gefällen begabte und die dann das Kloster nebst der noch vorhandenen, schönen und geräumigen Kirche errichteten; nachher hieß man diese Augustiner-Chorherren von ihrem Mutterkloster her nur kurzweg die Steigerherren, um sie damit von den Augustiner-Eremiten unterscheiden zu können, die später ebenfalls ein geistliches Haus hier in's Dasein riefen, dessen jetzt zum Zeughause verwendete Kirche auch noch bis auf unsere Zeiten gekommen und wohl erhalten ist.

Der Gründer Landau's verließ diese Zeitlichkeit 1281 und die durch ihn gepflanzte Landecker Linie erlosch schon wieder im Jahre 1289 mit dessen gleichnamigem Sohne, der keine Leibeserben hinterließ, welcher Umstand von erfreulichem Einflusse auf die Geschicke Landau's war, denn die Madenburg fiel nun wieder an den Leiningischen Stamm zurück, das Reichslehen Landeck hingegen übertrug König Rudolf I. im Jahre 1290 seinem Neffen, dem Dynasten Otto III. von Ochsenstein sammt den vielen ansehnlichen dazu gehörigen Orten, mit alleiniger Ausnahme von Landau, welches jener Monarch für sich behielt und es zu einer freien Stadt des Reiches erhob, der er zugleich 1291 ausgedehntere Vorrechte und große Wohlthaten zuwendete. Adolf der Nassauer bestätigte im Jahre 1292 unserer Stadt die durch seinen Vorgänger ertheilten Freiheiten und vereinigte damit noch den Hof oder das nachherige Dorf Dammheim, sowie Landau auch unter Albrecht I., der dessen Vorrechte gleichfalls erneuerte, seit 1303 in den Besitz des nahegelegenen Ortes Queichheim kam. Nach des Kaisers Heinrich VII. Ableben, 1313, veranlaßte die getheilte Wahl Ludwigs des Bayern und des Herzogs Friederich des Schönen von Oesterreich einen blutigen Krieg zwischen beiden Königen, hauptsächlich in unserer rheinischen Gegend, der für die Stadt Landau äußerst nachtheilige Folgen hatte und sie auf lange Zeit um ihre Selbstständigkeit als Glied des Reiches brachte. Unsere Bürger waren nämlich aus Dankbarkeit Anhänger des Habsburger Friederich, des Enkels ihres großen Wohlthäters Rudolfs I., die Reichsstadt Speier hingegen hielt es mit Ludwig dem Bayern, der den

Grafen Georg von Veldenz zu seinem Landvogte im Speiergau mit dem Sitze in Speier ernannte, während sein Gegner dem Herrn Otto IV. von Ochsenstein dieselbe Würde übertrug, der seine Wohnung in Landau nahm, für Friederich kämpfte aber vor allen sein Bruder, der Herzog Luipolt von Oesterreich. Die Anhänger beider zogen nun mehrere Jahre lang in der Rheingegend umher und suchten einander allen moglichen Schaden und Abbruch zu thun, vornämlich wurden aber die Städte Landau und Speier sammt ihren nächsten Umgebungen sehr beschädigt und benachtheiligt, so daß König Ludwig den Speierern, um sie für den ihnen durch die Landauer zugefügten Verlust schadlos zu halten, bereits im Jahre 1317 unsere Stadt um 5000 Pfund Heller versetzte, was jedoch nicht zu Stande kam. Mehrere Vermittlungsversuche zwischen den erbitterten Partien, während der folgenden Jahre, blieben erfolglos, bis dann endlich die Schlacht bei Mühldorf, 1322, zu Gunsten Ludwigs des Bayern entschied, und dessen Widersacher gefangen ward. Aber auch nach diesem Unfalle bewahrten die Landauer Bürger ihrem Konige fortwährend ihre Treue und ergaben sich noch nicht, sondern sie sandten Boten zu ihm nach Trausnitz, und erst nachdem derselbe sie ihrer ihm geleisteten Gelübde entlassen hatte, huldigten sie ihrem neuen Herrn und gelobten ihm Treue. Letzterer war jedoch so erbittert über den bisherigen hartnäckigen Widerstand unserer Bürger, daß er zwei Jahre später die Stadt mit ihrer Gemarkung, sammt allen Rechten, Nutzungen, Gefällen und Zubehörden, wie sie das Reich seither inne gehabt hatte, für 5000 Pfund Heller an den Bischof Emich in Speier und an dessen Hochstift verpfandete.

Beinahe zweihundert Jahre lang dauerte solcher unnatürliche drückende Zustand, welchen Zeitraum, wie zu erwarten stand, nur gegenseitige Zerwürfnisse, Neckereien und Reibereien ausfüllten, indem der Speierer Prälat die Pfandschaft hauptsächlich dazu benutzte, seine Rechte und Befugnisse zum offenbaren Nachtheile der Bürger immer weiter auszudehnen, während letztere sich nach Erlösung aus diesem höchst lästigen geistlichen Joche sehnten und alles mögliche aufboten, um die Aufhebung der widerwärtigen Verpfändung zu erwirken und wieder zu dem ungeschmälerten Genusse ihrer früheren Freiheiten, Vorrechte und Selbstständigkeit zu gelangen. Es glückte ihnen dieß jedoch erst 1511 unter dem thätigen und einsichtsvollen Kaiser Maximilian I. und die nächste Veranlassung dazu gab ein Besuch dieses Monarchen in unserer Stadt im Jahre 1508 (zu welcher Zeit auch der Rath von dem Inhaber der Madenburg, dem Herrn von Heideck, den Ort Nußdorf um 3000 Gulden käuflich erwarb), welche erwünschte Gelegenheit die Bürger sorgfältig benutzten, um demselben ihre seitherige Noth nebst den damit in genauem Zusammenhange stehenden Wünschen und Hoffnungen vorzustellen, die jener Fürst mit den gnädigsten Versicherungen entgegen nahm. Letztere waren indessen keine leeren Worte, sondern sie

reiften in Zeit von drei Jahren zur That, und Landau ward auf des Kaisers Befehl und unter der Vermittlung des kaiserlichen Landvogtes im unteren Elsasse, des Freiherrn Kaspar von Mörsberg und Beffort, 1511 vom Hochstifte ausgelöset, der Landvogtei Hagenau einverleibt, und voller Freude und Jubel legten die Bürger den Eid der Treue gegen das Reichs-Oberhaupt in die Hände des eben erwähnten Landvogts ab. — Seitdem wurde Landau, weil, und zwar zu seinem nachherigen größten Nachtheile, mit der Laudvogtei Hagenau vereinigt, zum Elsasse gerechnet und stand auch deßwegen in genauer Verbindung mit den übrigen Elsässer Reichsstädten. —

Die späteren hervorragendsten Momente unserer Stadt, seit sie wieder ein Glied des deutschen Reiches war, lassen sich in folgendem kurz zusammendrängen. Der zahlreiche und unternehmende Wasgauer Adel hielt nun, unter dem Mitwissen und der Begünstigung des Rathes, seine regelmäßigen Versammlungen in einer besonderen hiesigen Herberge und führte Großes im Schilde, denn der berühmte Ritter Franz von Sickingen, der ebenfalls seiner Veste Hohenburg wegen zu den Wasgauer Edeln zählte, wirkte kräftigst dabei mit und so ward 1522 der bekannte Landauer Bund daselbst geschlossen, zu dessen Hauptmanne man jenen Franziscus erwählte. Die neue verbesserte oder evangelische Lehre fand schon seit dem vorerwähnten Jahre also frühzeitigen und raschen Eingang bei Rath und Bürgerschaft, und 1554 war unter den heftigsten Stürmen und Kämpfen das protestantische Kirchenwesen daselbst vollständig geordnet. Die gesammte Bevölkerung, bis auf einige Stiftsherren, denen noch das Chor der großen Kirche verblieben war, bekannte sich zum evangelischen Glauben, und Landau war also wie bei weitem die meisten ihrer Schwesterstädte in Deutschland eine evangelische Reichsstadt oder Reichsstand, nachdem auch früher der Sturm des Bauernaufstandes vom Jahre 1525 an ihren Befestigungen ohne Schaden vorübergebraust war.

Nachher ging nun, wie in den übrigen Städten des heiligen römischen Reiches sowohl im weltlichen, wie im kirchlichen Regimente, auch hier alles seinen althergebrachten, stabilen und formellen Gang fort, der nur manchmal durch die Reibereien und Beeinträchtigungen der Beamten in den umherliegenden kurpfälzischen Orten unterbrochen ward, bis zu den betrübten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in welchem unsere Bürgerschaft durch Einquartierungen, Lieferungen, Brandschatzungen, kirchliche Bedrängnisse und Plünderung und zwar zuerst von den Mannsfeldern, Oesterreichern und Kroaten bis 1631, dann von den Schweden und den mit ihnen verbündeten Franzosen in den Jahren 1631 bis 1634, darauf wieder von den Oesterreichern bis 1645, da sie durch die Franzosen und Schweden zurückgedrängt wurden, welche letzteren erst im Jahre 1650 wieder abzogen, also wie wir hieraus ersehen von Freund und Feind seit 1621

bis zum Friedensschlusse vieles Ungemach durchmachen mußte, bis sie endlich ganz erschöpft und verarmt war, aber doch wenigstens keine Beschädigung durch Brand erlitten hatte. In dem Münsterer Frieden, 1648, trat der schwache Kaiser die Festung Breisach, die Landgrafschaft des oberen und unteren Elsasses, den Sundgau (diese herrlichen deutschen Gaue!), so wie die zur Landvogtei Hagenau gehörigen zehn Elsässer Reichsstädte und darunter auch unser Landau, das früher nie zum Elsasse gehört hatte, sondern im Speiergaue lag, an die Krone Frankreich ab, und wiewohl es darin heißt: diese Städte würden den Franzosen mit denjenigen Rechten und Befugnissen eingeräumt, welche das deutsche Reichsoberhaupt bisher in denselben gehabt hätte, oder zu deutsch: jene zehn Städte müßten bei ihrer Reichsunmittelbarkeit erhalten und dürften in der Ausübung ihrer seitherigen Freiheiten und Gerechtsamen nicht gestört oder beeinträchtigt werden, so waren solche theilweise sehr vagen Bestimmungen für den mächtigen König Ludwig XIV. von Frankreich, gegenüber der offenbaren jämmerlichen Schwäche und Ohnmacht des morschen deutschen Staatskörpers in jener Verrückenzeit, dennoch eine erwünschte Veranlassung seine unerhörten und ungerechten Ansprüche auf diese Städte sogleich zu beginnen und seine frechen Anmaßungen, zur unauslöschlichen Schmach der deutschen Nation, so systematisch und raffinirt zu wiederholen, ja so weit zu treiben, bis endlich die Stadt Landau sammt ihren Elsässer Schwesterstädten dem deutschen Reiche allmählich entfremdet und nach dem Abschlusse des Nymweger Friedens von 1679 (in welchem indessen von diesen zehn Reichsstädten nichts enthalten oder darüber bestimmt ist) eine Beute des deutschen Erbfeindes wurde! Die Geschichte unserer Stadt während dieser schmählichen Vorgänge von 1650 bis 1680 ist weiter nichts als ein verzweifelter und vereinzelter (weil vom dahinsinkenden Reichsregimente nicht unterstützter) Kampf des Rathes und der Bürgerschaft um Aufrechthaltung ihrer ehemaligen Selbstständigkeit und Unmittelbarkeit gegen empörende Arroganz und schonungslose Willkür, und sogar während dieses Strebens ward unser ohnedieß schon ruinirtes und ganz herabgekommenes Landau seit 1673 noch mehrmals von der rohen französischen Soldateska unter Türenne hart und schwer heimgesucht und mißhandelt, ja sogar von demselben durch Demolirung der Mauern, Breschen, Palissaden und Verbrennen der Stadtthore im März 1674 zu einem schutzlosen offenen Orte gemacht. Auf solche Weise gingen die militärischen so wie die Beamten-Quälereien durch Wälsche und Deutsche und in der mannichfaltigsten Abwechselung fort bis zum Frieden von Nymwegen, nach dessen Abschlusse der französische Monarch sich im Jahr 1680 sogleich in den eigenmächtigen Besitz des oberen und unteren Elsasses, so wie der darin befindlichen zehn früheren Reichsstädte setzte, worauf auch unsere Bürgerschaft in der Stadt und in den drei dazu gehörigen Ortschaften, demselben als ihrem nunmehrigen alleinigen

Landesherrn den Eid der Treue leisten mußte und somit die völlige Trennung Landau's vom deutschen Staatsverbande factisch vollzogen war.

Wie nun seitdem darin und zwar unter stätem kalten Hohn und Spotte von den französischen Gewalthabern, hohen und niederen Beamten, sowohl vom Militär- als auch vom Civilstande vorgeschritten, eine Ungerechtigkeit und Gewaltthat auf die andere gehäuft, in der Verwaltung, in kirchlicher, kurz in jeder andern Beziehung alles nach französischem Schnitte umgeformt und gemodelt wurde oder werden sollte, kann man sich leicht vorstellen, wir aber wollen, um die damaligen ohnmächtigen Zustände Deutschlands zu schonen, solche schmählichen Vorgänge hier nicht weiter ausmalen. Der große Ludwig XIV. faßte auf das Gutachten Vaubans hin im Jahre 1687 den Entschluß Landau in eine Hauptfestung oder vielmehr in eine Zwingburg gegen das zerrissene und getheilte deutsche Reich zu verwandeln, um vor allem dadurch die pfälzischen Rheinlande beherrschen zu können, womit auch im folgenden Jahre nach dem Plane jenes Vauban begonnen ward, und welche Veste man in früheren Zeiten als ein Meisterstück seiner Befestigungskunst ansah. Mit der Ausführung dieses Vorhabens stand aber auch zugleich eine der unglaublichsten und verworfensten Schandthaten in naher Beruhrung, welche jemals durch die damals ganz entmenschten und verwilderten Franzosen begangen worden war. Die in den Annalen aller Zeiten nicht ihres Gleichen habende Verwüstung und Einäscherung der blühenden Städte und Dörfer der rheinischen Pfalz durch die französischen Mordbrenner in den Jahren 1689 und 1693 (welches Land sie aber mit Heeresmacht feindlich überfallen hatten) ist uns aus unseren früheren Darstellungen leider hinreichend bekannt; die Brandwuth war also in ihnen angefacht und um dieselbe stillen zu können, so wie auch nur, um in der neuen Festung gerade Straßen und einen geräumigen Paradeplatz zu bekommen, steckten diese Vandalen unsere damals zur französischen Monarchie gehörige, also ihre eigene, durch die vielen widrigen Schicksale tiefgebeugte und, anstatt ihres früheren Wohlstandes, ganz zurückgekommene Stadt am 23. Juni 1689 in Brand, hinderten dabei mit teuflischem Hohne die armen verzweiflungsvollen Bürger gewaltsam am Löschen u. s. w., so daß kaum der vierte Theil der Häuser von dieser gräßlichen absichtlichen Zerstörung übrig blieb.

Landau mußte überhaupt den Vorzug und die Ehre eine der mächtigsten damaligen Zwingburgen zu sein, öfters hart und bitter büßen, denn die Nachwehen blieben nicht lange aus. Schon im Jahre 1702 mußte diese Festung eine 84 schwere Tage währende Belagerung unter dem Prinzen Louis von Baden aushalten und sich endlich mittelst Capitulation dem deutschen Heere ergeben; was die Einwohner der Stadt hierbei durchgemacht haben, das verbürgt uns der für ewige Zeiten gebrandmarkte und fluchwürdige Namen Melac, des Commandanten darin und des früheren

Verwüsters des kurpfälzischen Landes. Nur kurze Zeit blieb die Festung in den Händen der Deutschen, denn 1703 traf sie abermals eine Belagerung durch die Franzosen unter Tallard, welche sich nach dem nachtheiligen Treffen am Speierbache mit der Uebergabe an letzteren am 16. November 1703 endigte. Schon im folgenden Jahre wechselte das Kriegsglück; der bekannte Prinz Eugen schlug nämlich im August 1704 die französische Armee unter dem Marschall Tallard bei Höchstädt und schloß darauf Landau ein, welcher wiederholten Blockirung der Kaiser Joseph I., so wie auch früher der ersten ebenfalls beiwohnte; der darin befindliche Befehlshaber vertheidigte zwar den Platz auf's tapferste, allein er mußte sich am 24. November ergeben und abziehen. Beinahe neun Jahre lang blieben seitdem die Deutschen in dem Besitze unserer Stadt und Festung, aber in dem auf's neue ausgebrochenen Kriege mit Frankreich mußte dieselbe seit dem 6. Juni 1713 eine abermalige und zwar sehr heftige Belagerung durch die Franzosen erdulden, welche wegen der hartnäckigen muthigen Vertheidigung des Gouverneurs, des Prinzen Alexander von Württemberg, eine der härtesten von allen war und sich mit dessen Capitulation am 20. August des gedachten Jahres endigte.

Seitdem blieb Landau in der Gewalt der Franzosen bis die furchtbaren Stürme der ersten französischen Revolution die bisherigen politischen und staatlichen Verhältnisse nicht allein Frankreichs, sondern der meisten Reiche Europa's erschütterten, zerstörten und umgestalteten. Während des durch jene Umwälzung veranlaßten und herbeigeführten, jahrelangen Krieges seit 1792 traf unsere Festung wiederholt das Schicksal, 1793 eine noch viel härtere und langwierigere als die zuletzt erwähnte Belagerung durch die Preußen unter dem damaligen Kronprinzen und dabei zugleich eine der fürchterlichsten Beschießungen durch dieselben aushalten zu müssen, bis endlich am 28. December jenes Jahres die Stunde ihrer Erlösung oder ihres Entsatzes schlug. Bedeutende Opfer mußten die Bürger während dieser gefahrvollen Katastrophe bringen, die sie aber mit Freuden leisteten, indem sie begeistert für die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei der Vertheidigung der Festung unermüdet und unerschrocken mit dem Militär im Dienste wetteiferten. Landau ward darauf ein Bestandtheil der Republik und später des Kaiserreiches, allein die den Bürgern durch das Gouvernement zugewendeten Vortheile standen in keinem Verhältnisse zu den vielen schweren Opfern, die sie dem Staate mit Gut und Blut gebracht hatten. Seit 1814 ward die Stadt in Folge des untergegangenen Glückssternes Napoleons I. durch das verbündete deutsche Heer eingeschlossen bis zum ersten Pariser Frieden, durch welchen jedoch dieselbe, da man die Queich als Gränzlinie annahm, bei Frankreich blieb, was sich aber, nachdem die Festung im Jahre 1815 bei dem wiederholten Feldzuge der Alliirten nach Frankreich abermals einige Monate lang blockirt gewesen

war, durch den zweiten Pariser Frieden änderte, dessen Beschlüsse unsere Stadt endlich wieder an Deutschland brachten; dieselbe ward 1816 mit dem Königreiche Bayern vereinigt, zugleich zur Bundesfestung erklärt und zum Haupte eines Bezirkes erhoben, zu welchem die drei Bezirksämter Landau, Germersheim und Bergzabern gehören. Eine ständige ansehnliche Garnison verbunden mit einträglichen Gewerben so wie mit ergiebigem Frucht- und Weinbau wurdenseitd em für die Bewohner Landau's die Hauptquellen des Wohlstandes, daher diese Stadt unter bayerischer Hoheit und während einer langen Reihe von Friedensjahren sich zu einer der blühendsten der Pfalz emporgeschwungen hat.

Nußdorf.

J. G. Lehmann, Pfarrer.

Berichtigungen.

S. 100 ist in der Ueberschrift „Zweites“ statt Drittes Kapitel zu setzen.
S. 172 ist vor der Ueberschrift „Volkskunde“ die Ziffer I zu streichen.
S. 606 Zeile 2 von oben lies „Malstätten“ statt Wahlstätten.

In Betreff der im dritten Bande der Bavaria S. 1287 gegebenen kurzen Geschichts-Notizen über Schillingsfürst werden wir auf die inzwischen erschienene, eben so gründliche als inhaltreiche Monographie von Joseph Albrecht „Schillingsfürst“ Oehringen 1866 aufmerksam und wollen hiermit auch die Freunde historischer Specialstudien zur Ergänzung und Berichtigung des von uns gegebenen Textes auf dieselbe verwiesen haben. Albert zeigt unter andern urkundlich, daß nicht, wie unser Verfasser nach Bensen und der Rotenburger Chronik von Erhard angibt, die Herren von Velden (Felden) im 12. und 13. Jahrhundert im Besitze von Schillingsfürst gewesen seien, sondern ein nach der Burg benanntes edles Geschlecht, durch welches Schillingsfürst schon im 13. Jahrhundert Eigenthum des Hauses Hohenlohe geworden ist. Ueber die Verpfändung von Schillingsfürst an den Grafen Gerlach von Nassau (1337) und die daraus weiter erwachsenen Rechts- und Besitzesverhältnisse verweisen wir auf die ausführlichen Deductionen bei Albrecht S. 6 ff.

Sach-Register
zum zweiten Halbband des vierten Bandes.

(G bedeutet Geognosie, V Vegetationsverhältnisse, Tw Thierwelt, K Klima, St Statistische Einleitung, GK Geschichts- u. Kunstdenkmale, H Haus u. Wohnung, S Volkssage, VS Volkssitten, T Tracht, M Mundart, N Nahrung, Kp Körperbeschaffenheit und Gesundheitspflege, B Betriebsamkeit, U Volksbildung u. Unterricht, O Ortsgeschichte.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Augsburg.

19

i.